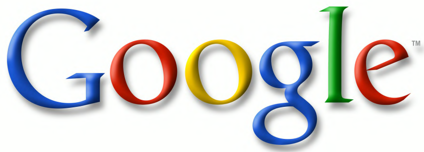



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Illustrirte

Geschichte der k. k. Armee.

Dargestellt

in

allgemeiner und specieller culturhistorischer Bedeutung

von der

Begründung und Entwicklung an bis heute.

Unter Mitwirkung

namhafter Schriftsteller und Künstler, sowie mit Benützung der besten literarischen und manuscriptlichen Quellen

herausgegeben von

Gilbert Anger.

Mit vielen, theils mit den Epochen gleichzeitigen, theils neuen Illustrationen.

Zweiter Band.



er.

Druck von Gilbert Unger (vorm. J. C. Fischer & Comp.) Wien.

Illustrirte
Geschichte der k. k. Armee.

Dargestellt

in

allgemeiner und specieller culturhistorischer Bedeutung

von der

Begründung und Entwicklung an bis heute.

Unter Mitwirkung

namhafter Schriftsteller und Künstler, sowie mit Benützung der besten literarischen und manuscriptlichen Quellen

herausgegeben von

Gilbert Anger.

Mit vielen, theils mit den Epochen gleichzeitigen, theils neuen Illustrationen.

Zweiter Band.



Wien.

Verlag von Gilbert Anger.

1887.

Druck von Gilbert Anger (vorm. J. C. Fischer & Comp.) Wien.



Zweiter Band.

Drittes Buch.

Der dreißigjährige Krieg.



Wir stehen vor einer der wichtigsten Perioden in der Entwicklung der kaiserlichen Armee. Ja, es ist vielleicht nicht unrichtig, wenn man behauptet, daß dieselbe als bleibender, festgegliederter Organismus unter den furchtbaren Stürmen des großen deutschen Krieges entstand und wir von diesem an, obwohl die alten Formen der Ergänzung äußerlich fortbestanden, das stehende Heer in der österreichischen Monarchie zu datiren haben. Bei der großen Wichtigkeit dieser Periode ist es daher geboten, auch auf die Ursachen und den Verlauf des Krieges näher einzugehen. Denn wenn auch, dem Zweck unseres Werkes entsprechend, stets der militärische Standpunkt besonders hervorzuheben ist, so bliebe doch Vieles unklar, wenn nicht gleichzeitig, so weit es nöthig erscheint, die allgemeine Geschichte dieser furchtbaren Kämpfe in die Erzählung eingeflochten wurde. Wiederholt wechseln die Gegner oder sie verwandeln sich sogar in Bundesgenossen; ganz Deutschland, ein Theil von Ungarn und Italien sind Schauplatz des Krieges, der, aus scheinbar geringfügiger Ursache entstanden, in der Erregung der Gemüther, der allgemeinen politischen Lage und dem Ehrgeiz einzelner Fürsten so viel Zündstoff findet, daß er ganz Europa in Mitleidenschaft zieht und durch eine früher und später nicht mehr vorgekommene Dauer die blühendsten Länder Deutschlands und Oesterreichs verheert und um Jahrhunderte in ihrer Entwicklung zurückwirft.

Wenn wir nach der Ursache dieser furchtbaren Kämpfe fragen, so finden wir sie in der religiösen Spaltung, welche durch die Reformation in Deutschland erzeugt wurde. Vergeblich suchte Karl V. mit all seinen Machtmitteln die weitere Zerklüftung des Deutschen Reiches durch die Glaubensverschiedenheit hintanzuhalten; wir sehen, daß er daran scheiterte, und seine Nachfolger, namentlich der weise und milde Kaiser Max II. waren genöthigt, durch Nachgiebigkeit den Frieden zwischen den verschiedenen Confessionen im Reiche aufrecht zu halten.

Dies war umso schwieriger, als von Anbeginn die religiöse Frage nur ein Vorwand für Ansprüche und Gegensätze sehr materieller Natur war; mit Recht bemerkt ein moderner Historiker, daß die Unbotmäßigkeit einzelner Stände, die Habsucht der Fürsten und der Ehrgeiz einzelner Parteihäupter so viel zum Auflodern des Brandes beitrugen, daß man manchmal im Zweifel ist, welchem Umstand die größere Schuld beizumessen sei.

An Zündstoff fehlte es daher nicht, und derselbe wurde umso gefahrdrohender, als die durch den Frieden von Szitva-Torok abgewendete Gefahr einer Türken-Invasion den letzten zwingenden Grund zur Einigkeit und Unterdrückung innerer Zwistigkeiten in Deutschland und Oesterreich beseitigte.

Wenn aber der Funke, welcher den überall glimmenden Brand zur vollen Gluth entfachen sollte, gerade von der österreichischen Monarchie ausging, so lag der Grund hievon in den Verhältnissen des Fürstenhauses, die wir in Kürze bei Besprechung des Passauer Kriegsvolkes kennen lernten. Der unselige Bruderzwist zwischen Rudolf II. und Matthias hatte den Ständen einzelner Provinzen eine Macht gegeben, welche jene des Monarchen in Frage stellte und umso gefährlicher war, als religiöse Unduldsamkeit die Gemüther erregte und die Geister gegen die Gebote politischer Nothwendigkeit blind machte.

Vergebens suchte Matthias in seinen letzten Regierungsjahren in andere Bahnen zu lenken und das Uebergewicht der Stände, das er selbst durch sein Verfahren gegen Rudolf II. großgezogen hatte, wieder zu brechen. Von Jahr zu Jahr wurden die Verhältnisse schwieriger, die Beziehungen zwischen den Ständen und dem Landesfürsten gespannter, namentlich in Böhmen, wo die Religionsparteien sich von jeher am schroffsten gegenüberstanden. Auf dem Landtag von 1617 konnte die Wahl des Erzherzogs Ferdinand als Nachfolger seines Oheims Matthias nur mit Mühe durchgesetzt werden, da ein Theil der Stände, geführt vom Grafen Heinrich Matthias Thurn, für den Landtag das freie Wahlrecht beanspruchte, während doch seit 1526 die Erblichkeit der böhmischen Krone im Hause Habsburg unbestritten war.

Indessen fand man einen Ausweg, und Ferdinand wurde fast einstimmig zum König „angenommen", wie es hieß, um den Ausdruck „gewählt" zu umgehen. Aber die protestantische Mehrheit warf nun die religiöse Frage auf und verlangte von Ferdinand die Bestätigung aller jener Vorrechte, namentlich des sogenannten „Majestätsbriefes", welche einst Rudolf II. abgezwungen wurden. Damit war die Ursache neuen Zwistes gegeben; denn wenn Matthias die ständischen Forderungen aus politischen Gründen bekämpfte, so kam bei Ferdinand noch sein Eifer für die katholische Sache hinzu, den er schon bei der gewaltsamen Gegenreformation in seinem Stammlande Steiermark bewiesen hatte. Wenn ihm daher die Protestanten in Böhmen ein gewisses Mißtrauen entgegenbrachten, so war dies ebenso natürlich, als daß die Katholiken darnach trachteten, sich in den Besitz ihrer früheren ausschließlichen Rechte zu setzen.

Hie und da kam es zu offenen Reibungen zwischen den Religionsparteien, namentlich in Klostergrab, wo der Erzbischof von Prag die Erbauung einer protestantischen Kirche verhinderte und den Einwohnern einen Revers, daß sie dem katholischen Glauben anhängen wollten, abnöthigte. Die Beschwerden der schon seit 1611 von den Protestanten Böhmens bestellten Defensoren (Vertheidiger) wurden ausweichend beantwortet, und ein von ihnen auf den 5. März 1618 einberufener Protestantentag stieß auf offene Mißbilli-

gung der Regierung. In Beantwortung einer Eingabe desselben erklärte Kaiser Matthias, daß ein Wiederzusammentritt des Protestantentages nicht zu dulden sei, und „um dem drohenden Feuer vorzubeugen", werde man die Urheber dieser Vorgänge gerichtlich belangen.

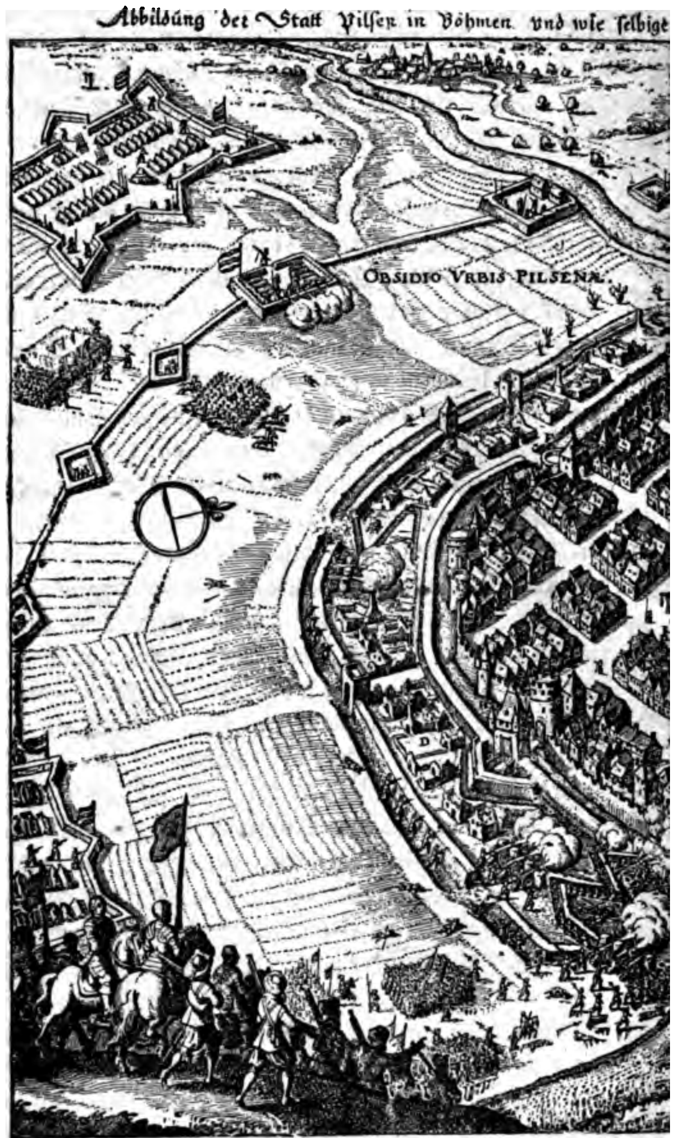
Doch Matthias war kränklich und — obwohl selbst sein vertrautester Rathgeber, der vom Bäckerjungen zum Cardinal und allmächtigen Staatsminister emporgestiegene staatskluge Melchior Khlesl (geb. 1553, gest. 1630) meinte, es zieme dem Kaiser nicht, „schleichend wie ein Fuchs, sondern gewaltsam wie ein Löwe" aufzutreten — an und für sich kein Mann der zielbewußten That. Als sich daher der Protestantentag am 21. Mai 1618 wieder versammelte, legte die Regierung ihm kein Hinderniß in den Weg, sondern man verlas nur ein kaiserliches Schreiben, welches zwar die Schließung desselben verlangte, aber ausdrücklich versicherte, daß keine Verkürzung der ständischen und verbrieften Rechte geplant werde und die Ankunft des Kaisers in Prag in Aussicht stellte. Man traute aber diesen Zusicherungen nicht, und unter dem Eindruck unklarer Gerüchte, daß die katholische Partei und die Statthalter einen Anschlag gegen Freiheit und Leben der protestantischen Stände vorbereiteten, wurde jene Gewaltthat beschlossen und ausgeführt, die als „Prager Fenstersturz" bekannt ist und thatsächlich den unmittelbaren Ausgangspunkt des dreißigjährigen Krieges bildete.

Am 23. Mai 1618, „dem Schicksalstag Böhmens, dem Anfang und der Ursache alles folgenden Weh's", erschienen die Stände am Hradschin, meist bewaffnet und von gleichfalls bewaffneten Dienern begleitet. In ziemlich brüsker Weise wurden die Vertreter der Regierung — der Oberstburggraf Adam von Sternberg, der Oberstlandrichter Wilhelm von Slawata, der Burggraf von Karlstein Jaroslav von Martiniz und der Großprior des Malteserordens Diepold von Lobkowitz — befragt, ob sie auf die Erlassung des ersten kaiserlichen Drohbriefes Einfluß genommen hätten. Auf die ausweichende Antwort des Oberstburggrafen erhob sich ein wilder Disput, dessen Tenor sich in drohender Weise gegen die am meisten verhaßten Herren von Slawata und Martiniz kehrte, die als Schädiger des Gemeinwohles erklärt wurden.

Unter dem Eindruck dieser Scene und der blitzenden Waffen betheuerte Sternberg endlich, daß keiner der Anwesenden an jenem kaiserlichen Drohbrief betheiligt war, aber Thurn und einige andere protestantische Edelleute hatten beschlossen, durch eine Gewaltthat den völligen Bruch zu vollziehen. Man berief sich darauf, daß schon im Jahre 1609 jedermann, der den Majestätsbrief verletzte, als Verräther erklärt wurde — dieses Verbrechens seien Slawata und Martinitz schuldig. Tobende Zustimmung begleitete die Verlesung dieses schon im vorhinein gefällten Urtheilsspruches, und trotz der Bitten Sternberg's und des Großpriors schritt man unverweilt zur Execution, indem man die beiden durch das Fenster in den 28 Ellen tiefen Burggraben stürzte. In der blinden Wuth schickte man ihnen den sonst ganz unbetheiligten Secretär, Magister Philipp Fabricius, nach, weil er vor den Folgen dieser That warnte. Wunderbarerweise fand keiner bei dem fürchterlichen Sturz den Tod; Martinitz und Fabricius blieben fast ganz unversehrt, so daß der letztere sofort ärgerlich fragen konnte: „Ei, was habe ich ihnen denn gethan, daß sie mich gleich Euch hinausgeworfen haben?" Nur Slawata hatte Wunden vom Anschlagen an die Gesimse. Auch einige von den Fenstern aus nachgesendete Schüsse trafen nicht, so daß Fabricius sich in die Stadt retten konnte, um von dort eilends nach Wien zu reisen, Martinitz

und Slawata flüchteten sich mit Hilfe ihrer herbeigeeilten Diener in das Haus des Kanzlers, ohne daß man sie weiter behelligt hätte.

Mit dieser offenen Auflehnung gegen die kaiserliche Gewalt war der unheilbare Bruch zwischen dieser und den Ständen vollzogen, auf welchen der Fanatismus einzelner Herren, namentlich aber der Ehrgeiz des Grafen Heinrich Matthias von Thurn hinarbeitete.



Belagerung von Pilsen dur

Dieser Mann, dem das Schicksal eine weit über seine Begabung gehende Rolle zutheilte, stammte aus einem ursprünglich nur in Krain begüterten Geschlecht, trat in kaiserliche Kriegsdienste und kämpfte als Oberst eines Reiterregimentes gegen die Türken. Schon sein Vater hatte Güter in Böhmen erworben, und auf dem Landtag von 1609, auf welchem Rudolf II. der Majestätsbrief abgerungen wurde, war Heinrich Matthias von Thurn schon einer der Führer der ständischen Opposition und zum Commandanten der Truppen bestimmt, welche der Landtag aufbot, um den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Durch die Entziehung des ehrenvollen und sehr einträglichen Amtes eines Burggrafen von Karlstein im Jahre 1617 wurde der Ehrgeiz Thurn's empfindlich getroffen und seine Opposition zu einer vollkommen scrupellosen gemacht. Als Leiter der Bewegung und als Politiker trat Thurn bald ganz in den Hintergrund, aber auch als Feldherr erfüllte er nicht die Hoffnungen, welche man in Böhmen auf ihn setzte.

Durch den Fenstersturz war die schon lange vorbereitete Revolution vollzogen und vorderhand die Macht der Regierung beseitigt. An ihre Stelle traten dreißig Directoren, die von dem zu einem Landtag umgewandelten Protestantentag gewählt

wurden, an deren Spitze Wenzel Wilhelm von Ruppa, einer der bedeutendsten und geschäftskundigsten Männer der Opposition, berufen wurde.

Natürlich gab man sich keiner Täuschung darüber hin, daß der Kaiser nun, wo die Zeit des Unterhandelns abgelaufen war, die Schärfe der Waffen gegen Böhmen kehren würde, das sich mit Ausnahme der Städte Pilsen (Bild nebenstehend), Budweis und Krumau durchaus auf ständische Seite stellte. Die erste Sorge der Directoren mußte daher die Schaffung einer Wehrkraft sein, und der Landtag bewilligte, bevor er am 28. Mai sich auflöste, die Werbung von 16.000 Mann Fußvolk und Reiterei. An die Spitze dieses Heeres wurde Graf Thurn als General-Lieutenant berufen, ihm zur Seite standen Colonna von Fels als Feldmarschall, Johann von Bubna (geb. 1570, gest. 1636) als General-Wachtmeister, Herr Kaspar Kapliř von Sulewic (geb. 1542, gest. 1621) als General-Quartiermeister, mit Ausnahme von Thurn lauter Männer ohne praktische Kriegserfahrung und ohne jenes Organisationstalent, das zur Schaffung einer Armee in so vorzüglichem Grade erforderlich ist.



Mansfeld, 1618. (Seite 557.)

Indessen nahmen die Werbungen, so lange der rasch entfachte Enthusiasmus anhielt und es an Geld nicht mangelte, ziemlich guten Fortgang, und im August waren bereits 12.000 Mann aufgebracht, deren Ausrüstung und Kriegszucht allerdings viel zu wünschen übrig ließ. Indessen war man sich auch klar darüber, daß die Qualität dieser Truppen weit hinter jener der kriegsgewohnten kaiserlichen Soldaten zurückstehe, deren Führer ihre Schule in Ungarn oder in den Niederlanden durchgemacht hatten. Diesen Mißverhältnissen suchte man durch die Ueberzahl ein Gegengewicht zu geben,

indem man ein allgemeines Aufgebot ausschrieb, von dem man 30.000 Streiter erwartete, eine Hoffnung, die sich jedoch nicht erfüllte, da sich nur ungefähr 18.000 Mann stellten, die zudem wegen mangelnder Kriegszucht häufig mehr Schaden als Vortheil brachten. Günstiger schienen sich die Bemühungen der Directoren zu gestalten, insoweit es sich darum handelte, Bundesgenossen zu werben. Die entschiedene Haltung, welche die österreichischen Fürsten in der religiösen Bewegung einnahmen, hatte ihnen von jeher zahlreiche Gegner erweckt, und andere hofften durch die Schwierigkeiten der Lage Gelegenheit zur gewaltsamen Aneignung einzelner Theile des reichen habsburgischen Besitzes zu erhalten.

Bei den Ständen der übrigen österreichischen Länder, an welche sich die böhmischen Directoren wendeten, fanden sie, da jene meist in der Mehrzahl protestantisch gesinnt waren, eine freundliche Aufnahme, aber keine thatsächliche Hilfe. Selbst in Mähren gelang es dem Einfluß des Karl von Zierotin, die Stände von jeder offenen Parteinahme für die böhmische Sache zurückzuhalten. Nur in Schlesien neigte man sich offen dieser zu, was hauptsächlich dem Einflusse des Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf zuzuschreiben war, dem der Kaiser die formelle Belehnung mit dem Fürstenthum Jägerndorf verweigerte. Der Breslauer Fürstentag beschloß zwar die Absendung von Vermittlungsgesandtschaften nach Wien und Prag, da aber der nach Wien reisende Herzog von Brieg den stricten Auftrag erhielt, am kaiserlichen Hofe zu betonen, daß man Böhmen gewaltsam zum Aufstand triebe und gleichzeitig die Werbung von 6000 Mann beschloß, so war die Parteinahme für Böhmen ziemlich offenkundig.

Noch ausgiebigere Hilfe winkte den Böhmen von Seite des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz (geb. 1596, gest. 1632), eines jungen, ehrgeizigen Fürsten, der sich als Haupt der protestantischen Union betrachtete und in dessen Plänen wohl, so wie einst in jenen des als Politiker und Soldaten weit überlegenen Moriz von Sachsen, die deutsche Kaiserkrone winken mochte. Aus eigenem Antrieb sendete er einen Gesandten, den Grafen von Solms nach Prag, welcher den Directoren im Namen des Kurfürsten dessen thatkräftigen Beistand, im Falle auswärtige Fürsten die Partei des Kaisers gegen Böhmen ergreifen sollten, sowie seine Vermittlung zur Erwirkung von Subsidien zusagte.

Als erste thatsächliche Folge dieser Versprechungen war es zu betrachten, als im August 1618 Graf Ernst von Mansfeld (geb. 1585, gest. 1626) den Böhmen 4000 Mann kriegsgeübte Truppen zuführte. Graf Mansfeld ist ein viel zu charakteristischer Typus der Zeit, als daß wir ihm nicht einige Zeilen widmen sollten.

Er war ein natürlicher, aber vom Kaiser Rudolf II. legitimirter Sohn des Fürsten Peter Ernst v. Mansfeld; am erzherzoglichen Hofe in Brüssel erzogen, trat er frühzeitig in kaiserliche Dienste und zeichnete sich in Ungarn durch Tapferkeit und Umsicht so aus, daß Erzherzog Matthias ihn zum Hauptmann seiner Leibcompagnie wählte. Neben diesen kriegerischen Tugenden war aber Mansfeld auch allen Lastern jener Zeit ergeben; ein bedenklicher Streit beim Spiel verwickelte ihn in ein Duell, das mit dem Tode seines Gegners endete. Da man ihm vorwarf, eine Schuld abgeleugnet zu haben, weil er Kenntniß vom nicht aufgeklärten Verschwinden seiner Schuldverschreibung hatte, mußte er den kaiserlichen Dienst verlassen und begann nun jenes Abenteuerleben, das ihn ruhelos als Freibeuter und Condottiere durch ganz Europa führte. Zuerst fand er auf Empfehlung seines Vaters Dienste in den spanischen Niederlanden, wo der Statthalter Erzherzog Albrecht ihm das Commando eines Reiter-

regimentes verlieh; dann trat er in die Passauer Armee des Erzherzogs Leopold, wo er zuerst die dann mit furchtbarer Virtuosität geübte Kunst, seine Truppen nur durch Brandschatzungen und auf Kosten der durchzogenen Länder zu erhalten, kennen lernte.

Persönliche Differenzen mit Erzherzog Leopold bewogen ihn zu einem förmlichen Treubruch, indem er die von ihm commandirten 8000 Mann zu Fuß und 500 Reiter so führte, daß sie genöthigt waren, sich den Truppen der protestantischen Union zu ergeben, und sie selbst aufforderte, in deren Dienste zu treten.

Der bald darauf eintretende Friede zwang den ruhelosen, stets kriegslustigen Mann, vier Jahre unthätig zu bleiben, worauf er in die Dienste des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen trat, der mit Spanien in einen Kampf verwickelt war. Eben fand dieser ein Ende, als die Nachricht von dem böhmischen Aufstande eintraf, in welchem der Herzog ein Mittel sah, seine Pläne auf die Herrschaft in Oberitalien zu verwirklichen. Statt daher die deutschen Truppen zu entlassen, entschloß er sich, dieselben unter Mansfeld den Böhmen zu Hilfe zu schicken, stellte jedoch die Bedingung, daß öffentlich der Kurfürst von der Pfalz als Kriegsherr dieser Truppen gelte, womit dieser natürlich einverstanden war, da er sich auf so billige Art die Sympathien der Böhmen erwarb.

In Mansfeld entstand der kaiserlichen Sache der erste Gegner von wirklichem militärischen Talent in diesem Kriege; wenn er auch kein Feldherr großen Stiles war und entscheidende Schläge durch ihn nicht geführt wurden, woran ihn schon die Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte hinderte, so war er doch ein Meister des kleinen Krieges, trotz aller Unfälle nie entmuthigt, nie um Mittel verlegen, sich zu retten und den Gegner zu schädigen. Dagegen war aber auch seine Kriegführung für die davon betroffenen Länder eine Geißel, denn scrupellos und gewaltthätig wie er war, leitete er seine Schaaren geradezu zum Plündern an, und war der Meister jenes Systems, das in dem Satze gipfelte, daß der Krieg sich selbst erhalten müsse. Der widerlichste Zug im Charakter Mansfeld's ist aber seine Käuflichkeit, und er trat wiederholt mit Anträgen hervor, in baierische oder kaiserliche Dienste zu treten.

Dem äußeren Anscheine nach stand es mit den militärischen Kräften der böhmischen Stände weit besser als mit jenen des Kaisers. Die Hauptursache lag in der Spaltung, welche den Hof beherrschte. Während Matthias selbst, krank und von Mißtrauen gegen seinen Nachfolger Ferdinand erfüllt, der ihm dasselbe Schicksal zu bereiten schien, das er über seinen Bruder Rudolf verhängt hatte: die Entthronung bei Lebzeiten, von keinen Gewaltmaßregeln wissen wollte und noch immer eine Beilegung der Wirren von friedlichen Unterhandlungen erhoffte, drängte eine Kriegspartei, an deren Spitze Ferdinand stand, zum Kampfe. In einer Denkschrift bezeichnet dieser geradezu den Fenstersturz als ein Glück, da man dadurch Anlaß habe, „dem Ungehorsam der Böhmen ein für allemal ein Ende zu machen". Nach einer oberflächlichen Berechnung dachte man den Aufstand in Böhmen mit einem Heer von ungefähr 20.000 Mann, zu dem Ungarn 6000 Mann stellen sollte, niederzuschlagen.

Aber es ging mit den kaiserlichen Rüstungen gar langsam vorwärts. Nicht allein die Finanznoth trug daran die Schuld, sondern sie wurden fast absichtlich verzögert, weil Matthias nichts von einem Kriege wissen wollte, und zwar drohende Manifeste und Erlässe nach Prag sendete, aber noch immer den Faden der Unterhandlungen mit den Aufständischen fortspann. Das Mißvergnügen über diese Saumseligkeit, welche den eifrig betriebenen Rüstungen der böhmischen Stände gegenüber doppelt gefährlich war,

wendete sich weniger gegen Matthias selbst als gegen dessen Berather und Minister, den Cardinal Khlesl. Im Einvernehmen mit dem spanischen Gesandten in Wien, Junigo III. Graf Onnate-Guevara (geb. 1566, gest. 1644), verbanden sich die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian zu dessen Sturz und ließen ihn am 19. Juli 1618 in der Hofburg verhaften und sofort in einem geschlossenen, von Reitern umgebenen Wagen über Steiermark und Kärnten nach Tirol abführen. So erbittert Matthias auch über diese Eigenmächtigkeit war, konnte er doch nichts dagegen thun; in ohnmächtiger Wuth biß er in die Betttücher, als man ihm den Sturz Khlesl's mittheilte, aber er mußte sich fügen und die Maßregeln der Erzherzoge, wenn auch nicht billigen, so doch dulden.

Nun hatte die Kriegspartei freie Hand und die Rüstungen wurden eifrig betrieben, wenn auch jetzt noch mit geringem Erfolge. Als man sich an die Stände der übrigen Provinzen um Hilfe zur Bekämpfung des böhmischen Aufstandes wendete, erhielt man wenig erfreuliche Antworten. Der ungarische Reichstag lehnte jede Beisteuer ab und mahnte zwar in Prag zum Frieden, versicherte aber zugleich die böhmischen Stände aller Sympathien. Nur mit Mühe gelang es Zierotin, die mährischen Stände von offenbarer Parteinahme für Böhmen zurückzuhalten, während man in Breslau im Herbste den Beschluß faßte, ihnen 3000 Mann zu Hilfe zu schicken. In Niederösterreich erklärte man den Aufstand für eine fremde Angelegenheit, und Oberösterreich verwahrte sich gegen jede Hilfeleistung, rieth dem Kaiser zum Frieden um jeden Preis, und die Stände ließen sogar die Pässe besetzen, um den Truppendurchzug zu hindern. So sah es in einem der gefahrvollsten Momente der Monarchie mit dem Gemeinsinn und der Opferwilligkeit in den Provinzen aus, wo selbstsüchtige, nur auf ihre Standesinteressen bedachte Ständeversammlungen herrschten. Blos Wien machte eine Ausnahme, es bewilligte eine Kriegshilfe von 14.000 und ein Darlehen von 30.000 Thalern.

So war man bei der in den kaiserlichen Cassen herrschenden Leere namentlich auf die spanischen Subsidien angewiesen, mit deren Hilfe man ungefähr 15.000 Mann, darunter 9600 Fußsoldaten, 3200 deutsche Reiter, den Rest ungarische, anzuwerben hoffte. Aber der Einfluß Ferdinand's, der keine militärischen Neigungen hatte und dessen schwächste Seite die Finanzwirthschaft war, beeinflußte jetzt selbst den Gang der Rüstungen in ungünstiger Weise, indem er die ohnehin sparsam zugemessenen Geldmittel in anderer Weise verwendete. So kam es, daß anfangs August erst ungefähr 12.000 Mann beisammen waren, mit welchen man in das Feld rückte. Das Ober-Commando führte der aus spanischen Diensten berufene Graf Karl Longueval von Buquoi, dem der schon in den Türkenkriegen erprobte Graf Heinrich Dampierre beigegeben war.

Buquoi war am 9. Jänner 1571 zu Arras geboren, trat sehr früh in Kriegsdienste und vertheidigte schon 1596 seine Vaterstadt ruhmvoll gegen die Franzosen. Ebenso tapfer focht er 1600 als Commandant von Emmerich, fiel aber bei einem Ausfall in holländische Kriegsgefangenschaft, aus der ihn erst ein Lösegeld von 2000 Kronengulden befreite. Schon 1602 finden wir ihn als Befehlshaber der Artillerie bei der berühmten Belagerung von Ostende durch Ambrosius Spinola, zu dessen begabtesten Schülern und Unter-Commandanten er gehörte.

Beim Ausbruch des böhmischen Aufstandes sendete Philipp III. von Spanien einige tausend Mann Hilfstruppen, an deren Spitze Buquoi stand, der auf besondere

Empfehlung des spanischen Hofes sofort mit dem Ober-Commando betraut wurde. Er rechtfertigte dieses Vertrauen vollkommen, und nur in der Unzulänglichkeit der ihm zur Verfügung gestellten Mittel lag es, wenn er nicht noch Bedeutenderes leistete. Er gehörte zu jenen Feldherren, die in schwierigen Situationen am größten sind. Tüchtig theoretisch gebildet, wußte Buquoi (Bild hierbei) davon in der Praxis durch klug ersonnene Märsche und Stellungen so trefflichen Gebrauch zu machen, daß er stets die Absicht des Gegners vereitelte und mit den schwächsten Kräften den eigenen Zweck erreichte. Als Taktiker war er all seinen Gegnern und auch vielen seiner Nachfolger im Commando



Karl Graf Buquoi. (Seite 556 u. ff.)
(Gemalt von P. P. Rubens.)

unleugbar überlegen, obwohl sich an deren Namen das Andenken glänzenderer Waffenthaten knüpft.

Als Buquoi den Oberbefehl übernahm, war das kaiserliche Heer in zwei Abtheilungen in Begriff, die böhmische Grenze zu überschreiten. Die eine zog unter Dampierre (Bild S. 565) von Oesterreich aus gegen Bystritz, die andere, vom Freiherrn von Khuen befehligt, rückte von Mähren gegen Polna zu. Die erste Maßregel Buquoi's war es, die beiden Corps zu vereinigen, was am 9. September bei Deutsch-Brod geschah, worauf er gegen Časlau vorrückte, um der dort aufgestellten böhmischen Armee unter den Grafen Thurn und Hohenlohe eine Schlacht anzubieten.

Die Führer derselben aber mißtrauten der Kriegstüchtigkeit ihrer Truppen und wichen jedem Angriff Buquoi's aus, der mit den Schwierigkeiten der Verpflegung umsomehr zu kämpfen hatte, als die Bevölkerung fast ganz auf Seite der Gegner stand. Sogar das Landvolk rottete sich zusammen, um kleinere Abtheilungen des kaiserlichen Heeres aufzureiben oder Proviantcolonnen aufzuheben. Da durch das Eintreffen des Aufgebotes und der schlesischen Hilfstruppen von 3000 Mann das böhmische Heer ihm an Zahl bedeutend überlegen wurde, mußte sich Buquoi zum Rückzug nach Süden entschließen, so nachtheilig dies auch in jeder Beziehung sein mochte. Auf dem Fuße nach folgte ihm nun die von Selbstvertrauen erfüllte böhmische Armee, die seinen geschwächten Truppen zuerst bei Pilgram und am 9. November bei Lomnitz so ernste Schlappen beibrachte, daß er sich auf das feste Budweis zurückziehen mußte. Von hier berichtete er über seine gefährliche Situation und bat um ausgiebige Nachschübe, wobei er rieth, durch zum Schein angeknüpfte Friedensunterhandlungen Zeit zu gewinnen.

In Wien erschrak man über diese Nachrichten desto mehr, als man sich bisher in der Hoffnung sicheren Sieges gewiegt hatte und am 21. November auch das von Mansfeld belagerte Pilsen dessen Angriff erlegen war. Die gleichzeitige Ansicht dieser Stadt während der Belagerung ist höchst interessant und gewährt einen deutlichen Begriff vom damaligen Festungskrieg. Das Mansfeld'sche Heer hatte ein verschanztes Lager rund um die Stadt geschlagen, dessen Wall in der inneren Seite durch Redouten gegen Ausfälle gesichert war. Die vorgeschobenen Breschebatterien haben bereits ihre Schuldigkeit gethan und Mansfeld's Schützen bestreichen schon vom äußeren Graben aus die Wälle der Stadt. (Bild Seite 552 und 553.)

Indessen stand trotz des voreiligen Siegesjubels die Sache auch im böhmischen Heere nicht zum Besten. Da es an Geld zur Bezahlung und Verpflegung des Aufgebotes fehlte, hatte man ein sehr complicirtes und kaum durchführbares System erdacht, nach welchem der Unterhalt des Aufgebotes den Städten und Herrschaften im Verhältniß zur Kopfzahl der von ihnen gestellten Leute oblag. Unter den herrschenden Verhältnissen flossen schon die gewöhnlichen Steuern unregelmäßig ein, von solchen außerordentlichen Leistungen konnte daher gar keine Rede sein. Die Leute des Aufgebotes blieben daher ohne Sold und Verpflegung und mußten sich selbst helfen, worunter nicht allein das Land furchtbar litt, sondern auch der letzte Schatten von Kriegszucht vollkommen schwand, so daß das Aufgebot bald mehr eine Last als eine Verstärkung des ständischen Heeres bildete.

Wie es stets der Fall ist, machte die Geldnoth alle anfänglichen kriegerischen Erfolge illusorisch; durch den ungenügenden Steuerertrag war man zu anderen gefährlichen Auskunftsmitteln gedrängt. Wo die Directoren um Anlehen anklopften, fanden sie verschlossene Thüren, und so mußte man zu Confiscationen, Münzverschlechterung und anderen ähnlichen Auskunftsmitteln greifen, die umso gefährlicher sind, weil sie den Ertrag der Zukunft vorwegnehmen und vollkommene Zerrüttung herbeiführen. Schon in diesen kleinen Anfängen zeigen sich jene Züge, die später das charakteristische Bild der ungeheueren Tragödie des dreißigjährigen Krieges lieferten.

Obwohl das Heer Buquoi's sehr geschwächt war, so wagte Thurn einen Angriff auf dasselbe doch nicht, sondern ließ zur Beobachtung von Budweis ein Corps unter Hohenlohe zurück, um mit dem Rest der Armee in Niederösterreich einzufallen und Wien zu nehmen, wobei er auf die thätige Beihilfe der in ihrer Mehrheit pro

testantischen Stände rechnete, die gleichfalls wegen der religiösen Angelegenheiten in Zwiespalt mit der Regierung und dem Kaiser standen. Am 25. November überschritt die Vorhut des böhmischen Heeres unter dem Grafen Heinrich Schlick die österreichische Grenze. Aber in der ungeheuren Mehrzahl wollte die Bevölkerung von einem Anschluß an die in offener Rebellion befindlichen böhmischen Truppen nichts wissen, ein harter Winter und die Schwierigkeiten der Bewegung hemmten die Fortschritte des Heeres, und Thurn mußte an den Rückzug denken, nachdem er nichts als eine vorübergehende Beunruhigung Wiens mit dem Verlust von nahezu 8000 Mann bezahlt hatte, die der Kälte und dem Hunger erlegen waren. Mit dem herabgekommenen Rest seines Heeres konnte er nun auch keinen Angriff auf Buquoi wagen, der zwar auch unter den Unbilden des Winters und der Proviantnoth litt, aber doch den Vortheil der gedeckten festen Stellung hatte.

Die Natur selbst machte dem Kriege ein Ende und schuf Zeit zu Unterhandlungen, worüber man jedoch auch die Rüstungen nicht vergaß. Der im März 1619 zusammentretende Landtag befaßte sich vornehmlich mit den Mitteln zum weiteren Widerstand und bewilligte neue Steuern zur Ergänzung des geworbenen Heeres. Da sich diese aber nur in geringem Maße ergiebig zeigten, griff man trotz des offenkundigen Mißerfolges zur Einberufung eines neuerlichen Landesaufgebotes in der Stärke von 12.000 Mann, und um deren Verpflegung zu sichern, legte man den Städten und Herrschaften Naturallieferungen auf, welche jedoch ebenso unpünktlich geleistet wurden wie die Steuern. Um der Geldnoth abzuhelfen, griff man zur offenen Confiscation solcher Besitzungen, welche Anhängern des Kaisers gehörten, eine Willkürmaßregel, die sich dann mit furchtbarer Schärfe gegen ihre Urheber richtete.

In Deutschland sah man die Gefahren sehr gut ein, welche aus dem böhmischen Aufstande entstehen konnten, und man war bemüht, zu vermitteln. Zu diesem Zwecke sollten sich Abgesandte des Kaisers und der böhmischen Stände in Eger einfinden, um die gegenseitigen Klagepunkte den als Schiedsrichter fungirenden Fürsten vorzutragen, wozu von katholischer Seite Herzog Maximilian von Baiern und der Kurfürst von Mainz, Johann Schweickhard von Cronberg, von protestantischer die Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz berufen wurden.

Vielleicht wären bei dem tiefen Friedensbedürfniß des Kaisers Matthias diese Unterhandlungen von Erfolg gewesen, wenn nicht sein am 20. März 1619 erfolgender Tod die Sachlage geändert hätte. Nun war jede Vermittlung aussichtslos, denn der nunmehrige Herrscher, der bald darauf als Ferdinand II. die Kaiserkrone empfing, bestand auf bedingungsloser Unterwerfung, und man kannte seine Denkweise in Böhmen gut genug, um zu wissen, daß die Gegenreformation sein einziges Ziel sei, dem er alle anderen politischen Rücksichten unterordnete. Wenn Ferdinand II. nicht sofort nach seinem Regierungsantritt seine ganzen Absichten klarlegte und die Vermittlung der Fürsten in Eger zurückwies, so geschah es nur, weil er im Hinblick auf die bevorstehende Kaiserwahl die Empfindlichkeit der Kurfürsten schonen wollte und auch nicht die Mittel besaß, seinem Willen den erforderlichen energischen Nachdruck zu geben.

Natürlich zog man auch von Seite der Protestanten aus dem Thronwechsel bei der bekannten Gesinnung Ferdinand's II. die nöthigen Schlüsse und schloß sich enger aneinander. Schlesien und die Lausitz traten nunmehr ganz offen auf die Seite des böhmischen Aufstandes, und die wichtigste Sorge der Directoren in Prag war es, auch die Stände von Mähren zum offenen Anschlusse zu bewegen. Zu diesem Zweck

wurde Graf Thurn mit einem Theil der Armee, der nach Heranziehung des neuen Aufgebotes auf 10.000 Mann kam, nach Mähren gesendet, wo er Ende April anlangte, in Iglau und Znaim enthusiastisch aufgenommen wurde und die herrschende kaiserlich-katholische Partei, an deren Spitze der Cardinal-Statthalter Fürst Franz Dietrichstein stand, vollkommen überraschte.

Die im Lande befindlichen Truppen bestanden aus zwei Regimentern Reiter unter den Herren von Nachod und Sedlnitzky; der erstere wollte seine Truppe für den Kaiser retten, aber seine Reiter verließen ihn und eilten sowie das Regiment Sedlnitzky dem Heere Thurn's zu. Nur Oberst Albrecht Graf Waldstein (Bild S. 589), der nachmals so berühmte Feldherr, brachte einen Theil des ihm anvertrauten Fußvolkes sammt der Militärcasse der mährischen Stände, welche 96.000 Thaler enthielt, über Znaim und Stockerau glücklich nach Wien, worauf die Confiscation seiner Güter in Böhmen und Mähren verhängt wurde.

Noch im Mai trat der mährische Landtag zusammen, der nach böhmischem Muster ein Directorium von dreißig Mitgliedern einsetzte, ein Bündniß mit den böhmischen Ständen einging und sich verpflichtete, die rasch wieder ergänzten mährischen Truppen mit jenen von Böhmen zu vereinigen. Und fast schien es, als ob auch in Nieder- und Oberösterreich die Dinge denselben für die kaiserliche Macht bedrohlichen Verlauf nehmen sollten.

In Oberösterreich warben die Stände Truppen, deren Befehlshaber Gotthard von Starhemberg in ununterbrochener Verbindung mit dem Grafen Thurn stand und die Pässe bei Hohenfurt besetzen ließ, um den Zug des in Deutschland für den Kaiser geworbenen Kriegsvolks nach Böhmen zu verhindern. Auch die in ihrer Mehrzahl protestantischen Stände von Niederösterreich zeigten unter dem Einfluß ihres Wortführers, des Freiherrn Andreas von Thanradl, ihre Mißgunst gegen die kaiserliche Sache ganz unverhohlen, indem sie sich beim Reichstag in Preßburg über die Werbungen des Palatins für den Kaiser beschwerten.

Diese günstige Stimmung glaubte Thurn benützen zu müssen und rückte im Anfang Mai 1619 wieder in Niederösterreich ein, wo er ohne Schwertstreich Laa besetzte, bei Fischamend die Donau übersetzte und, nachdem er die ihm entgegengeworfenen ungarischen Reiter zurückgeschlagen hatte — vor Wien erschien.

Wien war fast wehrlos. In unbegreiflicher Sorglosigkeit hatte Ferdinand II. alle Vorsichtsmaßregeln versäumt, indem er in etwas fatalistischer Weise erklärte: „Ich habe die Gefahren erwogen, die mich von allen Seiten bedrohen, und da ich keine menschliche Hilfe weiß, so bat ich Gott um Hilfe, ist's aber dessen Wille, so mag ich in diesem Kampf zu Grunde gehen!"

Nahe genug sollte ihm allerdings die höchste Bedrängniß kommen. Nachdem ein Vermittlungsversuch von katholischer Seite erfolglos geblieben war, erschienen am Morgen des 5. Juni die protestantischen Stände in der Hofburg, um von dem Kaiser die Gewährung freier Religionsübung zu erzwingen und ihm ihr Bündniß mit den Aufständischen in Böhmen anzuzeigen. Hiebei entspann sich jene oft geschilderte Scene, in welcher sich angeblich einzelne der protestantischen Edelleute zu den heftigsten Worten, ja zur gewaltsamen Handanlegung gegen den Kaiser hinreißen ließen, der mit wunderbarer Ruhe, verlassen von seiner Umgebung, diesem Sturme Stand hielt. Fast eine Stunde dauerte der erregte Vorgang, und das Auftreten der Edelleute, die sich vollkommen sicher glaubten, wurde immer dreister, als plötzlich vom Burgplatz herauf das Getrappel und die Trompete einer Reitertruppe sich hören ließ.



Einmarsch der Dampierre-Kürassiere in die Wiener Hofburg, 1619.

Die Bedränger Ferdinand's sahen darin einen vorbereiteten Handstreich und fürchteten für ihre Freiheit und ihr Leben; sie änderten daher sofort ihren Ton, brachen die Verhandlungen ab und verließen eiligst die Burg. In Wahrheit hatte aber Ferdinand diese Befreiung nur dem Zufalle zu danken; die zu so guter Zeit angekommene Truppe bestand aus vier Compagnien des erst in der Bildung begriffenen Dampierre'schen Kürassier-Regimentes, die von Krems nach Wien gekommen waren; hier stellte sich, da die Vorgänge in der Burg bekannt wurden, der Arsenalhauptmann Gilbert von Saint Hilaire an ihre Spitze, um das kaiserliche Hoflager zu schützen.

Saint Hilaire führte die Reiter durch das sogenannte „Wasserthürl", den Bestandtheil eines alten im Schiffs-Arsenale befindlichen Thurmes, daher gewöhnlich nur der „Arsenal-Thurm" genannt, in die Stadt, drang bis in die Löwelstraße vor und von hier aus zogen die braven Krieger in prächtiger Ordnung, die langen Schwerter gezogen, die gespannten Karabiner vor sich auf den Satteln, Männer von Erz, mit denen kein Spaß zu machen, durch das gewölbte Thor auf den Burgplatz ein, wo sie sich in Schlachtordnung gereiht aufstellten. (Siehe das Bild.) Oberst Saint Hilaire schwang sich vom Rosse und ging, von zwei andern Officieren begleitet, tönenden Schrittes nach dem Portal des Schlosses (heute Schweizerhof), während von den Stimmen sämmtlicher Kürassiere der mächtige Ruf: „Vivat Ferdinandus!" (Es lebe Ferdinand!) zu wiederholten Malen erschallte. Als der Oberst in das kaiserliche Gemach eintrat, wollte er sich vor dem Monarchen auf ein Knie niederlassen, um eine Entschuldigung für sein unangemeldetes Eintreten vorzubringen, aber Ferdinand verhinderte es, indem er Saint Hilaire mit ausgebreiteten Armen empfing und an seine Brust zog.

Dieses Regiment, nach dem ersten Obersten Dampierre-Kürassiere genannt (später Kürassier-Regiment Nr. 8, heute Dragoner-Regiment Nr. 8) erhielt für sein rechtzeitiges Erscheinen mehrfache Privilegien, welche wiederholt, darunter noch 1819 von Kaiser Franz I., bestätigt wurden und, soweit es die geänderten Verhältnisse gestatten, auch heute noch zu Recht bestehen. Beim Einmarsch in Wien durfte das Regiment unter Trompetenschall und mit fliegenden Standarten durch die Hofburg ziehen, auf dem Burgplatze Stellung nehmen und durch drei Tage den Werbtisch aufschlagen. Während dieser Zeit hat der Regiments-Commandant freie Wohnung in der Burg, darf unangemeldet in voller Rüstung vor dem Kaiser erscheinen und die Wache wird von seiner Truppe bezogen. Außerdem erhielt das Regiment die Zusicherung, nie aufgelöst oder reducirt zu werden, auch durfte kein Mann desselben, wenn er ein todeswürdiges Verbrechen beging, hingerichtet werden, so lange er demselben angehörte, sondern er mußte zu diesem Zweck früher zu einem anderen Truppenkörper abgegeben werden. Als Saint Hilaire-Kürassiere zeichnete sich das Regiment in den Schlachten bei Breitenfeld und Lützen aus und es theilt die Ehre, der älteste stehende Truppenkörper in der österreichischen Armee zu sein, nur noch mit einem Reiterregiment, wie wir später sehen werden.

Das Eintreffen dieser Truppe und die rasche Bewaffnung der Bürger und Studenten vereitelte die auf ein planmäßiges Handeln gegründete Hoffnung Thurn's und der protestantischen Mißvergnügten, sich Wiens durch einen Handstreich unter Mitwirkung der Gesinnungsgenossen bemächtigen zu können. Daß es deren gab, ist zweifellos, da ein Wiener Bürger Namens Golt ein Einverständniß mit Thurn zugestand und deshalb zum Tode verurtheilt wurde.

Die verstärkte Garnison und die Haltung der großen Mehrheit der Bevölkerung machten aber einen solchen Handstreich unmöglich, zu einem förmlichen Angriff fehlte es Thurn jedoch an der nöthigen Artillerie, und er trat umso rascher den Rückzug an, als in Böhmen Buquoi, der Verstärkungen an sich gezogen hatte, wieder im Felde erschien.

Beide Theile hatten die äußersten Anstrengungen gemacht, um möglichst gerüstet den Kampf zu beginnen. Nachdem die Werbungen mit Anspannung aller Kräfte durchgeführt waren, zählte das im Lande selbst stehende Heer der böhmischen Stände unter Einrechnung der 3000 Mann Schlesier und der Truppen Mansfeld's, die bei Pilsen standen, 14.000 Fußknechte und 5000 Reiter. Hiezu zählte aber das von Thurn geführte Heer, meist aus dem wenig verläßlichen Aufgebot bestehend, nicht. Das Hauptübel war noch immer die Geldnoth, so daß im Sommer 1619 die Soldrückstände beim böhmischen Heer sich schon auf 1,800.000 Thaler beliefen. Diese verhältnißmäßig sehr große Summe entstand zum größten Theil dadurch, daß man weit höheren Sold zahlen mußte, als er sonst üblich war, und es an jeder Controle durch Musterungen fehlte, so daß trotz aller Abgänge an die Obersten und Hauptleute immerfort die ursprünglich vereinbarte Summe zu leisten war, wenngleich die Kopfzahl oft bis zur Hälfte gesunken war.

Zur Ergänzung des kaiserlichen Heeres war man vornehmlich auf die spanische Hilfe angewiesen. Schon im October 1618 hatte Philipp III. die Ausrüstung und Bezahlung von 3000 Mann ..gesagt und bald darauf wies er die Mittel für 7000 Mann an, die von den Niederlanden aus sich in Marsch setzten, sich mit den von Ferdinand II. selbst geworbenen Truppen vereinigten und Ende Mai 1619 die zusammengeschmolzene Armee Buquoi's auf nahezu 20.000 Mann brachten. Die in Italien angeordneten Werbungen von Seite Spaniens verzögerten sich sehr, und von den in Aussicht genommenen 17.000 Mann kamen kaum die Hälfte und erst gegen Ende 1619 in Böhmen an

Indessen fühlte sich Buquoi, welcher das Heer Thurn's in Niederösterreich wußte, im Vertrauen auf die größere Kriegstüchtigkeit der kaiserlichen Truppen, doch schon im Juni 1619 stark genug, um zur Offensive überzugehen. Er beschloß daher, die Absicht Mansfeld's, sich mit Hohenlohe zu vereinigen, zu durchkreuzen, ließ zur Beobachtung des letzteren die größere Hälfte seines Heeres zurück und ging mit 5000 Mann Mansfeld entgegen. Am 10. Juni erfolgte das Treffen bei Zablat, das Buquoi in meisterhafter Weise so lange hinhaltend führte, bis er durch Reiterabtheilungen die Rückzugslinie Mansfeld's gewonnen hatte. Nun erst griff er energisch an und erfocht einen vollständigen Sieg, der mit der Zersprengung und Vernichtung des Mansfeld'schen Heeres endete. Nachdem das Fußvolk zusammengehauen und vernichtet war, mußte auch Mansfeld, um wenigstens einen Theil der Reiterei zu retten, das Schlachtfeld räumen und in Begleitung von nur fünfzehn Reitern nach Moldautein und Pilsen flüchten, wo sich auch die anderen Trümmer seiner Truppen sammelten. Hervorragenden Antheil an diesem Sieg hatte Waldstein, der ein in den Niederlanden geworbenes Reiterregiment befehligte.

Die erste Folge dieses Sieges war die Aufhebung der Einschließung von Budweis, da Hohenlohe vor allem trachten mußte, die Reste der Armee Mansfeld's aufzunehmen. Während Buquoi die festen Plätze des südöstlichen Böhmens unterwarf, zog Hohenlohe nach Sobeslau, wo er sich mit Thurn vereinigte und

die Armee wieder auf 30.000 Mann brachte. Es war unleugbar ein strategisches Versäumniß Buquoi's, diese Vereinigung nicht zu hindern. Erklären läßt sich dasselbe nur durch die geringe Meinung, die er von der Kriegstüchtigkeit seiner Gegner hatte, so daß ihm deren numerisches Uebergewicht weniger gefährlich erschien, als es nützlich war, durch Unterwerfung eines möglichst großen Landstriches seine Hilfsquellen zu erweitern und jene des Feindes zu schmälern. Und nach dieser Richtung erwies sich sein Vorgehen allerdings gerechtfertigt. Die Niederlage bei Zablat, welche den Böhmen 1100 Mann an Todten, 500 Gefangene, 7 Fahnen, 2 Geschütze u. s. w. kostete, hatte die vorschnell emporgewachsene Siegeszuversicht des ständischen Heeres gewaltig gedämpft und die durch Geldmangel ohnehin leidende Disciplin beim Aufgebot, ja selbst bei den geworbenen Truppen bedenklich erschüttert. In ganzen Haufen rissen die Soldaten aus, nicht selten, um ebenso wie die Gefangenen von Zablat in kaiserliche Dienste zu treten; die Officiere hielten sich meist des Vergnügens halber in Prag auf und dasselbe thaten die höheren Befehlshaber, um an den Verhandlungen dort theilzunehmen, da sie meist mehr Politiker als Krieger waren.

Im Vertrauen auf diese Ueberlegenheit in Bezug auf die Qualität seiner Truppen sendete Buquoi eine Abtheilung von 8000 Mann unter Dampierre nach Mähren, um dieses Land dem Kaiser zu unterwerfen. Dieser schneidige Officier konnte aber seine Aufgabe nicht durchführen und erlitt im Treffen bei Wisternitz durch die überlegenen Truppen der mährischen Stände eine empfindliche Niederlage.

Buquoi selbst rückte, nachdem er durch Härte und Grausamkeit den von ihm besetzten Landestheil eingeschüchtert und unterworfen hatte, gegen das ihm doppelt überlegene böhmische Heer, das jedoch alle Kampflust verloren hatte und vor ihm zurückwich. Im August fiel Pisek mit reichen Vorräthen in seine Gewalt, und nun richtete er seinen Marsch gegen das Heer Hohenlohe's, das Prag deckte und ihm eine Schlacht anbot. Dieselbe wäre aller Wahrscheinlichkeit nach zu Buquoi's Gunsten ausgefallen, wenn den Böhmen nicht in dem Fürsten Bethlen Gabor (Gabriel) ein Bundesgenosse entstanden wäre, der Wien bedrohte, zu dessen Schutz der kaiserliche Feldherr den Rückzug aus Böhmen antreten mußte, wodurch die bisher errungenen Vortheile verloren gingen.

Unterdessen hatte sich auch die Lage in politischer Beziehung verändert. Nach langen Berathungen und Unterhandlungen, bei welchen Herzog Christian von Anhalt, später ein gefürchteter Parteigänger der protestantischen Sache, als Vermittler diente, hatten die böhmischen Stände den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, einen Schwiegersohn König Jakob's I. von England, zum König erwählt. Es war dies für das Land und den Gewählten ein verhängnißvoller Schritt, durch welchen der Krieg mit all seinen Folgen nach Deutschland überwälzt wurde. Nach langem Zaudern nahm Kurfürst Friedrich am 28. September 1619 die böhmische Krone an, mehr dem eigenen Ehrgeiz und den Einflüsterungen seiner Gattin, der schönen Elisabeth von England, folgend, als den klugen Warnungen seiner Mutter, die ahnungsvoll ausrief: „Da geht in Böhmen die Pfalz verloren!“

Am 23. October betrat der neue König den böhmischen Boden und acht Tage später hielt er seinen prunkvollen Einzug in Prag, begleitet von einer glänzend gerüsteten Leibgarde und 400 prachtvoll geschmückten Reitern aus dem Herren- und Ritterstande Böhmens. Am 4. November erfolgte unter großem Gepränge die Krönung, aber bald trat von beiden Seiten Ernüchterung ein. Die Rathgeber Friedrich's erkannten erst jetzt die traurige Lage des Landes, namentlich in finanzieller Beziehung,

von Seite der bisherigen Machthaber blickte man aber mit Mißtrauen auf diese Einmischungen und hielt eifersüchtig die „Fremden“ von allen Aemtern und Einfluß fern. Daß darunter die Geschäfte im Allgemeinen, namentlich aber das Kriegswesen leiden mußten, ist umso natürlicher, als der erst dreiundzwanzigjährige König weder Begabung noch Energie und Erfahrung genug hatte, um seinerseits einen entscheidenden Einfluß zu üben.

Vorderhand hätte der durch den Einfall Bethlen Gabor's erzwungene Rückzug Buquoi's den Böhmen Zeit und Raum gelassen, Ordnung zu schaffen und sich tüchtig zu rüsten. Bethlen war 1580 aus einer der ältesten Familien Siebenbürgens geboren, that seit seinem siebzehnten Jahre Kriegsdienste und genoß in seinem Lande frühzeitig so großes Ansehen, daß er, kaum zwanzig Jahre alt, schon zum Fürsten gewählt wurde, diese Würde aber ablehnte und die Wahl auf Stefan Bocskai lenkte. Erst 1613, als Bocskai's Nachfolger, der blutgierige Wütherich Gabriel Bathory, durch Mörderhände fiel, nahm Bethlen die nochmals auf ihn gefallene Wahl an. Er regierte weise und gerecht, galt als umsichtiger und glücklicher Feldherr, der nie eine größere Niederlage erlitt, und besaß eine Vorliebe für die Wissenschaften, die er selbst eifrig betrieb.

Wenn er durch Menschlichkeit und Milde sich vortheilhaft von den meisten Feldherren seiner Zeit unterschied, so bildete seine unbändige Trunksucht, die ihn oft halbe Tage zu allen Geschäften unfähig machte, einen Flecken in seinem Charakterbild, den er freilich mit vielen seiner Zeit- und Standesgenossen, z. B. mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, theilte.

Die Versuchung, von den Wirren in Böhmen und Oesterreich Nutzen zu ziehen, lag für Bethlen Gabor desto näher, als sich in Ungarn eine große Partei Mißvergnügter befand, die ihn zum Krieg gegen Ferdinand II. aufforderten, und er als eifriger Calviner auch vom religiösen Motiv beeinflußt wurde. Nach langen Verhandlungen theilte Bethlen endlich den Directoren in Prag mit, daß er bereit sei, zu ihrer Unterstützung in Mähren einzurücken. Mit einem Heer von mindestens 40.000 Mann trat er seinen Marsch an, wobei zwei Vorhutsabtheilungen unter Georg I. Rakoczy (geb. 1591, gest. 1648) und Dionys Szechy Kaschau und Preßburg nehmen sollten. Ohne Schwertstreich fiel Kaschau und Preßburg kam nach einem Sieg über den kaiserlichen Obersten Rudolf von Teuffenbach (Tiefenbach) gleichfalls in Bethlen's Gewalt.

Nun war Wien selbst gefährdet, und Buquoi, mit einem übergroßen Troß belastet, mußte zur Deckung der Residenzstadt den Rückzug aus Böhmen antreten. Die Gelegenheit zu einem Angriff auf das kaiserliche Heer war so günstig wie möglich, und Hohenlohe gedachte dieselbe auch zu benützen. Aber das über die Soldrückstände erbitterte Heer verweigerte ihm den Gehorsam, und als die Truppen endlich einwilligten weiter zu ziehen, war Buquoi's Vorsprung so groß, daß Hohenlohe ihn nicht mehr einholen konnte. Nachdem er die abermals Meuternden durch eine Abschlagszahlung beruhigt hatte, vereinigte sich Hohenlohe in Mähren mit Thurn, zu dem auch 10.000 Ungarn unter Redey gestoßen waren, und nun wollte man gemeinsam Buquoi angreifen. Diesem aber war es um die Deckung Wiens zu thun; er wich daher der bei Ulrichskirchen angebotenen Schlacht aus, übersetzte die Donau und bezog bei der Hauptstadt ein Lager.

Obwohl man ganz einig über die Theilung der Beute war, kühlte doch ein

genauerer Einblick in die böhmischen Verhältnisse die Kriegslust Bethlen Gabor's bedeutend ab. Die vom Directorium zugesagten Subsidien blieben aus und auch der neue König konnte den Versprechungen gegen den Bundesgenossen nicht nachkommen, obwohl Bethlen die sofortige Zahlung von 400.000 Gulden zur Bedingung seiner Vereinigung mit dem böhmischen Heere machte. Bevor diese Sache noch entschieden war, bewog ihn Thurn, indessen bei Preßburg die Donau zu überschreiten und mit dem böhmisch-ungarischen Heer, das 42.000 Mann zählte, gegen Wien zu ziehen, wobei die verwilderten und nothleidenden Soldaten furchtbar hausten.

Am 26. November durchzog das Heer Bruck, und drei Tage später stand es im Angesichte Wiens, das durch die Einquartierung der Soldaten Buquoi's ohnehin



Heinrich Graf Dampierre. (Seite 556 u. ff.)

litt, da auch hier der Sold rückständig war und die Truppen sich an den Bürgern schadlos hielten, ja nicht selten Raubanfälle machten und den Frauen Schmuck und Kleidungsstücke entrissen.

Wien wäre kaum dem Schrecken einer unter seinen Mauern geschlagenen Schlacht entgangen, wenn nicht der abenteuerliche Zug des ungarischen Edelmannes Druget de Homonay den Fürsten Bethlen Gabor nach Ungarn zurückgerufen hätte. Homonay war ein alter Widersacher Bethlen's und warb mit kaiserlicher Unterstützung in Polen 10.000 Reiter, die man damals, wohl irrthümlich, „Kosaken" nannte. Mit diesen zog er über die Karpathen, schlug Rakoczy bei Stropko und bedrohte Bethlen's Rückzugslinie, was diesen zum schleunigen Aufbruch von Wien bewog und ihn den vom Kaiser angeknüpften Friedensunterhandlungen geneigt machte.

Thurn führte sein Heer nach Böhmen zurück, und der Winter machte den

Kämpfen ein Ende, beiden Theilen Zeit gönnend, die Kräfte für die Entscheidung im nächsten Feldzug zu sammeln. Daß diese Kräfte weniger aus den eigenen Mitteln genommen werden konnten als durch die Werbung von Bundesgenossen, war bei der vollkommenen Erschöpfung beider Parteien klar. Der Winter von 1619 bis 1620 verfloß daher unter eifrigen Werbungen und Unterhandlungen, wobei man sich naturgemäß an die beiderseitigen Glaubensgenossen wendete. Auf diesem Felde aber erfocht die kaiserliche Sache Vortheile, welche ihr den Sieg vor Eröffnung des Kampfes sicherten.

Die ausgiebigste Hilfe kam wieder von Spanien. Philipp II. verpflichtete sich, in Flandern eine Armee von 12.000 Mann aufzustellen, welche den König-Kurfürsten Friedrich in seinem Stammlande, der Pfalz, angreifen sollte; außerdem sagte er die Mittel zum Unterhalt von 12.000 Fußknechten, 4000 deutschen Reitern und 3000 polnischen Kosaken zu, wodurch der Kaiser eigentlich der Sorge um die Bestreitung seiner Heereskosten fast ganz überhoben war. In Deutschland erstand die schon 1609 zum Schutze gegen die „Union der protestantischen Fürsten" gegründete Liga wieder, deren Leitung der sparsame und staatskluge Herzog Maximilian von Baiern übernahm, dem schon damals die durch die spätere Aechtung Friedrich's von der Pfalz erledigte Kurwürde vorschwebte. Ein Vertrag vom 8. October 1619 sicherte dem Kaiser den Beistand der Liga, wogegen er sich verpflichten mußte, den Gliedern derselben, namentlich dem Herzog von Baiern, alle Verluste und Auslagen zu ersetzen. Nachdem auch hier Spanien sich zur Zahlung von monatlichen Subsidien im Betrage von 24.000 Thalern herbeigelassen hatte, beschloß die Liga die Aufstellung eines Heeres von 21.000 Fußknechten und 4000 Reitern, dessen Commando Maximilian von Baiern führen sollte.

Außerdem fand der Kaiser noch Hilfe bei Toskana und dem Papst Gregor XV., der Subsidien in monatlicher Höhe von 20.000 Gulden zusagte, zu deren Bestreitung er eine besondere Steuer auf die kirchlichen Güter ausschrieb. Vom König von Polen, der mit Ferdinand II. verschwägert war (des Kaisers Schwester Anna war die Gemahlin Königs Sigismund III. von Polen), erlangte man mehrere tausend Mann Hilfstruppen, die hauptsächlich den von Bethlen wieder aus Ungarn verdrängten polnischen Reitern Homonay's entnommen waren. Wichtiger aber war es, daß es der Staatskunst der kaiserlichen Minister gelang, bisherige Freunde und Schützer der böhmischen Sache derselben zu entfremden und in das Interesse des Kaisers zu ziehen. Es war dies der Fall mit dem Herzog von Savoyen und dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, welch letzterer sich sogar zur Aufstellung eines Hilfsheeres verpflichtete, wenn ihm der Kaiser die Lausitz für die Kosten verpfänden und ihm die Anwartschaft auf Belehnung mit einem der durch die Aechtung seiner Gegner freiwerdenden Fürstenthümer einräumen wolle, was beides Ferdinand II. bereitwilliger zugestand als die Zusicherung, daß die protestantischen Fürsten im Besitze ehemaliger geistlicher Güter nicht gestört werden sollten.

Je günstiger sich die Lage des Kaisers gestaltete, desto schlimmer stand es mit der des Kurfürsten von der Pfalz. Wo er sich um Unterstützung hinwendete, fand er entschiedene Ablehnung oder leere Versprechungen. Die protestantische Union, als deren Haupt Friedrich bisher betrachtet wurde, fürchtete ahnungsvoll das Hineinziehen Deutschlands in die böhmischen Wirren, einzelne Fürsten tadelten es, daß Friedrich Unionstruppen nach Böhmen gezogen habe, und man verweigerte ihm sogar den weiteren

Bezug von 6000 Gulden monatlich, die er bisher als Feldherr der Union bezogen hatte. Selbst König Jakob von England wollte nichts von einer Unterstützung seines Schwiegersohnes wissen; so ein eifriger Protestant er auch war, stand ihm doch das Legitimitäts-Princip höher, gegen das Friedrich's Annahme der böhmischen Krone verstieß. Nur schwer ließ sich Jakob bewegen, 25.000 Pfund zum Zwecke der Vertheidigung der Pfalz beizusteuern und eine Anleihe von 50.000 Pfund bei Dänemark zu vermitteln. Williger zeigten sich die Holländer, welche 50.000 Gulden monatliche Subsidien an Friedrich leisteten und schon aus Argwohn gegen Spanien die protestantische Sache unterstützten.

Diese Geldmittel verschlangen die eigenen Rüstungen in Böhmen und es blieb nichts über für die Ansprüche, welche Bethlen Gabor stellte, wenn er den Waffenstillstand mit dem Kaiser künden und wieder in das Feld ziehen sollte. Zwar schloß man eine förmliche „Conföderation", in welche auch die protestantischen Stände einbezogen wurden, da aber die versprochenen Zahlungen ausblieben, rückte Bethlen, der mittlerweile den Titel eines Fürsten von Ungarn angenommen hatte, nicht in das Feld und begnügte sich, dem böhmischen Heer einige tausend Reiter zuzuschicken. So ungleich gestalteten sich die Hilfsmittel der beiden Gegner, als sie sich zum entscheidenden Kampfe rüsteten.

Der Feldzug des Jahres 1620 und die Schlacht am weißen Berg.

Auf dem Rückzug aus Oesterreich im December 1619 verlor das böhmische Heer durch die Unbilden des Winters und den Mangel mehr Leute, als der blutigste Feldzug hätte erfordern können. Als es endlich möglich war, die ungeheuer angeschwollene Donau zu übersetzen, zogen die mährischen und schlesischen Hilfsvölker in ihre Heimat, der dem Grafen Thurn verbleibende Rest von 3000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern cantonirte in der Umgegend von Langenlois, wo sich ihm in Folge des sogenannten Horner Beschlusses die Truppen der protestantischen Stände Niederösterreichs anschlossen. Die nunmehr wieder auf ungefähr 10.000 Mann angewachsene Armee hatte einen neuen Oberfeldherrn in dem kriegslustigen und für die protestantische Sache enthusiasmirten Herzog Christian von Anhalt bekommen, der den Krieg im Stile Mansfeld's führte, wenn er diesem auch sonst geistig und moralisch weit überlegen war.

Doch der neue Feldherr hatte das Commando noch nicht übernommen, als Buquoi das böhmische Heer am 1. Februar 1620 bei Langenlois angriff und empfindlich schlug, wobei ihm der Mangel jeder einheitlichen Leitung bei den Gegnern den Sieg wesentlich erleichterte. Rasch eilte Christian von Anhalt mit Verstärkungen herbei und vergalt diese Niederlage durch einen Sieg, den er bei Meißau über Buquoi errang, aber wegen des Zustandes seiner Truppen nicht ausnützen konnte.

Das Land litt durch das Kriegsvolk beider Parteien unsäglich, da die Soldzahlungen stockten und der Unterhalt nur durch Requisitionen und ganz formlose Räubereien bestritten werden konnte. Aus den gleichzeitigen Berichten tönen die Klagen über das Treiben der kaiserlichen Truppen fast noch lauter als über jene des böhmischen Heeres, und besonders von den polnischen Reitern heißt es, daß sie sich geberdeten „wie wahre und eingefleischte Teufel". In einer Beschwerdeschrift der Stände heißt es, daß die wallonischen und polnischen Soldaten ohne allen Grund die Ortschaften einäschern, die Saaten und Pflanzungen verderben, die Bewohner aber in der greulichsten

Weise martern. Sogar der selbstverständlich der kaiserlichen Sache anhängende Abt von Melk entwarf ein erschütterndes Bild von dem Wüthen der kaiserlichen Soldaten, welche unerschöpflich im Martern waren, um von den ohnehin vollkommen ruinirten Bewohnern Geld oder Lebensmittel zu erpressen.

So riß man z. B. diesen Unglücklichen mit Zangen Stücke Fleisch aus dem Leibe, bohrte die Gelenke und Kniescheiben an, hing sie bei den Füßen auf oder schnürte sie mit Stricken zwischen spitzen Holzstücken ein. Kaiser Ferdinand II., der an sich keine kriegerische Natur und nicht grausam war, entsetzte sich über diese Berichte und sendete an Buquoi die energische Weisung, derlei Unthaten zu unterdrücken, welche die Strafe Gottes nach sich ziehen müßten, so daß man sich keine Hoffnung auf den Sieg der kaiserlichen Waffen machen dürfe und stets in Sorge schweben müsse, daß solches Wüthen das gerechte Verhängniß herbeiführen müsse. Buquoi, ein echter Soldat seiner Zeit, war aber für solche Bedenken nicht empfänglich und übrigens lag es, selbst wenn er den Willen gehabt hätte, kaum in seiner Macht, diesem Treiben zu steuern, so lange nicht eine geordnete Verpflegung des Heeres eingeleitet wurde.

Um seine Truppen von Meutereien abzuhalten, eilte Christian von Anhalt selbst nach Prag, und seinen Vorstellungen gelang es, eine Summe aufzutreiben, mit welcher wenigstens ein dreimonatlicher Sold gedeckt werden konnte. Während seiner Abwesenheit trafen das Heer aber zwei empfindliche Schläge. Am 12. April verlor in dem Gefechte bei Seizendorf der Freiherr von Fels mit 600 Mann das Leben und am 30. April wurde bei Gars ein Regiment der protestantischen Stände Niederösterreichs vollständig vernichtet.

Christian von Anhalt hatte in Prag auch die Rüstungen eifrig betrieben, und als er im Mai wieder das Commando übernahm, verfügte er über 30.000 Mann. Ein Angriff auf die Stadt Hadersdorf schlug zwar fehl, dagegen vereitelte Christian einen Versuch des mit Dampierre vereinigten Buquoi, nach Böhmen durchzubrechen, vollständig. Mit ungefähr 12.000 Mann erwartete er das kaiserliche Heer bei Eggenburg, wo er das Terrain geschickt auszunützen verstand und seine Geschütze sowie Musketiere hinter Verhauen und natürlichen Deckungen aufstellte. Durch einen Scheinangriff lockte er die hitzig verfolgenden Kaiserlichen in diese Gegend, wo sie von einem mörderischen Feuer empfangen wurden und empfindliche Verluste erlitten. Diese Schlappe fachte einen schon lange bestehenden Zwiespalt zwischen Buquoi und Dampierre von Neuem an; sie trennten sich, worauf letzterer nach Wien ging, Buquoi sich vorderhand gegen Krems zurückzog.

Und abermals versetzte die Unbotmäßigkeit seiner Truppen Anhalt in die Unmöglichkeit, seinen Erfolg auszunützen. Die Meuterei griff so um sich, daß einzelne Regimenter ihre Officiere verjagten und dieselben durch Wahl aus ihrer Mitte ergänzten. Nur mit aller Mühe beugte Anhalt einer vollständigen Auflösung der im Lager bei Eggenburg versammelten Armee vor, wozu ihm eine neuerliche Abschlagszahlung auf die Soldrückstände behilflich war, die man in Prag durch eine der reinen Plünderung nahekommende Besteuerung der Juden und neuerliche Confiscationen bei Katholiken zu Stande gebracht hatte. Schlimmer noch sah es in Böhmen selbst aus, wo Hohenlohe und Mansfeld sich nur mit Mühe gegen den gleichfalls aus spanischen Diensten berufenen Oberst Don Balthasar Marradas behaupteten.

Die größte Gefahr drohte aber der böhmisch-protestantischen Sache nicht auf diesen Kriegsschauplätzen, sondern sie bereitete sich durch die großartigen Rüstungen

der katholischen Liga vor, welcher die geordneten Finanzen des Herzogs Maximilian's von Baiern zu Gebote standen. Durch den ganzen Winter und das Frühjahr wurden sie so eifrig betrieben, daß schon im Mai 1620 ein vollkommen gerüstetes Heer von 24.000 Mann an der Donau stand, während gleichzeitig ein spanisches Heer unter Marchese Ambros Spinola, einem der größten Meister der Kriegskunst, längs des Rheines gegen die Pfalz heranzog.

Die Rollen wurden so vertheilt, daß der Kurfürst Johann Georg von Sachsen die Lausitz und Schlesien angreifen, Herzog Maximilian mit dem ligistischen Heer in Böhmen einrücken sollte.

Eine bei Furth stehende Reserve von 7000 Mann war nach Erforderniß zur Verwendung auf dem einen oder andern Kriegsschauplatz bestimmt. Das eigentliche Commando beim Heer der Liga führte Johann Tserklas Graf von Tilly (Bild S. 604), der in diesem furchtbaren Krieg eine der ersten Rollen spielte.

Er war 1559 auf einem adeligen Gut bei Lüttich geboren und als jüngster Sohn sowie seiner unansehnlichen Gestalt wegen zum geistlichen Stande bestimmt. Aber wenn er auch bis an sein Ende dem katholischen Glauben bis zum Fanatismus anhing und in seiner ganzen Geistesrichtung die mönchische Erziehung nie verleugnete, so wehrte er sich doch gegen die Kutte und trat, glühenden Thatendranges voll, schon in seinem vierzehnten Jahr in die spanische Armee. Er diente noch unter Alba, der ihn bald bemerkte und ihm den Rath gab, geduldig von der Pike auf zu dienen, gehorchen zu lernen und sich so zu halten, daß sein Verdienst die Augen auf sich ziehe. Nach Alba's Abgang diente Tilly unter Requesens, Alexander Farnese und Don Juan d'Austria und trat mit dem Herzog Philipp Emanuel von Lothringen um das Jahr 1600 als Oberstlieutenant in kaiserliche Dienste, wo er mit Auszeichnung gegen die Türken focht.

Verletzt durch das rasche und kaum gerechtfertigte Verfahren gegen Rußworm, das wir schon (Seite 532) erzählt haben und mit dem der ihm so unähnliche, finstere und strenge Tilly eng befreundet war, verließ er die kaiserliche Armee und trat in bairische Dienste. Hier führte ihn sein Schicksal, an der Schwelle des Greisenalters, an die Spitze der Armee und zu den größten Ruhmesthaten, so daß ihn die Kriegsgeschichte mit Recht als den „Schlachtenmeister" feiert.

Mit einer für jene Zeit ungewohnten Schnelligkeit drang das ligistische Heer vor, das am 22. Juli die österreichische Grenze überschritt, so daß jeder Widerstand, zu welchem den oberösterreichischen Ständen weniger die Lust als die Mittel mangelten, vereitelt wurde. Der Versuch, mit einigen tausend zusammengerafften Bauern bei Haag den Marsch zu hemmen, hatte keinen anderen Erfolg, als daß die Wuth des Kriegsvolkes entfacht wurde und es sich dem Sengen und Brennen überließ. Im ligistischen Heere fehlte aber damals die Entschuldigung mangelhafter Verpflegung und Soldzahlung, und Herzog Maximilian schritt so schonungslos gegen solche Ausschreitungen ein, indem er plündernde und brennende Soldaten an das Kreuz schlagen ließ, daß bald bessere Manneszucht herrschte, die auch, so lange er selbst beim Heer blieb, erhalten wurde, im Verlaufe des Krieges aber auch verfiel.

Am 23. August brach Maximilian von Linz auf, nachdem in Oberösterreich jeder Gedanke an eine Auflehnung gegen den Kaiser erstickt war, um die Vereinigung mit Buquoi anzustreben. Wenn der Kaiser auch diesem sein selbstständiges Commando vorbehalten hatte, so war es doch nur natürlich, daß er nach der Vereinigung hinter

dem Herzog zurückstehen mußte, und er zögerte daher, dieselbe herbeizuführen. Ja, er rieth den directen Einmarsch des Ligaheeres in Böhmen an, um die Böhmen zur Theilung der Kräfte zu zwingen, aber Tilly drang so rasch vor, daß sich die Vereinigung nicht mehr umgehen ließ, welche sich auch thatsächlich anfangs September bei Zwettl vollzog.

Christian von Anhalt konnte nicht daran denken, einem solchen Gegner Stand zu halten, und zog sich über Drosendorf gegen Mähren zurück. Man beschloß nun, nachdem Dampierre mit ungefähr 5000 Mann zur Sicherung Wiens gegen einen etwaigen Zug Bethlen's über die ungarische Grenze detachirt worden war, nach Böhmen aufzubrechen, wieder gegen den Rath des plötzlich zaudernden Buquoi, der zum Beziehen von Winterquartieren mahnte.

Tilly's Feuergeist aber war nicht aufzuhalten, und am 20. September schon rückten die ersten Abtheilungen des Ligaheeres über Budweis in Böhmen ein. Nun erst ermaß man die drohende Gefahr in Prag im vollen Umfang, und während man dort noch fieberhaft rüstete, führte Anhalt sein Heer in Eilmärschen zurück, so daß es Ende September gleichfalls auf böhmischem Boden stand, wo sich in Klingenberg an der Moldau auch Friedrich von der Pfalz beim Heer einfand.

Dasselbe dürfte damals ungefähr die Stärke von 25.000 Mann besessen haben, darunter 8000 ungarische Reiter, die nun in Böhmen hausten, wie früher die Polen in Oesterreich. Ein Beispiel ihrer Zuchtlosigkeit gaben sie, als der erkrankte baierische General Alexander von Haßlang in ihre Hände fiel, den sie bis auf die Stiefel plünderten und so in das Lager von Rokitzan brachten. Vergebens suchten Friedrich von der Pfalz und Anhalt ihn aus den Händen der Ungarn zu befreien, deren General Bornemissa aber ein so hohes Lösegeld forderte, daß Haßlang nach etlichen Tagen aus Mangel an Pflege starb.

Nicht viel besser, aber nach einem förmlichen System betrieb Mansfeld von Pilsen aus die Plünderungen und Requisitionen, mit welchen er vornehmlich die Güter der katholischen Edelleute heimsuchte. In einem gleichzeitigen Brief heißt es, daß es dort, wo damals Truppen standen, nach deren Abgang so leer aussah, als ob mit einem Besen gefegt worden wäre.

Daß die kaiserliche Armee nicht besser hauste, beweist ein Brief des Herzogs Maximilian von Baiern an den Kaiser, in welchem es nach einer Schilderung des in Böhmen herrschenden Elends heißt: „Ich kann Euer k. Majestät nicht verhehlen, daß derselben Armada ungeachtet meiner vielfältigen wohlmeinenden Erinnerungen mit Rauben, Plündern, Brennen, ja sogar Niederhauung unschuldiger katholischer Personen beiderlei Geschlechtes, mit Ranzionirung der Gehorsamen, mit Entführung der Weibspersonen und Jungfrauen, mit Plünderung von Kirchen und Klöstern in ärgster Weise um sich wüthet und selbst meinen eigenen Proviant räuberisch anfällt. Der gemeine Mann ist ruinirt und zur äußersten Verzweiflung getrieben und wird sich in vielen Jahren nicht erholen können, wie denn auch E. M. im Falle des Sieges viele und lange Jahre aus diesem verderbten und devastirten Königreich keines Einkommens sich erfreuen werden.“

Und in der That kam es hie und da zu Bauernaufständen, die sich in erster Linie gegen die Soldaten, gleichviel welcher Partei sie angehören mochten, richteten, dann aber ihrerseits das Räuberhandwerk ergriffen, Schlösser überfielen und plünderten. So drohte dieses schöne Land in Wahrheit zu einer Wüste zu werden, in welcher Jeder gegen den Andern ist und nur die brutale Gewalt das Fortkommen sichert.

Der energischen Kriegführung Tilly's entsprechend, drang das vereinigte ligistisch-kaiserliche Heer in Böhmen vor. Wodnian und Prachatic wurden mit stürmender Hand genommen, das vor Kurzem wieder von den Böhmen besetzte Pisek gleichfalls nach hartem Kampf erobert, wobei diese reiche Stadt fast gänzlich verwüstet wurde. Während man noch über eine Capitulation verhandelte, stürmten die wallonischen Regimenter Buquoi's auf eigene Faust, erstiegen die, im Vertrauen auf die schwebenden Verhandlungen, unbesetzten Mauern und ließen sofort bei den Thoren auch die Kosaken ein. Ein beispielloses Morden und Plündern begann; nicht allein, daß man die Besatzung niederhieb und den Commandanten, Oberst Hack, massacrirte, auch die Bewohner wurden ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes ermordet und die unglückliche Stadt an mehreren Orten angezündet. Die wenigen Personen, welche diesem Blutbad entkamen, dankten es dem entschlossenen Einschreiten des Herzogs Maximilian, und selbst der nicht sehr empfindsame Buquoi wehrte mit dem Degen in der Hand seine wüthenden Soldaten von weiterem Morden ab.

Das Schicksal Pisek's verbreitete furchtbaren Schrecken im Lande, so daß Strakonitz, Schüttenhofen, Klattau und andere Orte ihre Thore öffneten, ohne Widerstand zu wagen. Erst auf dem Marsch nach Pilsen, das man nicht unbezwungen im Rücken lassen wollte, wurde man des böhmischen Heeres ansichtig, und nun marschirten die beiden Armeen mehrere Tage in der Entfernung weniger Meilen auf gleicher Höhe, bis die Kaiserlichen bei Pilsen Halt machten und die böhmischen Truppen bei Rokyzan ein befestigtes Lager bezogen. Der Sorge um Pilsen wurden die katholischen Heerführer bald entledigt. Schon beim Nahen des kaiserlichen Heeres fand sich bei Buquoi ein Bote des in Pilsen stehenden Mansfeld ein, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Dieser scrupellose Abenteuerer sah die Niederlage der böhmischen Sache voraus und suchte sich zu salviren; gegen eine Summe von 400.000 Gulden und volle Amnestie für sich verpflichtete er sich, mit seinem Kriegsvolk ruhig in Pilsen zu verbleiben und dasselbe nach vollständiger Erfüllung dieses Vertrages dem Kaiser zuzuführen. Herzog Maximilian und der kaiserliche Feldherr gingen auf den Antrag ein, und Mansfeld, auf dessen ohnehin zweifelhaften Charakter diese Abmachung den größten Schandfleck wirft, erhielt vorläufig 100.000 Gulden.

Um einen Angriff auf die starke böhmische Stellung bei Rokyzan zu vermeiden, suchte man Prag auf einem Umweg zu erreichen und sich desselben ohne Schlacht zu bemächtigen. Christian von Anhalt war aber auf seiner Hut und verlegte dem katholischen Heer abermals den Weg bei Rokyzan, das er gleichfalls stark befestigte. Wiederholte Gefechte schlugen zwar hier stets zum Vortheil der Kaiserlichen aus, ohne daß es indessen gelungen wäre, die Böhmen aus ihrer starken Stellung durch List oder Gewalt zu vertreiben. Wohl aber steigerten die errungenen Vortheile die Siegeszuversicht der kaiserlichen und ligistischen Armee, zu welcher ansehnliche Verstärkungen unter den Obersten Marradas und Verdugo gestoßen waren, ebensosehr, als die Entmuthigung unter den Böhmen um sich griff. In einem der Gefechte bei Rakonitz ergriffen 250 böhmische Reiter vor 18 baierischen Kürassiren das Hasenpanier, und Friedrich von der Pfalz sah die Dinge schon in so verzweifeltem Licht, daß er seiner Gattin rathen ließ, Prag zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen, ein Vorschlag, der jedoch von dieser stolzen und hochsinnigen Frau mit Unwillen zurückgewiesen wurde, um in Prag den schlimmen Stand der Dinge nicht zu verrathen.

Wenn die Waffen ruhten, bekämpfte man sich von den beiden Lagern aus in

unblutigerer Weise, indem man den Gegner höhnte und durch Schimpfreden reizte. Wenn die Soldaten des Kaisers und der Liga die Böhmen: Ketzer, Bauern, Rebellen, Schwarzstrümpfler, Komödianten u. s. w. hießen, so tönte es aus deren Lager zurück: Papisten, Baalskinder, Mordbrenner u. s. w. Der Lieblingsname, den man den Baiern beilegte, war aber „Schweine", und derselbe scheint so allgemein gewesen zu sein, daß er auch im eigenen Heer gebraucht wurde. Als Herzog Maximilian einen alten Kriegsmann um seine Meinung über den Ausgang des Krieges fragte, glaubte derselbe in seiner rauhen Weise besonders verbindlich zu sein, indem er antwortete: „O ganz gewiß wird es so sein wie beim Kartenspiel, wo auch die Sau (das Aß) den König sticht", womit er meinte, daß der Herzog von Baiern dem Wahlkönig von Böhmen obsiegen werde.

Nachdem auch ein letzter Angriff auf die böhmische Stellung nur einen theilweisen Erfolg hatte, indem Tilly zwar den auf dominirender Höhe gelegenen Friedhof erstürmte, Buquoi aber mit großem Verluste zurückgeschlagen und selbst so verwundet wurde, daß er von nun an einen Wagen benützen mußte, beschloß man im Kriegsrath des kaiserlichen Heeres, nunmehr direct auf Prag loszugehen, wo die endgiltige Entscheidung fallen mußte.

Christian von Anhalt erkannte die Absicht der Gegner, die am 5. November von Rakonitz aufbrachen, sofort und folgte ihnen so rasch, daß beide Heere sich am Abend des 7. November schon wieder gegenüberstanden. Das böhmische Heer bezog eine starke Stellung am weißen Berg, welche durch einige rasch aufgeworfene Schanzen vor der Fronte noch verstärkt wurde. Uebrigens ging schon der Aufmarsch des böhmischen Heeres nicht ohne Unfall vor sich und zeigte von der Rathlosigkeit, welche herrschte. Die beim Dorfe Ruschin stehende ungarische Reiterei wurde noch am Abend des 7. November von einem kaiserlichen Reiterregiment angegriffen und vertrieben, ohne daß von Seite des nahestehenden böhmischen Heeres etwas geschehen wäre, um diese für den Aufmarsch wichtige Stellung zu behaupten. In Wahrheit kann man sagen, daß die Schlacht am weißen Berg schon für die Böhmen verloren war, ehe sie geschlagen wurde.

Trotzdem war man am Morgen des 8. November im kaiserlichen Kriegsrath noch nicht einig, obwohl Tilly allein mit der baierischen Armee vorrückte und sich dadurch der Gefahr aussetzte, mit Uebermacht angegriffen zu werden. Buquoi, an seiner Wunde leidend und wohl auch nicht ganz frei von Eifersucht, daß dem baierischen Feldherrn die Leitung der Schlacht und der Siegeslorbeer zufallen sollten, wollte von einem Angriff auf das böhmische Heer nichts wissen, da dessen Stellung zu stark sei; er rieth zu einer Umgehung und einem Angriff auf Prag durch das Koschiřer Thal. Vergebens hielt man ihm die Gefahren dieses Planes im Falle eines Mißlingens und das Resultat der Recognoscirungen vor, welche ergaben, daß die Stellung der Böhmen bei weitem nicht so stark sei, als es den Anschein habe. Lange wogte der Kampf der Meinungen, in welchem der kaiserliche Feldherr allein gegen jene Stand hielt, welche die angebotene Schlacht schlagen wollten.

Da gab — es ist das höchst bezeichnend für die Zeit und durchaus nicht der einzige ähnliche Fall — die Meinung des dem Kriegsrath beiwohnenden Karmelitermönches Pater Dominicus a Giesu Maria den Ausschlag. Er verwies auf den Schutz Gottes, zu dessen Ehre diese Schlacht geschlagen würde, und verhieß sicheren Sieg. Nun erst beschloß man den Angriff, für welchen das ligistische Heer von Tilly,

das kaiserliche in Stellvertretung Buquoi's vom Freiherrn Rudolf von Teuffenbach commandirt wurde. Herzog Maximilian und Buquoi nahmen keinen Antheil an der Schlacht, verfolgten aber deren Verlauf aus der Entfernung.

Die kaiserliche Armee bestand aus ungefähr 15.000 Mann Fußvolk und 4500 Reitern. Die ersteren theilten sich in die Regimenter Spinelli Neapolitani mit 31 Fähnlein, Verdugo 42 Fähnlein, Fugger 7, Creango und Corrati 4, Breuner 5, Herzog von Sachsen 10, Nassau 10, Fürstenberg 5, Teuffenbach 3, Fuchs 3, Collalto 5 und Teufel 5 Fähnlein. Die Cavallerie gliederte sich in die Regimenter Marradas mit 10 Compagnien, Dampierre 5, Florenties 5, Meckau 5, Löbl 5, Waldstein 13, Gaucher 8, Lacroy 5, Montecuculi 5, Isterle 5, Polnische Reiter 10 Compagnien.



Gottfried Graf Pappenheim. (Seite 575 u. ff.)

Das Heer der Liga, zu welchem kurz vorher 8000 von den Bischöfen von Bamberg und Würzburg geworbene Soldaten gestoßen waren, mochte ungefähr 20.000 Mann zählen, darunter 5500 Reiter. Ueber die Artillerie des verbündeten Heeres ist nichts bekannt. Sie dürfte jedoch jener der Böhmen weit überlegen gewesen sein, kam aber in der Schlacht fast gar nicht zur Verwendung. Das böhmische Heer zählte 22.000 Mann, darunter fast die Hälfte an Reiterei, weil hier die 5000 Mann Ungarn, welche Bethlen gesendet hatte, den Ausschlag gaben. An Geschützen besaßen die Böhmen nur sechs Stück, welche in den schon erwähnten Schanzen postirt waren.

War schon das numerische Uebergewicht auf Seite der Gegner, so stand es bezüglich der Qualität der Truppen noch schlimmer bei den Böhmen. Sie waren durch Mißerfolge und mangelnde Verpflegung tief herabgestimmt, hatten auch kein Vertrauen

zu der vielköpfigen, schwankenden Führung. Diese Uebelstände waren so groß, daß sie auch durch die formidable Stärke der Stellung nicht ausgeglichen werden konnten, obwohl man derselben so vertraute, daß man bis zum letzten Augenblick nicht an einen Angriff glaubte. An den beiden Flanken durch natürliche Terrainhindernisse gedeckt, das befreundete Prag im Rücken, konnte das böhmische Heer nur von der Fronte angegriffen werden, wo der weiße Berg dem Gegner bedeutende Hindernisse in den Weg legte. Dieser Oertlichkeit angemessen, war das böhmische Heer in sehr tiefer Schlachtordnung aufgestellt, welche drei Treffen und die aus den ungarischen Reitern bestehende Reserve bildete. Unter dem Fürsten Christian von Anhalt befehligten dessen Sohn und die Grafen Hohenlohe, Thurn, Solms und Hollach.

Da Christian von Anhalt nicht glaubte, daß die Gegner eine Schlacht wagen würden, versäumte er die günstige Gelegenheit zum Angriff auf die zuerst allein aufmarschirende ligistische Armee und ließ der kaiserlichen Zeit, rechts von derselben in die Schlachtordnung einzurücken. Die Vorhut bestand aus zwei Regimentern Reiterei, darunter das vom Grafen Albrecht Waldstein befehligte. Auch die verbündeten Armeen bildeten, der wenig entwickelten Front entsprechend, und da eine Ueberflügelung schwierig war, drei Treffen, von welchen das erste am stärksten, abwechselnd aus Reiterei und Fußvolk formirt war, welch letzteres große Vierecke bildete, an deren Ecken die Musketiere standen. Die Reserve zählte nur Reiterei, darunter die Polen und Croaten, und auch einige Geschwader Ungarn, die sich daher seltsamerweise in beiden sich feindlich gegenüberstehenden Heeren befanden.

Erst am Mittag entbrannte die Schlacht, welche durch das Vorrücken der verbündeten Armee unter dem Feldruf „Sancta Maria!“ eingeleitet wurde. Unterstützt von dem Feuer der Schanzen warf sich das Regiment des Grafen Thurn auf die Angreifer und brachte durch seinen Ungestüm dieselben zum Weichen. Gleichzeitig warf sich der junge Fürst von Anhalt mit einem Reiterregiment auf die Kaiserlichen und zersprengte zwei der Infanterie-Vierecke. Einen Moment schien sich der Sieg auf die Seite der Böhmen zu wenden, wodurch Buquoi so erschreckt wurde, daß er trotz seiner Wunde ein Pferd bestieg, um auf das Schlachtfeld zu eilen. Aber es war nicht nöthig; er erreichte dasselbe nicht, so war schon der flüchtige Sonnenblick des Erfolges, welcher den Böhmen gelächelt hatte, verdunkelt und der vermeinte Sieg verwandelte sich in wenigen Minuten in eine entscheidende Niederlage.

Tilly ersah die drohende Gefahr und schickte den vordringenden böhmischen Reitern die beiden baierischen Kürassier-Regimenter Kratz und Gaucher unter dem Grafen Pappenheim entgegen. Dieser warf sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf Fronte und Flanke der bisher siegreich vordringenden Böhmen und trieb sie zurück, so daß sie auch das Fußvolk in Unordnung brachten, das theilweise, ohne einen Angriff zu erwarten, die Gewehre in die Luft abdrückte und Reißaus nahm. Pappenheim drang unwiderstehlich vor, überritt mit seinen Schaaren zwei der böhmischen Geschütze, warf die Regimenter des Rheingrafen und des Grafen Schlick in den Thiergarten und verbreitete solchen Schrecken, daß die ungarischen Reiter mit verhängten Zügeln durchgingen, bevor er noch bis zu ihnen durchgedrungen war.

Gleichzeitig hatte auch Verdugo sein Regiment zum Sturm vorgeführt, die Schanzen im Centrum gestürmt und die Geschütze gegen die schon auf der ganzen Linie weichenden Böhmen gerichtet. Nun ordnete Tilly eine allgemeine Vorrückung an, aber die blutige Arbeit war in der Hauptsache schon gethan. Nur einzelne Truppen

des böhmischen Heeres leisteten noch tapferen Widerstand, darunter namentlich das von dem jüngeren Grafen Thurn geführte mährische Fußvolk, das sich beim sogenannten „Stern" der Thiergartenmauer festsetzte und so verzweifelt wehrte, daß es fast ganz zusammengehauen werden mußte. Der Strom der Flüchtigen wendete sich größtentheils nach Prag, und vergebens waren die Bemühungen einzelner Oberster, ihn aufzuhalten. Nur die Ungarn wendeten sich in blinder Flucht direct über die steilen Abhänge des weißen Berges gegen die Moldau zu, in der an 1000 Mann derselben ertranken. (Bild S. 580 und 581.)

Kaum eine Stunde hatte die Schlacht gedauert und doch war nicht allein das böhmische Heer vernichtet, sondern auch das Königthum Friedrich's von der Pfalz. Der Angabe, daß die Böhmen 5000 Mann verloren haben, widerspricht nicht allein die Kürze der Zeit, sondern auch die Thatsache, daß man nur 1600 Leichen auf der Wahlstatt fand. Von Seite der Sieger sollen nur 250 Mann gefallen sein, was indessen umgekehrt wohl zu nieder gegriffen ist.

Das Verdienst des Tages kam namentlich den beiden Obersten Gottfried Heinrich Graf Pappenheim (Bild S. 573) und Wilhelm Graf Verdugo zu.

Der erstere, den wir schon als Unterdrücker des großen Bauernaufstandes in Oberösterreich kennen, stammte aus einer altadeligen baierischen Familie und wurde am 29. Mai 1594 geboren. Der Sage nach deutete schon bei der Geburt des Kindes ein blutrothes Mal auf seiner Stirne, das die Form zweier gekreuzter Schwerter hatte, den künftigen Krieger an, und staunend bemerkten seine Pfleger, daß das Kind nur im ersten Bad und dann nie mehr Thränen vergoß. Auf der Universität Altdorf genoß Pappenheim eine gelehrte Bildung, machte dann große Reisen und wurde schon im zwanzigsten Jahre zum Reichshofrath ernannt.

Aber seine Feuerseele dürstete nach Kriegsruhm, und er trat in die Dienste der katholischen Liga während der Jülicher Fehde und dann in jene des Herzogs von Baiern. In der Schlacht am weißen Berg kämpfte er als Oberst eines Reiterregiments mit jener löwenkühnen Tapferkeit, die ihn so berühmt machte. Im wilden Kampfgetümmel am Thiergarten erhielt Pappenheim an zwanzig Hieb- und Stichwunden, sein Pferd ward erschossen und nun ging der stürmische Braus des Reitergefechtes über ihn weg, so daß man später über hundert größere und kleinere Verletzungen an seinem Körper zählte. Für todt gehalten, lag er die kalte Nacht hindurch unter den Gefallenen. Ueber sein Erwachen berichtet er selbst: „Habe nicht gewußt, liege ich in der Hölle oder im Himmel, da ich zum ersten zu wenig Pein, zum letzten zu wenig Freude empfunden — hab' also gemeint, ich sei im Fegfeuer."

Bezeichnend ist es, daß der plündernde Wallone, der ihn endlich unter dem Pferde hervorzog und Leben in ihm spürte, zu ihm sagte: „Kerl, wer bist Du? Du hast gute Hosen an und mußt sterben, weil ich sie brauche!" Pappenheim brachte den Mann aber von dieser kurzen Procedur ab und wurde nach Prag geschafft, wo er dem berühmten Chirurgen André überantwortet wurde. „Wie der nunmehrige Kurfürst Maximilian von Baiern", erzählt Khevenhüller in seinen Annales, „Herrn André fragen lassen, ob der Pappenheim zu heilen sei?" hat dieser dem abgesandten Leibmedicus geantwortet: „Mit Gottes Hilfe traute er sich darüber, obwohl sechs von den Wunden tödtlich seien. Wenn Pappenheim nur nicht so ungeduldig wäre." Darüber hat Pappenheim aus dem Bett herübergeschrien: „Wie sollt' Einer bei dem vielen Heften und Nähen geduldig sein?"

Dieselbe Tapferkeit, welche die Gefahr suchte und sogar weiter ging, als manchmal der Klugheit des Feldherrn entsprach, zeichnete Pappenheim während seiner ganzen Heldenlaufbahn aus und machte ihn für alle Zeiten zu einem der berühmtesten Reiter-Generale.

Wilhelm Graf Verdugo war der Sprosse eines berühmten spanischen Kriegergeschlechtes, ein Enkel des kaiserlichen Feldmarschalls Peter Ernst von Mansfeld, ein Sohn des spanischen Admirals und Heerführers Franz Verdugo. Er zeichnete sich schon in den Niederlanden aus, eroberte 1617 Vercelli und führte 1620 als Oberst wallonisch-spanische Hilfsvölker nach Böhmen. Im Kriegsrath vor Prag erbot er sich, um Buquoi's Zaudern zu überwinden, allein den Angriff einzuleiten, trug dann durch Erstürmung der Schanzen wesentlich zum Sieg bei, eroberte mit eigener Hand eine Fahne und nahm den jungen Prinzen Christian von Anhalt gefangen. Er kämpfte dann, wie wir gleich hier einschalten, in Ungarn und Deutschland, trug zum Siege bei Höchst bei und starb 1629 als Statthalter der Unterpfalz an den Folgen einer vor zwei Jahren erhaltenen Verwundung. Tapferkeit und tiefere Kenntnisse in den Kriegswissenschaften besaßen viele seiner Kampfgenossen und Gegner, vor den meisten derselben aber zeichnete ihn seine Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und sittliche Strenge gegen sich selbst aus.

Der fromme Glaube jener Tage schrieb den Sieg ganz besonders dem Umstande zu, daß Kaiser Ferdinand II. den Schutz seines Heeres der heiligen Jungfrau Maria empfahl und dessen Fahnen mit dem Marienbilde zieren ließ. Seither ist die heilige Maria als Patronin der österreichischen Armee angenommen und deren Bildniß auf den Fahnen angebracht. Auch dem berühmten Karmeliterpater Dominicus a Jesu Maria war man dankbar. Er war vom Kurfürst Maximilian aus Rom, mit besonderer Erlaubniß des Papstes Paul V., nach Deutschland berufen worden, um, gleich dem heiligen Johannes Capistran, das Heer zu segnen. Er wohnte der blutigen Schlacht am weißen Berge bei und stand, die Soldaten ermahnend, während der Schlacht mit ausgebreiteten Händen betend, mitten im Kugelregen. Sein Scapulier sowie auch das Gnadenbild Maria de Victoria (vom Siege) aus Rom, das er mit sich trug und mit dem er überall abgebildet erscheint, wurde von den Kugeln vielfach durchlöchert; die letzteren aber fielen, ohne ihn selbst zu schädigen, zu Boden. Später übertrug er das Bild nach Rom in die Paulskirche, aber es kam davon eine Copie nach Prag in die 1621 auf dem weißen Berge neu erbaute Kirche, welche den Beinamen Maria de Victoria führt.

Kurfürst Friedrich erhielt die Nachricht vom Beginne der Schlacht, während er bei der Tafel saß, und wollte nun selbst auf den Kampfplatz eilen. Doch hatte er noch die Stadt nicht verlassen, als ihm schon die Flüchtigen in hellen Schaaren entgegen kamen und er von Anhalt und Thurn den Bericht über den unglücklichen Verlauf vernahm. Nachdem die Befehle zur Räumung des Hradschin und der Kleinseite gegeben waren, hielt man in einem Bürgerhause der Altstadt einen Kriegsrath. Einzelne Stimmen traten für die Behauptung Prags ein, da mit dem Aufgeben dieser Stadt der Untergang der Sache selbst besiegelt sei.

Aber der Hinweis auf die gänzliche Demoralisation der Truppen genügte, um solche Pläne als unhaltbar erscheinen zu lassen, und nachdem Herzog Maximilian das Ansuchen um einen längeren Waffenstillstand abgelehnt hatte, blieb nichts über als die schleunigste Flucht. In Begleitung von kaum hundert Reitern verließ Kurfürst

Friedrich die Stadt, in der er seinen kurzen Traum von Königsgröße geträumt hatte, um von nun an ein unstetes Leben zu führen, verfolgt von dem Spott, welchen Mit- und Nachwelt jenen nicht erspart, deren Ehrgeiz größer ist als ihre Kraft und ihr innerer Werth. Man nannte ihn den „Winterkönig", weil seine Herrschaft gerade einen Winter gedauert hatte.

Am 9. November rückten, und zwar zuerst kaiserliche und dann baierische Truppen in Prag ein. Das noch zahlreich anwesende böhmische Kriegsvolk bat um Auszahlung des rückständigen Soldes, dazu hatte aber Herzog Maximilian ebensowenig Lust, als sich mit so vielen Gefangenen zu belasten; er räumte ihnen daher eine Frist ein, bis zu welcher sie die Stadt ungefährdet verlassen konnten. Bei dem gänzlichen Mangel an Unterhaltsmitteln ergossen sich nun diese verwilderten Schaaren über das Land, ein Theil blieb in Prag, wurde aber in den nächsten Tagen in der Mehrzahl erschlagen. Dies vervollständigte noch die Greuelscenen, deren Schauplatz Prag war und welche selbst die Autorität des Herzogs Maximilian nicht abstellen konnte. Namentlich die kaiserlichen Truppen begannen mit der Plünderung der von den flüchtenden Anhängern Friedrich's verlassenen Paläste und Häuser, drangen dann aber auch in die bewohnten ein, wobei es natürlich an Gewaltthaten und Mißhandlungen nicht fehlte. Namentlich in der Judenstadt hauste das Kriegsvolk schrecklich, obwohl der Kaiser in einem besonderen Briefe deren Bewohner als treue Unterthanen seines Hauses dem Schutze des Herzogs von Baiern empfohlen hatte.

Mit ziemlich scharfen Worten forderte dieser den an seiner Wunde bettlägerigen kaiserlichen General Buquoi zur Unterdrückung und Bestrafung dieser Unordnungen auf, und an den Kaiser richtete er die dringende Mahnung, für möglichst rasche Herstellung von Ordnung und Recht im Lande zu sorgen, damit die Unterthanen nicht weiter der Roheit und Raubsucht des Heeres überlassen seien und nicht schließlich auch die Anhänger des Kaisers ob des übergroßen Elends zur Verzweiflung getrieben würden.

Die Schlacht am weißen Berg schien eigentlich dem Krieg ein Ende gemacht zu haben, da nach der Einnahme Bautzens durch den Kurfürsten von Sachsen die Stände der Ober- und Nieder-Lausitz sich unterwarfen, welchem Beispiel auch späterhin jene von Schlesien folgten. In Böhmen selbst hielt nur Mansfeld noch im Felde aus, denn man fühlte nun keine Verpflichtung mehr, den vereinbarten Vertrag mit ihm zu halten. Er befestigte daher die von ihm besetzten Plätze, namentlich Pilsen, und eilte selbst nach Heilbronn, um vom Kurfürsten Friedrich Mittel zu neuen Werbungen zu erlangen. Während seiner Abwesenheit schloß Tilly die Stadt Pilsen so eng ein, daß Mansfeld nicht mehr in dieselbe kommen konnte, und nach und nach fiel diese Stadt, dann Eger, Tabor und Wittingau in die Hände der Kaiserlichen, so daß am Ende des Jahres 1621 ganz Böhmen in deren Gewalt war.

In welcher Weise Ferdinand II., übelberathen von leidenschaftlichen und zum Theil auch nicht ganz uneigennützigen Ministern, diesen Erfolg ausnützte, gehört nicht in den Rahmen dieser Darstellung. Mit unerbittlicher Strenge schritt man gegen die Anhänger Friedrich's ein, eine Reihe von Todesurtheilen wurde vollstreckt, massenhafte Güter-Confiscationen durchgeführt, deren Erlös jedoch nicht dem Staat und den stets krankenden Finanzen zugute kam, sondern meist zu Schenkungen an Günstlinge verwendet wurde. Mit unerbittlicher Energie wurde nun die Gegenreformation, nicht allein in Böhmen, sondern auch in Mähren, Ober- und Niederösterreich durchgeführt

und dadurch ein Herzenswunsch des Kaisers Ferdinand II. erfüllt, dessen aufrichtiger Glaubenseifer nicht anzuzweifeln ist, wenn man auch heute die Mittel bedauern mag, welche angewendet wurden, um ihm zu genügen.

Weises Maßhalten in der Ausnützung des Sieges hätte wahrscheinlich denselben zum Endpunkt der Wirren gemacht, das Gegentheil entfesselte dieselben erst in ihrer vollen Wuth, so daß wir die Bezwingung Böhmens nur als eine Art Prolog zur Tragödie des großen deutschen Krieges anzusehen haben. Bevor wir den weitern Verlauf desselben verfolgen, müssen wir den Vorgängen in Ungarn einen Blick schenken.

Dampierre's und Buquoi's Tod.

Wir haben seinerzeit gehört, daß Dampierre (Bild S. 565) mit 8000 Mann zur Beobachtung gegen Ungarn detachirt wurde. Diese Vorsicht war nicht überflüssig, denn Bethlen Gabor hielt, obwohl der im Vorjahr abgeschlossene Waffenstillstand noch nicht ganz abgelaufen war, im Herbst 1620 die Gelegenheit zu einem neuen Angriff für günstig. Noch im September rückte er vor Hainburg und ließ es zur Uebergabe auffordern. Vorsichtig knüpfte man Unterhandlungen an, um Zeit zur Vervollständigung der Befestigungen zu erhalten. Erst als diese namhaft verstärkt waren, ertheilte man auf eine neuerliche Aufforderung die mannhafte Antwort: „Man habe nur einen rechtmäßigen Herrn, den Kaiser, dem man die Treue zu bewahren entschlossen sei, und man wolle lieber unter den Trümmern der Mauern sterben, als diese Treue verrathen."

Weder die Beschießung der Stadt, noch wiederholte Stürme konnten die Tapferkeit der Bürger erschüttern, und am 1. October zog Bethlen von Hainburg ab, um an anderen Stellen in Oesterreich einzufallen, mehr um Schaden zu verursachen und sein Heer zu beschäftigen, als um dauernder Erfolge willen.

Unterdessen näherte sich schon Dampierre, der die Absicht verfolgte, Bethlen von seiner Rückzugslinie abzuschneiden und am linken Donauufer festzuhalten. Ein Versuch, die Schiffbrücke bei Preßburg zu sprengen, mißlang, und er faßte nun den Plan, diesen Platz, indem er mit Anhängern des Kaisers ein geheimes Einverständniß unterhielt, durch Ueberrumpelung zu nehmen. Am 8. October schiffte er sich in Wien auf 40 Schiffen mit 6000 Mann Fußvolk ein, während 2000 Reiter unter Collalto von Hainburg aus gegen Preßburg dirigirt wurden. Obwohl mehrere Schiffe scheiterten, wurde doch der Angriff am Morgen des 9. October unternommen, die Vorstädte im ersten Anlaufe besetzt, mehrere Schanzen erobert und die Schiffbrücke gesprengt. Als ein Angriff auf die Stadt selbst mißlungen war, wollte sich Dampierre zuerst den dominirenden Schloßberg sichern und eilte mit einer Abtheilung Musketiere den steilen Weg, welcher die jetzige Schloßberggasse bildet, hinauf.

Ein mörderisches Feuer empfing ihn, so daß der Weg durch Blutströme und Leichen besäet war. Dampierre feuerte aber seine Leute mit bloßem Degen an, und schon gab er das Zeichen zum Anhängen einer Petarde an das Thor, als ihn eine Kugel in den Kopf traf und sofort todt niederstreckte. Der Fall des heldenmüthigen Führers entmuthigte die kaiserlichen Soldaten, welche nun, verfolgt von den ausfallenden Ungarn, in wilder Flucht den Berg hinabstürmten. Die wilden Heiducken zerfetzten den Leib des todten Dampierre, hieben den Kopf ab und schleppten Beides in das Schloß. Erst als Bethlen Gabor selbst nach Preßburg kam, ehrte er den tapferen Gegner dadurch, daß er den Kopf wieder anheften ließ und ein kriegerisches

Leichenbegängniß veranstaltete. Ueber Verwendung des französischen Gesandten kam der Leichnam Dampierre's im folgenden Jahre nach Wien, wo er bei den Augustinern bestattet wurde.

Die kaiserlichen Truppen standen von jeder weiteren Unternehmung umsomehr ab, als auch Collalto's Reiterei eine Schlappe erlitt. Der Rückzug vollzog sich so regellos, daß viele Soldaten unter den Streichen der nachsetzenden Ungarn oder beim Versuch, auf der Donau Hainburg zu erreichen, umkamen.

Die Kunde von der Schlacht am weißen Berg machte Bethlen Gabor zu Unterhandlungen geneigt, die jedoch, da der Kaiser weit hinter seine Zusagen vom vorigen Jahre zurückging und gegen Verleihung der Fürstenthümer Oppeln und Ratibor in dem damals noch nicht unterworfenen Schlesien von Bethlen Gabor den völligen Verzicht auf Ungarn forderte, zu keinem Resultate führten. Als sich Bethlen Gabor zur Fortsetzung des Krieges im Sommer 1621 entschloß, stand ihm in Buquoi (Bild S. 557) an der Spitze von 20.000 Mann ein gefährlicher Widersacher gegenüber.

Wie immer, wenn er selbstständig commandirte, fand Buquoi seine ganze Energie wieder. Nachdem er einmal durch das Erscheinen eines Entsatzheeres von Preßburg verscheucht worden war, machte er sich im Mai neuerdings an dessen Belagerung und bezwang in wenigen Tagen Stadt und Schloß. Diesem empfindlichen Schlag ließ er in rascher Folge die Einnahme von Tyrnau, St. Georgen, Pösing, Modern und die Besetzung der Insel Schütt folgen, worauf er die Belagerung der wichtigen Festung Neuhäusel begann. Diese aber leistete, tapfer vertheidigt von Stanislaus Thurzo, hartnäckigen Widerstand, und die Situation der Belagerer wurde um so schwieriger, als die Verpflegung sehr beschwerlich war und von Kaschau ein beträchtliches Reiterheer zum Entsatz heranzog. Bei einem der Gefechte, welche stets durch die Fouragirungen veranlaßt wurden, führte Buquoi selbst einige Geschwader Reiter zur Aufnahme der geschlagenen Bedeckung herbei. Er konnte jedoch das Gefecht nicht mehr herstellen; da wurde ihm, als seine Truppen von den überlegenen Ungarn neuerdings zum Rückzug gezwungen waren, das Pferd unter dem Leib erschossen und er selbst von den nachsetzenden Feinden durch Säbelhiebe und einen Speerstich getödtet (10. Juli 1621). Sein Leichnam blieb auf dem Schlachtfelde liegen, wurde aber von den verstärkt rückkehrenden Kaiserlichen gefunden, nach Wien gebracht und dort mit großem Gepränge in der Minoritenkirche beigesetzt, zwei Jahre später auf die ihm vom Kaiser verliehene Herrschaft Rosenberg in Böhmen übertragen.

So viele Vorwürfe sich auch Buquoi durch sein zeitweiliges Zaudern zuzog, so gehörte er doch zu den tüchtigsten Generalen seiner Zeit, denn er verstand es, auch unter schwierigen Verhältnissen Bedeutendes zu leisten. Seine gediegene militärische Bildung lehrte ihm, daß Vorsicht ein werthvolles Requisit für nachhaltige Erfolge ist, denn daß sie nicht in persönlicher Zaghaftigkeit wurzelte, bewies er durch seine zahlreichen Wunden und seinen Tod. Weniger ist er in anderer Beziehung zu loben; er wollte oder verstand es nicht, den Ausschreitungen seiner Soldaten Zügel anzulegen, und es fehlte auch nicht an Stimmen, welche ihn beschuldigten, daß er denselben aus Sucht, sich selbst zu bereichern, Vorschub leiste.

Wieder war der Tod des Feldherrn von den schlimmsten Folgen für die kaiserliche Armee, deren Commando Max von Liechtenstein übernahm. Der Kriegsrath faßte den einstimmigen und wohl auch gerechtfertigten Beschluß, die Belagerung aufzuheben. Der Rückzug wurde aber, um dem heranziehenden Bethlen auszuweichen,

so hastig und regellos geleitet, daß die Geschütze und Munition verloren gingen und nur der Uebertritt auf die Insel Schütt die Armee vor völliger Auflösung bewahrte.

Bethlen Gabor nahm nun Tyrnau und rückte, durch 8000 von dem Markgrafen von Jägerndorf geführte Mann und einige Geschütze verstärkt, vor Preßburg. Unterdessen war an die Spitze der kaiserlichen Armee in Ungarn der zum General-Major beförderte Graf Albrecht Waldstein getreten, welcher trotz seiner geringeren Truppenzahl die Verbindung mit Preßburg zu sichern und jeden größeren Erfolg der Ungarn zu vereiteln wußte. Anfangs September 1621 hob Bethlen Gabor die Belagerung auf und machte nur mehr bloße Beutezüge, namentlich nach Mähren, auf deren einem er aber am 10. October bei Kremsier von Waldstein empfindlich geschlagen wurde.

Diese Mißerfolge, welche Bethlen bewiesen, daß seine Truppen an Kriegserfahrung den Kaiserlichen nicht gewachsen waren, machten ihn wieder zum Frieden geneigt. Und auch Kaiser Ferdinand II. war gegen Bethlen stets eher zur Nachgiebigkeit geneigt, wenn er ihn auch in momentaner Wallung als „Bestie" titulirte, als gegen seine übrigen Gegner. So kam denn am 9. Jänner 1622 der Nikolsburger Friede zustande, in welchem Bethlen gegen Verzicht auf den Königstitel und Auslieferung der Reichskleinodien die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor und sieben ungarische Comitate auf Lebenszeit erhielt. Ueber den Unternehmungen Bethlen's waltete ein, dem Hause Habsburg zum Segen gereichender Unstern. Treffend sagt darüber unser großer deutscher Dichter Schiller: „Immer hatten die Böhmen und die Deutschen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor in das Feld rückte, immer hatte sich dieser letztere erschöpft, wenn jene anfingen, sich zu erholen."



Die Schlacht auf dem

Weitere Begebnisse.

Nicht ohne Grund nannten wir den bisherigen Verlauf nur den Prolog der großen Kriegstragödie, denn erst durch die Ausbreitung auf Deutschland erlangte dieser furchtbare Kampf seine volle geschichtliche Bedeutung, erst von der Zeit an, wo der Norden und Westen Europas in denselben eintrat, gewinnt er jene Bedeutung für die Entwicklung des Kriegswesens.



Prag, 1620. (Seite 574.)

Der Erfolg, welchen der Kaiser bei Durchführung seiner Lieblingspläne in den Erbländern gefunden hatte, weckte in ihm den Wunsch, auch die religiösen Verhältnisse in Deutschland in seinem Sinne zu regeln, wobei ihm natürlich auch der Gedanke vorschwebte, die kaiserliche Macht wieder zu stärken. Daß ihm ein solches Unternehmen neue Feinde erwecken und vielleicht sogar seine bisherigen Bundesgenossen abwendig machen konnte, fiel solange nicht in die Wagschale, als deren Interesse mit dem seinen parallel lief. Und dies war namentlich bezüglich jenes Schrittes der Fall, den man zunächst im Auge hatte: bei der Aechtung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Das war nicht allein eine Gelegenheit, die schon stark verblaßte Kaisergewalt im Reiche zu zeigen, sondern es bot sich auch in dem Besitze Friedrich's von der Pfalz eine Belohnung für treue Freunde, und die Uebertragung der so heiß ersehnten Kurwürde auf den Herzog Maximilian von Baiern war ermöglicht. Indessen ist nicht zu verschweigen, daß Friedrich durch geradezu lächerliche Ansprüche, die mit seinen bisherigen Thaten und seiner Lage in crassem Widerspruch standen, alles that, um das ihm drohende Unheil unabwendbar zu machen. Es hatte fast den Anschein, als sollte der Ueberwundene dem Sieger Bedingungen vorschreiben, und geradezu komisch war es, daß Friedrich einen „Ersatz des in Böhmen verwendeten Geldes“ forderte.

Am 22. Jänner 1621 erfolgte die Achtverhängung gegen den Kurfürsten von der Pfalz, „weil er sich zum Haupt der ungehorsamen und untreuen Rebellen aufgeworfen, als Verräther und Verletzer der kaiserlichen Hoheit und Majestät aufgetreten, wider den Landfrieden und andere heilsame Reichssatzungen sich verbrochen habe". Die gleiche Maßregel traf den Markgrafen von Jägerndorf, den Fürsten von Anhalt und den Grafen Hohenlohe.

Der Vollzug der Acht in der Unterpfalz sollte durch ein spanisches Heer, das unter dem berühmten Meister der Kriegskunst: Ambrosius Marchese Spinola aus den Niederlanden kam, besorgt werden. Dasselbe zählte 20.000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter und bestand aus den kampfgewohnten Truppen, welche zum größten Theil noch im Kriege gegen Holland mitgefochten hatten. An Zahl, aber bei weitem nicht an Kriegstüchtigkeit gleich war das Heer der protestantischen Union, das unter einem vielköpfigen Fürsten-Commando stand. Ohne daß es zu einem größerem Zusammenstoß kam, hatte Spinola seine Gegner, welchen es an Zuversicht und rechter Kampfslust fehlte, fast aus der ganzen Unterpfalz hinausmanövrirt, und als er noch im Jahre 1621 nach den Niederlanden zurückkehrte, um die berühmt gewordene Belagerung von Breda zu leiten, hatte sein Nachfolger Gonzalez de Cordova alle festen Plätze inne, der Weg nach der Donau stand offen, und die protestantische Union war in der Auflösung begriffen.

In der Oberpfalz wurde die Durchführung der Acht dem Herzog Maximilian von Baiern übertragen, der allerdings am meisten dabei interessirt war, da ihm dieses blühende Land als Ersatz für das als Pfand in seinen Händen befindliche Ober-Oesterreich und die Kurwürde für sein Haus zugesagt war. In der Oberpfalz stand der rastlose Mansfeld, der nach seiner Verdrängung aus Böhmen sein Heer wieder auf 15.000 Mann gebracht hatte und es auf die sattsam bekannte Weise durch Erpressungen erhielt. Da die Oberpfalz bald ausgesogen war, brach Mansfeld gegen Böhmen vor und bewies in diesen Zügen wirkliche Feldherrntalente, da ihm selbst der bedeutend überlegene Tilly nicht beikommen konnte. Erst als das ligistische Heer unter Herzog Maximilian in die Oberpfalz einrückte, wich auch Mansfeld dahin zurück, konnte sich jedoch, nachdem der Herzog sich mit Tilly vereinigt hatte, nicht länger behaupten.

In bloßen Raubzügen suchte er nun bald die Bisthümer am Main und Rhein, bald das Elsaß heim, während die ligistischen und spanischen Heere die völlige Unterwerfung und Besetzung der pfälzischen Länder vollzogen.

Mit Beginn des Jahres 1622 schien die kaiserliche Sache auf dem Gipfelpunkte des Erfolges zu stehen; die protestantischen Fürsten waren so eingeschüchtert, daß der geächtete Friedrich von der Pfalz an keinem deutschen Hof Aufnahme fand und nach dem Haag flüchten mußte. Aber der Argwohn gegen die Pläne der katholischen Partei, von welchen man besorgte, daß sie auf eine völlige Unterdrückung des Protestantismus in Deutschland zielten, nach dem Muster der Gegenreformation in Oesterreich, führte einige Fürsten in das Feld, welche für die Person Friedrich's von der Pfalz schwerlich Anstrengungen gewagt hätten.

Zuerst trat Herzog Christian von Braunschweig auf den Plan, der allerdings als Administrator des säcularisirten Bisthums Halberstadt auch persönlich interessirt war, die Gegenreformation nicht auf Deutschland ausgedehnt zu wissen. Er begann den Kampf mit geworbenen Truppen im Sommer 1621, führte ihn aber ganz im Stile Mansfeld's, indem er mit seinen zuchtlosen Schaaren katholische Länder überfiel,

brandschatzte und plünderte, so lange etwas zu finden war, und dann weiter zog. Im Bisthum Paderborn hauste er so greulich, daß die Mehrzahl der Ortschaften verbrannt wurden und die Bevölkerung in blindem Schrecken flüchtete. All das geschah ebenso unter dem Vorgeben, den Protestantismus zu schützen, wie die Gegner behaupteten, durch ihr Wüthen der katholischen Sache zu dienen; darin hatten sich beide Theile nichts vorzuwerfen. Christian von Braunschweig ließ sogar Münzen schlagen mit der Ueberschrift: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind!“ und war mit dem geraubten Gut so freigebig, daß er viel Zulauf fand und seine Armee im Frühjahre 1622 bereits 20.000 Mann zählte.

Auch Mansfeld brachte seine Streitkräfte durch Werbungen im Elsaß und Westphalen wieder auf mehr als 30.000 Mann, und da auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, ein wirklich feuriger und überzeugter Anhänger des Protestantismus, ein beträchtliches, gut gerüstetes Heer in das Feld stellte, so standen im Beginn des Jahres 1622 an 70.000 Mann gegen den Kaiser und die Liga unter den Waffen. Diesen hatte man gegenüberzustellen das Heer der Liga mit 55.000 Mann, die spanische Hilfsarmee mit 20.000 Mann, ein von Erzherzog Leopold (Bild S. 529), dem Bischof von Passau und Straßburg, aufgebrachtes Corps von 11.000 Mann, so daß man die Gesammtzahl der Streiter mit Zuzug der kaiserlichen Truppen auf 100.000 Mann schätzte. Thatsächlich dürfte diese Schätzung ebenso zu hoch gewesen sein, wie jene der Gegner, die Ueberzahl war aber entschieden auf kaiserlicher Seite.

In dem nun beginnenden Feldzug entfaltete Tilly entschieden seine glänzendsten Fähigkeiten als „Schlachtenmeister“, wenn er auch im Beginn bei Mingolsheim (27. April 1622) durch Mansfeld eine empfindliche Niederlage erlitt, welche ihm 2000 Mann kostete. Während aber Tilly daraus Anlaß nahm, sich mit den Spaniern unter Cordova zu vereinigen, konnte sich der Markgraf von Baden mit Mansfeld nicht wegen des Obercommandos vergleichen, und sie trennten sich. Der erstere stieß bei Wimpfen am 6. Mai auf die katholische Armee und griff dieselbe kampfbegierig an. Den ganzen Tag währte das blutige Ringen, bis Tilly nach heftigem Geschützkampf seinerseits zum Angriff überging und dem Gegner eine vernichtende Niederlage beibrachte. Der Markgraf verlor 6000 Mann, beinahe alle seine Geschütze, die Munition und den Proviant und eine Million Thaler an Bargeld. Schon mit Rücksicht auf die Dauer und Heftigkeit des Kampfes ist indeß der angebliche Verlust der katholischen Heere mit 500 Mann gewiß zu gering geschätzt.

Der Markgraf rettete sich mit den Trümmern seiner Streitmacht zum Heere Mansfeld's, bei dem sich auch Friedrich von der Pfalz eingefunden hatte, und das sich nun mit dem heranziehenden Christian von Braunschweig zu vereinigen suchte. Um dies zu verhindern, zog Tilly mit 26.000 Mann und 19 Geschützen dem letzteren entgegen, der bei Höchst den Main überschreiten wollte und zur Sicherung der geschlagenen Brücke Schanzen anlegen ließ. Ein vehementer Angriff Tilly's (20. Juli 1622) brachte die Armee des Braunschweigers, die besser an das Plündern als an das Kämpfen gewöhnt war, in Verwirrung, und als die Schanzen erstürmt waren, zerstreute sie sich in wilder Flucht. Mehr als die Hälfte ging im Kampfe und auf der Flucht zugrunde, das ganze Kriegsmaterial fiel Tilly in die Hände, und Christian von Braunschweig rettete sich, von wenigen Reitern begleitet, nach Mannheim, wo sich Friedrich von der Pfalz aufhielt.

Diese gehäuften Unglücksfälle trugen nicht dazu bei, das Einvernehmen unter den protestantischen Heerführern zu festigen, und die Disciplin der Truppen sank so, daß Mansfeld es nicht mehr wagte, einen Kampf anzunehmen, und sich durch das Elsaß nach Holland zurückzog. Ein Versuch Cordova's, ihn daran zu hindern, führte zur Schlacht bei Fleurus (29. August 1622), die insofern zu Mansfeld's Gunsten ausfiel, als er seinen Weg fortsetzen konnte. In dieser Schlacht erhielt Christian von Braunschweig eine Wunde, die ihm seine linke Hand kostete. Den Rest des Jahres benützte Tilly, um Heidelberg und Mannheim einzunehmen, so daß abermals der völlige Sieg der kaiserlichen Sache entschieden schien. Bei der nunmehr gepflogenen Abrechnung verlangte Herzog Maximilian für seine Dienste in Böhmen und in der Pfalz einen Ersatz von zwölf Millionen Gulden, eine für die damalige Zeit allerdings riesige Summe, welche jedoch gewiß die thatsächlich aufgewendeten Kosten nicht erreichte. Herzog Maximilian brachte dabei die ihm nun wirklich verliehene Kurwürde in Anschlag und begnügte sich auch mit einer Pfandschaft, zu welcher nebst Oberösterreich nun auch die Oberpfalz gehörte.

Dieselben Gründe, welche dem Kaiser in Christian von Braunschweig und dem Markgrafen von Baden neue Gegner erweckt hatten, wirkten in immer weitere Kreise fort, da die Gefahr, daß die deutsche Religionsfreiheit angetastet werden könnte, mit jedem neuen Sieg des Kaisers und seiner Verbündeten dringender wurde.

Mit Beginn des Jahres 1623 stellte der niedersächsische Kreis ein Heer von 18.000 Mann auf, angeblich nur zur Sicherung der Grenzen. Da man aber dem aus Holland kommenden Christian von Braunschweig den Durchzug gestattete und eifrig mit ihm unterhandelte, war kein Zweifel, daß sich diese Rüstung gegen den Kaiser richtete, dem auch ein neuer Zusammenstoß mit Bethlen Gabor drohte.

In Eilmärschen rückte Tilly gegen Norden vor und drang in Braunschweig ein. Dies vertrieb den Fürsten des niedersächsischen Kreises alle Kriegslust, sie suchten Christian's von Braunschweig ledig zu werden, der in der That mit seiner Armee von 16.000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern nach Osnabrück zog, um sich mit Mansfeld zu verbinden. Ehe dies aber gelang, erreichte ihn Tilly bei Stadtlohn im Münsterlande (6. August 1623) und vernichtete in einer kaum zweistündigen Schlacht seine Armee fast vollständig. Christian mußte neuerdings nach Holland flüchten, 6000 Mann seines Heeres wurden erschlagen, 4000 gefangen, der Rest nach allen Richtungen versprengt.

Trotz dieser glücklichen Schlacht war schon die Thatsache, daß ein kaiserlich-ligistisches Heer in Norddeutschland erschien, von den schwerwiegendsten Folgen, da dadurch alle protestantischen Fürsten erschreckt und zu einem engeren Zusammenschluß gegen eine gemeinsame Gefahr gemahnt werden mußten. Bevor wir jedoch die neue Phase des Kampfes in Deutschland verfolgen, ist es nöthig, einen Blick nach Ungarn zu werfen, wo sich Bethlen Gabor durch Bitten und Versprechungen Friedrich's von der Pfalz neuerdings zum Kriege bewegen ließ. Im August 1623 brach er aus Siebenbürgen mit einer Armee von 20.000 Mann auf, welcher eine solche von 30.000 Türken als Reserve folgte. Die rasche Beendigung des Krieges in Deutschland, vielleicht auch das Mißtrauen gegen seine türkischen Bundesgenossen, lähmten sein Vorgehen, so daß er sich wieder damit begnügte, von Ober-Ungarn aus Niederösterreich und Mähren zu beunruhigen.

Das kaum 10.000 Mann zählende kaiserliche Heer stand unter dem aus spanischen

Diensten übergetretenen General-Lieutenant Hieronymus Caraffa, Marchese von Montenegro, der mütterlicherseits von dem berühmten Feldherrn Karl's V., Karl von Lannoy, stammte. Caraffa war ein in der Schule des großen Alexander Farnese gebildeter Krieger, konnte aber gegen den ihm vierfach überlegenen Bethlen nichts ausrichten, und es ward schon ein Verdienst, daß er denselben von entscheidenden Unternehmungen abhielt. Namentlich der Mangel an Reiterei lähmte jede kräftige Offensive, während die ungarische Armee damit so reichlich versehen war, daß sie die Verbindung des kaiserlichen Heeres stören und dessen Verpflegung sehr erschweren konnte. Dadurch gestaltete sich die Situation desselben, während es in einem befestigten Lager an der March stand, so mißlich, daß Albrecht von Waldstein, der unter Caraffa diente, die dringende Mahnung nach Wien richtete, um jeden Preis einen Waffenstillstand zu schließen, da sonst eine Katastrophe, die Vernichtung oder Auflösung der Armee, unvermeidlich sei.

Bethlen Gabor, der stets bald des Krieges müde wurde, zeigte sich zu Unterhandlungen geneigt, die im Mai 1624 zu einem Frieden führten, welcher dem von Nikolsburg gleich war. Caraffa trat wieder in spanische Dienste zurück und starb 1630 zu Genua. Man rühmte besonders seine hohe Bildung und Uneigennützigkeit. Noch im hohen Alter hatte er sich die Kraft so gewahrt, daß er sich, 66 Jahre alt, in voller Kriegsrüstung auf das größte Pferd schwang, ohne den Steigbügel zu benützen.

Der Friedensschluß mit Bethlen Gabor war umso nöthiger, als der Kaiser sich einer neuen und gefährlichen Coalition von Gegnern gegenüber sah. Seit der berühmte Cardinal Richelieu die Leitung der Regierung in Frankreich übernommen hatte, verfolgte die französische Politik wieder ihr altes, nie ganz aufgegebenes Ziel, das in der Bekämpfung der Macht des Hauses Habsburg bestand. Unter seiner Aegide schlossen die protestantischen Nordmächte Dänemark und Schweden einen Bund, dessen eingestandener Zweck die Rückführung Friedrich's von der Pfalz und der Schutz der deutschen Religionsfreiheit war, aber insgeheim dachte man gewiß in weniger uneigennütziger Weise an Gebietserwerbungen in Deutschland. Durch den Krieg mit Polen, in dem sich Gustav Adolf schon als hervorragender Feldherr bewährte, war Schweden zur Zeit noch an thätiger Einmischung in die deutschen Verhältnisse verhindert, es erfolgte also am 19. December 1625 der Abschluß eines Vertrages nur zwischen Dänemark, Holland und England, dessen Regierung seit 27. März 1625 der Sohn Jakob's I., Karl I., führte. Derselbe verpflichtete Dänemark zur Aufstellung eines Heeres von 30.000 Mann Fußvolk und 8000 Reitern, zu dessen Erhaltung England monatlich 30.000 Pfund, Holland 50.000 Gulden beitragen sollten. Außerdem unterstützte man in England thatkräftig die Werbungen Mansfeld's, der sich schon 1624 dahin begeben hatte und ein Heer von 12.000 Mann zusammenbrachte, für welches England ihm monatlich 200.000 Gulden zusicherte. Frankreich gestattete die Anwerbung von 4000 Mann, für die es 6000 Kronen monatlich beisteuerte, und da Mansfeld, als er im Frühjahr 1625 wieder in Deutschland erschien, auch hier noch seine Werbungen fortsetzte, so gebot er endlich über eine tüchtig gerüstete Armee von 25.000 Mann.

Diesen Heereskräften hatte man in Deutschland von kaiserlicher und katholischer Seite nur das Heer der Liga gegenüberzustellen, da die unzulänglichen kaiserlichen Streitkräfte zum größten Theil zur Beobachtung Ungarns erforderlich waren und auch Spanien sich nicht mehr im gleichen Maße wie früher hilfsbereit erwies.

Für den Kaiser, der eigentlich auf deutschem Boden kein selbstständiges Heer besaß, war die vollkommene Abhängigkeit von der Liga und deren Führer, dem nunmehrigen Kurfürsten von Baiern, schon lange drückend, und nachgerade, da die ehrgeizigen Wünsche des letzteren befriedigt waren, zeigte sich hie und da auch ein Widerspruch in den beiderseitigen politischen Ansichten und Zielen. Alle diese Uebelstände wären vermieden worden, wenn der Kaiser mit einem nur von ihm abhängenden Heer in Deutschland auftreten konnte. Dieser Wunsch aber schien bei dem trostlosen Zustand der kaiserlichen Finanzen unerfüllbar, bis sich ein einzelner Mann, auf nichts gest" auf seine eigenen Hilfsquellen und sein Genie, bereit erklärte, ihn auszuführen. Es war dies Albrecht von Waldstein (Bild S. 589), den wir bisher nebenbei mehrmals erwähnten, jetzt aber als eine der bedeutendsten, wenn nicht wirklich die größte kriegerische Erscheinung dieser Periode näher in das Auge fassen müssen.

Das erste Generalat Albrecht's von Waldstein.

Dieser hervorragende Mann, um dessen Gestalt Dichtung und Sage einen romantischen Nimbus gewoben hat und dessen räthselhafter Charakter noch heute den Kampf der Meinungen entfesselt, stammte aus einem der ältesten böhmischen Adelsgeschlechter. Er wurde am 13. December 1583 auf dem Gute Hermanitz geboren und zeigte schon als Knabe einen stolzen emporstrebenden Sinn. Als einer seiner Verwandten ihn einst mit den Worten neckte: „Ei, Vetter, Ihr thut ja, als ob Ihr ein Fürst wäret?" entgegnete der Knabe selbstbewußt: „Ich hoffe bestimmt, es einst zu werden." Früh verwaist, kam Albrecht von Waldstein, der nach seinen Aeltern protestantisch war, zu katholischen Verwandten und dann in das Jesuiten-Convict zu Olmütz, wo er zum katholischen Glauben übertrat. Was von seinen Studentenstreichen auf der Universität zu Altdorf erzählt wird, ist Fabel und beruht wohl auf einer Namensverwechslung mit einem anderen Sproß der köpfereichen Familie Waldstein.

Nach dem Abgang von Olmütz bereiste Albrecht von Waldstein fast ganz Europa und hielt sich besonders lange in Padua auf, das damals die berühmteste hohe Schule Europas war. Er studirte hier mit Eifer Mathematik und ließ sich von dem berühmten Gelehrten Andreas Argoli in die Geheimnisse der Astronomie und deren fantastischen Zwitterschwester, der Astrologie, einweihen.

In die Heimat rückgekehrt, trat er in die Armee und diente als Hauptmann in Ungarn unter Basta, zeichnete sich namentlich bei der Belagerung von Gran aus und kehrte nach dem Friedensschluß 1606 nach Böhmen zurück. Hier heiratete er, um seinen sehr mäßigen Besitz zu erhöhen, eine bedeutend ältere, aber sehr reiche Witwe, Lucretia Nikassin von Landek, welche ihm die Güter Wsetin, Lukow, Rhennitz und Milotitz zubrachte, aber schon 1614 starb und ihm auch bedeutende Besitzungen in Mähren hinterließ. Daß Waldstein überhaupt nach Besitz strebte, ist unleugbar; wenn man ihn aber in neuerer Zeit als habsüchtig und geldgierig schildert, so liegt darin ein fast absichtliches Verkennen eines trotz seiner Irrthümer und Fehler großartig angelegten Charakters. Der Besitz war ihm nur ein Behelf für seine Pläne und Träume, und er wußte ihn für diese in wahrhaft verschwenderischer Weise zu verwenden.

Er bewies dies, als Erzherzog Ferdinand, der spätere Kaiser Ferdinand II., 1617 als Herzog von Steiermark mit den Venetianern in einen Krieg gerieth, für

chem Waldstein auf eigene Kosten zwei Compagnien Dragoner ausrüstete, die er
rend des Krieges zu einem Regiment ergänzte, das durch Gediegenheit der Aus-
tung hervorragte. Er erwarb sich schon damals bei den Soldaten den Ruf glänzender
igebigkeit und zeichnete sich namentlich bei dem Entsatz von Gradiska aus.

Dadurch hatte er das Vertrauen des Erzherzogs Ferdinand in so hohem
ade gewonnen, daß ihm dieser die zeitgemäße Umgestaltung der Dienstesvorschriften
die Cavallerie übertrug, die seither als „Waldstein'sches Reiterrecht" bekannt
der diese Bezeichnung mit Unrecht führen, da sie bis auf geringfügige Details
m identisch mit dem früher mitgetheilten Reiterrecht Kaisers Maximilian II. sind.

Durch seine Vermählung mit Isabella Katharina Gräfin von Harrach, einer
chter des einflußreichen Grafen Karl Harrach, faßte Waldstein festen Fuß in den
fischen Sphären, und bald darauf verlieh ihm Kaiser Matthias den Grafenstand

Trotzdem war seine politische Stellung noch so unentschieden, daß ihn 1619 die
hmischen Stände zum Obersten für ein von ihnen errichtetes Regiment Fußvolk
hlten, und erst durch den nur theilweise geglückten Versuch, dasselbe für den Dienst
s Kaisers zu retten, als sich die Stände gegen denselben erklärten, trat er in die
die Reihe der Anhänger der kaiserlichen Sache.

Im gleichen Jahre noch warb Waldstein wieder ein Regiment wallonischer
ter, mit dem er im October zum Heer Buquoi's stieß. Er diente mit Auszeichnung
n Bethlen Gabor, focht tapfer in der Schlacht am weißen Berge mit, um
er nochmals wiederholt in Ungarn werthvolle Dienste zu leisten, wie am passenden
rte schon erwähnt wurde.

In den nächsten Jahren lebte er auf seinen Gütern, welche er durch Käufe aus
n confiscirten Besitzthümern der geächteten Protestanten so vergrößerte, daß er that-
lich einer der reichsten Grundbesitzer Böhmens wurde und nach und nach jenen
hlossenen Gütercomplex zusammenbrachte, aus dem das Fürstenthum Friedland
tand, dessen Titel ihm 1623 verliehen wurde.

Selbst seine erbittertsten Gegner können nicht in Abrede stellen, daß Waldstein
f seinen Besitzungen, die meist hart gelitten hatten, einen seltenen Wohlstand hervor-
f, indem er mit großen Kosten die Landwirthschaft hob und durch Berufung geschickter
beiter eine ganz neue Industrie schuf, Tuchwebereien und Waffenfabriken errichtete,
er später zu seinen Rüstungen trefflich ausnützte.

Schon wiederholt hatte Waldstein Vorschläge zur Aufstellung eines eigenen
rlichen Heeres gemacht, doch hatte man dieselben abgelehnt, weil er einmal für
n böhmischen Besitz eine fast völlige Unabhängigkeit, das anderemal aber die Er-
niß verlangt hatte, Siebenbürgen für sich zu erwerben. Erst im Februar 1625,
er nochmals, und zwar ohne weitere Bedingungen, sich zur Aufstellung eines
res erbot, betraute man ihn mit der Anwerbung von 15.000 Mann zu Fuß und
0 zu Roß, eine Grenze, die er allerdings gleich anfangs überschritt.

Ueber die Methode und den Fortgang seiner Werbungen werden wir an anderer
lle berichten, wo die Aufbringung und Zusammenstellung der Heere des dreißig-
rigen Krieges darzustellen sind. Es sei hier nur erwähnt, daß es am Hofe und in
Armee eine Partei gab, welche Waldstein schon während seines ersten Generalates
wollte und alle Mittel anwendete, um die demselben zugesicherte Machtvollkommen-
möglichst zu verkümmern. Zu diesem Zweck allein wurde ihm in dem Feldmarschall
mbold Graf von Collalto ein „Gehilfe" gegeben, der seine Aufgabe so

stand, daß er sofort mit Waldstein in Zwist kam, und dieser klagt, „daß man ihm allerlei Intrigue mache; aber er merke es wohl und werde sich seine Licenz bedenken, um sich nicht von Collalto strapazieren zu lassen.“ Nach 1625 erfolgte ein förmlicher Bruch; Collalto verließ ohne Erlaubniß des Generalissimus das Heer und wurde in Prag auf kaiserlichen Befehl verhaftet, zwei Jahre später aber wieder auf Betreiben der Gegner Waldstein's zu Gnaden am Hofe aufgenommen und sogar zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt.

Außerdem war man von vorneherein dem Unternehmen Waldstein's in ligistischen Kreisen nicht hold. Aus politischen Gründen, weil Kurfürst Maximilian von Baiern eine Schmälerung seines ausschlaggebenden Einflusses fürchtete, wenn eine kaiserliche Armee selbstständig in Deutschland auftritt, aus persönlichen, weil Tilly besorgte, den bisherigen Siegesruhm mit einer jüngeren Kraft theilen zu müssen. An Ursachen zu Zerwürfnissen und Reibungen fehlte es daher nicht, und Waldstein besaß nicht die Natur, denselben auszuweichen. Schon daß er, nur die militärische Befähigung berücksichtigend, als Nachfolger Collalto's mehrere Protestanten vorschlug, wurde ihm am Hofe Ferdinand's II., wo die Geistlichkeit auf alle Dinge Einfluß nahm, übel vermerkt, und er mußte nachgeben, obwohl er in die Fähigkeiten von Don Balthasar Marradas, den man ihm sendete, ein in der That nicht unberechtigtes Mißtrauen setzte. Nur als man ihm zumuthete, von seinem eben geworbenen Heer einen Theil an Tilly abzugeben, der schon dem Dänenkönig Christian IV. entgegenrückte, leistete er sofort entschiedenen Widerstand, und er bricht in den unmuthigen Ausruf aus: „Das Heer gehört mir!“ der natürlich sofort nach Wien rapportirt wird und den Kaiser so sehr erregte, „wie man nie an ihm gesehen.“

Waldstein's Verlangen nach Geld, Proviant und Munition wurde ausweichend beantwortet, und wenn er in Folge dessen den Auftrag, sich mit Tilly zu vereinigen, um Christian IV. eine Schlacht zu liefern, mit dem Bemerken ablehnt, „er müsse sein Heer selbst ernähren und daher Länder aufsuchen, die von der Noth des Krieges noch nicht gelitten hatten“, so war diese Weigerung nicht ganz unbegründet. Uebrigens war die Trennung der ligistischen und kaiserlichen Armee schon dadurch geboten, weil auch Christian IV. und Mansfeld sich nicht vereinigten, sondern der erstere längs der Weser südwärts rückte, während Mansfeld die Elbe entlang zog.

Hier mußte er auf Waldstein stoßen, der bei Dessau die Elbebrücke durch starke Verschanzungen gedeckt hatte, in welcher der General-Major Johann Aldringen, der sich durch Tapferkeit und Geschick vom Bedienten emporschwang, commandirte. Mansfeld machte sich an die Belagerung dieses Brückenkopfes, wurde aber am 18. April 1626 von dem rasch herbeiziehenden Waldstein bis zur Vernichtung geschlagen. Er verlor 3000 Mann an Todten, 2000 Gefangene, mehrere Kanonen und mußte sich in unordentlicher Flucht gegen Brandenburg zurückziehen. Bezeichnend für die Verhältnisse am Hofe ist der Bericht des venetianischen Gesandten über die Aufnahme dieser Siegesbotschaft in Wien.

„Als am 1. Mai Se. Majestät in die Messe gehen wollte, traf in Laxenburg der Capitain Leone Gropelli, General-Quartiermeister bei Waldstein, mit der Nachricht einer gewaltigen Niederlage ein, die man dem Mansfeld zugefügt. Der Kaiser erblickte ihn zuerst und fragte ihn, welche Neuigkeiten er bringe. Er erwiderte: ‚Bessere als das letztemal.‘ Er sagte dies, weil er einige Zeit vorher Geld zu verlangen gekommen war. Als der Kaiser fragte: ‚Was für Neuigkeiten?‘ antwortete der Capitain: ‚Die

Niederlage Mansfeld's.' Der Kaiser, ohne eine Bewegung zu zeigen, wollte die Einzelnheiten nicht weiter hören, sondern sagte: ‚Gut, Ihr werdet mir nach der Messe weiter berichten!'"

Mansfeld wendete sich nach seiner Niederlage bei Dessau durch Brandenburg nach Schlesien, wo er seine Armee wieder auf 20.000 Mann brachte, und zog dann durch Mähren, um sich mit dem mittelst holländischer Subsidien wieder in das Feld rückenden Bethlen Gabor zu vereinigen. Nur ungern entschloß sich Waldstein, den deutschen Kriegsschauplatz zu verlassen, aber er mußte, nachdem er 8000 Mann an Tilly abgegeben hatte, Mansfeld folgen. In Folge seines Zögerns erreichte



Albrecht Graf Waldstein. (Seite 588 u. ff.)

er diesen jedoch erst bei Kremsier, wo er ihm zwar eine Schlappe beibrachte, ihn aber nicht festhielt, so daß Mansfeld Ungarn erreichte und sich bei Trentschin mit Bethlen vereinigte. Wieder wiederholte sich das alte Schauspiel; während der Mangel an Reiterei Waldstein an entscheidenden Unternehmungen hinderte, rieben sich die beiden Heere durch kleine Gefechte und Strapazen auf. Bethlen Gabor empfand Sehnsucht nach dem Frieden, der auch am 28. December 1626 zu Preßburg auf den alten Grundlagen geschlossen wurde. Derselbe enthielt auch die Bestimmung, daß das Mansfeld'sche Heer aufgelöst und in kleinen Abtheilungen entlassen werden sollte.

Mansfeld selbst hatte dasselbe schon früher verlassen, um über Dalmatien

und Venedig nach England zur Erlangung neuer Hilfsmittel zu reisen. Da ereilte den Ruhelosen bei Spalato der Tod durch ein verheerendes Fieber, 30. November 1626. Er erwartete ihn stehend, mit voller Rüstung und umgegürtetem Schwert, auf zwei seiner Begleiter gestützt. Selbst die Rücksichten auf alle Mängel und Schäden einer gewaltthätigen Zeit vermag die Flecken vom Bilde Mansfeld's nicht zu verwischen. Seine glänzenden Eigenschaften, die rastlose Energie und ungestüme Tapferkeit, werden durch seine knapp an ein Wegelagererthum streifende Kriegführung und sein wiederholtes ehrloses Schwanken in der Parteistellung verdunkelt.

Waldstein's Gegner machten ihn für die geringen Resultate des Krieges in Ungarn verantwortlich, und es ist bezeichnend, daß man sich schon damals, als noch keine Rede von einer Verrätherei oder einem Abfall sein konnte, mit dem Gedanken trug, ihm das Commando zwangsweise abzunehmen. „Wenn dem Friedland nicht das Commando genommen wird, so glaubt man, werde der Ruin die Folge sein", schreibt ein Vertrauensmann des Kurfürsten Maximilian aus Wien. „Der Kaiser und andere hohe Herren sind im Begriffe, dem Herzog das Commando zu nehmen. Man sagt, daß der Kanzler Werda einen Befehl vorweisen werde, durch den Waldstein abberufen oder die Officiere des Heeres angewiesen werden, nicht ihm, sondern dem Don Balthasar Marradas zu gehorchen."

Natürlich kamen derlei Pläne auch Waldstein zur Kenntniß, der kein Geld sparte, um sich Freunde am Hof zu schaffen, und er schreibt erzürnt an seinen Schwiegervater Harrach, „er könne sich nicht zufrieden geben, daß man ihm Pedanten auf den Hals schicke, die nach ihrer Weise die Armee, die er aus eigenem geworben, commandiren wollen. Uebrigens sei er zur Abdankung bereit, da er sich außer Stand fühle, den Weisungen des Hofes nachzukommen." In der That bedurfte es wiederholter Conferenzen im Hauptquartiere zu Bruck an der Leitha, um die Differenzen beizulegen und Waldstein's Programm für die Kriegführung durchzusetzen, von welchem der Fürst Johann Ulrich von Eggenberg (geb. 1568, gest. 1634), der intimste Berather Kaiser Ferdinand's II., meinte, „man könne nicht anders, als es billigen". Dasselbe lief darauf hinaus, vor Allem die Erbländer zu schützen und die Last des Krieges auf das Deutsche Reich zu wälzen, bis es der Kämpfe müde und zu einem billigen Frieden geneigt sei. In der Noth des Augenblicks billigte man diese Vorschläge, aber in der Umgebung des Kaisers war eine mächtige Partei, die noch immer von einer gewaltsamen Rückkatholisirung Deutschlands träumte und diese Pläne nicht aufgeben wollte.

Unterdessen hatte Tilly bedeutende Erfolge erzielt. Nach der Erstürmung Mindens, bei welcher sich die wälschen und wallonischen Soldaten wie Cannibalen geberdeten, ging Tilly an die Belagerung Göttingens, welche mit einer Capitulation endete, nachdem während derselben der baierische General Fürstenberg ein dänisches Corps bei Rüssing am Calenberg geschlagen hatte.

Nach längerem Manövriren, in welchem sich die beiden Gegner bald suchten, bald auswichen, standen sich Christian IV. von Dänemark und Tilly endlich am 27. August 1626 gegenüber, wo letzterer den zurückweichenden Feind zur Schlacht zwang. Sie wurde bei Lutter am Barenberg geschlagen und gehört zu den blutigsten des ganzen Krieges.

Standhaft hielten sich die Dänen den wüthenden Angriffen Tilly's gegenüber und warfen die kriegserprobten Truppen desselben dreimal bis an ihre Kanonen zurück.

Schon bereitete Christian IV. einen Gegenangriff vor, da führte Tilly fluchend und wetternd mit dem Degen in der Faust seine Regimenter nochmals vor, und nun erst gelang es, die Dänen zum Weichen zu bringen. Aus dem halben Sieg derselben entwickelte sich nun eine völlige Niederlage, ein Theil der Infanterie wurde gänzlich aufgerieben, zwei Reiterregimenter versprengt und zusammengehauen und in Lutter selbst streckten 30 dänische Compagnien das Gewehr. Christian IV. verlor 8000 Todte und gegen 3000 Gefangene, am schmerzlichsten aber war der Verlust seiner ganzen Artillerie, welche nebst Munition, Bagage und 60 Fahnen Tilly in die Hände fiel.

Der Dänenkönig sammelte die Trümmer seiner Armee an der Elbe und trat sofort den Rückzug nach Holstein und Mecklenburg an. Tilly besetzte Braunschweig und Lüneburg und nahm dort die Winterquartiere, welche Waldstein, aus Mähren und Schlesien kommend, in Brandenburg bezog, um Klarheit in die zweideutige Rolle zu bringen, welche dessen Kurfürst schon lange spielte. Damit war der Krieg des Jahres 1626 abgeschlossen, das auch durch den von Pappenheim besiegten, an anderer Stelle (Seite 394 und ff.) besprochenen Bauernaufstand in Oberösterreich bemerkenswerth war.

Nachdem Waldstein die Reste der Mansfeld'schen Armee, die in Schlesien wie Mordbrenner hausten, im Frühjahr 1627 über den Haufen geworfen hatte und vor Berlin drohend erschienen war, um den Kurfürsten Georg Wilhelm zur bisher noch immer verweigerten Anerkennung der baierischen Kurwürde zu zwingen, verband er sich mit Tilly, um jeden Versuch Christian's IV., sich in Norddeutschland zu halten, vergeblich zu machen. Holstein und Mecklenburg wurden besetzt und Waldstein's Ansehen am Hofe war so gestiegen, daß Ferdinand II., der auf Einflüsterungen seiner Gegner meinte, „man müsse dem General seinen Humor lassen," auf seinen Antrag die Herzoge von Mecklenburg in die Acht erklärt und den siegreichen Feldherrn am 19. Jänner 1628 mit den mecklenburgischen Ländern als Ersatz für die von Waldstein vorgestreckten Geldsummen belehnt, ihn zum Reichsfürsten erhebt, das schlesische Herzogthum Sagan und den bisher von niemand geführten Titel eines Generalissimus zu Land und See verleiht. Daß alle diese Gnaden nur die ohnehin große Zahl von Waldstein's Gegnern und Neidern vermehrte, ist nur natürlich, und bei der überaus frommen Denkweise Ferdinand II. war man nicht im Zweifel, welcher Weg einzuschlagen sei, um die unleugbaren Verdienste Waldstein's zu verkleinern. Es ist dies namentlich aus einem Berichte des päpstlichen Nuntius Caraffa zu entnehmen, den er nach einer von Waldstein eingelaufenen Siegesnachricht nach Rom richtete.

„Ich kann nicht umhin, noch hinzuzufügen", heißt es da, „daß mir Se. Majestät Sonntags selbst sagte, er schreibe den glücklich erlangten Sieg einem wahren Wunder und der Gnade Gottes zu, und zwar weil er, der Kaiser, am selben Tage ein Decret bezüglich der Religionsreformation in Böhmen erlassen habe, ähnlich jenem, welches er in der vorigen Woche gegen die häretischen Herren und Ritter in Ober-Oesterreich veröffentlichte. Ich antwortete darauf, das wenn Se. Majestät weitere Siege haben wolle, er fortan wisse, was er zu thun habe." In solcher Weise wurde Ferdinand's II. aufrichtiger Glaubenseifer benützt.

Um bezüglich der Pfalz und einiger anderer deutscher Länder endgiltige Vereinbarungen zu treffen, berief Ferdinand II. im October 1627 einen Kurfürstentag nach Mühlhausen. Statt aber eine Vereinbarung zu erzielen, mußte der Kaiser eine Reihe

von Beschwerden anhören, deren Spitze ausnahmslos gegen Waldstein gerichtet war, weil dessen Standeserhöhung viel böses Blut unter den deutschen Fürsten gemacht hatte und keine Anerkennung fand.

Namentlich richteten sich diese Beschwerden gegen die Bedrückungen, welche Waldstein durch Werbungen und Einquartierungen auch in katholischen Ländern verübte. Man höhnte ganz ungescheut: „der Kaiser sei mit seinem General so verrathen, wie ein Dorf mit einem unsinnigen Pfaffen". Der Kaiser suchte zu vermitteln und Waldstein zur Entlassung eines Theiles seines bis auf 100.000 Mann angewachsenen Heeres zu bestimmen, aber Waldstein, mit weitgehenden Entwürfen beschäftigt, die wahrscheinlich auf Erwerbung eines der größeren Reichsländer und auf einen seinen Ansichten entsprechenden Frieden gerichtet waren, ignorirte diese Aufforderungen und ertheilte sogar neue Werbepatente, um die Armee auf 130.000 Mann zu bringen.

Während des Jahres 1628 beschäftigte er sein Heer nicht nur mit der Ueberwachung Christian IV., mit dem übrigens schon Unterhandlungen schwebten, sondern er suchte auch die festen Plätze in der Ostsee in seine Gewalt zu bringen. Namentlich richtete er sein Auge auf Stralsund, das jedoch eine schwedische Truppenabtheilung aufnahm und sich entschlossen zeigte, ernsten Widerstand zu leisten. Da Waldstein wegen Mangels einer Flotte die Verproviantirung und Verstärkung von der Seeseite nicht hindern konnte, so nützte ihm auch sein grimmiger Ausruf: „er müsse die Stadt haben und wenn sie mit eisernen Ketten am Himmel befestigt sei!" nichts, sondern er mußte die Belagerung aufheben. Dagegen schlug er am 2. September 1628 den wieder vordringenden Christian IV. von Dänemark so ausgiebig, daß dessen Neigung zum Frieden neu erwachte und zum Lübecker Vertrag am 7. Juni 1629 führte.

Die Mißstimmung gegen Waldstein nahm immer mehr überhand. Während er sich äußerte, „man müsse den Kurfürsten Mores lehren", bestürmten diese den Kaiser mit ihren Beschwerden, welche desto schwerer in das Gewicht fielen, als sich Maximilian von Baiern zu ihrem Vertreter aufwarf. Ja, man verstieg sich zu offenen Drohungen, denn der von München nach Wien gesendete Graf Wolkenstein erklärte, daß die Reichsstände, wenn ihren Beschwerden nicht abgeholfen werde, gezwungen seien, „zu ihrer und ihrer Länder Defension und Conservation andere Mittel zu ergreifen, als noch länger unter der Discretion der kaiserlichen Soldatesca und ihrer Officiere zu stehen."

Ferdinand II., welcher eben die Wahl seines Sohnes zum römischen König betrieb, versprach alles Mögliche und ließ durch den Kriegsrath Questenberg den Generalissimus Waldstein „bitten", einen Theil der Truppen zu entlassen. Jener erklärte sich dazu bereit und zog 5000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter aus Süddeutschland, zwang aber dadurch Tilly, seinerseits eine entsprechende Anzahl dorthin zu verlegen.

Ebenso war es nur eine scheinbare Verminderung seines Heeres, als er im Februar 1629 26.000 Mann nach Italien schickte, um im Krieg wegen des Mantuanischen Erbes den Franzosen entgegenzutreten. Es sei gleich hier bemerkt, daß dieser Krieg, obwohl Collalto Mantua eroberte, wobei das kaiserliche Heer eine Beute von 18 Millionen Scudi machte, doch schon im kommenden Jahr durch einen den französischen Ansprüchen günstigen Frieden beendigt wurde, weil Gustav Adolfs Erscheinen in Deutschland alle Kräfte dort erforderte.

Durch den Frieden mit Dänemark war eigentlich die Ruhe hergestellt und inso-

ferne war das Verlangen nach einer ausgiebigen Erleichterung der Kriegslasten ganz gerechtfertigt. Aber wieder fehlte den Rathgebern des Kaisers weises Maßhalten, weil sie nun den Augenblick gekommen dachten, auch die extremsten Ansprüche zu befriedigen. Man erhob von katholischer Seite das Begehren, alle ehemaligen geistlichen Güter, welche seit mehr als siebzig Jahren säcularisirt worden waren, zurückzugeben, und man wußte dem Kaiser Ferdinand II. dieses Verlangen als so berechtigt und leicht erfüllbar darzustellen, daß er trotz der Mahnung einzelner Kurfürsten, eine solche Maßregel sei mindestens verfrüht, doch das berüchtigte Restitutions-Edict vom 6. März 1629 erließ.

Dadurch wurden nicht allein die Rechtsverhältnisse erschüttert und der Wohlstand von Tausenden vernichtet, da diese Güter schon vielfach den Besitzer gewechselt hatten, sondern fast alle protestantischen Reichsfürsten waren dadurch in ihrem Besitz und Einkommen bedroht. Und da auf den wieder in kirchlichen Besitz kommenden Gütern das sogenannte Reformationsrecht den künftigen katholischen Herren zustehen sollte, stand man vor der offenen Ankündigung der gewaltsamen Rückkatholisirung auch in Deutschland.

Dieses Edict war einer der verhängnißvollsten Fehler, die gemacht werden konnten, und seine stricte Durchführung eine bare Unmöglichkeit. Aber es trug dazu bei, daß sich nochmals alle davon Bedrohten eng aneinander schlossen und die kaum erlöschte Fackel der Kriegsfurie von Neuem emporloderte.

Zu den Vielen, welche das Restitutions-Edict offen oder geheim mißbilligten, gehörte auch Waldstein, welcher die Verhältnisse und Stimmung in Norddeutschland aus eigener Anschauung kannte und zudem von jedem religiösen Uebereifer weit entfernt war. Auf die Besorgnisse der freien Städte erwiderte er: „Wir vernehmen, die Hansestädte bilden sich ein, man wolle das kaiserliche Edict wegen Reformation der Religion exequieren. Das sind wir durchaus nicht gemeint; das Edict kann nicht Bestand haben und wir versprechen den Hansestädten, daß ihnen das Geringste deswegen nicht zugemuthet werden soll, denn man kann den Religionsfrieden nicht also über den Haufen stoßen."

Noch schärfer sprach sich Waldstein gegen einen sächsischen Gesandten dahin aus, daß er „mit der unter sein Commando gestellten Armee sich zur Durchführung des Restitutions-Edictes nie brauchen lassen werde und wenig darnach frage, was der Fürst von Eggenberg, Pater Lamormain und andere ihres gleichen für Opiniones (Meinungen) hätten; seine Absicht sei einzig und allein dahin gerichtet, die Reputation Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Herrn, zu erhalten, das Reich zu conserviren und von allen ausländischen Feinden zu defendiren".

Derartige Aeußerungen, gehörig zugerichtet und glossirt, mehrten natürlich die Erbitterung gegen Waldstein und weckten den nur halb erlöschten Argwohn des Kaisers stets aufs Neue; der unbefangene Beurtheiler von heute wird aber zugeben müssen, daß Waldstein weiser, gerechter und staatsmännischer dachte als die übereifrigen Berather des Kaisers, welche mit ihren von verblendeter Parteileidenschaft und wohl auch Eigennutz dictirten Maßregeln Kaiser und Reich in neue Schwierigkeiten verwickelten.

Uebrigens waren die unermüdlich wiederholten Beschwerden gegen Waldstein auch nicht ganz unbeeinflußt von rein persönlichen und oft recht kleinlichen Motiven. Er hatte sich einen förmlichen Hofstaat eingerichtet, dessen Glanz die Hofhaltung der

meisten deutschen Residenzen übertraf. Wo er sein Hauptquartier aufschlug, mußten 646 Pferde beigestellt werden, darunter für 46 sechsspännige und ebensoviel vierspännige Kutschen. Sein Gefolge bestand aus 225 Personen, darunter ein Obersthofmeister, Kanzler, Kammerherren, Truchsessen, vier Beichtväter, Edelknaben, fünfzehn Köche und ein Heer von anderen Dienern, für welche zusammen wieder 413 Pferde erforderlich waren. Dazu kamen noch eine Leibcompagnie von 100 Croaten und zahlreiche Handwerker, die nur für die Bedürfnisse des Hofstaates arbeiteten. Die Requisitionen für die Bedürfnisse dieses glänzenden Gefolges lasteten schwer auf den davon betroffenen Oertern und wurden desto schmerzlicher empfunden, wenn man das Elend der ausgesogenen Länder, der verarmten Städte, der verwaisten Dörfer damit verglich.

Nach und nach schien man in Wien den allseitigen Klagen gegen Waldstein doch schon Bedeutung beizulegen, und es wurde eine vertrauliche Anfrage an Tilly gerichtet, ob er in kaiserliche Dienste treten und das Obercommando übernehmen wolle. Doch entschuldigte sich dieser mit seinem „Alter und Incapacität“, aus einigen Vorbehalten läßt sich aber schließen, daß er bereit dazu war, sobald die Entfernung Waldstein's vollzogen wäre.

Diese durchzusetzen, waren alle Theilnehmer an dem im Juni 1630 zusammentretenden Kurfürstentag in Regensburg entschlossen. Die Anerbietungen des Kaisers, die Armee nur bis zu einer von den Kurfürsten zu bestimmenden Stärke zu unterhalten und allen eigenmächtigen Contributionen vorzubeugen, wurden als ungenügend befunden. Man erklärte, es sei mit der Reichsverfassung unvereinbar, daß ein Feldhauptmann ohne Zustimmung der Reichsstände ernannt und mit so großen Gewalten ausgerüstet werde, und es wurde die Ernennung eines solchen verlangt, der „im Reiche deutscher Nation geboren und ein Stand und Mitglied desselben sei“. Diese Spitze gegen Waldstein war umso empfindlicher, da man seine Erhebung zum Reichsfürsten nicht anerkannte und man früher verlangt hatte, der Kaiser solle die Aechtung der mecklenburgischen Herzoge aufheben und Waldstein's Belehnung rückgängig machen.

Von allen Seiten stürmte man auf Kaiser Ferdinand ein, um ihn zur Beseitigung eines Mannes zu vermögen, dessen Größe so Vielen bedenklich und gefährlich erschien. Sogar die fremden Gesandten wirkten mit, und besonders war es der in Begleitung des französischen Gesandten erschienene Beichtvater Richelieu's, der Kapuziner Pater Josef*), welcher dem Kaiser vorstellte, daß er durch Nachgiebigkeit in diesem Falle seinem Sohn die Wahl zum römischen König sichere. Mit Ausnahme des Fürsten Eggenberg gab es endlich in der Umgebung des Kaisers keine Stimme mehr, die für Waldstein eintrat, der, gewiß in Kenntniß dieser Vorgänge, nach Memmingen gekommen war, um dem Schauplatz der Entscheidung näher zu sein, auf welche er jedoch direct keinen Einfluß genommen zu haben scheint.

Nachdem endlich am 13. August 1631 der Beschluß der Absetzung Waldstein's gefaßt war, wurden die Herren von Verdenberg und Questenberg damit betraut, ihm denselben in schonender Form mitzutheilen und ihn zugleich vorzubereiten, daß er auch bezüglich Mecklenburgs dem Willen der deutschen Fürsten werde nachgeben müssen. Die beiden Abgesandten athmeten erleichtert auf, als ihnen ihre peinliche Mission dadurch

*) Eigentlich Franz Leclerc du Tremblay, geb. 1577, gest. 1638, genannt die „graue Eminenz“, seines Habits wegen und weil er des Cardinals Richelieu Factotum in Allem war.

erleichtert wurde, daß Waldstein vollkommen in Kenntniß und vorbereitet auf die ihm zugedachte Demüthigung war und sie scheinbar gleichmüthig hinnahm. Er unterbrach ihre weitschweifigen Erörterungen mit der Bemerkung, daß er das Kommende schon in den Sternen gelesen habe. „Der Kurfürst von Baiern dominirt über den Kaiser und daher kann ich dem letzteren keine Schuld beimessen, leid thut es mir nur, daß Seine Majestät meiner so wenig sich angenommen, ich will aber Gehorsam leisten." Er knüpfte daran nur die Bitte, daß ihn der Kaiser in seinem rechtlich erworbenen Besitze schonen möge, womit wohl in erster Linie Mecklenburg gemeint war, und reiste dann, ohne nochmals zur Armee rückzukehren, auf seine Güter in Böhmen ab.

Er lebte während dieser erzwungenen Unthätigkeit abwechselnd in Gitschin und Prag, scheinbar nur mit der Verwaltung seines riesigen Besitzes, mit Bauten und Verbesserungen beschäftigt, dabei aber aufmerksamen Blickes den Gang der Ereignisse verfolgend, der ihn, das ahnte er mit unumstößlicher Gewißheit, nochmals zur Macht zurückrufen werde. Als wollte er seiner vermeinten Erniederung spotten, umgab er sich mit einer Pracht, welche selbst den Glanz des Kaiserhofes fast verdunkelte. In seinem mehr als fürstlichen Hofstaat dienten die Sprossen der edelsten Geschlechter; als Obersthofmeister fungirte ein Graf Liechtenstein, als Oberstkämmerer ein Graf Harrach, als Oberststallmeister ein Graf Hardegg; daneben gab es noch zahlreiche, meist von Adeligen besetzte Hofchargen, an der Spitze seiner Kanzlei stand der geheime Rath von Oels. Vierundzwanzig überreich gekleidete und verschwenderisch entlohnte Kammerherren sowie sechzig Edelknaben waren zum inneren Dienst des Hauses bestimmt, und für die letzteren war eine förmliche Akademie errichtet, in welcher sie in den für den Hof- und Staatsdienst erforderlichen Kenntnissen, besonders sorgfältig aber in den Kriegswissenschaften unterrichtet wurden, nebstbei gesagt, die erste militärische Lehranstalt in Oesterreich.

Einen ebenso glänzenden Hofstaat führte die Herzogin, derselbe bestand aus Obersthofmeister und Obersthofmeisterin, Edelfräuleins, Kammerherren und Edelknaben. Der gesammte Hofstaat zählte 899 Personen und 1072 Pferde, und wenn der Herzog reiste, waren 200 Wagen erforderlich, und er war von einer eigenen Garde begleitet, deren Patrouillen die Paläste, in welchen er wohnte, unablässig zu umkreisen hatten, um jeden Lärm in der Nähe zu unterdrücken. Denn Waldstein war in seiner unfreiwilligen Muße wieder mit Feuereifer seiner nie ganz unterdrückten Vorliebe für die Astrologie anheimgefallen und brachte in Gesellschaft seines Hof-Astrologen Battista Seni (Zeno) manche Nacht damit zu, aus der Conjunctur der Gestirne sein Schicksal zu enträthseln und das Aufleuchten seines Glückssternes, als welchen er Jupiter verehrte, zu berechnen. Zu dem gleichen Zweck ließ er in Prag in der Umgebung seines Palastes an hundert kleine Häuser niederreißen, um freie Plätze vor demselben zu gewinnen und Stille in seiner Umgebung zu erhalten.

In Widerspruch mit dieser Pracht, mit welcher er sich umgab, stand die Einfachheit seiner äußeren Erscheinung; er suchte, ähnlich wie Napoleon I., sich gerade dadurch von dem Glanz ringsherum abzuheben, da seine Persönlichkeit so äußerer Hilfsmittel nicht bedurfte, um bedeutend zu erscheinen. Er trug meist Kleider von einfachem Tuch, grau oder braun, solche Beinkleider, im Felde ein Lederkoller mit Tuchärmeln, wenn nöthig einen Mantel von Scharlach und hohe weiße Lederstiefel, die wegen des ihn zeitlich quälenden Podagra mit Pelz gefüttert waren.

Wenn sich Ferdinand II. nur schwer zur Absetzung seines erprobten Feldherrn

entschlossen hatte, der ihm eine gewaltige Armee geschaffen und die kaiserliche Macht in Deutschland wieder zur Geltung brachte, so stellten sich auch, kaum als dieselbe vollzogen war, schwere Bedenken ein. Schon die Frage, wem nun das Ober=Commando zu verleihen sei, hatte ihre Schwierigkeiten. Die Kurfürsten schlugen Maximilian von Baiern vor, und es war für Ferdinand II. schwer, diesen Antrag abzulehnen.



Tilly. Magdeburg von

Die kaiserlichen Minister aber besorgten nicht mit Unrecht, daß diese ungeheuere Macht in der Hand eines so angesehenen Reichsfürsten dem kaiserlichen Ansehen sehr gefährlich sei, und versuchten daher, gewisse Machtvollkommenheiten, welche Waldstein besessen hatte, in Bezug auf Werbung, Musterung, Ernennung der Officiere u. s. w. nun vom Obercommando zu trennen. Dagegen sträubte sich Kurfürst Maximilian, der übrigens keine kriegerische Natur war und daher leicht ganz auf den Oberbefehl ver=

zichtete. Derselbe sollte an Tilly (Bild S. 604) übergehen, der dem Kaiser und der Liga in gleicher Weise verpflichtet sein sollte, und zwar sollte das Heer des ersteren auf 40.000 Mann, das ligistische auf 20.000 Mann reducirt werden.

Diese Maßregel einer Verminderung der Streitkräfte war der Zeit nach umso unglücklicher gewählt, als schon im Norden mit der Landung Gustav Adolf's ein



1631. (Seite 601.) Berittene Arkebusiere.

neues Unwetter aufstieg, von dessen Gefährlichkeit man allerdings keine Ahnung hatte. Denn die Höflinge witzelten mit jener Ueberhebung, welche meist jenen eigen ist, die hübsch weit vom Schusse sind, Gustav Adolf sei nur ein „Schneekönig“, der vor den ersten Siegesstrahlen der kaiserlichen Sonne wegschmelzen werde, und selbst Kaiser Ferdinand II., leicht beeinflußbar und sanguinisch, wie er stets war, meinte auf die Kunde von der offenen Parteinahme Schwedens für die protestantische Sache:

„Was liegt daran? Ist halt ein Feindl (kleiner Feind) mehr!" Von der Furchtbarkeit dieses Feindes, die allerdings zum größten Theil nur in dem Genie eines einzelnen Mannes beruhte, konnte man keine klare Vorstellung haben, aber diese Unterschätzung des Gegners rächte sich bitter.

Wenn daher Ferdinand II. die Absetzung Waldstein's bereute, so geschah es weniger aus militärischen Gründen, als weil auch die politischen Zwecke, welche man dadurch zu fördern glaubte, nicht erreicht wurden. Die Kurfürsten lehnten es ab, die Königswahl vorzunehmen, und derselbe Pater Josef, welcher sie beim Kaiser als Argument gebraucht hatte, intriguirte jetzt gegen dieselbe und suchte die Kurfürsten zur Wahl Maximilian's von Baiern zu bestimmen. Außerdem zeigte sich bald, daß ernste Unterhandlungen zwischen Frankreich und Schweden im Zuge waren, so daß die kaiserliche Politik trotz schmerzlicher Opfer, der Absetzung Waldstein's und dem Verzicht auf Mantua gar nichts erreicht hatte und mit geminderter Kraft einer neuen Coalition von Feinden gegenüberstand.

Unter solchen Umständen war es erklärlich, daß der Kaiser, trotz seiner Vorliebe und unbedingten Ergebenheit gegen den geistlichen Stand, unmuthig ausrief, als sich herausstellte, welche Doppelrolle Pater Josef gespielt hatte: „Ein schlechter Kapuziner hat uns durch seinen Rosenkranz entwaffnet und nicht weniger als sechs Kurhüte in seine enge Kapuze geschoben."

Wir kommen nun zu einer der wichtigsten Episoden des dreißigjährigen Krieges, in welcher der militärische Standpunkt wieder mehr in den Vordergrund tritt, während bisher auch der politischen Vorgänge gedacht werden mußte, um das Verständniß des Ganzen zu erleichtern.

Gustav Adolf und Tilly.

Schon 1624 war man in Schweden geneigt, zum Schutz des Pfalzgrafen Friedrich in die deutschen Wirren einzugreifen, war aber daran durch den Krieg mit Polen verhindert. Als dieser beendigt war und das Erscheinen der kaiserlichen Heere am Strande der Ostsee auch für Schweden selbst bedrohlich wurde, entschloß sich Gustav Adolf, nicht länger zuzuwarten. Er unterstützte schon die Vertheidigung von Stralsund, verlangte im Frühjahre 1629 von den Schweden die Mittel, um mit gewaffneter Hand die gewaltthätigen Pläne des Kaisers und die Unterdrückung des Glaubens zu hindern. Begeistert bewilligten die Stände die erforderlichen Mittel, es wurden 43.000 Mann ausgerüstet und im Mai 1630 nahm Gustav Adolf von Schweden an der Spitze von 13.000 Mann, die ihm vorläufig genügend erschienen, von Schweden Abschied. Am 6. Juli landete er auf der Insel Usedom und zog nun nach und nach Verstärkungen an sich, bis in ungefähr Jahresfrist seine Armee 40.000 Köpfe stark war.

Die mit Frankreich gepflogenen Unterhandlungen führten im Jänner 1631 zum Vertrag von Bärwalde, in dem sich Frankreich zur Zahlung von einer Million Livres jährlicher Subsidien verpflichtete. Wenn als Zweck dieses Bündnisses der „Schutz der Unterdrückten und der Deutschen Reichsfreiheit" angegeben wurde, so waren das bloße Phrasen. Frankreich war es um die Schmälerung der habsburgischen Macht zu thun, und Gustav Adolf strebte darnach, in Deutschland festen Fuß zu fassen und sich wohl gar die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen. Wenn er sich stets als „Verthei-

diger des Glaubens" gerirte, so entsprach das vielleicht seinen religiösen Anschauungen, aber der Egoismus der Politik wurde dadurch nicht beeinflußt.

Sehr erleichtert wurde ihm seine Aufgabe durch die Sorglosigkeit, womit man in Deutschland seinem Angriff entgegensah, obwohl seine Leistungen im polnischen Kriege hätten genügen sollen, um in ihm einen genialen, wahrhaft schöpferischen Feldherrn zu erkennen, als welcher er unter allen Heerführern des dreißigjährigen Krieges höchstens an Waldstein einen ebenbürtigen Rivalen findet.

Gustav Adolf zeigte sich auch in dieser Beziehung besser vorbereitet; er kannte seine Gegner und wußte deren Bedeutung zu würdigen. So sprach er z. B. stets mit größter Hochachtung von Pappenheim, den er immer mit ehrender Betonung den „Soldaten" nannte, und in Waldstein erkannte er selbst einen Gegner, den zu besiegen eine hohe Ehre, dem zu unterliegen keine Schande sei. Weniger hielt er von Tilly, den er kurzweg den „alten Corporal" nannte und dessen Alter ihn allerdings schon zu einem unpassenden Gegner für den in der Vollkraft der Mannesjahre stehenden Schwedenkönig machte.

Nur dieser Unterschätzung des neuen Feindes und den unklaren Zuständen, die kurz vor der Entlassung Waldstein's bei dem durch ganz Deutschland verzettelten Heere herrschten, ist es zuzuschreiben, daß man das sonst ganz unbegreifliche Versäumniß beging, der Landung der Schweden, die im Juli 1630 bei Stettin erfolgte, keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Gustav Adolf nützte dieses Versäumniß der Gegner trefflich aus und unterwarf sich in wenigen Wochen ganz Pommern. Im September griff er Mecklenburg an, das noch immer unter Waldstein'scher Herrschaft stand, schlug die in Ribnitz stehende starke kaiserliche Garnison, mußte aber, da sein General Graf Gustav Horn bei Kolberg eine Niederlage erlitten hatte, nach Pommern zurückkehren, wo er bei Greifenhagen und Gartz den kaiserlichen General Hannibal Graf Schaumburg empfindlich schlug. Nach dem gewaltthätigen Vorgehen der kaiserlichen Truppen erschien den Landesbewohnern der Einmarsch der Schweden wie eine Erlösung, denn Gustav Adolf hielt strenge Manneszucht und suchte in kluger Berechnung die Lasten des Krieges möglichst zu mildern. Außer der Lagerstätte durfte der Soldat nur Salz und Essig verlangen, jede eigenmächtige Requisition oder gar Plünderung wurde strenge bestraft und für die Verpflegung der Truppen vom Obercommando vorgesorgt. Diese Schonung erwarb Gustav Adolf die meisten Anhänger und ließ ihn bei seinem Weiterschreiten thatsächlich als Retter erscheinen, worauf man in dieser wüsten Zeit vielleicht mehr Gewicht legte als auf seine Rolle als Vertheidiger des Glaubens. Leider blieb es nicht immer so, und besonders nach seinem Tode thaten es die Schweden an Willkür und Raubsucht allen anderen Heeren zuvor.

Die Fortschritte der Schweden und die kläglichen Berichte Schaumburg's, der bis an die Oder zurückwich, rüttelte endlich auch in Deutschland zu entschiedeneren Maßregeln auf, und nun war es der Kurfürst von Baiern, der sich einer Armee-Reduction widersetzte und die ligistische Armee auf 30.000 Mann zu erhalten vorschlug. Dessenungeachtet verfügte Tilly, als er im Jänner 1631 von Halberstadt aufbrach, um sich mit Schaumburg zu vereinigen, nicht über mehr als 16.000 Mann, war also Gustav Adolf, dessen Feldarmee nahe an 20.000 Mann zählte, nicht einmal ganz gewachsen.

Gustav Adolf hatte aber beschlossen, bevor er weiter ging, sich aller festen

Plätze in den Ostseeprovinzen zu bemächtigen. Er nahm Greifswalde, Demmin, das der Fürst Savelli trotz seiner starken Besatzung nach zwei Tagen übergab, Kolberg und Neubrandenburg, das indessen kurz darauf wieder von Tilly erstürmt wurde. Gustav Adolf wich, da er an Reiterei seinem Gegner nicht gewachsen war, einem Zusammenstoß mit Tilly aus, der unbegreiflicherweise plötzlich zurückging, um sich des allerdings wichtigen Magdeburg zu bemächtigen

Dieser Fehler rächte sich schwer, denn Gustav Adolf benützte ihn dazu, in das Kurfürstenthum Brandenburg zu ziehen, wo er am 12. April mit 14.000 Mann vor Frankfurt an der Oder ankam, das von 6000 Mann unter Feldmarschall Teuffenbach vertheidigt wurde. Da es den Schweden noch an Belagerungs-Material gebrach, unternahmen sie am 13. April einen Sturm, der mit einem glänzenden Sieg endete. Die schwedischen Soldaten nahmen blutige Rache für die bei der Einnahme von Neubrandenburg von den Truppen Tilly's begangenen Grausamkeiten; 1700 Kaiserliche wurden niedergemetzelt, 1000 Gefangene gemacht, der Rest floh in wilder Flucht nach Schlesien.

Dieser erste größere Sieg Gustav Adolf's war von weittragenden Folgen, denn er machte die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen geneigter, sich ihm anzuschließen, obwohl sie ein sanftes Grauen vor seinen letzten Absichten fühlten, unter den Katholiken aber verursachte er die tiefste Bestürzung. Kaiser Ferdinand II. war bei der Nachricht davon ganz niedergeschlagen, fiel auf die Knie, um zu beten, und als er sich erhob, fuhr er in die Stephanskirche, um sich dort im Gebete Trost zu holen. Treffend sagt hiezu ein moderner Geschichtschreiber, der sonst durchweg den kaiserlichen Standpunkt vertritt: „Ferdinand II. beachtete nur die erste Hälfte jenes altbewährten Spruches: ‚Bete und arbeite‘; mit Beten allein war in seiner Lage nicht viel gethan, er mußte auch arbeiten, das heißt: Ordnung in seinen Finanzen halten und die zerrüttete Armee neu organisiren.“

Nicht ganz mit Unrecht schob man die Hauptschuld an diesem schweren Schlag auf Tilly, der, statt sich mit dem gefährlichsten Gegner zu befassen, nach Magdeburg gezogen war. Schon 1629 hatte Waldstein die Bezwingung dieses wichtigen Waffenplatzes geplant und ein Jahr später zog der zum Feldmarschall vorgerückte Pappenheim vor die Festung, konnte dieselbe aber, obwohl er über fast 10.000 Mann gebot, nur blokiren. Aber auch Gustav Adolf übersah deren Bedeutung nicht und sendete seinen Hofmarschall Dietrich von Falkenberg mit auf seine Kosten geworbenen Truppen nach Magdeburg, der jubelnd begrüßt wurde und die Leitung der Vertheidigung übernahm.

Der feurigen Natur Pappenheim's entsprechend, war diesem der Weg einer regelrechten Belagerung viel zu umständlich. Nachdem ein Versuch, Falkenberg durch die Summe von 400.000 Thalern zu bestechen, von diesem mit Verachtung zurückgewiesen wurde, trug sich Pappenheim mit kühnen Plänen eines Handstreiches, die sich aber als chimärisch erwiesen, da Falkenberg den Blokadetruppen am 11. März durch einen Ausfall sogar eine ganz ausgiebige Niederlage beibrachte.

Als Tilly, der vielleicht auch durch eine ahnungsvolle Scheu vor einem Zusammentreffen mit seinem großen Gegner zum Zug nach Magdeburg bewogen wurde, daselbst eintraf, sah er bald, daß der Platz nur durch eine ordentliche Belagerung genommen werden könne, zu welcher die nun versammelten 30.000 Mann auch vollkommen ausreichten. Mit freilich sehr großen Verlusten wurden nun nach und nach

durch ungestüme Angriffe Pappenheim's und des kaiserlichen Generals Wolf von Mansfeld die zahlreichen Außenwerke genommen, wobei die Belagerten schmerzliche Verluste an Geschützen und Kriegsmaterial erlitten. Indessen war es höchste Zeit, der Belagerung ein Ende zu machen, da Gustav Adolf nach der Einnahme von Frankfurt und Landsberg westwärts zog, was nur dem Entsatz Magdeburgs gelten konnte.

Man stärkte also das Belagerungsheer bis auf 40.000 Mann, und am 28. April fiel der am rechten Elbeufer liegende Brückenkopf, die sogenannte Zollschanze, in Tilly's Hände, wodurch er fast sein ganzes Heer für die Belagerung der eigentlichen Festung freibekam. Aus dieser Periode des Kampfes um Magdeburg ist unsere Illustration (Seite 596 und 597), Reproduction einer gleichzeitigen Abbildung, die unter anderem auch interessant ist, weil darauf zu sehen, wie die berittenen Arkebusiere zum Zweck des Flußüberganges je einen Infanteristen hinter sich auf das Pferd nehmen.

Der Fall Frankfurts mußte natürlich ein Ansporn für Tilly sein, denselben durch die Eroberung Magdeburgs wettzumachen, und er ignorirte sogar den kaiserlichen Befehl, die Belagerung aufzuheben und den weiteren Fortschritten der Schweden gegen Süden entgegenzutreten. Ein Hauptsturm sollte noch gewagt werden, und dessen Gelingen zu sichern, nahm Tilly auch zur List seine Zuflucht. Er richtete drei Aufforderungen zur Uebergabe an die Stadt und bot immer mildere Bedingungen. Und als sie, wie erwartet, zurückgewiesen wurden, ließ er am 9. Mai auffällige Vorbereitungen in seinem Lager treffen, die nur auf seine Absicht, abzuziehen, gedeutet werden konnten.

Statt dessen traf man im Dunkel der Nacht alle Vorbereitungen zum Sturm, der um 5 Uhr Morgens beginnen sollte, aber Tilly war diesesmal ganz gegen seine Gewohnheit unschlüssig, widerrief den Befehl und erneuerte ihn erst auf Pappenheim's ungestümes Drängen um sieben Uhr. Zwei Kanonenschüsse waren das Signal zum Angriff für die kaiserlichen Truppen. Derselbe gelang nur so rasch, weil man sich in der Stadt der Sorglosigkeit hingab und die von den vorausgehenden Strapazen erschöpften Wachen sich dem Schlaf überließen oder gar ihren Platz verlassen hatten.

Mit seinem gewohnten Ungestüm drang Pappenheim an der Neustädter Seite vor, erstieg den Wall und bedeckten Weg und drang in die Stadt ein, wo sich ihm aber Dietrich von Falkenberg entgegenwarf und ein harter Kampf entbrannte. Nur das Oeffnen einer kleinen Pforte, durch welche eine zweite Sturm-Colonne eindrang, befreite Pappenheim aus seiner gefährlichen Lage, und der vereinigte Angriff brachte Falkenberg's kleine todesmuthige Schaar zum Weichen. Man bot ihm Pardon an, den er aber stolz zurückwies, und tapfer kämpfend fiel einer der edelsten Helden dieses grausigen Kampfes. Mit dem Tode des Führers erlahmte die Widerstandskraft der Vertheidigung, und als auch Wolf von Mansfeld in die Stadt eindrang, verwandelte sich der Kampf in ein schauderhaftes Würgen, da die Bewohner Widerstand leisteten, aus den Fenstern schossen, von den Dächern Steine, Feuerbrände und siedendes Wasser auf die Soldaten regnen ließen.

Die durch die lange Belagerung erbitterten Soldaten, namentlich die Wallonen und die Kroaten Isolani's, ließen nun ihrer Wuth die Zügel schießen, und ein Morden begann, das weder Alter noch Geschlecht schonte. „Eine Würgescene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache, und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden

in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt und das wehrlose Geschlecht hat blos das Vorrecht einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu fallen. Keine, noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen, Pappenheim's Wallonen Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. In ununterbrochener Wuth dauerten diese Greuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst die Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen."

Am nächsten Tage strömten die Soldaten nochmals in die Stadt, um die Plünderung fortzusetzen, und am Abend des dritten Tages schickte Tilly Tambours durch die Gassen, um den Versteckten Pardon anzubieten. In der Domkirche waren an 1000 Personen, meist Frauen und Kinder versammelt, die drei Tage ohne Nahrung geblieben waren.

Am 13. Mai hielt endlich Tilly selbst seinen Einzug und wohnte einem Dankgottesdienst in der Domkirche bei, wobei aus den eroberten Geschützen Salven gegeben wurden. Man gab die Anzahl der durch das Schwert und die Flammen Umgekommenen wohl etwas übertrieben auf 30.000 an; indessen ist unleugbar die Zerstörung Magdeburgs eine der gräßlichsten Episoden des dreißigjährigen Krieges und der ganzen neueren Geschichte.

Mit gutem Grund schrieb Pappenheim mit einer fast unheimlichen Siegesfreude an den Hof: „Seit Trojas und Jerusalems Untergang hat man kein greulicheres Werk und Straf Gottes gesehen; alle unsere Soldaten sind reich geworden!"

Man hat in neuerer Zeit versucht, Tilly von der Schuld an diesen Greuelscenen zu entlasten, und namentlich nachzuweisen, daß der Befehl zur Einäscherung Magdeburgs nicht von ihm ausgegangen sei, sondern diese Maßregel von Dietrich von Falkenberg im vorhinein vorgeschlagen und von der verzweifelten Bürgerschaft ausgeführt worden sei. Ein zwingender Beweis dafür ist jedoch nicht erbracht worden, denn daß Tilly in seiner Relation an den Kurfürsten Maximilian selbst diese Erklärung der Einäscherung versucht, kann wohl nicht als ein solcher angesehen werden. Die mildere Denkart dieses Fürsten war ja aus dem Feldzug genügend bekannt, um die Verantwortung für solche Greuel von den eigenen Schultern abwälzen zu wollen. Uebrigens ist es ja auch nicht nöthig, daß Tilly selbst die Brandlegung angeordnet habe, wie von protestantischer Seite behauptet wurde. Schon dadurch, daß er seine zügellosen Soldaten gewähren ließ und erst am dritten Tage nach der Einnahme die noch überlebenden Bewohner gegen deren Raublust und Wuth schützte, machte er sich mitverantwortlich an dieser Tragödie.

Aus den Relationen ligistischer Officiere geht hervor, daß man ihm Vorstellungen machte, um ihn zum Einschreiten gegen die plündernden und mordenden Soldaten zu vermögen. „Kommt in einer Stunde wieder, ich werde dann sehen, was zu machen ist", war seine wiederholt gegebene Antwort. „Der Soldat muß für seine Gefahr und

Arbeit etwas haben." Und dieser Ausspruch ist so im Geiste jener rauhen bedenkenlosen Zeit, daß er viel mehr innere Wahrscheinlichkeit für sich hat als die von einem gleichzeitigen unbedingten Vertheidiger Tilly's behaupteten Thränen, die dieser eiserne Soldat, der aus der Schule des harten und grausamen Alba hervorgegangen war, bei dem Anblick des zerstörten Magdeburg angeblich geweint haben soll.

Uebrigens hatte diese Katastrophe die bedenklichsten politischen Folgen, welche für die kaiserliche Sache in Deutschland schlimmer waren, als es eine verlorene Schlacht gewesen wäre. Schon im Februar 1631 waren, ermuthigt durch die Erfolge Gustav Adolfs, die protestantischen Fürsten zu einem Convent in Leipzig zusammengetreten. Ohne direct auf Schwedens Seite zu treten, führten sie doch eine ziemlich energische Sprache gegen die kaiserliche Politik, indem sie rund heraus erklärten, das Restitutionsedict nicht als rechtsgiltig anzuerkennen. Ihr Beschluß, Rüstungen vorzunehmen, um keinen weiteren „Kriegspressuren" ausgesetzt zu sein, konnte bei der Lage der Dinge und der Stimmung im protestantischen Norddeutschland seine Spitze nur gegen den Kaiser richten.

Und dieser Stimmung leistete das furchtbare Schicksal Magdeburgs so großen Vorschub, daß sich ihr auch die bisher zögernden Fürsten nicht entziehen konnten und nach und nach ganz auf Schwedens Seite gedrängt wurden. Zuerst schloß sich Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel offen den Schweden an, indem er seine Truppen dem Commando Gustav Adolf's unterstellte. Mehr Schwierigkeiten machte dessen Schwager, der Kurfürst von Brandenburg; zuerst gestand er nur freien Durchzug und die tägliche Lieferung von 15.000 Pfund Brot und Getreide zu; erst als Gustav Adolf, der seinen Rücken gesichert wissen wollte, vor Berlin erschien und mit der Beschießung drohte, kam unter Vermittlung der Frauen des kurfürstlichen Hauses ein Vertrag zustande, welcher dem Schwedenkönig die Verfügung über die brandenburgischen Streitkräfte und 30.000 Thaler monatlicher Subsidien zusicherte.

Diese politischen Verhältnisse, welche dem kaiserlichen Heere rundherum Feinde erstehen ließen, wirkten natürlich lähmend auf Tilly's Operationen. Er ließ sich dadurch nach dem Fall Magdeburgs zu einer mehrwöchentlichen Unthätigkeit vermögen, um die aus Italien heranziehenden kaiserlichen Hilfsvölker zu erwarten, statt nach dem Rath Pappenheim's, der militärisch viel richtiger war, rasch den Schwedenkönig zu überfallen und aufzureiben, bevor er seine Verstärkungen an sich gezogen und durch den Anschluß anderer deutscher Fürsten die Ueberzahl erlangt haben würde.

Aber Tilly war vielleicht der Einzige, der von vornherein die Bedeutung Gustav Adolf's erkannte. Schon 1630 entgegnete er den Witzlingen, die über den „Schneekönig, den nur der nordische Frost zusammenhalte", spotteten: „der König von Schweden ist ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, in der Blüthe seiner Jahre, kräftig und abgehärtet. Er hat, was das Furchtbarste ist, im Kriege gelernt zu siegen und aus Siegen den Krieg zu führen. Die Stände seines Reiches fügen sich jedesmal zuvorkommend seinem gewaltigen Willen, seine Hilfsmittel sind nicht gering, seine Anstalten sehr zweckmäßig. Durch seine persönliche Ueberlegenheit und sein Glück hat er seine aus Schweden, Livländern, Deutschen, Schotten und Engländern zusammengesetzte Armee zu einer einzigen Nation gemacht, die er durch blinden Gehorsam so leicht wie ein Roß mit dem Zügel regiert. Das ist ein Spieler, gegen welchen nur nicht verloren zu haben, schon ein großer Gewinnst ist."

Diese richtige Erkenntniß der Bedeutung seines großen Gegners erklärt das

Zaudern des damals im 72. Jahre stehenden kaiserlichen Feldherrn. Er, der Niebesiegte, fürchtete, daß ihm der jüngere Gegner den Lorbeerkranz vom Haupte reißen und ihm die Bitterkeit des Besiegtwerdens kosten lassen könnte.

Gustav Adolf wäre auf die Kunde von Magdeburgs Fall wohl sofort aus Brandenburg nach dem Westen aufgebrochen, um sich mit Tilly zu messen; aber seine Kampfbegierde wurde stets durch die Klugheit gezügelt, und er blieb im Lager zu Werben stehen, um seine Verstärkungen, namentlich die englischen Hilfstruppen an sich zu ziehen.

Kaum zehn Meilen von einander standen die beiden Gegner, ohne daß sie handgemein geworden wären. Erst am 27. Juli kam es bei Burgstall zu einem blutigen



Johann Tserclaes Graf Tilly. (Seite 597 u. ff.)

Zusammenstoß, in dem drei kaiserliche Regimenter fast ganz vernichtet wurden. Nun rückte Tilly mit seiner 21.000 Mann zählenden Armee den Schweden entgegen, als aber seine Vorhut am 6. August abermals eine Niederlage erlitt, ging er wieder zurück, da auch die Verpflegung seines Heeres inmitten einer mißgünstigen Bevölkerung große Schwierigkeiten machte.

Im Bestreben, Klarheit in seine Lage zu bringen, beging nun Tilly auch einen politischen Fehler. Schon seit langem war die Haltung des Kurfürsten von Sachsen eine schwankende; war er auf der einen Seite durch das Restitutionsedict in seinem Besitze bedroht, so fühlte er doch auch ein nicht unbegründetes Bangen vor den ehrgeizigen Plänen Gustav Adolfs, der nachgerade ziemlich deutlich durchblicken ließ, daß er seine Rolle als „Beschützer des Glaubens“ nicht so uneigennützig auffaßte, um mit leeren Händen nach Schweden rückkehren zu wollen. Hätte man dieses Mißtrauen

klug benützt, so wäre Johann Georg von Sachsen vielleicht der kaiserlichen Sache treu geblieben, wie zehn Jahre früher, oder er hätte doch die ihm am meisten zusagende neutrale Rolle fortgespielt.

Tilly aber glaubte durch Härte zu erreichen, was nur kluger Schonung gelingen konnte. Er ließ den Kurfürsten peremptorisch auffordern, seine Truppen zu entwaffnen oder mit den Kaiserlichen zu vereinigen, und rückte zugleich in Sachsen ein. Mit feinem Spott lehnte der Kurfürst diese Forderungen ab, indem er seine Verwunderung aus-



Tilly's Fall bei Oberndorf, 1632. (Seite 611.)

drückte, die kaiserliche Armee zu einer Zeit, wo sie genug zu thun hätte, den schwedischen König zu verfolgen, gegen sein Land im Anmarsch zu sehen. Bei der Tafel aber stichelte er gegen die Abgesandten Tilly's: „Ich merke wohl, daß man das bisher aufgesparte sächsische Confect nunmehr auf die Tafel bringen will; aber es sind Nüsse darunter, an welchen Sie sich, meine Herren, leicht die Zähne ausbeißen könnten.“

Rasch rückt nun Tilly vor und nimmt Merseburg, Halle, Freiburg,

Naumburg, Jena und Zeitz, wobei sein Heer durch Grausamkeit und Raubsucht überall dem Schrecken entspricht, welcher ihm seit Magdeburgs Zerstörung voranzieht. Natürlich wird der Kurfürst Johann Georg dadurch in die Arme Schwedens getrieben, und am selben Tage, wo Tilly vor Leipzig rückt (1. September) wird ein Vertrag abgeschlossen, welcher dem König Gustav Adolf die ganze sächsische Armee zur Verfügung stellt. Am 15. September vollzieht sich bei Düben die Vereinigung der beiden Heere, deren jedes 20.000 Mann zählt. Durch die Ueberfluthung seines reichen Landes mit dem kaiserlichen Kriegsvolk erbittert, drängt nun Johann Georg zu energischem Vorwärtsgehen und ist dafür, Tilly sobald als möglich eine Schlacht zu liefern, während Gustav Adolf, da „eine Krone und zwei Kurhüte auf dem Spiele ständen", den Feind aus Sachsen hinausmanövriren wollte Der Kriegsrath entschied jedoch im Sinne des Kurfürsten, Gustav Adolf stimmte nun auch zu und traf sofort seine Vorbereitungen.

Am 5. September war Tilly nach einer heftigen Kanonade und Androhung eines Sturmes durch Capitulation in den Besitz von Leipzig gekommen. Auf die Nachricht von der Vereinigung der sächsischen und schwedischen Armee bezog er im Rücken Leipzigs eine feste Stellung auf dem gegen Osten abfallenden Plateau, das später noch wiederholt der Schauplatz entscheidender Schlachten werden sollte. Seine Absicht war, sich nicht eher in eine entscheidende Schlacht verwickeln zu lassen, ehe er nicht die Corps der Generale Aldringen und Fugger an sich gezogen hatte. Dieser bei seiner Minderzahl kluge Entschluß wurde aber durch Pappenheim's Ungestüm vereitelt und so Tilly gezwungen, die für seine Armee so verhängnißvolle Schlacht bei Breitenfeld zu schlagen.

An Zahl war Tilly, nachdem er den Grafen Fürstenberg an sich gezogen hatte, den vereinigten schwedischen und sächsischen Armeen, welche 47.000 Mann zählten, nur um einige tausend Mann schwächer, dagegen hatte er den Vortheil der überhöhten Stellung und beim Beginn der Schlacht (17. September 1631) auch den, daß der Wind den Schweden und Sachsen entgegenblies. Diesen Uebelstand wußte Gustav Adolf durch eine Schwenkung, während die Armee den Loberbach passirte, auszugleichen, wobei seine Truppen aber durch das Feuer der auf der Anhöhe postirten kaiserlichen Armee namhafte Verluste erlitten. Noch immer glaubte Tilly, im Vertrauen auf seine feste Stellung, einer Schlacht ausweichen zu können. Pappenheim aber konnte der Versuchung, das gefährliche Schwenkungs-Manöver der Schweden zu einer seiner gewohnten glänzenden Reiterattaquen auszunützen, nicht widerstehen und warf sich mit seinen Schwadronen auf den rechten Flügel des Feindes.

Aber hier commandirte Gustav Adolf selbst und bereitete Pappenheim durch glückliche Ausnützung der zwischen den Reitern eingetheilten Musketier-Compagnien einen so heißen Empfang, daß sein Angriff fehlschlug und er in die übelste Lage kam. Als Tilly davon Meldung und Pappenheim's Bitte um Succurs erhielt, rief er erzürnt: „Der Mensch wird mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiser um Land und Leute bringen!" sendete aber trotzdem 4000 seiner schweren Reiter, um Pappenheim's Rückzug zu ermöglichen. Aber auch diese wurden in den Kampf gezogen, der nun um die Mittagsstunde allgemein wurde und Tilly zum Verlassen seiner günstigen Stellung nöthigte. Während seines Vorrückens machte er, um die eigene Artillerie nicht am Feuer zu hindern, eine Rechtsschwenkung, wodurch die Wucht seines Angriffes zuerst die Sachsen traf, welchen er seine letzten Kürassier-Regimenter

unter Oberst Kronenburg entgegenwarf. Mit wenigen Ausnahmen bewiesen sich die Sachsen an diesem Tage als nicht sehr kriegstüchtig, denn sie hielten kaum dem ersten Anprall Stand.

Gustav Adolf schreibt darüber an seinen Kanzler Oxenstierna: „Die sächsische Reiterei und die Mannschaft, welche zur sächsischen Artillerie eingetheilt war, hielten sich anfangs gut, allein nachdem die besten Constabeln erschossen worden, begaben sich die Uebrigen auf die Flucht und ließen ihre Kanonen im Stiche. Die sächsische Infanterie führte sich nicht besser auf, nahm compagnieweise reißaus und sprengte aus, daß wir geschlagen und Alles verloren wäre, was großen Schrecken verursachte bei denen, welche bei unserer Bagage waren, die, die Sachsen laufen sehend, umkehrten und diesen Abend in solcher Confusion nach Düben sich zurückwandten, daß ein Haufen Wagen unserer Officiere wie auch des Kurfürsten eigener von diesen Läufern geplündert wurde. Der Kurfürst, der bei der Arriergarde hielt, lief auch selbst mit seiner ganzen Leibcompagnie und stand nicht eher als in Eilenburg."

Nur ein kleiner Theil der sächsischen Truppen, unter dem früher in kaiserlichen Diensten gestandenen General Johann Georg von Arnim (geb. 1581, gest. 1641), wurde nicht in diese schmähliche Flucht mitgerissen, sondern hielt tapfer Stand. Aber gerade diese Niederlage der Sachsen war Gustav Adolf ein Mittel, um den Sieg zu erringen. In blinder Siegeswuth jagte die Reiterei Fürstenberg's hinter den fliehenden Sachsen daher, und Tilly war, um den Zusammenhang nicht aufzugeben, genöthigt, dieselbe Richtung einzuschlagen. Diesen Augenblick ersah der König zu einem vehementen Angriff, welcher die Reiterei Tilly's über den Haufen warf. Nun erst kamen die Infanteriemassen in das Gefecht, und hier war es, wo trotz der Todesverachtung, mit welcher das kaiserliche Fußvolk focht, doch die leichtere Beweglichkeit und Feuerausnützung, die Gustav Adolf eingeführt hatte, den Sieg an seine Fahnen fesselte.

Nach achtmaligem vergeblichen Anstürmen gegen den schwedischen rechten Flügel unter Johann Baner mußte auch Pappenheim vom Kampf ablassen, und nun führte Gustav Adolf das ganze schwedische Heer zum entscheidenden Angriff gegen die noch von einem Theil des kaiserlichen Fußvolkes besetzten Höhen. Auch hier schwankte der Kampf noch lange; ein gleichzeitiger Frontalangriff des Grafen Gustav Horn an der Spitze des westgothländischen Regimentes und eine Umfassung durch Gustav Adolf, der hiebei die kaiserliche Artillerie nahm und gegen Tilly selbst gebrauchte, vollendete endlich die Niederlage.

Die großen Vierecke des kaiserlichen Fußvolkes wurden nach einander zersprengt und flüchteten in ungeregelten Haufen gegen Leipzig. Nur vier wallonische Regimenter verließen kämpfend und in guter Ordnung das Schlachtfeld, von Zeit zu Zeit Halt machend, um die von allen Seiten andrängenden Feinde abzuweisen. In ihrer Mitte befand sich Tilly, der sich verzweifelnd selbst in den Kampf gestürzt hatte, durch drei matte Kugeln verwundet und schließlich nur mit Mühe vor dem Angriff eines riesengroßen schwedischen Rittmeisters, der „lange Fritz" genannt, gerettet wurde. Mit Gewalt mußten seine Soldaten ihn vom Schlachtfeld wegreißen, dem ersten, das der in den Waffen ergraute Greis als Besiegter verließ. Kaum 800 Mann brachte er nach Halle, bei Pappenheim waren ungefähr 2000; 10.000 bis 12.000 Mann waren gefallen, 7000 bis 8000 gefangen und der Rest in alle Winde versprengt.

In der Sammlung der letzteren entfaltete Pappenheim seine volle Energie,

die er in der Schlacht leider zum Uebel angewendet hatte; gegen Ende September gebot Tilly wieder über 8000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter, aber der Zustand dieser Truppen und der gänzliche Mangel an Artillerie nöthigten ihn vor Allem, die Vereinigung mit den in Mitteldeutschland stehenden Corps, die aus Italien kamen, anzustreben, und volle Rettung sei nur, wie er dem Kaiser schrieb, von der Ausrüstung einer ganz neuen Armee zu erwarten.

Interessant ist ein Brief, welchen Pappenheim vierzehn Tage nach der Schlacht bei Breitenfeld an Waldstein richtete, und der von versteckten Angriffen gegen Tilly wimmelt. Es heißt da unter Anderem: „Verhoffe, ich habe in meinem Ort sowohl in als nach der Schlacht das gethan, was einem ehrlichen Soldaten wohl ansteht, soll es auch, so lang ich eine Ader rühren kann, an meinem Kaiser, ob Gott will, nicht anders erweisen. Es fällt mir zwar die Last bei dieser Confusion sehr schwer allein zu ertragen; denn Sr. Exc. (Tilly) sehr krank, Schönberg und Erwitt verloren und ich allein den von Fürstenberg zum Gehilfen habe. Dem Werke aber aus dem Grunde zu helfen, sehe ich kein anderes Mittel, als daß Euer Exc. Gott und der Religion zu Dienst, dem Kaiser und allgemeinen Vaterland zu Hilfe, dieses Kriegs sich annehmen und das Werk mit Gewalt übersetzen; es ist ja kein anderes Mittel, so ist auch kein anderer, der es zu thun die Autorität und Nachdruck habe."

In der That wurde das schon seit Magdeburg gespannte Verhältniß zwischen Tilly und Pappenheim nach der Schlacht bei Breitenfeld so unerträglich, daß der letztere mit einem Theil der kaiserlichen Truppen abzog und in Westfalen den Krieg auf eigene Faust fortsetzte.

Abgesehen davon, daß die Schlacht bei Breitenfeld die Ueberlegenheit Gustav Adolf's als Feldherr unbestreitbar bewies, waren die Folgen derselben ganz unberechenbar. Seit fünf Jahren war die Last des Krieges fast allein von dem protestantischen Norden getragen worden, durch diesen Sieg war es nun möglich, dieselbe wieder auf den meist katholischen Süden und die kaiserlichen Besitzungen zu überwälzen, die theilweise, wie z. B. Baiern, direct noch gar nicht vom Krieg getroffen worden waren. Was Wunder, daß man in den protestantischen Ländern Gustav Adolf als Befreier und Erretter pries, als welcher er noch heute gefeiert wird, obwohl die Uneigennützigkeit seiner Hilfe längst in ihrem sehr zweifelhaften Lichte klargelegt ist.

Eine weitere Folge dieses Sieges war der halb erzwungene, halb freiwillige Anschluß einer Anzahl deutscher Fürsten, durch deren Truppencontingente Gustav Adolf in den Stand gesetzt wurde, zwei Reserve-Armeen zu bilden, welche die noch in den Händen der Kaiserlichen befindlichen Plätze in Norddeutschland nehmen und auch Magdeburg belagern sollten, das indessen ohne Kampf geräumt wurde. Ohne die Truppen von Brandenburg und Kursachsen gibt Gustav Adolf die Stärke seiner Kriegsmacht in dieser Periode selbst auf nahezu 70.000 Mann an.

Wenn es Gustav Adolf nur um die Besiegung des Kaisers, Einsetzung des Pfalzgrafen und Sicherung der Religionsfreiheit zu thun gewesen wäre, so würde er gewiß nun seinen Marsch über Böhmen und Mähren in das Herz der kaiserlichen Erbländer gerichtet haben. Man hatte keine Armee, die ihm gegenübergestellt werden konnte, und er durfte darauf hoffen, in einzelnen Provinzen bei einem Theil der Bevölkerung auf offene Sympathien zu stoßen. Dadurch, daß der König von Schweden sich aber im Herz von Deutschland, am Main, ausbreitete, zeigte er deutlich an, daß

er in Deutschland selbst festen Fuß fassen wollte, um dann die Neugestaltung desselben in seinem Sinne, der gewiß weder dem Kaiser noch dem Reich und seinen Fürsten günstig war, erzwingen zu können. Es mochte wohl auch in das Gewicht fallen, daß er den Krieg auf diesem Wege in reiche Länder verlegte, die ihm Hilfsquellen aller Art boten und nicht jene Schonung beanspruchten, die er klugerweise im protestantischen Norden übte.

Um jedoch die Kräfte der Feinde zu theilen, übertrug er die Besetzung Böhmens dem Kurfürsten von Sachsen, während er selbst über Erfurt in Franken einfiel und vor Würzburg rückte, dessen Schloß am 18. October 1631 mit Sturm genommen wurde, wobei riesige Schätze in die Hände des Königs fielen.

Tilly war, nachdem er die Trümmer seines Heeres bei Halberstadt gesammelt hatte, auf ziemlich krummen Wegen, um alle möglichen Verstärkungen aufzunehmen, nach Süden gezogen. Er nahm die Truppen des Kurfürsten von Köln auf, vereinigte sich in Hessen mit Aldringen und Fugger und später führte ihm der Herzog von Lothringen 12000 Mann zu, wodurch er wieder über ungefähr 30.000 Mann Fußvolk und 182 Reiterkornets gebot. Ein Versuch, Würzburg zu retten, mißlang, auch die geplante Züchtigung Nürnbergs, das Tilly den Durchmarsch und Aufenthalt verweigert hatte, scheiterte an dem entschlossenen Widerstand der Bürger, die vom Grafen Solms befehligt wurden. Eine empfindliche Niederlage, welche Tilly dabei durch ein rasch heranziehendes schwedisches Corps erhielt, das ihn zur Nachtzeit überfiel, scheuchte ihn bis nach Baiern zurück, wo der Kurfürst Maximilian, an dessen Staaten nun der unbarmherzige Krieg zum erstenmale herantrat, sich bei Tilly's Heer einfand, von dessen Leistungsfähigkeit eine gleichzeitige Stimme sehr geringe Meinung weckt, indem es heißt, daß dasselbe „zerging, wie der Schnee an der Sonne“.

Zu dieser Zeit war es schon entschieden, daß Waldstein wieder an die Spitze des neuen kaiserlichen Heeres treten würde, und Maximilian, tief gebeugt dadurch, daß mittlerweile die Schweden sein eigenes Land bedrohten, verstand sich dazu, den einst so sehr gehaßten Waldstein durch einen besonderen Gesandten um Hilfe angehen zu lassen, die dieser auch zusagte. Dadurch ermuthigt, rüstete Maximilian ein Heer von 14.000 Mann aus, das er Tilly unterstellte und mit welchem verstärkt dieser dem das Bisthum Bamberg verheerenden schwedischen General Gustav Horn am 9. März 1632 vor den Thoren Bamberg's ein siegreiches Treffen lieferte, das sich durch eine energische Verfolgung zu einer empfindlichen Niederlage der Schweden gestaltete, welche ihnen mehrere tausend Mann kostete.

Es war dies der letzte Gunstbeweis, welchen das Kriegsglück dem alten „Schlachtenmeister“ Tilly gönnte. Vor dem in Eilmärschen von Frankfurt heranrückenden Schwedenkönig zog er sich an die Donau, und als diese durch die Bezwingung Donauwörths von den Schweden überschritten wurde, an den Lech zurück. Ein Vorschlag Maximilian's, der vor Allem sein Land schonen wollte, den Krieg nach Böhmen zu spielen, um sich dort mit Waldstein zu verbinden, fand nicht die Billigung Tilly's, der nicht ohne Grund vermuthete, daß Gustav Adolf nicht nach Böhmen folgen, sondern ganz Süddeutschland überfluthen werde. Dies aber zu verhindern, wollte der greise Feldherr noch einmal versuchen, und darum hielt er bei Oberndorf am Lech an.

Mit richtigem Blick hatte Tilly die Vertheidigungsfähigkeit des Lech erkannt, der, aus den Alpen kommend, im Frühjahre durch das Schmelzen des Schnees ge-

schwellt, in einem tief eingeschnittenen Bett gewaltige Wassermassen dahinwälzt. Tilly ließ die einzige Brücke bei Stain abbrechen und bezog eine ausgedehnte Stellung von Stain bis Augsburg, deren Centrum sich unweit Oberndorf befand, wo der Lech eine bogenförmige Krümmung hat und die steilen Ufer jeden Uebergang im Angesicht des Feindes zu einem sehr gewagten Unternehmen machten.

Wenn sich Tilly schmeichelte, der König werde es nicht wagen, ihn in dieser Stellung anzugreifen, so hatte er abermals nicht mit dem kriegerischen Genie Gustav Adolf's gerechnet, der, wo es nöthig war, sich kühn zeigte und doch die Vorsicht nie vergaß. Sorgfältig versicherte er sich aller festen Plätze bis an die Donau, um im Falle eines erzwungenen Rückzuges der Stützpunkte nicht zu ermangeln, und dann untersuchte er in einer Reihe eingehender Recognoscirungen alle Stellen am Lech, welche für einen Uebergang günstig erschienen.

Trotzdem fand sein Plan allgemeinen Widerspruch im Kriegsrath, und besonders Graf Horn machte auf die Gefahren des Unternehmens aufmerksam, dessen Scheitern den größten Theil der bisherigen Errungenschaften in Frage stellen konnte. Aber Gustav Adolf widerlegte Punkt für Punkt die gemachten Einwendungen, indem er besonders darauf hinwies, daß jetzt Tilly's Heer noch demoralisirt und die Verstärkungen aus Baiern kriegsungewohnt seien, Umstände, die sich mit jedem Tag und besonders durch ein Zurückweichen der Schweden zum Vortheil der Feinde ändern würden. „Wie, wir, die wir über die Ostsee gefahren und so viele große Ströme in Deutschland überschritten haben, sollten von einem solchen Bache aufgehalten werden?“ so schloß er seine Rede, welche jeden weiteren Einwand verstummen machte.

Trefflich benützte Gustav Adolf den Umstand, daß das von ihm besetzte rechte Ufer bedeutend höher war als das jenseitige. Denn er ließ dem vom Lech gebildeten Bogen entsprechend drei Batterien aufwerfen, welche, mit 72 Kanonen von großem Caliber besetzt, die gegenüberliegenden Schanzen in ein furchtbares Kreuzfeuer nahmen, das indessen von der Artillerie Tilly's tapfer erwidert wurde. Zwei Tage (13. und 14. April 1632) dauerte dieser Geschützkampf, der auf beiden Seiten große Opfer erforderte, namentlich aber unter den Baiern, die, in einem zum Fluß abfallenden Wäldchen und hinter Verhauen postirt, mehr durch die Holzsplitter und abgeschossenen Zweige litten als durch das directe Feuer der Feinde. Gustav Adolf zeigte sich an den meistgefährdeten Posten, um die Ausdauer seiner Leute zu heben, und feuerte 60 Schüsse mit eigener Hand ab.

Tilly hielt sich durch die hartnäckige Kanonade vollkommen überzeugt, daß der Uebergang bei diesem Bogen des Flusses beabsichtigt sei, und wurde in dieser Meinung noch bestärkt, als die Schweden große Mengen Brückenmaterial zusammenführten und alle Anstalten zum Brückenschlag trafen. Er richtete daher die hier gegen das Ufer abfallenden Höhen durch Erdverschanzungen so ein, daß ihre Erstürmung große Opfer erfordert hätte, und auf dem Kamme wurde eine Batterie angelegt, welche über die im Vordertreffen stehende eigene Infanterie den Feind beschießen sollte.

Aber all dies war umsonst, denn die Maßregeln Gustav Adolf's waren nur darauf berechnet, Tilly's Aufmerksamkeit von der eigentlich gewählten Uebergangsstelle abzuziehen. Diese befand sich bei Oberndorf, wo der Lech zwei Arme bildet und von der dadurch entstehenden Insel eine von Gustav Adolf selbst ausgekundschaftete Furt nach dem linken Ufer führt. Am 13. April wurde Oberst Karl Gustav Graf Wrangel mit 300 Finnländern nach der Insel überschifft, um sich dort zu

verschanzen und den Bau einer Brücke zu sichern, die vom schwedischen Ufer dahin führte. Um diese Arbeiten dem Feind zu verheimlichen, unterhielt man große Feuer von feuchtem Stroh, deren massenhafte Rauchwirbel vom Wind nach der feindlichen Seite getrieben wurden, wo man in unbegreiflicher Sorglosigkeit keine Ahnung davon hatte, was sich in der Entfernung einer starken halben Stunde vorbereitete. Erst als Wrangel sich tüchtig verschanzt hatte und ein förmlicher Brückenkopf aufgeworfen war, entdeckte man das Vorhaben der Schweden, und nun suchte Tilly dieselben von der Insel zu vertreiben und die bald vollendete Brücke zu zerstören.

Aber die Angriffe mißlangen und die durch die Insel vor den kaiserlichen Geschützen gedeckte Brücke wurde am 14. April vollendet. Die verschiedene Höhe der Ufer und das steil und unregelmäßig abfallende Profil des Flußbettes erschwerten den Bau sehr, und Gustav Adolf soll für denselben besondere Böcke aus großen Balken mit ungleich hohen Füßen construirt haben, die mit Klammern an reihenweise in den Grund des Flusses tief eingetriebene Pflöcke befestigt wurden und so eine Art Fundament für den Brückenbau abgaben, zu dem Boote oder Pontons wegen der verschiedenen Höhe der Ufer nicht verwendbar waren.

Am 15. April nahm das Gefecht größere Dimensionen an, denn nicht allein Gustav Adolf führte selbst zwei Regimenter Infanterie auf die Insel über, auch Tilly eilte mit seinen Kerntruppen herbei, um den Durchgang durch die Furt und ein Festsetzen der Schweden am linken Ufer zu vereiteln. Ein erbitterter Kampf entspann sich, man schlug sich am Ufer und auf der Insel, ja selbst im Wasser, und da die schwierigere Aufgabe den Schweden zufiel, schien deren Unternehmen bei der gegenseitigen Bravour dennoch zu scheitern.

Doch der Herzog von Weimar hatte noch weiter rechts eine zweite Furt entdeckt und übersetzte mit einer Reiterschaar den Fluß, zuerst die entgegenkommende Reiterei werfend und dann gegen Tilly's Flanken wirkend, während auf demselben Weg immer mehr Schweden auf das linke Ufer kamen, wobei wieder jeder Reiter einen Musketier hinter sich auf das Pferd nahm, wie wir es schon bei Magdeburg bemerkten.

Abermals sah Tilly seine Niederlage vor Augen. Verzweifelt raffte er nochmals seine besten Truppen zusammen und führte sie selbst zu einem stürmischen Angriff gegen die immer zahlreicher herüberkommenden Schweden. Nochmals flammt der Kampf zu voller Höhe auf — da sinkt der greise Tilly, von einer Geschützkugel am Schenkel getroffen (Bild S. 605), und kurz darauf wird auch sein Nachfolger im Commando, General Aldringen, schwer am Kopfe verletzt.

Diese gehäuften Unglücksfälle und das Schwanken in der Leitung wirkten ungünstig auf die nicht mehr mit der Hoffnung auf den Sieg, sondern nur aus Erbitterung kämpfenden kaiserlichen und baierischen Soldaten, und nach hartem, sechsstündigem Kampf weichen sie vom Platz, 1000 Mann Todte, ebensoviel Gefangene und zahlreiche Kriegsvorräthe zurücklassend.

Als Tags darauf Gustav Adolf die übrige schwedische Armee und den Troß vollständig über den Lech führte, bewunderte er die vortreffliche Anlage des feindlichen Lagers und die Festigkeit dieser Stellung, wobei er ausrief: „Wäre ich an Maximilian's Stelle gewesen, so hätte ich selbst Bart und Kinn durch eine Stückkugel verlieren können, dennoch hätte ich diese feste Stellung nicht verlassen und nicht mein Land dem Feind geöffnet.“

In der That hatte Kurfürst Maximilian noch in der Nacht den Abbruch

des Lagers anbefohlen, obwohl die harte Arbeit der Schweden erst zur Hälfte gethan war und ein Theil des kaiserlich-baierischen Heeres noch gar nicht in das Gefecht gekommen war. Aber der Kurfürst war kleinmüthig geworden und hatte kein Vertrauen mehr auf die Armee, und dieser mangelte nach dem Falle Tilly's der einzige Führer, der Autorität besaß.

Der Rückzug geschah gegen Ingolstadt, wohin auch Tilly mittelst Sänfte gebracht wurde, und zwar in das Haus des Professors Dr. Arnold Rath. Hier mußte er sich einer schmerzhaften Operation unterwerfen; es wurden ihm vier Splitter aus der Wunde gezogen. Seine einzige Sorge war noch, daß Regensburg, als der Schlüssel von Böhmen, Oesterreich und Baiern, seinem Kurfürsten erhalten bleiben



Gustav Adolf, König von Schweden. (Seite 598 u. ff.)

möchte. Bis zum letzten Augenblicke ermuthigte er zum Widerstand gegen die belagernden Schweden und ertheilte Rathschläge.

Endlich — in der Abenddämmerung des 30. April 1632 — fühlte der dreiundsiebzigjährige greise Feldherr die Todesstunde nahen. Er gebot seinem Beichtvater, im letzten Kampfe ihm die Worte zuzurufen: „In te Domine speravi, non confundar in aeternum!“ (Auf Dich, Herr, habe ich gehofft, ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden!) Dann verlangte er, daß sein Neffe und Erbe Werner Tilly an das Sterbelager trete; diesem legte er segnend die Rechte auf das Haupt. Der Beichtvater erkannte das nahe Ende, erhob das Crucifix und sprach die vorerwähnten von Tilly begehrten Worte — da schlug der Sterbende nochmals die Augen auf und hauchte dann seine Seele aus.

Noch heute ſteht in Ingolſtadt das Sterbehaus Tilly's (Bild S. 621) ı ſeiner damaligen Geſtalt wohl erhalten. Zwiſchen dem Erker und dem erſten Fenſter eß oberen Stockwerkes iſt eine in die Mauer eingefügte Tafel zu bemerken, welche in chs Zeilen die Worte enthält: „Im Jahr 1632 starb in diesem Hause der verrundete Feldherr Tilly. Damals war dieses Haus Eigenthum des Professors)r. Arnold Rath."



In effigiem hac tabula expressam
BALTASAREM Regi dedit alma VALENTIA ibero
MARRADAM validum mente manuq Ducem
In symbolum eiusdem
Alcidæ in cælum patuit uia fortibus ausis
Amphitryoniade HAVD INFERIORA Sequor

Don Balthaſar Marradas. (Seite 573 u. 616.)

Urſprünglich beherbergte das genannte Gebäude das Xaverianum, ein geiſtliches Seminar zum heiligen Franciscus Xaverius. Weiter rechts erblicken wir zwiſchen den Fenſtern des oberen Stockwerkes eine marmorne Tafel, deren Inſchrift zu deutſch lautet: „Dieſes geiſtliche Seminar ſtiftete und dotirte bei Lebzeiten Quirin Leonin aus Belgien, Protonotar des apoſtoliſchen Stuhles, Domprobſt zu Regensburg und Generalvicar, es Herzogs von Baiern Rath, im Jubeljahre 1600." Das Wappen des Stifters zeigt

(zwei und eins gestellt) drei Hundeköpfe, über ihm eine Mitra und einen Pedum (Abtsstab). Von altersher war der Eingang unter der zuerst erwähnten Gedenktafel, in neuester Zeit aber versetzte der Gärtnermeister Grasl die Hausthür in die andere Gasse. Die Spitze des Giebels ziert ein Madonnenbild mit dem Jesukinde, zu beiden Seiten je ein blühender Lilienstock.

Bereits im Jahre 1625 hatte der betagte Feldherr sein Testament gemacht und wurde sein Erbe Graf Werner von Tilly, der damalige Commandant von Ingolstadt. Auch bedachte Tilly jene Soldaten, welche ihn bei Breitenfeld (7. September 1631) durch ihre Leiber geschützt hatten. Dort mußte der Feldherr den Rückzug durch einen Theil der feindlichen Truppen sich erzwingen, und da opferten die Wallonen freudig ihr Leben für ihren Führer. Von vier Regimentern auf 600 Mann zusammengeschmolzen, kämpften sie um jeden Fuß breit Land, zogen sich hart bedrängt in den Linkelwald zurück und hielten sich da bis zum Einbruch der Nacht. Von hier ging dann der Rückzug bis Halle, wobei der verwundete, bis auf den Tod erschöpfte Tilly von seinen Soldaten in einer Sänfte getragen wurde.

Tilly's Leiche wurde in der Jesuitenkirche zu Ingolstadt beigesetzt und blieb hier bis zum Jahre 1653, wo sie dem Wunsche des Verblichenen gemäß nach Altötting gebracht wurde. Hier ruht sie in der mit der Stiftskirche in Verbindung stehenden „Tilly=Capelle". In dem Deckel am Sarge ist ein Fenster angebracht, welches den Besuchern gestattet, die eingetrockneten Gesichtszüge des greisen Helden zu betrachten.

Tilly gehört unter die bedeutendsten Feldherren dieses Krieges, und wenn er dem überlegenen Genie Gustav Adolf's nicht Stand hielt, so liegt dies zum Theil an seinem hohen Alter, das ihm die Spannkraft des Geistes lähmte und ihm nicht mehr gestattete, jene Formen der Kriegführung, mit welchen er in 36 Schlachten und Gefechten gesiegt hatte, zeitgemäß umzugestalten und schöpferisch so zu beleben, wie es nöthig gewesen wäre, um sich gegen Gustav Adolf zu behaupten.

Strenge gegen sich selbst — er war ein eifriger Verehrer der katholischen Kirche und hörte täglich eine Messe — glaubte er den Soldaten die Zügel so weit lassen zu müssen, um sie bei gutem Muth zu erhalten, und wenn er auch nie an seine Bereicherung dachte, wehrte er doch dem Plündern und Rauben seiner Truppen nicht. Er war auch ein Feind jeder ostensiblen Auszeichnung und bestach den Schreiber, daß er die Ausfertigung des Diploms verzögere, mit 500 Gulden, als ihn der Kaiser in den Fürstenstand erheben wollte.

Von Person klein und hager, war Tilly trotzdem ein Bild voll Energie und Ernst, mit seinen tief liegenden scharfen Augen, dem kurzgeschorenen Haupthaar, dem spitzen Knebelbart an seine Lehrmeister in der Kriegskunst, die finsteren, glaubenseifrigen Generale Philipp's II. gegen Holland erinnernd. Er behielt auch stets deren Tracht bei, die in einem hellgrünen, rothgeschlitzten Atlaswams, ledernen Beinkleidern, weißer Schärpe, hohen Stiefeln, langen Stoßdegen und einem kleinen aufgekrämpten Hütchen mit lang herabwallender rother Straußenfeder bestand. Dazu ritt er meist einen kleinen unscheinbaren Schimmel, so daß sein altmodisches, mit seinem Ernst nicht übereinstimmendes buntes Aussehen allerdings den Spott herausforderte.

Als sich einst der Marschall Grammont während des Regensburger Kurfürstentages einige Witzeleien über ihn erlaubte, brachte ihn der greise Tilly durch folgende Entgegnung zum Schweigen: „Freilich sind meine Kleider nicht nach französischer Mode, sondern nur nach meiner eigenen, aber Sie werden besser von mir und meinem

mageren Pferde denken, wenn ich Ihnen sage, daß ich in dieser Kleidung und auf diesem Pferd sieben Schlachten gewonnen habe und das Pferd während derselben nicht einmal scheu wurde."

Wenn wir ihn mit seinem Nachfolger im Commando vergleichen wollen, so muß Waldstein das größere Genie, der umfassendere Geist genannt werden, als Soldat aber war ihm Tilly mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen.

Gustav Adolf konnte sich nach der Schlacht am Lech in Baiern ausbreiten, ohne mehr auf Widerstand zu stoßen. Er nahm Augsburg durch Capitulation und rückte in München ein, dem er eine Contribution von 300.000 Thalern auferlegte, ebenso fielen Memmingen und die übrigen festen Plätze in seine Hand, mit Ausnahme Ingolstadts, in das sich Kurfürst Maximilian selbst mit 7000 Mann der vom Lech geretteten Truppen geworfen hatte. Vergeblich waren die Bemühungen Gustav Adolf's, dem bei einer Gelegenheit das Pferd unter dem Leib erschossen wurde, diesen Platz zu bezwingen. Nach mehrwöchentlicher Belagerung und dem Verlust mehrerer tausend Mann mußte er abziehen.

Sehr wenig bekannt ist, daß Gustav Adolf's Schimmel sich im Zeughause von Ingolstadt befindet (Bild S. 620). Die Thatsache ist folgende. Als Gustav Adolf am 3. Mai unfern seines Lagers ritt und sich bis gegen den damaligen Galgen vorwagte, richteten die Kanoniere der Schloßbastei ihre Geschütze nach jener Gegend. Unversehens traf eine Kanonenkugel des Königs Roß am linken Hinterschenkel und warf es zu Boden. Gustav Adolf nahm keinen Schaden, doch mußte er in Folge des heftigen Sturzes einige Zeit hinken. Man sagt, hauptsächlich dieser Unfall habe den König bewogen, die Belagerung Ingolstadts aufzugeben; sei dem, wie ihm wolle, Gustav Adolf gab den 4. Mai nach Mitternacht Befehl, das Lager abzubrechen.

Den östlichen Theil Ingolstadts ziert die vormalige Residenz des Herzogs Ludwig, der Gebartete (gest. 1445), dessen Schwester Isabeau die Gattin Karl's VII., Königs von Frankreich, war. Mit der Zeit wandelte sich dieses burgähnliche Gebäude in das jetzige Zeughaus um. Im Saal Nr. 18 des ersten Stockwerkes wird der Grauschimmel Gustav Adolf's gezeigt. Er erhebt sich auf einem maueräähnlich bemalten Untersatze, und eine eiserne Stange unter dem Leibe dient zur größeren Haltbarkeit. Mähne und Schweif wurden von Verehrern des Königs schon übel zugerichtet; ein Paar Glaskugeln nehmen den Platz der Augen ein. Neben diesem Pferde befindet sich eine Schrift, welche lautet: „Hier ist der Schämbl (Schimmel) zu sehen, worauf der König aus Schwöden die Vestung Ingolstatt reconisirte (recognoscirte); der schämbl aber under dem König mit einer stuckhkugel erlegt worden."

In Baiern gilt das Pferd Gustav Adolf's als Wahrzeichen Ingolstadts; und wer den „Schwedenschimmel", wie ihn das Volk nennt, nicht gesehen und genau beschreiben kann, von dem glaubt man nicht, daß er in jene Gegend gekommen ist, möge er es auch eidlich versichern.

Die längere Dauer des Krieges hatte aber auch schon sehr demoralisirend auf Gustav Adolf's Heer gewirkt, das nun freilich nicht mehr so aus einem Gusse und mit den verschiedensten Elementen versetzt war. Seit dem Einrücken in katholische Länder, und namentlich in Baiern, hausten auch die Schweden recht übel, und ihr Weg war durch eine Reihe von Gewaltthaten bezeichnet, die vom König, wenn auch nicht ausdrücklich gut geheißen, so doch geduldet wurden.

Seine Siegeslaufbahn hatte etwas Wunderbares an sich, und es ist leicht erklär-

lich, daß er von protestantischer Seite bis zur Ueberschwenglichkeit gefeiert ist. Vor weniger als zwei Jahren war er mit wenigen tausend Mann an der Ostseeküste gelandet, hatte alle entgegenstehenden Heere vernichtet, die besten Feldherren geschlagen, durch die Macht seiner Erfolge sich Bundesgenossen erzwungen, fast ganz Deutschland unterworfen und stand nun, über eine Macht von nahezu achtzigtausend Mann gebietend, an der Grenze Tirols. Da sollte ihm endlich in Waldstein ein ebenbürtiger Gegner erstehen, dessen Fortschritte gegen die Sachsen auch ihm ein Halt zuriefen.

Wir haben hier nachzuholen, was sich während der erzählten Vorgänge auf dem deutschen Kriegsschauplatz in Böhmen ereignete, dessen Besetzung, wie wir wissen, die Aufgabe der Sachsen nach der Schlacht bei Breitenfeld war.

Der Kurfürst, dessen Armee nun zwar nicht dem Namen nach, aber thatsächlich der tüchtige General Arnim commandirte, beeilte sich eben nicht besonders. Er wollte es, da ihm der Ehrgeiz Gustav Adolf's immer bedrohlicher erschien, nicht ganz mit dem Kaiser verderben und rückte daher nur langsam vor. Auch schwankte man, ob Böhmen oder Schlesien als Ziel des Angriffes gewählt werden sollte, und als man sich endlich für das erstere entschloß, wurden erst noch der Ober-Hofprediger und einige geistliche Räthe befragt, ob man ohne Gewissensscrupel das Reichsoberhaupt angreifen dürfte. In dem allzuweitgehenden Einfluß, welcher damals den Berathern des Seelenheils eingeräumt war, ging man also von protestantischer Seite ebenso vor wie von katholischer. Das Gutachten lautete zustimmend, und der kurfürstlich-sächsische Ober-Hofprediger Dr. Matthias Hoë von Hohenegg (geb. in Wien 1580, gest. 1645) erklärte sogar, daß der Kurfürst „selbst und sein Schwert verflucht wären, wenn er es nicht gezogen hätte", da er dem Kaiser nur so lange Gehorsam schulde, als dieser seinen Eid erfülle, ja, es Pflicht sei, den Krieg so lange zu führen, bis die Freiheit des evangelischen Glaubens gesichert und ein billiger Friede zu erlangen sei.

Nun rückten die Sachsen (4. November 1631) in Böhmen ein, bemächtigten sich der Städte Aussig und Tetschen, nahmen dann, längs der Elbe fortschreitend, Leitmeritz und langten am 14. November vor Prag an.

Es war ein Beweis der vorsichtigen Haltung des Kurfürsten Johann Georg, daß er sorgfältig jede Berührung mit jenen noch zahlreich vorhandenen Elementen mied, die in den Ereignissen der Jahre 1619 und 1620 eine Rolle gespielt und sich zwar anscheinend unterworfen hatten, aber im Herzen gewiß noch gut protestantisch gesinnt waren und nur auf eine Gelegenheit warteten, diese Gesinnung auch öffentlich zu bethätigen.

Die Sachsen konnten umso eher auf diese Bundesgenossen verzichten, da die kaiserlichen Streitkräfte in Böhmen sehr gering waren und die beiden Generale Johann Götz und Don Balthasar Marradas (Bild S. 613) sich zurückzogen und selbst Prag räumten, ohne einen Widerstand auch nur zu versuchen.

Da die Bürgerschaft an eine erfolgreiche Vertheidigung nicht denken konnte, zum Theil auch keine Lust dazu hatte, erfolgte am 15. November der Einmarsch der Sachsen und mit ihnen kam nebst vielen anderen nach der Schlacht am weißen Berg Geächteten auch Graf Heinrich Mathias Thurn wieder, in der Meinung, nun jene große Rolle spielen zu können, zu der ihm zehn Jahre früher zwar nicht die Gelegenheit, sondern nur die Fähigkeit gefehlt hatte.

Indessen dauerte das beschauliche Stillleben der Sachsen in den böhmischen *Garnisonen* nicht allzu lange. Nach der Besetzung Prags hatte man nichts weiter

unternommen und den in Tabor lagernden Marradas ganz unbehelligt gelassen. Die gleiche Rücksicht konnte Arnim, der im Herzen immer mehr kaiserlich als schwedisch gesinnt war, doch gegen den von Schlesien her eindringenden Feldmarschall Rudolf von Teuffenbach (auch Tiefenbach) nicht walten lassen, der bei Nimburg ein Lager bezog und die zerstreuten sächsischen Garnisonen bedrohte. Ein Angriff auf denselben mißlang jedoch und es zeigte sich, daß die auf 10.000 Mann herabgeminderte sächsische Armee nicht ausreichte, um diese Garnisonen zu geben und einem Feind die Spitze zu bieten. Unter dem Vorwand, die Verstärkung des Heeres zu betreiben, verließen der Kurfürst und nach ihm Arnim das Land, so daß die sächsische Armee der gemeinsamen Leitung entbehrte und in jeder Garnison der betreffende Oberst commandirte, ohne sich viel um die übrigen Truppen zu kümmern.

Unter solchen Umständen hatten die kaiserlichen Generale, welche mit Theilen des Tilly'schen Heeres in Böhmen im Frühjahre 1632 einrückten, leichtes Spiel. Fast ohne Kampf kam eine Stadt nach der anderen wieder in ihren Besitz, da die unter mangelhafter Verpflegung leidenden sächsischen Truppen, deren Officiere nach dem oben gegebenen Beispiel den Krieg nur lässig führten, überall bald zu Capitulationen schritten.

So fiel am 22. Mai fast ohne Kampf Prag, in dem die Obersten Solms und Hofkirchen commandirten, wieder in die Hände der Kaiserlichen, Eger capitulirte nach zweitägiger Einschließung am 19. Juni durch den Generalmajor Freiherrn von Holk, obwohl sich die Bürgerschaft bereit erklärt hatte, die Besatzung zu unterstützen, deren sächsischer Commandant, Oberst Starrschedel, aber seinem Namen gar keine Ehre machte. Ende Juli hatten die Sachsen Böhmen fast ganz geräumt, und damit war die erste Aufgabe, welche Waldstein und seiner neugeschaffenen Armee gestellt war, gelöst.

Bevor wir zur Aufgabe schreiten, diese neue Lage zu schildern, müssen wir einige charakterisirende Worte dem vorerwähnten General Arnim widmen.

Johann Georg von Arnim (auch Arnheim unrichtig genannt) war aus altbrandenburgischer Familie in der Uckermark den 10. Juli 1581 geboren und widmete sich dem Kriegerstande, nachdem er seine Jugend mit Studien und Reisen zugebracht hatte. Er diente zuerst dem Könige von Polen, dann jenem von Schweden. Im Jahre 1626 begab er sich in kaiserliche Dienste und wußte sich bei Albrecht Graf Waldstein in solche Achtung zu setzen, daß ihn derselbe 1628 zum Feldmarschall ernannte und ihm das Commando der Belagerung von Stralsund auftrug. Hierauf focht er gegen Dänemark und führte nach geschlossener Allianz mit Christian VI. eine Armee dem König von Polen, Sigismund III., gegen Gustav Adolf zu Hilfe. Die Polen mißtrauten ihm aber, und Arnim wurde in Folge dessen wieder zurückberufen. Dadurch bewogen, die kaiserlichen Dienste aufzugeben, trat er als Feldmarschall in die Armee des Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I., und leistete demselben bis 1635 wichtige Dienste. Er wurde auf den Landtag nach Berlin geschickt und führte nach dem Prager Frieden sein Heer aus Schlesien zurück. Weil aber im Friedensschlusse die lutherische Religion in Schlesien nicht gesichert war, entsagte er seiner Bedienstung und zog sich ins Privatleben zurück. Im Jahre 1637 wurde er plötzlich auf seinem Gute Boizenburg von den Schweden aufgehoben und gefangen nach Stockholm geführt, da man ihn beschuldigte, gegen die Krone Schweden Anschläge unternommen zu haben. Bei einem großen Gastmahle, wo man nicht auf ihn achtete, gelang es ihm, zu ent-

fliehen, und er hielt sich zu Fischhausen einige Zeit verborgen auf. Endlich nahm er die Würde eines kaiserlichen und fürstlich sächsischen Generallieutenants an und war eben im Begriffe, ein Armeecorps zu errichten, als er zu Dresden den 18. April 1641 starb.

Arnim hatte so vielen und so entgegengesetzten Herren gedient, daß er deshalb in den Ruf der Grundsatzlosigkeit, wo nicht der Doppelzüngigkeit kam. Höchst sonderbar ist aber auch, daß er, der eifrigste Lutheraner, welcher geistliche Betrachtungen in Prosa und Versen geschrieben, welcher mit aller Macht die lutherische Kirche vertheidigte, in Diensten des so streng katholischen Kaisers Ferdinand II. stand. Er hieß ferner, seiner Frömmigkeit wegen, stets „der lutherische Kapuziner", spottete aber nichtsdestoweniger über Aldringen: „daß derselbe keinen Wein trinke, als ob in der kaiserlichen Armee das Wassertrinken im Schwung wäre." Arnim, Waldstein's vieljähriger vertrauter Freund, heute für, morgen gegen ihn unter den Waffen und dennoch stets im vertraulichen Briefwechsel mit ihm, war daher von jedermann beargwohnt, und dennoch war das Drängen um ihn so groß. Wie mächtig mußte der Respect vor einem so tüchtigen Feldherrn sein, um die Furcht vor dessen Zweideutigkeit zu überwinden! Arnim war der Feder ebenso mächtig wie seines Degens, ein würdiger Schüler Gustav Adolf's (1613 bis 1620), welcher König nach einer gegen Arnim geführten Schlacht ausrief: „Noch keiner hat mir das Bad so warm gemacht als mein ehemaliger Schüler Arnim!"

Das zweite Generalat Waldstein's und dessen Sturz.

Schon seit den ersten Erfolgen Gustav Adolf's hatte man in den maßgebenden Kreisen Wiens das Vertrauen auf Tilly verloren, und man faßte einen Wechsel im Obercommando in das Auge. Man kam indessen zu keinem raschen Entschlusse, da hiezu langwierige Verhandlungen erforderlich waren und der Kaiser von dem an sich richtigen Gedanken ausging, daß schon die Doppelstellung Tilly's, der gleichzeitig Feldherr des Kaisers und der Liga war, dessen Thätigkeit lähme. Der Vorschlag, ganz in kaiserliche Dienste zu treten, wurde von Tilly und dem Kurfürsten Maximilian so kühl aufgenommen, daß man ihn bald ganz fallen ließ, und man erwog daher, wem der selbstständige Oberbefehl über das kaiserliche Heer anzuvertrauen sei.

An solchen, welche dieses verantwortungsvolle Amt anstrebten, war kein Mangel, wohl aber setzte man in die Fähigkeit der meisten Bewerber, zu welchen auch der Herzog Victor Amadeus von Savoyen und der Herzog von Lothringen gehörten, nicht unbegründete Zweifel. Ernst zu nehmen war eigentlich nur die Candidatur des Thronfolgers, des damals erst dreiundzwanzigjährigen Königs Ferdinand III., der sich eifrig um die Ernennung bewarb und sich der am Hofe ausschlaggebenden Fürsprache Spaniens erfreute. Bei der Schwierigkeit der Situation, wo es galt, dem ersten Feldherrn seiner Zeit einen ebenbürtigen Gegner entgegenzustellen, hätte schon die geringe Kriegserfahrung gegen die Wahl des jungen Fürsten sprechen sollen, der eifrig versprach: „sich auf das äußerste zu befleißen", aber durch den Beisatz „daß er genug Officiere haben werde, die ihm mit getreuem Rath und That beistehen" würden, doch verrieth, daß es ihm noch an Sebstständigkeit und Energie für eine solche Rolle fehlte.

Indessen wurde trotzdem die Ernennung im Herbst 1631 vollzogen, aber die stets bedrohlicher werdende Lage weckte sofort wieder den Zweifel, ob Ferdinand III. derselben gewachsen sein werde. Dazu kam, daß nachgerade die Anhänger und Bewunderer

Waldstein's am Hofe sich wieder hervorwagten und auf ihn als den einzigen Retter hinwiesen, der fähig sei, eine widerstandsfähige Armee zu schaffen und zu führen.

Die Nachricht von der Schlacht bei Breitenfeld machte endlich allem Zaudern ein Ende; der Gedanke, einen noch kriegsunerfahrenen jungen Mann dem „nordischen Löwen", wie man nun mit scheuer Ehrfurcht Gustav Adolf nannte, gegenüberzustellen, wurde aufgegeben und man bequemte sich, nachgerade Waldstein als den allein möglichen Commandanten einer Armee in das Auge zu fassen, die zudem erst geschaffen werden mußte.

Die Sache hatte aber ihre großen Schwierigkeiten, obwohl der Kaiser äußerlich immer ein gutes Verhältniß mit dem entlassenen Feldherrn aufrecht erhielt und wiederholt dessen Rath in wichtigen Angelegenheiten eingeholt hatte. Man hätte wahrscheinlich ein Dienstanerbieten seinerseits gerne gesehen, um der Demüthigung enthoben zu sein, bei dem Entlassenen Hilfe suchen zu müssen. Aber Waldstein, der aufmerksam den Gang der Dinge verfolgte und den Moment kommen sah, der ihm volle Genugthuung für die kränkende Absetzung bringen mußte, machte keine Miene des Entgegenkommens. Ja, als sich im October 1631 der Hofkriegsrath Questenberg in Prag bei ihm einfand, lehnte er rundweg die Uebernahme des Commandos ab.

Nun zogen die Sachsen in Prag ein und Waldstein begab sich nach Znaim, wohin der Kaiser, die erste Ablehnung ignorirend, den Fürsten Eggenberg zu neuen Unterhandlungen sendete. Diesem, der stets zu Waldstein's Partei am Hofe gehörte, gelang es endlich (10. December 1631) von Waldstein so viel zu erlangen, daß er sich bereit erklärte, das Commando auf drei Monate zu übernehmen, womit gesagt war, daß er dem Kaiser zwar eine Armee schaffen, sie aber nicht führen wolle.

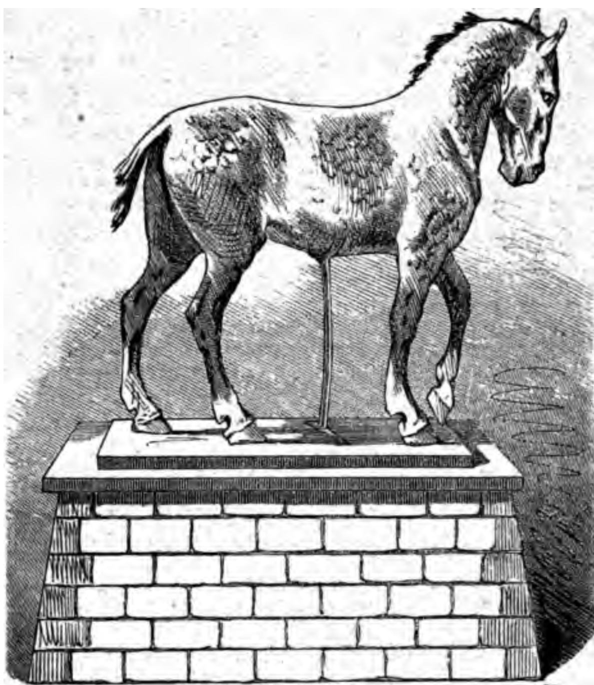
Kaum begannen nun die Werbungen, so strömten Officiere und Soldaten von allen Seiten zu, frühere Oberste Waldstein's brachten ganze Regimenter auf, und der Zauber, den der Name des „Friedländer's" auf alle Kriegslustigen übte, war so stark, daß vom sächsischen Heere ganze Schaaren seinen Werbeplätzen zuliefen und angesehene Generale, die dem Heere Tilly's zugetheilt waren, dringend ihre Entlassung verlangten, um unter Waldstein zu dienen. Im März 1632 hatte er eine vollkommen gerüstete Armee von 50.000 Mann nahezu aus dem Nichts erschaffen und dadurch selbst Gustav Adolf den bewundernden Ausruf abgezwungen: „So etwas kann nur Oesterreich und Waldstein!"

Natürlich konnte nun nicht mehr die Rede davon sein, diese Armee einem anderen Commando zu unterstellen, als dem ihres Schöpfers. Fürst Eggenberg unterhandelte ein zweitesmal, und nun gelang es ihm, wenn auch gegen Gewährung der weitgehendsten Bedingungen, Waldstein zur Uebernahme des definitiven Oberbefehles zu vermögen (April 1632).

In was diese Bedingungen bestanden, ist mit unumstößlicher Gewißheit nicht bekannt, denn die bezüglichen Documente kamen nie zum Vorschein. Nur aus späteren Vorkommnissen läßt sich der Schluß ziehen, daß sich Waldstein eine geradezu schrankenlose Gewalt über die Armee sichern wollte, die vom Kaiser in der Noth des Augenblicks zwar zugestanden wurde, aber wie eine Demüthigung empfunden werden mußte. Weder der Kaiser selbst noch sonst eine Mittelsperson sollte mit den Obersten direct verkehren oder ihnen Befehle ertheilen, sondern alle „Wünsche" des Kaisers sollten an Waldstein gerichtet werden. Daß Waldstein seinen eigenen Vortheil nicht aus den Augen ließ, ist am Ende begreiflich, wenn auch seine Forderungen nach

dieser Richtung gleichfalls als sehr hochgespannt bezeichnet werden müssen. Alle im Reiche zu verfügenden Confiscationen wurden seiner alleinigen Verfügung überlassen und ihm als „außerordentliche" Entlohnung ein erledigtes Reichsland, wahrscheinlich sogar die Kurwürde in Aussicht gestellt.

Während Waldstein sein erstes Ziel, die Vertreibung der Sachsen aus Böhmen, ins Auge faßte, ließ er dem Kurfürsten Maximilian die Antwort ertheilen, er werde bald über 120.000 Mann gebieten und nach der Befreiung Böhmens nach Deutschland rücken, um die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zum Abfall vom schwedischen Bündniß zu zwingen. Darauf zielten auch die Unterhandlungen, welche Waldstein mit dem ihm nahestehenden sächsischen General Arnim einleitete



Gustav Adolf's Schimmel. (Seite 615.)

und die mit Vorwissen des Kurfürsten durch Jahre fortgeführt wurden. Politisch war die Absicht Waldstein's, die Schweden in Deutschland zu isoliren, vollkommen richtig, dazu mußte man aber das Restitutionsedict und andere extreme Maßregeln rückgängig machen, wovon die herrschende Partei am kaiserlichen Hofe nichts wissen wollte. Die Zukunft aber bewies, daß der unselige Krieg nur auf diesem Wege beendet werden konnte.

In welch' rascher und unblutiger Weise Waldstein Böhmen von Sachsen säuberte, wurde bereits erzählt. Bei Eger stieß man auf die baierische Armee, welche durch die Schweden aus dem Landegedrängt wor, den war und am 1. Juli fand eine Zusammenkunft zwischen Waldstein und seinem erbitterten Gegner vom Regensburger Kurfürstentag, Maximilian von Baiern, statt.

Treffend berichtet ein Augenzeuge über diese Entrevue, daß „Aller Augen auf

sie gerichtet waren, denn jedermann war bekannt, daß der Herzog von Friedland dem Kurfürsten seine Abdankung zur Last legte und daß der Kurfürst sich dagegen einbildete, der Herzog werde es ihm nicht vergessen und nicht ungerächt lassen. Allein beider Interessen und die Erhaltung von Land und Leuten hat aus der Noth eine Tugend gemacht, beide haben ihre Leidenschaft unterdrückt und sind einander freundlich entgegengekommen. Doch haben die Neugierigen vermerkt, daß der Kurfürst die Kunst zu dissimuliren (heucheln) weit besser verstanden habe als der Herzog von Friedland".

Der Kurfürst gab auch bereitwillig seine Zustimmung, daß Waldstein das Obercommando über seine mit der kaiserlichen vereinigte Armee übernehme, und nach Zurücklassung der nöthigsten Garnisonen rückte Waldstein mit ungefähr



Tilly's Sterbehaus in Ingolstadt. (Seite 613.)

60.000 Mann über die Grenze. Statt aber, nach dem Wunsche des Kurfürsten, vor Allem das Baierland zu befreien, zog Waldstein über Amberg gegen Franken, vernichtete bei Neumark ein vorgeschobenes Regiment der Schweden vollständig und folgte Gustav Adolf, der sich, dem überlegenen Gegner ausweichend, nach Nürnberg zurückzog.

Dort sicherte er vor Allem die ihm treuergebene Stadt und bezog ein ausgedehntes befestigtes Lager, während Waldstein sich bei Fürth in einer ausnehmend festen Stellung verschanzte, statt den bedeutend schwächeren Gegner anzugreifen. Auf die Mahnungen zu einem offensiven Vorgehen erwiderte er: „Das Glück habe sich einmal von den kaiserlichen Fahnen gewendet und es sei schon zu viel verloren worden, um das Letzte auf das ungewisse Spiel eines einzigen Treffens zu wagen. Schlachten hat man genug geliefert, es ist Zeit, einmal eine andere Methode zu befolgen." Er verfolgte

die Absicht, die ohnehin schwierige Verpflegung der schwedischen Armee, die in Kürze auch für Nürnberg zu sorgen haben würde, durch seine überlegene Reiterei möglichst zu erschweren und so auf unblutige Weise den Rückzug des schwedischen Heeres gegen Norden zu erzwingen.

Sein Calcul erwies sich auch als richtig, wozu noch beitrug, daß Gustav Adolf, in der Absicht, hier zu schlagen, an 30.000 Mann deutscher Hilfstruppen an sich zog, wodurch, da auch zu Waldstein Verstärkungen stießen, beide Theile gleich stark waren und ungefähr je 70.000 Mann zählten.

Die beiderseitigen verschanzten Lager (Bild S. 628 u. 629) geben ein ziemlich deutliches Bild der damaligen Feldbefestigungskunst, und namentlich jenes bei Fürth zeigte eine große Fertigkeit in der Ausnützung des Terrains für Befestigungszwecke. Dieses von Waldstein angelegte Lager hatte im Großen die Form eines länglichen Viereckes, dessen Linien aber vielfach bastionirt waren und von geschlossenen Redouten unterbrochen wurden. Die ganze Umwallung war über 2$^1/_2$ Meilen lang und wurde in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von drei Tagen vollendet, wozu über 10 Regimenter verwendet wurden.

Zahlreiche vorgelegte Werke verstärkten diese Stellung, deren dominirender Punkt die Feste Altenberg war. Gustav Adolf war bei der Anlage seiner Lagers durch die Nothwendigkeit, Nürnberg zu schützen, gebunden, indessen rühmte man von ihm, daß er die schwachen Punkte mit häufigen Redouten versah, „welche alle einzunehmen nichts anderes ist, als eben so viel verschiedene Städte mit dem Degen in der Faust zu erobern“.

Seit die numerischen Kräfte sich gleich waren, suchte Gustav Adolf eine Entscheidung herbeizuführen und versuchte es wiederholt, den Gegner aus seiner formidablen, mit einer zahlreichen Artillerie besetzten Stellung herauszulocken. Aber Waldstein ignorirte alle diese Herausforderungen und Neckereien, er vermied sogar die gebotene Gelegenheit zu einem wohlfeilen Sieg über kleinere schwedische Corps, welche der König von Schweden in der Absicht detachirte, ihn dadurch in einen größeren Kampf verwickeln zu können.

„Der ganze Krieg schien jetzt zusammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich seine letzte Entscheidung zu erhalten. Angstvoll blickte das getheilte Europa auf diesen Kampfplatz hin, wo sich die Kraft beider streitenden Mächte, wie in ihrem Brennpunkte, fürchterlich sammelte.

„Aber hatte man schon vor Ankunft des Succurses mit Brotmangel kämpfen müssen, so wuchs dieses Uebel nunmehr in beiden Lagern zu einem schrecklichen Grade an. Außer den hundertundzwanzigtausend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüberstanden, außer einer Menge von mehr als fünfzigtausend Pferden in beiden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das schwedische Heer an Zahl weit übertrafen, zählte man allein im Waldstein'schen Heer 15.000 Weiber und eben so viele Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem schwedischen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, seine Familie mit in das Feld zu führen. Kein Wunder, wenn diese wandelnden Nationen jeden Landstrich aushungerten, auf dem sie verweilten, und die Bedürfnisse des Lebens durch diesen entbehrlichen Troß übermäßig im Preise gesteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und fünfzigtausend Pfund Brot, welche die Stadt täglich in das schwedische Lager lieferte, reizten den Hunger blos, ohne ihn zu befriedigen.

Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magistrates konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tag über hundert Menschen in das Grab streckte." (Schiller.)

Wenn Gustav Adolf auch wußte, daß man im kaiserlichen Lager unter der gleichen Noth litt, so wollte und konnte er doch sein Heer nicht länger einer Situation aussetzen, die ihm schädlicher zu werden drohte als eine verlorene Schlacht. Er täuschte sich über die schwankende Gesinnung seiner mächtigsten deutschen Bundesgenossen nicht und wußte, daß er ihrer nur an der Spitze seines Heeres sicher war. Er entschloß sich daher am 4. September, dem achtundfünfzigsten Tag, seitdem er das Lager bezogen hatte, zu einem Angriff auf die Stellung Waldstein's, der unentwegt, trotz der Herausforderungen des Feindes, der Mahnungen des Kurfürsten und des Murrens der eigenen Soldaten an seinem Plan festhielt, seinen großen Gegner durch Unthätigkeit und Mangel zum Aufgeben seiner Stellung zu zwingen.

„Nachdem Gustav Adolf sein Lager dem Schutz der Nürnbergischen Miliz übergeben hatte, rückte er am 4. September in voller Schlachtordnung heraus und passirte die Rednitz bei Fürth, wo er die feindlichen Vorposten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den steilen Anhöhen zwischen der Biber und Rednitz, die alte Feste oder Altenberg genannt, stand die Hauptmacht der Kaiserlichen, und das Lager selbst, von diesen Hügeln beherrscht, breitete sich unabsehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geschützes war auf diesen Hügeln versammelt. Tiefe Gräben umschlossen unersteigliche Schanzen, dichte Verhaue und stachlige Pallisaden verrammelten die Zugänge zu dem steilanlaufenden Berge, von dessen Gipfel Waldstein, ruhig und sicher wie ein Gott, durch schwarze Rauchwolken seine Blitze versendete. Hinter den Brustwehren lauerte der Musketen tückisches Feuer und ein gewisser Tod blickte aus hundert offenen Kanonenschlünden dem verwegenen Stürmer entgegen."

„Auf diesen gefahrvollen Posten richtete Gustav Adolf den Angriff, und fünfhundert Musketiere, durch weniges Fußvolk unterstützt (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen), hatten den unbeneideten Vorzug, sich zuerst in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerstand fürchterlich: der ganzen Wuth des feindlichen Geschützes ohne Brustwehr dahingegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen diese entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der, in einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt, einen eisernen Hagel donnernd auf sie herunterspeit. Zugleich dringt die schwere Cavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Kugeln in die gedrängte Schlachtordnung reißen, und die standhafte Heldenschaar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menschen bezwungen, wendet sich nach hundert zurückgelassenen Todten zur Flucht."

„Deutsche waren es, denen Gustav's Parteilichkeit die tödtliche Ehre des ersten Angriffes bestimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führt er jetzt seine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordischen Muth die deutsche Feigheit zu beschämen. Auch seine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich schlechtem Erfolg den Angriff zu erneuern. Dieses wird von einem vierten, fünften und sechsten abgelöst, so daß während des zehnstündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen und alle blutend und zerrissen vom Kampfplatz zurückkehren: Tausend verstümmelte Körper

bedecken das Feld, und unbesiegt setzt Gustav den Angriff fort und unerschütterlich behauptet Waldstein seine Feste."

„Indessen hatte sich zwischen der kaiserlichen Reiterei und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Busch an der Rednitz postirt war, ein heftiger Kampf entzündet, wo man mit abwechselndem Glück bald Sieger, bald Besiegter ist und auf beiden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapfere Thaten geschehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leibe erschossen, dem König selbst reißt eine Stückkugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern sich Angriff und Widerstand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinstert und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe zwingt. Jetzt aber sind die Schweden schon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr nehmen zu können. Indem der König einen Officier zu entdecken sucht, um den Regimentern den Befehl zum Rückzug zu übersenden, stellt sich ihm der Oberst Hebron, ein tapferer Schottländer, dar, den blos sein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieses Tages zu theilen."

„Ueber den König erzürnt, der ihm unlängst bei einer gefahrvollen Action einen jüngeren Obersten vorgezogen, hatte er das rasche Gelübde gethan, seinen Degen nie mehr für den König zu ziehen. An ihn wendet sich jetzt Gustav Adolf, und seinen Heldenmuth lobend, ersucht er ihn, die Regimenter zum Rückzug zu commandiren. „Sire", erwiderte der tapfere Soldat, „das ist der einzige Dienst, den ich nicht verweigern kann, denn es ist etwas dabei zu wagen", und sogleich sprengt er davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte sich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechtes einer Anhöhe über der alten Feste bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager bestreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derselben Nacht fiel, machte den Abhang so schlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und so mußte man von freien Stücken diesen mit Strömen Blutes errungenen Posten verloren geben."

„Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tag verlassen hatte, getraute der König sich nicht, mit erschöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzusetzen, und zum erstenmale überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er seine Truppen über die Rednitz zurück. Zweitausend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückließ, bezeugten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien*)."

So endete das kühne Unternehmen mit einem Triumph Waldstein's; denn obwohl dessen Verlust dem schwedischen gleich war und beide Theile die alten Stellungen innehatten, so sah man das Scheitern des Angriffes doch als eine Niederlage Gustav Adolf's an, weil er diesesmal nicht, wie bisher, den Sieg errang.

Er unternahm auch keinen zweiten Sturm mehr, obwohl er noch zwei Wochen in seinem Lager verweilte. Aber die steigende Noth, durch welche nicht allein Seuchen hervorgerufen, sondern auch Manneszucht und Gehorsam in seinem Heer gelockert wurden, bewogen ihn endlich am 18. September zum Abzug, nachdem er im Ganzen zwanzigtausend Mann durch Schwert und Krankheiten verloren hatte. Er wendete sich

*) Wir benützen hier die farbenprächtige Schilderung Schiller's, ohne natürlich für dessen „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" eintreten zu wollen, in welcher der Poet den Historiker zu Ungunsten der Wahrheit und Unparteilichkeit beeinflußte.

wieder gegen den Lech, nachdem er einige Tage in der Nähe gewartet hatte, ob Nürnberg nicht angegriffen werde.

Fünf Tage später brach auch Waldstein, dessen Heer nicht weniger gelitten hatte als jenes der Schweden, aus dem Lager auf, dieses und alle umliegenden Ortschaften den Flammen überliefernd. In Nürnberg selbst, wo 10.000 Menschen den Seuchen erlegen waren, und der ganzen Umgegend herrschte eine furchtbare Noth und beide Armeen mußten suchen, möglichst rasch in reichere Gegenden zu kommen, die noch nicht so vollkommen vom Krieg ausgesogen waren.

Da Waldstein dem Wunsch des Kurfürsten, Gustav Adolf zu folgen und aus Baiern zu vertreiben, nicht nachkommen wollte, weil er vor Allem Kursachsen von den Schweden zu trennen suchte, so theilte sich die Armee. Maximilian zog von Koburg aus gegen die Donau, um sein Land zu schützen, und zu ihm sollte General Aldringen mit 10.000 Mann kaiserlicher Truppen stoßen, wogegen Waldstein, der einen Zug gegen Dresden plante, Pappenheim an sich ziehen sollte, der mit 12.000 Mann sich seither ziemlich ziel- und zwecklos im Westen Deutschlands herumgeschlagen und am mißlungenen Entsatz der vom Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien belagerten Festung Mastricht theilgenommen hatte.

Schon als Waldstein gegen Nürnberg zog, erhielt Pappenheim den Befehl, zu ihm zu stoßen. Aber an die Annehmlichkeiten eines unabhängigen Commandos gewöhnt, leistete er nicht Folge und erzürnte dadurch den Kurfürsten so, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Die undankbare Rolle, welche ihn aber der spanische General Cordova vor Mastricht spielen ließ, verleidete ihm dieses militärische Abenteurerthum, und als ihn Waldstein, mit dem er stets im besten Einvernehmen stand, nochmals zu sich rief, beeilte sich Pappenheim, in Eilmärschen nach Mitteldeutschland zu rücken.

Denn dort sollten sich die beiden gewaltigsten Feldherren ihrer Zeit nochmals gegenübertreten und um den Siegeslorbeer ringen. In der Sorge um sein Heer, das sehr gelitten hatte, führte Gustav Adolf dasselbe nach Süddeutschland, um ihm Zeit zur Erholung zu gönnen. Da traf ihn eine doppelt gefährliche Kunde. Statt daß Waldstein, wie der König vermuthet hatte, ihm langsam folgen würde, hatte er sich nach Norden gewendet, um sich mit Pappenheim zu verbinden und sich Norddeutschland zu unterwerfen, wo sich die natürlichen Anhänger, die Hilfsquellen und die Operationsbasis der Schweden befanden. Gustav Adolf erkannte rasch seinen Fehler und brach unverweilt gegen Norden auf, um dem gefährlichsten Gegner zu folgen, den er unklugerweise kurze Zeit unbeachtet gelassen hatte.

Ein Versuch des Kurfürsten von Sachsen, im Sommer 1632 nochmals in Böhmen einzudringen, wurde vereitelt, später jedoch wendete sich Arnim mit einer durch brandenburgische und schwedische Regimenter auf 16.000 Mann gebrachten Armee nach Schlesien, wo ihm Marradas nur einen schwachen Widerstand entgegensetzen konnte. Erst als Waldstein zwei Abtheilungen unter Gallas und Holk in Sachsen einfallen ließ, bequemte sich Arnim zum Rückzug, und nun wendete sich Waldstein mit seiner Hauptmacht gegen Leipzig, das er nach kurzer Beschießung am 1. November 1632 einnahm, und zwei Tage später fiel auch die Pleißenburg in seine Gewalt.

Da Waldstein schon Kenntniß von dem Nahen des schwedischen Heeres hatte, so war jetzt die Vereinigung mit Pappenheim seine hauptsächlichste Sorge. Er erließ nochmals eine Ordre, in welcher, um allen Vorwänden die Spitze abzubrechen,

im Falle der Erkrankung Pappenheim's Graf Merode, „als der Nächste im Range und Alter", mit dem Oberbefehl betraut und diesem aufgetragen wird, sogleich aufzubrechen. Ein besonderer Tagesbefehl bedrohte jeden Officier, welcher der Vereinigung Hindernisse bereitet, mit schimpflicher Absetzung.

Auch jetzt noch gab Pappenheim nur ungern seine Selbstständigkeit auf und richtete an den Kaiser die Bitte, mit seinem Corps in Niedersachsen bleiben zu dürfen. Indessen wagte er es doch nicht, die Ordre zu ignoriren, so daß er sich Ende October bei Merseburg mit Waldstein vereinigte, der Pappenheim zwei Regimenter croatischer Reiter und zwei Regimenter Fußvolk zutheilte, mit welchen er die von 200 Schweden besetzte Morizburg bei Halle erobern sollte, eine Streitmacht, welche später auf acht Regimenter zu Pferd und fünf zu Fuß vergrößert wurde.

Gustav Adolf hatte Kenntniß von der Abwesenheit Pappenheim's und faßte den Plan, nun die Armee Waldstein's allein anzugreifen, die bei Weißenfels gelagert war. Blitzschnell drang das schwedische Heer von Erfurt aus vor, überschritt bei Naumburg die Saale und warf am 15. September 1632 die von General Isolani geführten Vortruppen, die ihm den Uebergang über die Ruppach streitig machen wollten.

Noch im Laufe der Nacht rückten die Schweden in die Ebene von Lützen vor, wo Waldstein gelagert war. Er erkannte die Absicht des Königs, eine Entscheidungsschlacht zu liefern, und richtete an Pappenheim folgende dringende Ordre: „Laßt alles liegen und stehen und ziehet herbei mit allem Volk und Stücken, daß Ihr morgen Früh bei mir eintreffet, denn der Feind marschirt her." (Bild S. 637.) Noch in der Nacht um zwei Uhr brach Pappenheim auf, der vor Begierde brannte, sich mit Gustav Adolf zu messen.

Das Schlachtfeld bei Lützen bildet fast eine vollkommene Ebene, die in der Richtung von Süd nach Nord von dem sogenannten Floßgraben durchflossen wird. Zwischen den beiden Armeen zog sich der vom Floßgraben nach Lützen führende Mühlbach hin, der von Schützen Waldstein's besetzt war und hinter dem einige Batterien aufgeworfen worden waren.

Das kaiserliche Heer stand mit der Front gegen Süden und lehnte den rechten Flügel an Lützen, den linken an den Floßgraben. Der rechte Flügel bestand aus nur einem Treffen, das aus vier großen Haufen Cavallerie zu 15, 16, 17 und 24 Escadrons gebildet war, zwischen deren ersten und zweiten 16 Compagnien Fußvolk, gleichfalls zu einem großen Viereck gesammelt, standen, dessen Mitte von Pikenieren gebildet wurde, während an den Ecken die Musketier-Compagnien standen.

Das Centrum bestand aus drei schachbrettartig gestellten Treffen, deren erstes aus 25 Compagnien Fußvolk, das zweite aus zwei großen Vierecken, jedes zu 16 Compagnien, und das dritte aus einem Viereck von 22 Compagnien Fußvolk bestand. Der linke Flügel bildete zwei Treffen, deren erstes vier große Haufen Reiterei zählte, welche aus zusammen 61 Escadronen bestanden, das zweite formirte gleichfalls 4 Haufen Reiterei mit zusammen 40 Escadrons. Die Artillerie zählte 21 schwere Geschütze, welche in zwei Batterien zu 7 und 14 Stücken vereinigt waren. Bis zum Eintreffen Pappenheim's dürfte die kaiserliche Armee 25.000 Mann gezählt haben, nach demselben etwa 31.000 Mann.

Die Formation war, wie auf der gleichzeitigen Abbildung (Bild S. 644 u. 645) ersichtlich, nach der im kaiserlichen Heere noch immer üblichen Taktik in sehr großen Haufen und namentlich die Infanterie zu gewaltigen Massen vereinigt, welche man



Pappenheim's Heldentod bei Lützen, 1632.

das „Burgundische Viereck" nannte. Den linken Flügel führte Feldmarschall Holk, unter ihm commandirten die Generalwächtmeister Forgach, Desfours und Cronenberg. Das Centrum stand unter dem besonderen Befehl Waldstein's, dem die Generale Officuz und Harnoncourt unterstanden. Am rechten Flügel commandirte General Götz und nach dessen Eintreffen Pappenheim; Unterbefehlshaber waren hier die Generale Isolani und Reinach.

Die schwedische Armee war in zwei Treffen formirt, die nach der von Gustav Adolf eingeführten Manövertaktik aus kleineren Körpern und so gebildet waren, daß Infanterie und Reiterei wechselte, also die Flügel beider Treffen aus Reiterei, die Centrums aus Infanterie gebildet waren. Auch zwischen den Cavallerie-Regimentern waren kleinere Musketier-Abtheilungen eingeschoben. Hinter dem zweiten Treffen stand noch als Reserve ein Cavallerie-Regiment; die Artillerie, bestehend aus 20 schweren und vier leichten Geschützen, war theils vor dem ersten Treffen, theils zwischen der Aufstellung eingetheilt. Im ersten Treffen commandirten der König, Oberst Graf Brahe und Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, im zweiten die Generale Bulach, Knyphausen und Hoffkirch. Die Stärke der schwedischen Armee betrug ungefähr 20.000 Mann, der Vortheil der Uebermacht war also entschieden auf kaiserlicher Seite.

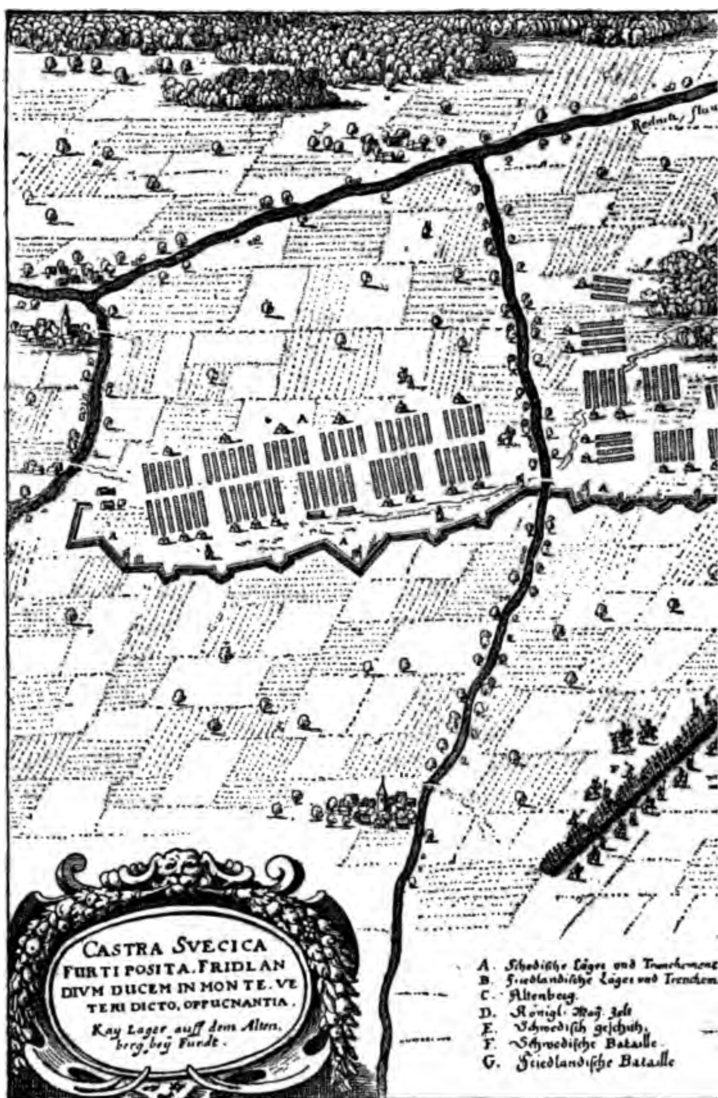
Der dichte Nebel, welcher am 16. November über der Ebene von Lützen lagerte, verhinderte die Absicht des Königs, die Schlacht so früh als möglich zu eröffnen, wozu er durch die Rücksicht auf ein Eingreifen Pappenheim's bewogen wurde. Man benützte diese Zeit zur Abhaltung einer Morgenandacht, worauf Gustav Adolf die Reihen durchritt und deutsche und schwedische Ansprachen an die Truppen richtete. Waldstein inspicirte gleichfalls die Truppen, wobei er sich jedoch, von Podagra gepeinigt, eines Wagens bediente. Er hielt keine Ansprache, wie dies überhaupt nicht seine Gewohnheit war, denn das Bewußtsein glänzender Belohnung für tapferes Verhalten, unnachsichtlich strenger Bestrafung für Feigheit und Pflichtverletzung war Aneiferung genug für seine Soldaten. Die Schweden hatten, sowie bei Breitenfeld, den Schlachtruf: „Gott mit uns!" das Feldgeschrei der Kaiserlichen war „Jesus Maria!"

Um zehn Uhr zertheilte sich der Nebel, und Gustav Adolf gab mit geschwungenem Degen das Zeichen zum Angriff, der durch eine heftige Kanonade eingeleitet wurde, worauf die Schweden in der ganzen Breite ihrer Schlachtordnung vorrückten. Die den Mühlgraben besetzt haltenden Schützen-Abtheilungen thaten den Schweden großen Schaden und konnten nur nach hartem Kampf vertrieben werden, auch bei Ueberschreitung des hier nach Nordosten abbiegenden Floßgrabens kam es zu blutigen Zusammenstößen. Allein trotz dieses hartnäckigen Widerstandes und obwohl die Kaiserlichen, um das Vorrücken der Schweden zu hindern, Lützen in Brand gesetzt hatten, gewannen die letzteren immer mehr Terrain; sie eroberten die aus sieben Geschützen bestehende Batterie und zersprengten drei der großen Fußvolkvierecke.

Nun eilt Waldstein selbst herbei, wirft die Schweden wieder durch einen Cavallerie-Angriff über den Graben zurück und erobert auch seine Geschütze wieder. Ein neuer verstärkter Angriff der Schweden ist zwar von Erfolg begleitet, aber sie bringen, von der großen kaiserlichen Batterie wirksam beschossen, nur langsam vor. Hiebei stieg Gustav Adolf, ungeduldig über den Aufenthalt, vom Pferde, riß dem nächsten Soldaten die Pike weg und stürmte mit den Worten: „Soldaten, wo ist Eure

Tapferkeit?! Was, die ihr Flüsse übersetzt, Mauern erstiegen und jedes Hinderniß überwältigt habt, Ihr laßt Euch durch diese armseligen Gräben aufhalten?" voran. In kurzer Zeit waren diese vielumstrittenen Gräben wieder genommen und die Schweden konnten nun zum Vorstoß gegen die Schlachtordnung Waldstein's zum zweitenmale schreiten.

So wogte der Kampf bis gegen zwei Uhr, wenn auch noch unentschieden, so doch bisher zum Vortheil der Schweden. Da traf Pappenheim auf dem Schlachtfeld mit seinen Reitern ein, mit welchen er vorausgeeilt war. „Wo ist der König?" lautete seine erste Frage, und als er erfährt, daß Gustav Adolf auf dem bisher siegreichen rechten Flügel commandirt, stürzt er sich voll Begierde, sich mit einem solchen Gegner zu messen, mit seinen acht Regimentern Reiterei auf den Feind. Erschüttert von dem furchtbaren Stoß, weicht das schwedische Fußvolk nochmals über die Gräben zurück, einzelne Abtheilungen werden auf dem Fleck zusammengehauen, so daß auch Waldstein im Centrum Luft bekommt, nun seine erschütterten Schlachthaufen sammeln und vorführen konnte, um die Schlacht wieder herzustellen.



Aufstellung der kaiserlichen und schwedischen

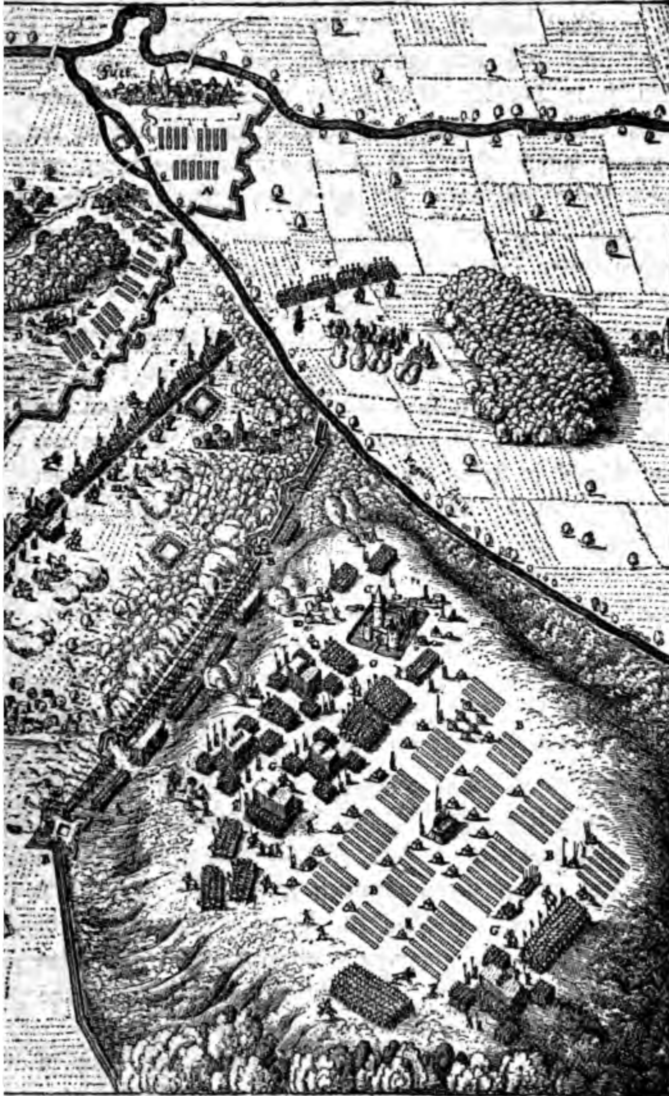
Da fällt Pappenheim, der im dichtesten Gedränge focht, von zwei Musketenkugeln in die Brust getroffen.

Mit Mühe rettet man den zum Tode Getroffenen aus dem Gefecht, und seine Reiter, durch den Fall des Führers bestürzt, kommen in das Schwanken, was die Schweden zu einem neuen Angriff benützen. Gustav Adolf leitete denselben selbst, und in der That wurden die kaiserlichen Reiter zurückgeworfen. (Hiezu das Bild.)

Da erhielt der König die Nachricht, daß im Centrum alle errungenen Vortheile

durch einen energischen Vorstoß Waldstein's in Frage stünden, und sofort eilt er dorthin. In dem rasch einfallenden Nebel aber verliert er die Uebersicht und geräth, nur von wenigen Reitern begleitet, unter das kaiserliche Fußvolk.

Da trifft ein Schuß seinen linken Arm, aber der König verbirgt trotz des strömenden Blutes seinen Schmerz und sucht sich unbemerkt zurückzuziehen. Während sich Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg um ihn bemüht, sprengen Götz'sche Kürassiere unter dem Oberstlieutenant Moriz von Falkenberg heran, und der letztere, den König erkennend, gibt einen Pistolenschuß aus großer Nähe auf ihn ab, der ihn tödtlich verwundete. Falkenberg fällt im selben Momente, von einer Kugel getroffen, todt vom Pferd, Gustav schwankt wohl, erhält sich aber noch im Sattel und sagt zu dem Herzog von Lauenburg: „Bruder, rette Dein Leben, ich habe genug!"



Zusammenstoß bei Fürth, 1632. (Seite 622.)

Trotzdem versucht jener, den König zu stützen und aus dem Gefecht zu führen, aber die kaiserlichen Reiter stürzten sich neuerdings auf sie, des Königs Pferd wird getroffen, bäumt sich, wirft den Reiter ab, schleift ihn einige Schritte, und nun flieht der Herzog. Nur ein Page war nun noch bei Gustav Adolf, Namens August von Leubelfing, dieser sprang vom Pferd und bot es dem König an, der sich eben aufrichten wollte, als einige Reiter herbeieilten und fragten, wer das wäre.

Leubelfing zögerte mit der Antwort, wurde selbst niedergestoßen, und der König erhielt nun einen Schuß durch den Kopf. Man plünderte die Gefallenen aus und ließ sie auf dem Schlachtfeld liegen. Aus Leubelfing's Mund stammt diese authentische Darstellung der letzten Minuten Gustav Adolf's, da der Page noch

einige Tage lebte. Sie widerlegt alle jene Gerüchte über einen an Gustav Adolf ausgeführten gedungenen Mord vollständig und läßt keinen Zweifel darüber, daß derselbe im ehrlichen Kampfe getödtet wurde. Namentlich wurde Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg verdächtigt, der durch mehrmaligen Gesinnungswechsel allerdings zu den zweifelhaftesten Charakteren dieser scrupellosen Zeit gehörte, dieser That aber mit Unrecht beschuldigt wurde.

Das Hof-Waffenmuseum in Wien bewahrt in dem Koller, das Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen trug und das noch ganz blutig dem Kaiser nach Wien gesendet wurde, eine höchst interessante Trophäe. Das Koller ist aus schwerer Elennhaut, da Gustav Adolf wegen einer im polnischen Krieg erhaltenen Wunde an der Schulter keinen Küraß mehr tragen konnte. Zuerst ist es am ganzen Leibe innen mit starker Leinwand gefüttert. Ueber dieser liegt dann das eigentliche Futter von grünem Atlas, das vom Rand des Kragens bis zu den Schößen reicht, und auch die Aermel waren gleich gefüttert. Außerdem waren die Brusttheile des Kollers zur Verstärkung der Widerstandsfähigkeit mit einer Lage von fünffachem Zwilch unterlegt.

Leider ist auch diese merkwürdige Trophäe nicht den Verunstaltungen durch scrupellose Sammler entgangen; denn der größte Theil des Futters, ein Theil der linken Schöße und sämmtliche Knöpfe fehlen, trotzdem aber wiegt das Koller noch jetzt über sechs Pfund, was durch die Dicke des Leders und den bedeutenden Leibesumfang erklärt wird, welchen Gustav Adolf in seinen letzten Lebensjahren hatte. Die am Koller ersichtlichen Male entsprechen ganz den Verletzungen, welche der tapfere König nach der Relation des Pagen Leubelfing erhielt.

Am linken Ellenbogen, wo der König die erste Wunde erhielt, ist das die Kugelspur umgebende Leder herausgeschnitten, am linken Schoße unter der Degenkuppelschlinge zeigen sich aber noch deutlich die Spuren der durch diese Verwundung verursachten heftigen Blutung. Außerdem zeigt der linke Arm noch ein durch einen Stich verursachtes Loch, das aber kaum von einer Verwundung herrühren dürfte. Dagegen ist die Spur der zweiten Kugel, welche den König im Rücken, ungefähr wo die Leber liegt, mit unfehlbar tödtlicher Wirkung traf, genau erkennbar. Das dadurch verursachte Loch mißt 15 und 18 Millimeter im Durchmesser und läßt, da die Ränder verbrannt sind, darauf schließen, daß der Schuß aus nächster Nähe, und zwar wahrscheinlich aus einer Muskete abgegeben wurde. Ein an der linken Brustseite befindliches Loch dürfte von einem der vierseitig geschliffenen Panzerstecher herrühren, wie sie von der ungarischen Reiterei geführt wurden, und von einem Stich stammen, der dem schon gefallenen König versetzt wurde. Diese Einzelnheiten sind nicht uninteressant, weil sie gleichfalls die Annahme eines an Gustav Adolf verübten Meuchelmordes widerlegen.

Zur Charakteristik der Zeit ist es aber bemerkenswerth zu erwähnen, daß in der That ein Antrag auf Ermordung Gustav Adolf's gestellt und darüber ganz ernsthaft verhandelt wurde. Dem Beichtvater der Infantin Maria, Braut des Königs Ferdinand III., dem Kapuziner Diego de Quiroga wurde von einem unbekannten Jemand das Angebot gemacht, den König von Schweden gegen eine Summe von 30.000 Ducaten zu ermorden. Der Beichtvater meldete dies dem spanischen Bevollmächtigten am Wiener Hofe, und da diesem Herrn die Niedertracht des Planes nicht einleuchtete, berichtete er im Jänner 1632 darüber nach Madrid. Dort erwog man die Sache sorgfältig, fand aber doch ein Haar darin, und der Kapuziner erhielt den Auftrag, sich nicht weiter mit der Sache zu befassen, allerdings noch immer mit der sehr bedenk-

lichen Begründung, daß „man zwar dem Morde ohne jeden Scrupel beistimmen könnte, aber eine solche Handlung doch eines mächtigen und gerechten Königs nicht würdig zu sein scheine und deshalb dürften sich die königlichen Diener weder wissentlich noch mit ihrem Rathe dabei betheiligen".

Auch nach dem Fall des Königs tobte die Schlacht noch fort, obwohl die Schweden furchtbare Verluste erlitten hatten und der größere Theil der kaiserlichen Reiterei, als sie den tapferen Führer vermißte, den schwedischen Gegen-Attaquen wich und endlich zum Theil in wilder Flucht, zum Theil in ziemlich guter Ordnung das Schlachtfeld räumte. Nur Octavio Piccolomini hielt bis zum Ende der Schlacht aus, führte sieben Angriffe aus, wobei er fünf Pferde unter dem Leibe verlor und aus sechs Wunden blutete.

Als der Tod des Königs bekannt wurde, erfaßte wilder Grimm die schwedischen Krieger, welche er so oft zum Sieg geführt hatte und deren Abgott er war. Kurz vor Sonnenuntergang durchbrach das helle Licht nochmals den Nebel, und Herzog Bernhard von Weimar, der den Oberbefehl übernommen hatte, führte das fast gänzlich unversehrte zweite Treffen zum Kampf. Nur die Infanterie-Regimenter Holk, Teuffenbach, Colloredo und Götz und die Kürassiere Piccolomini's hielten noch Stand, hätten aber wohl auch dem erbitterten Angriff weichen müssen, wenn die rasch zunehmende Dunkelheit nicht dem Morden ein Ende gemacht hätte. Als der Kampf schon abgebrochen war, erschien das Fußvolk Pappenheim's auf dem Schlachtfeld, ging jedoch mit den übrigen Resten des kaiserlichen Heeres nach Leipzig zurück, wohin sich auch Waldstein begab.

Da das schwedische Heer auf dem Schlachtfelde übernachtete, so schrieb es sich nicht mit Unrecht den Sieg zu, obwohl der Tod des Königs ein so großer Verlust war, daß er durch den glänzendsten Erfolg nicht hätte aufgewogen werden können. Am nächsten Tag bemächtigte sich Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar der rückgelassenen kaiserlichen Artillerie und trat dann gleichfalls den Rückzug an, da die Armee nothwendig der Erholung und die durch den Tod des Königs aufgeworfenen militärischen und politischen Fragen einer endgiltigen Lösung bedurften.

Der Verlust war auf beiden Seiten ziemlich gleich und betrug je 6000 Mann. Außer Gustav Adolf zählten die Schweden unter den Todten den Grafen Brahe und den Fürsten Ernst von Anhalt, außerdem noch sechs andere Generale. Bei den Kaiserlichen waren der Generalwachtmeister Graf Colloredo und eine Reihe höherer Officiere todt; auch der Abt von Fulda, Johann Bernhard Schenk von Schweinsberg, welcher der Schlacht aus Neugierde beiwohnte, war einer heimatlosen Musketenkugel zum Opfer gefallen. Verwundet waren die meisten kaiserlichen Generale, darunter Waldstein selbst.

Den schmerzlichsten Verlust aber erlitt das Heer und die katholische Sache durch den Tod des unermüdlichen Kämpfers, des Feldmarschalls Heinrich Graf Pappenheim, der am Tage nach der Schlacht starb. Als man ihm die Kunde vom Tode des Schwedenkönigs brachte, leuchtete sein Auge nochmals auf und er sagte: „Das ist gut! Sagt nun dem Herzog von Friedland, daß ich wenig Augenblicke mehr zu leben habe, aber freudig sterbe, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist."

An seinem Körper fand man über hundert Narben und sein Antlitz war von alten Wunden ganz zerfetzt. Durch Kühnheit und Freigebigkeit war er der Abgott der

Soldaten, und trotz seiner Mängel ist er noch heute einer der glänzendsten Soldatengestalten und gilt als Muster eines Reiteranführers, bei dem ja an sich die Kühnheit über das kühle Erwägen zu setzen ist.

Pappenheim's Leiche wurde, seinem letzten Willen gemäß, in der Stiftskirche des Strahow in Prag begraben; sein Entschluß, dieses Kloster zu seiner Begräbnißstätte zu bestimmen, rührt wahrscheinlich von dem Umstande her, daß er, in der Schlacht auf dem weißen Berge schwer verwundet, damals in dieses Stift gebracht worden und daselbst Pflege und Heilung gefunden. Die Leiche selbst hatte noch im Jahre 1632 Graf Waldstein von Leipzig nach Prag bringen und mit großem Pomp in der Strahower Stiftskirche beisetzen lassen. Aber kein Denkmal, ja nicht einmal ein bezeichnender Gruftstein, deckte die Ruhestätte des Helden, ein bloßer Bretterdeckel lag über der Pappenheim'schen Gruft. Erst im Jahre 1861 sollte ein derartiges Denkzeichen zur Aufstellung kommen, das ein als Stabsofficier in der österreichischen Armee stehender Sprosse des Hauses Pappenheim bei einem Prager Bildhauer bestellte und in böhmischem Marmor ausführen ließ. Es trägt das Pappenheim'sche Wappen, die Insignien des goldenen Vließes und eine doppelte Inschrift, da es zugleich dem an des Vaters Seite ruhenden einzigen Sohne Wolf Adam Graf Pappenheim galt, der als kaiserlicher Oberst im Jahre 1647 bei Prag im Duell erschossen ward. Das Denkmal befindet sich in der rechten Seitenwand der Pappenheim'schen Capelle der Strahower Stiftskirche. Das goldene Vlies, dessen Kette das Wappen dieses Denksteines umschlingt, war zwar unterwegs, als der Held bei Lützen fiel, es kam aber noch rechtzeitig an, um bei dem Begräbniß, welches der Herzog von Friedland seinem gefallenen Freunde auf das feierlichste in Prag veranstalten ließ, auf dessen Bahre zu glänzen.

Das k. k. Kriegsministerial-Archiv zu Wien bewahrt noch heute jenen eigenhändigen Brief Waldstein's, mittelst dessen er den Reitergeneral Pappenheim zu sich berief, und der, durchbohrt von der Todeskugel, von Pappenheim's Blute geröthet, auf dessen Brust vorgefunden wurde. Wir bringen hier (Seite 637) eine photographisch-genaue Abbildung dieser hochinteressanten Reliquie*).

Eine der Wiener Kirchen besitzt auch ein Andenken von Gustav Adolf. In der Lorettocapelle der k. k. Hof-Pfarrkirche St. Augustin ist unter den vielen Opfergaben, welche sich daselbst befinden, der Ring aufbewahrt, den der bei Lützen gefallene Schwedenkönig am Finger getragen. König Ferdinand IV. hing ihn zum ewigen Gedächtniß an einer goldenen Kette dem Marianischen Gnadenbilde in dieser Capelle an, mit nachstehender in einer goldenen Tafel eingegrabenen Inschrift: „Diesen Ring hat gehabt Gustavus, König in Schweden, so den 16. November 1632 in der Schlacht bei Lützen von der kaiserlichen Armatur (Armee) geblieben."

Waldstein führte seine Armee, von der er dem Kaiser berichtete, „sie wäre so herabgekommen, daß sie gleichsam neu hergestellt werden müsse", von Lützen nach Böhmen zurück, wo der Winter zu Werbungen und Rüstungen benützt wurde. Außerdem standen kaiserliche Corps unter Marradas in Schlesien, in Franken und Schwaben unter Aldringen, der vereint mit den baierischen Truppen operirte; in Westphalen stand der General Graf Gronsfeld, dessen ligistisches Heer von den am Rhein

*) Diese Reproduction wurde uns von dem Besitzer einer der reichhaltigsten und schönsten Autographen-Sammlungen Wiens, Herrn S. Austerlitz (wohnhaft II., Obere Donaustraße Nr. 1), gefälligst zur Benützung überlassen. Diese Sammlung enthält auch eine große Anzahl von Originalhandschriften berühmter Militärs aus allen Zeitepochen, Herrscher, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler, Musiker u. s. w.

kämpfenden spanischen Truppen unterstützt wurde. Noch mehr theilten sich die schwedischen Streitkräfte und die ihrer deutschen Verbündeten, so daß eigentlich ganz Deutschland zugleich Kriegsschauplatz war. Die früher vom König selbst geführte Armee stand unter dem Herzog Bernhard von Weimar in Franken, Gustav Horn in Schwaben, der Rheingraf Otto Ludwig, Pfalzgraf Christian von Birkenfeld und General Baudißin entlang des Rheines; in Schlesien operirte ein meist aus brandenburgischen und sächsischen Truppen bestehendes Corps unter Arnim, in Westphalen und dem Norden commandirten General Knyphausen, Wilhelm von Hessen-Cassel und Georg von Lüneburg.

Der Tod Gustav Adolf's war ein furchtbarer Schlag für die schwedische Sache, welche damals noch eins mit der protestantischen in Deutschland war. Sogar das feste Gefüge der schwedischen Armee wurde dadurch erschüttert. Mit dem König war dem ganzen Unternehmen der ideale Zug genommen, den es bisher trotz der hochfliegenden egoistischen Pläne Gustav Adolf's noch gehabt hatte; ganz offen gestanden der Kanzler Oxenstierna und die schwedischen Generale, daß es sich nur mehr darum handelte, die Kosten aufzubringen und die Forderungen habsüchtiger Minister und Feldherren zu befriedigen. Bernhard von Weimar verlangte und erhielt das Herzogthum Franken, und im April 1633 schlossen zahlreiche Officiere und Soldaten des schwedischen Heeres ein Bündniß, indem sie sich verpflichteten, nicht eher zu kämpfen, ehe nicht die Soldrückstände bezahlt und die versprochenen Belohnungen sichergestellt sein würden. Nur mit Hilfe der zahlreichen Güter, welche den Katholiken entrissen waren, konnte man diese Ansprüche befriedigen, der Krieg nahm aber dadurch ein noch gehässigeres Gepräge an, denn er zerfiel fast ganz in eine Reihe zweckloser Beutezüge, deren Ziel entweder die Erhaltung des Heeres war, indem man es von ruinirten, ausgesogenen Ländern in solche führte, die noch leistungsfähiger erschienen, oder auch die bloße Befriedigung der Habsucht der Generale.

Eine der ersten Handlungen Waldstein's, als er in Prag angekommen war, bestand in einer strengen Untersuchung gegen jene Officiere und Soldaten, welche in der Schlacht bei Lützen ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten, namentlich gegen die Führer jener Reiter-Abtheilungen, die zuerst vom Schlachtfeld geflohen waren. Während Waldstein jene, die sich ausgezeichnet hatten, mit königlicher Freigebigkeit belohnte und zum Beispiel Octavio Piccolomini ein Geschenk von 30.000 Thaler machte und die Ernennung zum Generalmajor erwirkte, übte er furchtbare Strenge gegen die Schuldigen. Am 14. Februar 1633 wurden elf Officiere und vier Reiter vor dem Altstädter Rathhause enthauptet, darunter die Oberstlieutenante F. N. von Hagen und Freiherr von Hofkirchen, ein Officier und ein Reiter wurden gehenkt, sieben Officiere ehrlos erklärt und von vierzig anderen, die sich nicht gestellt hatten, der Name an den Galgen geschlagen.

Außerdem betrieb Waldstein den ganzen Winter über mit aller Energie die Ergänzung und Ausrüstung seines Heeres, und jedermann erwartete, er werde nunmehr, seines großen Gegners entledigt, dem Krieg mit ein paar gewaltigen Schlägen ein Ende machen und der kaiserlichen Sache den Sieg zuwenden. Aber Waldstein täuschte diese Erwartungen, wahrscheinlich weil er diesen Sieg nicht wünschte, den er weder in seinem noch im Interesse des Reiches gelegen hielt, wenn er im Sinne der extremen Partei am kaiserlichen Hofe ausfallen sollte. Dadurch erhielten aber die nur unter der Wucht der höchsten Gefahr verstummten Stimmen seiner Feinde wieder Ge-

wicht, zu welchen sich bald die seines alten Gegners, des Kurfürsten Maximilian gesellte.

Als Horn und Bernhard von Weimar 1633 ihre Operationen begannen, konnten sich Maximilian und Aldringen nur mit Mühe im Felde behaupten, der letztere mußte Ingolstadt aufgeben, wodurch neuerdings München bedroht war. Endlich sendete Waldstein die dringend verlangte Verstärkung von vier Regimentern, band aber deren Commandanten durch den stricten Befehl, sich nur defensiv zu verhalten, „möge der Feind vornehmen, was er wolle", die Hände.

Die Beschwerden Maximilian's in Wien fanden dort lauten Widerhall, und scheinbar gab Waldstein nach, aber eben nur scheinbar, denn der Befehl, an Aldringen „keine Belagerung vorzunehmen und dem Feinde keine Schlacht zu liefern, möge ihm auch das Gegentheil befehlen, wer da wolle", blieb aufrecht und machte die Anwesenheit von dessen Armee in Baiern eher zu einer Last als zu einer Hilfe. Der darüber erbitterte Kurfürst ließ in Wien melden, es werde ihm nichts anderes übrig bleiben, als „Mittel und Wege an die Hand zu nehmen, wodurch sein Land und seine Leute vor solchem vor Augen stehenden Verderben und Untergang möchten errettet und versichert werden".

Waldstein wurde zu diesem Vorgehen wohl in erster Linie durch das allerdings nicht zu billigende Verlangen, an dem Kurfürsten Rache zu üben, bestimmt. Er war aber auch der nicht ganz unrichtigen Ansicht, daß das über Deutschland lastende Unheil durch die Gewalt der Waffen allein kaum zu endigen sei, sondern nur immer vermehrt wurde. Daher strebte er darnach, durch Schonung und Unterhandlungen die Bundesgenossen von Schweden abzuziehen, das ihm als der einzige und gefährlichste Feind Deutschlands erschien.

Daß Waldstein durch das Verfolgen einer solchen Politik seine Vollmacht überschritt, ist unleugbar, sowie daß er dadurch nothwendig in einen Gegensatz zum kaiserlichen Hof kommen mußte, der ihn mit der Zeit auf eine sehr gefährliche Bahn drängte. Wenn man aber die ungeheuere Machtfülle erwägt, die in seiner Hand ruhte, wird man es begreiflich finden, daß er dieselbe dazu anwenden wollte, ein Ziel — den Frieden — zu erreichen, das die Minister und Rathgeber des Kaisers wiederholt in unverantwortlicher Weise verfehlt hatten.

Am 3. Mai 1633 brach Waldstein von Prag auf, zog bei Königgrätz Gallas an sich und marschirte nach Schlesien, wo ein aus Schweden, Sachsen und Brandenburgern combinirtes Corps unter Arnim und Thurn stand. Obwohl ihm seine Ueberlegenheit in jeder Beziehung den Sieg gesichert hätte, rückte er dennoch nur langsam vor und knüpfte Unterhandlungen mit Arnim an. Angeblich soll er denselben für einen Frieden auf Grundlage der Verhältnisse von 1618 zu gewinnen gesucht haben, worunter natürlich auch die Glaubensfreiheit mitverstanden gewesen wäre; möglich ist dies, da Waldstein in confessioneller Beziehung nie ein Eiferer, wie Tilly oder Pappenheim, war und wohl auch die Unmöglichkeit einsah, die Reformation und eine mehr als hundertjährige Einwurzelung derselben in das Geistes- und Gemüthsleben eines großen Theiles des deutschen Volkes ungeschehen zu machen. Daß er sich aber mit solchen Ansichten am kaiserlichen Hofe, wo die extrem-katholische Richtung dominirte, furchtbare Feinde schuf, ist klar.

Ein Versuch Maximilian's von Baiern, die katholischen Kurfürsten abermals zu einer Bitte um Absetzung Waldstein's zu bewegen, scheiterte, dagegen hatten seine

offen mit dem Abfall von der kaiserlichen Sache drohenden Vorstellungen die Wirkung, daß der Kaiser seinen Feldherrn „bat", den Wünschen des Kurfürsten zu entsprechen und Aldringen bedingungslos unter dessen Commando zu stellen. Und als dies keinen Erfolg hatte, sendete man im August 1633 den Präsidenten des Hofkriegsrathes, Heinrich Graf Schlik, an Waldstein, der aber nebstbei den bezeichnenden Auftrag erhielt, sich bei den Generalen, namentlich bei Gallas und Piccolomini, zu überzeugen, ob sie, „wenn mit dem Herzog von Friedland um seiner Schwachheit willen oder sonst eine Veränderung erfolgen sollte, für alle Fälle" verläßlich erscheinen. Man scheint also den Gedanken einer abermaligen zwangsweisen Entfernung Waldstein's vom Commando schon im Herbst 1633 näher ventilirt zu haben.

Schlik's Sendung blieb insoferne erfolglos, als Waldstein mit einer nicht zu rechtfertigenden Doppelzüngigkeit nach Wien seine Bereitwilligkeit berichten ließ, den Forderungen des Kurfürsten zu entsprechen, einem directen Boten desselben aber in schroffster Form eine Ablehnung ertheilte. Dadurch mußten endlich auch die Geduld und das Vertrauen des Kaisers erschüttert werden, der Waldstein sonst sehr geneigt war, obwohl es an Anklägern und Verleumdern desselben am Hofe nie gefehlt hatte.

Um seinen Verhandlungen mit Sachsen mehr Nachdruck zu verleihen, da dieselben aus Angst vor den Schweden zögerten, offen Farbe zu bekennen, folgte er ihnen, als er sie aus Schlesien hinausgedrängt hatte, in das eigene Land nach, wendete sich aber dann gegen die vom Grafen Thurn befehligten Schweden, welchen er bei Steinau am 11. October 1633 eine vollständige Niederlage beibrachte. Daß er den bei dieser Gelegenheit gefangen genommenen Thurn, den man in Wien als Urheber der ganzen Wirren haßte, frei ließ, mag klug gewesen sein, aber nicht zu entschuldigen ist, daß er die günstige Situation nicht besser als Feldherr ausnützte. Wohl rückte er in die Lausitz ein, nahm Görlitz und Bautzen, und seine Croaten streiften bis Berlin, plötzlich aber wendete er sich unter dem Vorgeben, das von Bernhard von Weimar bedrohte Böhmen schützen zu müssen, dahin zurück.

Allerdings hatten die Schweden unter diesem Feldherrn bedeutende Fortschritte in Baiern gemacht und Maximilian erschöpfte sich in Bitten, der Kaiser möge Waldstein befehlen, diesem Feind entgegen zu treten. Aber erst als Regensburg in die Hände Bernhard's gefallen war (15. November 1633), rückte Waldstein bis nach Cham in Baiern vor, wich jedoch einer von Bernhard angebotenen Schlacht aus und kehrte im December wieder nach Böhmen zurück, wo er Winterquartiere bezog.

Diese widerspruchsvolle Handlungsweise im Verein mit der von mehreren Seiten auftauchenden Kunde verrätherischer Verbindungen, die Waldstein mit den Schweden angeknüpft habe, erzeugten endlich in Wien in allen maßgebenden Kreisen eine für Waldstein sehr bedrohliche Stimmung. Selbst sein alter Freund und Bewunderer, Fürst Eggenberg, erklärte, wenn er sich noch länger weigere, den kaiserlichen Befehlen nachzukommen, so „werde Seine Majestät sich alsdann resolviren und also bezeugen, daß männiglich sehen soll, daß Ihre Majestät Herr und der Herzog Diener sei." Es war nur das Schlimme, daß man diesem Diener in einer Stunde der höchsten Noth Machtvollkommenheiten eingeräumt hatte, die ihn nahezu unabhängig vom Herrn machten; denn streng genommen, waren jene directen Befehle, welche der Kaiser an Aldringen, Gallas, den Obersten Suys und andere Untergebene Waldstein's richtete, Verletzungen jenes Vertrages, auf Grund dessen dieser sich zu Znaim zur Uebernahme des Commandos verstanden hatte.

Die Katastrophe von Waldstein's Sturz ist so bekannt, daß wir uns kürzer fassen dürfen. Seine Schuld ist im Allgemeinen nicht mehr anzuzweifeln; es ist gewiß, daß er im Winter 1633 auf 1634 selbst mit den Schweden in Verhandlungen trat, um vom Kaiser und den katholischen Fürsten einen Frieden zu erzwingen. Nur den Beweis, daß Waldstein diesen Verrath seit langer Zeit geplant hatte, ist man bisher schuldig geblieben und er dürfte auch nicht zu führen sein. In der Gefahr, nochmals einer schimpflichen Absetzung ausgesetzt zu sein, und in dem Streben, einen billigen Frieden zu erreichen, lagen die Beweggründe, welche Waldstein auf die Bahn des Verrathes drängten, diese aber konnten erst gegen Ende 1633 wirksam werden, als Waldstein gewahr wurde, daß am kaiserlichen Hof wieder jene Einflüsse übermächtig wurden, die seiner Person und dem Frieden auf der allein möglichen Grundlage gleich feindlich waren.

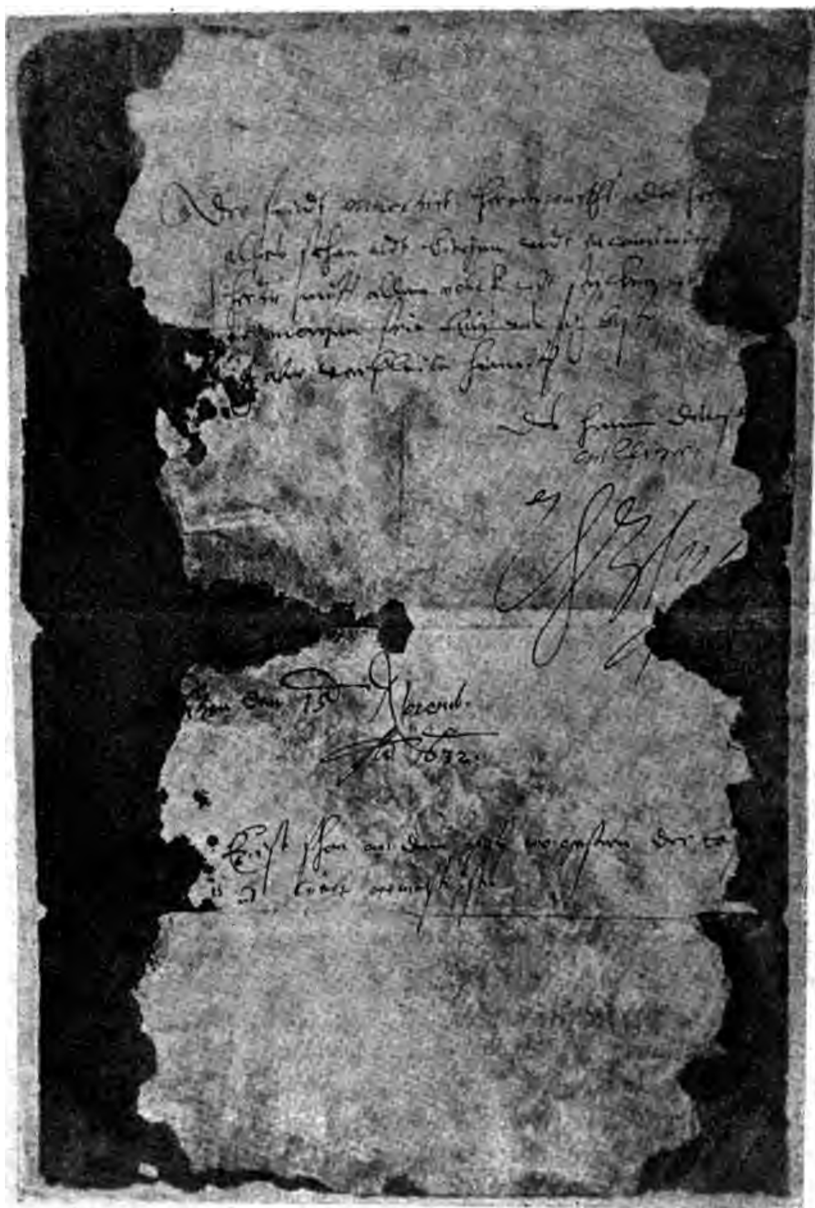
Waldstein glaubte der von ihm geschaffenen Armee, deren Generale und Obersten ihm meist tief verpflichtet waren, sicher genug zu sein, um sie als Werkzeug für seine vom Standpunkt der Soldatentreue unbedingt verwerflichen Pläne verwenden zu können. Darin aber täuschte er sich, und diese Täuschung führte sein tragisches Ende herbei.

Während man in Wien seine gewaltsame Entfernung vom Commando vorbereitete, suchte sich Waldstein der unbedingten Treue seiner Unterbefehlshaber zu versichern, die jedoch zum Theile ihm schon abwendig gemacht und zur Treue für den Kaiser bestimmt waren, wobei — wie wir leider beisetzen müssen — auch eigennützige Motive mitwirkten.

Am 12. Jänner 1634 versammelte Waldstein die meisten seiner Generale und Obersten in Pilsen zu jenem berühmt gewordenen Bankett, das sie vollkommen an ihn knüpfen sollte. Dasselbe fand in dem Eckhause der Sachsengasse und der Beleslawingasse statt, das heute (theilweise umgebaut) Eigenthum des Herrn Emanuel Anger ist und noch immer das „Wallenstein-Haus“ genannt wird. In dem vis-à-vis befindlichen Hause (Eigenthum des Herrn Friedrich Reim) waren die Generale und Obersten untergebracht. Waldstein eröffnete den Officieren, daß er der Chicanen überdrüssig und, um der geplanten Absetzung zuvorzukommen, entschlossen gewesen sei, selbst das Commando niederzulegen, obwohl er dann mit Bedauern voraussah, daß die Obersten ihrer Forderungen und gemachten Vorschüsse ganz oder theilweise verlustig gehen würden. Durch eine an ihn gesendete Deputation habe er sich jedoch bestimmen lassen, diesen Gedanken fallen zu lassen und das Versprechen zu geben, sein Commando nicht ohne Zustimmung der Generale und Obersten niederzulegen, da diese nur durch ihn Rückerstattung ihrer Vorschüsse und Belohnung der geleisteten Dienste erwarten dürften. Dagegen müsse er aber auch ihrer sicher sein, indem sie das Versprechen gäben, sich auf keine Weise von ihm zu trennen und jeden, der von diesem Bündniß abfallen würde, als treulos zu erklären und an dessen Gut und Leben diesen Abfall zu ahnden.

Sobald die Kunde von diesen Vorgängen in Wien ankam, entschloß man sich zu energischen Schritten gegen Waldstein, denn mit Recht sah man darin nur den ersten Versuch, das Heer der kaiserlichen Botmäßigkeit zu entziehen. Am 24. Jänner erfolgte durch ein kaiserliches Patent die Absetzung Waldstein's, indem gleichzeitig das Heer zum Gehorsam gegen den Grafen Gallas angewiesen wurde. Ueber die Art der Durchführung äußerte sich Fürst Eggenberg in folgender Weise: „Der Kaiser habe nicht vorgeschrieben, wann und wie der Befehl exequiert werden solle, dies

müssen die Executoren aus dem Verlauf der Dinge schließen und sich darnach richten, ob er ohne Erweckung größerer Gefahr gewaltsam oder in anderem Wege sicherer könne exequiert werden."



Waldstein's Brief an Pappenheim. (Seite 626 u. 632.)

Wenn also auch die gewaltsame Beseitigung Waldstein's nicht direct angeordnet wurde, so faßte man sie doch als unter Umständen zuläßig von vorneherein in das Auge, und in diesem Sinne instruirte man seine Obersten, deren Treue man vollkommen sicher war. Denn es ist zu bemerken, daß das erwähnte Patent als strengstes Geheimniß

behandelt wurde und der Kaiser noch bis zum 13. Februar in gewohnter huldvoller Weise mit Waldstein correspondirte. Fünf Tage später erfloß erst ein sofort publicirtes Document, welches Waldstein und dessen nächste Vertraute, die auch Kenntniß von seinen Verhandlungen mit den Sachsen und Schweden hatten, die Generale Illo, Trzka und Kinsky, als Hochverräther ächtete und die einzelnen Theile der Armee zum Gehorsam gegen Gallas, Piccolomini, Aldringen und einige andere Generäle verpflichtete. Alles war so wohl vorbereitet, daß vom gleichen Tage an in Wien von den Kanzeln Waldstein als Verräther, Ketzerfreund und Tyrann verdammt wurde.

Waldstein, der den ihm drohenden Schlag, wenn auch vielleicht nicht im ganzen Umfang, ahnte, beschleunigte seine Unterhandlungen mit Sachsen und Schweden, die darauf hinausliefen, daß er seine Armee in Gemeinschaft mit ihnen zur Herstellung eines Friedens im Reiche — also auch gegen den Kaiser — verwenden wolle. Unterdessen fand eine zweite Versammlung der Obersten am 20. Februar in Pilsen statt.

Diese Versammlung, unter der Bezeichnung „das Gastmahl in Pilsen" bekannt, bildet den thatsächlichen Wende- und Entscheidungspunkt für die Katastrophe Waldstein's. Durch die neuerdings aufgefundenen Briefe des in Regensburg 1634 enthaupteten Generals Graf Schaffgotsch, wie durch das Zeugniß einer Menge anderer mithandelnder Personen, ist die Kenntniß der Vorgänge vor wie auf demselben bis auf die geringsten Details uns überliefert worden.

Um Mitternacht war ein Eilbote in Pilsen eingetroffen, nach dessen aus Wien überbrachten Nachrichten in einer dort zwei Tage zuvor abgehaltenen Geheimrathssitzung die Absetzung Waldstein's vom Kaiser Ferdinand II. beschlossen sein sollte. In einer besonderen Nachricht war diesem Schreiben noch hinzugefügt, daß zur Einleitung des wider den Herzog vorbereiteten Verfahrens zunächst die Absendung von 6000 Reitern zu der eben aus Italien nach Deutschland in Marsch gesetzten Armee des Cardinals-Infanten Ferdinand gefordert werden würde. Noch zweifelte Waldstein an der Begründung dieser Kunde, allein bereits am folgenden Nachmittage traf die Forderung jener 6000 Mann wirklich bei ihm ein, und wenn der Herzog sich demnach nicht der im Geheimen wider ihn angesponnenen Intrigue fügen, oder gar der Endabsicht seiner Feinde etwa noch durch die eigene Abdankung zuvorkommen wollte, mußte nun unbedingt gehandelt werden.

Einen Augenblick scheint Waldstein in der That diese letzte Absicht gehegt zu haben, allein sein Schwager, Feldmarschall Trzka, wirkte dem entgegen, und in einer noch am selben Abend in Pilsen abgehaltenen Geheimsitzung, bei welcher sich außer dem Herzoge und Trzka noch die Feldmarschäle Illo und Kinsky wie Graf Schaffgotsch gegenwärtig befanden, sollte über das zweckmäßigste Verfahren, den in Wien gefaßten Anschlägen entgegenzuwirken, berathen werden.

Vor allem galt es für Waldstein offenbar, sich der unbedingten Ergebenheit der Armee zu versichern; denn im Besitze der beliebigen Verfügung über dieselbe befand er sich unzweifelhaft in der Lage, die Pläne seiner Feinde zu vereiteln, und wenn jener Entschluß zu seiner Absetzung auch wirklich schon gefaßt sein sollte, schließlich doch dessen Ausführung zu hintertreiben und den Kaiser zur Rücknahme desselben zu bestimmen. Trzka stellte nun bei dieser Berathung die Zustimmung der sämmtlichen Führer des Heeres zu jeder Handlung des Herzogs als selbstverständlich hin, Illo aber erbot sich gegen denselben, ihm die Unterschriften sämmtlicher Obersten und Generäle zu Händen

zu liefern. Auch Waldstein wähnte seine Unteranführer sowohl durch ihre persönliche Anhänglichkeit an ihn, wie durch die verschiedensten Interessen viel zu fest an sich gefesselt, um in der Erlangung einer solchen Erklärung eine besondere Schwierigkeit zu erblicken, und das Erbieten Illo's ward deshalb von ihm bereitwilligst entgegengenommen.

Erst am anderen Tage, nach einem vorsichtigen Hinhorchen hier und dort waren Wilhelm Freiherr von Kinsky und Johann Ulrich Graf Schaffgotsch in dieser von ihnen anfänglich ebenfalls getheilten Auffassung schwankend geworden, und selbst Trzka begann Zweifel zu hegen. Mittlerweile jedoch hatte Illo schon die sämmtlichen Oberofficiere der Armee für den nächsten Abend zu einem Gastgelage eingeladen und wies ihre geäußerten Bedenken lachend mit der Bemerkung zurück: „Laßt mich nur machen, ich stehe für Alles, und mir wird nichts leichter werden, als mein dem Herzoge für die Unterschriften der Generäle und Obersten verpfändetes Wort einzulösen."

Alles verlief in der That zu Anfang bei diesem Gastmahl aufs günstigste. Illo hatte dasselbe mit einer Rede eingeleitet, und der in dieser enthaltene Hinweis, daß der Herzog wegen des erneuten Eingriffs in sein Commando dasselbe niederzulegen beabsichtige, wirkte auf die Obersten Wunder. Keiner befand sich in der That unter denselben, welcher nicht Waldstein mit großen Summen oder durch sonst andere Umstände verpflichtet gewesen wäre; mit einer Stimme beanspruchten sie deshalb auch, daß der Herzog unter allen Umständen und um jeden Preis in seinem Commando erhalten werden müsse, und eine jetzt von Illo verlesene Schrift, worin der Generalissimus gebeten wurde, seinem angeblichen Entschlusse zu entsagen und dafür Alle sich verpflichteten, fest und treu zu ihm zu stehen, fand unter der Erregung des Augenblicks die allgemeinste Zustimmung. Dem Gewissen der Aengstlichen und Bedächtigeren unter den Führern war dabei durch die in diesem Schriftstück enthaltene Clausel: „es gleich dem Herzoge an der schuldigen Treue gegen den Kaiser nicht fehlen lassen zu wollen", ein Genüge geschehen, und ohne das geringste Bedenken ward der Wortlaut des Schreibens und die darin ausgesprochene Verpflichtung angenommen.

Nun reihte sich Trinkspruch an Trinkspruch, unter den Strömen des genossenen Weines aber ward die Unterzeichnung der von Illo auf ein Seitentischchen niedergelegten Schrift völlig vergessen. Erst gegen das Ende des Mahles ward dieselbe von dem Feldmarschall wie unter einem plötzlichen Erinnern hierzu in Umlauf gesetzt, doch im Vertrauen auf die nunmehr völlige Trunkenheit der Gäste befand sich jetzt dem ursprünglichen Original eine Abschrift untergeschoben, in welchem sich jene erwähnte Clausel der Kaisertreue fortgelassen befand.

Erst ganz zu Ende der Tafel war die Schrift vom General Octavio Piccolomini angehalten und vor dem Unterzeichnen überlesen worden. Vom Blatte aufblickend, wendete er sich zu seiner Umgebung und sagte lachend: „Ah, ich verstehe! Der Teufel! Der Herzog spielt da ein hohes Spiel und im Grunde wir mit ihm. Doch wenn alle unterzeichnet haben, warum sollte ich allein einen Anstand nehmen?"

„Was ist's? Was habt Ihr?" richteten die Generäle Götz und Teuffenbach, denen er nach der Unterzeichnung die Schrift über den Tisch zugeschoben hatte, die bestürzte Frage an ihn. Auch der neben ihm sitzende General Collalto und noch mehrere Andere waren aufmerksam geworden.

„Ah, bah! nicht viel", versetzte Piccolomini, dem Mundschenk anscheinend völlig gleichgiltig seinen Becher zum Füllen darreichend. „Nur daß wir mit dem

Dinge da um unsern Hals spielen. Leset selbst — die Clausel für den Kaiser findet sich daraus weggelassen."

„Ich unterschreibe nicht!" rief Götz, die schon ergriffene Feder weit von sich streckend, während Teuffenbach, in der Verlegenheit, einen Ausweg zu finden, ihm das verhängnißvolle Blatt, dessen Buchstaben unter dem Einfluß des im Uebermaß genossenen Weines ihm vor den Augen schwammen, mühsam zu entziehen versuchte.

„Warum wollt Ihr nicht unterzeichnen?" richtete ein herzugetretener alter Oberst die zornige Frage an Götz.

„Warum?" eiferte dieser. „Das Schriftstück ist gefälscht, die Verwahrung für den Kaiser fehlt in demselben."

„Nun denn, wenn sie fehlt, was weiter?" höhnte der Oberst. „Die That zeigt den Mann. Wenn wir Alle unterzeichnet haben, sage ich Euch, werdet auch Ihr unterzeichnen."

„Nun und nimmermehr", verharrte Götz auf seiner Weigerung. „Nie werde ich durch eine Unterschrift einer solchen offenbaren Täuschung meine Zustimmung ertheilen."

Dieser Erklärung folgte ein allgemeiner Aufstand. Illo tobte: „Wer spricht hier von Täuschung? Ich stehe für meine Handlungen ein. Wenn Ihr die Schrift vorhin einstimmig angenommen habt, so ist es an Euch, sie auch jetzt ohne Anstand zu unterzeichnen."

„Nicht ohne die darin fortgelassene Clausel", beanspruchte die Gegenpartei.

„Freunde", versuchte Kinsky zu vermitteln, „die Frage ist einfach. Wollt Ihr den Herzog im Commando erhalten? — Nun denn, wenn das der Fall, dann unterzeichnet, denn ohne eine solche ihm unsererseits zugestellte Erklärung bleibt sein Rücktritt schon für morgen mit Bestimmtheit vorherzusehen. Ich brauche Euch, die Ihr die jämmerliche Wirthschaft in Wien aus Erfahrung kennt, doch nicht erst darauf zu verweisen, daß für den Fall, wenn der Herzog dort nicht mehr für unsere Forderungen eintritt, wir, Einer wie Alle, die für die Aufrichtung unserer Regimenter ausgelegten Summen so gut wie verloren geben können."

Das Argument hatte gewirkt. Trzka, bemüht, bei dem augenscheinlichen Schwanken der Generale den Ausschlag herbeizuführen, beeilte sich auszurufen: „Nur ein meineidiger Schelm kann jetzt noch von dem vorhin gefaßten Beschlusse zurücktreten und seine Unterschrift zurückziehen!"

„Nun", rief Piccolomini, „dann macht es wenigstens wie ich und constatirt Eure Anhänglichkeit an den Kaiser durch ein Hoch auf ihn. Hoch der Kaiser!"

„Hoch, dreifach Hoch!" stimmten neun Zehntheile der Anwesenden ein.

„Und nun unterschreibt", fügte der General hinzu. „Götz, Ihr könnt doch unmöglich vor uns Allen etwas voraus haben wollen. So — da setzt auch Ihr Euren Namen unter die Schrift. Wenn der Herzog nun einmal auf die Einhändigung einer derartigen Versicherung besteht, warum sollten wir ihm nicht den Willen erfüllen können?"

Das Schriftstück wurde nun anstandslos unterfertigt (Bild S. 652); nichtsdestoweniger sollte Waldstein bald gewahr werden, daß dieses Bündniß nichtig war und er sich im Vertrauen auf die Anhänglichkeit der höheren Officiere, die ihm meist ihre Würden, Ehren und Reichthümer verdankten, arg verrechnet hatte.

Aber auch in der Armee war sein Nimbus verblaßt, seit er sich weniger unter



Küraſſier. Trompeter. Fähnrich. Officier. Arkebuſier. Musketier.

Trachten aus dem dreißigjährigen Krieg.

den Truppen zeigte, sondern fast ausschließlich in seinem Cabinette arbeitete und verzweigte diplomatische Unterhandlungen führte. Zuerst erfuhr er, daß Aldringen, Gallas, Diodati, Piccolomini und andere spanische und italienische Officiere, die ihm stets gram waren, offen gegen ihn auftraten und ihre Truppen in der Treue gegen den kaiserlichen Kriegsherrn erhielten. Noch immer hielt er aber an dem Plan fest, mit den ihm treubleibenden Truppen und einer schwedischen Verstärkung nach Prag zu ziehen und von dort aus die kaiserlichen Generale zu bekämpfen.

Da wurde aber am 21. Februar seine Achtserklärung bekannt und nun fielen, mit Ausnahme seiner intimsten Vertrauten, alle Obersten von ihm ab, die Regimenter erklärten sich ohne Ausnahme gegen ihn. Er fühlte sich in Pilsen nicht mehr sicher und beschloß, um den Schweden näher zu sein, nach Eger aufzubrechen, wohin er den als Unterhändler zwischen ihm und Bernhard von Weimar dienenden Herzog Franz von Lauenburg beschied.

Am 23. Februar trat Waldstein, gequält von üblen Ahnungen und vom Podagra — weshalb er sich in einer Sänfte tragen ließ — in Gesellschaft von Illo, Trzka und Kinsky die eilige Reise nach Eger an, auf welcher er von ungefähr 1000 Mann begleitet war, dem Rest seiner gewaltigen Armee, auf deren unbedingte Anhänglichkeit an seine Person er so fest vertraut hatte. Auf dem Marsch dahin, der zwei Tage dauerte, schloß sich ihm Oberst Wilhelm Butler, ein Irländer und fanatischer Katholik, mit 200 Dragonern an.

Butler spielte die Rolle des anhänglichen, getreuen Untergebenen meisterhaft und that Alles, um den Generalissimus in Sicherheit zu wiegen, gleichzeitig aber entsendete er seinen Caplan, einen katholischen Geistlichen und Landsmann, zu Gallas und Piccolomini, welchen von Beiden er zuerst treffen würde, mit der Meldung, daß er nur gezwungen nach Eger marschire und diesen Umstand als einen Wink der Vorsehung betrachte, daß er „zur Vollbringung einer besonders heroischen That berufen sei“. Der nichtsahnende Feldcaplan Taafe stieß zu Pilsen wirklich auf Piccolomini, und dieser ehemalige Waffenbruder Waldstein's mußte wissen, was die Erklärung des irländischen Obersten zu bedeuten habe; er hätte Waldstein gewiß auch jetzt noch vor dem Aeußersten schützen können, aber — er ließ den Dingen ihren Lauf.

Mittlerweile langte der kranke Oberfeldherr in Eger an, wo Oberst Johann Gordon commandirte, der ursprünglich Waldstein den Einzug wehren wollte und ihn nur in der Meinung, daß dieser über größere Streitkräfte verfüge, zuließ. Während Waldstein seine Unterhandlungen mit den Schweden betrieb, vernachlässigte er auch nichts, um das Schicksal der wenigen Getreuen, die ihm noch geblieben waren, noch enger an seine Person zu knüpfen. Er sagte dem Obersten Butler den Befehl über zwei Regimenter zu und versprach ihm außerdem, die Habsucht der Irländer kennend, ein Geldgeschenk von 200.000 Thalern. Butler stellte sich über so fürstliche Großmuth gerührt, warb aber nebstbei Männer, die ihm helfen sollten, Waldstein zu tödten. Zu diesem Zwecke verband er sich mit zwei Landsleuten: dem habgierigen Schotten Gordon und dem Oberstwachtmeister Walter Leslie, beide Officiere in Trzka's Regiment.

Der Generalissimus war am 24. Februar kurz vor der Dämmerung in Eger angelangt und hatte seine Wohnung im Hause des Bürgermeisters Pachhälbel, dessen Fenster auf den großen Marktplatz gingen, genommen. Die Verwandten des

Friedländers, Trzka und Kinsky, hatten mit ihren Familien den Hintertract desselben Hauses inne. Eger war damals eine feste Stadt und wurde durch die sogenannte Burg noch insbesondere geschützt. Die Stadt liegt auf einem Fels, über welchem noch das jetzt zur Ruine gewordene Schloß emporragt. — Dieses Schloß nun wurde zum Schauplatz einer der blutigsten Scenen, welche die Geschichte kennt, ausersehen. Es hatten Illo und Trzka sowohl Gordon als Butler in die Pläne des Oberfeldherrn eingeweiht und sie waren so überzeugt von deren Ergebenheit gegen ihn, daß sie sogar die Einladung zu einem Gastmahle in der Burg annahmen. Die beiden Officiere aber hatten nur eine Rolle gespielt und zogen sofort den Oberstlieutenant Leslie und einige andere Officiere in das Vertrauen, um zu berathen, in welcher Weise Waldstein unschädlich gemacht werden könne. Bei der Nähe der Schweden und der Möglichkeit, daß sogar in einem Theil der kaiserlichen Truppen die alte Anhänglichkeit an den Feldherrn wieder erwachen könnte, beschloß man die Ermordung Waldstein's und dessen Vertrauten.

Man war gerade im Fasching; Fastnachtskränze sollten die schon gegrabenen offenen Gräber mit ihren Blumen und Blättern leicht überwölben. — Gordon lud die Waldstein'schen Generale zu einem heiteren Mahl. Noch der Mittag des 25. Februar 1634 hatte die treuesten Anhänger Waldstein's bei Trzka versammelt gesehen, sie standen voll Hoffnung auf die Zukunft und mit der Zuversicht, daß sich noch Alles zum Besten geben werde — denn schon des kommenden Tages sollten die Schweden einziehen — von der Tafel auf. Um sechs Uhr Abends desselben Tages begaben sich Illo, Trzka, Kinsky und der Geheimsecretär Waldstein's, der Rittmeister Heinrich Riemann (nicht wie er stets irrig genannt wird Neumann), in ein und derselben Kutsche sitzend, unter heiterem Geplauder nach dem Schloß, um an Gordon's Festmahl theilzunehmen.

An der Tafel herrschte rege Lust, man scherzte und lachte, brachte Gesundheiten aus und war so guter Dinge, als ob jede Gefahr vorüber oder niemals dagewesen wäre. Gordon trank seinen Gästen zu und spielte den liebenswürdigen Hausherrn. So war man unter Lust und Freude beim Nachtisch angelangt. Da überbrachte mit einemmale ein Soldat ein versiegeltes Schreiben, welches das cursächsische Wappen trug; es war an den Commandanten von Eger gerichtet, der es auch entfaltete und darin die offen ausgesprochene Mißbilligung des Kurfürsten über Waldstein's Abfall fand, welches (gefälschte) Schreiben er dann im Kreise herumreichte und dadurch bewirkte, daß es zu einem heftigen Wortwechsel kam. Gordon, die Pflichten des Hausherrn nicht vergessend, entfernte die Dienerschaft, „damit man umso freier sich aussprechen könne", ja noch mehr, er begnügte sich nicht blos mit der Entfernung der lästigen Zeugen, sondern sperrte dieselben förmlich ein. Es war dies das Vorspiel der folgenden Tragödie.

Kaum sahen sich die Anstifter des Mordes mit ihren Opfern allein, so öffneten sich die Flügelthüren der anstoßenden Gemächer und es brachen die Hauptleute Robert Geraldino, Walther Deverour und Jakob Macdonald, von sechsunddreißig Butler'schen Dragonern gefolgt, hervor. Geraldino schrie: „Evviva la casa d'Austria!" (Es lebe das Haus Oesterreich!) Deverour setzte fragend hinzu: „Wer ist gut kaiserlich?" worauf die Verräther mit einem lauten: „Vivat Ferdinandus!" antworteten.

Nun traten Butler, Gordon und Leslie ab und überließen den Dragonern

die Blutarbeit. Zuerst unterlag Kinsky, dann nach kurzem Widerstand Illo, endlich Trzka, der Wunder der Tapferkeit gegen sechsunddreißig Dragoner, die Anführer der Mordbande ungerechnet, verrichtete. Eine halbe Stunde erwehrte er sich seines Lebens, eine halbe Stunde hielt er die Sechsunddreißig blos mit dem Degen von seinem Leibe ab — schon hielten ihn die wilden Kriegsleute für gefeit, für unverwundbar, als ihnen ein Dolchstoß ins Gesicht Trzka's das Gegentheil bewies. Das Blut rieselte über den umgestürzten, noch weinfeuchten Tisch. Nun tauchten sich zehn, zwanzig, dreißig Dolche in das Antlitz des heldenmüthigen Feindes, er stürzte in Folge des Blutverlustes zusammen und — nun ließen sie die Dolche sinken und schlugen ihn mit den Gewehrkolben völlig todt.

Dem jungen Rittmeister Niemann war es gelungen, die Thüre zu erreichen, er entkam in die Vorhalle, aber die vorsichtigen Anstifter des Mordes hatten alle Ausgänge des Schlosses mit verläßlichen Irländern besetzt, und diese tödteten ihn in dem Augenblick, als er den Fuß auf die erste Stufe der Treppe gesetzt hatte. Bei den ordentlichen Hinrichtungen in damaliger Zeit war es ein Act der Menschlichkeit, daß der Scharfrichter die Körper adeliger Missethäter nicht berühren durfte, aber die Mörder der Waldstein'schen Generale gaben die Leichen der Unglücklichen den Dragonern preis, und diese theilten sich in ihre Kleider und ließen die nackten Körper liegen.

Nun folgte der zweite Act des grausigen Dramas.

Die Rathhausuhr schlug gerade neun, als Trzka seine Heldenseele ausgehaucht hatte. „Es war eine stürmische, traurige Nacht, der Wind ächzte und stöhnte, während häufiger Regen an die Fenster schlug*).“ Niemand ließ sich, trotz des Faschings, auf den Straßen sehen, nur einzelne Bewaffnete huschten in langen Mänteln schattenhaft vorüber.

Waldstein hatte sich unlängst in das Schlafgemach zurückgezogen, als Walther Deveroux mit 12 irländischen Dragonern die Treppe hinanstürmte. Der Kammerdiener des Friedländers, der gerade aus dem Gemache des Herzogs zurückkehrte, worin er den Nachttrunk auf goldenem Präsentirteller gebracht hatte, legte den Finger an den Mund, um dem Hauptmann äußerste Stille anzuempfehlen, da sich der Herr bereits zu Bette begeben habe. Auf die Weigerung des treuen Dieners, den Schlüssel zum Gemach auszuliefern, sprengte Deveroux unter dem Ausrufe: „Tod den Rebellen!“ die Thür.

Waldstein schlief nicht, sondern stand an den Tisch gelehnt mitten im Zimmer. Das Geräusch, welches die Aufstellung der mittlerweile durch das Oberthor in die Stadt gelassenen Soldaten auf dem Platz verursachte, sowie das Weinen und Schluchzen der vor wenigen Minuten zu Witwen gemachten Gräfinnen Trzka und Kinsky, welches zu den Ohren des Generalissimus drang, hatte Waldstein ans Fenster getrieben, wo er einen wachhabenden Soldaten um den Grund des plötzlichen Lärmens frug.

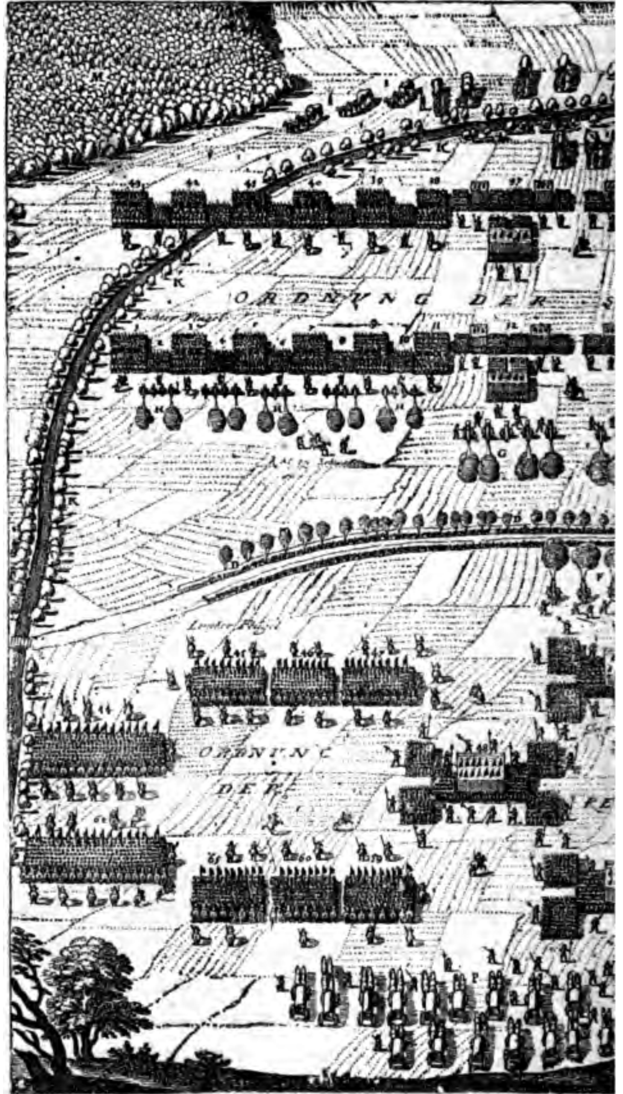
Deveroux drang, eine Partisane haltend, auf Waldstein mit dem Zuruf ein: „Deine Stunde ist gekommen, Schelm, jetzt mußt du sterben!“ Der Herzog machte den Versuch, das Fenster zu erreichen und nach Hilfe zu rufen; als er aber die Unmöglichkeit einsah, da sich die Spitze des Mordinstrumentes bereits seiner Brust genähert hatte, öffnete er die Arme und empfing mit lautloser Würde den Todesstoß.

Ohne jeden Widerstand leistete am nächsten Morgen (26. Februar) die ganze

*) Getreu nach gleichzeitigen Berichten, keine romantische Ausschmückung.

Garnison, nachdem die That und ihre Ursachen bekannt gemacht worden waren, den Eid der Treue. Ueberhaupt erhob sich in der ganzen Armee nur der in Troppau stationirte Oberst Johann Ulrich Graf Schaffgotsch für Waldstein, der jedoch bald bezwungen und am 13. Juli 1635 zu Regensburg enthauptet wurde.

Die neueste Zeit hat bisher vollständig unbekannt gebliebene Daten über das Schicksal der Leiche des großen Friedländers zutage gefördert.



Plan der Schl

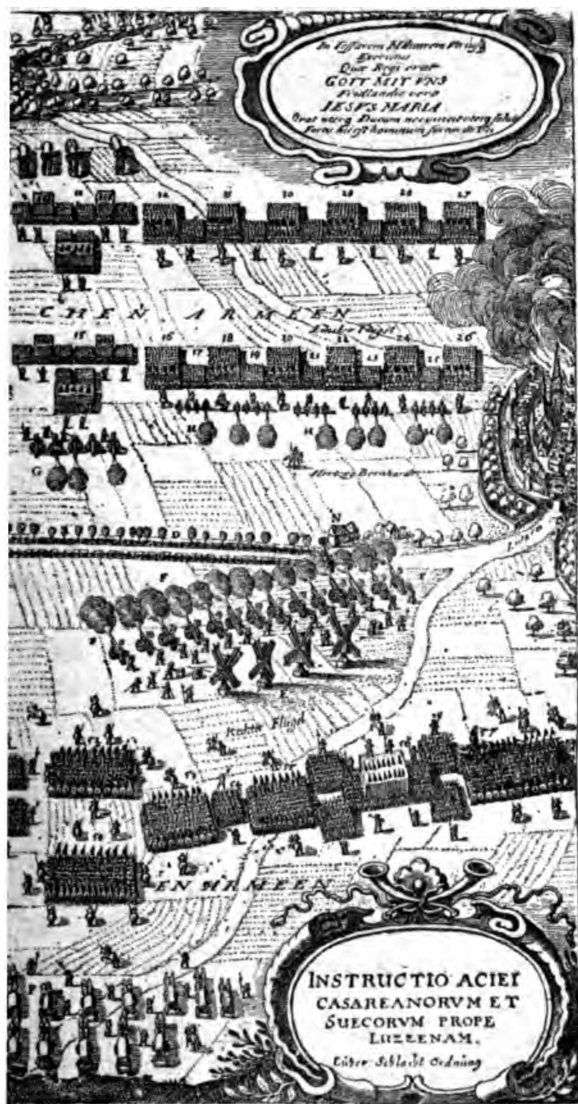
Kaum war der Herzog ermordet, oder, wenn man es so nennen will, „hingerichtet“, so brachte man seinen Leichnam in dem Wagen Leslie's auf die Burg, wo die Leichen von Illo, Trzka, Kinsky und Niemann entkleidet im Hofe lagen. So lautet wohl der officielle Bericht, ein gleichzeitiges Flugblatt aber erzählt, daß der nackte Leichnam des Herzogs an den Füßen die Treppe heruntergezerrt und auf einem Mistwagen nach der Burg transportirt wurde.

Octavio Piccolomini hatte das Geschehene am 27. Februar zu Mies (unweit Eger) erfahren und er schrieb sofort in italienischer Sprache: „Ich gehe in aller Eile nach Eger; die Leichname der Missethäter werde ich alsogleich nach Prag senden, wo sie an den infamsten Orten, die dort zu finden sind, ausgesetzt werden sollen. Ich vertraue auf den gebenedeiten Gott.“ — In Eger angekommen, ließ er die Leichname der Gemordeten ohne jede Bekleidung in kleine, aus rohen Brettern zusammengefügte Särge legen, wobei man die in der Kälte erstarrten Glieder gewaltsam biegen mußte, und führte sie aus der Stadt.

In Mies empfing er vom Höchstcommandirenden, dem Grafen Gallas, den Befehl, von Geldern und Werthgegenständen nichts anzurühren — sehr viel hatten des Herzogs eigene Leute unmittelbar nach der Blutthat gestohlen und allein siebzig waren deswegen von Butler verhaftet worden. Er befahl ferner, die Leichen an Ort und

Stelle zu lassen, bis eine Verfügung des Kaisers darüber eingetroffen sein würde, welche denn auch alsbald erschien und folgenden Inhalt hatte:

„Die todten Körper belangend, haben wir des gewesenen von Friedland Freundschaft (Verwandtschaft) denselben, wo sie wollen in der Stille begraben zu lassen, gnädigst bewilligt; die Andern aber, welche katholisch gewesen, können zu Eger an geweihten Orten, die Unkatholischen aber in der Vorstadt auf dem Kirchhofe daselbst bestattet und der Niemann seiner ungehaltenen Zunge halber unter dem daselbst vorhandenen Galgengericht (Galgen) der Uebelthäter einbegraben werden."



(Seite 626.)

Da die Leichen, wie vorhin erwähnt, bereits in Mies waren, so ließ sie Gallas dort bestatten; eine Säule auf dem Galgenberge zeigt die Stelle an, wo Niemann seine Ruhe gefunden. Es ist daher eine reine Fabel, daß die Leichen in Eger begraben wurden.

Waldstein's Leiche wurde, dem Befehle des Kaisers gemäß, noch nicht beerdigt, sondern „bis sich desselben Freundschaft um die erlaubte Beisetzung derselben angemeldet", im Minoritenconvent St. Augustin zu Mies zwei Jahre und drei Monate über der Erde aufbewahrt. Die Ursache dessen ist unbekannt, wahrscheinlich scheute sich die „Freundschaft", mit der Bitte hervorzutreten. Jedenfalls wurde der Sarg erst im Mai 1636 dem Schwager Waldstein's, Cardinal-Erzbischof Ernst Graf Harrach, ausgeliefert und über Prag nach der Karthause Waldiß bei Gitschin überführt, woselbst man gar nicht davon benachrichtigt worden war und demzufolge auch nicht die geringsten Vorbereitungen hatte treffen können.

Den Zustand des Leichnams schildert ein Mönch (in lateinischer Sprache) folgendermaßen: „Eingeengt und eingezwängt in eine schmale, nur roh behauene, eilig und schlecht gezimmerte Truhe, ganz nackt, von keinem Faden bedeckt, des Himmels

und der Menschen Augen und Unbilden ausgesetzt, so lag der Leichnam zwei Jahre und drei Monate nach dem Morde vollständig unversehrt und unverwest, nirgends von Fäulniß angegriffen, ein wenig nur oberhalb der Nase, sei es durch irgend eine Reibung oder einen Schnitt, gewiß nicht durch Verwesung, verletzt. Also sah man ihn in Gegenwart einer Anzahl Zeugen aus Gitschin, als deren größte Tugend die Liebe zur Wahrheit bezeichnet werden muß. Die Glieder waren durchaus nicht steif, sondern biegsam, ja leicht beweglich, und anzufühlen, als wären sie noch bluterfüllt und athmeten Leben. Was aber am staunenswürdigsten: selbst die Todeswunde, größer als eine halbe Handbreite, bot weder dem Auge noch dem Geruchsinn den widerlichen Eindruck der Verwesung."

Hier wurde der Leichnam denn auch endlich beigesetzt, aber auf ausdrücklichen Befehl des königlichen Statthalters zu Prag „sine honore" (ohne Ehrenbezeugung), im einfachen Holzsarge, ohne „Epitaphium" (Grabdenkmal). Im Jahre 1744 wurde der Holzsarg durch einen Prachtsarg mit längerer rühmender Inschrift ersetzt; er fand seinen Platz in einer Seitencapelle und wurde dann nach der Vollendung der Stiftskirche „Maria Himmelfahrt" in diese übertragen.

Die irdischen Reste Waldstein's sollten aber auch hier noch nicht die bleibende Stätte gefunden haben. Im Jahre 1782 wurde die Karthause Walditz aufgehoben und vom Staate zu Profanzwecken verwendet; damit war die Gruft jedem Zufalle preisgegeben. Jetzt aber regte sich die Familie des großen Todten und bat den Kaiser Josef II. um Ueberlassung der Ueberreste. Josef sprach dieselben dem Grafen Vincenz von Waldstein-Wartenberg, Herr von Münchengräz (k. k. geh. Rath und Kämmerer, geb. 1731, gest. 1797) und dessen Söhnen zu.

Nach sorgfältigen Vorbereitungen fand am 3. März 1785 die feierliche und würdige Uebertragung der Leiche Waldstein's und seiner ersten Gemahlin Lucrezia Nikassin von Landeck nach Münchengräz statt; daß sich in der Gruft zu Walditz noch der Sarg eines bereits 1628 verstorbenen Söhnchens befand, scheint man damals nicht mehr gewußt zu haben. Hier wurden die Leichen in einer Nische der Kirche St. Anna beigesetzt. Die Absicht, ein Mausoleum errichten zu lassen, ist bis zum heutigen Tage noch nicht verwirklicht, soll aber auch noch keineswegs aufgegeben sein.

Aber selbst hier hat man die Ruhe des Todten noch mehrfach gestört und sogar den Leichnam verstümmelt. Darunter ist selbstverständlich nicht die völlig aus der Luft gegriffene Erfindung gemeint, es habe der schwedische General Baner im Frühjahre 1639 die damals noch in Walditz befindliche Gruft geöffnet und Haupt nebst rechtem Arm des einst so furchtbaren Gegners nach Schweden gesandt, sondern folgende höchst sonderbare Thatsache:

Im gräflich Waldstein'schen Museum zu Dux in Böhmen befindet sich außer mehreren anderen Gegenständen, die an den großen Feldherrn erinnern, wie z. B. eine Partisane, mit der er erstochen wurde, sein Schwert, seine Sporen, Stiefel, Feldbinde u. s. w., noch ein Theil seiner Hirnschale, welche nach dem Ausweise beiliegender Schriftstücke dem Haupte Waldstein angehört hatte. Diese Schriftstücke sind folgende:

„I. General Vecsey*) sagte mir, er habe einen Theil des Schädels des Herzogs von Friedland aus dem Sarg herausgenommen, als er in dieser Gegend in seinen

*) Generalmajor Peter Graf Vecsey.

jüngeren Jahren als Hußaren-Rittmeister einquartiert war. Vecsey starb den Tod der Helden auf dem Schlachtfelde bei Wagram am 6. Juli 1809. — Dieses schätzbare Andenken eines Mannes, den nur Neid und Kabale stürzte, war bei der Bagage des Generals in Schlesien bei seinem Freunde, dem Grafen Larisch, aufbewahrt; ich bat selben, mir diesen Schädel zu geben, der mir ihn mit beiliegendem Zettel zuschickte. Ich machte den Versuch, nach der Gall'schen Schädellehre einige Züge des Charakters dieses Helden zu finden, die nach Gall'schen Grundsätzen ziemlich wahr scheinen. Eine Reise nach Münchengrätz verschaffte mir die Gelegenheit, den Sarg des Herzogs öffnen zu lassen, wo ich überzeugt wurde, daß ein beträchtlicher Theil des Schädels fehlte; auch war es dort bekannt, daß jemand einen Theil genommen habe. Möge er ruhig hier liegen und sein Geist verbreite sich über das Waldstein'sche Geschlecht.

Dux, am 1. Juli 1814.

Franz Graf von Waldstein" *).

II. Der erwähnte Zettel des Grafen Larisch, in französischer Sprache, welcher den „crane en question" (bezüglichen Schädel) begleitete, jedoch ohne thatsächliches Interesse ist.

Als Curiosum mögen hier noch die Eigenschaften aufgezählt werden, die Graf Waldstein an dem Schädel entdeckt haben will (die betreffenden Ziffern entsprechen solchen an der Außenwand des Schädelfragmentes): 6. Muth, 7. Schlauheit, 18. Kunstsinn, 19. Bedenklichkeit, 20. Eitelkeit, 21. Stolz und Ruhmsucht, 22. Scharfsinn, 23., 24. Witz.

Daß in der That ein Theil des Schädels fortgenommen war, geht nicht nur aus der einen Stelle des angeführten Schriftstückes hervor, sondern wird auch noch bestätigt durch ein im Jahre 1824 aufgenommenes Protokoll über eine Eröffnung der Gruft, vorgenommen durch den berühmten Prager Anatomen Professor Dr. Vincenz Julius von Krombholz (geb. 1783, gest. 1843) und mehrere Geistliche. Danach fand man von den Ueberresten unter Anderem „einen Theil des Hinterhauptes und den Oberkiefer". Die Knochenreste und die Asche sammelte man darauf in zwei großen gläsernen Urnen und legte diese im Grabgewölbe nieder.

Mag nun der Kaiser den Tod Waldstein's angeordnet haben oder nicht, gewiß ist, daß derselbe eines der glücklichsten Ereignisse war, das eintreffen konnte. Nun erst war die Armee ohne jede Einschränkung dem kaiserlichen Willen unterworfen und zugleich war man der riesigen pecuniären Verpflichtungen entledigt, welche der kaiserliche Schatz seit Aufstellung des Heeres im Jahre 1631 gegen Waldstein hatte. Dessen großer Besitz kam wieder nicht der Krone zugute, sondern wurde als Belohnung an jene vertheilt, welche beim Sturz Waldstein's eine Rolle gespielt hatten. Man schätzte den Grundbesitz Waldstein's, der zur Vertheilung kam, ohne die gleichfalls eingezogenen Güter seines Schwagers Trzka auf die für jene Zeiten geradezu immense Summe von 50 Millionen Gulden. Piccolomini erhielt davon die Herrschaft Nachod, welche auf 600.000 Gulden bewerthet war, Butler die Herrschaft Hirschberg, desgleichen wurden Gordon, Leslie und andere Acteure in dieser großen Tragödie entsprechend bedacht.

In Bezug auf die noch heute so lebhaft erörterte Frage von Waldstein's

*) Franz Adam Graf Waldstein, k. k. Oberstlieutenant, berühmter Naturforscher, vornehmlich Botaniker, nach dem eine Pflanzengattung benannt wurde, geb. 1759, gest. 1823.

Schuld erscheint uns eine verbürgte Anekdote interessant, welche zu Vorsicht in der Beurtheilung mahnen sollte. Als Kaiser Leopold I. anläßlich seiner Krönung in Prag vor dem Waldstein'schen Palast vorbeiritt, hörte er, wie jemand seines Gefolges flüsterte: „Das war das Wohnhaus des Verräthers!“ Mit seinem gewohnten Ernst und seinen zurechtweisenden Lieblingsausdruck gebrauchend, sagte der Kaiser: „Lecker! weißt du so gewiß, daß er ein Verräther war? Ich weiß es nicht!“

An einem Verschulden Waldstein's ist wohl nicht zu zweifeln, aber man sollte stets nicht blos die That, sondern auch die Umstände, unter welchen sie entstand, berücksichtigen. Das entspricht nicht blos dem strengen Rechtsstandpunkt, sondern noch mehr jener Billigkeit, die bei Beurtheilung geschichtlicher Ereignisse und Charaktere geboten ist.

Auch dem Charakter Waldstein's wird man nur gerecht werden können, wenn man ihn in und mit seiner Zeit betrachtet, die wenig Sinn für moralische Subtilitäten hatte, dagegen geschaffen für kühnes Wagen und rasche That war. Und in diesem Sinne wird schließlich kein historischer Splitterrichter Treffenderes über ihn sagen können, als es Schiller mit dem unfehlbaren Instinct dichterischer Intuition that, wenn er im Prolog zu „Wallenstein“ diesen also schildert:

„Auf diesem finstern Zeitgrund malet sich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geisel,
Die Stütze und der Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg,
Und ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!“

Von 1634 bis 1648.

Kostbare Zeit und Gelegenheit war nach Gustav Adolf's Tod versäumt worden, um dem nun schon durch fünfzehn Jahre dauernden Kampf, der die Kraft Oesterreichs lähmte und das Deutsche Reich zerfleischte, ein Ende zu machen. Nachgerade hatte man ohnehin auf die ursprünglichen Ursachen des Krieges fast ganz vergessen, und er wurde nur fortgeführt, weil niemand dem Frieden zulieb Opfer bringen und die Kosten des Krieges liquidiren wollte. Deutschland und zum Theil auch Oesterreich waren der Schauplatz wirr durcheinander laufender Kämpfe, in welchem selten ein Zweck vom politischen Standpunkt und häufig auch nicht einmal vom militärischen zu erkennen ist. Selbst den Betrachter dieser Zeitperiode von 1634—1648 überkommt ein Gefühl des Ueberdrusses, und er begreift die stumpfe Gleichgiltigkeit, mit der die Bevölkerung das namenlose Elend hinnahm, das sie nicht mehr mit einer großen Idee zu verbinden wußte.

Die Leitung der schwedischen Angelegenheiten war nach dem Tode Gustav Adolf's auf dessen vertrauten Freund und Kanzler Axel Oxenstierna (sprich

‍ꞏ‍zenscherna) übergegangen, einen Mann von scharfem Verstand und großer politischer ‍gabung, aber leider ebenso großer Habsucht, der dem persönlichen Interesse ein ößeres Gewicht auf seine staatsmännischen Handlungen einräumte, als zu billigen . Auf einem von April bis November 1634 in Frankfurt tagenden Convent wußte xenstierna die protestantischen Reichsstände zu einem förmlichen Bündniß mit hweden zu bestimmen und diesem das „Directorium" der gemeinsamen Bundesgelegenheiten zu überlassen. Gleichzeitig wurde die Aufstellung einer neuen Armee n 80.000 Mann beschlossen.

Nach der Egerer Katastrophe hatte endlich der Kaiser, dem lebhaften Wunsche nes Sohnes Ferdinand entsprechend, diesem das Obercommando der kaiserlichen rmee übertragen, ihm aber an General Gallas einen Berather und Mentor an Seite gegeben, welchem die eigentliche Leitung und Verantwortung zufiel.

Matthias Graf Gallas vom Campo war 1588 aus einer alten im ientischen begüterten Familie geboren. Seine ersten Kriegsdienste that er in den eren der Erzherzoge von Tirol, bis er beim Beginn des Religionskrieges als Oberstutenant in das Heer der katholischen Liga trat. Im Jahre 1629 führte Gallas, n in das Heer Waldstein's überzugehen, auf brüske Weise einen Bruch mit dem urfürsten Maximilian herbei, der dieses Benehmen als „unverschämt" bezeichnete und ne Verhaftung anordnete. Tilly mußte darauf antworten, daß er dieselbe nicht hr habe ausführen können, da Gallas bereits als Generalmajor in kaiserliche ienste getreten sei. Er commandirte nicht ohne Glück im mantuanischen Erbfolgekrieg, ırde 1631 in den Grafenstand erhoben und nach Uebernahme des zweiten Generates auf Waldstein's Betreiben zum Feldzeugmeister ernannt. Später führte er in achsen, Schlesien und Böhmen selbstständige Commando und galt als unbedingter ıhänger Waldstein's, der ihn auch bezüglich seines Abfalles in das Vertrauen zogen haben soll; gerade dies war aber ein Irrthum, denn man will wissen, daß rade Gallas dem Kaiserhofe die ersten bestimmten Andeutungen über die Pläne s Generalissimus vermittelte.

Als Lohn für diese Dienste erhielt Gallas die kostbare Herrschaft Friedland ıd die Ernennung zum, wenn auch nicht nominellen, so doch thatsächlichen Obermmandanten an der Seite Ferdinand's III. Er war ein geschickter, erfahrener eneral, dessen militärische Tüchtigkeit leider durch seine persönlichen Mängel häufig ıralysirt wurde. Unmäßig im Trinken und anderen Ausschweifungen, besaß er nicht ıs moralische Ansehen, um unter dem verwilderten Kriegsvolk jener Zeit Mannescht und Disciplin aufrecht zu erhalten. Er glaubte sich die Anhänglichkeit seiner oldaten dadurch sichern zu können, daß er alle Ausschreitungen derselben duldete. adurch rissen aber solche Unordnungen ein, daß sich mehrere von ihm commandirte rmeen, ohne vom Feind geschlagen worden zu sein, thatsächlich auflösten und er den einamen des „Heerverderbers", welchen er schon von seinen Zeitgenossen erhielt, ıch dieser Richtung vollkommen verdiente.

Die böhmische Armee Waldstein's wurde im Mai 1634 bei Pilsen zusammenzogen, und nachdem sie durch Ergänzungen auf 30.000 Mann gebracht war, rückte erdinand III. in Baiern ein, um Regensburg zu nehmen, das von 6000 Schweden setzt war. Um diesen wichtigen Platz nicht zu verlieren, vereinigte sich Bernhard on Weimar mit Horn bei Augsburg und rückte mit dem nun 22.000 Mann hlenden Heer gegen Landshut vor. In dieser Stadt commandirte der Feldmarschall

Johann Graf von Aldringen, eine der markantesten Kriegergestalten dieser stürmischen Zeit.

Er war am 22. Juli 1591 zu Diedenhofen (Thionville) geboren und von ganz niederer Herkunft. Als Diener zweier Edelleute kam er nach Paris und eignete sich solche Kenntnisse an, daß er später als Secretär des Cardinal-Bischofs von Trient, Graf Karl Madruzzi, fungiren konnte. Durch Neider aus dieser Stellung vertrieben, trat er als gemeiner Soldat in kaiserliche Kriegsdienste. Da er nicht allein den Degen flink zu führen wußte, sondern auch eine in jener Zeit unter den Officieren seltene Gewandtheit mit der Feder hatte, wurde er rasch Officier und commandirte 1622 bei der Belagerung von Heidelberg bereits ein Infanterie-Regiment. Seines Antheils an der Schlacht bei Dessau, wo er im Brückenkopf den Befehl führte, wurde bereits gedacht, wofür er in den Freiherrnstand erhoben und von nun an von Waldstein stets bevorzugt wurde, in dessen Namen er auch von Mecklenburg Besitz ergriff.

In der Schlacht am Lech übernahm Aldringen, der mittlerweile Generalmajor geworden war, nach Tilly's Fall das Commando, erhielt jedoch bald darauf durch eine Stückkugel eine schwere Verwundung am Haupt. Im Hof-Waffenmuseum zu Wien bewahrt man den Filzhut auf, welchen Aldringen in jener Schlacht trug und an dem die große Kugelspur sichtbar ist. Kaum geheilt, führte er als Feldmarschall das ligistische Heer nach Nürnberg, wo er sich bei der Abwehr des Sturmes der Schweden auszeichnete.

Im Jahre 1633 war er als Befehlshaber eines selbstständigen Corps in Baiern durch Waldstein's Befehle zu einer eigenthümlich zuwartenden Rolle verurtheilt, die ihm manche Anfeindungen eintrug und ihm auch selbst nicht sonderlich behagte. Dagegen fand er Gelegenheit, strenge Justiz in einer seinem harten, fast grausamen Charakter entsprechenden Weise zu üben. Der Commandant von Ingolstadt, General Johann Philipp Kratz von Scharfenstein, ein tapferer und kenntnißreicher Officier, ließ sich, erbittert über verschiedene Zurücksetzungen, in ein Einverständniß mit den Schweden ein, das den Zweck hatte, ihnen Ingolstadt auszuliefern.

Der Verrath scheiterte aber an der Treue der Besatzung. Kratz entkam glücklich zu den Schweden, dagegen wurde sein Vertrauensmann, Oberst Georg von Fahrensberg, verhaftet und an Aldringen ausgeliefert. Obwohl die unmittelbare Schuld des Obersten nicht ganz nachgewiesen war, verurtheilte ihn das Kriegsgericht auf Aldringen's Geheiß zum Tode, und dieser wies auch die Bitte um Aufschub der Vollstreckung ab, bis die Gattin Fahrensberg's, die nach Wien geeilt war, dort Bescheid auf ihr Gnadengesuch erhalten haben würde. Am 29. Mai fand in Gegenwart Aldringen's die Execution in Regensburg statt, die einen gräßlichen Verlauf nahm. Schon zückte der Scharfrichter das Schwert, als Fahrensberg die nur oberflächlich angelegten Bande von den Händen streifte, den Kopf zurückzog, so daß der Streich über ihm wegfuhr, von der Bühne hinabsprang und nicht mehr zu bewegen war, dieselbe freiwillig zu besteigen. Vergebens erhoben sich viele Stimmen für seine Schonung, Aldringen bestand unerbittlich auf Vollziehung der Execution, und nun wurde der Unglückliche, der sich ungestüm wehrte, von vier Scharfrichtern thatsächlich in Stücke gehauen.

Dieser Vorgang zog Aldringen den Vorwurf ungerechtfertigter Härte umsomehr zu, da Kratz und Fahrensberg persönliche Feinde von ihm waren und des letzteren Begnadigung einen Tag nach der furchtbaren Execution von Wien eintraf.

Beim Sturze Waldstein's gehörte Aldringen zu den ersten Generalen, welche sich offen zur kaiserlichen Sache bekannten. Im Jahre 1634 bekundete er große Feldherrngaben; mit verhältnißmäßig geringen Kräften hielt er die Schweden in Schach, nahm ihnen Sulzbach, Straubing, Kehlheim und Cham ab und zog sich erst nach der Vereinigung von Horn und Bernhard von Weimar an die Isar zurück, um denselben Landshut streitig zu machen, das sie belagerten. Es gelang ihm am 22. Juli, während die Schweden stürmten, sich mit Verstärkungen in die Stadt zu werfen, aber gleichzeitig drangen die Schweden bei einer Bresche ein und Aldringen gerieth in Gefahr, gefangen zu werden. An der Spitze einiger Schwadronen schlug er sich durch, setzte aber, da die Brücke verstopft war, durch den Fluß und wurde von zwei nachgesendeten Kugeln getödtet. Wie in so vielen Fällen, hieß es auch hier, er sei nicht dem Geschoß des Feindes, sondern jenem der eigenen Soldaten erlegen, bei welchen er allerdings wegen seiner grausamen Härte verhaßt war. Auch das Charakterbild dieses ausgezeichneten Kriegers, der sich aus dem Nichts zu den höchsten Würden emporschwang, wird leider von häßlichen Flecken entstellt, zu welchen außer seiner Härte und Grausamkeit eine in das Maßlose gehende Habsucht gehörte.

Wie schwer läßt sich damit seine außerordentliche Frömmigkeit vereinigen, welche ihn dazu bewog, alle Tage, ohne Ausnahme, selbst während des Marsches, den Rosenkranz zu beten, den er nie von sich ließ. Es ist dies ein sehr schönes Exemplar von rosarothen Perlen, das sich noch heute als werthvolle Reliquie in der Familie Podstatzky-Liechtenstein befindet. Seine Schwester Anna war nämlich die Gattin des Grafen Hieronymus Clary, in welcher Familie der Name Aldringen fortgepflanzt erscheint. Die Gräfin Amalie Podstatzky-Liechtenstein war eine geborne Gräfin Clary-Aldringen, und so kam der erwähnte Rosenkranz an die Familie Podstatzky. Aldringen's Fertigkeit in der Feder beweisen seine Schlachtenberichte sowie ein politisches Staatsbedenken, welches unter seinem Namen mit dem Titel zu Mühlhausen, 1629, erschien: „Wilt Du den Kaiser sehen? so siehe hinter diesen Brief."

Kurz nachdem die Schweden Landshut genommen hatten, fiel Regensburg in die Hände der kaiserlichen Armee, welche nun donauaufwärts den Schweden entgegenzog, sich aber vor Nördlingen lagerte, um auch diese Stadt zu bezwingen. Während der Belagerung stieß der Cardinal-Infant Don Fernando mit spanischen Hilfstruppen zum kaiserlichen Heer, das nun 36.000 Mann zählte und in Kürze Nördlingen bezwungen hätte. Um dies zu verhindern, entschlossen sich die beiden schwedischen Feldherren, obwohl sie nach Heranziehung aller möglichen Reserven immer noch um einige tausend Mann schwächer waren, bei Nördlingen eine Schlacht zu liefern.

Auf die Nachricht vom Anmarsch der Schweden hob Gallas die Belagerung auf und führte seine Armee in eine südwestlich von der Stadt gelegene, vortrefflich gewählte Stellung auf dem Kamm einer Hügelreihe, deren Front durch einen vom Regen angeschwollenen Bach gedeckt wurde. Diese durch Schanzen verstärkte Stellung hatte nur den Nachtheil, daß mehrere senkrecht auf die Front verlaufenden Höhenzüge die einzelnen Glieder der Schlachtordnung trennten und die Uebersicht erschwerten. Den ersten Flügel bildeten zuerst große Massen Cavallerie, dann stand die kaiserliche Infanterie in zehn großen Haufen (Tertien), an welche sich auf einem der erwähnten Höhenzüge die zu einer Batterie von vierzig Geschützen vereinigte Artillere schloß. Den linken Flügel bildeten die spanischen Hilfstruppen unter dem Cardinal-Infanten. Die

Schlachtordnung bildete nur ein Treffen, an Reserven scheint man nur einige Regiment Infanterie ausgeschieden zu haben.

Die Schlacht entwickelte sich am Abend des 5. September 1634, wo die Schwed



Das Gastmahl in Pilsen. (Seite 640.)

in dem vielfach coupirten Terrain unbemerkt so nahe herankamen, daß Bernhar von Weimar die im Thal ziemlich isolirt detachirte schwere Cavallerie der Kaise lichen zurückwarf. Horn rieth nun, in günstiger Stellung ein festes Lager zu beziehe

Nördlingen zu schützen und weitere Verstärkungen heranzuziehen. Aber Herzog ırd wollte kampfbegierig die errungenen Vortheile weiter verfolgen und drang der Nacht bis zum Dorf Ederheim vor, wo ihm aber das Feuer einer auf



Butler. Waldstein. Seni.
Waldstein's Reise nach Eger. (Seite 641.)

ſſelberg errichteten spanischen Batterie Halt gebot; dagegen bemächtigte er Mitternacht eines Theiles dieses Berges und ließ dort Schanzen aufwerfen Geschütz besetzen.

Erschreckt durch diese von den Schweden errungenen Vortheile, übertrug Ferdinand III., um die einheitliche Leitung zu ermöglichen, in einem noch während der Nacht gehaltenen Kriegsrath in edler Selbstbeschränkung das Obercommando an Gallas, der sogleich die noch besetzten Theile des Hasselberges mit namhaften Verstärkungen versah.

Schon im Morgengrauen des 6. September begann der Kampf wieder, eröffnet durch einen Cavallerie-Angriff von dem unter Horn stehenden rechten Flügel aus. Derselbe zerschellte jedoch an dem mörderischen Feuer der kaiserlichen Infanterie, das die Reiter des General Witzleben bis auf das schwedische Fußvolk zurückwarf. Nun formirte sich dieses und ging gegen die Verschanzungen am Hasselberg vor, deren stärkste am vorderen Kamm lag und mit den beiden rückwärts gelegenen die ungefähre Form eines Kleeblattes bildete. Hier lag der Schlüsselpunkt der kaiserlichen Stellung, und die vordere Schanze allein war durch die Infanterie-Regimenter Wurmser und Salm besetzt.

Trotz verzweifeltsten Widerstandes, bei dem beide kaiserlichen Oberste fielen, gelang der von Horn trefflich geleitete Angriff, der von zwei Seiten ausgeführt wurde. Die Verwirrung, welche durch das Eindringen in die Schanze verursacht wurde, erhöhte sich noch durch eine Explosion des von den Kaiserlichen zurückgelassenen Pulvers, und in diesem Momente stürzten sich die Kürassiere auf die Schweden, welche trotz aller Bemühungen ihrer Officiere in wilder Hast den Abhang hinunterstürzten und dabei große Verluste erlitten.

Auch Bernhard von Weimar eröffnete die Schlacht auf seinem Flügel mit einem Cavallerie-Angriff. Aber die Reiter-Colonne des Generals Georg Christof von Taupadel lockerte in dem durchschnittenen Boden die Reihen und mußte vor den leichten ungarischen und croatischen Reitern Isolani's weichen, deren Ungestüm sich erst an der unerschütterlichen Haltung des bei Edersheim stehenden schwedischen Fußvolkes brach. Mit diesem drang Bernhard vor und errang namhafte Vortheile, so daß er an Horn zwei Regimenter zur Verstärkung abgeben wollte. Diese verloren aber die Richtung, geriethen mitten unter die kaiserlichen Truppen und nöthigten Horn, wenn er sie nicht verloren geben wollte, zu einem Vorstoß — der große Opfer kostete. So war es Mittag geworden, die Schweden durch siebzehn, meist fruchtlose Angriffe ermüdet, während die Kaiserlichen, ihre Uebermacht und die Vortheile der Stellung ausnützend, immer neue Kräfte in den Kampf zogen.

Nun rieth Horn abermals zum Rückzug, und Herzog Bernhard willigte ein, indem er die Aufgabe übernahm, mit seiner Reiterei den Rückzug Horn's zu decken, wobei er noch immer darauf hoffte, durch das Eintreffen des Rheingrafen nochmals einen Versuch, den Sieg zu erringen, machen zu können. Schon hatte Horn in gewandter Weise den nachrückenden Feind abgeschüttelt und seinen Rückzug in das Thal vollzogen, als Johann von Werth und Herzog Karl von Lothringen sich mit der Reiterei, zwischen welche nach Gustav Adolf's Taktik Musketier-Abtheilungen eingeschoben waren, sich auf den noch immer auf der Höhe zaudernden Herzog Bernhard stürzen.

Drei dieser vehementen Angriffe schlagen die Schweden ab, aber ihre Reihen lockern sich und der vierte Anprall zersprengt sie, obwohl Bernhard selbst sie mit der Standarte seines Regimentes zum Aushalten anfeuerte. Im wilden Gedränge wird ihm die Standarte entrissen, er selbst am Halse verletzt und sein Pferd getödtet,

so daß er auf dem Roß eines gemeinen Reiters mit knapper Noth der Gefangenschaft entgeht. In wilder Flucht eilen die Schweden in das Thal hinab, werden hier von den nachdrängenden Reitern Werth's auf die Truppen des rechten Flügels unter Horn geworfen und reißen auch diese in die Flucht mit.

Die Niederlage der Schweden war eine vollständige, eine der entscheidendsten, welche in diesem Kriege erfochten wurden, und das militärische Uebergewicht, das sie seit ihrem Erscheinen in Deutschland behauptet hatten, mit einem Schlage vernichtet. Die Zahl der Gefallenen betrug auf schwedischer Seite 6000, außerdem verloren sie 3000 Gefangene, darunter Horn, drei andere Generale, vierzehn Oberste, unter den letzteren den Grafen Kratz, der für den Ingolstädter Verrath in Wien enthauptet wurde. Die kaiserliche Armee zählte nur 1200 Todte, hatte aber fast das ganze schwedische Geschütz und 4000 Wägen erbeutet.

Johann Philipp Kratz von Scharffenstein war einem uralten rheinischen Adelsgeschlechte entsprossen, begann jung seine militärische Laufbahn, wurde 1619 kurmainzischer Oberst und führte im folgenden Jahre dem Kaiser Ferdinand II. 500 Reiter nach Böhmen zu. In der Schlacht auf dem weißen Berge legte er große Proben seiner Tapferkeit ab, nahm hierauf baierische Dienste und stand 1625 mit einem Regimente unter Spindla vor Breda. Im Jahre 1626 wohnte er den Kriegsvorfallenheiten gegen den König von Dänemark bei, weil jedoch sein aus Gesindel zusammengerafftes Regiment argen Unfug trieb, befahl der Friedländer dem General Gallas, das Gesindel zu vernichten und Kratz gefangen zu nehmen; zugleich schrieb Waldstein dem Kaiser, daß Kratz sich der Gnade unwürdig gemacht habe und deshalb streng zu ahnden sei, worauf Kratz längere Zeit ohne Commando blieb.

Im Jahre 1631 trat er erneuert in baierische Dienste unter Tilly, wohnte der Belagerung von Magdeburg bei und wurde endlich von Tilly auf dem Todtenbette zum hochwichtigen Posten eines Gouverneurs von Ingolstadt empfohlen. Kratz, der unstreitig viele Verdienste hatte, wurde gleichwohl durch Aldringen zurückgesetzt; er sann auf Rache und suchte diese, wie schon erwähnt, durch die Uebergabe von Ingolstadt an die Schweden zu kühlen. Der Plan wurde verrathen und unter dem Vorgeben, nach Wien zu reisen, um sich da über sein Benehmen zu rechtfertigen, entwischte Kratz nach Schlesien zum Herzog Bernhard, der ihn zum Feldmarschall im schwedischen Heere ernannte.

In der Schlacht von Nördlingen von einem ungarischen Obersten gefangen, bot er dem Pflichtgetreuen vergeblich 30.000 Reichsthaler an, wenn ihn derselbe losließe; auch das Bemühen des Herzogs Bernhard, ihn gegen den gefangenen Bischof von Regensburg, Albrecht Baron Törring, auszulösen, war vergeblich. Kratz wurde nach Wien gebracht, entwischte zwar anfangs März 1635 in Mönchskleidern aus dem Gefängnisse, wurde aber an der schlesischen Grenze von Palffy'schen Hußaren festgenommen und in seine Haft zurückgeführt. Vor ein Kriegsgericht gestellt, erfolgte, ungeachtet des Einspruches des Königs Wladislaus IV. von Polen, seine Verurtheilung zum Tode durch das Schwert, welche schon am 26. März in der Bürgerstube des Rathhauses (wo später auch der Verschwörer Franz Nadasdy, Reichs- und Hofrichter des Königreiches Ungarn, 1671, enthauptet wurde) vollzogen wurde.

In den Katakomben der Stefanskirche zu Wien stand, gelehnt an eine Art steinernen Kamin, bis in die neueste Zeit ein mit einem zerfetzten Sammtmantel behängtes Skelet, das, als „schwedischer Oberst“ bezeichnet, das des hingerichteten ... h

gewesen sein soll. Indessen dürfte dasselbe weder diesem noch dem später (1639) in Wien enthaupteten schwedischen Obersten Kirchbaum angehört haben, da der Schädel dem Skelette fest auf dem Rumpfe saß.

Der glänzende Sieg bei Nördlingen, der das Uebergewicht der kaiserlichen Waffen für mehrere Jahre herstellte, war nebst Gallas' klugen Dispositionen namentlich ein Verdienst des baierischen Generals Johann von Werth und des kaiserlichen Generals Johann Ludwig Graf Isolani. Der letztere stammte aus einem alten cypriotischen Kriegergeschlecht, das seine Ahnen bis auf das Königsgeschlecht der Lusignan's zurückführte. Unser Isolani wurde 1580 in Görz geboren, trat fast noch im Knabenalter in kaiserliche Kriegsdienste und war schon 1602 Befehlshaber des von den Türken belagerten Stuhlweißenburg. Zur Capitulation gezwungen, gerieth er in Gefangenschaft, der er sich auf abenteuerlicher Flucht entzog. Im Jahre 1620 organisirte er die von den Ständen Croatiens dem Kaiser Ferdinand II. bewilligte Massen-Insurrection, und fortan finden wir ihn fortwährend als Führer dieser leichten Reiterschaaren, die ebenso gefürchtet wegen ihrer Schnelligkeit und Gewandtheit als wegen ihrer Zuchtlosigkeit und Raublust waren. Auch Isolani, der tief in Waldstein's Schuld stand, erhielt durch die Erhebung in den Grafenstand und die Ernennung zum Feldzeugmeister seine Belohnung für das Festhalten an der kaiserlichen Sache, außerdem auch noch die Herrschaften Duba und Friedstein, die dem stets Geldbedürftigen am erwünschtesten sein mochten. Er focht auch in den folgenden Jahren in ganz Deutschland und starb 1640 zu Wien. Ohne eigentliche Feldherrnbegabung war Isolani ein Meister des kleinen Krieges, mit seinen flüchtigen Croatenschaaren stets zu Streifzügen, Ueberfällen und Neckereien des Feindes bereit.

Einer dieser wilden Croaten — nebenbei gesagt, stammt die Bezeichnung „Cravate", für Halsbinde, von den rothen Tüchlein, welche diese Kriegertruppe um die Hälse geschlungen trug — ist enge mit der Charakteristik Waldstein's verwoben. Eines Tages fuhr der Generalissimus in Gitschin in einem offenen Wagen. Ein Croate ritt so unvorsichtig vorüber, daß er den Feldherrn mit Straßenkoth bespritzte. Zornig rief Waldstein zum Wagen hinaus: „Knüpft die Bestie auf!" — Aber der Soldat, in verzweifelter Rachgier, zog sein Pistol aus der Halfter und drückte es auf den General ab. Der Schuß ging zum Glück fehl, und Waldstein, über die Geistesgegenwart erstaunt, rief nun großmüthig: „Laßt die Bestie laufen!"

Nicht lange darauf, im Jahre 1626, litt das Waldstein'sche Heer bei der Verfolgung der geschlagenen Truppen des Grafen Mansfeld zum erstenmale bedenklichen Mangel. Lagerkrankheiten brachen aus, griffen um sich, rafften viel Mannschaft dahin. Der Feldherr selbst verfiel in Siechthum, so bedenklich, daß er sich nach Wien bringen ließ.

Da meldete sich eines Tages — er wohnte ihm Palaste seines Schwagers Harrach auf der Freiung — ein Croat, dessen ganzes Wesen Herzhaftigkeit, Klugheit und schlaue Gewandtheit ausdrückte. Die Dienerschaft wollte ihn nicht anmelden, that es aber endlich, als er bemerkte, es betreffe Gesundheit und Leben ihres Herrn. Der Feldherr befahl, ihn einzulassen, und schickte auch seinen Leibarzt und die Diener weg. Als Waldstein des Croaten ansichtig war, lächelte er; kannte er doch jeden Soldaten seines Heeres, da er, wenn er ihn auch nur einmal gesehen hatte, dessen Physiognomie nicht mehr vergaß.

„Du bist ja der Kerl von Gitschin", sagte er, „mit Dir hat es schon etwas gegeben?"

„Ja, Excellenz", antwortete der Croat, mit Dreistigkeit bis an das Bett tretend, „ich bin die Bestie, die Ihr aufzuknüpfen befahlt, der Ihr aber später Pardon gabt. Nun seht, jetzt ist die Bestie da, Euch das Leben zu retten; denn — was auch Eure Doctoren sagen, sö mögt Ihr wissen, daß Ihr am Faulfieber laborirt und daß die Bestie, die zum Glück für Euch nicht gehenkt ward, Euch herzustellen vermag und dazu den festen Willen hat."

Waldstein kannte seine Leute zu gut, um nicht den Worten des Croaten vollstes Vertrauen zu schenken. Er sagte daher: „Meinetwegen! Rücke heraus mit Deiner Kunst, aber mach's geschwind!" — Der Soldat entgegnete freudig: „So Ihr Eureren Leuten Ordre geben wollet, mich in der Küche ungenirt hantiren zu lassen, will ich gleich gehen, die Sachen einzukaufen, und braue Euch dann schleunig das Tränklein, wie es mich meine Großmutter, eine berühmte Hexe, gelehrt hat."

Der Herzog gewährte es, der Croat hielt sein Wort, und Waldstein war in wenigen Tagen genesen.

Ungleich bedeutender als Isolani in jeder Beziehung ist Johann von Werth (Bild S. 669), der als Reitergeneral nur an Pappenheim einen Rivalen findet. Seine Herkunft ist nicht aufgehellt, angeblich soll er 1602 am Rhein geboren worden sein und nach seinem Testament verlebte er die Jugendjahre in Neuß. Werth muß einer Soldatenfamilie entsprossen sein und sehr früh zum Schwert gegriffen haben, denn es heißt von ihm, daß er „in der vor Prag auf dem weißen Berg erhaltenen Victori sich dapfer und männlich erzeiget, dabei dann sein Vetter Johann de Werdt sein Blut ritterlich vergossen und das zeitliche Leben mit immerwährendem Ruhm des unsterblichen Namens verwechslet hat." Später focht er unter Spinola in den Niederlanden und rückte hier zum Rittmeister vor. Er muß schon damals seine ausgezeichnete Befähigung für den kleinen Krieg bewiesen haben, denn seine Beförderung zum Rittmeister erfolgte, weil er mit 50 Reitern eine Bedeckung von 200 Mann in die Flucht schlug und einen Convoi erbeutete.

Um die Mitte der Zwanzigerjahre trat er in Tilly's Heer und zeichnete sich so aus, daß er über einen Bericht, nach dem er 1632 „wie schon öfter, dem Feinde großen Abbruch gethan", vom Kurfürst Maximilian zum Obersten ernannt wurde. Als solcher nahm er fast an allen Schlachten der nächsten Jahre theil und war mit seinen Reitern durch Schnelligkeit sowie durch Kühnheit des Angriffes der Schrecken der Feinde, deren beste Reiterführer, wie Sperreutter, Bulach und Andere, vor ihm nicht das Feld zu behaupten vermochten. Anfangs 1634 wird er zum Generalwachtmeister ernannt, als welcher er den ruhmvollsten Antheil an der Schlacht bei Nördlingen nahm, in derselben 28 Feinde mit eigener Hand tödtete und drei Fahnen eroberte, während seine Reiter deren 175 erbeuteten. Wir werden diesem ausgezeichneten Krieger, dessen Persönlichkeit von einem wohlthuenden Strahl echter Ritterlichkeit vergoldet wird, auf seiner weiteren Heldenlaufbahn noch öfter begegnen.

Leider ward der glänzende Sieg der kaiserlichen Waffen bei Nördlingen nicht so ausgebeutet, wie es möglich und wünschenswerth gewesen wäre. Wir citiren im Nachstehenden die Worte eines dem katholischen Standpunkt sehr nahestehenden Historikers, der über die Folgen der Nördlinger Schlacht sagt: „Wäre an der Spitze der kaiserlichen Truppen ein hervorragender General gestanden, der diesen Sieg gehörig ausgebeutet hätte, so hätten sich vielleicht noch einmal glänzende Aussichten für die Katholiken eröffnet. Schon die nächsten Maßnahmen zeigten aber, daß man im kaiser-

lichen Hauptquartier den Erfolg und die Zeit nicht auszunützen verstand, woran nicht blos die Unerfahrenheit der beiden obersten Generale, Ferdinand's III. und des Cardinal-Infanten, sondern auch die Unmäßigkeit ihres Rathgebers Gallas schuld war, der sich als wahrer Trunkenbold entwickelte und seine Kraft und Einsicht in wüsten Gelagen zugrunde richtete."

Ein Hauptfehler war, daß man nicht mit gesammelten Kräften weiter vordrang, um den ersten Schrecken zu benützen und nicht allein die Neubildung der geschlagenen Armee zu verhindern, sondern auch die übrigen zerstreuten schwedischen und protestantischen Corps zu vernichten. Statt dessen zog unmittelbar von Nördlingen der Cardinal-Infant an den Rhein, Ferdinand III. (Bild S. 685) sendete ein Corps nach Franken und mit dem Rest marschirte er so langsam westwärts, daß er nicht weiter als nach Stuttgart kam, als schon der Winter weiteren Operationen ein Ende machte. Wie so unzähligemale in der Kriegsgeschichte, bewies sich auch in diesem Falle, daß es leichter ist, zu siegen, als den Sieg gehörig auszunützen.

Es war dies umso bedauerlicher, als Frankreich in dieser Zeit die Maske abwarf und statt des geheimen Einverständnisses, welches Richelieu schon lange mit den Feinden des Kaisers unterhielt, nunmehr als offener Gegner desselben in das Feld rückte. Unter den nichtigsten Vorwänden wurden Ansprüche auf Lothringen erhoben, um dessen Herzog Karl für seinen Anschluß an den Kaiser zu strafen, und im Herbst 1634 rückte Marschall Jacob Nompar de Caumont Herzog von La Force mit 35.000 Mann an den Rhein, während gleichzeitig den Schweden und ihren Verbündeten Geldmittel zur Ausrüstung von 12.000 Mann zur Verfügung gestellt wurden.

Im December überschritten die Franzosen den Rhein und zwangen das baierische Heer dadurch zur Aufhebung der Belagerung von Heidelberg, wogegen es einem kaiserlichen Corps gelang, sich durch einen Handstreich der wichtigen Festung Philippsburg zu bemächtigen. Dank der französischen Geldhilfe und der lässigen Kriegführung des Gallas hatte Bernhard von Weimar im December 1634 schon wieder ein Heer von 21.000 Mann gesammelt, mit welchem er die am Rhein und in Schwaben stehenden katholischen Corps bedrohte.

Bei dieser Gelegenheit war es, wo Herzog Bernhard Gelegenheit nahm, die Einmischung der Geistlichkeit in kriegerische Operationen mit einem prächtigen Witzworte abzulehnen. Wie schon erwähnt, war Pater Josef, die „graue Eminenz", das Factotum des französischen Staatsministers Cardinal Richelieu, der ihn in den verwickeltsten Geschäften gebrauchte. Oefters aber nahm sich der Pater auch heraus, Dinge zu beurtheilen, die außer seinem Wirkungskreise lagen. Als nun Herzog Bernhard nach Paris gegangen war, um mit dem Cardinal-Staatsminister über den nächsten Feldzug Raths zu pflegen, mischte sich Pater Josef in die Erörterungen des Herzogs, gab demselben bestimmte Aufträge, wie er den Feldzug zu unternehmen habe, wobei er auf der Landkarte den zu nehmenden Weg bezeichnete und endlich, auf eine Stelle mit dem Finger zeigend, sagte: „Hier, Herzog, müßt Ihr über den Rhein gehen". Die Antwort des Herzogs machte ihn sofort verstummen, denn diese war: „Herr Pater, Euer Finger ist keine Brücke".

Die von Waldstein angeknüpften Unterhandlungen mit Sachsen wurden auch nach dessen gewaltsamen Ende nicht abgebrochen. Kurfürst Johann Georg war an sich keine kriegerische Natur, konnte ein gewisses Mißtrauen gegen die Schweden nicht unterdrücken und wurde durch die Einmischung Frankreichs noch mehr für den Frieden

mit dem Kaiser gestimmt, wenn ein solcher mit Ehren und — ein wenig Vortheil zu erlangen war. Von sehr weitgehenden Forderungen kam er endlich auf das Verlangen nach Abtretung der Lausitz und Aufhebung des Restitutionsedictes zurück. Es waren auch dies noch bittere Zugeständnisse für die kaiserlichen Minister und Rathgeber, die dadurch endgiltig auf alle so lange verfolgten Pläne einer Gegenreformation in Deutschland verzichten mußten. Aber nachgerade hatten sie doch die Undurchführbarkeit derselben begriffen, und angesichts der von Frankreich drohenden Gefahr war man klug genug, zum Frieden mit Kursachsen zu schreiten, der gewiß nicht ohne Rückwirkung auf andere protestantische Fürsten bleiben konnte.

Interessant für die Manier, in der man damals so hochwichtige Staatsgeschäfte betrieb, ist es, daß in Wien unter Vorsitz des Cardinals Dietrichstein eine Commission von zwanzig Geistlichen eingesetzt wurde, welche vom theologischen Standpunkte aus prüfen sollten, ob der Friedensschluß mit einem protestantischen Fürsten und die Aufhebung des Restitutions-Edictes ohne erhebliche Gewissensscrupel zulässig sei. Das Gutachten der frommen Herren lautete widersprechend, und einzelne erklärten direct, daß der Kaiser ohne Schädigung seines Gewissens einen Frieden unter diesen Bedingungen nicht schließen dürfe.

Das machte auf Ferdinand II. (Bild S. 684) so tiefen Eindruck, daß er im Februar 1635 eine Versammlung der hervorragendsten Räthe, darunter der vielgenannte einflußreiche Beichtvater Pater Wilhelm Lamormain, berief, welcher er die Entscheidung übertrug, „weil er in einer so überaus wichtigen Sache, die das Seelenheil betreffe, keinen selbstständigen Entschluß fassen wollte. Um sein eigenes Gewissen zu entlasten, belastete er dasjenige seiner Räthe und trug ihnen auf, ihm einen solchen Rath zu ertheilen, den sie vor dem Richterstuhl Gottes verantworten könnten". Die Mehrzahl der Räthe faßte die Sache mehr vom politischen als theologischen Standpunkt auf und entschied sich für den Frieden mit Sachsen, zu dessen Unterhandlung man im April 1635 in Prag schritt. Er wurde am 15. Juli ratificirt und enthielt neben den obigen Hauptpunkten eine Reihe nebensächlicher Bestimmungen, unter welchen für uns nur jene interessant ist, welche besagte, daß, im Falle das kaiserliche Heer sich auf 60.000 Mann belaufe, 20.000 davon dem Commando des Kurfürsten von Sachsen unterstellt werden sollten.

Einige kaiserliche Regimenter stießen auch noch im Herbst zur sächsischen Armee, wodurch diese so stark wurde, daß sich der vor Magdeburg stehende schwedische General Baner nach Norden zurückziehen mußte und der Vernichtung kaum entgangen wäre. Aber Kurfürst Johann Georg war in keiner Richtung ein Mann der raschen That, seine Kriegführung zeichnete sich, wie wir gesehen haben, nie durch Kühnheit und Energie aus, auch war er einem guten Trunk mehr als gerade löblich zugethan, und so rückte denn der Winter heran, ohne daß etwas geschehen wäre.

Wenn sich die Dinge auf dem südlichen Kriegsschauplatz besser anließen, so war es nur das Verdienst Johann's von Werth, der das, was dem Oberfeldherrn an Energie mangelte, durch seine Rastlosigkeit und Kampfeseifer ersetzte. In einer Reihe kleinerer Unternehmungen that er den Franzosen großen Abbruch und nöthigte deren General Ludwig von Nogaret, Herzog von La Valette, den sein Cardinal-Barret nicht hinderte, Küraß und Degen zu tragen, das Zugeständniß ab, daß die deutschen Soldaten den französischen jener Zeit weit überlegen waren. Die glänzendste That, welche Werth in diesem Jahre ausführte, war der bei Dieuze erfochtene Sieg, von

welchem ein Chronist sagt: „solches blutiges Schauspiel sei durch ganz Frankreich erschollen“.

Auch Speyer entriß er durch einen gelungenen Ueberfall den Franzosen, denn er war mit seinen flüchtigen Reiterschaaren der wahre Ueberall und Nirgends, vor dem weder Entfernung noch Ueberzahl schützte. Der Freiherrnstand und die Ernennung zum Feldmarschallieutenant lohnten die Verdienste des einstigen gemeinen Reiters, den ein Panegyriker seiner Zeit treffend als magister equitum (Meister der Reiterei) feierte.

Im Sommer 1635 hatte Werth fast ganz Lothringen von den Franzosen gesäubert, und auch als sich Bernhard von Weimar mit ihnen vereinigte, konnten sie sich nicht behaupten und fanden erst an Metz einen Stützpunkt. Als sich im October Gallas mit dem Herzog von Lothringen vereinigte, wodurch man über 40.000 Mann gebot, wäre wieder die Möglichkeit entscheidender Schläge gegeben gewesen, aber die mangelhafte Verpflegung führte zu einer förmlichen Hungersnoth und nöthigte Gallas zum Rückzug.

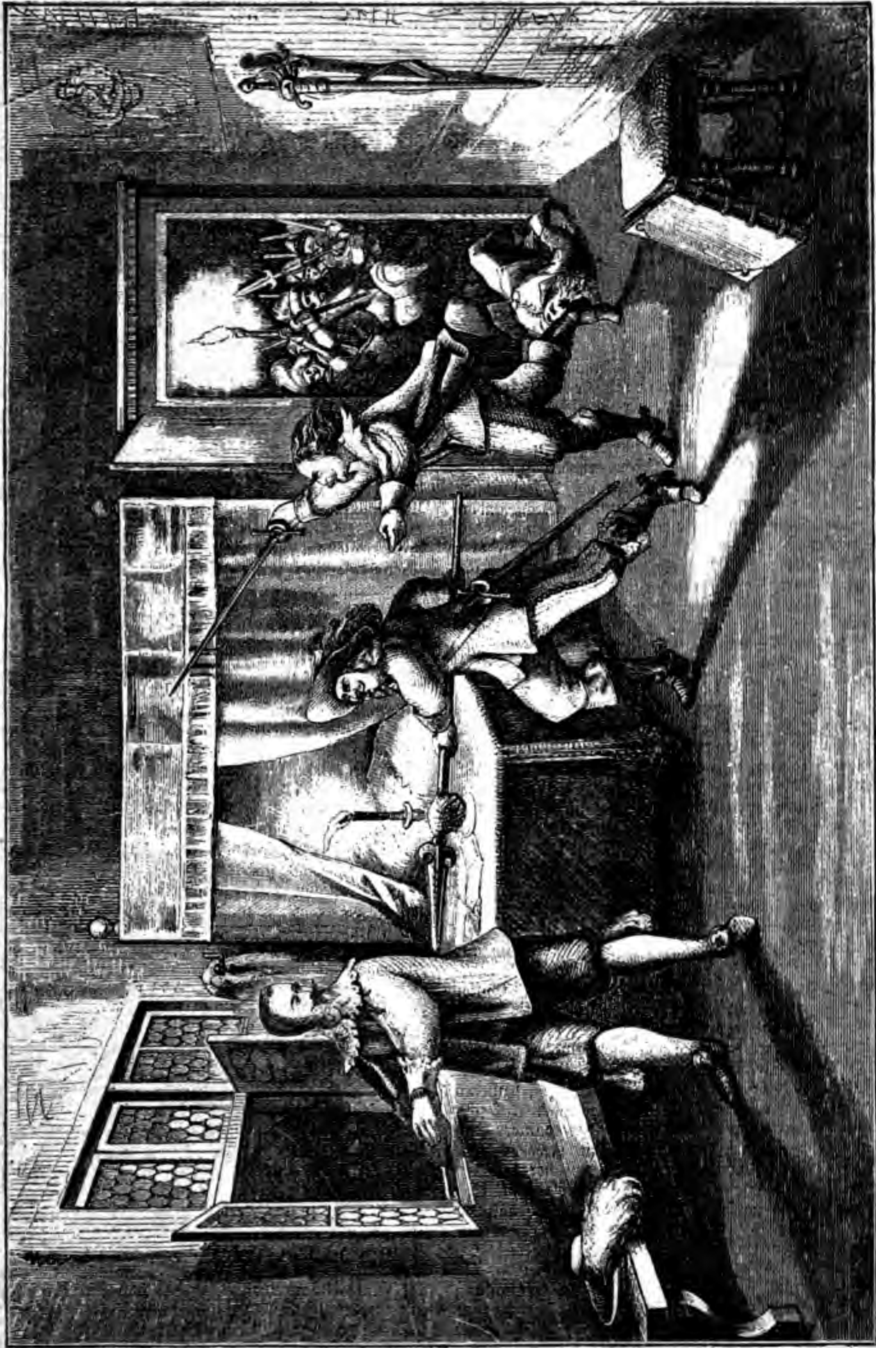
Der Krieg wurde von nun an stets an mehreren Punkten zugleich geführt, und es ist nicht immer leicht, die oft nur aus ganz nebensächlichen Gründen unternommenen Operationen in ein prägnantes verständliches Bild zusammenzufassen.

Im Jahre 1636 wurde am Rhein gekämpft, wo die Franzosen und Bernhard von Weimar gegen die Kaiserlichen und Baiern standen, und in Norddeutschland, wo sich die Schweden und der Rest ihrer deutschen Verbündeten gegen die Sachsen wendeten, welche durch kaiserliche Truppen und die nun gleichfalls übergetretenen Brandenburger verstärkt waren. Auf diesem Kriegsschauplatze entschied die unleugbare Ueberlegenheit des schwedischen Generals Baner, der zu den ausgezeichnetsten Feldherren dieses Krieges zählt und unerschöpflich an Hilfsmitteln war, um auch die ungünstigsten Verhältnisse zu seinem Vortheil zu wenden.

Im Gegensatze zur phlegmatischen Kriegführung des Gegners brach Baner schon im Februar 1636 auf und drang wieder bis Magdeburg vor, von wo er im Vorjahre zurückweichen mußte. Er ermüdete das sächsische Heer durch seine Manöver, kehrte nach dem Norden zurück, weil der kaiserliche General Rudolf Freiherr von Marzin (gest. 1646) Pommern bedrohte, und zog dann, da dieser von Wrangel zurückgewiesen wurde, an die Elbe zurück, ohne indeß, wir er vor hatte, die Wiedervereinigung der Sachsen und Kaiserlichen hindern zu können. Dessenungeachtet ging Baner auf dieselben los und erfocht bei Perleberg einen Sieg über einige kaiserliche Regimenter. Kurfürst Johann Georg, der einen Angriff voraussah, bezog bei Wittstock eine äußerst günstige Stellung, welche den Schweden nur den Angriff in der Front gestattete. In der am 4. October 1636 geschlagenen Schlacht wußte Baner's glänzende Tactik aber die Gegner aus dieser vortheilhaften Position herauszulocken und durch die unerschütterliche Tapferkeit, mit welcher seine Truppen alle Angriffe abschlugen, zu ermüden.

Namentlich die kaiserlichen Truppen kämpften gleichfalls so ausgezeichnet, daß der Sieg gesichert schien, bis Baner die zweifelhafte Schlacht durch eine gelungene Umfassungsbewegung in eine völlige Niederlage der sächsisch-kaiserlichen Armee verwandelte und den Ruhm der schwedischen Waffen, der seit Nördlingen geschwunden war, wieder befestigte. Die fliehenden Verbündeten ließen 11.000 Todte auf dem Schlachtfelde, außerdem verloren sie an 8000 Gefangene, sämmtliches Geschütz und Bagage, darunter

auch die Wägen des Kurfürsten und dessen Silbergeschirr. Für die Schweden lag die erfreulichste Folge dieses gegen eine überlegene Armee erfochtenen Sieges darin, daß



Waldstein's Ermordung, 1634. (Seite 648; Reproduction eines gleichzeitigen Stiches.)

dadurch die schon schwankend gewordene Anhänglichkeit ihrer deutschen Bundesgenossen neue Kräftigung erhielt.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze gebührte die Palme des Erfolges wieder Johann von Werth. Während Gallas sich in Lothringen und der Franche-Comté, ohne besondere Vortheile zu erlangen, mit Bernhard von Weimar maß und höchstens durch das furchtbare Treiben der zu seinem Heere gestoßenen Kosaken Aufsehen erregte, und auch der baierische Feldherr Feldmarschall Götz außer der Eroberung Paderborns nichts Nennenswerthes erreichte, machte Werth im Einverständniß mit dem Cardinal-Infanten seinen berühmt gewordenen Einfall nach Frankreich.

Seinen blitzschnellen Angriffen hielt keine Truppe, kein fester Platz Stand, und wenn er nicht durch des Infanten Zaudern aufgehalten worden wäre, hätte er wohl seinen Plan, Paris zu nehmen, ausgeführt. Der panische Schrecken, den sein Vordringen verbreitete, war so groß, daß man, nach französischen Quellen, „weinende Kinder mit seinem Namen bedrohte, und er als Abgesandter des Höllenfürsten gefürchtet wurde, bei dessen Nennung auch alte Soldaten davonliefen".

Durch die ihm von dem Infanten und dessen Obersten bereiteten Hindernisse ging kostbare Zeit verloren, das fast wehrlose Paris wurde in Vertheidigungszustand gebracht und durch eine rasch zusammengeraffte Armee von 50.000 Mann gedeckt. Dadurch wurde Werth zum Rückzuge gezwungen, nachdem er den Schrecken seines Namens bis in das Herz von Frankreich getragen und große Beute errungen hatte.

Man erzählt aus jenen Tagen folgenden Vorgang: Als schon die Soldaten Johann's von Werth bis Pontoise (sechs Stunden von Paris) streiften, wurde Richelieu so geängstigt, daß er den Kaiserlichen einen Waffenstillstand vorschlug. Diese hatten die Schwachheit, ihn anzunehmen, Werth aber weigerte sich, demselben beizutreten. Unter Anspielung auf den Cardinal Richelieu sagte er zu dem französischen Abgesandten: „Ich werde mit Eurem glatzköpfigen König in Paris selbst unterhandeln. Ich habe Nôtre Dame (unserer lieben Frau) zu Paris eine Wallfahrt gelobt und will dort — bei allen tausend Teufeln! — zu Pferde einreiten, mit dem Säbel als geweihte Kerze in der Faust . . ."

„Aber", bemerkte einer der Abgesandten, „der Wille des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern ist, daß Ihr Euch, Herr General, in die durch den Waffenstillstand bestimmten Grenzen zurückzieht".

„Die Räthe, welche das den gnädigen Herren vorgeschlagen haben, sind Esel und mit vollkommener Blindheit geschlagen!" schrie Werth heftig, „wenn sie wollen, daß ich auf bestem Wege Halt machen soll. — Nein, meine Herren, ich habe mir bis hierher mit dem Säbel den Weg gemacht und werde mich nicht durch die Kapuzinaden Eures Cardinals fortjagen lassen, den ich, wenn nicht der Teufel ins Spiel kommt, an den Schwanz meines Pferdes binden werde. — Geht nur hin, meine Herren, die Pariser sollen endlich Johann von Werth zu sehen bekommen, nachdem sie ihn bis daher nur dem Rufe nach kannten."

Die Rückkehr der Abgesandten nach Paris gab das Zeichen zur allgemeinen Bestürzung; man baute Barricaden in den Straßen, zog Ketten, und die geängstigte Bevölkerung rannte schreiend durch die Stadt: Johann von Werth sei schon in Vincennes und diese Festung in seiner Gewalt. Die Pariser wurden von einem allgemeinen Schrecken ergriffen, der Hof floh nach Fontainebleau und lange Reihen von Fliehenden bedeckten die Straßen nach Chartres und Orleans. Selbst ein Theil der Soldaten blieb von dem allgemeinen Schrecken nicht verschont und begann aus-

zureißen. Erst als sich Werth zurückzog, athmeten die Pariser frei auf und ließen vor Freude darüber in der Nôtre-Dame-Kirche ein Tedeum singen.

In München fand Werth's kühner Zug allerdings Krittler, die es durchsetzten, daß er einen Verweis erhielt, weil er das Unternehmen „ungeheißen“ eingegangen, und „wegen nicht gehaltener Disciplin und ruinirter Infanterie“. Auf Werth's unwirsche Entgegnung, „weil er sehe, daß Einige ihn gerne in Ungnade bringen wollten, wolle er gern quittiren“, beruhigte ihn der Kurfürst, „er sei nicht in Ungnade, solle nur eifrig continuiren“. Und Werth ließ sich dies gesagt sein.

Während er im Jänner 1637 unter großen Festlichkeiten seine Vermählung mit der Gräfin Maria von Spaur zu Köln feierte, kam ihm die Nachricht zu, daß der hessische General Peter Graf von Holzapfel, genannt Melander (geb. 1585, gest. 1648), die von den Kaiserlichen blockirte Festung Ehrenbreitstein verproviantiren wolle. Mitten aus dem Festesjubel brach Werth auf, stieß mit kaum 200 Reitern bei dem Dorfe Grenzhausen auf den Zug Melander's, sprengte dessen rasch formirte Wagenburg, hieb einen Theil der Bedeckung nieder und bemächtigte sich des Proviants. In Folge dessen mußte am 26. Jänner die dem Erhungern nahe französische Besatzung von Ehrenbreitstein capituliren.

Ein Ereigniß, das auch auf die Kriegführung nicht ganz ohne Einfluß blieb, war der am 15. Februar 1637 erfolgende Tod des Kaisers Ferdinand II. Er sollte das Ende des furchtbaren Krieges nicht erleben, dessen Anfänge schon vor seinen Regierungsantritt fielen und der unter ihm zu so schrecklichem Umfang gekommen war.

Sein Nachfolger, Kaiser Ferdinand III. (Bild S. 685), obwohl im Allgemeinen minder begabt als sein Vater, hatte doch eine tiefere Einsicht in das Kriegswesen und wirkte auch auf Ordnung in den Finanzen hin, die unter Ferdinand II. meist in desolatestem Zustand waren; so beschränkte er die Kosten der Hofhaltung, die in den letzten Jahren die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von über einer Million Gulden betragen hatten, auf ein Drittel, und auch die Schenkungen an geistliche Stiftungen und an Günstlinge, die unter Ferdinand II. riesige Summen, beispielsweise alle Güter-Confiscationen verschlungen hatten, hörten unter Ferdinand III. auf. In erster Linie kam dies dem Kriegswesen zugute, auf das Ferdinand III. einen unmittelbareren Einfluß nahm als sein Vater.

Der Eroberung von Ehrenbreitstein ließ Werth, im Frühjahr 1637 rheinaufwärts ziehend, jene von Hanau folgen. Dagegen erhielt das kaiserliche Heer unter dem Herzog von Lothringen am 22. Juni durch Bernhard von Weimar bei Ray an der Saonne eine empfindliche Niederlage, was eine Veränderung im Commando zur Folge hatte. Dasselbe wurde an den Generallieutenant Octavio Piccolomini übertragen. Dieser hervorragende General und Staatsmann stammte aus einem der edelsten italienischen Geschlechter, dem der als Kanzler des Kaisers Friedrich IV. und Gelehrter berühmte Aeneas Sylvius angehörte, der später als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Unser Octavio Piccolomini (Bild Seite 700) wurde am 11. November 1599 zu Florenz geboren und trat mit sechzehn Jahren als gemeiner Pikenier in österreichische Kriegsdienste. Schon 1618 diente er in Ungarn als Rittmeister und vor Neuhäusel übertrug ihm Buquoi in dieser Charge die Führung eines Regimentes. Die meiste Förderung aber erhielt er durch Waldstein, unter dem er in rascher Folge die höheren Würden erklomm. Seine Theilnahme an der Schlacht bei Lützen und sein Verhalten

während Waldstein's Katastrophe wurde schon erwähnt. Er machte dann alle Feldzüge in Baiern, Franken und am Rhein mit und übernahm, wie wir hörten, 1637 das Commando der Rheinarmee, die aber getheilt wurde, so daß er im gleichen Jahre nichts Entscheidendes mehr unternehmen konnte. Piccolomini war kein Feldherr in großartigem Styl, aber erfahren, gewandt und vorsichtig, und rechtfertigte auch in seiner Kriegführung den Beinamen des „Staatsmannes zu Pferde".

Minder glücklich war die Wahl des Fürsten Friedrich Savelli (gest. 1649) der, ziemlich unabhängig von Piccolomini, dazu ausersehen war, mit 12.000 Mann Bernhard von Weimar den Rheinübergang zu wehren. Savelli gehörte zu den unfähigsten Generalen des kaiserlichen Heeres und löste diesmal, wie später noch öfter, seine Aufgabe nicht. Bernhard von Weimar überschritt bei Rheinau den Rhein, und wenn er später wieder zurückgehen mußte, so war dies nicht Savelli's Verdienst.

Durch die Vereinigung der Reste der sächsischen Armee mit baierischen und kaiserlichen Truppen unter Gottfried Huyn von Geleen, Johann Graf Götz und Melchior Graf Hatzfeld verlor Baner 1637 alle Vortheile, die er durch den Sieg bei Wittstock errungen hatte. Kaum entging er der völligen Vernichtung, da er auf seinem Rückzug die Armee von Gallas, der gleichfalls vom Rhein abberufen worden war, auf seinem Weg fand. Aber unerschöpflich an Auskunftsmitteln, gab sich Baner den Anschein, als wolle er nach Polen durchbrechen. Gallas ließ sich täuschen und wollte ihm dies verwehren, ließ aber dadurch die Straße nach der Oder frei. Baner benützte nun rasch diese und vereinigte sich bei Schwedt mit Wrangel, mußte aber Pommern fast ganz an die Kaiserlichen verloren gehen sehen.

Vollkommen ungünstig für die kaiserlichen Waffen verlief das Kriegsjahr 1638. Bernhard von Weimar erschien diesmal mit einem auf französische Kosten wesentlich verstärkten Heer im Felde. Die schon begonnene Belagerung von Rheinfelden brach er ab, als sich das österreichisch-baierische Heer unter Savelli und Werth näherte. Diese beiden Generale aber vertrugen sich nicht, da Savelli, ebenso hochmüthig als unfähig, auf seinen Rang als Herzog und kaiserlicher General pochend, die Leitung der Operationen beanspruchte und Werth mit gutem Grund deren Ersprießlichkeit bestritt.

In der That waren Savelli's Dispositionen so mangelhaft, daß Bernhard von Weimar am 3. März die zerstreuten Gegner angriff und einen glänzenden Sieg erfocht. Der ganze Stab der Verbündeten, darunter Savelli und Werth, wurde gefangen. Dem ersteren gelang es zu entkommen, Werth aber wurde nach Frankreich gebracht, wo er mit allen Ehren behandelt, jedoch erst 1640 ausgewechselt wurde. Sogar im französischen Volks- und Soldatenleben spielt „Jean de Werth" eine Rolle, dessen ritterliche Erscheinung und Manier allerdings einen gewissen Reiz für die Franzosen haben mußte.

In rascher Folge bemächtigte sich nun Bernhard von Weimar der festen Plätze am rechten Rheinufer und Freiburg fiel in seine Hände, und im Mai schickte er sich zur Belagerung der wichtigen Festung Neubreisach an. Da deren Bezwingung bei der Nähe des baierisch-österreichischen Heeres unter Götz und Savelli kaum möglich war, weil ersterer schon wiederholt Proviant und Verstärkung hineingeworfen hatte, entschloß sich Bernhard zu einem Angriff auf seine Gegner. Derselbe erfolgte am 9. August bei Wittenweiher und endete mit einer Niederlage der Verbündeten. Rasch wendete sich Bernhard nun gegen den heranrückenden Herzog von Lothringen

und schlug diesen am 15. October, ohne daß Götz, der seine Armee wieder auf 16.000 Mann gebracht hatte, in den Kampf eingriff. Als er vier Tage später die schon wieder vor Breisach stehende Armee Bernhard's allein angriff, holte er sich nur eine neue Niederlage.

Nun konnte Herzog Bernhard seine volle Kraft der Bewältigung von Breisach widmen, dessen Fall zwar nach der Vereitlung des Entsatzes unvermeidlich war, aber nicht so rasch erfolgte, als es die Ungeduld Bernhard's wünschte. Die Besatzung leistete unter dem tapferen Feldzeugmeister Melchior von Reinach (Rynach) unerschütterlichen Widerstand und erprobte in Ertragung der furchtbarsten Entbehrungen die höchsten Kriegertugenden. Es fehlte schließlich selbst an Getreide, und nun stellte man Brot aus Baumrinde, Kleie und Asche her; Hunde, Katzen und Ratten wurden zu Leckerbissen, ja endlich mußte man sich mit aufgeweichtem Leder begnügen und verzehrte angeblich sogar das Fleisch der ihren Wunden erlegenen Menschen. Mehr als zwei Drittel, nahezu 5000 Mann, der Besatzung gingen an Hunger und Seuchen zugrunde, und erst die Unmöglichkeit, die Massen der Leichen zu begraben, deren Ausdünstung die ganze Umgegend verpestete, bewog Reinach zur Capitulation, die ihm am 17. December mit allen Ehren bewilligt wurde.

Die mit ihren Waffen und fliegenden Fahnen abrückende Besatzung glich einer Schaar von Gespenstern, so hatte die entsetzliche Noth diese tapferen Männer herabgebracht. Die Waffen entsanken den zitternden Händen und mehrere der Beklagenswerthen stürzten halbtodt während des Auszuges zusammen. Herzog Bernhard ehrte in jeder Weise die kriegerische Tugend der Besatzung und wies derselben sofort Proviant zu. Mit wilder Gier fielen die Ausgehungerten über die Lebensmittel her, einzelne verschlangen das gereichte Fleisch und Brot so hastig, daß sie erstickten, und viele gingen an dem Uebermaß zugrunde, das sie nach so langen Entbehrungen zu sich nahmen.

Im Norden wußte Gallas auch diesmal, wie es stets sein Hauptfehler war, die erhaltenen Vortheile weder auszunützen, noch festzuhalten. Dazu kam noch die durch sein übles Beispiel geförderte Disciplinlosigkeit, welche endlich seine Armee der Auflösung nahe brachte. Unter solchen Umständen wurde es Baner leicht gemacht, Pommern wieder zu erobern, und er drückte so heftig auf die erschütterten Regimenter, die Gallas hastig nach Süden führte, daß dieselben wohl ganz zersprengt worden wären, wenn sie nicht an dem sächsisch-brandenburgischen Heer eine Stütze gefunden hätten. Gallas war jetzt wieder an Truppen stärker als sein Gegner, unternahm aber nichts mehr gegen denselben, sondern suchte eiligst die schützenden Winterquartiere in Böhmen und Schlesien auf.

Dagegen ergriff Baner im nächsten Jahre (1639) mit frischen Kräften die Offensive, indem er den Krieg nach Sachsen, in das bisher noch ziemlich verschont gebliebene Land des wankelmüthigen früheren Bundesgenossen trug, wo er selbst seiner Habsucht, seine verwilderten Soldaten aber ihrer ganzen Zuchtlosigkeit freien Lauf ließen. Obwohl die Belagerung von Freiberg mißglückte, schlug er die kaiserliche und sächsische Armee bei Chemnitz (14. April) so nachdrücklich, daß die letztere in alle Winde zerstiebte. Sein Marsch gegen die Elbe und der Angriff auf Pirna bewiesen, daß er in Böhmen einzufallen beabsichtige, und nun erst raffte sich Gallas zu Gegenmaßregeln auf, indem er sein Heer bei Prag concentrirte. Unaufhaltbar drangen aber die Schweden vor, Tetschen, Leitmeritz und Melnik wurden genommen, und nachdem Gallas im offenen Feld eine Schlappe erlitten hatte,

konnte er Prag auch nicht mehr schützen. Baner versuchte die Belagerung dieser Stadt, gab dieselbe aber auf, um sich nach Leitmeritz zurückzuziehen. Ein zweiter Versuch im Herbst fiel wegen der tapferen Vertheidigung, in welcher die Besatzung von der Bürgerschaft unterstützt wurde, nicht besser aus, und Baner begnügte sich nun damit, das nördliche Böhmen auszusaugen und zu brandschatzen.

Tief erschreckt darüber, daß nach fast zehn Jahren die Kriegsfackel wieder in den Erblanden loderte, entfernte der Kaiser endlich Gallas vom Obercommando und übertrug dasselbe seinem Bruder Leopold Wilhelm.

Dieser 1614 geborene Erzherzog war für den geistlichen Stand bestimmt und vereinigte eine ganze Reihe kirchlicher Würden, die Bisthümer Passau, Straßburg, Halberstadt, Brünn, Olmütz, das Erzbisthum Magdeburg und das Großmeisterthum des deutschen Ordens in seiner Person, ohne je die kirchlichen Weihen empfangen zu haben. Thatsächlich paßte er auch nicht recht für den geistlichen Stand, denn neben seinen kriegerischen Neigungen fand er besonders Gefallen an den schönen Künsten, wovon die in ihren werthvollsten Theilen aus seinem Besitze stammende kaiserliche Gemäldesammlung (sogenannte Belvedere-Galerie) noch lautes Zeugniß ablegt.

Die Wahl dieses Prinzen war schon insoferne eine glückliche zu nennen, da er bereits seiner Stellung nach die gehörige Autorität besaß, um die durch das wechselnde Commando, die Eifersüchteleien der Generale und Gallas' Schwäche sehr gesunkene Disciplin in der Armee wieder zu festigen. Damit und mit der Verstärkung derselben beschäftigt, mußte sich Erzherzog Leopold Wilhelm vorderhand damit begnügen, den weiteren Fortschritten der Schweden ein Ziel zu setzen, und er konnte nicht einmal den General Wolf von Mansfeld, der sich nur mit Mühe in Schlesien behauptete, unterstützen.

Am Rhein erfocht Piccolomini am 7. Juni 1639 einen glänzenden Sieg über die Franzosen bei Diedenhofen. Nachdem die Stadt selbst am Morgen durch einen von dem tüchtigen General Johann von Beck ausgeführten Ueberfall den Franzosen entrissen war, griff am Abend Piccolomini die von dem rathlosen Führer, dem Marschall Manasseh de Pas Marquis von Feuquieres, regellos in der Umgegend aufgestellte Armee an und schlug sie nach kurzem Kampfe so entscheidend, daß von keinem Rückzug, sondern nur von wilder Flucht die Rede sein konnte. Der zum Tod verwundete Marschall, viele höhere Officiere, über 3000 Gefangene, die ganze Artillerie, alle Fahnen und das Gepäck fielen in die Hände des Siegers, der einen kaum nennenswerthen Verlust erlitt, während die Franzosen 6000 Todte und Verwundete auf der Wahlstatt zurückließen und ihre Armee so erschüttert war, daß die Cavallerie erst bei Metz die Flucht einstellte.

Leider blieb auch dieser Sieg, der Piccolomini den Titel eines Herzogs von Amalfi eintrug, ohne Folgen, denn nach kurzem Aufenthalt im Luxenburgischen führte Piccolomini sein Heer auf das rechte Rheinufer zurück, wo er im nächsten Jahre 1640 in Niedersachsen den Schweden entgegentrat, Höxter mit Sturm nahm und in das Lüneburgische eindringen wollte, woran ihn aber der von Erzherzog Leopold Wilhelm mit großen Verlusten aus Böhmen und Sachsen verdrängte Baner hinderte.

Unterdessen war im Jahre 1640 zu Regensburg vom Kaiser selbst ein Reichstag eröffnet worden, auf dem das allgemeine Friedensbedürfniß laut zum Ausbruch kam. Ferdinand III., unabhängiger von fremden Ansichten, als sein Vater, zeigte gleich-

falls seine Geneigtheit zu Unterhandlungen, für welche mit den Franzosen Köln, für die Schweden Münster und Osnabrück bestimmt wurden. Es war dies der erste Strahl der belebenden Friedenssonne, die dem unglücklichen Deutschland, freilich erst nach weiteren acht leidensvollen Kriegsjahren, in voller Glorie leuchten sollte.

Indessen hätte der Reichstag zu Regensburg bald eine unliebsame Unterbrechung erfahren. Baner brach mitten im Winter aus seinen Quartieren im Lüneburgischen auf und drang blitzschnell durch Franken und die Oberpfalz vor, so daß es am Tage lag, Regensburg sei das Ziel seines Marsches. Der Kaiser selbst traf alle Vertheidigungsanstalten und Eilboten riefen von allen Seiten die kaiserlichen Truppen herbei. Vielleicht wäre aber Baner, der auch ein französisches Corps unter dem berühmten Marschall Johann Baptist von Guebriant an sich gezogen hatte, sein kühnes Unternehmen gelungen, wenn nicht ein plötzlich eintretendes Thauwetter ihm den Donauübergang verwehrt hätte. Dadurch bekam man Zeit zur Sammlung der Armee unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm, vor welcher sich Baner nach Sachsen zurückzog, um Verstärkungen aufzunehmen. Die Anstrengungen dieses Zuges im Winter waren aber für seinen durch Ausschweifungen aller Art geschwächten Körper zu viel; halbtodt kam Baner in Halberstadt an, wo er am 20. Mai 1641 starb. Er war ein ausgezeichneter Feldherr, aber sonst bot er keinerlei achtenswerthe Seite. Ohne nennenswerthes Vermögen trat er das Commando an, bei seinem Tode hinterließ er eine Million Thaler, die dem aus unzähligen Wunden blutenden Deutschland abgepreßt waren.

Nachdem es große Zwistigkeit gegeben, bequemten sich die schwedischen Oberste den von Baner am Todtenbette als seinen Nachfolger vorgeschlagenen General Leonard Torstenson (Bild S. 701) anzuerkennen.

Ziemlich rasch war Erzherzog Leopold Wilhelm, bei dessen Heere sich auch Piccolomini befand, den Schweden nachgerückt, die nach Baner's Tod Sachsen räumten und bis gegen Wolfenbüttel zurückwichen. Diese Festung, in der Oberst Rauschenberg von der kaiserlichen Armee commandirte, wurde von den braunschweigischen Fürsten belagert und der Erzherzog wollte den Zweck, sie zu entsetzen, mit dem weiteren verbinden, die welfischen Fürsten durch eine Niederlage zur Unterwerfung zu zwingen.

Bei seinem Nahen hob man die Belagerung auf, und das aus Deutschen, Schweden und Franzosen bestehende Heer bezog eine günstige Stellung am linken Ufer der Ocker. In der Mitte des schwedischen Heeres stand der Trauerwagen mit der Leiche Baner's die man noch immer mitführte.

Trotz der Abmahnung Piccolomini's bestand der Erzherzog doch darauf, eine Schlacht zu liefern, die er am 29. Juni 1641 durch den Uebergang auf das linke Ockerufer einleitete. Der Kampf drehte sich hauptsächlich um den Besitz eines ausgedehnten Waldes, um welchen durch drei Stunden so erbittert gerungen wurde, daß „die Musketiere einander die Musketen an die Augen setzten, die Officiere und Pikeniere aber Faust gegen Faust fochten“.

Die altberühmte Tapferkeit des schwedischen Fußvolkes bewährte sich und als ein vehementer Reiterangriff des schwedischen Generals Johann Christof Graf Königsmark auf die schon erschöpften kaiserlichen Regimenter stieß, wichen dieselben, und zwar der linke Flügel ziemlich eilig, der rechte unter Piccolomini's Führung aber in guter Ordnung. Der Verlust an Todten und Verwundeten wird für beide Theile

ziemlich gleich mit 4000 Mann angegeben, dagegen verloren die Deutschen, die bei Wolfenbüttel Halt machten, über 500 Gefangene und mehrere Fahnen. Obwohl der Erzherzog eine Niederlage erlitten hatte, traten die Fürsten von Braunschweig doch in Unterhandlungen, die auch zu einem Frieden mit dem Kaiser führten. Dagegen trat der neue Kurfürst von Brandenburg von der kaiserlichen Partei zurück, indem er 1642 einen zweijährigen Waffenstillstand mit den Schweden schloß und dadurch seinem Lande die Neutralität sicherte.

In der Kriegführung am Rhein war schon im Jahre 1639 eine entscheidende Wendung durch den am 18. Juli erfolgten Tod des Herzogs Bernhard von Weimar eingetreten, den man lange als Folge einer Vergiftung auf Anstiften Richelieu's ansah. Allerdings mußte dieser hochsinnige Fürst und ausgezeichnete Feldherr nachgerade unbequem werden, da er deutlich durchblicken ließ, daß er keinesfalls ein willenloses Werkzeug der französischen Politik sein wolle, aber ein zwingender Beweis für jene Beschuldigung wurde nie erbracht. Daß Herzog Bernhard seine glänzenden Fähigkeiten in fremdem Dienst gegen das eigene Vaterland brauchte, ist ein oft gemachter schwerer Vorwurf, der aber viel an Gewicht verliert, wenn man die Zeit, in der er wirkte, und ihre Widersprüche erwägt.

Um seine eigentlich herrenlose Armee bewarben sich mehrere Fürsten, aber sie trat in die Dienste Frankreichs, das am raschesten und das meiste Geld herbeischaffte. Das Obercommando über dieselbe erhielt zuerst General Guebriant, später der berühmte Marschall Heinrich de la Tour d'Auvergne Vicomte von Turenne.

Sowohl in Köln als in Münster waren die Friedensunterhandlungen eröffnet worden, obwohl sich niemand geneigt zeigte, die Waffen aus der Hand zu legen und jeder Erfolg der einen oder anderen Seite nur dazu diente, die Ansprüche zu steigern. Während im Westen außer der von den Franzosen gegen den kaiserlichen General Wilhelm Graf Lamboy gewonnenen Schlacht bei Hubst nichts Besonderes vorfiel, errang Torstenson glänzende Erfolge. Zuerst warf er den hier commandirenden Herzog von Sachsen-Lauenburg bei Schweidnitz vollkommen über den Haufen, wobei er diesen wankelmüthigen Ueberläufer gefangen nahm. Bis nach Mähren vordringend, eroberte er Olmütz, nahm dann in Schlesien Oppeln und versuchte es mit der Belagerung von Brieg, die aber an dem tapferen Widerstande des kaiserlichen Obersten Ranft scheiterte. Vor dem überlegenen Heere des Erzherzogs Leopold Wilhelm und Piccolomini's zog sich Torstenson zurück, vereinigte sich mit Königsmark und Wrangel und erschien plötzlich im October vor Leipzig, das Baner schon 1637 vergeblich belagert hatte.

Erzherzog Leopold Wilhelm war ihm aber auf den Fuß nachgezogen, Torstenson hob die Blokade Leipzigs auf und erwartete seinen Gegner auf dem gleichen Schlachtfelde, auf dem Gustav Adolf zwölf Jahre früher seinen ersten großen Sieg über Tilly erfochten hatte. Erzherzog Leopold Wilhelm, der den 20.000 Mann zählenden Schweden um 2000 Mann überlegen war, wollte der Vereinigung derselben mit dem heranziehenden Guebriant zuvorkommen und entschloß sich zu jener zweiten Schlacht von Breitenfeld (2. November 1642), die in ihren Folgen kaum weniger verhängnißvoll für die kaiserliche Sache war als die erste.

Der anfänglich schwankende Kampf nahm durch die ganz unmotivirte, nur durch panischen Schrecken erklärliche Flucht der Reiterei des kaiserlichen linken Flügels eine schlimme Wendung, denn dadurch wurde das Fußvolk dieses Flügels umfaßt und fast

ganz aufgerieben. Vergebens waren nun alle Bemühungen des Erzherzogs, der wie ein gewöhnlicher Soldat focht und mit Gewalt vom Schlachtfeld weggezogen werden mußte; die Niederlage war nicht mehr aufzuhalten. Die volle Wucht des schwedischen Angriffes stürzte sich nun auf den rechten Flügel, dem es ebenso schlimm erging; ganze Bataillone wurden erschlagen oder gefangen genommen. Nur Trümmer des kaiserlich-sächsischen Heeres entkamen, darunter Piccolomini mit 1500 Mann. Erst in Komotau sammelte sich das dieser furchtbaren Niederlage entronnene Drittel des Heeres.



Johann de Werth. (Seite 657.)

Wieder war eine jener plötzlichen Veränderungen der Sachlage eingetreten, wie wir sie in diesem merkwürdigen Kampf schon öfters sahen. Wenn Kaiser Ferdinand III. sich derselben mehr gewachsen zeigte, so war daran seine bessere Finanzwirthschaft betheiligt, aber auch der Umstand, daß mit wenigen Ausnahmen seit dem Eintritt Frankreichs in den Kampf die meisten deutschen Fürsten auf die Seite des Kaisers neigten, zumal von dem Restitutionsedict und ähnlichen Plänen keine Rede mehr war. Mit den von den Ständen der österreichischen Länder bewilligten Mitteln gelang es, die Armee in Kürze wieder zu reconstruiren.

Uebrigens beging auch Torstenson den Fehler, sich mit der Belagerung Leipzigs aufzuhalten, statt sofort nach Böhmen vorzubrechen. Dadurch mußte er erleben, daß der im Februar 1643 mit 12.000 Mann von Böhmen heranziehende Piccolomini ihn zwang, die Belagerung von Freiberg aufzuheben, vor das er nach Leipzigs Fall gezogen war.

Die Niederlage bei Breitenfeld erforderte aber doch ihre Opfer, denn der Kaiser gestattete den Uebertritt Piccolomini's in spanische Dienste, enthob den Erzherzog Leopold Wilhelm des Obercommandos und übertrug dasselbe abermals dem Grafen Gallas. Dieser begann mit einer Theilung, er selbst wollte an der Elbe operiren, die Generale Hatzfeld an der Weser und Götz an der Oder. Aber trotz seiner numerischen Ueberlegenheit war er nicht im Stande, Torstenson von Böhmen fernzuhalten; nach einer Beschießung von Prag suchte dieser Gallas bei Chrudim zum Schlagen zu zwingen, als dieser aber auswich, rückte er nach Mähren vor, nahm Kremsier und Tobitschau, und nachdem er bei dem Versuch, Ungarisch-Hradisch zu stürmen, eine Schlappe erlitten hatte, gegen Brünn.

Nun erst fand Gallas den Muth, sich ihm entgegenzustellen, da zwang der Ausbruch des Krieges zwischen Dänemark und Schweden Torstenson zum Rückzug nach Holstein, wo er schon Ende 1643 eintraf.

Auf ausdrücklichen kaiserlichen Befehl rückte ihm Gallas nach und vereinigte sich im Sommer 1644 mit einem dänischen Corps. Aber es kam nicht zum Schlagen, und als Torstenson wieder Miene machte, nach Süden zu ziehen und in die kaiserlichen Länder einzufallen, beeilte sich Gallas, ihm zuvorzukommen. Aber seine Trunksucht war so arg geworden, daß er oft tagelang nicht vollkommen bei Besinnung war; natürlich wiederholte sich das alte Schauspiel, das Heer schwand förmlich von selbst zusammen, und als Gallas im Jänner 1645 in Böhmen ankam, hatte er von 22.000 Mann, mit welchen er ausgezogen war, nur mehr 2000 beisammen, dadurch seinen Ruf als „Heerverderber" auf das glänzendste rechtfertigend.

Auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz machte sich 1643 wieder Johann von Werth bemerkbar, der endlich gegen Horn ausgewechselt wurde. Auf die interessante Episode der Belagerung von Hohentwiel werden wir an anderer Stelle zurückkommen. Ueberhaupt war der Kriegsschauplatz mehr nach Osten vorgeschoben, und auch der letzte Theil Deutschlands, der bisher unberührt geblieben war von den Verheerungen des Krieges, das gesegnete Württemberg, bekam diesen jetzt in furchtbarer Weise zu kosten.

Der in jeder Beziehung ausgezeichnete baierische Feldmarschall Franz Freiherr von Mercy hatte Guebriant gegenüber einen schweren Stand, und erst als Werth denselben durch einen seiner gewohnten kühnen Angriffe bei Cannstatt geworfen hatte, bekam Mercy Luft. Kaum aber hatte der französische Heerführer die vom Prinzen Ludwig von Bourbon-Condé, den man später den „großen Condé" nannte, herbeigeführte Verstärkung von 20 Regimentern an sich gezogen, als er vom Rhein mit der Absicht, in das Herz von Baiern einzufallen, aufbrach. Aber Mercy bereitete ihm durch kluge Dispositionen so viel Hindernisse, daß er den Gedanken wieder aufgab und Rottweil belagerte.

Einer der begabtesten Schüler und als Reiterführer sein würdiger Rivale, Oberst Graf Johann von Spork (Bild Seite 700) überfiel am 7. November einen bei Geislingen detachirten Theil des französischen Belagerungsheeres unter dem berühmten General Reinhold von Rosen. Mit nur 530 Reitern schloß Spork zur Nachtzeit das

Dorf ganz ein und drang dann unversehens in dasselbe. Die aus dem Schlaf geschreckten Feinde wagten gar keinen Widerstand; von 1200 seiner Reiter rettete sich Rosen mit kaum einem Viertheil, die übrigen wurden zusammengehauen oder gefangen.

Dieser empfindliche Verlust war nur der Anfang des Mißgeschickes für die französische Armee. Denn obwohl Rottweil am 16. November zur Capitulation gezwungen wurde, hob der Tod Guebriant's, dem eine Kanonenkugel den Arm zerschmettert hatte, diesen Vortheil vollkommen auf. Ahnungsvoll beklagte der Marschall in seinen letzten Stunden das Schicksal seiner Truppen, deren Commando der untüchtige Josias Graf Ranzau (Ranzow) übernahm.

Guebriant's Befürchtungen sollten sich rasch erfüllen. Am 24. November, bei grimmiger Kälte und dichtem Schneegestöber, stand die französische Armee, zu welcher auch die einstigen Truppen Bernhard's von Weimar zählten, in der Stärke von 14.000 Mann bei Tuttlingen. Ohne durch den Ueberfall bei Geislingen gewitzigt zu sein, überließ man sich, den Feind weit entfernt wähnend, der tiefsten Ruhe und versäumte alle Vorsichtsmaßregeln. Die Sorglosigkeit war so groß, daß sogar die auf einem Kirchhof placirte Artillerie ohne jede Wache war und man im französischen Hauptquartier keine Ahnung von den Bewegungen Mercy's und des Grafen Hatzfeld hatte, welche Tuttlingen in weitem Kreise umspannten.

Da wiederholte sich in viel größerem Maßstab das Schauspiel von Geislingen. Wie ein Wetterstrahl brach, während eisiger Regen und Schnee vom Himmel rieselten, Johann von Werth mit seinen Dragonern und Croaten über die Franzosen herein. Schon waren die Geschütze erobert und die wenigen Wachen, welche ihre Pflicht thaten, zusammengehauen, und noch immer ahnte man in Tuttlingen das hereinbrechende Unheil nicht. Da ließ Werth aus den französischen Kanonen einige blinde Schüsse abgeben, und auf dieses Alarmsignal eilen einzelne Abtheilungen Franzosen herbei, die niedergemacht oder gefangen wurden. Wie ein Dämon rast Werth weiter auf Möringen zu, wo zehn französische Regimenter liegen, die nicht dazu kamen, sich zu formiren, sondern ebenfalls vernichtet und gefangen werden.

Vergebens sucht General Rosen mit seiner Reiterei etwas zu retten, er sieht sich der ganzen baierischen Armee gegenüber und eilt mit verhängtem Zügel nach Rottweil zurück, verfolgt von Spork und Kaspar Mercy, die ihm 2000 Gefangene und 8 Fahnen abnehmen. Außerdem zählte man noch 6500 Gefangene, darunter den Grafen Ranzau, vier andere Generale und eine große Zahl höherer Officiere; 3500 Franzosen deckten die Wahlstatt, während der Verlust des baierisch-kaiserlichen Heeres kaum nennenswerth war. Zur Beute gehörte die ganze Artillerie und Bagage, die oft sehr kostbaren Ausrüstungen der höheren französischen Officiere und reiche Baarbestände an Silber und Gold, darunter ein Monatssold der Armee.

Wenige Tage nach dem Ueberfall von Tuttlingen, der dem so gefürchteten Heere Bernhard's von Weimar ein fast gänzliches Ende bereitete, fiel auch Rottweil in Mercy's Hände, wobei man wieder 2200 Gefangene machte.

Wir begnügen uns, da weder kaiserliche noch deutsche Truppen dabei betheiligt waren, mit der kurzen Bemerkung, daß der Herzog von Enghien bei Rocroi (19. Mai 1643) einen Sieg über die spanische Armee unter Don Francisco de Melo erfocht, welcher zur Vernichtung derselben und zum Verlust des vor vier Jahren von Piccolomini eroberten Diedenhofen führte. Indessen drohte dem Kaiser von Ungarn her, wo seit 1626 Ruhe geherrscht hatte, in dem Nachfolger Bethlen's, dem

Fürsten Georg I. Rakoczy von Siebenbürgen, ein neuer Feind zu erstehen. Mit schwedischen Subsidien rüstete derselbe ein zahlreiches Heer aus, mit dem er im Frühjahr 1644 gegen Oberungarn vorrückte, wo ihm bei dem Mangel aller Gegenmaßregeln Kaschau, Eperies, die Bergstädte und die ganze Zips zufielen. Als sich jedoch Götz und Puchaim mit einer Armee von 20.000 Mann, zu welcher unter Graf Niklas Esterhazy 7000 Ungarn stießen, ihm entgegenstellten, mußte er trotz seiner dreifachen Uebermacht hinter die Theiß zurückgehen. Die in Tyrnau eingeleiteten Friedensunterhandlungen waren mehrmals im Begriffe, zu scheitern, da Rakoczy durch die Erfolge der Schweden neuen Muth bekam und sogar einen Zug nach Wien plante; erst als der Sultan auf Betreiben des kaiserlichen Gesandten ihm mit dem Einrücken der türkischen Truppen in Siebenbürgen drohte, entschloß sich Rakoczy am 8. August 1645 zu einem Frieden, in dem ihm sieben ungarische Comitate überlassen wurden.

Denn es kam wieder eine für die kaiserlichen Waffen äußerst verhängnißvolle Periode, in welcher der Feind bis in das Herz der Monarchie vordrang, so daß der Kampf sich gegen das Ende des Krieges dem Punkte zuwendete, von dem er vor so langen Jahren ausgegangen war. Aus den Trümmern der aus Dänemark rückkehrenden Armee des Gallas, den Truppen des aus Ungarn abberufenen Generals Götz und einem baierischen Hilfscorps unter Johann von Werth und Spork bildete Hatzfeld im Winter 1644/45 eine neue Armee von 16.000 Mann, mit welcher Torstenson aus Böhmen hinausgeworfen werden sollte.

Obwohl der Kaiser von Prag aus selbst auf die Leitung der Operationen Einfluß nahm, erreichte man den angestrebten Zweck nicht, ja wahrscheinlich wurde dadurch das Uebel des vielköpfigen Commandos noch vermehrt. Durch meisterhafte Bewegungen gelang es Torstenson, die kaiserlichen Generale zu täuschen und ganz Böhmen in südöstlicher Richtung, von Eger bis Tabor, zu durchqueren. Nur durch forcirte Märsche erreichte ihn die kaiserliche Armee, um seine Absicht, durch Oberösterreich bis Wien vorzudringen, zu vereiteln, und am 6. März 1645 kam es bei Jankau unweit Tabor zur Schlacht, welche für die kaiserlichen Waffen eine der unglücklichsten des ganzen Krieges war. (Bild S. 676 und 677.)

Im Grunde konnte man auch von dieser Schlacht sagen, daß sie schon verloren war, ehe man sie schlug, obwohl sich die Streitkräfte mindestens gleich waren. Aber dem zielbewußten Handeln Torstenson's gegenüber herrschte im kaiserlichen Hauptquartier Uneinigkeit und Schwanken, das der nominelle Obercommandant Graf Hatzfeld vor dem Kaiser naiv dadurch entschuldigte, er habe keine festen Dispositionen treffen können, weil Torstenson „gemeiniglich nicht allzeit dahin intendire, da er am meisten Rumor machet!"

Die Hauptschuld wälzte man später auf den in der Schlacht gefallenen General Götz, der sich freilich nicht mehr vertheidigen konnte. Er soll auf dem von ihm commandirten linken Flügel die ihm aufgetragene Besetzung einiger Höhen nicht rechtzeitig vollzogen und sich gar nicht über das Terrain informirt haben. Als er dann auf eine neue Mahnung Hatzfeld's den Befehl ausführen wollte, fand er die erwähnten Höhen bereits stark besetzt und verwickelte sich in dem coupirten Terrain derart, daß er nach dem Berichte Hatzfeld's „durch eine Enge zwischen zweien Wäldern durchgelaufen, daß er zu seiner Linken, auch hinter ihm ein dicker Wald, vor ihm ein großer Teich, zwischen welchen manchmal nicht mehr Platz, daß nur eine Compagnie *marschiren* könnte".

Alle Versuche, welche Hatzfeld machte, um den linken Flügel aus dieser be-
nklichen Situation zu retten, erwiesen sich vergeblich, das feindliche Feuer wüthete
örderisch unter den zusammengekeilten Truppen, und als Feldmarschall Götz selbst
fallen war, löste sich die Ordnung — und in wilder Flucht trachteten Alle, dieser
lle zu entkommen.

Hatzfeld faßte nun den Entschluß, die Schlacht abzubrechen, um sie am nächsten
ge vielleicht unter günstigeren Umständen wieder aufzunehmen oder den Rückzug anzu-
ten. Aber dieser vorsichtige Entschluß wurde durch den ungestümen Feuereifer Johann's
n Werth, der den rechten Flügel commandirte, vereitelt. Hatzfeld warf dem-
ben vor, er habe „aus Irrthum oder eigenmächtig eine andere Höhe mit Reitern,
ßvolk und Geschütz besetzt, als er ihm aufgegeben". Es mag wohl sein, daß sich
erth durch seinen Ungestüm weiter fortreißen ließ, als unter den herrschenden
ständen räthlich war, aus Allem geht aber der Mangel fester Dispositionen hervor,
der die einzelnen Generale zu selbstständigem Vorgehen verleiten, ja fast zwingen
ßte.

Mit aller Bravour warf sich Werth auf den ihm gegenüberstehenden Feind,
bei dabei eine terrassenförmige Höhe genommen werden mußte. Er warf die
weden auch und eroberte die Bagage, wobei auch Torstenson's Gemahlin in
ne Hände fiel. Während aber die Reiter plünderten, sammelte Torstenson seine
uppen wieder und jagte nun die gelockerten Reiterschaaren wieder den Berg hinab.
r Versuch Hatzfeld's, durch einen allgemeinen Angriff dem rechten Flügel Zeit
m Sammeln zu geben, verwickelte auch noch den Rest der kaiserlichen Truppen in
e Niederlage, die nun eine allgemeine wurde.

Das letzte Heer, das dem Kaiser zur Vertheidigung seiner Monarchie zur Ver-
gung stand, war vernichtet. Die Zahl der Todten, worunter Feldmarschall Götz
, betrug 4000; an Gefangenen, darunter Feldmarschall Graf Hatzfeld, 5 andere
nerale, 7 Oberste und 178 Officiere, fielen den Schweden über 4000 Mann in die
ände, die außerdem die ganze Bagage, 26 Geschütze und alle Munitionswagen
beuteten.

Ein Theil der versprengten Truppen rettete sich nach Prag, Werth eilte mit
 Schwadronen, die sich durchgeschlagen hatten, über Klattau nach Baiern. Noch
 Abend der Schlacht machte er seinen Officieren den Vorschlag, „die wegen ihres
en Glücks unachtsamen und sich dessen von den Flüchtigen gewiß nicht versehenden
hweden zu überfallen". Aber das Mißgeschick des Tages hatte den kühnen Muth
ner Reiter gebeugt und man weigerte sich, ihm zu einem solchen allerdings toll-
nen Unternehmen zu folgen.

Bezeichnend ist der Schlußsatz von Hatzfeld's Bericht an den Kaiser, der natür-
h die Aufgabe hat, den Verfasser vollkommen zu entlasten: „daß man sich mit dem
ind schlagen sollte, ist Euer Kaiserlichen Majestät allergnädigster Befehl gewesen,
m hab' ich zwar schuldiger Massen wollen nachleben: Ob es aber denselben Tag,
en oder drey oder mehr darnach geschehen, wann es nur mit guter Consideration
chehen, würde verhoffentlich mir keine Verantwortung verursacht haben, darumb bin
 ungeachtet vieler Leute Reden gantz resolviret gewesen, dem Feind so lange vor
er zu Seiten zu gehen, und nichts zu riskiren, bis ich hierzu einige gute Gelegen-
t, welche sich auf vielerlei Weise hätte begeben können, präcipitiret werden, mir
rhoffentlich niemands vernünftiglich beimessen". Der Zwiespalt zwischen Werth's

allerdings oft zu großer Kampfbegierde und der Bedächtigkeit Hatzfeld's, die an Aengstlichkeit grenzt, spricht sich in diesen Zeilen deutlich aus.

Die Lage des Kaisers war nach dieser Schlacht eine geradezu verzweifelte, umsomehr als sein treuester Bundesgenosse, Maximilian von Baiern, einem neuen französischen Angriff ausgesetzt, ihm keine Hilfe leisten konnte. Aber wie so oft früher und später erwies sich in der größten Noth die eigene Kraft Oesterreichs als unversiegbar.

Torstenson wendete sich nach seinem Sieg, der ihn jeder Sorge vor einem Gegner zu entheben schien, nach Mähren, wo die meisten Städte ohne Widerstand in seine Hand fielen. Dann schwenkte er nach Westen, erreichte bei Krems die Donau und zog an deren linkem Ufer gegen Wien, Schrecken und Verwüstung auf dem ganzen Zug hinter sich lassend. Schon Gustav Adolf glaubte in katholischen Ländern nicht mehr zu jener Schonung und strengen Manneszucht verpflichtet zu sein, die er bei seinem ersten Erscheinen in Norddeutschland geübt hatte. Seither war das durch Werbung ergänzte, buntzusammengewürfelte Heer durch den langen Krieg, in dem tolles Schwelgen mit der äußersten Noth wechselte, verwildert und die Soldaten sahen in der Habsucht ihrer Officiere und Generale ein nachahmenswerthes Beispiel. Die Leiden der Bevölkerung durch diesen Einfall der Schweden in Oesterreich spotten jeder Beschreibung, und ein im Volk lebendig gebliebener Nachhall dieser furchtbaren Zeit ist das Liedchen, mit dem man noch in unserem Jahrhundert die Kinder erschreckte:

„Die Schweden sind kommen,
Haben Alles mitg'nommen,
Die Fenster eing'schlagen,
Das Blei davon 'tragen,
Hab'n Kugeln d'raus 'gossen,
Die klein' Kinder damit erschossen."

Vor diesen schwedischen Greueln erblichen in Oesterreich sogar für eine Zeit die Erinnerungen an die Schrecken der Türkeneinfälle, die allerdings später wieder in furchtbarer Weise aufgefrischt wurden.

Erst unmittelbar vor Wien fand Torstenson wieder einen Aufenthalt. Erzherzog Leopold Wilhelm hatte nochmals das Commando einer Armee übernommen, die eigentlich nur in einzelnen Fragmenten bestand, und warf sich mit diesen an der Donau dem Feind entgegen. Die Wolfsschanze, ein fester Brückenkopf am linken Stromufer gegenüber der heutigen Brigittenau (damals Wolfsau), fiel zwar am 9. April in die Gewalt Torstenson's, aber der dabei erfahrene heftige Widerstand ließ ihn von einer weiteren Bedrohung Wiens absehen, bis er mit Rakoczy gemeinsam vor dasselbe ziehen könnte.

Noch vorher sandte er einen Parlamentär nach Wien, um die Auswechslungen der Gefangenen vorzuschlagen, wie er sich denn überhaupt bei den darüber zu Ulrichskirchen (V. U. M. B.) eingeleiteten Verhandlungen so coulant bewies, daß ihn der Kaiser einladen ließ, Vertraute nach Wien zu schicken und dort Einkäufe zu machen. In Folge dessen traf Torstenson's Kammerdiener mit mehreren Begleitern am 10. Mai unter Freipaß in Wien ein, nahm im Gasthause „zum blauen Hecht" in der Sterngasse sein Absteigequartier und besorgte im Auftrage seines Herrn und in Begleitung eines kaiserlichen Officiers reichliche Einkäufe, besonders an geschmücktem Reitzeuge, so daß die Wiener Kaufleute mehrere tausend Thaler Erwerb von dem Feinde vor den Thoren zogen, die Viertelsmeister aber vollauf zu thun hatten, den Fremden

zwischen den von allen Seiten zusammenlaufenden Neugierigen freie Bahn zu machen. Der alte Kammerdiener des schwedischen Feldherrn war aber ein so gewitzigter Mann, verstand so wohl zu handeln und jede schwache Seite der Waare herauszufinden, daß aus jener Zeit die Wiener Redensart sich herleitet, welche einem erfahrenen, durch nichts in Verlegenheit zu bringenden Manne noch heute die Bezeichnung „alter Schwede" beilegt.

Das Hauptquartier der kaiserlichen Truppen und der Wiener Garnison war die Wolfsau (heute Brigittenau), damals und noch lange hernach bis in unsere Tage eine unbewohnte, mit Wiesen und Gebüsch bewachsene, wildreiche Donauinsel, die ihren Namen von dem Umstande führte, daß sie in der Vorzeit der Lieblingsaufenthalt von Wölfen und anderen reißenden Thieren gewesen. Daß auch der Befehlshaber der Vertheidigung, Erzherzog Leopold Wilhelm, sein Standquartier daselbst hatte, gab Anlaß zu einer ganz unwahren Sage. Es soll nämlich am Morgen des Festtages der heiligen Brigitta der Erzherzog, wie er gewöhnlich that, sein Frühgebet auf den Knien liegend verrichtet haben, während welcher Andacht aber eine Kanonenkugel durch sein Zelt flog und zu seinen Füßen niederfiel, ohne anderen Schaden zu verrichten, als daß sie das Feldtischchen umriß. Zum ewigen Andenken soll nun der Erzherzog an eben der Stelle und ganz nach der Form seines Zeltes der Tagespatronin eine Capelle erbauen lassen haben, nach welcher die Wolfsau den Namen Brigittenau erhielt. Gegen die Legende spricht der Umstand, daß der Biograph des Erzherzogs, der Jesuit Nicolaus Avancini (Professor der Theologie, Collegiumsrector in Wien, geb. Tirol 1611, gest. Rom 1686), der mit sorgsamster Genauigkeit Alles aufzeichnete, was dem Erzherzog von der Geburt an bis zum Tode begegnete, nirgends dieses Ereignisses erwähnt. Bezüglich der der heiligen Brigitta geweihten Capelle ist durch den Stiftsbrief constatirt, daß dieselbe Kaiser Ferdinand III. selbst im Jahre 1651 „zu eigenem Heil und Erquickung aller abgeleibten (verstorbenen) des Erzhauses Oesterreich Vorfahren" für das dortige Jagd- und Mauthpersonale im Achtecke erbauen ließ.

Nach Mähren zurückgekehrt, unternahm Torstenson die Belagerung von Brünn, deren denkwürdige Vertheidigung durch General De Souches und die Bürgerschaft ihm aber sehr große Verluste zufügte, ohne daß er sein Ziel erreicht hätte. Mittlerweile war Rakoczy in der uns bekannten Weise zur Lösung seines Bündnisses mit den Schweden gezwungen worden, ein neuer Einfall der Schweden in Niederösterreich, der sie bis Stockerau führte, hatte kein anderes Resultat, als eine neuerliche Verheerung des Landes, da Erzherzog Leopold Wilhelm jeden Uebergang auf das rechte Donauufer unmöglich machte, und Torstenson zog sich sengend und brennend über Böhmen nach dem Norden zurück. Damit war eine der furchtbarsten Gefahren, welche Oesterreich in diesem Kriege bedrohten, glücklich abgewendet. Auf die interessante Belagerung Brünns werden wir an anderer Stelle zurückkommen.

Der mißliche Verlauf dieses Kriegsjahres hatte indessen auch den stets ängstlichen Kurfürsten von Sachsen bewogen, sich von der kaiserlichen Sache zu trennen und einen Waffenstillstand mit den Schweden zu schließen. So beklagenswerth dies in gewissem Sinne sein mochte, so hatte es doch sein Gutes, weil dadurch die mitten im Kriegsgetöse fortdauernden Friedensunterhandlungen vereinfacht wurden.

Im Westen Deutschlands, wo der überaus tüchtige Feldmarschall Franz Freiherr von Mercy das Commando führte, schwankte der Kampf unentschieden, da an

Guebriant's Stelle Marschall Turenne getreten war, in dem die Franzosen mit Recht heute noch einen ihrer größten Feldherren sehen.

Nach der Einnahme von Freiburg (28. Juni 1644) sah sich Mercy, obwohl er einen durch drei Tage erneuerten Angriff der Franzosen auf seine feste Stellung bei Uffhausen blutig abgewiesen hatte, doch zum Zurückweichen genöthigt, da nicht allein die kaiserlichen Truppen unter Hatzfeld, sondern auch Johann von Werth abberufen wurden, um Torstenson entgegenzutreten. So gingen Mainz, Speier und Mannheim an die Franzosen verloren und Kurfürst Maximilian sah abermals den Feind den Grenzen seines eigenen Landes nahe. Dies machte die Friedenssehnsucht des hochbetagten Fürsten neu erwachen, und er gab derselben auch dem Kaiser gegenüber lauten Ausdruck.



Die Schlacht

Bei Nördlingen vereinigte sich Mercy wieder mit dem von Jankau herbeigeeilten Werth, und die erste Frucht dieser Vereinigung war der am 5. Mai 1645 errungene glänzende Sieg bei Mergentheim. Es war eigentlich ein Ueberfall geplant, aber die Franzosen hatten gelernt vorsichtig zu sein, und ein Theil ihrer Armee erwartete den Angriff in guter Stellung. Aber der Wucht von Rauschenberg's und namentlich Werth's Anprall, der auf beiden Flügeln die entscheidenden Vorstöße ausführte, konnten die Franzosen nicht Stand halten, von ihrem 10.000 Mann zählenden Heer, das dem baierischen an Zahl gleich war, verloren sie 2000 Mann an Todten und ebensoviele Gefangene, unter welchen sich auch General Rosen befand. Mit nur 1500 Mann rettete sich Turenne, der sein Geschütz und die Bagage im Stich ließ und bis nach Fritzlar im Hessischen zurückwich.

Durch Königsmark und den Prinzen Condé wieder auf 32.000 Mann verstärkt, nahm Turenne noch im Juli die Offensive wieder auf. Vor diesen über-

legenen Kräften mußte sich Mercy darauf beschränken, Baiern zu vertheidigen, und er bezog eine feste Stellung zwischen Donauwörth und Nördlingen, in welcher der kaiserliche General Geleen mit 5000 Mann zu ihm stieß. Hier griff ihn Turenne, neben welchem die Herzoge von Enghien und Anton von Gramont commandirten, am 3. August 1645 an und es erfolgte die Schlacht bei Allersheim.



elte 672.)

Beim Angriff auf dieses Dorf, dessen Wegnahme Enghien um jeden Preis erzielen wollte, erlitten die Franzosen furchtbare Verluste. Reihenweise sanken sie unter dem vernichtenden Feuer, und Mercy rief, als er immer neue Regimenter anstürmen sah: „Gott hat die Franzosen bethört, sie rennen in's Verderben!“ Da fiel Mercy von einer Musketenkugel getroffen und Werth, statt in dessen Sinn das Commando fortzuführen, überließ sich wieder seinem verhängnißvollen Ungestüm. Wohl wirft er in einem Anlauf die Garden, die Reserve und selbst das Fußvolk, das Turenne schnell vom linken Flügel heranzog. Von seinem tollen Ritt auf das Schlachtfeld zurückgekehrt, findet er den rechten Flügel unter Geleen vollkommen geschlagen, diesen General gefangen. Das Verdienst dieses Erfolges gebührte aber nicht den Franzosen, sondern den mit ihnen verbündeten hessischen und weimarischen Truppen, deren Fußvolk nach Mercy's Fall Allersheim erstürmte und die baierisch-kaiserlichen Regimenter zersprengte.

Obwohl Werth in der Nähe des Schlachtfeldes blieb, streckten die zahlreichen in Allersheim eingeschlossenen Baiern noch in der Nacht das Gewehr, und nun mußte sich Werth, die eroberten Kanonen und die Gefangenen, worunter der Marschall von Gramont war, mit sich führend, in guter Ordnung nach Donauwörth zurückziehen.

Auch dieser blutige Kampf führte, da sich Turenne zu schwach fühlte, um seinen

Sieg zu verfolgen, zu keinem anderen Resultat, als daß die Friedenssehnsucht des Kurfürsten Maximilian wuchs. Turenne zog sich, als sich die kaiserliche Armee unter Erzherzog Leopold Wilhelm und Gallas näherte, an den Rhein zurück, wohin ihm Geleen, der sofort ausgewechselt worden war und an Mercy's Stelle trat, langsam folgte.

Das Jahr 1646 verfloß in wirren Kreuz- und Querzügen der verschiedenen Armeen, die bei dem Mangel aller entscheidenden Unternehmungen für die allgemeine Unlust am Kriege zeigten. Nachdem Erzherzog Leopold Wilhelm mit baierischer Hilfe die Schweden unter Wrangel aus Böhmen verdrängt hatte, zog dieser an die Saale und bemächtigte sich Paderborns. Bei Homburg in Hessen schien es zur Schlacht zwischen ihm und dem Erzherzog zu kommen, aber dieser brach das schon entsponnene Reitergefecht ab, da Mangel an Verpflegung ihn zum Rückzug zwang. Nun konnte sich Wrangel mit Turenne vereinigen und in Baiern einbrechen. Die Belagerung von Augsburg, dessen Vertheidigung durch katholische und protestantische Bürger eine glänzende war, mußten die Verbündeten beim Herannahen des Erzherzogs aufgeben, der bald darauf abberufen und nochmals durch Gallas ersetzt wurde.

In gewohnter Unthätigkeit sah dieser zu, wie Franzosen und Schweden um die Wette in Baiern plünderten und brandschatzten, ja Wrangel dehnte seine Raubzüge bis Bregenz aus, das er im Jänner 1647 nahm, wobei ihm an Gold und Kostbarkeiten, die man hieher geflüchtet hatte, ein Werth von vier Millionen in die Hände fiel.

Unter dem Druck dieser Verhältnisse gab Kurfürst Maximilian den französischen Anerbietungen Gehör, und am 15. März 1647 schloß er, der seit 1619 ein unerschütterlicher Bundesgenosse des Kaisers gewesen war, einen Waffenstillstand mit den Schweden und Franzosen.

Um aus diesem empfindlichen Schlag wenigstens einen Vortheil zu ziehen, beauftragte der Kaiser den Grafen Gallas, die baierische Armee für kaiserliche Dienste zu gewinnen. Im Grunde war die Theilung ohnehin nur eine nominelle, und schon 1640 hatte Ferdinand III. in einem besonderen Mandat betont, daß die dem Kurfürsten „unterstellte Armee dem Kaiser ganz und gar absolute zugehöre“.

Natürlich war man über diese Bestrebungen des Kaisers in München sehr erbittert, besonders als der Kaiser eigene Briefe an die Generale von Werth und Rauschenberg richtete, um sie zu gewinnen.

Werth, der sich immer als kaiserlicher General betrachtet hatte, auch an dem Frieden keinen Gefallen fand, so lange noch irgendwo die Trompeten erklangen, überdies erbittert war, weil nicht er an Geleen's Stelle den Oberbefehl erhielt, sondern Jodok Maximilian Graf Gronsfeld, neigte sich den Wünschen des Kaisers zu. Statt dies aber auf offenem Wege zu thun, schlug er einen Weg ein, der kaum zu billigen ist.

Nachdem er den Kurfürsten auf dessen Zuschrift, daß „man in der Hoffnung sei, er werde mit seinen bisher zu gnädigsten Gefallen geleisteten Diensten und beständiger Treue, kraft abgelegter Pflicht, nicht aussetzen“, persönlich seine volle Anhänglichkeit versichert hatte, eilte er nach Landshut, um im ganz entgegengesetzten Sinne zu wirken. Er beabsichtigte nämlich, die dort concentrirte Armee von ungefähr 20.000 Mann nach Böhmen zu führen und für den Kaiser zu gewinnen. Er dirigirte die einzelnen

Regimenter in östlicher Richtung und bezüglich der Reiterei schien sein Vorhaben zu gelingen; der Generalwachtmeister des Fußvolkes aber, der Protestant Holz, weigerte sich, seine Regimenter marschiren zu lassen, und fügte sich erst, als Werth ihn mit dem Degen in der Faust bedrohte.

Holz warnte aber nicht allein den Kurfürsten, sondern trat auch mit den übrigen Obersten in Verbindung. Von München aus wurden Eilboten an die Truppen gesendet und ein General-Kriegscommissär an Werth abgeordnet. Dieser mochte ahnen, was man vorhabe, und suchte denselben durch vertraute Leute abfangen zu lassen; der Anschlag mißlang aber und nun setzte der erzürnte Kurfürst auf Werth's Kopf einen Preis von 10.000 Thalern, auf jenen von Spork einen solchen von 1000 Thalern. Denn nur der letztere hatte sich, als Werth's Absicht offenkundig wurde, demselben angeschlossen, alle übrigen Obersten hielten zum Kurfürsten und auch die Truppen erklärten sich durchaus für denselben. Ja in Vilshofen, wo Werth sein Hauptquartier hatte, brach eine Revolte aus und nur mit Hilfe befreundeter Officiere gelang es Werth, sich zu retten. Durch einen seiner bekannten rasenden Ritte entkam er in Begleitung Spork's den Nachstellungen und erreichte am 12. Juli 1647 das kaiserliche Feldlager bei Wodnian.

Obwohl er ohne Truppen kam, empfing ihn Ferdinand III. doch mit Auszeichnung und ernannte ihn sofort zum General der Cavallerie, Spork zu seinem Generallieutenant. Die dadurch entstandene Spannung zwischen Wien und München drückte sich in gegenseitigen Anklagen aus, indem der Kaiser behauptete, Werth habe nur seine Schuldigkeit gethan, während der Kurfürst wiederholt erklärte, dieser und Spork hätten sich durch ihr Handeln „beschmutzt".

Es ist eben eine furchtbare Folge so wirrer Zeiten, in welchen die Gewalt herrscht und jedes Mittel recht erscheint, wenn es nur nützt, daß sich die Grenzlinie zwischen gut und bös so verwischt, daß sie keine Richtschnur mehr für das Handeln bietet.

Durch den Frieden mit Holland konnte Spanien mit ungetheilter Kraft gegen Frankreich kämpfen und dieses mußte seine Truppen vom Rhein abberufen. Dadurch standen dem Kaiser im Jahre 1647 nur die Schweden als Feinde gegenüber.

Gallas hatte endlich, 1646, von der durch seine Unmäßigkeit genährten Gicht geplagt, das Commando endgiltig niedergelegt und starb im April 1647. An seiner Stelle übernahm der aus hessischen Diensten berufene Feldmarschall Peter Graf von Holzapfel (Melander) das Obercommando der kaiserlichen Armee. Es ist eine Ironie der Geschichte und bezeichnend für den merkwürdigen Umschwung der Dinge, daß am Ende eines Krieges, der um der Freiheit des evangelischen Glaubens wegen entbrannt war, ein Bekenner desselben die Armee führte, von welcher man seine Unterdrückung befürchtet hatte!

Holzapfel wollte mit seiner 25.000 Mann zählenden Armee zuerst das von den Schweden belagerte Eger retten, kam aber zu spät und litt unter den Mängeln der Verpflegung so sehr, daß er bis in die Nähe von Plan zurückweichen mußte. Ohne sich in größere Unternehmungen einzulassen, lagerten sich hier die beiden Heere, um sich durch gegenseitige Ueberfälle zu necken und zu ermüden. Das war so recht die Kriegführung, in welcher Werth's Talent zur vollen Entfaltung kam. Am 28. Juli versuchte Wrangel das kaiserliche Lager zu überrumpeln, und schon waren seine Leute bis zum Schloß Triebel vorgedrungen, das vom Kaiser bewohnt wurde. Da entstand plötzlich Lärm, und die Soldaten sammelten sich, Johann von Werth

eilte im Hemd mit dem Schwert in der Hand herbei und die von Holzapfel geführten Regimenter trieben die Schweden zurück. Diesen Streich vergalt Werth am 22. August mit Zinsen, indem er mit seinem Liebling, dem nachmals so berühmten Raimund Montecuculi, eine Abtheilung Schweden bei einer grünen Fouragirung überfiel, in deren Verfolgung bis zum Lager drang und die dort aufgestellten sechs Regimenter warf. Zwei Stunden dauerte das hitzige Gefecht, in dem die Kaiserlichen 9 Standarten erbeuteten und die Schweden den General Helmbold Wrangel, einen Verwandten ihres Feldherrn Gustav Wrangel, verloren.

Im Herbst verließen die Schweden ganz Böhmen, da sich der Kaiser wieder mit Maximilian von Baiern ausgesöhnt hatte und dieser ihnen den Waffenstillstand kündigte und 10.000 Mann zum kaiserlichen Heer stoßen ließ. Um des Kurfürsten Empfindlichkeit zu schonen, wurde Werth für einige Zeit vom Heere entfernt, das nun unter dem Befehle Holzapfel's und Gronsfeld's den Schweden nach Mitteldeutschland folgte, ohne indessen die Vereinigung Wrangel's mit Königsmark hindern zu können.

Als nun im Beginne des Jahres 1648 auch noch Turenne zu diesem stieß, konnte das österreichisch-baierische Heer das Feld nicht behaupten. Dabei kam es aber zwischen den beiden Feldherren zu argen Mißhelligkeiten, da jeder das Land seines Souveräns, also Holzapfel Böhmen, Gronsfeld Baiern, decken wollte.

Bei Zusmarhausen, unweit Augsburg, griff Königsmark am 17. Mai die kaiserliche Nachhut an, um ihnen den Lechübergang zu wehren. In Unordnung wogten die Truppen durcheinander, bis Holzapfel sich an der Spitze einiger Schwadronen den Feinden entgegenwarf, um den übrigen Truppen Zeit zum Rückzug zu schaffen. Da fiel der von zwei Schüssen tödlich getroffene Holzapfel, und abermals schien Verwirrung einzureißen; er selbst mahnt die ihm beispringenden Officiere mit den Worten ab: „Denket nicht an mich, ich bin todt; suchet nur über den Fluß zu kommen, wenn ihr das Glück des Kaisers retten wollt. Keine Zeit verloren — vorwärts!"

An seiner Stelle übernahm der General der Cavallerie Raimund Montecuculi das Commando und gab seinen Truppen ein so leuchtendes Beispiel der Tapferkeit, daß die schon drohende völlige Niederlage abgewendet wurde, obwohl Gronsfeld erst, als es zu spät war, in das Gefecht eingriff und sich mit dem baierischen Heer sofort wieder in eine feste Stellung bei Augsburg zurückzog.

Das Obercommando des kaiserlichen Heeres ging wieder an den aus spanischen Diensten zurückberufenen Fürsten Octavio Piccolomini über. Aber in Folge der schwächlichen Haltung Gronsfeld's mußte fast ganz Baiern den Verheerungen der Schweden preisgegeben und der Rückzug bis Braunau am Inn ausgedehnt werden. Ergrimmt darüber, ließ Kurfürst Maximilian den Grafen Gronsfeld verhaften und verlieh das Commando dem General Enckevoert, der sich schon am Rhein ausgezeichnet hatte und Werth's Genosse in der französischen Gefangenschaft war. Auch dieser selbst wurde wieder zum kaiserlichen Heere berufen.

Unter dem von der Armee mit neuer Siegeszuversicht aufgenommenen Piccolomini gelang es, die Schweden und Franzosen wieder bis an die Isar zurückzudrängen. Hier führte Werth eines seiner letzten kühnen Reiterstückchen aus. Marschall Wrangel, ein eifriger Jäger, hörte, daß in einem herzoglichen Gehege bei Dachau sich zahlreiche Hirsche befinden. Er konnte der Versuchung, eine Jagd zu veranstalten,

nicht widerstehen und lud nebst anderen hohen Officieren auch Marschall Turenne dazu ein. Vorsichtshalber deckten 16 Schwadronen den zwischen Sümpfen liegenden Wald.

Aber Werth erhielt Kunde von dieser am 6. October 1648 stattfindenden Jagd und beschloß sofort, dabei als ungeladener Gast zu erscheinen. Die besten Reiter wurden aus allen Regimentern gewählt und in Windeseile — aber auf Umwegen — von ihm und Enckevoert gegen Dachau geführt. Das erste Regiment, auf welches sie stießen, wurde zersprengt, und unaufhaltsam drangen sie nun in den Wald vor, wo die Jagdlust ein so rasches Ende fand. Vergebens suchte Wrangel seine Reiterei zu sammeln und dem Wirbelsturm der Angreifer Halt zu gebieten. Eine Abtheilung nach der anderen, endlich sogar Wrangel's Leibregiment wurden vernichtet, und nur, indem er der von einem flüchtigen Hirsch gezeigten Spur durch den Morast folgte, entzog er sich selbst der Gefangenschaft. Eine größere Anzahl höherer Officiere, 1000 Pferde, das silberne und goldene Tafelgeschirr Wrangel's fiel in Werth's Hände.

Wrangel zog sich nun bis an den Lech zurück, aber nur, um nach einer Schwenkung gegen Böhmen vorzubrechen und Königsmark die Hand zu reichen, als die Nachricht von dem endlich am 24. October erfolgten Friedensschluß den Feindseligkeiten ein Ende machte.

Wir haben nur die Ereignisse auf dem böhmischen Kriegsschauplatze nachzuholen, wohin Königsmark im Mai 1648 zog, und das von Truppen fast ganz entblößt war, da Piccolomini in Baiern festgehalten wurde. Fast ohne Widerstand besetzte Königsmark Taus, Klattau, Schüttenhofen, Bischofteinitz, Falkenau und andere Städte, die alle der Plünderung anheimfielen. Durch den Pfalzgrafen Karl Gustav und den aus Schlesien eintreffenden General Wittenberg auf 12.000 Mann verstärkt, beschloß Königsmark einen Angriff auf Prag. Dadurch kehrte der durch dreißig Jahre in allen Theilen Deutschlands wüthende Krieg zu seinem Ausgangspunkte zurück und der letzte Act der erschütternden Tragödie spielte auf demselben Schauplatze wie der erste.

Zur Einnahme Prags soll sich Königsmark in der Person des verabschiedeten kaiserlichen Oberstlieutenants Ernst Odowalsky ein Verräther angeboten haben. Ergrimmt über die Ablehnung seiner Gesuche um Wiederanstellung und durch die Noth getrieben, soll derselbe den Schweden jene Punkte bezeichnet haben, wo das Gelingen eines Ueberfalles auf den Hradschin und die Kleinseite am wahrscheinlichsten sei. Königsmark nahm seine Dienste an, bediente sich aber noch einer anderen List, die sicheren Erfolg verhieß, da man ja auf sein Anrücken vorbereitet war und scharfe Wacht hielt.

Die Schweden hatten nämlich eine Abtheilung Reiter, welche der Commandant von Prag, Rudolf Graf von Colloredo, auf Kundschaft ausschickte, gefangen, und Königsmark erpreßte von denselben das Losungswort. Nun sendete er 300 Reiter unter Odowalsky's Führung voraus und folgte mit dem ganzen Heer in einem forcirten Marsch nach. In der Nacht auf den 26. Juli traf Odowalsky vor Prag ein und es gelang ihm, mit Hilfe des Losungswortes beim Staubthor einzudringen und dasselbe Königsmark's nachdrängenden Schaaren offen zu halten. Fast ohne Widerstand bemächtigten sich die Schweden des Hradschins und der Kleinseite, wobei ihnen viele Würdenträger, darunter auch der alte Oberstburggraf Martinitz, in die

Hände fielen, und auch Feldmarschall Colloredo rettete sich mit knapper Noth durch seinen Weingarten auf einem Kameel in die Altstadt. Die Wachen der Kleinseite wurden gefangen genommen oder zusammengehauen, und nur dem tödlich verwundeten Fähnrich Přichowsky gelang es, über die Brücke zu entkommen und die Kunde von dem Ueberfall in die Altstadt zu bringen.

Mit der sogenannten Verrätherei des Odowalsky hatte es aber die folgende Bewandtniß:

Ernst Odowalsky, auch von Streitberg genannt, war der Sohn eines armen Edelmannes in Franken und ließ sich frühzeitig als Musketier bei einem kaiserlichen Regimente anwerben. In der Schlacht am weißen Berge (1620) stand er als Lieutenant in den Reihen der Kaiserlichen und focht fortan in den meisten Schlachten des dreißigjährigen Krieges mit Auszeichnung. Im Jahre 1635 ward er vom Generallieutenant Gallas, mit dessen Armeecorps er in Lothringen stand, zum Oberstlieutenant im Wildberg'schen Regiment ernannt. Als sein Oberst, Herr v. Wildberg, im Treffen bei Wittstock blieb, hoffte Odowalsky, für seine dreiundzwanzigjährigen redlichen und tapferen Dienste im Heere des Kaisers durch die erledigte Obristenstelle belohnt zu werden, fühlte sich jedoch schwer gekränkt, als man das Wildberg'sche Regiment einem viel jüngeren Officier gab, dem Friedrich von Wangold, weil dieser ein Vetter des Kurfürsten von Mainz war.

Nichtsdestoweniger diente Odowalsky in demselben Regimente mit Auszeichnung weiter, bis ihm in der Affaire bei Plauen die Carabinerkugel eines schwedischen Dragoners einen Arm zerschmetterte. Die Wunde machte ihn auf längere Zeit dienstuntauglich, und Erzherzog Leopold Wilhelm dankte ihn im Lager auf dem weißen Berge bei Prag (1639) ab, und so ist er — wie er in seinen Memoiren hervorhebt — „damit auß Ihro Keyserliche Majestät Diensten ehrlich getreten".

Von Prag ging er nach Eger, seinen zerschossenen Arm zu heilen, und kaufte in der Nähe der Stadt vom Major Moser ein schönes Landgut, welches er, nachdem er sich mit einer Egerer Patricierstochter vermählt hatte, selbst bewirthschaftete. Doch war seine oft ausgesprochene Absicht nicht, für immer in Böhmen zu bleiben, er wollte nur den Frieden abwarten, um sich mit Weib und Kindern nach dem Reich — seiner wirklichen Heimat — zu begeben und dort eine größere Besitzung anzukaufen.

Als die Schweden unter General Wrangel 1647 vor Eger erschienen, verlor Odowalsky seine ganze Habe; sein Landsitz wurde ausgeplündert und sammt den Wirthschaftsgebäuden zerstört, seine Felder zertreten und verwüstet, er selbst aber gefangen nach Eger gebracht. Es kostete viele Bitten von Seiten der unglücklichen Familie, bis sich Wrangel entschloß, den gewesenen kaiserlichen Oberofficier seiner Haft zu entlassen.

Odowalsky ging nun mit einer geringen Barschaft — dem letzten Rest seines Vermögens — nach Prag zum Kaiser, stellte diesem seine Lage vor, wies sich über seine siebenundzwanzigjährige tadellose Verwendung im kaiserlichen Heere genügend aus und bat dringend um einen Kriegsschadenersatz und, da er vollkommen geheilt war, um seine Wiederanstellung im kaiserlichen Heere. Der Kaiser versprach ihm die erledigte Commandantenstelle von Elbogen und Falkenau und ließ ihm 200 Gulden „zur augenblicklichen Equipirung und damit er seine Familie nach Falkenau übersiedeln könne", auszahlen. Odowalsky wartete lange vergeblich auf die Ausfertigung der Ernennung, er wurde in alle Kanzleien hin- und hergeschickt und erhielt den ver-

sprochenen Posten doch nicht — ohne Wissen des Monarchen hatten die Hofschranzen und Kriegsräthe einen anderen, von ihnen mehr protegirten Officier an jene Stelle gesendet.

Dreiundzwanzig Wochen trieb sich Odowalsky in Prag herum, aus einer Schreibstube in die andere, ohne das Geringste zu erhalten, ja er mußte noch gar manche bittere Kränkung hinnehmen. Trotz des kaiserlichen Wortes konnte der verdiente Officier nichts erhalten, obwohl er — wie er selbst erzählt — „täglich Vor- und Nachmittag allen hohen Kayserlichen Ministris und Kriegs-Räthen, wo er's nur nöthig zu seyn vermeynet und insonderheit Ihre Excellenz Herrn Kriegs-Raths-Präsident Grafen von Schlik, wie auch Herrn Kriegs-Rath Puchern aufgewartet, welcher ihn unterschiedlichmal mit rauhen Worten übel angefahren und einsmal in seinem Hause hart angeschnarcht u. s. w."

Rathlos und ohne Hilfe stand Odowalsky da. Die Commandantur war vergeben; er bat um eine Pension, statt dieser bot ihm der Kriegsrath eine — Brot- und Bierportion! Der Aufenthalt in Prag hatte seine letzte Habe verzehrt und ihn obendrein in Schulden gestürzt, als ihm sein Weib aus Falkenau schrieb, wenn er nicht auf der Stelle heimkäme und Hilfe brächte, werde sie gezwungen sein, die Kinder an der Hand, von Haus zu Haus betteln zu gehen!

Graf Nostitz und Herr von Holzendorf schossen ihm nun Reisegeld vor und unterstützten seine Familie durch Darlehen. Einige Wochen harrte Odowalsky in bitterer Noth zu Falkenau; seine nach Prag gesendeten Suppliken und Promemorias blieben ohne Antwort und zu einer zweiten Reise dahin fehlte es ihm an der Wegzehrung. Major Moser borgte ihm ein Pferd und zehn Thaler Geld zur Reise nach Prag, welche wieder erfolglos blieb und den tiefgekränkten Mann fast zur Verzweiflung brachte, so daß er „darauff aus dringender Noth, sich und den Seinigen die unentbehrlichen Lebensmittel zu schaffen, sich resolviret, bei der Cron Schweden umb Dienste anzugehen". Weib und Kinder wurden zu Verwandten nach Plauen ins Voigtland gebracht, er selbst begab sich nach Bayreuth, wo Generallieutenant Graf Johann Christoph von Königsmark von Westerwyk und Sterkholm mit einer schwedischen Heeresabtheilung stand.

Odowalsky bot dem schwedischen Heerführer seine Dienste an, der ihm, da eben damals kein Regiment vacant war, einstweilen eine Reiterschwadron zur Führung vertraute; de dato Weyden den 20. Mai 1648 erhielt Odowalsky sein Patent als schwedischer Oberstlieutenant. Die ersten hundert Thaler seines Tractaments führte er selbst mit Urlaub aus dem schwedischen Lager seiner zu Plauen im Nothstand lebenden Familie zu. Als Graf Königsmark bald darauf die böhmische Grenze überschritt, war der neugeworbene Oberstlieutenant bereits in dessen Armeecorps, und Odowalsky, noch dazu kein Unterthan des Kaisers Ferdinand, war mit seiner Ehre verpflichtet, dem Schweden eben so eifrig und ehrlich zu dienen, wie er es früher dem Kaiser gethan, der sich schon so lange nicht im mindesten darum gekümmert hatte, was mit dem ehemaligen Oberstlieutenant geschehen war.

Königsmark nahm zuerst Eger, dann zog er über Heiligenkreuz nach Klattau und von da nach Pilsen, wo seine Soldaten einen Tag und eine Nacht über fouragirten. Von Pilsen aus zog das schwedische Corps in Eilmärschen gegen Prag, nirgends am Wege aufgehalten, nirgends Widerstand findend, außer in dem schwachbesetzten Rakonic.

Die nun folgenden Begebenheiten, welche einen genauen Bericht über Od walsky's Theilnahme an der Ueberrumpelung Prags liefern, geben wir wörtlich au einem eigenhändigen Memoire Odowalsky's.

„Den 25. Juli (1648) haben der Herr General (Königsmark) Stücke und Baga zu Rakonic stehen lassen, um zehn Uhr Vormittag den Marsch so eilig angestellt, da

Kaiser Ferdinand II. (Seite 659.)

sie gegen Abend zwischen drei und vier Uhr drei kleine Meilen von Prag ankame in dem Walde an der Landstraße stehen blieben, bis sich Tag und Nacht scheid wollen."

„Unterdessen haben Seine Excellenz berathschlagt, wie eine Impressa (Unte nehmung) auf Prag vorzunehmen sein möchte. Daß er (Odowalsky) nun hiezu sein Wenigkeit nach einen Rath nicht ebenmäßig sollte gegeben haben, könnte er nicht

Abrede stellen. Haben also Seine Excellenz nach Ihrer Berathschlagung sogleich Ordre ertheilt, ihm (Odowalsky) die Avantgarde mit hundert Feuerröhren zu geben, auf ihn ist gefolgt Oberstlieutenant Volmar mit dreihundert Mann, auf ihn Obrist Coppy mit dem ganzen Rest des Fußvolkes, darauf Seine Excellenz mit der Cavallerie, so daß sie um Mitternacht, als man in Prag die Scharwache gemacht, auf dem weißen



Kaiser Ferdinand III. (Seite 663.)

Berg beim Kloster ankamen. Worauf der Herr General gesagt, es sei Lärm in der Stadt, dem er (Odowalsky) geantwortet: sie würden bald hören, daß man in allen Kirchen zur Metten läuten werde und dieses nichts zu bedeuten habe."

„Mittlerweile seyn sie mit den Völkern näher gekommen, haben die Dragoner beim Thiergarten absitzen und unter dem Thiergarten bei dem alten Kloster gegen die Stadt marschiren lassen, der Herr General aber seyn mit der Cavallerie unter dem

abgebrannten Dorfe im Felde ungefähr einen Kanonenschuß von der Stadt stehen geblieben. Wie es nun zwei Viertel auf drei geschlagen, sei der Odowalsky hinter dem Kapuzinerkloster zwischen zwei Werken mit den hundert Mann hinaufgegangen, allwo die Schildwache oben auf der rechten Hand auf demselben Werke ihn zwar angerufen, aber nicht Feuer gegeben, welche als er hinaufgekommen, durch zwei Soldaten sammt dem Gewehr er hinabwerfen lassen, darauf die Schildwache auf dem Werk zur linken Hand davongelaufen."

„Er (Odowalsky) aber ist mit seinen hundert Mann gerade dem Strahöfer-Thor zugeeilt, allwo er die Wache so bestellt gefunden, daß sie nicht eher Lärmen gemacht, bis sie ihn mit seinem Trupp nahe gesehen, darauf sie erst Feuer gegeben und ihm zwei Soldaten geschossen, er aber die ganze Wacht sammt dem Lieutenant ‚darüber caput gemacht'. Hierauf hat er in aller Eile die Thore aufschlagen, die Schlagbrücken herunterlassen, den Schlagbaum vor dem Graben auf der Brücke ‚lassen aufschmeissen' und er selbst ist hinausgelaufen, die übrigen Truppen, welche alle noch unter des Grafen Schlik Garten standen, herbeizurufen, so daß sie haufenweise den Thoren zugelaufen und alsdann mit ihm den hohlen Weg nach der Stadt hinunter fortgegangen. An dem neuen Weg ist ihm der Obristlieutenant Schmied vom Waldstein'schen Regiment ohne Hut begegnet, welchen er sobald ‚auf den Pelz schießen lassen', womit er umgekehrt und nach der Brücke gejagt."

„Unterdessen ist er (Odowalsky) fort die Gasse nach dem Platz hinuntergegangen, da die Spiele hin und wieder gerührt werden, die Soldaten, so man im Gewehr getroffen, niedergemacht und schleunig auf die Brücke zugeeilet, den Thurm davor und die Häuser auf beiden Seiten besetzt, die Brücke dadurch zu bestreichen, weiters einen Capitän mit dreißig Mann hinunter an die Fähre zu den Schiffen commandirt, selbigen Posten zu bewachen, er aber für seine Person ist ungefähr mit zweihundert Soldaten auf der Brücke stehen geblieben und selbige defendirt, bis der Herr General selbst gekommen und nach dero Belieben die Anstalten ferner gemacht."

„Auf diese Weise nun" — fährt Odowalsky fort — „seien den 26. Juli des 1648sten Jahres die hohen Werke von Prag durch hundert Mann erstiegen und dadurch das königliche Schloß und die kleine Stadt Prag weder durch Intelligenz, noch Hilfe eines Menschen daselbst, sondern nächst göttlichem Beistand mit offener Kriegsgewalt und bewehrter Hand erobert und eingenommen worden. Wobei sich nicht wenig zu verwundern, daß, nachdem des Herrn Generalen (Königsmark) Excellenz mit Stücken und Bagage in das Königreich gegangen, bei Pilsen das Vieh wegnehmen lassen und man die ganze Nacht allda gestanden, welches denn und in der Stille und unvermerkt nicht hatte geschehen können, daß man weder durch Patrouillen den Feind recognoscirt, noch in Prag die Wachen also besetzt und versehen, daß nicht durch so wenig Volk*) verloren gegangen, was bevor ganzen Armeen widerstanden und deren sich erwehrt hat."

„Werde auch" — so schließt Odowalsky — „ein jeder Unpassionirter (Leidenschaftsloser) aus oberzähltem gründlichem Verlauf leicht ermessen können, ob solche königliche Residenz mit Verrätherei und Einverstand der Einwohner, oder durch

*) Bekanntlich war Königsmark's Armeecorps eines der kleineren und anfangs schlecht mit Geschütz versehen.

Negligenz (Nachlässigkeit) und Unvorsichtigkeit derjenigen, welchen der Platz anbefohlen und vertraut gewesen, verloren worden."

Dies nach den eigenen Memoiren Odowalsky's, der von so vielen Seiten falsch beurtheilt und besonders in patriotischen Theaterstücken (von Stepanek, Turinsky, Tyl u. dgl.) als bodenlos grimmiger Intriguant geschildert erscheint. Ja einige wollen sogar einen heimlichen Patrioten aus ihm machen, der in seinem „jugendlichen" Feuereifer die böhmische Unabhängigkeit und den Protestantismus mit Hilfe der Schweden wieder im Lande einzuführen beabsichtigt hätte. Aber Odowalsky war kein böhmischer Patriot, sondern erwiesenermaßen eben ein Franke, und was den „jugendlichen" Eifer anbelangt, mußte er damals schon eine ziemliche Anzahl Jahre zählen, da er bis zu seiner bereits im Jahre 1639 erfolgten Verabschiedung, welche ihm volle Handelsfreiheit einräumte, durch siebenundzwanzig Jahre in der kaiserlichen Armee gedient hatte.

Odowalsky diente noch lange nach dem westphälischen Frieden als hochbetagter Mann im schwedischen Heere, in welchem er es bis zum General der Infanterie gebracht hat. Odowalsky's Kopf — sein Porträt erschien in Kupfer gestochen im großen Schlachtenwerk der Merian'schen Erben — zeigt Festigkeit und Charakter, ja Offenheit. Eine hohe gewölbte Stirn, eine mäßig lange, gerade Nase, über dem scharfen Auge wölben sich schüttere Augenbrauen, den etwas großen, aber feingeschnittenen Mund überschattet ein leicht nach oben gedrehter Schnurrbart, über dem etwas fetten Doppelkinn hängt ein kleiner Zwickelbart, die Haare sind lang und in der Mitte gescheitelt. Die Unterschrift des Brustbildes lautet: „Ernestus Odowalsky, dictus Streitberg, Sac. Reg. Majestatis et Coronae Sueciae apud Peditatum militum tribunus."

Der Primator der Altstadt, Nicolaus Turek von Rosenthal, ließ sogleich, als er die Einnahme der Kleinseite erfuhr, Alarm schlagen, die Brückenthore sperren und die Bürger-Compagnien versammeln. Auch die Bürger der Neustadt traten unter die Waffen. Zugleich gingen Eilboten nach allen Seiten ab, um das kaiserliche Militär herbeizurufen, in Folge dessen am 30. Juli General Puchheim mit 3500 Mann ankam.

Da die Ueberrumpelung der Altstadt nicht gelang und eine Erzwingung des Ueberganges über die Brücke oder auf Kähnen in Folge des heldenmüthigen Widerstandes, in dem Bürgerschaft und Soldaten wetteiferten, ebenfalls mißlang, ließ Königsmark vom Hradschin aus die Stadt beschießen und setzte General Wittenberg auf das rechte Moldauufer über, um auch diese Seite einzuschließen.

Aber er konnte nichts erreichen, da die Vertheidigung eine wahrhaft heldenmüthige war. Allen voran an Kampfesmuth thaten es die von dem Jesuitenpater Georg Plachy von Třebnitz (geb. 1606, gest. 1664) geführten Studenten, die sich mehrmals zu offensiven Angriffen auf die Schweden erboten, was ihnen jedoch nicht erlaubt werden konnte, um nicht die schwachen Streitkräfte unnütz zu verzetteln. Sogar 200 Mönche griffen zu den Waffen und vertheidigten einen gefährlichen Punkt der Neustädter Mauer mit großem Muth. Besonderes Verdienst erwarb sich Oberstlieutenant Conti, der die theilweise vernachlässigten Befestigungen rasch verstärken ließ, wobei die Bewohner der Judenstadt gute Dienste leisteten, die wenigen Geschütze durch die aus den Thurmglocken gegossenen vermehrte und Pulvermühlen einrichtete.

Nur durch den Fluß getrennt, sendeten sich die beiden Parteien nicht nur Kugeln,

sondern auch Scherzworte und Sticheleien zu. So riefen einst in kalter Nacht die Studenten hinüber, die Schweden möchten doch auf einen Trunk Warmbier kommen, man würde sie gebührend empfangen. Diese aber antworteten, daß sie sich gewiß einstellen wollten, und wenn es in den Brauereien an Feuer fehle, würden sie dafür sorgen. In der Beziehung hielten sie auch Wort, denn am nächsten Tag wurde Prag mit glühenden Kugeln beworfen.

Für Böhmen war die Belagerung der Alt- und Neustadt Prag (Bild S. 692 u. 693) durch die Schweden der Glanzpunkt in der Schreckensperiode des dreißigjährigen Krieges, und die schöne heldenmüthige Vertheidigung, die hohe Treue gegen König und Vaterland, die damals die Prager bewiesen, bleibt ein unvergängliches Denkmal in der vaterländischen Chronik, und so halten wir uns für verpflichtet, die Heldenthaten des Studentencorps und die tapfere Vertheidigung des ihrer Obhut übergebenen Brückenthurms hier näher zu beleuchten.

Vom Rector des clementinischen Jesuitencollegiums, vom Decan der Philosophie, von den Professoren der Metaphysik, Physik und Logik, dann vom Pater Georg Plachy, welcher im Leben und Tod mit den Bürgern, Studenten und Angeworbenen auszuharren sich anheischig machte, zur Treue und Tapferkeit ermahnt, rückte die Studentenschaar vom Carolin, wo sie sich am Morgen des 26. Juli versammelt hatte, auf den Platz vor dem Clementinum, besetzte das Zollhaus und wurde, nachdem sie hier gemustert war, in acht Corporalschaften eingetheilt, welche anfänglich im Ganzen 745 Mann zählten. Johann Georg Kaufer wurde hier einstimmig zum Hauptmann gewählt.

Am folgenden Tage (27. Juli) wurde ihnen vom General Colloredo und anderem höheren Militär und bürgerlichen Officieren die Strecke angewiesen, die sie in der Folge zu vertheidigen hatten. Diese fing beim Spital der Kreuzherren mit dem rothen Sterne an und zog sich am Ufer der Moldau bis zu dem Parterre des Klosters zum heiligen Kreuz, und die Studenten schlugen sogleich ihren Hauptposten am Tummelplatze auf. Die Compagnie des Adalbert der Aeltere Had von Prosek, zwei Corporalschaften der Studenten mit ihrem Fähnriche Faber und der Hauptfahne, dem Capitänlieutenant Bader mit zwanzig Mann des Waldstein'schen Regimentes blieben am Brückenthore und an der Brücke zurück. Die Studenten, voll Begierde, mit dem Feinde handgemein zu werden, warfen beim Crucifix an der Brücke eine hölzerne Verschanzung auf, hinter der sie sich, den Neuangeworbenen gegenüber, postirten, worauf die Schweden in der Mitte der Brücke eine starke Quermauer zogen, auf diese zwei Feldstücke pflanzten und die hölzerne Barricade heftig beschossen.

Königsmark hatte aber auf den Höhen der Kleinseite lange Reihen von Batterien errichtet, aus welchen er die Altstadt, vorzüglich aber den Brücken- und den Wasserthurm, mit einem Kugelregen dergestalt überschüttete, daß binnen sechs Tagen 1435 Stückkugeln und 53 Granaten hinübergeworfen wurden. Noch heute zeigen sich im Altstädter Wasserthurm und in dem der oberen Neustadt (am Zbaras) schwedische Stückkugeln, deren Authentik im Jahre 1651 angebrachte Denkschriften (lateinisch und böhmisch in Knittelversen) bezeugen. Letztere besagt, daß der Neustädter Thurm am Wenzelstage 1648 aus zwei großen schwedischen Kanonen 199 Schußwunden erhielt.

Mittlerweile hatte Feldmarschall Colloredo den General Pucheim mit 2000 Reitern zur Vertheidigung Prag's herbeigezogen, aber bald darauf erschien auch der schwedische Feldzeugmeister Alfred Wittenberg, der die Neustadt völlig

einschloß und somit die Belagerung vollständig machte. Schnell wurden ihm, nebst anderer Mannschaft, zwei Corporalschaften Studenten am Neuthor und zwei Corporalschaften am Roßthor entgegengestellt, die treu an ihrem Posten verblieben und diesen auch dann nicht verließen, als Wittenberg am 4. August mit 42 Kanonen ein furchtbares Feuer gegen die Stadtmauern eröffnet hatte und solches ohne Unterbrechung Tag und Nacht fortsetzte. Um ihn zu unterstützen bewarf Königsmark am 7. August die Altstadt mit Granaten und glühenden Kugeln, wobei er besonders sein Augenmerk auf den Brückenthurm richtete, welcher an diesem und dem folgenden Tage dem Feuerregen fast zu erliegen schien.

Mitten unter dem betäubenden Geschützdonner sammelten sich mit Anbruch des Tages am 8. August große Schaaren schwedischen Fußvolkes an der Brücke, die sich, wie es schien, zum Sturme anschickten. Gleiche Vorkehrungen bemerkte man im feindlichen Lager vor dem Neuthore, und einen allgemeinen Angriff vermuthend, ließ die Generalität mit allen Glocken in der Alt- und Neustadt das Sturmzeichen geben. Plötzlich ließ sich um 12 Uhr Mittags ein heftiges Feuern an der Brücke hören. Königsmark hatte beschlossen, den Brückenthurm mit ganzer Macht anzufallen, und dichtgedrängte Massen seiner Kriegsschaaren wogten gegen die Altstadt heran.

Mit wahrer Todesverachtung warfen sich die Vordersten an die Barricade beim Crucifix, zündeten solche durch Pechfäßchen an und wollten mit Macht gegen das Thor dringen; allein die Studenten, welche, vom Fähnrich Nicolaus Franz Faber befehligt, diesen Posten besetzt hielten und längst nach Kampf sich sehnten, überdeckten die Stürmenden vom Brücken- und Wasserthurme aus mit einem Bleihagel, der den ganzen Schwarm im wüsten Getümmel auf die nachrückende Masse zurückwarf und eine allgemeine Unordnung verursachte. Umsonst trieben die Officiere mit blanken Degen die Weichenden zu neuem Sturme an, die kampfgewohnten, heldenmüthigen Schweden versagten hier den Gehorsam, und ohne etwas ausgerichtet zu haben, sah sich Königsmark gezwungen, seine Krieger mit bedeutendem Verluste in die Kleinseite zurückzuziehen.

Zum Lohn für solchen Heldenmuth erhob Kaiser Ferdinand III. die Studenten-Compagnie zu einem Freicorps und sandte ihr von Linz aus zwei in lateinischer Sprache geschriebene Briefe sehr aufmunternden und huldvollen Inhalts. Als diese am 15. September der versammelten Stadt am Tummelplatze öffentlich vorgelesen wurden, erhob sich ein so donnerndes Hurrahgeschrei unter den Heldenjünglingen, daß darüber selbst die Schweden auf der Kleinseite stutzten. Alle betheuerten mit unbeschreiblichem Enthusiasmus, Leib und Leben für ihren allergnädigsten Herrn und Kaiser vielfach wagen zu wollen, und — sie hielten redlich Wort. Bald wurden sie den Schweden so furchtbar, daß diese sich weigerten, mit ihnen zu kämpfen und sie laut für „Zauberer" erklärten.

Ein bei einem Ausfalle Gefangener, der befragt wurde, was es im schwedischen Lager Neues gebe, antwortete in seiner Einfalt: „Man hört dort nichts als von einem langen Jesuiten reden." Er meinte damit den stets an der Spitze der Studenten kämpfenden Pater Georg Plachy (lateinisirt Plackius), der allerdings sechs Fuß sechs Zoll maß. Dann fuhr der Gefangene fort: „Man behauptet bei uns, der Mann wäre ein Zauberer, und gäbe seinen Studenten täglich gefeite Zettel zu essen, wodurch er sie fest (unverwundbar) macht, denn es soll ihnen keine Waffe etwas anhaben. Man hat bei uns hoch und theuer geschworen, falls man ihn bekommt

wird man ihn lebendig schinden." — Plachy, dem das ihm geltende Märchen wiedererzählt wurde, lachte über den Schweden, ließ ihm dann einen Laib Brot und einen Trunk Bitterbier reichen, mit den Worten: „Narr du! solche Zettel essen unsere Studenten. Da nimm, friß und sauf, damit wirst auch du fest werden."

Karl Gustav, Pfalzgraf am Rhein (nachmals Karl X. König von Schweden), welchen die Königin Christine von Schweden zum obersten Feldherrn ernannt hatte, langte am 3. October mit einem beträchtlichen Heer vor Prag an, und es ließ sich leicht schließen, daß er nun die Belagerung mit aller Kraft fortsetzen würde. Alles rüstete sich zur tapferen Gegenwehr, selbst die Mönche griffen zu den Waffen, um an dem Kampfe theilzunehmen. Nach einem Kanonenfeuer, desgleichen man in Prag weder gehört noch je gesehen hatte, forderte Karl Gustav am 7. October die Stadt zur Uebergabe auf; er ließ besonders Plachy, von dessen zum Kampfe auffordernden Ansprachen und tapferen Thaten er gehört hatte, sowie allen Mönchen und Studenten andeuten, daß, wenn er die Stadt mit Sturm erobern sollte, er ihnen kein „Quartier geben" (Schonung angedeihen lassen) werde. Er erhielt zur Antwort, er möchte nur mit seinem Volke zum Sturme kommen, Alles wäre in Bereitschaft, ihn höflichst zu empfangen. Und schon am 10. October begann ein wüthender Angriff der Schweden gegen das Neuthor, der am 13. mit doppeltem Grimme von allen Seiten, obwohl vergeblich, wiederholt wurde. Vom Brückenthurm, den Königsmark an diesem Tage wieder anfallen ließ, wurden seine Krieger durch die Studenten unter dem Fähnriche Faber mit blutigen Köpfen zurückgeworfen, und es war auch der letzte Kampf an dieser Stätte. Dafür aber wurden die Musensöhne auf anderem Orte in Anspruch genommen.

Nun boten die Schweden alle ihre Macht auf, um die Stadt in ihre Gewalt zu bekommen, und da die Belagerten keine Kanonen hatten, so ließ der Pfalzgraf seine Batterien nur einen Pistolenschuß weit von der Stadtmauer aufrichten, wodurch in einer Zeit von wenigen Tagen die Mauer so zusammengeschossen wurde, daß man mit Wagen über dieselbe hätte in die Stadt fahren können.

Nun beschloß Karl Gustav einen allgemeinen, letzten Sturm zu wagen, denn schon hörte er, daß ein kaiserliches Heer zum Entsatze herannahe. Am 24. October, um 9 Uhr früh, rückten also 6000 Mann Kerntruppen gegen die Bresche, 2000 Mann blieben als Reserve in einiger Entfernung stehen, und 4000 liefen mit kalter Entschlossenheit, Wuth und Geschrei Sturm. Anhaltendes Kanonenfeuer deckte ihre Flanken und fünf Minen, die sie springen ließen, räumte alles aus dem Wege, was sich ihnen zu widersetzen wagte. Eine Mine, von den Belagerten angezündet, warf aber 500 Schweden in die Luft und verursachte unter den übrigen solche Verwirrung, daß die zurückgelassene Reserve ihnen zu Hilfe eilen mußte und nun entspann sich ein Kampf, der das Banner der Studenten mit unvergänglichem Lorbeer krönte, denn diese stellten sich hier dem furchtbaren Andrange wie eine eherne unübersteigliche Mauer entgegen. Die Jünglinge Lew, Judex, Lux, Bennessowsky und Datius bedeckten sich mit Ruhm; dem Hörer der Philosophie Johann Fleischer riß die aufgehende Mine alle Kleider vom Leibe und General Conti ließ dem Braven schnell sein eigenes Scharlachkleid reichen. Der Hauptmann, der Korporal Christof Wunsch, dann die Studenten Kaspar Wunsch, Schwab, Bochauffa, Stibera und Stowasser ernteten bei diesem Riesenkampfe ehrenvolle Wunden, schlugen aber doch nach dreistündigem Würgen den Feind in die Flucht, der bei diesem Sturme 800 seiner besten Soldaten verlor und seitdem keinen zweiten Angriff unternahm.

Nun ließen die Angriffe an Heftigkeit nach, obwohl Königsmark heftig auf energischer Fortsetzung der Belagerung bestand. Am 3. November machte endlich auch hier die Kunde vom Friedensschluß den weiteren Kämpfen ein Ende. Man athmete auf beiden Seiten auf und machte sofort gute Kameradschaft, indem man sich auf Kähnen mitten im Flusse traf und zutrank.

Auch die Generale gaben sich gegenseitig Bankette und bei einem derselben stellte Königsmark die Frage, wie lange sich Prag wohl noch hätte halten können. „Lange nicht mehr", erhielt er zur Antwort, „da nur mehr ein Faß Pulver vorhanden war und es auch schon an Salpeter fehlte." Da sprang er wüthend auf, und seinen Waffengefährten Vorwürfe machend, zerschlug er die Scheiben eines Fensters und rannte endlich klirrenden Schrittes aus dem Saal. Er, der zu den habsüchtigsten der schwedischen Generale gehörte, konnte es nicht verwinden, daß ihm die reiche Prager Beute entgangen war.

Nach Einstellung der Feindseligkeiten versammelte sich die Studentenschaar, welche dreizehn der Ihrigen durch Heldentod verlor, wieder im Carolin, legte die Waffen nieder und ergriff Feder und Buch; sie hatte ja das 300jährige Jubiläum der Prager Universität — Karl IV. hatte 1348 den Grund dazu gelegt — auf eine würdige und heroische Art gefeiert, auf eine Art, die es wieder verdient, durch Jubiläumsfeste gefeiert zu werden, da Treue gegen König und Vaterland sie so schön bezeichnete.

Kaiser Ferdinand III. erhob, um die bewiesene Treue der Prager zu lohnen, alle Rathsherren der Altstadt nebst vielen Andern in den Ritterstand. Deren Namen sind in dem Werke des Kittlitz (Böhmische Ehrentafel, Codex Manuscr. II. 89) sämmtlich verzeichnet. Der Hauptmann des Studentencorps, Johann Georg Kauser, wurde zum Doctor beider Rechte und Rath beim königlichen Appellations-Tribunal erhoben, mit dem Ehrenprädicate „von Sturmwehr" begabt und mit einer goldenen Gnadenkette beehrt. Der Studenten-Compagnie erwirkte er die Gnade, daß die Freien derselben den Adelsgrad mit dem Ehrenprädicat von der böhmischen Hofkanzlei unentgeltlich erhielten und die Unterthänigen von ihren Erbherren für frei erklärt wurden. Ueberdies wurden aus dem Steuerfonds des Landes 5000 fl. rheinisch zur Vertheilung unter sie angewiesen, wovon jeder 18 fl. 29 kr. erhielt.

Christof Wunsch, der bei einem Sturme der Schweden auf die Moldaubrücke den drohenden Andrang der Feinde an den Brückenthurm vereitelte, indem er allein gegen achtzehn Normänner den Zugang vertheidigte und sämmtliche Feinde, ein zweiter Horatius Cocles, niederwarf oder in die Moldau stürzte, auch an allen weiteren Vorgängen hervorragenden Antheil genommen hatte, wurde vom Kaiser der Adelsrang verliehen und er zum Majestätsrath bei der Statthalterei in Linz ernannt*). — Stowasser wurde von dem Bevollmächtigten des Kaisers, Johann Karl von Elshaimb, Pfalzgraf (Oberster Richter des Bezirks), in den Ritterstand erhoben. Der Prager Kaufmann Anton Stowasser ist ein directer Nachkomme des tapferen Studenten und ließ im Jahre 1869 seinen alten Familienadel reactiviren.

Es ist auch Pflicht, des Corps der Prager Scharfschützen an dieser Stelle zu gedenken. Im Jahre 1648 waren sie im Vereine mit den Studenten Prags heldenmüthige Vertheidiger gegen die Schweden.

---

*) Eine sehr anziehende Schilderung seiner abenteuerlichen Schicksale von Jugend auf lieferte der vaterländische Schriftsteller Fr. J. Proschko in seinem Buche: „Ein böhmischer Student."

Wir sind nach einer traurigen Wanderung durch Jahre voll namenlosen Elends am Schlusse dieses Krieges angelangt, der für alle Zeiten denkwürdig ist. Es kann hier nicht unsere Sache sein, den nach langen, mühsamen Verhandlungen geschlossenen Frieden — welcher am 6. August zu Münster und am 8. September zu Osnabrück geschlossen wurde und der die Bezeichnung Westfälischer Friede führt — zu erörtern. Er war durch allseitige Erschöpfung erzwungen und befriedigte niemand. Von jenen Ideen, in deren Namen er begonnen und mehrmals vom Erlöschen wieder zu furchtbarer Flamme angefacht wurde, kam aber keine einzige zur Ausführung. Die Kaisermacht, schon früher geschwächt, sank durch diesen Frieden fast zu einem bedeutungslosen Titel herab, der für die Herrscher Oesterreichs wenig mehr als eine bloße Ehren-



Ansicht von Pra

sache und gewiß keine Stärkung ihrer Kraft war, deren Wurzeln in den Erblanden ruhten.

An den Folgen dieses entsetzlichen Krieges aber, der durch ein Menschenalter die gesegneten Fluren Deutschlands und Oesterreichs verwüstete, krankten diese Länder noch lange. Man hat berechnet, daß die Bevölkerung Deutschlands im dreißigjährigen Krieg auf die Hälfte, die Zahl der Wohnstätten auf zwei Fünftel herabgesunken sei. Der Verlust an Nationalvermögen ist überhaupt nicht zu schätzen und würde Summen ergeben, die auch unsere an Milliarden gewöhnte Zeit erstarren machen würde. Nicht minder fällt der Verlust in cultureller Beziehung in das Gewicht, da alle geistige Bewegung, jedes Streben und Bilden in Kunst und Wissenschaft gewaltsam gehemmt war und sich erst nach Jahrzehnten wieder in schüchternen Anfängen regte.

Mit welchen Gefühlen man in Deutschland die Friedensbotschaft vernahm, das mag sich jedermann leicht ausmalen. In wahrhaft ergreifender Weise gibt dieser Stimmung der berühmte Dichter geistlicher Lieder, Paul Gebhard, Ausdruck, und man wird diesen Erguß eines wahrhaft frommen Herzens, das sich nach der Befreiung von furchtbarer Last dankend an den Schöpfer wendet, auch heute noch mit Rührung lesen. Nachdem er diesem Danke Worte geliehen, fährt er fort:

„Das drückt uns niemand besser
In uns're Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein,



(Seite 688 u. ff.)

Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Haid.
Ihr Gräber voller Leichen
Und blutigen Heldenschweiß
Der Helden, deren Gleichen
Auf Erden man nicht weiß."

Nach dieser allgemeinen Darstellung des dreißigjährigen Krieges wenden wir uns zur Besprechung der Heeres-Einrichtungen, wie sie zu seiner Zeit bestanden haben und sich weiter entwickelten.



Die kaiserliche Armee während des dreißigjährigen Krieges.

Wenn dieser furchtbare langjährige Kampf, an dem in erster Linie Deutschland und Oesterreich, mittelbar aber ganz Europa betheiligt war, die politischen Zustände vollkommen umgestaltete, so war dasselbe naturgemäß in noch höherem Grade bezüglich des Heereswesens der Fall. Durch den Krieg und mitten im Kriege brachen die veralteten Formen zusammen, und aus dem Wüthen der Schlachten, erzeugt und gezogen durch die eiserne Nothwendigkeit des Kampfes, ging ein neues System der Kriegführung hervor. Darum waren diese Reformen aber nicht das Werk einer sorgfältig erwogenen, planmäßig durchgeführten Reorganisation, sondern sie traten nach und nach in das Leben, aufgezwungen durch die Bedürfnisse des Krieges, geweckt durch das Beispiel des Feindes, dem raschen Entschluß genialer Feldherren entsprungen, den wechselnden Verhältnissen angepaßt, durch Sieg und Niederlage in gleicher Weise gefördert. So wurden scheinbar noch lange die äußeren Formen des alten Heerwesens beibehalten, während schon lange ein ganz anderer Geist waltete, der sich schließlich auch in der äußeren Gestaltung, in der Organisation und Kriegführung zur Geltung brachte.

Wir haben am Schlusse der vorausgehenden Periode gesehen, daß das Kriegswesen von der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an den frischen volksthümlichen Zug verlor, welchen Maximilian's I. Schöpfungen ihm verliehen hatten. Pedantischer Formenkram und handwerksmäßig betriebene Kleinlichkeit waren an dessen Stelle getreten und lähmten jene freiere Bewegung der Geister, die gerade im Heerwesen, wie festgegliedert und starr dasselbe auch erscheint, die unerläßliche Bedingung gedeihlicher Entwicklung und nachhaltiger Erfolge ist. Die langjährigen Kämpfe mit den Türken hatten eine gewisse Routine, aber auch eine Einseitigkeit hervorgerufen, welche schwer zu vermeiden ist, wenn die Schule der Führer und der Armee blos im Kampfe gegen die Eigenart eines Gegners, in der Kriegführung in einem bestimmten Land und Terrain gelegen ist. Wenn die kaiserliche Armee diesen Nachtheil rasch überwand und sich den wechselnden Gegnern, die ihr im großen deutschen Krieg gegenüberstanden, gewachsen zeigte, so war daran nicht blos das fremde Beispiel schuld, viel Antheil daran hatte der Einfluß einzelner Generale, die dem spanischen Heer entstammten und die Kriegskunst unter Alba, Farnese und Spinola in den Niederlanden erlernt hatten, und endlich erwuchsen aus der kaiserlichen Armee selbst kriegerische Genies ersten Ranges, welche nicht blos zu siegen wußten, sondern Form und Geist des Heeres so umgestalteten und ausbildeten, wie es die Zeit und der Krieg verlangte.

Indessen ist nicht zu verschweigen, daß man auch vom Gegner lernte, und wir werden Gelegenheit haben, in einzelnen Beispielen nachzuweisen, daß manche durch den Kampf und seine Bedürfnisse aufgezwungene Reform dem Feinde entlehnt war. Namentlich war dies in Bezug auf die taktische Formation und die Schlachtmanöver der Fall, wo man sich den ausgezeichneten Einführungen Gustav Adolf's (Bild S. 612), der wohl das größte militärische Genie dieses Riesenkampfes war, nicht verschließen konnte.

Natürlich machten sich indessen die ganz besonderen Verhältnisse des österreichischen Staates auch während dieser Periode im Heerwesen geltend und gaben der Armee nach jeder Richtung ein bestimmtes charakteristisches Gepräge.

ldung und Zusammensetzung der Armeen im dreißigjährigen Krieg.

In erster Linie war das Vorgesagte bezüglich der Aufbringung und Er- nzung des Heeres der Fall. Gesetzlich bestand eigentlich noch die Lehenspflicht Heeresfolge, aber sie wurde schon seit nahezu einem Jahrhundert nicht mehr geleistet. enso hatte sich die Unzulänglichkeit und wohl auch Unverwendbarkeit des allgemeinen fgebotes schon so deutlich gezeigt, daß nicht daran zu denken war, es zur Basis er Heeresaufstellung zu machen. Und doch waren dies eigentlich die einzigen gesetz- en Normen für Aufstellung und Ergänzung der österreichischen Armee, als man in ınkreich und auch einzelnen deutschen Staaten schon sich den modernen Principien)erte und förmliche stehende Heere besaß.

Unter solchen Umständen blieb nur das Werbesystem übrig, das zwar, beson- s im späteren Verlauf des Krieges, von allen Parteien angewendet wurde, aber gends in so großartigem Maßstabe als im kaiserlichen Heere, das sich ausschließlich Grund desselben bildete und ergänzte. Seine eigentliche Ausbildung erhielt das :rbesystem durch Waldstein, der es auf Grund seines kriegerischen Rufes und mit fgebot seiner großartigen Mittel dazu benützte, um Heere von einer damals noch ht erreichten Kopfzahl zu bilden, und wiederholt dem Kaiser thatsächlich eine Armee der Erde stampfte.

Als dem Kaiser die Abhängigkeit von dem ganz unter Maximilian's von iern Einfluß stehenden ligistischen Heere drückend wurde und der Schatz doch so leer r, daß man an keine selbstständigen Rüstungen denken konnte, erbot sich Waldstein Frühjahr 1625, ein Heer von 50.000 Mann zu werben, ohne daß dem Kaiser raus Kosten erwachsen sollten. Er verlangte nur die erforderlichen Patente und die :eiheit, sich die Werbeplätze zu wählen, sowie alle Officiere zu ernennen.

Anfangs erschrak man fast über diesen Antrag, dessen Aufrichtigkeit und Durch-)rbarkeit am kaiserlichen Hofe viele Zweifler und Gegner fand. Aber die Noth drängte, d endlich entschloß man sich, ihm Vollmacht zur Anwerbung von 15.000 Mann zu ıß und 6000 Reitern zu geben, obwohl Waldstein, der seinen Plan fertig im ›pfe trug, einwendete, er werde das Heer desto leichter schaffen und erhalten, je größer sei, denn der Krieg müsse den Krieg ernähren. Uebrigens hielt er sich auch nicht diese Begrenzung, sondern brachte sein Heer im Laufe weniger Monate auf ›.000 Mann, und 1629 zählte es 150.000 Köpfe — eine bisher nur von türkischen :meen erreichte Stärke. Mit der Ertheilung jener Vollmacht erfolgte seine Ernennung m „General-Oberstfeldhauptmann der kaiserlichen Armada“, ein :ciell für ihn erfundener Titel, und bald darauf seine Erhebung zum Herzog von riedland. Er übernahm die Werbung und Ausrüstung der Truppen, deren Bezah- ng und Verpflegung dem Kaiser erst oblag, wenn sie an vorher bestimmten Sammel- itzen eintrafen.

Das von Waldstein's umfassendem Geist und großartigem Organisationstalent tworfene Werbesystem wurde nun unverzüglich in das Werk gesetzt und that voll- mmen seine Schuldigkeit. Allerdings kamen ihm dabei seine großartigen Mittel, die n eine fürstliche Freigebigkeit und große Handgelder gestatteten, zugute, und wir :rden später sehen, in wie eingehender Weise er für die Bedürfnisse seiner Truppen :rsorgte. Er wußte eben in die alte Form einen neuen Geist zu gießen und jene

Furcht vor mangelhafter Soldzahlung und kümmerlicher Verpflegung zu bannen, welche vor und nach ihm den kaiserlichen Werbungen so oft Eintrag thaten.

Denn im Großen und Ganzen blieb es bei der alten Form der Werbung. Die einzelnen Patente, welche für ein Regiment, öfters aber auch nur für einzelne Fähnleins und Compagnien galten, wurden an kriegskundige Oberste und Hauptleute, ja auch an Adelige verliehen, welche sich verpflichteten, wenn ihnen das Commando übergeben würde, die Kosten der Werbung und Ausrüstung zu tragen. Jedem wurde sowohl der Bezirk, wo er „umschlagen", das heißt die Werbung durch Trommelschlag bekannt machen durfte, sowie der Musterplatz bestimmt, und das Werbepatent wies die Landesherren und Behörden an, die Werbung nicht zu hindern, dem geworbenen Kriegsvolk Unterkunft, Proviant u. s. w. gegen billige Bezahlung abzugeben. Später erließ Waldstein ganz selbstständig solche Werbepatente. Vom Lager zu Troppau aus beauftragte er am 25. Juli 1627 den Obersten Octavio Piccolomini „in Italia zwey Hundert Courazziere (Kürassiere) undt hundert Archibusier-Reutter zu unserer Leib-Quardi zu werben, selbiges zu mustern undt die Cornet zu inarboriren, alsdann verneren wo sich der Zeit die Kaiserliche Armata befinden wirdt, zu uns abzuführen", wobei an die Behörden die Weisung erging, „daß sie nicht allein besagten Obristen, in Abführung bemeldeter drey Compagnien Reutter, den Paß aller orth zu wasser und Landt gutwillig verleihen, sondern auch mit Darleihung der unempörlichen unterhaltungsnotturften, Proviant-Victualien undt Fourage allen Vorschub und Beförderung erweisen wollen".

Natürlich ging es bei solchen Werbungen nicht immer ganz glatt ab. Weniger der Werbeplatz selbst, als seine Umgebung und noch mehr der Musterplatz hatten unter den Ausschreitungen der Neugeworbenen zu leiden, die entweder schon im Kriege verwilderte Söldner oder verzweifelte Kerle waren, die aus Noth, Abenteuerlust oder um der Strafe zu entrinnen, den Fahnen zuliefen. Obwohl strenge Befehle ergingen, daß die Geworbenen nicht in größeren Trupps als zu acht Mann „laufen", das heißt zum Musterplatz ziehen sollten, nicht länger als nöthig „stillliegen" und die Unterthanen in keiner Weise beschweren sollten, wurden doch schon auf diesem Marsch die größten Gewaltthaten verübt. Und da die Werbung allein den Geworbenen, obwohl er schon das Lauf- oder Antrittsgeld, auch Werbegulden genannt, erhielt, noch nicht der militärischen Zucht unterstellte, was erst nach der Musterung durch den Eid und Empfangnahme des ersten Monatssoldes geschah, so blieben solche Ausschreitungen meist unbestraft, wenn sich die davon Betroffenen nicht selbst ihrer erwehren konnten.

Wenn immer möglich, suchte man daher, selbst mit schweren Opfern, die Bestimmung als Musterplatz abzuwälzen. So verstand sich 1626 Nürnberg, als es von Waldstein dazu ausersehen war, zu einer Zahlung von 100.000 fl., um dieses Uebel abzuwenden, und 15.000 Thaler entrichtete man, um von jeder Einquartierungspflicht den neugeworbenen Truppen gegenüber befreit zu sein. Die Stände Mährens zögerten 1636 lange, als die kaiserliche Regierung sie aufforderte, Sammelplätze für 1300 Mann zu Fuß und 500 Reiter zu bestimmen, und entschuldigten sich mit den nicht unbegründeten Bedenken, daß „die Wege und Landstraßen wegen der auslaufenden und streifenden Parteien unsicher gemacht, auch sonst allerlei Insolenzen und Muthwillen verübet, zu geschweigen die armen Unterthanen durch entstehende Abnehm- und Verlustigung ihrer noch wenigen schlechten Rößlein an dem Feldbau und Arbeit verhindert werden dürften".

Der Zeit und ihrem ganzen Charakter entsprechend, ging es bei den Werbungen nicht immer friedlich und auf rechtlichem Wege zu; jedes Mittel der Gewalt und List wurde angewendet, um nur rasch die erforderliche Mannschaft zusammenzubringen. Es scheint das vom Werbesystem nicht zu trennen, denn die Gewaltthätigkeiten der preußischen Werber im vorigen Jahrhundert füllen ein nicht eben erbauliches Capitel der deutschen Geschichte, und die „Preßgänge", welche noch in unserer Zeit zur Completirung der englischen Marine unternommen wurden, gehörten unter die abscheulichsten Rechtsverletzungen, die im „freien" England nicht so selten sind, als man meinen sollte.

Obwohl es im Allgemeinen an Menschen-Material bei den schlechten Erwerbsverhältnissen und der allgemeinen Verwilderung nicht fehlte, griffen doch viele Werbeofficiere oft zu den sonderbarsten Mitteln, um nur rasch ihre Musterrollen zu füllen. Ueberredung und sanften Zwang wendete man zuerst an; dann kam die List in allerlei Gestalten, indem man den zu Werbenden unter irgend einem Vorwand zur Annahme eines Geldstückes brachte und dies dann als ein ihn verpflichtendes Handgeld erklärte. Oft setzte der Werbeofficier, der stets von einer Schaar geriebener und scrupelloser Soldaten begleitet war, seinem halbtrunkenen Opfer nur den Soldatenhut auf und erklärte nun, dadurch sei der unwiderrufliche Eintritt zur Truppe vollzogen. Ja, von Waldstein'schen Werbern erzählt man, daß sie Widerspänstigen gegenüber, bei welchen kein anderes Mittel verfing, einfach Strick und Werbegeld auf den Tisch warfen und damit die unliebsame Alternative andeuteten, welche den unfreiwilligen Recruten einzig mehr blieb.

In den verschiedensten Formen suchte die Schlauheit und Gewaltthätigkeit der Werber zum Ziel zu kommen. Ihr Hauptquartier war stets das Wirthshaus, und sie übten eine glänzende, aber sehr gefährliche Gastfreundlichkeit. Trank ein Bursche die vorgeschlagene „Gesundheit" des Kaisers oder des Feldherrn mit, so hieß es, er habe sich dadurch zu dessen Dienst verpflichtet; schlug er es aus, so erklärte man ihn als Rebell, er wurde verhaftet und so lange maltraitirt, bis er sich bereit erklärte, zu dienen. Man prakticirte Geld in die Gläser, steckte es in die Speisen oder heimlich in die Taschen der auserseheuen Opfer, und all dieser Trug wurde als Annahme des Handgeldes erklärt. Weigerte sich ein in dieser Art Ueberlisteter, so setzte er sich der schlimmsten Behandlung, ja nicht selten der Gefahr aus, als Rebell und Werbungsflüchtiger an den nächsten Baum oder Thürpfosten gehängt zu werden.

Natürlich konnte bei einem so zusammengebrachten Heer auch nicht jenes feste Gefüge vorhanden sein wie bei den modernen Heeren, und im späteren Verlaufe des Krieges zerstiebten nach Niederlagen ganze Armeen oder sie lösten sich unter dem Drucke von Entbehrungen, mangelndem Sold oder Kälte und Seuchen fast ganz auf. Solche Gelegenheiten wurden dann vom Gegner eifrig benützt, um die Auseinanderlaufenden für die eigene Macht zu gewinnen. So kam es, daß mancher Soldat jener Zeit nach und nach in den verschiedensten Heeren diente, bald für, bald gegen eine Sache kämpfte, ohne irgend einen größeren Antheil daran zu nehmen, als Sold, Beute und ein möglichst ungebundenes Leben in ihm zu erregen wußten.

In großartigstem Maßstabe wurden diese Werbungen durchgeführt, als Waldstein 1632 sein zweites Generalat antrat. Bekanntlich verpflichtete er sich, in drei Monaten ein vollkommen gerüstetes Heer von ungefähr 50.000 Mann für den Kaiser in das Feld zu stellen. Es wäre das heute ein riesiges Unternehmen, geschweige denn damals, wo es fast keine Industrie gab und der Verkehr so wenig entwickelt war. Wenn es

trotzdem gelang, so war dies nur dem Kriegsruhm Waldstein's, seinen kolossalen Mitteln und der Voraussicht zu danken, mit welcher er sich seit seiner Absetzung auf diesen Moment vorbereitet hatte.

Sobald seine Werbetrommeln erklangen, loderte das kriegerische Feuer in Tausenden und Tausenden auf, welche Besitz, Gewerbe, Familie im Stich ließen, um der Fahne nachzulaufen.

„Denn unter des Friedländers Kriegspanieren,
Da bin ich gewiß zu victorisiren."

Dreihundert Werbebriefe wurden an Officiere vertheilt, die Waldstein schon von den früheren Feldzügen bekannt und theilweise verpflichtet waren; alle jene kriegserfahrenen Obersten, die sich mit ihm zurückgezogen hatten, sammelten sich sofort wieder um ihn und stellten sich selbst und häufig auch ihre Mittel zu seiner Verfügung. Viele derselben stellten einzelne Compagnien oder auch ganze Regimenter auf eigene Kosten auf, denn dies brachte nicht nur Ehre und Einfluß, sondern auch reichen Gewinn. Halb Europa wurde in Bewegung gesetzt, um das neue Heer aufzubringen. Irland, Schottland und die katholischen Niederlande lieferten Reiter; Graf Trzka, Waldstein's Schwager und einer der reichsten böhmischen Cavaliere, warb in Polen Ulanen und Kosaken und führte der Armee allein 4000 Pferde zu, Graf Isolani brachte in Ungarn seine gefürchteten Croaten auf, und aus Italien zog spanisches und italienisches Fußvolk herbei.

Die Werbung und Ausrüstung von Soldaten wurde zur Speculation; man wußte, daß Waldstein nicht knauserte, und

„Viele von den Hauptleuten und Generalen
Stellten aus ihren eigenen Kassen
Die Regimenter, wollten sich sehen lassen,
Thäten sich angreifen über Vermögen,
Dachten, es bring' ihnen großen Segen."

In der That wurden Güter verkauft und verpfändet, Kostbarkeiten losgeschlagen und manche mit Geld gefüllte Truhe geleert, um in „Soldaten" zu speculiren, wie man heute in „Actien" macht.

Obersten und Hauptleuten, die er als tüchtig kannte, streckte Waldstein selbst die nöthigen Summen vor, damit sie auch einen Haufen Soldaten beibringen könnten. In allen Provinzen Oesterreichs und in jenen Theilen Deutschlands, die von den Feinden frei waren, wurde geworben, und überall strömten schon gediente Leute und Neulinge zu. Mit einem Schlag zeigte sich kriegerische Bewegung und ungewohntes Leben; alle Straßen füllten sich mit Zügen von Soldaten, langen Convois von Munition, Proviant und Geschützen. Alte Kriegsknechte wendeten ihre sauer ersparten Beutegulden daran, sich selber nochmals auszurüsten, der Grundbesitzer kam mit seinem letzten Roß herangezogen, der Bürger entnahm dem ruinirten Gewerbe die Mittel, um sich Koller und Blechhaube kaufen und das damals allein lohnende und ehrenvolle Kriegshandwerk treiben zu können. Tausende von Reitern und Fußgängern sah man den alten Hoffnungsfahnen zueilen und durch die dichtgedrängten Schaaren jubelnd zum Werbetisch sich durchkämpfen.

Da es Waldstein's Absicht war, dem Schwedenkönig mit überlegener Macht entgegenzutreten, reichte dieser enorme Zulauf doch nicht aus, um die erforderliche Truppenzahl aufzubringen. Man mußte daher wieder zu den alten Werberkniffen

greifen, und man durfte auch nicht heikel in Bezug auf die moralische oder körperliche Qualification sein. Die Waldstein'schen Werber legten kein Gewicht auf Körpergröße und Kraft, wie es anfänglich bei den Schweden und besonders im sächsischen Heere geschah; nach Waldstein's eigenen Worten war zuerst die Masse die Hauptsache, und wenn die Schwächlinge daraufgingen, war man des gesunden Kernes sicher. Außerdem wurden in den Städten alles herrenlose Gesindel, Bettler und Schnapphähne aufgegriffen und gewaltsam in den Soldatenrock gesteckt.

Welch' großartige Mittel die Aufstellung und Ausrüstung eines Heeres von solcher Stärke in jenen Tagen erforderte, ist leicht zu ermessen, besonders wenn man bedenkt, daß die Geldcirculation eine sehr gehemmte und die Aufbringung größerer Summen sehr schwierig war. Wenn auch Waldstein selbst seinen vorsorglich gefüllten Schatz verwendete und die Hilfsmittel seiner Besitzungen zur Ausrüstung aufbot, so langte doch dies alles nicht und man mußte die Kraft des ganzen Staates dem dringenden Zweck, eine neue, widerstandsfähige Armee zu schaffen, dienstbar machen. Den österreichischen Provinzen wurden sehr schwere, in den damaligen Verhältnissen doppelt empfindliche Lasten auferlegt. Oesterreich ob der Enns mußte für Heereszwecke monatlich 52.000 Gulden steuern und Schlesien die Ausrüstungs- und Erhaltungskosten von 28 Regimentern übernehmen. Um diese Summen aufzubringen, war man zu drückendsten und widersinnigsten Maßregeln genöthigt. In Niederösterreich führte man eine Art Kopfsteuer ein, nach welcher jeder Gutsbesitzer 40, jeder Pfarrer und Kaplan 4, Doctoren und Hofhandelsleute 30, Advocaten 12, Bürger und Handwerker 6, die Bewohner der Vorstädte Wiens je 3 Gulden bezahlen mußten. Selbst Bauernknechte, Taglöhner und andere Dienstleute wurden mit einer Auflage von 15 Kreuzern heimgesucht. Auch an freiwilligen Spenden fehlte es nicht; so gaben für Heereszwecke der Fürst Dietrichstein 100.000 Gulden, der Graf Michna und der Fürst Eggenberg je 80.000 böhmische Thaler, der Bischof Anton Wolfrath von Wien 80.000 Thaler, der Reichs-Vicekanzler Graf Strahlendorf 18.000 Ducaten. Auch die Glieder der kaiserlichen Familie schlossen sich nicht aus, und König Ferdinand — des Kaisers Sohn — und dessen Gemahlin spendeten 300.000 Thaler, wie auch die meisten katholischen Mächte, allen voran Spanien, sich zur Flüssigmachung von Geldmitteln herbeiließen.

Die Aufbringung dieses Heeres war aber nur der kleinere Theil von Waldstein's Verdienst, obwohl es unleugbar seine Berechtigung hat, wenn Schiller in seinem, was das Zeitcolorit betrifft, geradezu wunderbaren „Lager" den Jäger sagen läßt:

„Auf des Friedländers Wort und Credit allein
Haben wir Reiterdienst genommen;
Wär's nicht aus Lieb' für den Wallenstein,
Der Ferdinand hätt' uns nimmer bekommen."

Viel schwerer fällt indessen noch in das Gewicht, daß er aus einer in so kurzer Zeit und aus so verschiedenartigen Elementen geschaffenen Armee einen so selbstgefügten kriegstüchtigen Körper zu gestalten wußte, mit dem er den von Gustav Adolf selbst geführten, begeisterten und sieggewohnten Truppen gegenüberzutreten wagen durfte. Dazu genügt nicht bloße militärische Routine und eigene Bravour, das bedarf einer übermächtigen Natur, deren Eindruck sich auch der letzte Soldat, wenngleich er sie nicht begreift, doch nicht zu entziehen vermag. Mit kernigen Worten sagt das der Wachtmeister, nachdem er seine Kriegskameraden um ihre Abstammung gefragt:



Die kaiserlichen Generäle.



Die feindlichen Generäle.

„Nun! und wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammen geschneit und geblasen worden?
Seh'n wir nicht aus, wie aus einem Span?
Steh'n wir nicht gegen den Feind geschlossen,
Recht wie zusammen geleimt und gegossen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink,
Ineinander auf Wort und Wink?
Wer hat uns so zusammen geschmiedet,
Daß ihr uns nimmer unterschiedet?
Kein And'rer sonst, als der Wallenstein!"

Durch die ganze Dauer des Krieges war man fast ausschließlich zur Ergänzung des Heeres und der wiederholt auftretenden Neuaufstellung eines solchen auf die Werbung angewiesen. Und trotz des riesigen Menschenverbrauchs, welcher auch jenen der mörderischesten modernen Kriege weit hinter sich läßt, fehlte es an Zulauf nicht, da die Lasten und Leiden des Krieges immer mehr Leute aus anderen Ständen in das Lager trieben. In der späteren Zeit, wo der Kampf auf mehreren Schauplätzen zugleich tobte und die kaiserlichen Finanzen es nicht erlaubten, ebensoviele gesonderte Armeen aufzustellen, wurden die Truppen der deutschen Länder als Reichscontingente dem kaiserlichen Heere einverleibt. Der Prager Friede von 1635, der mit Sachsen, Brandenburg und einigen kleineren deutschen Fürsten geschlossen wurde, bestimmte ausdrücklich, daß deren Truppen, insoferne sie nicht zur Besatzung der festen Plätze erforderlich waren, zum kaiserlichen Heere stoßen sollten. Diese aus den kaiserlichen Corps und diesen Reichscontingenten gebildete Kriegsmacht führte den Namen: „Ihrer Kaiserlichen Majestät und des Reiches Kriegsmacht."

In einem besonderen Uebereinkommen, das 1637 mit dem Kurfürsten von Brandenburg getroffen wurde, verpflichtete sich dieser, 6000 Fußknechte und 1000 Reiter durch kriegskundige Edelleute anwerben zu lassen, die nach drei Monaten in des Kaisers und Reiches Pflicht genommen, aber dem Commando des Kurfürsten unterstellt bleiben sollen. Dem Kaiser oblag es, das Werbe- und Laufgeld, 20 Reichsthaler für den Reiter und 8 für den Fußsoldaten, nebst 2000 Musketen zu liefern, dagegen der Kurfürst den ersten Monatssold und das Quartier bestritt, der weitere Unterhalt aber mußte auf Kosten des Reiches geschehen. Diese Truppen schwuren, daß sie „dem Kaiser und anstatt desselben dem Kurfürsten" gehorsam sein wollten. Aehnliche Verhältnisse bestanden, als die katholische Liga ihr stillschweigendes Ende gefunden hatte, bezüglich des baierischen Heeres, und auf Grund derselben erhob man, als der Kurfürst Maximilian 1647 einen Waffenstillstand mit Schweden und Frankreich schloß, den Anspruch, dessen Heer sei dem Reich, respective dem Kaiser gehörig.

Nach und nach verfielen auch bei der Cavallerie die früheren Formen der Ergänzung, wie sie theilweise noch für das Reiterrecht des Kaisers Maximilian II. maßgebend gewesen waren, und es trat auch hier das reine Werbesystem hervor. Natürlich bot dasselbe bei der Reiterei viel mehr Schwierigkeiten, da man sich gewisser Fertigkeiten des Mannes versichern mußte, ehe er geworben werden konnte; denn zu einer langwierigen Abrichtung war selten Zeit und Gelegenheit. Naturgemäß war auch die Werbung bei der Reiterei eine viel kostspieligere. Im December 1619 bewilligte der Kaiser, daß dem Regimente des Obersten Waldstein ein Monatssold ohne Musterung unter der Bedingung gezahlt werden sollte, daß die Rittmeister auf

ihre Kosten die Compagnien an Leuten und Pferden zu ergänzen haben. Zur neuen Armirung der Reiter bekam jeder Rittmeister einen Vorschuß von 1000 Gulden, welchen einstweilen Waldstein aus Eigenem bestritt. Das Werbegeld, welches Waldstein 1620 für 5 Compagnien Kürassiere und 2 Compagnien Arkebusiere bezahlte, betrug über 16.000 Gulden, da die Reiter bis zu 40 Reichsthaler Antrittsgeld für sich und das Pferd verlangten.

Noch complicirter war die Werbung bezüglich der Artillerie, und ein geschickter Constabel so gesucht, daß oft mehrere Kriegsherren zugleich nach einem solchen fahndeten und sich ihn abwendig zu machen versuchten, indem man ihm höheren Sold und andere Begünstigungen für den Fall des Uebertrittes versprach. Wenn gegen das Ende des Krieges die Artillerie nicht mehr jene bedeutende Rolle spielte wie unter Gustav Adolf, so war vor Allem die Ursache in dem Mangel an tüchtigen Geschützmeistern zu suchen, die nur sehr schwer zu ersetzen waren und endlich meist durch halbwegs gedrillte Fußsoldaten ergänzt wurden, welchen indessen alle theoretische Bildung fehlte. Uebrigens beklagt sich schon 1619 der damalige Werbecapitän Christof Illo, der spätere Feldmarschall und in den Sturz Waldstein's verwickelte Vertraute desselben, daß es schier unmöglich sei, den Abgang an tüchtigen Artilleristen zu ersetzen, indem deren wenige, dagegen der Werber, welche sie suchten, sehr viele seien.

Die Werbung erfolgte für alle Truppen noch immer auf eine bestimmte Zeit, wobei natürlich der Kriegsherr so lange die Truppen in Dienst behalten konnte, als ein Krieg dauerte, ohne an die vereinbarte Dauer gebunden zu sein. Im Allgemeinen war der durch drei Decennien fortwährende Kampf der Anlaß, um stehende Truppenkörper entstehen zu lassen, und einzelne Regimenter der kaiserlichen Armee führen ihre Entstehung bis auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurück. Indessen kam es doch auch vor, daß während der Pausen des Kampfes Auflösungen und Entlassungen vorgenommen wurden, wie es ja z. B. in Folge der auf dem Regensburger Kurfürstentag von 1630 erhobenen Beschwerden über die Zahl des kaiserlichen Kriegsvolkes der Fall war.

Oft war es in solchen Fällen schwieriger, die Leute los zu werden, als es seinerzeit war, sie zu sammeln. Für eine Stadt und eine ganze Gegend war es fast mißlicher, wenn ein Regiment dort aufgelöst wurde, als wenn sie zum Musterplatz bestimmt wurde. Denn die verwilderte Soldatesca trieb sich dann, meist den Bettel in gewaltthätiger Weise treibend, als eine wahre Landplage herum, und es kam so weit, daß in vielen österreichischen Provinzen landesfürstliche Verordnungen ergingen, nach welchen die Bauern verpflichtet wurden, „gartenden" Soldaten einen Heller zu reichen, um denselben den Vorwand für Diebereien und Gewaltthaten zu nehmen. Schon Wallhausen stellt eine Berechnung an, welche beweisen soll, daß der Unterhalt eines stehenden Heeres dem Fürsten weniger Kosten macht, als das Land durch die herumziehenden Kriegsleute Schaden erleidet.

Aber auch der Act der Auflösung selbst führte oft zu sehr großen Schwierigkeiten, besonders wenn das Kriegsvolk noch wirkliche oder vermeintliche Forderungen zu stellen hatte, was bei der unter den Kaisern Matthias und Ferdinand II. herrschenden Finanzklemme allerdings öfter vorkommen mußte. Es sei gestattet, dies an einem Beispiel zu illustriren, das höchst bezeichnend für die Zeit und die damalige Kriegszucht ist und die Hilflosigkeit drastisch darlegt, in welcher man den Soldaten gegenüber war.

Die Stadt Troppau hatte sich ganz der neuen Lehre angeschlossen und war

wegen der Verjagung der katholischen Priester in die Acht erklärt worden. Die Stadt setzte sich aber in Vertheidigungszustand, so daß es eines größeren Kraftaufgebotes bedurft hätte, sie zu bezwingen. Jahre vergingen, und endlich suchte man, als sich schon das Gewölk des dreißigjährigen Krieges drohend zusammenzog, Troppau durch eine List in kaiserliche Gewalt zu bringen, indem man dem Fußregiment des Obersten Geißberg, das zur Auflösung bestimmt war, Troppau zu diesem Zweck anwies.

Die Troppauer ahnten die Falle und versagten dem Regiment den Eingang, so daß es sogar zu Scharmützeln kam. Oberst Geißberg, der ein wohlmeinender Mann war, versuchte lange Zeit die Räthe vergeblich zur Nachgiebigkeit zu bewegen, indem er darauf hinwies, daß die Mehrzahl seiner Officiere selbst protestantisch sei und sich nicht zur Unterdrückung der Glaubensgenossen verwenden lassen werde, seiner Ordre aber, die ihm Troppau als Auszahlungsort für sein Regiment anweise, müsse er nachkommen, und er verpfände sein Wort, daß er nur mit vier Fähnlein zu dem Zweck der Auflösung in Troppau einziehen, den Rest aber in der Umgegend einquartieren werde. Aber erst als er in Folge der fortgesetzten Weigerung die Stadt eng einschloß und sich Mangel an Lebensmitteln einstellte, bequemten sich die Troppauer dazu, ihn mit einem Theil seiner Leute einzulassen. Ganz Unrecht hatten sie übrigens bei ihrem Widerstreben nicht gehabt, wie die Folge lehrte.

Oberst Geißberg, der selbst nicht ahnen mochte, welche Rolle ihm zugedacht war, hielt auf strenge Mannszucht und ließ einen Soldaten, der Brot aus einem Bäckerladen mit Gewalt nahm, auf dem Hauptplatz enthaupten. Das war allerdings nicht nach dem Sinne der Soldaten, und als der städtische Scharfrichter bei der Execution fehlschlägt, kommt es zu einer förmlichen Revolte, die Soldaten reißen ihn vom Schaffot und hauen ihn buchstäblich in Stücke.

Diese Stimmung wurde immer gefährlicher, als offenbar wurde, zu welchem Zweck man eigentlich das Regiment nach Troppau verlegt hatte. Von einer Auflösung war keine Rede mehr, aber auch alle Zahlungen an Sold und Verpflegung blieben aus und die ohnehin verarmte Stadt mußte, um die stets schwieriger werdenden Soldaten zu beruhigen, diese Lasten selbst tragen.

Statt dessen erschienen kaiserliche Commissäre, welche an den Oberst Geißberg gewiesen waren und nun unter dem Schutz der Truppen die evangelischen Kirchen sperrten, die Prediger verjagten, den Rath auflösten, den Bürgermeister und andere einflußreiche Protestanten aber in den Kerker werfen ließen.

Die dadurch gereizte Stimmung der Bevölkerung führte zu Tumulten, in Folge deren einige Personen hingerichtet wurden. Die größte Gefahr aber drohte der Stadt von den Soldaten, welche unter täglich ärger werdenden Aufläufen die verbürgte Auszahlung der Soldrückstände und Auflösung des Regimentes begehrten. Endlich verloren sie jedes Bewußtsein von Mannszucht, der ewigen Versprechungen überdrüssig, mißhandelten sie die kaiserlichen Commissäre und setzten sogar den Oberst Geißberg und einige Officiere in Haft, wobei sie ganz offen ankündigten, wenn ihren Forderungen nicht entsprochen würde, wollten sie die Stadt anzünden und plündern, um zu ihrem Geld zu kommen.

Diese peinliche Situation dauerte durch Wochen, bis andere Truppen herangezogen waren. Nun wurde mit großem Gepränge der Wiedereinzug der katholischen Geistlichkeit gefeiert, wobei man den Oberst Geißberg und seine protestantischen Officiere, sowie angesehene Bürger dieses Bekenntnisses zwang, den Zug mit brennenden

Kerzen zu begleiten. Aus den verhängten Vermögens-Confiscationen erhielt man die nöthigen Mittel, um nun endlich die Auszahlung und Auflösung des Geißberg'schen Regiments durchführen zu können.

Neben dem Werbesystem bestand, als im Gesetz begründet, noch immer das Aufgebot und es wurde während des dreißigjährigen Krieges auch wiederholt einberufen, wenn es galt, plötzlichen localen Gefahren entgegenzutreten. Man betrachtete das Aufgebot — und zwar mit gutem Recht — weder als ausgiebig noch kriegstüchtig genug, um den Heeren von Berufssoldaten, wie sie sich in diesem langen Krieg herangebildet hatten, mit Erfolg gegenübergestellt werden zu können.

Nur wenn eine plötzliche Gefahr entstand und man zu deren Bekämpfung keine anderen Mitteln hatte, griff man zum Aufgebot. Den ersten Gebrauch davon machten die Stände von Böhmen nach dem Prager Fenstersturz, indem das Directorium verfügte, daß sich jeder fünfte Mann unter die Waffen stellen müsse. Aber nicht allein, daß die Zahl des Aufgebotes weit hinter den Erwartungen zurückblieb, so stellte sich dasselbe als kaum verwendbar einem stramm disciplinirten Soldatenheer gegenüber dar; die mühsam zusammengebrachten Haufen waren kampfesunlustig, liefen auseinander, wenn Entbehrungen drohten, und zeigten sich mehr als Last, denn als Hilfe. Bald war man auch im Heer der Aufständischen genöthigt, das Schwergewicht auf die geworbenen Truppen zu legen, das Aufgebot trat immer mehr zurück und wurde endlich nur eine Einnahmsquelle, indem man die Verpflichtung zum persönlichen Kriegsdienst gegen bestimmte Zahlungen reluiren konnte, ganz wie es mit der Verpflichtung der Lehensfolge zum Kriege im Allgemeinen gegangen war.

Von kaiserlicher Seite erfolgte die theilweise Einberufung von Aufgeboten in den Jahren 1632 und 1636, als unter den Bauern von Oberösterreich sich hie und da Empörungen zeigten, die einen theils religiösen, theils socialistischen Anstrich hatten. Aber auch da griff man nur in der Ermanglung verfügbarer Truppen zu diesem Mittel, wozu wohl auch der Umstand beitrug, daß die Stimmung seit dem großen Bauernkrieg von 1626 noch immer nicht ganz beruhigt und man des Aufgebotes selbst nicht recht sicher war.

Ernster noch war der Anlaß, als man 1641 zum Aufgebot Zuflucht nahm, um die von Baiern und Böhmen vorbrechenden Schweden von Oberösterreich abzuhalten. Durch ein besonderes kaiserliches Patent wurde angeordnet, daß alle Obrigkeiten ohne Verzug den hundertsten Mann, „das ist, von einhundert Feuerstetten einen tauglichen Mann herdan nehmen" und ihm vorhinein einen Monatssold von sechs Gulden einhändigen sollten, welche Auslagen aber später bei Abstattung der Steuer in Abschlag gebracht werden konnten. Zur Leitung der administrativen Angelegenheiten wurde ein besonderer Ober-Commissär ernannt, dem jedermann zu pünktlichstem Gehorsam verpflichtet war und der für Proviant, Munition und sonstigen Bedarf des Aufgebotes Sorge zu tragen hatte.

Diese Auslagen, sowie jene für Herstellung der Schanzen an den Grenzen, wurden durch eine besondere Kriegssteuer gedeckt, zu welcher jedes selbstständige Haus 15 Kreuzer beitragen mußte. Erst als die Stände in richtiger Würdigung des geringen militärischen Werthes solcher rasch zusammengeraffter Haufen darum ansuchten, theilte man unter das Aufgebot auch geworbenes Fußvolk ein, das aus Niederösterreich herangezogen wurde. Um dem Mangel an Reiterei abzuhelfen, stellte Erzherzog Leopold Wilhelm seine Leibwache zur Verfügung. Die erforderlichen Pferde wurden in der

Weise aufgebracht, daß jede Herrngült von 100 Pfunden ein taugliches, mit Zaum, Sattel und zwei Pistolen ausgerüstetes Pferd beistellen oder 80 Gulden erlegen mußte. Wessen Gülten keine hundert Pfund abwarfen, wurden mit anderen vereinigt, um gemeinsam ein Pferd auszurüsten. Wer ein untaugliches, schlecht gerüstetes Pferd beistellte, erhielt es auf seine Kosten zurückgeschickt und verfiel in Strafe. Sobald bestimmte Alarmzeichen — Kanonenschüsse, Glockensignale oder Kreidenfeuer — gegeben wurden, sollten alle Aufgebotenen an die ihnen zugewiesenen Plätze eilen. Als eine Art Reserve für den ausgehobenen hundertsten Mann sollte auch noch jeder dreißigste bereit sein, dem Ruf zu den Waffen zu folgen. Die Seitenwaffen für die Leute des Aufgebotes wurden aus der Rüstkammer zu Linz erfolgt, für die Musketen hatte die Herrschaft zu sorgen.

Die Stände von Oberösterreich aber fühlten sich durch diese Anstalten nicht beruhigt und machten dem Generalissimus Erzherzog Leopold Wilhelm (Bild S. 725) noch im Jahre 1641 eine Reihe sehr merkwürdiger Vorschläge, welche auf die Organisirung einer dauernden Landesvertheidigung hinausliefen. Nach diesen Anträgen sollte jeder dreißigste und zehnte Mann des Landvolkes gemustert und zum Kriegsdienst im Bedarfsfall verpflichtet werden. Ueber je 300 Mann wird ein Hauptmann gesetzt, der ebenso wie der Lieutenant, Feldwebel und Corporal aus gedienten, kriegskundigen Leuten zu wählen ist.

Das Gleiche gilt von dem über das ganze Aufgebot gesetzten Obersten und dem ihm zur Seite gesetzten Oberstlieutenant, der besonders in der Befestigungskunst wohl erfahren sein soll. Alle diese Chargen erhalten die im kaiserlichen Heere üblichen Bezüge und sonstigen Vortheile.

Der gemeine Mann erhält, sobald er aufgeboten wird, monatlich vier Gulden. Sind darunter gediente Leute, so sollen sie zu Unterbefehlshabern verwendet werden. Das Aufgebot soll nach der Pfarre und Nachbarschaft eingetheilt werden, weil die Männer so besser zusammenhalten und sich beistehen werden. Um jede Erinnerung an den Bauernkrieg zu verwischen, war es besonders untersagt, den Aufgebotsmännern schwarze Hüte zu geben, die unter Fadinger eine Art Abzeichen der Aufständischen waren.

Die Feuergewehre durften nicht nach Hause genommen werden, sondern mußten an einem sicheren Orte unter Obhut eines Corporals und eines Büchsenmachers aufbewahrt werden. Zweimal im Jahre werden alle in den Musterrollen verzeichneten Aufgebotsmänner durch den Oberst und Oberstlieutenant einberufen, gemustert und in den Waffen geübt. Dazu erhalten sie die Musketen aus der Rüstkammer; die Seitenwehren, die Gabel zum Auflegen, das Bandelier (Pantalier) mit den Patronen und die übrige Armatur bringt jeder mit, da sie in seiner Verwahrung bleiben. Bei einer dieser Musterungen ist stets ein Scheibenschießen vorzunehmen, damit die Leute lernen, sicher zu schießen und „mit der Muskete herzhafter umgehen“. Im Sommer versammeln sich die Aufgebotenen alle Sonntag bei ihrer Rüstkammer, um durch zwei oder drei Stunden vom Lieutenant oder anderen gedienten Soldaten in den Waffen geübt zu werden.

Die übrigen wehrfähigen Männer jeder Herrschaft, welche nicht zu den Aufgebotenen gehören, sollen gleichwohl verzeichnet werden, um im äußersten Nothfall aufgerufen und mit Streitkolben, Spießen und Morgensternen bewaffnet zu werden.

Erscheint ein Aufgebotener bei der Musterung oder dem wöchentlichen Exercieren

nicht, so ist er von der Herrschaft streng zu bestrafen. Den Aufgebotenen ist bei Leibes- und Lebensstrafe einzuschärfen, daß sie stets den gehörigen Respect gegen ihre Officiere zeigen und deren Befehle, wenn sie den militärischen Dienst betreffen, unweigerlich ausführen. Dagegen wird den Officieren aufgetragen: „Vor allen Dingen gehe man sittsam und mit großer Geduld mit dem Unterthan um, damit sie bei Lust und Gehorsam gehalten werden, wie dann solches den geworbenen Befehlshabern, so sie abrichten, scharf einzubinden sein wird“.

Diese Anträge sind interessant, weil sie die allgemeine Wehrpflicht in sehr vorgeschrittener Form enthalten. Unleugbar lag ihnen ein gesunder Gedanke zu Grunde; aber Kaiser Ferdinand III. mochte sich scheuen, den Ständen, welche sich noch vor Kurzem als sehr starrköpfig und unverläßlich erwiesen hatten, eine so große Macht in die Hände zu legen, und so erfolgte die Ablehnung dieser Vorschläge.

Aber die Stände Oberösterreichs beruhigten sich damit nicht und wendeten sich bald darauf mit einem neuen, noch detaillirteren Antrag an den Erzherzog Leopold Wilhelm. Derselbe nahm noch eine strammere militärische Formirung des Aufgebotes in Aussicht, das in Compagnien zusammengezogen, theils mit Musketen und gezogenen Rohren, theils mit Piken und Hellebarden bewaffnet werden sollte. Für jede solche Compagnie sollten zwei oder drei Trillmeister bestellt werden, welche die Ausbildung der Leute besorgten. Ein förmliches System der Landesvertheidigung wurde aufgestellt; die Herstellung der Festungswerke an den Grenzen vorgeschlagen und angeordnet, daß sich die sieben landesfürstlichen Städte auf mindestens ein halbes Jahr mit Proviant versehen müssen. Bei den Gewerken von Steyer solle man Umfrage halten, ob sie die nöthigen Kanonenkugeln liefern können, im anderen Falle müsse man dieselben rechtzeitig in Wien bestellen.

Auch dieses Project blieb auf dem Papier, und mit dem Verschwinden der Gefahr schlief die Sache wieder ganz ein. Erst 1645, als sich die Schwedengefahr wieder erneuerte, kamen der Erzherzog und die Stände von Oberösterreich dahin überein, daß eine jede Feuerstätte einen tauglichen, wohlgerüsteten Mann zur Vertheidigung der Grenze stellen solle. Für die Munition mußten die Stände sorgen, die verlangten 2000 Musketen folgte man aus den kaiserlichen Vorräthen in Linz aus. Die Herrschaften wurden verpflichtet, nur taugliche, nach Möglichkeit des Schießens kundige Leute zu stellen. Auch die nach der Zahl der Aufgebotenen erforderlichen kriegskundigen Officiere mußten von den Herrschaften gestellt werden, die den auf den Musterplätzen geführten Leuten für mindestens drei Tage Brot mitzugeben hatten.

Als 1645 die Schwedengefahr auch über Niederösterreich hereinbrach, erließen die Ständeverordneten auf kaiserlichen Befehl Patente wegen schleuniger Stellung der Aufgebotsmannschaft. Von je achtzehn und zwanzig Häusern sollte ein Mann mit Seitenwaffe und Gewehr gestellt werden, besonders zur Besetzung und Verwahrung des Donaustromes.

Aber die ganze Form der Einberufung war, da sie nur mit Bewilligung der Stände erfolgen konnte, so weitläufig, daß das Aufgebot nie recht zur Wirksamkeit kam. Zudem hielten die Stände noch immer streng an dem Vorrecht, daß die Aufgebote nur zum Schutz des eigenen Landes verwendet und nicht über die Grenze geführt werden durften. Bei dem Aufgebot des Jahres 1645 erließen die obderensischen Stände eine besondere Bekanntmachung, daß das Aufgebot in keinem Falle außer der Landesgrenze Dienste zu leisten schuldig sei.

In Bezug auf die gesetzliche Grundlage der Heeresverfassung änderte sich in Ungarn während des dreißigjährigen Krieges nichts. Zum großen Theil in den Händen der Türken, dann von Bethlen Gabor und Rakoczy beunruhigt, kam es zu einer förmlichen Aufbietung der ungarischen Wehrkraft gar nicht, so dringend nöthig es auch oft für die kaiserliche Armee gewesen wäre. Jene ungarischen Truppen, welche ab und zu in derselben auftauchten, waren theils geworben, theils verdankte man sie dem Patriotismus hervorragender Magnaten der kaiserlichen Partei, in erster Linie des Grafen Niklas Esterhazy. Croatien bewilligte 1620 eine Massen-Insurrection, aus welcher jene Regimenter gebildet wurden, die unter Graf Isolani als leichte Cavallerie ebenso nützliche Dienste leisteten, als sie sich durch Raubsucht und Zuchtlosigkeit gefürchtet machten.

Reichlicher als die Beihilfe an Mannschaft flossen aus Ungarn die Subsidien. Noch 1647 bewilligte man dem Kaiser — obwohl „das Land durch die vielfältigen Kriege, die Plagen der inneren Unruhen und die türkische Tyrannei gänzlich erschöpft ist", fünf Gulden von jedem Hof und ebensoviel von jedem Grundherrn, wobei ein vorsichtiger Beisatz es strenge untersagt diese letztere Steuer gleichfalls auf die Bauern zu überwälzen, sondern jeder Herr, Edelmann und Gutsbesitzer habe sie bei dreifacher Strafe aus Eigenem zu leisten.

Die Stärke und Zusammensetzung der Heere im dreißigjährigen Kriege waren sehr wechselnd. Unter Waldstein's Oberbefehl standen 1629 und 1630, freilich in Deutschland und Italien, nahezu an 150.000 Mann, während im späteren Verlauf des Krieges die Durchschnittszahl der operirenden Armeen 20.000 Mann war. Nicht so sehr der Mangel an Leuten, als die stets größer werdenden Schwierigkeiten der Verpflegung trugen daran die Schuld. Der alte Schlachtenmeister Tilly war nicht ganz im Unrecht, wenn er 40.000 Mann als die größte Truppenanzahl bezeichnete, welche sich ein Feldherr wünschen solle.

Das Verhältniß der einzelnen Waffengattungen im Heer war gleichfalls sehr schwankend. Im Großen und Ganzen wurde aber die Reiterei immer zahlreicher, je länger der Krieg dauerte. Während sie im Beginn zum Fußvolk sich wie eins zu fünf verhielt, stieg dasselbe bald so, daß die Reiterei ein Dritttheil des Heeres ausmachte, und in den letzten Jahren überwog sie sogar oft das Fußvolk. Es hängt dies mit der langen Dauer des Krieges und mit der Art, wie er geführt wurde, zusammen. Je mehr die Länder ausgesogen und ruinirt, die Städte arm und die Dörfer vernichtet wurden, desto größer war der Rayon, dessen eine Armee zu ihrer Erhaltung bedurfte, desto weiter ausgedehnt mußten Requisitionen und Fouragirungen werden. Daß im Ganzen sich aber auch der Charakter der Reiterei selbst änderte, ist durch den endlich eintretenden Mangel an schwerem Pferdematerial erklärlich. Jene Entscheidungen durch den wuchtigen Angriff schwerer Reiter, wie sie in der ersten Hälfte des Krieges so häufig vorkamen, hörten endlich fast ganz auf, und die Cavallerie benützte nun die ihr aufgezwungene größere Beweglichkeit zu Streifzügen und Ueberfällen. Wenn man Pappenheim mit Johann von Werth vergleicht, so hat man die ganze Umwandlung vor Augen, welche die Reiterei des dreißigjährigen Krieges durchmachte.

Die Anzahl der Geschütze war vollends eine schwankende; am stärksten waren darin die schwedischen Heere unter Gustav Adolf und jene des Kurfürsten von Sachsen. Die Artillerie war schon damals naturgemäß die kostspieligste Waffe und ihre Vertretung richtete sich fast stets nach den Geldmitteln, über die man verfügte.

Zur Zeit der Belagerung von Magdeburg bestand die von Tilly comman-
rte kaiserlich-baierische Armee aus 30.750 Mann, wovon 24.100 Mann Fußvolk
ıd 6450 Reiter, dann aus 86 Geschützen; davon entfielen auf die Kaiserlichen
)00 Mann Fußvolk und 3700 Reiter, also ein Verhältniß von 1 zu 2⅓, während
e baierische Armee mit 14.200 Mann Fußvolk nur 2650 Reiter zählte.

Als nach Waldstein's Fall König Ferdinand III. den Oberbefehl über-
ıhm, zählte die kaiserliche Armee 376 Compagnien Infanterie, 221 Schwadronen
walerie (außerdem 184 Schwadronen Croaten und polnische Reiter), zusammen
).000 Mann mit 116 schweren und 36 leichten Geschützen; verhältnißmäßig überwog
so wieder die Cavallerie.



Friedrich, Winterkönig von Böhmen. (Seite 568 u. ff.)

Zum Schlusse seien hier jene Regimenter erwähnt, welche, in dem dreißig-
ħrigen Kriege entstanden, durch ihr Fortbestehen bis heute füglich als der Kern
es österreichischen stehenden Heeres anzusehen sind.

Das älteste aller kaiserlichen Regimenter ist das schon erwähnte Dragoner-
Regiment Nr. 8, dessen derzeitiger Inhaber General der Cavallerie, Graf Leopold
Sternberg ist. Dasselbe wurde 1618 für den Großherzog Cosmus II. von Medici
ls „Florentinische Compagnie“ angeworben, 1619 in kaiserliche Dienste genommen und
uf 200 Kürassiere und 300 Arkebusiere ergänzt. Ueber die Dienste, welche diese Truppe
619 leistete, und die derselben verliehenen Auszeichnungen wurde bereits (S. 560) das
!öthige gesagt und es sei hier nur bemerkt, daß das Regiment 1626 nur aus Küras-
eren zusammengesetzt wurde und sich namentlich in den Schlachten bei Breiten-

feld und Lützen auszeichnete. Unter den späteren Inhabern wären zu nennen: Hans Christof Graf Pucheim 1635—1646, Johann von Werth 1647—1651, Josef Herzog von Lothringen 1698—1704, Thomas Emanuel Prinz von Savoyen 1710—1729, Eugen Prinz von Savoyen 1730—1735, Erzherzog Ferdinand 1756—1760, Erzherzog Maximilian 1761—1779, Großfürst Konstantin von Rußland 1813—1830, Karl Prinz von Preußen 1848—1880. Im Jahre 1867 erfolgte die Umwandlung in das Dragonerregiment Nr. 8.

Der nächstälteste Truppenkörper ist das Infanterieregiment Nr. 11 (Ergänzungsbezirk Pisek), dessen Inhaber seit 1873 Prinz Georg von Sachsen ist. Dasselbe wurde 1619 vom Feldmarschall Rudolf Baron Teuffenbach in der Stärke von fünf Compagnien errichtet, 1629 an den Herzog von Friedland abgetreten und von diesem mittelst neuer Bestallung auf zehn Compagnien ergänzt.

Dieses Regiment focht in allen großen Schlachten des dreißigjährigen Krieges, nahm an der Erstürmung Magdeburgs theil und zeichnete sich besonders bei Nördlingen aus. Von den späteren Inhabern nennen wir 1739—1773 Feldmarschall Franz Graf Wallis, 1774—1800 Feldmarschall Michael Graf Wallis, 1800—1852 Erzherzog Rainer, 1853—1873 Kronprinz Albert von Sachsen.

Gleichfalls aus dem Jahre 1629 stammte das Holk'sche Jägercorps, dessen auch schon gedacht wurde. Dasselbe nahm an der Erstürmung von Magdeburg theil, wurde aber bald darnach, 1631, von den Schweden fast ganz aufgerieben, jedoch wieder ergänzt und erscheint unter den Kämpfern der Schlachten bei Breitenfeld und Nördlingen. Im Jahre 1647 wurde es in das Infanterieregiment Nr. 8 umgewandelt und als solches dem Feldmarschalllieutenant Johann Richard Graf von Starhemberg verliehen. 1801—1865 war Erzherzog Ludwig Regimentsinhaber und seit 1877 führt es den Namen des Feldzeugmeisters Freiherrn von Abele. Der Ergänzungsbezirk ist Brünn.

Aus dem Jahre 1640 stammt das Dragonerregiment Nr. 10, General der Cavallerie Fürst Wilhelm von Montenuovo. Dasselbe wurde, ursprünglich aus Dragonern errichtet, wiederholt in Chevauxlegers und Uhlanen umgewandelt, bis es seit 1873 wieder als Dragonerregiment systemisirt wurde. Von den Inhabern sind hervorzuheben: Feldmarschall Johann Ludwig Graf Bussy-Rabutin, 1689—1715, General-Feldwachtmeister Amadé Graf Bussy-Rabutin, 1716—1730, Feldmarschall Karl Josef Fürst Batthyani, 1731—1773, Feldmarschall Josef Graf Kinsky, 1773—1774, General der Cavallerie Fürst Karl Liechtenstein, Obersthofmeister des Kaisers Franz Josef I., 1840—1851, General der Cavallerie Alexander Fürst Dietrichstein-Mensdorf-Pouilly, kais. Minister des Aeußern, 1865—1871.

Bei einer Reihe von Regimentern tritt das eigenthümliche Verhältniß ein, daß zwar ihre ursprüngliche Errichtung in die Jahre des dreißigjährigen Krieges fällt, sie aber später aufgelöst und erst nach längerer oder kürzerer Zeit unter derselben Bezeichnung errichtet wurden. Dies ist der Fall bei den Infanterieregimentern Nr. 13, 17, 24, 36, 45 und 54. Das erste derselben wurde 1618 von dem Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg errichtet, zählte unter seine Inhaber den berühmten Feldmarschall Graf Guido Starhemberg, 1688—1736, wurde aber 1809 aufgelöst und erst 1814 mit derselben Nummer wieder errichtet. Derzeit ist seit 1873 Feldzeugmeister Johann Graf Huyn Inhaber. Ergänzungsbezirk ist Krakau. Die übrigen angeführten Infanterieregimenter wurden theilweise noch vor dem Ende des

dreißigjährigen Krieges aufgelöst und es verfloß ein so langer Zeitraum bis zu ihrer Wiedererrichtung, daß von einem Fortbestehen füglich nicht gesprochen werden kann und dasselbe nach den officiellen Daten des Armee-Schematismus auch nicht angenommen wird.

Sold und Verpflegung während des Krieges.

Wie in so vieler Beziehung datiren die Grundsätze des modernen Kriegswesens auch bezüglich der ökonomischen Verhältnisse eigentlich aus den Tagen des großen deutschen Krieges. Wenn die Wichtigkeit der Heeresverpflegung für die Erfolge der Kriegführung noch nicht so erkannt war wie in unseren Tagen, wo sie einen der schwierigsten Theile der Kriegskunst bildet, so fing man doch an, und zwar von Seite der beiden bedeutendsten Feldherren, sich ernstlich damit zu befassen, und man versuchte es, die Verpflegsverhältnisse in ein gewisses System zu bringen.

Ein älterer militärischer Schriftsteller sagt hierüber: „Die Kriegführung der dreißiger Periode scheint etwas Räthselhaftes zu haben — den Punkt der Subsistenz. Achtzig und hundert Meilen lange Züge stellen sich dem Nachforscher dar; die Mittel, wie man es anfing, darauf zu leben, würden sich gar nicht angeben lassen, wenn man sie nach den Regeln abmessen wollte, welche die Verpflegungs-Wissenschaft jetzt darüber vorschreibt. Dergleichen war jedoch die kleinste Sorge eines Christian von Braunschweig, Mansfeld, Torstenson, Gallas u. s. w., sie waren selten stark und ließen es auf Fortune ankommen, was sich nicht durchfressen konnte, mochte auseinanderlaufen.“

So richtig dies für die genannten Generale sein mag, deren Kriegführung — besonders was Christian von Braunschweig und Mansfeld betrifft — allerdings als reines Parteigängerthum etwas Abenteuerliches hatte und völlig dem Zufall anheimgegeben war, so kann es doch nicht für die zwei größten Heerführer dieses langen Kampfes, für Gustav Adolf von Schweden und Waldstein, gelten. Beide erkannten die Wichtigkeit geordneter Verpflegung für die Schlagfertigkeit der Armee im vollen Umfange und suchten dieselbe zu sichern. Von dem Ersteren wissen wir, daß er vor seiner Ueberschiffung nach Deutschland bedeutende Getreidevorräthe anschaffte, um die Verpflegung seines Heeres mindestens für einige Zeit sicherzustellen, und er führte auch eine bestimmte Verpflegs-Ordnung ein. An die Anlage von Magazinen, Organisation eines geregelten Nachschubdienstes konnte bei den mangelhaften Communicationen und dem rasch wechselnden Kriegsschauplatz natürlich nicht gedacht werden, aber es tritt uns schon das Bestreben entgegen, den Unterhalt zu regeln und für einige Zeit zu sichern, also nicht völlig dem Zufall zu überlassen, dem Mangel vorzubeugen und durch zweckmäßige Vertheilung der Vorräthe jede überflüssige Verschwendung auszuschließen. Das Verdienst dieser weitblickenden genialen Heerführer kann dadurch nicht geschmälert werden, daß gerade in ihrer Epoche andererseits gegen alle Regeln einer weisen Kriegsökonomie am meisten gesündigt wurde, daß ein der Willkür und Raubsucht entspringendes Requisitionssystem in seiner ganzen Härte angewendet wurde und nicht selten die Hilfsquellen der eigenen Armee zerstörte, ja man darf sich bei Anerkennung dieser Verdienste auch nicht dadurch beirren lassen, daß Gustav Adolf, und in noch höherem Maße Waldstein, genöthigt war, dem Kriegsbrauch ihrer Zeit bis zu einem gewissen Grad nachzukommen.

Die Ueberlegenheit, welche Waldstein über alle seine Gegner mit alleiniger Ausnahme des Schwedenkönigs zu behaupten wußte, beruhte eben nicht allein auf seinem Feldherrngenie, sondern zum großen Theile auf den meisterhaften Einrichtungen, welche er für den eigentlich administrativen Dienstbetrieb des Heeres schuf. Für diese Geschäfte besaß er eine besondere Kriegskanzlei, von welcher alle Rechnungen geprüft, die Inventare und Voranschläge aufgestellt, der Vertheilungsmodus an die Truppen bestimmt, Bestellungen eingeleitet, kurz im Wesentlichen alle jene Verrichtungen besorgt wurden, welche in unserer Zeit den Armee-Intendanzen zukommen. Bei diesen Einrichtungen mochte ihn ursprünglich nur die Rücksicht auf sein eigenes Interesse leiten, da er bei Aufstellung seiner beiden Armeen stets den größten Theil der Kosten aus Eigenem bestritt und daher darauf bedacht sein mußte, eine genaue und gehörig belegte Abrechnung vorlegen zu können. Aber bald erkannte er den Nutzen eines geordneten Verpflegswesens für die Actionsfähigkeit der Armee, und wir werden sehen, daß er auch die Details desselben nicht aus dem Auge verlor. Darin, sowie in der Pünktlichkeit der Soldzahlung und in seiner Freigebigkeit gegen verdiente Kriegsleute, lag auch in einer Zeit, wo der Krieg als Gewerbe betrachtet wurde, ein Hauptgrund, warum seine Fahnen so großen Zulauf fanden. Die Sorgfalt, welche er der Verpflegung und Bekleidung seiner Soldaten in jener Zeit widmete, wo es in anderen Heeren so häufig mit der Soldzahlung haperte und man die Truppen lediglich dem Zufall überließ, der sie heute mit Ueberfluß überschüttete, um sie morgen den härtesten Entbehrungen auszusetzen — diese Sorgfalt, deren sich damals selbst der Kriegsherr entschlug, begründete nicht minder den Zauber seines Namens, wie sein Siegerruhm.

Einen mächtigen Rückhalt fand Waldstein bei diesen Bestrebungen in dem kolossalen Reichthum und den riesigen Gütern, die er allerdings auf nicht immer zu billigende Weise erworben hatte. Vom Feldlager aus und mitten unter den tausend wichtigen Geschäften des Heerführers behielt er die Bewirthschaftung dieser Güter im Auge, von welchen er die Leiden des Krieges sorgfältig ferne hielt und die ihm nicht allein Lebensmittel, sondern durch die von ihm ins Leben gerufenen Industrien auch Bekleidungsartikel für die Armee liefern mußten. In einer Reihe von Briefen an seinen General-Güter-Verwalter Taxis ertheilt Waldstein eingehende Weisungen über die für sein Heer beizustellenden Lieferungen. So schreibt er am 19. November 1625: „Bitt' Euch, seht wo Ihr ein wenig Pulver vor mich bestellt und schreibt mir, wie viel tausend Strich Korn ich heuer von meinen Gütern haben kann, die man zu Mehl wird machen und mir hereinschicken auf der Elbe, denn ich vermeine auf den Frieling mit fünfzigtausend Mann in's Feld zu ziehen."

Von Aschersleben erläßt Waldstein am 13. März 1626 folgende Weisungen an Taxis: „Diese Sachen bitt' ich, verrichtet in contenti (zur Zufriedenheit). Zum ersten gebt das Geld meinem Vetter Max wegen der Crabaten (Croaten), es wird etwa 24.000 fl. antrefen; zum andern die siebenzehntausend Strich Korn seht, daß der Herr Michna (General-Quartier- und Proviantmeister des Waldstein'schen Heeres) baldt empfängt, auf daß sie noch dies Monat dahin sein könnten, zum dritten reist auf Prag und zieht von dem Haus de Vite (Zahlmeister und Bankier Waldstein's) 2000 Centner Pulver, übergebt sie dem Herrn Michna, auf daß sie auch in contenti auf'm Wasser hieher geschickt werden, so wol alle die Lundten, die ihr habt und laßt ihr bis auf 3000 Centner machen. Zum Beschluß nembt von allen Sachen verzeichnuß, was man so auf's Kriegswesen anwendt, und von denen, die es

empfangen, quittungen auf das mir's nachher von Ihr. Majestät wiederumb bezahlt wird. P. S. Laßt auch 10.000 Paar Schuh machen vor die knecht, auf daß ich nachher auf die Regimenter kann austheilen, laßt sie in meinen steten und merkten machen und zahlt sie par aus, was sie werth sein. Die Schuh daß allzeit ein par fleißig zusammengebunden wirdt, auf daß man wüßte, welche zusammengehören. Laßt derweil Leder prepariren, denn ich werde bald lassen auch ein paar tausend stiefel fertig machen. Laß auch Duch fertig haben, vielleicht wird man auch kleider bedürfen."

In diesen Anordnungen zeigt sich jenes gerade bei so genialen, mit den bedeutendsten Entwürfen umgehenden Geistern so wundersam erscheinende Eingehen in die geringfügigsten Nebensächlichkeiten, die man ihrer gar nicht für würdig hält, weil man meist vergißt, daß eben nur ganz ungewöhnliche Naturen dies thun können, ohne darüber die Hauptsache zu vernachlässigen.

Ein weiterer interessanter Brief vom 13. Juni 1626 lautet: „Mein Vetter wird Euch befohlen haben, daß Ihr 4000 Kleider vor die Knecht sollt machen lassen, das ist ein Jupen von Tuch mit Leinewant gefüttert, ein tüchernes Paar Hosen und ein tüchernes Paar Strümpfe. Diese Kleider werden müssen zu Ende Augusti unfehlbarlich im Lager seyn, ihr dürfts nicht gar stattlich machen lassen, schlecht und recht, Leinwat hab' ich, die muß dick seyn. Die Woll' hab ich auch, die könnt ihr umb Tuch vertauschen und also seht, daß das baldt fertig ist. Thue euch auch zu wissen, daß ich über die Massen übel zufrieden bin, daß ihr so schendliches getreidt hergeschickt habt." Im Nachtrag hiezu heißt es in einem Schreiben vom 17. Juli: „was die Schuh anbelangt, die sind allbereit im Lager und ausgetheilt worden, die übrigen 1500 Paar sowol die 1000 Kleider behaltet bei euch, denn ich ziehe itzunder mit der Armee nach Schlesien."

Ein von Neuß am 6. August 1627 datirter Brief Waldstein's an Taxis ist in mehrfacher Beziehung merkwürdig: „Der Kriegszahlmeister zieht auf Gitschin (Hauptort der Waldstein'schen Herrschaften in Böhmen), soll um 13.000 Reichsthaler Schuh, Strumpf und Kleider für die Armee machen lassen; assistirt ihm fleißig in Allem. Die 4000 Kleider, so ihr vorm Jahr habt machen lassen, daß er euch bezahlt, was sie mich kosten, dieselbe führt ihm auch ab, sobald ers bezahlt hat. Er hat Silber und Ketten, so er zu Gitschin vermünzen soll, laß ihm solches vermünzen, ich begehre keinen gewinn, will aber auch nicht Schaden leiden..... Das Tuch zu die Kleider, wie auch die Schuh sollen im Herzogthume erkauft werden, denn ich will kein anderes Interesse haben, allein daß um die Waaren das Geld daselbst unter die Leute kommt..... Ich hab' euch vorm Jahre befohlen, ihr sollt etliche Saliterhütten aufbauen lassen, wie auch Pulvermühlen, ihr habt's nicht than, itzt befehle ich euch, laßt alle andern Sachen ehe liegen und stehen und richtet dieselbigen auf und sehet, daß man daselbst in einem Jahr zum allerwenigsten 1500 Centner Pulver liefert, von dem so daselbst gemacht wird, es koste was es wolle, denn ich thue es nicht ohne Ursach."

Namentlich der letztere Brief steht einigermaßen in Widerspruch mit einer in neuester Zeit beliebten Auffassung von Waldstein's Charakter, nach welcher derselbe in erster Linie nur auf Gelderwerb bedacht und sogar Mitglied eines Consortiums war, das die Ausprägung minderwerthiger Münze gewerbsmäßig betrieb. Derartige Anwürfe gehen gewiß zu weit und sind schwerlich mehr als gewagt construirte Beweise für das spätere ohnehin nicht mehr ernstlich zu bezweifelnde Verschulden dieses außerordentlichen Mannes.

Natürlich reichten Waldstein's eigene Mittel nicht aus für den Unterhalt von Armeen, die an Kopfzahl den bisher aufgestellten weit überlegen waren. Es konnte dies umsoweniger sein, als unter Ferdinand II. die Zuflüsse aus der kaiserlichen Casse sehr unregelmäßig flossen und oft ganz stockten. Unter diesen Umständen konnte Waldstein, dem wie jedem Feldherrn seine Armee am nächsten stand, allerdings auch nicht anders, als zu Requisitionen und Contributionen greifen, deren ja auch die moderne, von den Grundsätzen des Völkerrechts und der Humanität beeinflußte Kriegführung nicht ganz entrathen kann. Wir werden aber später sehen, daß Waldstein besondere Bestimmungen über die Ansprüche der Truppen festsetzte und dieselben sogar durch besondere Disciplinarvorschriften einschärfte. Wenn trotzdem oft maßlose Forderungen gestellt wurden, so darf dies billigerweise nicht ihm, sondern der Rücksichtslosigkeit und Habgier seiner Obersten, der selbst von seiner eisernen Faust nicht ganz zu bändigenden Zuchtlosigkeit der geworbenen Soldatesca zugeschrieben werden. Es ist nachzuweisen, daß er solche Ausschreitungen entschieden mißbilligte und nicht selten strafweise dagegen einschritt. Als der Kurfürst von Brandenburg sich besonders über die Erpressungen des kaiserlichen Obersten Ernst Graf Montecuculi beschwerte, richtete Waldstein (15. November 1627) an denselben folgende Mahnung: „Weillen Wir glaubwürdig berichtet worden, daß große Unordnungen unter seiner untergebenen Cavallerie fürübergehen, als haben Wir ihn ermahnen wollen, solches einzustellen, im widrigen, da die geringste Klage fürkommt, daß er seinen Soldaten das Rauben, Stehlen, Plündern und Wegnehmung des Viehs und dergleichen Insolentien zuläßt und nit ernstlich bestraft, wird er solches zu verantworten haben. Nun hat Er aber Exempel vor Augen, daß diejenigen, welche dem Volk Exorbitantien (Uebermäßigkeiten) gestatten, nit ungestraft bleiben, derohalten Er gute Obacht und Ihme lieber sein lassen würdet, daß die muthwilligen Soldaten, welche die Länder verderben, ernstlich bestraft werden, als daß Er als ein so fürnehmer Cavalier und Befehlshaber solches verantworten müßte."

Waldstein spielt hier wahrscheinlich auf die Affaire der kaiserlichen Obersten Boysi und Hußmann an, welche willkürlicher Erpressungen wiederholt beschuldigt worden, so daß er am 28. December 1627 endlich folgende Ordre von Gitschin aus an den seine Stelle vertretenden General Arnim erließ: „Demnach wir vernommen, daß der Obrist Hußmann und Marchese di Boysi (Boissy) in ihren Unordnungen noch immer beharren und durch ihr Zulassen unerhörte Excesse verübt worden, als befehlen wir dem Herrn gedachten beiden Obristen die Regimenter zu suspendiren und dieselben in weniger Compagnien zu reduciren, den Obersten Hußmann aber, wie alle diejenigen, welche Unordnungen verüben oder zulassen, seinem Wohlbedünken oder Belieben nach in Arrest zu nehmen und gegen dieselben ohne einigen Respect, den Kriegsgebrauch nach, ernstlich zu verfahren. Denn dieweilen wir dem Herrn das Commando über dasselbige Volk anvertraut, so haben wir ihm auch völlige Gewalt gegeben, die Excessen und Unordnungen ernstlich zu bestrafen, deßwegen versehen wir uns zu dem Herrn, er werde gegen die Verbrecher, wie Ihro Kaiserliche Majestät Dienst erfordert und Unser Vertrauen zu Ihm gestellt ist procediren."

In einem zweiten gleichzeitigen Schreiben an Arnim deutet Waldstein übrigens ganz offen auf die Quelle der meisten Ausschreitungen seitens der Truppen hin, indem er sagt: „Oft geschieht es, daß die Officiere das Geld für die Soldaten, dafür sie sollen unterhalten werden, empfangen, in den Beutel schieben und einen Weg als den andern haben wollen, daß die Einwohner die Soldaten in Essen, Trinken

und Fütterung unterhalten sollen, welches unbillig und höchst sträflich ist; derohalben wird der Herr Achtung darauf geben, auf daß solches keineswegs geschehe. . . . . Zu dem wird der Herr die Verordnung thun, daß im puncto von allen Regimentern die übrigen Trosse abgeschafft und das Plündern und Rauben eingestellt werde, die Soldaten, so hierüber ertappt werden, ohne einigen Respect, weß Standes sie auch seyen, an Leib und Leben gestraft werden, denn wir entschlossen, daß sich andere daran zu spiegeln haben werden, denn es billig und hochnöthig, diesen Uebel abzuhelfen."

Daß trotz des gezeigten Ernstes auch unter Waldstein's Commando die Last des Krieges von den dadurch betroffenen Ländern mit voller Wucht empfunden wurde, Willkürlichkeiten vorkamen und Forderungen gestellt wurden, welche weit über das Maß des für die Verpflegung der Truppen Nothwendigen gingen, ist natürlich. Für seine Zeit gilt ja in erster Linie das Wort:

„Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk,
Man kommt nicht aus mit sanften Mitteln, alles
Läßt sich nicht schonen" —

das übrigens wohl nie, so lange man Kriege führt, seine theilweise Berechtigung verlieren wird. Wenn man aber weiß, daß der wahre Jammer jenes furchtbaren Krieges erst begann, als die beiden großen Männer, welche ihn in allen Theilen zu leiten und zu zähmen verstanden hatten, vom Schauplatze verschwunden waren, dann wird man auch die geringe Berechtigung der bis auf unsere Zeit nachtönenden Klagen über das „Raubsystem", durch welches Waldstein sein Heer erhielt, erkennen. Er erfüllte eben seine erste Pflicht, das Heer zu erhalten, wobei freilich Härten vorkamen, die dem Krieg nun einmal ankleben oder seiner Zeit und dem Charakter des geworbenen Heeres eigenthümlich waren. Unter seinen Nachfolgern, namentlich unter Gallas und Savelli, hausten die Truppen noch viel schlimmer, ohne daß der Hauptzweck erreicht wurde; wiederholt mußten errungene Vortheile aufgegeben, mit blutigen Kämpfen erstrittene Länder geräumt werden, weil jede Vorsorge für die Verpflegung der Armee mangelte und die von willkürlichen Requisitionen vollkommen ausgesogenen Länder keine Ressourcen mehr boten, ja mehrere kaiserliche Armeen liefen thatsächlich wegen mangelnden Unterhalts auseinander. Und meist geschah dies unter jenen italienischen und spanischen Obersten, deren Habsucht und Härte bekannt war, und welche Waldstein wegen seiner Strenge nur „il tiranno" genannt hatten und von jeher zu seinen Neidern und Widersachern gehörten. Eine unbefangene Beobachtung wird auch in dieser Beziehung das harte Urtheil, das über Waldstein gefällt wurde, vielfach mildern müssen und anerkennen, daß er seine Pflicht dem Heere gegenüber erfüllte und dabei bemüht war, die schwere Last des Krieges so wenig fühlbar zu machen, als es eben anging. Leider fand und findet gerade dieser außerordentliche Mann so selten eine vollkommen unbefangene Würdigung, und heute noch gilt für ihn Schiller's bereits citirtes Wort:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!"

Während einer seiner Biographen (Friedrich Förster) ausdrücklich von ihm sagt: ‚Nicht minder streng als gegen seine Untergebenen, finden wir den Herzog gegen sich selbst. Nirgend erlaubt er sich Erpressungen und gewaltsame Contribution, niemals sehen wir ihn die Sorge um das Heer vernachlässigen, um sich zu bereichern", müssen wir noch heute von anderer Seite hören, daß Waldstein nur seine Bereicherung

im Auge hatte und zu diesem Zwecke auch vor den bedenklichsten und härtesten Maßregeln nicht zurückscheute. Wie begründet solche Vorwürfe sind, die neben der Größe



Georg Plachy, Vertheidiger des Prager Brückenthurms. (Seite 687.)

dieses Mannes an und für sich kleinlich erscheinen, das läßt sich wohl aus den mitgetheilten Proben aus seinen Briefen und nach dem Ruf seiner glänzenden Freigebigkeit, den niemand bestreiten kann, ermessen. Der Reichthum war ihm ein mächtiger

für seine Pläne, aber er kann einem Mann von Waldstein's Bedeutung Selbstzweck sein, wie so vielen Heerführern seiner Zeit; was diesen die Habsucht as war ihm ein verhängnißvoller Ehrgeiz, der ihm zum Verderben wurde, aber t goldgefüllten Truhen nicht begnügte. Wie in allen Dingen erst die Vergleichung fis für ein gerechtes Urtheil bietet, wird man auch Waldstein's Maßregeln Verpflegung seines Heeres erst richtig würdigen, wenn man sie mit den Zu-, die vor und nach seinem Commando herrschten, vergleicht.



Der Brückenthurm in Prag. (Seite 688 u. ff.)

Es ist nicht mehr leicht, die Soldverhältnisse, welche während des dreißigjährigen s herrschten, festzustellen. Namentlich im kaiserlichen Heere wechselte die Höhe ldes sehr, und aus mancherlei Gründen waren in diesem die Ansätze höher als Armeen der Kurfürsten von Baiern und Sachsen und bei den Schweden. Die Finanznoth, welche so oft Stockungen in der Soldzahlung mit sich brachte, und ünzverschlechterung von 1622 waren die hauptsächlichsten Ursachen, durch welche soldungen im Heere zeitweilig ganz abnorm hoch waren. So setzte z. B. der Verdugo 1627 folgende Bezüge für jede Woche fest: Dem Obersten

500 Thaler, dem Oberstlieutenant 150, dem Rittmeister 100, dem Lieutenant 40, dem Fähnrich 35, dem Wachtmeister 12, dem Corporal 9, dem gemeinen Mann 4 Thaler. Wenn nun auch derlei ganz extravagante Ansprüche nur der Eigenmächtigkeit eines einzelnen Obersten entsprangen, so läßt sich doch ein Schluß auf die allgemeine Tendenz der Soldverhältnisse ziehen. Und in der That waren auch die unmittelbar aus der kaiserlichen Kammer gezahlten Bezüge noch sehr hoch. Es erhielt unter Ferdinand II. durchschnittlich per Monat ein Oberst 835 fl., der Hauptmann 180, der Lieutenant 50, der Fähnrich 45, der Feldwebel 11, der Corporal 10, der Pikenier und Doppelsöldner 9, der Musketier 6 fl., wobei jedoch vollwichtige Münze vorausgesetzt ward und der damalige Geldwerth in Anschlag zu bringen ist, welcher mindestens das Fünffache des heutigen betrug.

Die Bezüge der oberen Truppenführer waren nur dem Schein nach systemisirt und beruhten meist auf einem besonderen Uebereinkommen. Manche Generale bezogen geradezu riesige Summen, die bis zu 10.000 Gulden im Monat stiegen. So entstanden jene ungeheueren Guthaben einzelner Heerführer, welche dann nach Waldstein's Fall mit den confiscirten Gütern desselben beglichen wurden.

Im Allgemeinen kostete der Unterhalt einer Armee viel mehr als heutzutage, wobei allerdings die allgemeine Finanzlage und der Credit des Staates von großem Einfluß waren. Maximilian von Baiern, der ein trefflicher Wirthschafter war, sowie auch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, bestritten den Aufwand ihrer Heere mit geringeren Mitteln, als dies beim kaiserlichen Heere, namentlich unter Ferdinand II., der Fall war. In der sächsischen Armee berechnete man die Kosten eines Regimentes Fußvolk für das Jahr auf 260.000 fl., eines Regimentes Reiterei auf 450.000 fl., für 12 Geschütze veranschlagte man ungefähr 60.000 fl. — Ansätze, welche, ganz abgesehen vom Münzwerth, die heute erforderlichen bedeutend übersteigen. In der schwedischen Armee herrschte bis zum Tode Gustav Adolf's in den Sold- und Verpflegsverhältnissen die größte Ordnung. Die Zahlung war, wenn man auch zu Contributionen greifen mußte, regelmäßig, und die einzelnen Gagen erreichten keine besondere Höhe. So erhielt der Oberst monatlich 184 Reichsthaler, der Oberstlieutenant 80, der Hauptmann 60, der Lieutenant und Fähnrich 30, der Sergeant 9, der Corporal 6, der Musketier oder Pikenier $3^1/_2$ Reichsthaler. Kurz nach der Landung in Pommern schreibt der König, daß er jeden zehnten Tag zum Unterhalt des Fußvolkes 30.000 Thaler bedürfe, eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe.

Nach seinem Tode änderten sich natürlich die Verhältnisse auch in dieser Beziehung. So wie die Mannszucht verfiel, hörte auch die Ordnung in der Verpflegung auf und unter der Aegide der einzelnen schwedischen Generale begann jenes System rücksichtsloser Aussaugung und Beraubung, welches die zweite Hälfte dieses Krieges kennzeichnet und den schwedischen Namen noch für späte Zeiten gefürchtet in ganz Deutschland machte. Die Habgier der Heerführer nöthigte dazu, auch gegen das Treiben der unteren Chargen nachsichtig zu sein; da zudem nach und nach der Kern des Heeres verschwand, ohne aus dem Stammland Schweden selbst entsprechend ergänzt werden zu können, war man vollkommen auf Werbungen angewiesen und in Folge dessen stiegen auch die Soldforderungen bedeutend, namentlich seit trotz der erpreßten Contributionen und französischen Subsidien die Zahlungen häufig stockten und jene riesigen Soldrückstände aufliefen, mit welchen wir uns noch beschäftigen werden.

Einen interessanten Einblick in die wechselnde Höhe der Bezüge der kaiserlichen Armee

die diesfalls erflossenen Ordonnanzen, welche den Unterhalt der Truppen in den rquartieren regelten und meist mit den Reichsständen und den Fürsten der belegten vereinbart wurden. Es wurde dadurch die zu entrichtende Geldgebühr, die An- r Pferde, für welche Fourage geliefert werden mußte, und endlich der sogenannte ice“, worunter meist Lagerstätte, Holz, Licht, Salz verstanden wurden, festgesetzt. der ausführlichsten dieser Ordonnanzen ist die folgende:

Ordnung.

Wie es mit der Verpflegung der Soldaten zu Roß und Fuß. Im Heiligen Reich. In Quartieren, Garnisonen zu Feld und allen anderen Orten, wo Sie wären und sich in ihrer Mit- und der assistirenden Churfürsten und Ständen en aufhalten möchten, observirt und gehalten werden solle. Als nemblich fürs solle das Monat, dafür 30 Tage gerait (gerechnet) auff den Generalstab für und jedes geraicht und passirt werden:

Bagaglia (Gepäck).

Ain Feldmarschalken	2000 fl.	50 Roß
Obristen-Feldzeugmaister	1200 „	30 „
Obristen-Feldwachtmaister	1000 „	25 „
Obristen-Commissario	600 „	20 „
Muster-Commissario	150 „	6 „
Obristen-Feld-Quartiermaister	400 „	16 „
Dessen Lieutenant	100 „	4 „
Profoß sambt den Stab	300 „	12 „
Auditor sambt den Seinigen	300 „	12 „
Obristen-Wagenmaister	100 „	6 „
Dessen Lieutenanten	50 „	3 „

Auf einen Obristen zu Roß solle gerait und passirt werden, auff diejenige r und Personen überall zu verstehen, so zur Stell sein und würklich dienen n:

Dem Obristen	600 fl.	17 Roß
Obristen-Lieutenant	150 „	10 „
Obristen-Wachtmaister	50 „	8 „
Quartiermaister	50 „	6 „
Schulthaissen	30 „	4 „
Kaplan	30 „	2 „
Secretario	30 „	2 „
Profoß	30 „	6 „
Wagenmaister	30 „	4 „
Fraymann	12 „	1 „
Stockmaister	8 „	— „
Steckenknecht	8 „	— „

Ingleichen wird einem Obristen zu Fuß geraicht und passirt werden:

Dem Obristen	500 fl.	12 Roß
Obristlieutenant	120 „	9 „
Obrist-Wachtmaister	40 „	6 „

Quartiermaister	40 fl.	3 Roß
Proviantmaister	40 „	2 „
Wagenmaister	24 „	2 „
Schulthaissen	40 „	3 „
Kaplan	24 „	2 „
Secretario	24 „	2 „
Profoß, dessen Lieutenant und Stab, Nachrichter, Stockenknecht	60 „	8 „
Scharpfrichter	12 „	1 „
Auff ein Compagnie Cürrazzier. Auf das erste Blatt, darunter Plattner, Sattler und Schmidt	500 „	— „
Auff jedes Cürrazzier-Pferd	15 „	
Auff die Compania Bagagli	— „	25 Pferde
Auff eine Compania Archibusier:		
Auff das erste Blatt	440 „	
Auff jedes Pferd, soviel vorhanden sein	12 „	
Bagagli-Pferd	— „	18 Pferde
Auff ein Fähnlein Knecht zu Fuß:		
Dem Hauptmann selbst für alles und jedes	160 „	— kr.
Lieutenant	60 „	— „
Fendrichen	50 „	— „
Feldwaibel	21 „	— „
Corporal und andere einige Stabs-Befehlshaber soviel deren vorhanden	12 „	— „
Gefreyten und Spielleuten	7 „	30 „
Jedem Knecht	6 „	40 „

Auf das gantz Fähnlein Knecht passirt man auf 12 Pferdt Hew und Strau, Logiament, Liegerstadt und Brandt.

Auff alle obspecificirte Bagagli und Dienst-Pferdt, wird nichts anderes denn Hew und Stro passirt, den Habern und anderes jedwede Ihme selbst zu verschaffen schuldig sein soll. Wann sach wäre, daß in denen Durchzügen, Quartieren oder sonsten, an Brot, Wein, Habern und andern Victualien dem Soldaten ichtwas geben wurde, das solle Ihnen an Ihrem Underhalt, gleich wohl etwas leidenlicheren werth, als sonst der gemeine Kauff und Verkauff ist, wieder abkürzt von den Dargebern an Ihre Gaben gut gemacht werden.

Actum Regenspurg, den 9. Nov. 1630

Ad Mandatum Sac. Caes. Majest proprium.

A. H. z. M. F."

Fünf Jahre später, also ein Jahr nach Waldstein's Tod, erfloß eine neue Verpflegungs-Ordonnanz, welche wesentlich geringere Ansätze aufstellte, worin wohl eine Wirkung der von der eisernen Nothwendigkeit erzwungenen Sparsamkeit und der endlich wieder mit großen Opfern erkauften theilweisen Regelung des Münzwesens zu erkennen ist. Diese Ordonnanz ist interessant, weil sie genaue Angaben über die Zusammensetzung

des Generalstabes enthält, und sie wird daher bei Besprechung desselben angeführt werden.

Es mag hier noch bemerkt werden, daß nach Gustav Adolf's Tod im schwedischen Heere bezüglich des Soldes und der Verpflegung gerade der umgekehrte Verlauf eintrat wie beim kaiserlichen Heer in weiterer Fortsetzung des Krieges. Die Ursache lag in der nach des Königs Tod gänzlich verfallenden Kriegszucht und in der Nothwendigkeit, das schwedische Heer durch Werbungen zu ergänzen, da das menschenarme Schweden die Nachschübe nicht mehr aufbringen konnte, so daß in den letzten Phasen des Krieges unter den schwedischen Fahnen neun Zehntheile Deutsche dienten. Mit der Disciplin verfiel aber auch die Ordnung in ökonomischer Beziehung; die Pünktlichkeit in der Soldzahlung, wie sie unter Gustav Adolf geherrscht hatte, hörte auf, und es ist aus den schließlichen Friedensverhandlungen bekannt, daß eine der schwierigsten Fragen war, durch wen und wie die riesigen Forderungen, welche das schwedische Heer an Soldrückständen stellte, zu begleichen waren.

Wenn man dabei berücksichtigt, daß die schwedischen Obersten und Generale ihren Vortheil so wenig vergaßen als die kaiserlichen, ja diese, da es sich für sie ja um ein fremdes Land handelte und sie keine Verantwortung zu scheuen hatten, an Habgier und Scrupellosigkeit noch weit übertrafen, so werden wir uns leicht vorstellen können, daß es mit der Ordnung in finanziellen und ökonomischen Dingen nach der Schlacht bei Lützen im schwedischen Heere nicht zum Besten bestellt war. Baner, ein vorzüglicher Feldherr, aber allen Lastern dieser rauhen Zeit ergeben, hatte bis zu seinem Tod ein Vermögen von einer Million Thaler zusammengerafft, von Wrangel (Bild S. 701) behauptete man, daß seine Raubluft noch größer sei und er den Abschluß des Friedens hintertreibe, um denselben länger nachkommen zu können, und Graf Königsmark, der beim Beginn seiner Laufbahn mittellos war, hinterließ das für jene Zeit enorme Jahreseinkommen von 130.000 Thalern. Nach dem Friedensschluß wurden die Soldrückstände des schwedischen Heeres mit 5 Millionen Reichsthalern beziffert, wovon 1.800.000 sofort baar bezahlt, für den Rest briefliche Zusicherungen ausgestellt wurden; der Löwenantheil davon fiel auf Grund angeblicher Vorschüsse natürlich wieder auf die höheren Commandanten.

Dem gegenüber machte sich von 1635 an in der kaiserlichen Armee das Streben nach geordneter Verwaltung geltend, das freilich bei den eingerissenen Uebelständen und der dauernden Finanznoth nicht immer erfolgreich sein konnte.

Im Verlaufe des Krieges sanken die Bezüge der einzelnen Chargen, woran indessen wahrhaftig nicht die geringeren Ansprüche der Kriegsleute schuld waren. Nach Kaiser Ferdinand's II. Tode war im Allgemeinen größere Sparsamkeit und eine geordnetere Finanzwirthschaft aufgekommen, die Möglichkeit einer Herabminderung der Bezüge war aber namentlich dadurch gegeben, daß wieder halbwegs Ordnung in das Geldwesen kam und nach und nach die minderwerthige Münze aus dem Verkehr gezogen wurde. Es war auch eine der unseligen Folgen der Münzverschlechterung im Anfange der Zwanziger-Jahre, daß der Sold der Truppen auf eine schwindelnde Höhe stieg.

Wir lassen nun eine „Verpflegs-Ordonnanz" aus dem Jahre 1640 folgen, deren Vergleich mit der schon mitgetheilten von 1630 bedeutend geringere Ansätze zeigt:

„Wir Ferdinand der Dritte rc. rc. Entbieten allen und Jedem unsern hohen und niedern Kriegs-Officieren, sowohl der ganzen Soldatesca zu Roß und Fuß

wie auch Jedermänniglichen unser Gnad und alles Guts und geben denselben hiemit zu vernehmen:

Demnach die Nothdurft erfordert, daß zur Verhütung aller Unordnungen eine gewisse Ordonnanz gesetzt werde, vermöge deren das in Winterquartieren und Garnisonen sich befindende Kriegsvolk diesen Winter hindurch gepflegt werden solle, und ein jeglicher wissen könne, was und wieviel man dem einquartierten Kriegsvolk zu reichen und zu geben schuldig sei, als haben wir auf vorher gepflogene Communication, mit denen bei hiesigem Reichstag anwesenden Churfürsten und Ständen und den abwesenden Räthen, Botschaftern und Gesandten, uns auf hernachfolgende Gestalt allergnädigst resolvirt, und diese Verpflegungs-Ordonnanz zu männigliches Wissen und Nachricht hiermit publiciren lassen, als erstlichen solle keinem, weder hohen noch niedern Officier vergönnt sein, die Quartiere wider des Landes Obrigkeit belieben eigenes Gefallens zu machen oder zu verändern, viel weniger einige Real- oder Personal-Aufschläge, Mauth, Zoll, Contributiones, Salva guardia, Tafel-, Forstbann-, Weg- oder andere dergleichen Geld und exactiones, wie sie immer Namen haben und erdacht werden können oder mögen, anzulegen oder zu fordern; noch die Kirchen, Klöster, Pfarrhöfe, Schulen, Hospitalien, Schlösser, Freihöfe, Apotheken, Eisenhämmer, Salz- und Erzhütten, Mühlen, Schmieden und andere gefreite geist- oder weltliche Personen und Häuser weder mit eigenthätlichen Einquartier- und Schätzungen, noch in andere Weg nicht zu beschweren und zu belästigen, sondern ein Jeglicher solle mit dem, was ihm diese unsere Verpflegs-Ordonnanz gemessentlich assignirt und zueignet, allerdings sich begnügen lassen, und darüber das Wenigste, es sei unter was praetext oder Schein es immer gesucht werden wolle, könnte oder möchte, weder in den Städten noch auf dem Land fordern, noch ihnen der Bürger oder Landmann ein Mehreres zu geben schuldig oder verbunden sein. Und soll ein Jedweder nachfolgender Gestalt verpflegt und für eine Portion bei Reiter oder Knechten ohne Unterschied gerechnet werden.

Obrist zu Roß.

Soll jedes Monat vor dreißig Tag gerechnet auf eines Obristen Stab zu Roß sowohl Cürassier als Archibusier passirt werden, als folgt: Dem Obristen 450 fl. 17 Pferd, dem Obrist-Lieutenant 120 fl. 10 Pferd, Obrist-Wachtmeister 50 fl. 8 Pferd, Quartiermaister 40 fl. 4 Pferd, Schultheiß sammt seinen Leuten 30 fl. 3 Pferd, Kaplan 20 fl. 2 Pferd, Sekretär 20 fl. 2 Pferd, Proviantmeister 26 fl. 3 Pferd, Adjutanten 30 fl. 3 Pferd, Wagenmeister 18 fl. 2 Pferd, Profoß sammt seinen Leuten 40 fl. 5 Pferd, Heerpauker 24 fl. 2 Pferd.

Unter den Servitien wird nicht mehr als die bloße Nothdurft an Holz, Salz, Licht und Liegerstatt verstanden sein, welche man in Natur annehmen und dafür in Gegenwart, noch abwesend kein Geld geben oder begehren, noch darin einige Uebermaß gebrauchen solle, es wäre denn Sach, daß ein Officier oder Soldat keinen Hausvater hätte und man derohalben die Servitia von einem andern Ort herbeischaffen sollte, solches aber ohne Ungelegenheiten in natura nicht geschehen könnte, auf solchem Fall wäre für die Servitien von der Generalität und dem General-Commissariat etwas Leidentliches an Geld zu bestimmen oder aber dahin mit dem Hauswirth zu accordiren, daß er auf's meiste von vier bis in fünf Kreuzer für diese Servitien täglich geben thäte, dann solle auf jedes Pferd täglich gereicht werden 6 Pfund Haber, 8 Pfund Heu und wöchentlich 3 Bund Stroh.

Auf eine Compagnie Cürassier.

Ein Rittmeister 175 fl. 6 Pferd, Lieutenant 70 fl. 4 Pferd, Wachtmeister 20 fl. 3 Pferd, Cornet 50 fl. 3 Pferd, Corporal, deren zwei oder, wo kein Wachtmeister bei der Compagnie vorhanden, deren drei sein sollen, 18 fl. 2 Pferd, jeden Fourier oder Quartiermeister 18 fl. 2 Pferd, Musterschreiber 15 fl. 2 Pferd, Feldscherer 15 fl. 1 Pferd, zwei Trompeter jedem 18 fl. 1 Pferd, Sattler 15 fl. 1 Pferd, Schmied 15 fl. 1 Pferd, Plattner 15 fl. 1 Pferd, Einem gemeinen Reiter 15 fl. 1 Pferd.

Für die Servitien werden allein passirt die Nothdurft an Holz, Licht, Salz und Liegerstatt.

Auf jedes Pferd soll täglich geben werden 6 Pfund Haber, 10 Pfund Heu und wöchentlich 3 Bund Stroh.

Dann so passirt man überdies noch jedem Cürassier-Reiter noch ein Pferd, und auf die ganze Compagnie zwölf Bagagipferd, darauf ist man ein mehres zu reichen nicht schuldig als die bloße Nothdurft an rauhem Futter, hingegen sollen die übrigen Troß- und Bagagipferd alsbald abgeschafft werden.

Auf eine Compagnie Archibusier.

Dem Rittmeister 150 fl. 5 Pferd, Lieutenant 50 fl. 4 Pferd, Cornet 40 fl. 3 Pferd, Corporal 15 fl. 2 Pferd, Fourier oder Quartiermeister 15 fl. 2 Pferd, Musterschreiber 15 fl. 1 Pferd, Feldscherer 15 fl. 1 Pferd, Schmied 12 fl. 1 Pferd, Plattner 12 fl. 1 Pferd, Sattler 12 fl. 1 Pferd, Einem gemeinen Reiter 12 fl. 1 Pferd.

Auf jetzt vorgesetzte Pferd soll auf jedes Pferd täglich gereicht werden 6 Pfund Haber, 10 Pfund Heu und wöchentlich 3 Bund Stroh.

Ueberdieß werden noch zugelassen auf die ganze Compagnie 25 Bagagipferd.

Darauf ist man aber ein Mehres nicht schuldig als die bloße Nothdurft an rauhem Futter, hingegen soll der übrige Troß allsobalden abgeschafft werden, mit den Servitien hat es gleiche Meinung, wie mit den Vorigen.

Die Croaten und Dragoner sollen in Allem verpflegt werden, wie die Regimenter der Archibusier.

Was einem Obristen zu Fuß auf seinen Stab passirt wird monatlich:

Dem Obristen 450 fl. 12 Pferd, Obristlieutenant 120 fl. 8 Pferd, Obrist-Wachtmeister 50 fl. 6 Pferd, Quartiermeister 40 fl. 3 Pferd, Schultheiß 30 fl. 2 Pferd, Caplan 20 fl. 2 Pferd, Secretär 20 fl. 2 Pferd, Wagenmeister 18 fl. 2 Pferd, Proviantmeister 18 fl. 2 Pferd, Profoß sammt seinen Leuten 40 fl. 5 Pferd.

Dann soll man auf jedes Pferd täglich geben 6 Pfund Haber, 10 Pfund Heu und wöchentlich 3 Bund Stroh. Ueberdieß passiren noch auf den ganzen Stab 12 Bagagipferd, darauf aber ein mehreres nicht zu geben als die bloße Nothdurft an rauhem Futter auf jedes Pferd, mit denen Servitien ist zu halten, wie bei den Vorigen.

Auf eine Compagnie zu Fuß monatlichen:

Einem Hauptmann 140 fl. 2 Pferd, Lieutenant 45 fl. 2 Pferd, Fähndrich 38 fl. 2 Pferd, Feldwebel 20 fl., Führer 12 fl., Fourier 13 fl., Corporal 12 fl., Feldscherer 12 fl., Feldschreiber 12 fl., Gefreite und Spielleute 7½ fl., Jedem gemeinen Knecht 6½ fl.

Die Servitien passirt man jedem, wie bei vorgesetzten, dann solle auf jedes der Offiziere hieroben specificirtes passirlich Pferd gegeben werden täglich 6 Pfund Haber, 10 Pfund Heu und wöchentlich 3 Bund Stroh, dann passiren auf jede Compagnie acht Bagagipferd, auf deren jedes allein die Nothdurft rauhes Futter zu reichen.

Diese obstehende ganze Verpflegung wird dahin verstanden, daß die darinnen aufgesetzte Gebühr der gesammten Soldateska von dem höchsten bis zum niedrigsten Offizier und gemeinen Reiter und Fußknecht anzuraiten, halb in Geld, halb in Victualien, das seyn 2 Pfund Brot, 1 Pfund Fleisch, wie es der Bürger und Landmann wird beibringen, und ein Stadt- oder Landmaß Wein, oder anstatt desselben nach Gelegenheit des Landes zwei Maß Bier solle gereicht werden. Dieweil aber der Werth der Victualien sowohl auch derselben Maß und Gewicht in einem und anderm Krays ungleich und solches dann vonhero nicht allhier auf eine gleiche durchgehende Tax kann gerichtet werden, als sollen unsere Obristen und deren untergebene niedere Kriegs-Commissari mit denen Ständen und Obrigkeiten jeden Orts sich auf ein gewisses vergleichen, wie hoch jede portiones an Fleisch, Brod, Wein, Bier und Haber in Anschlag zu bringen und darauf die Abrechnung für jeden Offizier oder gemeinen Soldaten an obbedeuteter seiner Verpflegsgebühr auf halben Theil zu richten sein möge, und selbigem nach die Abraitungen darüber verfassen und kein Offizier oder gemeiner Soldat darüber was mehreres zu fordern haben. Dafern aber über und wider diese Verpflegungsordnung ichtwas erpreßt würde, soll dasselbige dem Soldaten oder dem Regiment ohnnachläßig abgezogen werden.

Denen reformirten hohen und niederen Officieren solle ihre Verpflegung, die ihnen sonste gebührte, wann die in würklichen Diensten wären, zum halben Theil gereicht werden, bis nächstens anderwerthe Gelegenheiten, sie zu accomodieren, ereignen.

Auch sollen die neuwerbende Recruten vom Tag eines jeden Ankunft ins Quartier gleich die alten Knecht verpflegt, wie nicht weniger auf den dismantirten (demontè, entroßten) Reiter, sobald er wieder beritten wird, d. z. Futter auf dem Roß gleich andern berittener, vermöge obstehender Ordinanz solle gegeben werden.

Ueber dieser Verpflegungs-Ordinanz solle steif und vestiglich gehalten werden, und diejenigen, so darüber thun und handeln würden, sie seien Offizier oder gemeine Soldaten, ohne Unterschied mit scharfen und gestalten Sachen nach Leibs- und Lebensstrafen angesehen werden.

Auch sollen die General und andern Offiziere ihre bei sich habende Diener von ihrer selbst Besoldung unterhalten, und keine absonderliche Verpflegung noch Servitz auf einige Dienste passirt werden.

Ebensowenig soll weder Verpflegung noch Servitz auf die Abwesende gegeben werden, es sey denn, daß die in unserer und des gemainen Wesens Diensten verschickt wären und man dessen genugsame Nachrichtung habe.

Denen Commandanten und allen hohen und niederen Offizieren, es seyn in Festungen, Garnisonen und Quartieren, solle gänzlich hiemit abgestellt und verboten sein, über obenstehende Verpflegsgebühr und Service noch einiges Tafel-, Kuchel- und Diterialiengeld oder einige andere Zusteuer, wie sie auch Namen haben mag, in geringsten nicht zu präsentiren, viel weniger aber dem Soldaten oder Officier, so auf Salva Guardi nicht völlig erheben könne.

Es solle auch ein oder andere Offizier wegen der Salva Guardi oder andern praetext keine Geldpressur vornehmen, Item den Marquatentern mehr nichts als Servitz

rauhes Futter zugelassen, und gleichfalls denen Aventurien wann sie sich in den
rtieren bei den Offizieren anmelden, einige Verpflegung oder Servitz von besagtem
rhalt nicht gegeben werden.

Die Verpflegung solle anfangen von Beziehung der Quartier und nicht länger
5 oder 6 Monat continuiren, auch solle denen Reitern so bei der Armada kein
d haben, einige Fütterung darauf nicht passirt werden.

Was aber den General Artigliera und Proviantstab anbelangt, werden wir uns
unseren und des Heil. Römischen Reiches Churfürsten, so einige Reichsvölker unter
haben nächsten Tages hiernach vergleichen, wie es mit derselben Verpflegung solle
lten werden und zugleich darauf unsere Resolution in jede Kreiß und Ort, wo



LEOPOLDus WILHELM Archi dux Austriæ Dux Burgud. etc.

Erzherzog Leopold Wilhelm. (Seite 666, 675, 730 u. ff..)

: Staab liegen solle zur Nachrichtung notificiren. Inmittelst ein jeder hiernach
zu richten und unsern gnädigsten gemessenen Befehl, Willen und Meinung schul-
r Gebühr zu vollziehen und sich vor Schaden zu hüten.

Regenspurg, 29. November 1640."

Bezüglich der Natural-Gebühren stimmt die nachfolgende Verfügung Wald-
n's mit der eben mitgetheilten ziemlich überein, und wir theilen sie nur mit, weil
ge beigefügte Disciplinarvorschriften interessante Streiflichter auf das
ahren der Commandanten werfen und man daraus einen Schluß auf die den
bern erwachsenden Lasten und Plagen dieses Krieges ziehen kann.

Während seines zweiten Commandos erließ Waldstein im Winter 1632

folgende „Verpflegungs- und Unterhaltungs-Ordonanz“ für die in den Erbländern cantonirende kaiserliche Armee.

„Wir Albrecht von Gottes Gnaden, Herzog zu Mechelburg, Friedland und Sagan, Fürst zu Wenden, Graff von Schwerin, der Lande Rostock und Stargardt Herr, fügen allen und Jeden der Römischen Kayserlichen auch zu Hungarn und Böhaimb Königlichen Majestät Hohen und niedern Offizieren, sowohl der ganzen Soldateska, wie auch jedermenniglich hiermit zu wissen: Nachdem jetzt höchstgedachte Ihr. Kayf. Maj. unser allergnedigster Herr etlichen Regimentern zu Roß und Fuß in dero Erb-Erz-Herzogthum Oesterreich ob der Enns, damit dieselbe sich desto besser erhalten und sterken können, die Winter-Quartiere allergnedigst zugelassen. Und aber die Notturft erfordert, daß zur Verhütung aller Unordnungen eine gewisse Ordinanz gesetzt werde, vermöge deren ein jeglicher wissen könne, was und wie vil man der einquartierten Soldateska zu raichen und zu geben schuldig sei. Als haben wir nachgesetzte verpfleg- und underhaltungs Ordinanz wie auch wessen sich die Soldateska in denen Quartieren zu verhalten, zu allgemeinen Wissenschaft publicieren lassen wollen. Es soll keinem Offizier in seinem Quartier vor sich selbsten und nach seinem eigenen Gefallen einigerlei aufschlag und Contribution anzusetzen in Kheinem weg verstattet: sondern jeglicher mit dem was ihm von uns erheischender notturft nach, assignirt, content und zufrieden, auch darüber das wenigste einzufordern nicht befugt sein. Ein jeglicher Obrister und Offizier soll in seinem ihm eingeraumbten Quartier nicht allein bey seiner vnderhabenden Soldateska guete Disciplin und Ordnung zu halten, sondern auch für frembder Einfall, Raub und Plünderung den Umbzirk seines Quartiers zu schützen und zu vertheidigen schuldig seyn. Im widrigen Fall wurde solches bei Ihme selbsten gesuchet, ihme an aigener und seiner Soldaten Portionen abgezogen und innen behalten, auch nach gestalten Sachen die erstattung des Schadens, in andern ernsten Wege von ihme gefordert werden.

Denen Offizieren und Soldaten, welche sich effektive und würklich bei Ihren Compagnien befinden, sollen diese nachgesetzte portions geraicht werden.

Bei der Infanteria: Ainem gemainen Soldaten Täglich: Zwey Pfundt Brodt, Ein Pfundt Fleisch, zwei Maß Bier, oder nach gelegenheit des Orthes und des Wirthes wohl ein Maß Wein. Daneben alle Monate an Gelt 4 fl.

Darunter die Servitij di casa begriffen, so nach ordnung der Commissarien denen Soldaten geliffert wirdt werden, dahero der Soldat von dem wirth nichts absonderliches und weiteres zu fordern hat, wolle aber derselbe aus gutem willem seinen einquartierten Soldaten über obgesetztes Ichtwas (etwas) weiters raichen, wirdt solches in seinen gefallen gestellt, soll aber zu nichts mehres verbunden sein.

Ein Obrister zu Fuß sambt dem ganzen Stab, wie auch das erste blat bei jedweder Compania, sollen mit Bahrem Gelt, wie ihre Bestallung lautten, Monatlich bezahlt, jedoch dasjenige wo sie in den Quartieren an Proviant genohmen, defalcirt werden, Nebem diesem passirt man einem Obristen zu Fuß auff 15 Pferdt, Obristen Lieutenant auf 8 Pferdt, einen Haubtmann neben seinen Befehlshabern gleichfalls auff 8 Pferdt, das Rauchfutter als täglichen zwei pfundt Hew und wöchentlich zwei bundt Stroh.

Bei der Cavalleria: Einem Khürissier Reutter sol man täglich zu geben schuldig sein: Zwei pfundt Brodt, Ein pfundt Fleisch, Zwei Maß Bier, oder nach gelegenheit des Orths und des Wirths wohl 1 Maß Wein, Item Wöchentlich Ain Metzen Habern,

monatlichen an Geld 9 fl., Und auf jedes Pferdt das Rauchfutter wie oben
eldet.

Ein Archibusier Reutter aber, wie auch denen Crobaten und Polläcken, an Vic-
lien täglich eben so viel. An Gelt aber monatlich nur 6 fl.

Die Obriste sambt den ganzen Stab, wie auch die Offiziere des ersten blats
n ebenfalls, wie oben bei der Infanterie gemeldet, Ihre Besoldung, inhalts deren
allung Monatlichen Paar, Jedoch mit diesen Unterschied empfangen, das die Obriste
1000 Pferdt die Besoldung vor voll, die aber nur zu 5 Compagnien führen,
n die Helffte einzunehmen haben, davon aber auch, was sie in den Quartieren an
tualien empfangen, abgekürzt werden solle.

Was aber vor die Recruten der Regimenter nach eines jedweden Beschaffenheit
s den Quartieren genohmen werden solle, das werden wir absonderlich, sowohl jed-
thern Obristen, als auch deren Quartier Commissarien Zeitlich zu wissen machen.
Weile aber der halbe Theil der Regimenter im Königreich Böhmen verbleibet, Als
den die Victualien in Oesterreich ob der Enns vor die effective aldort vorhandene
Soldaten und Officirer, das Gelt aber, sowohl vor die daselbst sich befindende als
auch im Königreich Böhmen Hinderbliebene (deren Liste man den Commissarien zeitlich
schicken wirdt) gegeben werden.

Es sollen auch alle Ober- und Vnder-Officiere, sowohl die pagagepferdt als auch
allen andern Troß abzuschaffen, wie auch Niemand in den Quartieren auff dero Unter-
haltung etwas zu geben schuldig seyn.

Deren die Obristen und andere Offiziere Aufwärter bei sich haben, sollen
dieselben nicht von den Quartiers-Inwohnern, sondern jenigen Kriegs-Officieren, bei
welchen sie sich befinden, underhalten werden.

Ueberdieß soll gäntzlich verbotten seyn, daß kein Offizier einiges Hilff-Quartier
haben oder auch seines Gefallens, es werde dann expresse begehrt, Salva Guarden
außlegen, und von denselben etwas sonderliches auff seine nehmen solle, unter was
prätext und schein solches erdacht werden kann.

An Kirchen, Klöstern, Schulen, Hospitalien, Geistlichen Personen und Pfarrhöfen
soll sich keiner vergreiffen oder dieselbe in einigerlei wege, weder mit Einquartierung
oder mit Schatzung beschwähren, bei Leib- und Lebensstraff.

Denen Offiziren, Soldaten oder Marquadentern, so ober Land raissen, sollen
die Landsassen ohne pahre Bezahlung weder Fourage noch daß geringste abfolgen zu
lassen, oder dieselbe mit Fuhr- und Postpferde fortzuschaffen nicht schuldig seyn.

So wird auch bei hoher Straff hiermit verbotten, daß die Offizierer sich an
n Beambten, Commissarien, Landsassen, Bürgern und andern Inwohnern, weder mit
reft noch andern Thätlichkeiten nicht vergreiffen sollten.

Es soll in keinem Wege verstattet werden, daß einiger Reuter oder Soldat aus
Quartier ohne seines Officierers Paß sich auff's Land machen, wie Auch Niemand
f eines andern, dann allein des Commandirenden Officierers Paß Passiert werden.

Der reisende Mann, oder andere, so Ihrer geschäfft halber in den Garnisonen
verrichten, sollen in keine Wege aufgehalten, beleidigt, noch mit einiger Schatzung
schwährt werden.

Den Ackersmann sollen die Officierer bei seinem Feldbau schützen und auff
erlei weiß ihn davon zu verhindern gestattet werden. Nicht weniger [illegible] denen
riſten und Befehlshabern hiermit inhibirt seyn in Irer Kay. [illegible] ländern

ainigen Haußsessigen vnderthan zu werden. Es soll kein Officierer, wer der auch sey, sich understehen, einigen Zoll, auff was wahren es auch immer seyn könnte, zu schlagen, auch denen Obrigkeiten an ihren Zöllen in keinerwege hinderlich, sondern vielmehr dazu beförderlich seyn.

Was nun hierin nicht begriffen und etwa gueter Kriegs-Disciplin zuwider lauffen oder wodurch Arme Leute und diese Lande zur Ungebühr beschwährt, auch was dieser verordnungen in einen und andern Punkt zuwieder gehandelt werden möchte, soll ein jeder Officier die Erstattung zu thuen, und mit Ernst zu straffen, auch davon selbst Antwort zu geben schuldig seyn.

Nach diesem allen sich ein jeder zu richten und vor Schaden zu hüten wissen wird.

Actum Znaimb den fünften Januarij 1632."

So gutgemeint diese und ähnliche sehr oft erfließende Vorschriften auch sein mochten, so blieben sie doch meist vollkommen wirkungslos, und auch während der Winterquartiere hausten die durch den langen Krieg immer mehr verwilderten Truppen ganz willkürlich. Gerade die vorstehende Ordonnanz ist ein Beweis, wie weit die Eigenmächtigkeit und das Aussaugungssystem oft getrieben wurden. Besonders bezeichnend ist das Verbot, daß nur auf ausdrückliches Verlangen Schutzmannschaften (Salva guardia) gegeben werden durften, denn es kamen Fälle vor, daß einzelne Commandanten dieselben gegen bedeutende Extrazahlungen förmlich aufzwangen, wobei dann die Schutztruppen noch dazu so schlimm hausten, wie es auch der Feind nicht ärger treiben konnte. Das Verbot, Zölle zu erheben, zeigt, wie weit die eigenmächtigen Erpressungen einzelner Commandanten gingen, denn ohne daß solche Fälle vorkamen, wäre gewiß ein derlei Verbot gar nicht erlassen worden.

Wie es unter solchen Umständen trotz aller Einschärfungen von Mannszucht mit dem Schutz des Einzelnen, namentlich auf dem flachen Lande, gegen die Willkür des damaligen Kriegsvolkes aussah, ist leicht zu vermuthen, und wir werden in einem späteren Abschnitt mehr darüber hören. Um ein treues Bild der herrschenden Verhältnisse zu bekommen, werden wir uns auf jeden Fall nicht an die löblichen, aber meist wirkungslos bleibenden Vorschriften solcher Erlässe zu halten haben, denn in Wahrheit ging es so zu, wie der Bauer in „Wallenstein's Lager" klagt:

„Wie sie jauchzen, daß Gott erbarm!
Alles das geht von des Bauern Felle,
Schon acht Monate legte sich der Schwarm
Uns in die Betten und in die Ställe;
Weit herum ist in der ganzen Aue,
Keine Feder mehr, keine Klaue,
Daß wir für Hunger und Elend schier
Nagen müssen die eigenen Knochen."

Viel trug zu diesen Zuständen die Art der Kriegführung bei, die im längeren Verlauf dieses furchtbaren Kampfes nicht mehr darauf gerichtet war, durch rasche, gewaltige Schläge eine politische Entscheidung herbeizuführen. Man marschirte, manövrirte, kämpfte und stritt, um die Heere erhalten zu können, und die kurzen Feldzüge mancher Jahre hatten keinen anderen Zweck, als um der Armee günstige Winterquartiere in Ländern, welche noch nicht ruinirt und ausgesogen waren, zu sichern. Oft lag man mehr als ein halbes Jahr in diesen Winterquartieren, und die Last derselben war ebenso drückend, als wenn der Krieg selbst in einem Lande wüthete. Dabei nahm man

: viel Rücksicht darauf, ob man in Freundesland oder in dem des Gegners lag, ı man handelte nach der Maxime:

„Der Krieg ernährt den Krieg. Geh'n Bauern drauf,
Ei, so gewinnt der Kaiser mehr Soldaten."

Freilich sah man dort, wo nicht blos die Bedürfnisse und Anschauungen der ıee maßgebend waren, die Gefahren dieser Theorie ein, denn in vielen Gegenden den die ruinirten Wirthschaften verlassen, die Felder blieben unbestellt, und dadurch ; auch die Steuerkraft rapid zurück. Diesen Erwägungen entsprang daher auch das bot, im eigenen Lande Haussässige anzuwerben, das aber seinen Zweck gewiß ver= :e, denn niemand konnte dem ruinirten verzweifelten Bauern wehren, sein ver= :etes Besitzthum im Stich zu lassen und der Werbetrommel zuzulaufen, die in ıd einem Theil des Deutschen Reiches für diese oder jene Fahne stets erscholl.

Die Anforderungen bezüglich der Verpflegung wechselten übrigens sehr, je nach ȝlichkeit, das heißt nach dem Reichthum der Gegend und — den Ansprüchen der ppen. Waldstein begehrte, als er 1627 an der Ostsee stand, für jeden Mann täglich fund Brot, 2 Pfund Fleisch und drei Maß Bier, für den Corporal das Doppelte so weiter für die höheren Chargen. Wahrhaft ungeheuerlich waren die Forderungen, je gegen das Ende des Krieges ein kaiserlicher Befehlshaber in der Grafschaft umburg stellte; er verlangte für sich 300 fl. wöchentlich, für die übrige Mannschaft Compagnie 450 fl. dann 300 Scheffel Haber, 10 Fuder Heu, 10 Fuder Stroh, scheffel Korn, 4 Scheffel Weizen, 5 Scheffel Gerste, 1 Stück Rindvieh, 2 Mast= veine, 2 Kälber, 4 Schöpse, 15 Gänse, 20 Kapaunen, einen halben Centner Fisch, soviel Butter und 200 Stück Eier in jeder Woche. Nach solchen Beispielen versteht erst die Wahrheit, welche in dem drastischen, in vielen gleichzeitigen Schriften vor= nenden Ausdruck liegt, daß das Kriegsvolk ein ganzes Land oder eine Gegend hl gefressen" habe.

Wenn wir den Kriegsbrauch und die Mannszucht während des großen deutschen ges besprechen, werden wir noch manche bezeichnende Einzelheit in dieser Beziehung :ingen. Als Curiosum wollen wir hier nur noch einige Auszüge aus einem Ver= ȝungs=Normale anführen, welches 1623 Tilly für die ligistische, in der Mehrzahl aus rischen Truppen bestehende Armee erließ. Darnach konnte der Rittmeister täglich spruchen: 8 Maß Wein, 12 Maß Bier, 20 Pfund Brot, 12 Pfund Fleisch, ennen, ½ Schaf oder Kalb; der Lieutenant 4 Maß Wein, 6 Maß Bier, 10 Pfund D, 6 Pfund Fleisch, ¼ Schaf oder Kalb; der Korporal 2 Maß Bier, 2 Maß ı, 4 Pfund Brot, 3 Pfund Fleisch; der Reiter oder Knecht endlich 1 Maß Wein, laß Bier, 3 Pfund Brod, 2 Pfund Fleisch. Da auch Rationen für die „Jungen" eworfen werden, nämlich für jeden 1 Maß Bier zu je ein Pfund Brod und ch, so scheint bei der Bemessung nicht auf die Dienerschaft reflectirt worden zu sein, allerdings auf eine beneidenswerthe Consumtionsfähigkeit der oberen Chargen ßen läßt. Da klingt es dann wahrhaft komisch, wenn die Mahnung ausgesprochen , „damit ohne fernere Beschwernuß der Unterthanen vergnügt und allerdings eden zu seyn"; das dürfte nun wohl auch einem Baier bei solchen Rationen nicht :r fallen. Uebrigens fügt trotzdem der Erlaß vorsichtig hinzu:

„Und da nun einer oder der ander nicht begnügt, sondern über diese ·nung noch ein mehreres haben wollte, dasselbe stehet einen jeden um baares Geld zu bezahlen."

Da scheint es denn wohl richtig gewesen zu sein, was der Holk'sche Jäger von Tilly sagt:

„So ritt ich hinüber zu den Ligisten,
Sie thäten sich just gegen Magdeburg rüsten.
Ja, das war schon ein ander Ding!
Alles da lustiger, loser ging,
Soff und Spiel und Mädels die Menge;
Wahrhaftig der Spaß war nicht gering,
Denn der Tilly verstand sich auf's Kommandiren.
Dem eignen Körper war er strenge,
Dem Soldaten ließ er Vieles passiren.
Und ging's nur nicht aus seinen Kassen,
Sein Spruch war: ‚Leben und leben lassen!'"

Heeres-Organisation und die einzelnen Waffengattungen.

Wie es sich gebührt, beginnen wir die Besprechung der Heeres-Organisation mit den leitenden Stellen. Bezüglich derselben ergaben sich im dreißigjährigen Krieg einschneidende Umgestaltungen, welche jedoch weniger durch besondere Verfügungen, als durch den Gebrauch und die ganz ausnahmsweise Stellung, welche einzelnen Befehlshabern eingeräumt wurde, entstanden sind.

Wenn früher der Feldoberst als directer Stellvertreter des Kriegsherrn bei der Armee den diese Stellung andeutenden Titel Generallieutenant führte, so mußte man jenen Heerführern, welche eine fast unumschränkte Gewalt innehatten, einen anderen Rang ertheilen. Man führte daher verschiedene Titel ein, welche diesen weiteren Wirkungskreis bezeichnen sollten. Während seines ersten Commandos wurde Walstein zum „General-Oberst-Feldhauptmann der kaiserlichen Armada" ernannt, aber auch häufig als „Generalissimus" bezeichnet, ein Titel, welchen er auch während des zweiten Commandos führte. Man wollte damit das unbeschränkte Verfügungsrecht über alle Theile der kaiserlichen Streitmacht ausdrücken, in welchem Sinne dieser Ausdruck ja auch heute noch vom Monarchen, der den Oberbefehl über das ganze Heer in seiner Person vereinigt, gebraucht wird. Auch Tilly hatte den Titel „Generalissimus", der ihm indessen in dem angedeuteten Sinne höchstens in Bezug auf die ligistischen Truppen, nicht aber bezüglich der unter seinem Befehl stehenden kaiserlichen Truppen zukam.

„Generallieutenant" wurde stets nur der Befehlshaber eines selbstständigen Armeetheiles genannt, und es war dieser Titel eigentlich kein besonderer Rang, sondern nur das Attribut des Feldherrn, welches abgelegt wurde, wenn der Oberbefehl an einen Anderen überging. Dies zeigte sich namentlich bei Gallas, der 1634 zum „Generallieutenant" über die ganze im Reiche stehende Armee ernannt wurde, diesen Titel aber ablegte, nachdem 1639 Erzherzog Leopold Wilhelm (Bild S. 725) das Obercommando erhielt, und erst wieder annahm, als er 1645 nach der Schlacht bei Jankau neuerdings zur Leitung des Heeres berufen wurde.

Außer ihm führte zeitweilig noch Octavio Piccolomini diesen Titel, mit welchem zwar das Obercommando, aber nicht die Selbstständigkeit des Commandos verknüpft war, wie sie dem Generalissimus eingeräumt wurde. Dieser war nicht an die Verfügungen des Hofkriegsrathes in Wien gebunden, was bei den General-

ntenants der Fall war. Uebrigens war der Einfluß dieser obersten militärischen Behörde im dreißigjährigen Kriege ein sehr beschränkter, der sich fast nur in Bezug auf die administrativen und finanziellen Seiten der Heeresleitung und Verwaltung erstreckte. Wo der Befehlshaber des Heeres eine so unumschränkte Machtfülle besaß, wie es bei Waldstein der Fall war, mußte der Hofkriegsrath ganz in den Hintergrund treten und nur als eine Art von Rechnungs-Controls-Behörde fungiren. Präsidenten des Kriegsrathes waren während des dreißigjährigen Krieges: Johann Freiherr von Mollart (1610—1619), Johann Kaspar von Stadion (1619—1624), Rambold Graf Collalto (1624—1632), Matthias Graf Gallas (1633—1646), Wenzel Eusebius Fürst Lobkowitz, der spätere allmächtige Minister (1646—1650).

Wenn man nach Waldstein's Sturz auch den Titel eines Generalissimus nicht mehr verlieh, so erhielt doch Erzherzog Leopold Wilhelm fast dieselbe Machtvollkommenheit. Eine besondere Bestallung erörtert seine „Plenipotenz und Vollmacht", die ihm als „kaiserlicher General und Haupt über das ganze Heer und Kriegs-Expedition zu Feld" eingeräumt wird. Auch der „kaiserlichen Armaden vorgestelltes General-Haupt" wird der Erzherzog genannt, dessen Machtvollkommenheit jener des Generalissimus entsprach, ja sie in mancher Beziehung sogar übertraf.

Er übte nach seiner Bestallung die Militärgerichtsbarkeit über alle Angehörigen des Heeres ohne Unterschied des Ranges. Wenn er zum Vortheil der Kriegsdisciplin und Mannszucht oder in Bezug auf Formirung und Eintheilung der Truppen Neuerungen einführen wollte, bedurften dieselben nicht der kaiserlichen Genehmigung. Wie es in seiner Macht stand, die Uebelthäter zu strafen, und zwar sowohl an Leib und Leben, so war es ihm auch anheimgegeben, nach Ermessen Belohnungen zu ertheilen. Die Vergebung und Besetzung erledigter Regimenter sowie alle Rangsverleihungen, mit einziger Ausnahme jener des Feldmarschalls, welche der Kaiser sich vorbehielt, waren dem Erzherzog überlassen. Ueber Mobilien, Geld, Proviant und was sonst noch bei Eroberung von Städten und Schlössern erbeutet wird, konnte er nach seinem Ermessen und zum Besten aller Soldaten verfügen, die einzelnen Corps und Regimenter nach Erforderniß eintheilen und in Garnisonen legen, weiters sowohl im Reich als in den Erbländern nach Bedarf Werbungen anstellen, ohne dazu besonderer kaiserlicher Patente zu bedürfen. Ueber alle im Reich und den österreichischen Ländern ausgeschriebenen oder zu Heereszwecken bewilligten Contributionen verfügte er vollkommen unabhängig und konnte im Interesse der Armee solche Bewilligungen oder von anderen Mächten zugesagte Kriegshilfen vor der Zeit einziehen. Schließlich bleiben dem Erzherzog alle Kriegsactionen und Operationen vollkommen überlassen, so daß er in dieser Beziehung ohne kaiserliche Genehmigung unternehmen und fortsetzen darf, was ihm erforderlich und räthlich erscheint.

Damit ist, wenn man von den ganz abnormen Vollmachten absieht, welche sich Waldstein bei Uebernahme seines zweiten Generalates erzwang, der Wirkungskreis und die Machtvollkommenheit des Generalissimus umschrieben. Aber Erzherzog Leopold Wilhelm übte noch andere Vorrechte aus, indem er zum Beispiel ganz selbstständig mit den Landständen über die Einberufung der Aufgebote unterhandelte, deren Vorschläge entgegennahm und dadurch Hoheitsrechte des Monarchen ausübte, die bisher ihm selbst vorbehalten waren.

Der Titel eines Generalissimus oder eines Generallieutenants entsprach eh

Der Generalstab oder, um es im modernen Sinne präciser auszudrücken, das **Hauptquartier** war im dreißigjährigen Kriege sehr personenreich. Kurz nach **Waldstein's** Sturz zählten zum „Generalstab" folgende Personen: Drei Feldmarschälle, welche, nebstbei gesagt, den Excellenztitel führten, drei Feldzeugmeister, vier Feldmarschallieutenants, ein General-Commissär, sechs General-Wachtmeister, ein General-Quartiermeister, zwei General-Auditore, ein General-Proviantmeister, zwei



Ein Musketier auf Feldwache. (Seite 737.)

Kriegssecretäre, ein General-Adjutant, ein Adjutant, drei General-Quartiermeister-Lieutenants, vier Commissäre, ein General-Stabsfourier, zwei General-Profoßen, zwei General-Wagenmeister, drei General-Profoßen-Lieutenants, zwei General-Wagenmeister-Lieutenants.

Auffällig ist die große Anzahl höherer Officiere, welche nur so zu erklären ist, daß dieselben temporär dem Hauptquartier zugezählt wurden, um im Falle von Abgängen ein Commando zu übernehmen. Uebrigens ist es interessant, die allmälige Umbildung der Heeresleitung bis zu den heutigen Einführungen zu verfolgen. So z. B. finden

wir im dreißigjährigen Krieg schon die Feldkriegscasse, das feldärztliche Personal und die Feldapotheke als Theile des Hauptquartiers aufgezählt.

Noch deutlicher spricht sich die Annäherung an die modernen Verhältnisse in folgendem Verzeichniß des „General-Proviantstabes“ aus, welches dem Ende des dreißigjährigen Krieges entstammte. Das Hauptquartier bestand damals aus: dem Generallieutenant, einem General-Feldmarschall, einem bevollmächtigten General-Commissär, einem General der Cavallerie, einem Feldmarschallieutenant, einem General-Wachtmeister, dem Oberst-Commissär, General-Quartiermeister sammt zwei Lieutenants, dem General-Vicar, General-Proviantmeister, General-Auditor, General-Commissariats-Verwalter, General-Kriegszahlmeister, einem Ober-Kriegs-Commissär, einem Proviant-Oberstlieutenant, dem Ober-Quartiermeister, einem General-Adjutanten, dem General-Profoß sammt seinen Leuten, dem Ingenieur, Feldmedicus, Apotheker und Chirurg, mehreren Kriegs- und Proviant-Commissären, dem General-Wagenmeister sammt seinem Lieutenant, einem Feldpostmeister, dem Quartiermeister des Stabes, dem Capitain de Guide (Stabswache), einem Auditor-Lieutenant, Feldproviant-Buchhalter und Feldproviant-Verwalter, mehreren anderen Proviantofficieren, dem Proviant-Fuhrwesens-Director mit seinem Wagenmeister, Proviant-Fourieren, Bäckern und Fuhrknechten, endlich den Feldcourieren.

Ein normirter Stand, wie er den verschiedenen Diensteszweigen entsprochen hätte, war damals nicht üblich, sondern man setzte das Hauptquartier je nach den disponiblen Personen zusammen; darum zählte das erstmitgetheilte Verzeichniß drei Feldzeugmeister, während diese höchst wichtige Charge im zweiten gar nicht vertreten ist.

Die Militär-Administration war im dreißigjährigen Krieg schon völlig von der operativen Heeres-Leitung getrennt. Sie concentrirte sich in den General-Kriegs-Commissariaten, die in den vom Krieg berührten Provinzen eingerichtet wurden und ihre Centralstelle in dem General-Feldkriegs-Commissariat zu Wien hatten, das direct dem Kaiser unterordnet war. Die General-Kriegs-Commissariate behandelten im Verkehr mit den Landesbehörden alle auf die Einquartierung, den Durchzug und die Verpflegung der Truppen bezüglichen Agenden. Auch hatten sie im Einvernehmen mit der Heeresleitung und dem Statthalter passende Quartiere zur „Refrechirung“ (Erfrischung) stark mitgenommener Truppenkörper zu ermitteln.

Von besonderer Wichtigkeit war die Stellung des General-Proviantmeisters, da von dessen Voraussicht, Geschäftskenntniß und klugen Dispositionen oft die Erhaltung des Heeres abhing. Wie schwer indessen bei den herrschenden politischen Einrichtungen, die jeder einheitlichen Leitung ermangelten, und bei dem complicirten Geschäftsgang die regelmäßige Verpflegung der Armee selbst im eigenen Lande durchzuführen war, ist aus dem nachfolgenden Beispiel zu entnehmen.

Um den Bedarf an Fleisch zu vermitteln, das nach der „Ordonnanz für die Sommer-Verpflegung“ dreimal in der Woche an die Mannschaft hinausgegeben werden sollte, mußte der General-Proviantmeister im Einvernehmen mit dem General-Commissariat einen Ueberschlag verfassen. Dieser ging direct an das kaiserliche Cabinet, wo man „Anstalt machte, daß aus den Landes-Contributionen schnellmöglichst ein Stück Geld zum Ankauf von Vieh herbeigeschafft oder sonst mit Hilfe der Länder eine Anzahl Vieh hierzu anticipando in Abschlag der Contribution oder auf anderem Wege aufgebracht werden könne“. Man war also im Bedarfsfalle auf langwierige Verhandlungen mit den stets widerstrebenden Landständen angewiesen, die Lieferungen kamen zu spät

und es nützten alle Befehle gegen „das schädliche eigenmächtige Viehwegtreiben" nichts oder die Verbote, daß „die Regimenter und Soldaten nicht selbst zugreifen, noch die Schlösser, Maierhöfe und Schäfereien anfallen und das Vieh mit Gewalt wegnehmen sollen."

Unter Ferdinand II. kam dazu noch der Uebelstand, daß mit der Leitung der administrativen Heeresangelegenheiten häufig Personen ohne alle Geschäftskenntniß betraut waren, so daß die Klage des Generals Isolani (Schiller, „Die beiden Piccolomini", 1. Act, 2. Scene) sehr viel historische Wahrscheinlichkeit für sich hat:

„Mein Lebtag denk' ich d'ran, wie ich nach Wien
Vor sieben Jahren kam, um die Remonte
Für uns're Reg'menter zu betreiben,
Wie sie von einer Antecamera
Zur andern mich herumgeschleppt, mich unter
Den Schranzen stehen lassen, stundenlang,
Als wär' ich da um's Gnadenbrod zu betteln.
Zuletzt — da schickten sie mir einen Kapuziner,
Ich dacht', es wär' um meiner Sünden Willen!
Nein doch, das war der Mann, mit dem
Ich um die Reiterpferde sollte handeln!"

Wir gehen nun zur Besprechung der einzelnen Waffengattungen über:

Das Fußvolk.

Das Fußvolk war in Regimenter und Compagnien eingetheilt und statt der letzteren Bezeichnung wurde für die von einem Hauptmann geführte Unterabtheilung auch noch hie und da der Ausdruck „Fahne" oder „Fähnlein" gebraucht. Die Stärke der Regimenter, die Zahl der in einem solchen vereinigten Compagnien, sowie der Stand der letzteren, waren sehr verschieden. Es knüpfte sich das an die ältere Form der Werbung, wo einzelne Oberste so viele Mannschaft für ihr Regiment warben, als möglich war, oder soweit ihre Mittel reichten. In der Regel sollte das Regiment Fußvolk zehn Compagnien, jede zu 300 Mann, zählen; aber diese Stärke wurde nur selten erreicht und der Stand wechselte fortwährend, was natürlich auch die taktische Verwendung der einzelnen Truppentheile sehr erschwerte.

Die bei der Armee des Grafen Buquoi (1620) befindlichen Regimenter Fußvolk hatten folgende Stärke: Spinelli Neapolitani 2000 Mann, Don Guilielmo Verdugo 3000, Fugger 1200, Creango und Corrati 1200, Breuner 800, Herzog von Sachsen 1200, Nassau 1000, Fürstenberg 1000, Teuffenbach 900, Fuchs 600, Collalto 1000 und Schaumburg 1000 Mann.

Im Jahre 1633 waren die Regimenter meist unter 1000 Mann herabgesunken, ja es gab welche mit 6 Compagnien und 450 Mann und sogar eines mit 200 Mann, die 2 Compagnien bildeten. Im März 1634 — kurz nach Waldstein's Fall — werden folgende kaiserliche Infanterieregimenter angeführt: Diodati mit 7 Compagnien, Webel 10, Wangler 9, Alt-Breuner 13, Alt-Sachsen 10, Lafosse 9, Adelshofen 10, Marzin 10, Mehrwald 10, Thun 10, Beck 10, Gordon 7, Teuffenbach 10, Moriano 9, Waldstein 12, Kheraus 10, Alt-Aldringen 10, Neu-Aldringen 3, Gille de Has 10, Fernemont 9 Compagnien u. s. w. Erst gegen Ende des Krieges, wo die Einzelnwerbungen ganz aufhörten, kam eine größere Gleichheit zu Stande, obwohl die großen

Verluste und die Schwierigkeiten, dieselben zu ersetzen, noch immer bedeutende Unterschiede mit sich brachten.

Der Stab eines Regimentes zu Fuß bestand aus dem Obersten, 1 Oberstlieutenant 1 Secretär, 1 Feldgeistlichen, 1 Profoßen mit seinem Gehilfen. Die Compagnie zählte: 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 1 Fähndrich, 1 Feldwebel, 1 Führer, 1 Unterschreiber, 1 Feldscherer, 1 Gefreiter-Corporal, 6 Corporale I., 6 II. Classe, 20 Gefreite, 2 Tambouren oder Pfeifer.

Nächst den Officieren war der Feldwebel die wichtigste Charge in der Compagnie, wie ja auch heute noch ein Armee-Sprichwort den Hauptmann als Vater, den Feldwebel als Mutter der Compagnie bezeichnet. Er war der Abrichter der neu-eintretenden Leute, war Fürsprecher bei Bitten oder Beschwerden im Namen der ganzen Compagnie, theilte die Mannschaft je nach ihrer Verwendbarkeit in die Glieder und war überhaupt der lebendige Codex für Kriegsrecht und Kriegsbrauch, für die Führung der Waffen und die verschiedenen Formationen. Eine eigenthümliche Charge waren die Gefreiten-Corporäle; da der Name Gefreiter daher kommt, daß dessen Träger von gewissen Dienstleistungen enthoben waren, so scheinen die Gefreiten-Corporale nicht den Dienst der übrigen Corporale versehen zu haben; welches aber ihre speciellen Pflichten waren, ist unbekannt.

Das Fußvolk zerfiel in Pikeniere und Musketiere. Die ersteren waren im Beginn des Krieges noch in der Ueberzahl und wurden als die schwere Infanterie betrachtet. Dem entsprach ihre Ausrüstung und Bewaffnung, die aus einem auf dem Musketenschutz erprobten Bruststück, einer Halsberge (Ringkragen), Armschienen, hie und da auch Bauchschienen bis zum Knie, einem Blechhelm nach spanischem Muster, einem Degen und der Hauptwaffe, der Pike bestand, die aus einem 15 bis 18 Schuh langen Schaft aus Eschenholz, mit zwei Zoll breiter, zweischneidiger Eisenspitze gebildet war. In dieser Form wurde die Pike theilweise bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts in der kaiserlichen Armee geführt und erst durch die allgemeine Einführung des Bajonnets verdrängt. Die Unterofficiere und Officiere der Pikeniere trugen theilweise auch Piken, die aber unter der Klinge farbige Fransen hatten, später auch Hellebarden und Partisanen.

Das Exercitium der Pikeniere war sehr complicirt und umständlich, wie wir dies ja schon bei der Schilderung des vorhergehenden Zeitraumes betont haben. Auch verleitete die Vereinigung zweier verschiedener Waffen, der Pikeniere und Musketiere, zu allerlei erkünstelten Aufstellungen, welche bei bestimmten Fällen zweckmäßig sein konnten, aber leicht in Unordnung gebracht und nur schwer wieder herzustellen waren. Im Verlaufe des Krieges nahm die Zahl der Musketiere immer mehr überhand und der Pikenier, der früher angesehener und fast immer Doppelsöldner war, verlor an Bedeutung. Grimmelshausen, dem wir die wichtigsten, ja fast einzigen literarischen Denkmale aus dieser Leidenszeit Deutschlands danken, sagt darüber in seinem „Seltsamen Springinsfeld": „Ein Musketier ist zwar eine wohlgeplagte arme Creatur, aber er lebt in herrlicher Glückseligkeit gegen einen elenden Pikenier. Es ist verdrießlich, daran zu denken, was die guten Tröpfe für Ungemach ausstehen müssen, keiner kann's glauben, der's nicht selbst erfährt, und ich meine, wer einen Pikenier niedermacht, den er verschonen könnte, der ermordet einen Unschuldigen und kann solchen Todschlag nimmer verantworten. Denn obgleich diese armen „Schiebochsen" — mit diesem spöttischen Namen werden sie benannt — creirt sind, ihre Brigaden vor dem Einhauen der

Reiter im freien Feld zu schützen, so thun sie doch für sich selbst niemand ein Leid, und dem geschieht ganz Recht, der ja einem von ihnen in seinen langen Spieß rennt. In Summa, ich habe mein Lebtag viel scharfe Occasionen gesehen, aber selten wahrgenommen, daß ein Pikenier jemand umgebracht hätte."

Die Musketiere (Bild S. 733), welche an Stelle der Arkebusiere zu Fuß getreten waren, galten als leichte Infanterie und hatten als Schutz nur eine Blechhaube, welche jedoch später durch einen Filzhut mit herabstehenden Krempen ersetzt wurde. Neben einem ziemlich schweren, drei Schuh langen Säbel führten sie Schußwaffen von zweierlei Art. Die Muskete mit Luntenschloß war sechs Schuh lang und schoß auf 300 Schritte Kugeln, von welchen 8 bis 10 auf das Pfund gingen. Von diesem Kaliber läßt sich auf die Schwere der Muskete schließen, die in der That nur mittelst Auflegens auf eine Gabel (fourchette, forcada) in Anschlag gebracht und abgefeuert werden konnte. Die Gabel war 4 Fuß lang, aus zähem Holz, hatte unten eine eiserne Spitze, welche in den Boden getrieben wurde, oben zwei, zwischen welche die Muskete gelegt wurde. An Märschen wurde die Gabel an einem Riemen nachgeschleift.

Für die Munition trug der Musketier ein breites Bandelier mit eilf Hülsen um die Schulter. Von diesen Hülsen enthielten 10 die Ladungen, die eilfte das Pulver, welches auf die Zündpfanne geschüttet wurde. Außerdem hingen noch am Bandelier eine Pulverflasche von Blech, ein Lederbeutel mit Kugeln, ein Oelfläschchen, eine Raumnadel und mehrere Stücke Lunten. Zur Bergung der brennenden Lunten befand sich am Bandelier ein Luntenverberger von Blech. Es läßt sich leicht vorstellen, daß damals das Schießen noch immer eine sehr umständliche Procedur war, welche sich vom heutigen Präcisionsschießen auf 1200 Schritte und dem Schnellfeuer mehr unterschied, als die ersten Druckwerke Gutenbergs von den modernen Erzeugnissen der Dampfpresse.

Das Exercitium mit der Muskete war fast noch umständlicher als jenes mit der Pike; es umfaßte 143 Commando, wovon 99 Tempo allein zum Abfeuern und Wiederladen nöthig waren. Die linke Hand mußte die Gabel feststellen und halten, die drei letzten Finger derselben faßten überdies die Lunte; der Daumen der rechten Hand brachte den Lauf in die Richtung, die übrigen Finger bedeckten während des Zielens die Zündpfanne. Jeder Wachtposten in Kriegszeiten mußte stets seine Büchse auf der Gabel haben; er leistete in diesem Falle einem Vorgesetzten die Ehrenbezeugung durch das Abnehmen des Hutes und eine respectvolle Verbeugung. Aus der Form des Musketenschaftes ist zu entnehmen, daß derselbe nicht an die Backe gelegt, sondern nur an die Achsel oder Brust gestemmt wurde, um den furchtbar starken Rückstoß ertragen zu können. Von einer Verwendung im Tirailleurgefecht konnte mit dieser Waffe, die den Mann durch die Schwere fast erdrückte, keine Rede sein, und es ist nach unseren Begriffen ein Widersinn, den Musketier als „leichte Infanterie" aufzufassen. Die städtische Waffensammlung in Wien zeigt einen Musketier vollkommen in jener Ausrüstung und Bewaffnung, wie sie im kaiserlichen Heer während des dreißigjährigen Krieges üblich war.

Das Bedürfniß und auch das Beispiel des Gegners ließ auch in Oesterreich eine Waffengattung entstehen, welche eher dem Begriff der leichten Infanterie entsprach. Namentlich Gustav Adolf's Vorgehen war hierin bahnbrechend; sein stetes Bestreben war, durch Erleichterung der Feuerwaffe und Verkleinerung des Calibers eine leichtere Handhabung des Gewehres und eine intensivere Feuerwirkung zu erzielen. Noch während seines Lebens verschwand die Gabel ganz aus dem schwedischen Heer, und ein großer

Schritt nach vorwärts war die von ihm herstammende Einführung der Papierpatronen, welche die ganze Ladung vereinigten.

Wir wissen, daß es auch im kaiserlichen Heer schon früher leichtere Feuergewehre gab, die ohne Auflage gehandhabt werden konnten. Diese vereinigte man im dreißigjährigen Krieg zu ganzen Abtheilungen, die im Gegensatz zu den Musketieren „Schützen" hießen, ihre Waffe nannte man das „Rohr", und es wurde unmittelbar aus der Pulverflasche geladen, daher beim Schützen das lästige klappernde Bandalier wegfiel. Gemeiniglich wurden die Schützen eines Regimentes zu einer besonderen Compagnie vereinigt, die man zur Einleitung der Gefechte, Flankendeckung u. s. w. verwendete.

Das erste eigentliche Schützencorps entstand 1629 durch den Feldmarschall Heinrich Graf Holk (Bild S. 756), der ursprünglich in dänischen Diensten stand, 1628 in Stralsund gegen Waldstein commandirte und von diesem nach dem Friedensschluß für den kaiserlichen Dienst gewonnen wurde. Er schuf jenes Regiment von 3000 Mann, das sich als „Holkische Jäger" berühmt wegen seiner Tapferkeit und leichten Beweglichkeit, aber auch wegen der geringen Mannszucht und des Wüthens im Feindeslande machte. Graf Holk, der am 28. August 1633 an einer Seuche starb, war von großer persönlicher Tapferkeit und ein Meister des kleinen Krieges, aber von furchtbarer Strenge und Grausamkeit. Während er 1633 im Meißen'schen hauste, ließ er 12.000 Wägen mit Beute und 15.000 Stück Vieh nach Böhmen schaffen, so daß seine Soldaten spottweise meinten, wenn man noch eine Kuh im Lande fände, solle man ihre Hörner vergolden lassen. Von überaus heftiger Gemüthsart strafte er oft geringe Vergehen barbarisch strenge, um bald darauf seinen Soldaten die größten Greuel hingehen zu lassen. Sein Jähzorn verwickelte ihn 1630 beim Würfelspiel in einen Streithandel, der ihm das linke Auge, seinem Gegner, Oberst Bachmann, aber das Leben kostete. Das von ihm geschaffene Jägercorps bestand fort und wurde erst im vorigen Jahrhundert als Infanterieregiment Nr. 8 umgestaltet.

Außer dem Rohr und der Muskete wurden ab und zu noch Versuche mit anderen Schießwaffen gemacht. Das städtische Waffenmuseum in Wien bewahrt ein nach spanischem Muster geformtes Gewehr, einen sogenannten Trombon, aus dem Jahre 1622, dessen becherförmige Mündung an der größten Ausbauchung über 2 Zoll mißt; im Hof-Waffenmuseum aber befindet sich eine Pike, mit welcher durch starke Bänder ein Flintenlauf mit Radschloß verbunden ist, ein erster Versuch, die Schuß- und Stichwaffe in einer Form herzustellen.

Die Officiere der Musketiere waren mit Partisanen bewaffnet — sechs bis sieben Schuh langen Lanzen mit einer kurzen lanzettförmigen, unten halbmondförmigen Klinge. Sie führten, gleich den Pikenieren, als Schutzwaffe das Bruststück, das bei den Musketieren, um sie zu erleichtern, wegfiel. Die Partisanen waren für Infanterie-Officiere in der kaiserlichen wie auch in der preußischen Armee bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Verwendung, und das Hof-Waffenmuseum besitzt eine von Kaiser Franz I. getragene Officierspartisane.

Von einer eigentlichen Uniformirung konnte keine Rede sein, obwohl sich eine gewisse Gleichartigkeit der Bekleidung schon zeigte. Namentlich unter Waldstein war es üblich, den Soldaten die Kleider gegen Rücklässe an Sold zu liefern, und nach dem Beispiel der schwedischen Armee, wo es nach der Uniformirung ein blaues, gelbes und grünes Regiment gab, fingen einzelne Oberste an, den Truppen eine gleichmäßige Kleidung zu geben.

Während der Feldzüge ging diese Gleichartigkeit natürlich bald wieder verloren, jeder griff im Falle der Noth nach dem nächstbesten Kleidungsstück, und so kam es, daß man heute in Sammt und Tressen stolzirte, in wenigen Wochen aber kaum durch armselige Lumpen vor Regen und Kälte geschützt war. Auch bezüglich der Bekleidung der Soldaten waren Gustav Adolf und Waldstein die ersten, welche den zur gleichförmigen Uniformirung führenden Weg einschlugen. Waldstein benützte dazu die auf seinen Gütern ins Leben gerufene Industrie, der Schwedenkönig aber erließ schon 1621 eine Verordnung, welche vorschreibt: „Die Soldaten schaffen sich dienliche Kleider, solche, die einem Kriegsmann anstehen, nicht so sehr auf den Stoff als darauf sehend, daß sie verständig gemacht sind." Später wurden den Soldaten kurze weite Pelze für den Winter ausgefolgt, deren Kosten mittelst einer von den schwedischen Ständen bewilligten besonderen Pelzsteuer gedeckt wurden.

Das kaiserliche Fußvolk trug in der Regel weite bis zum Knie reichende Hosen, eine Jacke mit weiten Aermeln und entweder Blechhauben oder Filzhüte. Bei Kälte nahm jeder an Ueberkleidern zu Hilfe, was ihm in die Hände fiel. Den Rang der Officiere unterschied man durch Federbüsche von verschiedener Farbe auf den Hüten, Feldbinden oder ein- und mehrfache goldene Ketten. Die Feldbinden wurden von der Schulter zur Hüfte getragen und mußten unter Waldstein nach einem besonderen Befehl allgemein von rother Farbe sein.

Die Wallonen trugen mit besonderer Vorliebe Achselschnüre — der Ursprung der nachmaligen Epaulettes. Die Entstehungsgeschichte dieser Art militärischer Unterscheidungszeichen ist sehr interessant.

Als im Jahre 1566 der Herzog von Alba in Flandern einfiel und die erbitterten Kriege in den Niederlanden begannen, befand sich in seinem Heere auch ein Regiment von Panzerreitern, welches ganz aus Wallonen bestand. Als diese aber sahen, mit welcher unmenschlichen Grausamkeit der Herzog in den Niederlanden wüthete, machten sie gemeinschaftliche Sache mit den Holländern und gingen in einer Nacht mit Sack und Pack, ohne auch einen Mann zurückzulassen, zu diesen über.

Als dies der Herzog erfuhr, schickte er einen Trompeter mit einem Briefe an den Oberst des abgefallenen Regimentes und ließ ihm sagen, daß jeder Soldat, den er von diesem Regimente fangen würde, wie ein ehrloser Dieb aufgehangen werden solle.

Der Oberst der Wallonen las diesen Brief seinen Soldaten vor und ließ den Trompeter zuhören, welche Wirkung derselbe auf das Regiment mache. Als er die Entrüstung seiner Wallonen sah, trug er dem Trompeter folgende Antwort auf: „Damit der Herzog sein Versprechen bequemer halten kann und der Henker nicht zu viel Umstände mit den zu hängenden Wallonen hat, wird von jetzt an jeder Reiter des Regiments — einen Strick um den Hals tragen, an dessen einem Ende auch zu noch größerer Bequemlichkeit ein Nagel angeheftet wird."

Mit Jubel wurde diese Antwort von den Soldaten aufgenommen und in der That der Strick mit dem Nagel daran um den Hals gehängt. Der Oberst erreichte dadurch, daß seine Wallonen jeden Augenblick das Schicksal vor Augen hatten, das ihrer wartete, wenn sie sich fangen ließen, und befeuerte dadurch das Regiment zu außerordentlichen Thaten. Nach Beendigung des Krieges war das Regiment so stolz auf den Strick geworden, daß es denselben als Auszeichnung — jedoch auf der Achsel — beibehielt.

Als Abzeichen der verschiedenen Regimenter und Corps dienten die Fahnen,

deren man sich in allen Heeren bediente. Sie waren von verschiedener Größe und Farbe und zeigten allerlei Gemälde, Embleme und Sinnsprüche. Die Fahnen der Compagnien hatten eine kürzere Stange als die jetzigen, dagegen war das Fahnentuch oft so groß wie ein Segel und aus schwerem Seidenstoff. Die Tilly'schen Fahnen führten meist das Bild des doppelköpfigen Adlers mit Schwert und Wage in den Klauen und mit der Inschrift: Pro ecclesia et pro imperio (Für Kirche und Reich). Eine Fahne aus der Zeit Waldstein's trug die Zeichen der Planeten Mars und



Dragoner. (Seite 744.)

Venus und die Worte: Arte et Marte (Durch Kunst und Krieg). Sehr bezeichnend war die von den Croaten geführte Fahne, die einen Wolf zeigte, mit der Umschrift: „Ich dürste nach Beute."

Kaiser Ferdinand III. verordnete, daß in seiner Armee jedes erste Bataillon eines Infanterie- und jede erste Division eines Cavallerieregimentes eine weiße Fahne mit dem Bilde der allerheiligsten Jungfrau Maria führe, deren Fürbitte man allgemein die glänzenden Siege der Waffen des Hauses Habsburg-Lothringen über die Schaaren des Halbmondes zugeschrieben. Das Bild stellte die heilige Jungfrau vor, auf der Weltkugel stehend, die Schlange unter dem Fuße und zwölf Sterne über dem Haupte

(Symbol der unbefleckten Empfängniß). Auf der Reversseite der Fahne war der kaiserliche Doppeladler angebracht.

Die Fahne galt schon damals als Heiligthum, sie zu verlieren war schmachvoll, und man schätzte den Sieg nach der Menge der dem Feind abgenommenen Fahnen. Es galt als Beweis der furchtbaren Niederlage der Schweden bei Nördlingen, daß Werth's Reiter allein nahe an anderthalbhundert Fahnen erbeuteten. Darum wurde sie dem Fähnrich auch stets mit besonderen Ceremonien und mit der Einschärfung



Pappenheim-Kürassier. (Seite 744.)

übergeben, sie „als eine Braut und leibliche Tochter, aus der rechten in die linke Hand, wo auch beide Arme abgeschossen oder gehauen werden, sollt ihr's in den Mund nehmen, ist keine Hilfe noch Rettung da, so verwickelt euch drein, befehlt euch Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden, als ein ehrlicher Mann". So lange die Fahne flog, soll jeder brave Kriegsmann ihr bis in den Tod folgen und noch um des Fähnrichs Leichnam streiten. Ist ein Missethäter oder Bescholtener bei der Truppe, so darf die Fahne nicht fliegen, bis Gerechtigkeit geübt ist; hat Einer gegen den Fahneneid gefrevelt, so verbot ihm der Fähnrich „Fahne und Wache", und er mußte mit dem Troß ziehen, bis er sich des Verdachtes entledigt hatte. Bei Nacht darf der Fähnrich

die Fahne nie verlassen, er muß sie bei sich haben, wenn er schläft, und wird sie ihm auf irgend eine Art entrissen oder gestohlen, so ist sein Leben den Soldaten verfallen, wenn sie ihn nicht schonen wollen. Wer im Kampf von der Fahne flieht, der ist des Todes schuldig, und wer ihn niedersticht, ist straflos; ebenso ergeht es dem Fahnenträger, wenn er mit der Fahne eine Schanze oder Festung verläßt, bevor er drei Stürme ausgehalten. Ein Regiment aber, das vor der äußersten Noth eine Festung übergibt, oder im freien Feld aus Feigheit vor dem Feind flieht, verliert die Fahnen und darf sie erst wieder führen, wenn es tapfere und verdienstvolle Thaten gethan.

Das Fußvolk der kaiserlichen Armee stand 10 Mann hoch. Jede Compagnie bestand aus drei Zügen, und zwar war der mittlere aus Pikenieren, die beiden Flügelzüge aus Musketieren gebildet. Der Hauptmann stand vor dem ersten, der Lieutenant vor dem zweiten Musketierzug, die Pikeniere führte der Fähnrich. Schon damals galt die Compagnie als tactische Einheit, das Regiment war nur der administrative Verband mehrerer Compagnien — ein Verhältniß, das ja auch heute noch zutrifft, nur daß zwischen dem Regiment und der Compagnie das Bataillon eingeschoben wird. Dieser Ausdruck und der Begriff stammen gleichfalls aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges; man nannte mehrere zu einem Schlachthaufen vereinigte Compagnien Battaglia und Montecuculi erwähnt, daß dieselben am besten 1500 Mann stark seien. Daraus entstand das heutige Wort Bataillon, das man wörtlich mit Schlachthaufen übersetzen kann, das aber als Bezeichnung für die höhere tactische Einheit beim Fußvolk erst später allgemein in Gebrauch kam.

Schon durch die Verschiedenheit der Waffen waren die Stellungen und Bewegungen des Fußvolkes complicirter, da ja immer Bedacht zu nehmen war, daß Musketiere und Pikeniere so gestellt und verwendet wurden, wie es der Oertlichkeit und der intensivsten Ausnützung ihrer Waffe entsprach. Die Schwerfälligkeit derselben machte sowohl größere Distanzen von Mann zu Mann wie zwischen den Gliedern nöthig, eine Fühlung und Gliederdistanz wie heute hätte den Gebrauch der Pike und der Muskete unmöglich gemacht. Wie mannigfaltig die Bewegungen waren, geht daraus hervor, daß ein militärischer Schriftsteller jener Zeit 48 verschiedene Schwenkungen aufzählte.

In der kaiserlichen Armee hielt man an den großen Schlachthaufen und der tiefen Aufstellung fest, die allerdings unter Umständen eine gewaltige Widerstandskraft entwickelten, aber weniger bewegungsfähig waren und dem feindlichen Geschützfeuer große Zielflächen boten. Die unerschütterliche Haltung einzelner Abtheilungen Fußvolk in der Schlacht zu Breitenfeld ist nur durch deren geschlossene Masse zu erklären. Auch bei Lützen war die Infanterie zu großen Vierecken vereinigt, von welchen das stärkste 26, das schwächste 16 Compagnien enthielt, die Tiefe der Stellung aber 44 Mann betrug. Daß die meisten derselben trotzdem gesprengt wurden, schrieb man dem Umstande zu, daß die Pikeniere von 10 Gliedern Musketiere eingeschlossen waren, also keinen ausgiebigen Gebrauch von ihrer Waffe machen konnten.

Die Formirung dieser Vierecke in der Schlacht bei Lützen wird in folgender Weise beschrieben, die vollkommen mit der von uns gebrachten Abbildung der Schlachtordnung (Seite 644) übereinstimmt: Das erste Viereck bestand aus 25 Compagnien zu 200 Mann, von welchen die gleiche Anzahl Pikeniere und Musketiere waren. Jedes Hundert stand auf 10 Mann Front und 10 Mann Tiefe. Die 25 Pikenier-Abtheilungen bildeten ein großes Viereck, um welches die Musketiere sich schlossen. Vier kleinere Abtheilungen der letzteren bildeten an den Ecken vorspringende Vierecke.

Derartige complicirte Formirungen erforderten exacte Uebung der Soldaten und nentlich der Officiere, welche zur Berechnung der Länge und Tiefe, je nach der pfzahl der Abtheilungen, besondere Tabellen mit sich führten. Die gevierten Haufen Pikeniere hießen Terzia, außerdem gab es für die verschiedenen Formationen noch ondere Namen, wie die „spanische Brigade", das „burgundische Kreuz" u. s. w. an verlor sich in dieser Beziehung in Spielereien, gegen welche alle späteren Parade- iele verschwinden, indem man Achtecke, Zirkel, Kreuze u. s. w. formirte. Namentlich Tilly liebte solche complicirte Stellungen, in deren Angabe und Ausführung er Meister war, worauf es wohl abzielen mochte, wenn ihn Gustav Adolf etwas geringschätzig den „alten Corporal" nannte.

Denn dieser königliche Heerführer wies das Fußvolk schon auf die Wege der neuern Tactik, indem er die Abtheilungen verkleinerte, um sie beweglicher zu machen. Er wählte in der Regel für seine Infanterie nur die Stellung von drei Gliedern Tiefe, um das feindliche Feuer weniger verderblich zu machen, wogegen er durch Verminderung des Calibers, Beseitigung der Gabel-Musketen und Einführung des Radschlosses die eigene Feuerwirkung möglichst steigerte und der Infanterie zuerst durch gänzliche Beseitigung der Pikeniere jene Stellung anwies, die ihr durch die Einführung der Handfeuerwaffe zukam.

Bei dem kaiserlichen Fußvolk wurden zweierlei Arten von Feuern ausgeführt. Die erste geschah gliederweise, indem das erste Glied einige Schritte vorrückte, den Schuß abgab, sich dann rechts und links theilte und um die Flügel herum rückwärts lief, um sich hinter den übrigen Gliedern neu zu formiren und wieder zu laden. In ähnlicher Weise verfuhren dann die übrigen Glieder, bis alle ihren Schuß abgegeben hatten und die Reihe wieder an das erste kam. Sollte ein rascheres Feuer erzielt werden, so öffneten sich die Rotten auf doppelte Distanz, das heißt, die Intervalle zwischen zwei Leuten wurden verdoppelt. Nun feuerte das erste und zog sich durch die Intervalle zurück, so daß sofort das zweite Glied seinen Schuß abgeben konnte, und so fort. Die intensivere Feuerwirkung gegen einen drohenden Angriff wurde aber häufig durch den Nachtheil aufgewogen, daß der Zusammenhalt und die Widerstandskraft des Fußvolkes durch das Oeffnen der Glieder erschüttert wurden.

Auf dem Marsch wechselten gleichfalls Pikeniere und Musketiere ab, wie es durch die Frontalstellung der drei Züge gegeben war. Zuerst kam unter dem Hauptmann die Hälfte der Musketiere des rechten Flügels, dann kam die zweite Hälfte von einem Unterofficier geführt. Daran schlossen sich die gleichfalls getheilten Pikeniere des Mittelzuges, deren zweite Hälfte der Fähnrich führte, und folgte der dritte Zug, wieder eine Abtheilung vom Lieutenant, die zweite von einem Unterofficier geführt. Man kannte auf dem Marsch nur Reihen, und zwar Rotten und Glieder je zwei Schritte von einander entfernt, was schon durch die Schwerfälligkeit der Waffen bedingt war.

Daß unter diesen Umständen die Marsch-Colonnen eine unendliche Ausdehnung erlangen mußten, ist selbstverständlich. Da wir aber trotzdem wiederholt Beipiele von ganz außerordentlichen Marschleistungen erfahren, so muß angenommen werden, daß schon damals der Gleichschritt allgemein eingeführt war, wie es ja übrigens ein gleichzeitiger Schriftsteller ausdrücklich erwähnt. Außerdem wäre die Bewegung so großer complicirter Schlachthaufen und die Ausführung der vielen Schwenkungen ohne den Gleichschritt gar nicht denkbar, wenn die Ordnung aufrecht erhalten werden sollte. Die vielverbreitete Meinung, daß der Gleichschritt erst ein Jahrhundert später von dem

Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau eingeführt worden sei, erweist sich also als einer jener Irrthümer, die zehnmal widerlegt, doch als Anekdote unausrottbar sind.

Im Großen und Ganzen war der dreißigjährige Krieg, obwohl sich wiederholt das Fußvolk auszeichnete, doch dieser Waffe nicht günstig. Es wurde schon oben angedeutet, aus welchen Gründen dasselbe im Verhältniß zur Cavallerie numerisch zurückging, und dies drückte sich auch in der ganzen Kriegführung und in den schließlichen Schlachtresultaten aus. Selbst Gustav Adolf's Genie hatte die wahre Bedeutung der Infanterie noch nicht erfaßt, die in ihrer doppelten Ausnützung für das sich dem Terrain anschmiegende zerstreute Gefecht und dem imponirenden Eindruck ihres Massenfeuers liegt.

Die Reiterei.

Man unterschied während des dreißigjährigen Krieges vier verschiedene Arten der Reiterei, von welchen man je zwei zur leichten und schweren rechnete. Neben der Schwere der Pferde bildeten die Schußwaffen das entscheidende Merkmal.

Zur schweren Reiterei gehörte der Lanzierer oder der Kriegsmann zu Pferd mit der Lanze und dem Rennspieß und der Kürassier (Bild S. 741) oder der Kriegsmann zu Pferd mit dem Küraß. Zur leichten Reiterei zählten der Arkebusier, eine Art berittener Schützen, welche ein Rohr am Bandelier führten, und der Dragoner (Bild S. 740), welcher Pike und Muskete führte und die Bestimmung hatte, sowohl zu Roß als zu Fuß zu fechten.

Die Lanzierer, welche bis auf die schweren Reiterstiefel vollkommen gerüstet waren, den Rennspieß, einen Degen und zwei schwere Sattelpistolen, sogenannte „Fäustlinge", führten, verschwanden im Laufe des Krieges als selbstständige Truppen, doch kamen sie noch lange vermischt mit den Kürassieren vor. Unter den vier Compagnien der Waldstein'schen Leibwache befanden sich 200 Lanzierer, die ursprünglich von Octavio Piccolomini befehligt wurden und doppelten Sold erhielten. Besonders schwer war die Rüstung der Kürassiere, die gleichfalls vom Kopf bis zum Fuß in Eisen gehüllt waren, einen Helm mit Visir und Nasenberge, Halsring, Doppelküraß, Arm- und Beinschienen und eiserne Stulphandschuhe trugen. Die riesigen Stulpstiefel mit den entsprechenden Radsporen sind zu einer Berühmtheit geworden, die sich in der Bezeichnung „Pappenheimer" für solche kolossale Fußbekleidungen bis auf unsere Tage fortpflanzte.

Die Kürassiere waren eine Lieblingswaffe Waldstein's, und er scheint großen Werth auf deren schwere Rüstung gelegt zu haben, so daß er die schlechte Haltung einiger Regimenter in der Schlacht bei Lützen dem Mangel derselben beimißt. Er schreibt am 2. Jänner 1633 diesbezüglich an Aldringen:

„Nachdem man in der Jüngst bei Leipzig vorgegangenen Schlacht, was für Unterschied zwischen den armirten und unarmirten Reutter sey, woll gesehen, indeme die, so armiret, gefochten, die unarmirten aber den Feindt den Rücken gekehrt. Als erinnern mir der Herr hiemit alle die Reutter-Obristen, daß ein Jeglicher seine Truppen diesen Winter, zumahlen sie bey wehrender solcher Zeit gelegenheit genug, sich darumb zu bewerben, mit Cürassen, wie sichs gebürt, armiren solle, damit Sy dergestalt gegen den Sommer Ir Kai. May. nützlich und Ihnen Rühmlich dienen können, zu ermahnen. Und weilen wir auch bey der Teutschen Reutterei die Carabinier Röhr,

zumahlen die wenigsten darunter seyn, so sich deren recht zu bedienen wissen, vnd meinen, wenn sie dieselbe gelöst, daß sie alsdann ein Caracol (Kreistummelung) machen vnd dem Feind den Ruggen keren sollen, daraus viel Unheils unausbleiblich ervolget genzlich abgeschaffet haben wollen. Als würde der Herr den Obristen ebenmäßig intimiren, Inen zu solchem ende dieses schreibens Abschrift zu schickhen, vnd damit sowol eines als daß ander, würklich und unfehlbar vollzogen werde, Vestiglich handt darüber halten."

An Waffen führte der Kürassier einen schweren geraden Pallasch mit großem Korb, gleich tauglich zum Hauen und Stechen. In den Halftern staken zwei riesige Sattelpistolen mit deutschem Radschloß, deren Lauf zwei Schuh lang war. Das Hof-Waffenmuseum in Wien bewahrt noch vollkommene Reiter-Rüstungen aus dem dreißigjährigen Krieg. Der Schwerfälligkeit der Armatur entsprach der ungeheure Sattel, auf welchem der Reiter nach vorn und hinten förmlich eingeklemmt war.

Der Arkebusier, später auch Carabinier genannt, war mit Sturmhaube, Halsring und auf den Musketenschuß geprüftem Brustharnisch ausgerüstet. Als Waffen führte er einen Degen und zwei Pistolen; das Hauptgewicht aber legte man auf das Handwehr (Carabiner), das er an einem von links nach rechts hängenden Bandelier trug. Dessen Lauf war zwei Fuß lang und es schoß zweilöthige Kugeln. An der rechten Hüfte hing die Patrontasche mit 12 Patronen, am Sattel eine solche für sechs. Das Handwehr hatte natürlich ein deutsches Radschloß, der Schlüssel zum Aufziehen desselben hing außen an der Patrontasche.

Die Dragoner waren ohne alle Schutzwaffen und zum Theil mit Musketen, zum Theil mit Piken bewaffnet. Am Sattel führten sie eine kleine Axt, um Verhaue zu entfernen, Thore zu zertrümmern, da sie meist im Vortrab zu Fuß fochten.

In großer Zahl waren bei den kaiserlichen Heeren die Hußaren und Croaten vertreten, welche die eigentliche leichte Reiterei ausmachten und sich bei Ueberfällen und ähnlichen Unternehmungen nützlicher erwiesen als im regelrechten Kampf einer Schlacht. Die Hußaren waren meist dem niederen ungarischen Adel entnommen und zum Theil sehr glänzend ausgerüstet. Nicht blos ihre Pferderüstung, Pistolen und Säbeln waren meist mit Silber beschlagen, sondern sie trugen auch solche Knöpfe oder gravirte Platten von Silber oder Gold auf der Brust. Eigentliche Schutzwaffen führten sie nicht, wenn man nicht das von manchem getragene, gegen den Schuß aber ganz unwirksame Drahthemd als solche gelten lassen will. So ziemlich das Gleiche gilt von den croatischen Reitern, die aber im Laufe des Krieges unglaublich verwilderten und endlich durch den Abhub der Bevölkerung ergänzt wurden, wobei natürlich die glänzende Außenseite verloren ging. Sie führten durchaus den durch die Türken wieder verbreiteten stark gekrümmten Säbel. Auch Ulanen und Kosaken, welche in Polen geworben wurden, erschienen zeitweilig unter der Reiterei der kaiserlichen Heere.

Es wurde schon einmal flüchtig erwähnt, daß die Cravate (Halsbinde) ihren Namen von den Croaten herleite. Der genaue Hergang ist folgender: Bis ins 17. Jahrhundert trugen die Herren an Stelle unserer modernen Halstücher die steifen Halskrausen und die spitzengarnirten Halskragen. Als aber die Pariser die Croaten kennen lernten, bei welchen die gemeinen Soldaten Halstücher von gewöhnlich Tuch, Taffet oder Baumwolle, die Officiere solche von Spitzen, Mousselin oder Seide trugen, deren Zipfel in Rosetten gebunden oder mit Knöpfen geziert waren und graziös auf die Brust herabfielen, da ahmten die geschmackvollen Pariser diese

gefällige Manier allgemein nach. Später fügte man Enden von Mousselin-Spitzen hinzu, welche an die Zipfel der Halstücher anfänglich gebunden und nachher durch kostbare Schnallen befestigt wurden. Dieses Halstuch erhielt sofort den Namen derjenigen, die es eingeführt, und wurde so als „Croate" oder „Cravate" bekannt und die Mode machte daraus, was es später zu sein bestimmt war: — die Thorheit des folgenden Jahrhunderts, wenn man an das Wort des berühmten Stutzers Brummel denkt: „Es ist die Art, das Halstuch zu binden, an dem man den echten Gentleman erkennt."

Nach der ganzen Tendenz seiner Kriegführung suchte Gustav Adolf auch seine Reiterei zu erleichtern, namentlich so weit es die Schutzwaffen betraf. Im Verlaufe des Krieges, wo es immer mehr auf Schnelligkeit und Beweglichkeit ankam, folgte man auch im kaiserlichen Heere dieser Richtung, und wenn im Beginne des Krieges die Küraßiere dominirt hatten, so traten gegen das Ende immer mehr die leichten Reiter in den Vordergrund.

Die tactische Einheit der Cavallerieregimenter war die Compagnie, für welche hie und da auch der Ausdruck Cornet gebraucht wurde. Größere im Viereck gestellte Reiterabtheilungen wurden Squadron genannt, woraus sich später die Bezeichnungen Schwadron und Escadron herausbildeten.

Die Zahl der Compagnien in einem Regimente sowie die Stärke derselben war ebenso wechselnd wie bei der Infanterie. In der Regel sollte ein Reiterregiment 1000 Mann umfassen, welche in 10 Compagnien eingetheilt waren; in der That erreichten sie jedoch diese Stärke fast nie und die Zahl der Compagnien schwankte zwischen 3 und 10 oder auch wohl noch mehr. Die Küraßier-Compagnien waren mit 100, die der Karabiniers oder Arkebusiers mit 60 oder 70, jene der Dragoner mit 200 Mann systemisirt.

Die Cavallerieregimenter im Heere des Generals Buquoi (1620) hatten folgende Stärke: Marradas 400 Pferde, Graf Dampierre 250, Florentius 200, Meckau 30, Löbl 400, Waldstein 800, Gauchet 500, La Croy 300, Montecuculi 300, Isterle 300, Polaken 800 Pferde.

In der Schlacht bei Breitenfeld waren die Regimenter in 5 Escadronen zu 500 Mann getheilt, hatten also einen Stand von 750.

Im Jahre 1633 werden folgende Reiterregimenter genannt: Baron d'Ast 5 Compagnien zu 60 Mann, Wipar 10 Compagnien zu 65 Mann, Mufffow 3 Compagnien zu 65 Mann, Quad 5 Compagnien zu 40 Mann, Westphal 13 Compagnien zu 40 Mann, Horst 6 Compagnien zu 45, Wartenberg 8 Compagnien zu 40, Byland 5 Compagnien zu 40, Dor 10 Compagnien zu 40 Mann u. s. w. Von den Croaten zählte das Regiment Isolani 10, Corpes 9, Forgach 7, Prziocofsky 9, Losy 1?, Kopetzky 8 und Revey 5 Compagnien.

Der Regimentsstab zu Roß bestand aus dem Oberst, der aber meist im Generalsrang stand, 1 Oberstlieutenant, 1 Oberstwachtmeister, dem Regiments-Quartiermeister, Regiments-Schultheiß, Regiments-Caplan und Regimentssecretär, dem Proviantmeister, 1 Adjutanten, dem Wagenmeister, dem Profoßen mit seinen Leuten und einem Heerpauker.

Die „Compagnia Cürassierer" hatte 1 Rittmeister, 1 Lieutenant, 1 Cornet, 1 Wachtmeister, 2 Corporale, 1 Fourier, 1 Musterschreiber, 1 Feldscherer, 1 Sattler 2 Trompeter, 1 Schmied und 1 Plattner. Ganz so war die Zusammensetzung der „Prima plana" bei den leicht gerüsteten Reitern, nur entfiel bei diesen der Plattner.

Schon die wechselnde Stärke der einzelnen Abtheilungen machte auch eine Verschiedenheit in der Aufstellung nothwendig. Die Gliederseite der Reiterei wird also von bis 10 Pferde angegeben. Die Kürassiere scheinen, um die Wucht ihres Chocs zu höhen, meist in 10 Gliedern rangirt gewesen zu sein, die Lanzierer dagegen bildeten ur 2 Glieder, da die hinteren sonst im Gebrauch ihrer Waffe gehindert gewesen wären. Es liegt schon in der Natur der Sache, daß das Exercitium der Cavallerie infacher ist und weniger Formationen gestattet als beim Fußvolk. Indessen führt Wallhausen für die Kürassier-Compagnie doch sieben verschiedene Schlachtordnungen an, darunter auch eine runde oder Defensivstellung, und eine, welche die Compagnie in zehn schachbrettförmig aufgestellte Klumpen auflöst.

Von einer Ausbildung der Reiterei im heutigen Sinne konnte damals keine Rede sein, es fehlte dazu an Zeit und Gelegenheit. Von rationeller Behandlung und Schonung der Pferde wußte man blutwenig, dagegen wurden die Reiter fleißig im Gebrauch der Waffen geübt. Vom Kürassier verlangte man, daß er im vollem Rennen mit vorgestrecktem Pallasch im geraden Stoß ein Ziel treffe. Dies war ein dreifaches: der Hals des gegnerischen Reiters, die Brust von dessen Pferd, und endlich der liende Infanterist. Fleißig geübt wurde auch das Pistolenschießen, doch durfte der Schuß erst abgegeben werden, wenn man das Weiße im Auge des Gegners unterscheiden konnte. Bei der Attaque ließ man die Pferde sechzig Schritte vor dem Feind in Carriere fallen.

Noch größere Sorgfalt bezüglich des Schießens verwendete man auf die Arkebusiere und Karabiniers, die während der Carriere noch mit Sicherheit schießen sollten. Nachdem der Carabiner gerade nach vorn abgeschossen war, wurde das Pferd links gewendet, um die rechte Pistole abzuschießen, umgekehrt auf die rechte Seite, um von der linken Pistole Gebrauch machen zu können. Um ihr Feuer gliederweise abzugeben, wurden die Arkebusiere in vier Glieder abgetheilt, das erste rückte im Galopp vor, schoß und brach dann links und rechts ab, um sich hinten zu sammeln, ebenso geschah es dann von den übrigen Gliedern.

Im Allgemeinen war das Exercitium der Dragoner jenem der Karabiniers gleich, nur wurden sie mehr für den Dienst zu Fuß geübt, in welchem Falle ihre Pferde gekoppelt und rückwärts von den Knechten oder Jungen gehalten wurden. Die Dragoner, auch „Musketiere zu Pferd" genannt, bestanden ursprünglich zum größten Theil aus geworbenen Iren, Schotten, Bretagnier u. s. w. und erlangten später eine so große Bedeutung, daß man dazu besonders starke, tapfere und anstellige Leute auswählte. Sie wurden zur Bedeckung von Transporten, zum Vorposten- und Patrouillendienst, zu Ueberfallen und Hinterhalten mit Vorliebe verwendet. Im regelrechten Kampf thaten sie anfänglich meist zu Fuß Dienste, indem sie weit vorgeschobene Posten besetzten, um den Feind durch das Feuer Schaden zu thun. War die Stellung nicht mehr zu halten, so eilten sie rückwärts, um sich auf die Pferde zu werfen und nun als Cavallerie in die Schlacht einzugreifen. Man schreibt ihre Einführung dem Grafen Mansfeld zu, der bei seinen blitzschnellen Beutezügen auf den Gedanken kam, eine berittene Infanterie zu schaffen. Mit dem Wesen seiner Kriegführung würde eine solche Annahme allerdings ganz gut übereinstimmen, aber die Bezeichnung einer bestimmten Reitergattung als „Dragoner" kommt schon viel früher vor.

Die Dragoner waren gleich den Musketieren in drei Züge getheilt, deren mittlerer

aus den in 10 Gliedern rangirten Pikenträgern, die Flügelzüge aus je 50 in der gleichen Tiefe gestellten Reitern mit Musketen formirt waren.

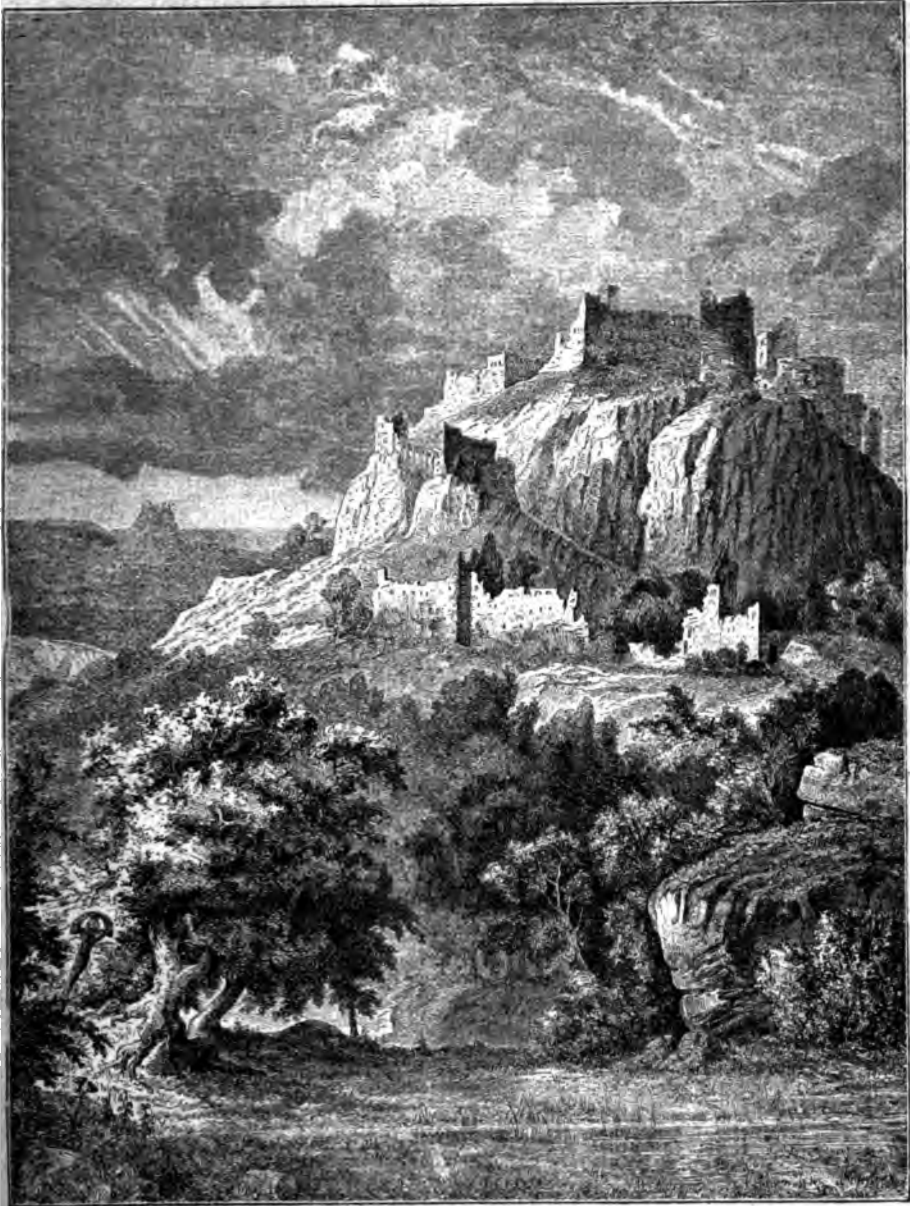
Die Croaten und Hußaren wurden als irreguläre Cavallerie betrachtet, zum Vorpostendienst, Streifungen und Alarmirungen, namentlich aber zur Verfolgung nach erfochtenem Sieg verwendet. Wiederholt überließen sie sich dabei ihrer nicht zu bezwingenden Lust am Plündern zu früh und setzten dadurch den schwer errungenen Erfolg des Heeres auf das Spiel. Im kleinen Krieg und seinen Neckereien, welche dem Feind oft lästiger und gefährlicher werden als ein Gewalt-Angriff, leisteten diese Reiter Außerordentliches, sie waren unerschöpflich an Listen, kamen und verschwanden mit der Schnelligkeit des Blitzes und bewiesen in dieser, ihrer Anlage und Ausrüstung angemessenen Kriegführung oft eine Tapferkeit, welche sie in der Schlacht vermissen ließen. Um sein Lager vor den unablässigen Handstreichen der Croaten zu sichern, mußte Gustav Adolf endlich seine Feldwachen verstärken und denselben größere Musketier-Abtheilungen beigeben, deren weitertragendes Feuer die nur mit Pistolen und Carabinern bewaffneten leichten Reiter der kaiserlichen Armee doch etwas in Schach hielt.

Auch die Cavallerie wurde auf dem Schlachtfeld in größere Haufen von mehreren Compagnien zusammengezogen, deren Intervall dann mindestens gleich der Frontbreite sein mußte. Wo die Schlachtordnung aus zwei Treffen bestand, richtete man die Reiterhaufen des zweiten Treffens schachbrettförmig auf die des ersten.

Dem System Gustav Adolf's, der beide Waffengattungen in kleineren Abtheilungen gliederte und so je nach den Anforderungen des Terrains vermischt aufstellte, um eine gegenseitige Unterstützung zu erzielen, folgte man im kaiserlichen Heere nur zögernd. Man konnte sich von der Bildung tiefer Schlachtordnungen und großer Truppenabtheilungen nicht trennen, wie sie in den langjährigen Türkenkriegen Gewohnheit geworden waren. Aber nach und nach wirkte das Beispiel doch. Wenn man auch die „schwedische Brigade", die aus den verschiedenen Waffengattungen combinirt war, noch nicht nachahmte, so lernte man doch die Formationen einfacher und leichter beweglich machen, Infanterie und Cavallerie auf die gegenseitige Unterstützung anweisen, und gegen das Ende des Krieges sind sogar Beispiele bekannt, daß selbstständigen Reiter-Abtheilungen Geschütze beigegeben wurden.

Mit wenigen Ausnahmen bedeckte sich die kaiserliche Reiterei im dreißigjährigen Krieg mit Ruhm. Mehrere der glänzendsten und bekanntesten Generale, wie Pappenheim, Johann von Werth, Isolani, Götz u. s. w., haben ihren Ruhm nur der Vortrefflichkeit der von ihnen gebildeten und vorzüglich verwendeten Reiterei zu danken. Daß nicht alle Angriffe, wie z. B. Pappenheim's siebenmal wiederholte Kürassier-Angriffe in der Schlacht bei Breitenfeld oder der mit 7000 Reitern unternommene furchtbare Vorstoß bei Lützen, zum Ziele führten, schmälert das Verdienst solcher Waffenthaten nicht. Der Erfolgt hängt eben in solchen Fällen in erster Linie von der Widerstandsfähigkeit des Gegners, aber oft auch von Zufälligkeiten ab; wäre Pappenheim nicht gefallen und seine Reiter dadurch der gewohnten Leitung verlustig gegangen, so hätte der schon halb gelungene Angriff seiner Reitermassen bei Lützen vollen Erfolg gehabt und die auf jeden Fall zweifelhafte Entscheidung wäre wohl zu Gunsten der kaiserlichen Sache ausgefallen. An dem glänzenden Sieg bei Nördlingen gebührt unbestritten der Reiterei das größte Verdienst, und Johann von Werth, sowie sein Schüler Spork, sind als Cavallerie-Generale den großen Reiterführern späterer Zeiten mindestens im kleinen Krieg vollkommen ebenbürtig.

Bei der schweren Reiterei war schon durch die Rüstung eine gewisse Gleichartigkeit hergestellt; sonst kannte man auch bei der Cavallerie, mit Ausnahme einzelner Leibwachen, keine eigentliche Uniformirung. Die Fahnen der Reiterei, Standarten genannt, waren bedeutend kleiner als jene des Fußvolkes; sie wurden an einem langen



Festung Hohentwiel. (Seite 760.)

Schaft getragen und waren oft in zwei Spitzen oder vielfach ausgezackt. Ihr Träger war der Cornet, woher auch die Bezeichnung der Compagnien als „Cornets“ abstammte.

Da wir eben die Leibwachen einzelner Feldherren erwähnten, wie Erzherzog

Matthias im Krieg gegen die Türken, Waldstein und Erzherzog Leopol Wilhelm im dreißigjährigen Krieg welche errichteten, so ist hier wohl auch der Pla der Anfänge der kaiserlichen Leibwachen oder Garden zu gedenken. E bestanden solche wohl schon vor der Zeit Kaisers Ferdinand II. und wir habe ja gesehen, daß sich Maximilian I. schon mit dem Project einer solchen Gard befaßte. Die ersten Anfänge dürften um das Jahr 1550 fallen, wo berittene Banne träger als „Hatschiere" erwähnt werden, welcher Ausdruck eine Corrumpirung de italienischen Wortes Arciere, „Bogenschütze", ist. Man wählte dieselben meist aus ve dienstvollen Kriegsleuten und der Eintritt in diese Leibwache verlieh den Adel. Unte Rudolf II. scheint diese Hofgarde in Vergessenheit gekommen zu sein und erst unte Ferdinand II. wird sie wieder erwähnt. Die bekannten Vorgänge bei der Audien der mißvergnügten protestantischen Stände (Seite 560) und der Umstand, daß Wie oft ganz von landesfürstlichen Truppen entblößt war, legten die Wiedererrichtung eine speciell für den Hof bestimmten Garde nahe genug. Die Dienstleistung in Wien ode anderen Residenzen geschah zu Fuß, reiste der Kaiser, so begleiteten ihn die Hatschiere Ihre Kleidung war ebenso, wie jene der Edelknaben, dreifärbig, nämlich weiß, schwar und roth, wozu reicher Tressenschmuck kam. Ihre Waffe war die Couse (von couteau, Messer), eine Lanze mit messerförmiger Klinge, wie sie in einigen Exemplaren sic noch im Hof-Waffenmuseum befindet. Die einzelnen Hatschiergardisten hatten keinen besonderen Rang, es wurden aber nur altgediente, wenn auch bürgerliche Officiere gewählt, die aber den Ritterstand erhielten, hoch angesehen waren und mancherlei Vorrechte besaßen. Wenn ein zum Tode verurtheilter Verbrecher auf dem Weg zum Richtplatz einem Hatschier begegnete und es ihm gelang, denselben zu berühren, so mußte die Hinrichtung aufgeschoben werden. Später ergänzte man die Hatschiere durch Werbung, die Garde verlor dadurch ihren exclusiven Charakter, den sie erst durch eine Reorganisirung unter Maria Theresia wieder erhielt.

Die Artillerie.

Im Großen und Ganzen verblieb die österreichische Artillerie während des dreißigjährigen Krieges so ziemlich auf jenem Standpunkt, den wir im vorhergehenden Abschnitt kennen gelernt haben. Daran, wie daß sie numerisch fast immer schwächer war, als jene der Gegner, trugen in erster Linie die mißlichen finanziellen Zustände schuld, welche der Entwicklung dieser kostspieligsten und am schwersten zu ergänzenden Waffengattung oft unersteigliche Hindernisse in den Weg legten.

Man theilte die Geschütze noch immer in Karthaunen, Schlangen (Falconen) und Kammerstücke (Haubitzen). Die ganze Karthaune hatte 86 Centner Rohrgewicht und schoß Kugeln im Gewicht von 48 und 50 Pfund, die halbe Karthaune wog 50 Centner, das Geschoß 24—25 Pfund. Diese beiden Arten galten als Festungs- und Positionsgeschütze, die Viertel-Karthaune, deren Rohr 34 Centner, deren Geschoß 11 bis 12 Pfund wog, fand aber auch schon als Feldgeschütz Verwendung, obwohl ihre Länge 17 Fuß betrug.

Als eigentliche Feldgeschütze wurden die Schlangen betrachtet, obwohl die ganzen und halben Schlangen kaum in solcher Weise, sondern nur als Positionsgeschütze verwendet werden konnten. Die ganze Schlange hatte eine Länge von 25 Fuß und schoß Kugeln von 48 bis 50 Pfund, die halbe maß 23 Fuß und das Geschoß wog 25 Pfund.

Man war eben noch in dem Irrthum befangen, die Länge des Rohres für die Bedingung der Tragfähigkeit und Treffsicherkeit zu halten. Die Viertel-Schlange war 10 Fuß lang und die Kugel wog 11 bis 12 Pfund; von derselben Länge war die Achtel-Schlange, die aber nur Kugeln von 6 bis 8 Pfund Schwere schoß.

Das Falconet war das gebräuchlichste Feldgeschütz; es hatte eine Länge von 16 Fuß und schoß 4- bis 6pfündige Kugeln auf 750 Schritte. Auf ein Drittel dieser Distanz schoß man auch mit Kartätschen aus diesen Rohren. Das halbe Falconet endlich war nur 7 Fuß, also noch immer länger als unsere modernen Feldgeschütze, schoß aber nur Kugeln von 1/2 bis 1 1/2 Pfund.

Im Durchschnitte kam damals auf je 1000 Mann ein Geschütz, eine sehr niedrige Verhältnißzahl, die aber im späteren Verlaufe des Feldzuges nicht einmal immer erreicht wurde. Und doch wußte man die Bedeutung der Artillerie schon sehr gut zu schätzen; Markgraf Ludwig von Baden schrieb schon im ersten Decennium des Krieges: „Aber nicht der schlechteste Theil des Heeres ist die Artillerie, denn zu unseren Zeiten kann keine Armee, so groß sie auch sei, weder zu Wasser noch zu Lande etwas ausrichten, ohne eine genugsam bestellte Artillerie.“

An Bomben zählte man 9 verschiedene Größen, von der ganzen Bombe, welche Kugeln im nominellen Gewicht von 100 Pfund schoß, bis zur Zweiunddreißigstel-Bombe, deren Geschoß nominell nur 12 1/2 Pfund wog. Zwischen der Rohrweite der Bomben und dem Caliber des Geschosses war oft eine Differenz von mehreren Zollen, um diese auszugleichen, wurde auf die eingeschüttete Pulverladung zuerst ein genau passender Spiegel von Holz eingetrieben, auf diesen setzte man, um der Kugel ein festes Lager zu geben, eine Rasenplatte oder einen Kranz von Stroh und alten Stricken. Dann ward die Bombe „verkeilt“, das heißt, durch vorgesteckte spitze Holzstücke in der Mitte der Rohrweite befestigt und ringsherum mit Werg, Stricken oder Erde so umgeben, daß der Zwischenraum zwischen Geschoß und Rohrwand vollkommen ausgefüllt war. Obwohl man schon ziemlich sichere Berechnungen über die für eine bestimmte Wurfweite nöthige Elevation besaß, so ermangelten die Bombenwürfe dennoch aller Sicherheit; der Hauptgrund lag in der mangelhaften und ungleichen Qualität des Pulvers, das nach Zusammensetzung und Körnergröße nicht mit jener Präcision verfertigt war, um stets die gleiche Wirkung zu verbürgen.

Uebrigens konnte von einem auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten artilleristischen System überhaupt noch keine Rede sein; die Praxis erlaubte sich stets noch Seitensprünge und Experimente, deren Werth sehr fraglich war. So bediente man sich hie und da der „Sturmhefen“, welche auch im Inventar des Wiener städtischen Zeughauses im Jahre 1638 vorkommen. Dieselben bestanden aus thönernen Töpfen, die mit Pulver gefüllt und mit Pergament verbunden waren; unmittelbar vor dem Gebrauch wurden die angebrachten Lunten entzündet und dann der Topf unter die Feinde geschleudert. Im Fallen zerbrach er, das Pulver entzündete sich an den Lunten und sollte durch die Explosion Brandwunden verursachen und die Gegner verwirren. Es ist mehr als fraglich, ob dieser Zweck sehr oft erreicht wurde, denn es bedarf im Freien schon eines ansehnlichen Pulverquantums, um einen nennenswerthen Effect bei der Explosion zu erzielen. Als Wallgeschütze bei Vertheidigung von Festungen waren noch die Doppelhaken in Verwendung; sie hatten eine Vorrichtung, um fest gegen eine Mauer oder einen Pflock gestemmt werden zu können, damit ein sicheres Zielen ermöglicht und der Schütze einigermaßen gegen den Rückstoß gesichert sei. Man schoß daraus, je

nach der Größe, Kugeln von 3 bis 8 Loth und verwendete sie zur Beunruhigung des Feindes auf Entfernungen, wohin die Muskete nicht trug, und bei Gelegenheiten welche einen kostspieligen Kanonenschuß nicht werth waren.

Ein oft genanntes Geschoß waren die Petarden, die schon in den vorausgehenden Türkenkriegen zum Sprengen von Thoren und hölzernen Bollwerken verwendet wurden. Wo es möglich war, wurde einfach eine Schraube eingedreht, daran die Petarde gehängt und entzündet. Konnte man aber wegen eines tiefen Grabens oder eines Wassers nicht unmittelbar an das Thor heran, so bediente man sich eines langen, auf Rädern beweglichen Balkens mit starker Eisenspitze, an welcher die Petarde befestigt war. Mittelst eines heftigen Vorstoßes trieb man den Stachel so weit in das Thor, daß die Petarde dasselbe berührte, worauf mittelst Lauffeuer deren Entzündung bewirkt wurde. Das Anbringen und Entzünden der Petarden war, namentlich wenn der Belagerte von dem Vorhaben Kenntniß hatte, stets ein sehr gefährliches Unternehmen, das oft zahlreiche Opfer kostete. Meist rief man dazu Freiwillige auf, an welchen es selten fehlte, da im Falle des Gelingens eine ausgiebige Belohnung sicher war.

So viel bekannt ist, kamen Handgranaten im dreißigjährigen Krieg bei den Kaiserlichen nur ausnahmsweise zur Verwendung, obwohl die Schweden sie 1634 bei der Vertheidigung Regensburgs durch den tapferen Lars Krage schon mit großem Erfolg verwendeten.

Es liegt in der Schwierigkeit, welche eine Umgestaltung des Artilleriewesens ganz abgesehen von den Kosten macht, daß man in dieser Hinsicht überhaupt den von Gustav Adolf gegebenen Impulsen nicht so rasch folgte wie in anderen Dingen. Auch in der Artillerie war sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, sie leichter beweglich, manövrirfähiger zu machen, damit auch die Artillerie den verschiedenen Terrainformationen, den Phasen des Gefechtes entsprechend ausgenützt werden konnte. Er fand in diesen Bestrebungen einen ausgezeichneten Beirath an Linhard Torstenson (Bild S. 711), dem späteren Feldherrn, der unter Gustav Adolf das ganze Geschützwesen leitete. Torstenson schreibt man auch einen neuerlichen Versuch mit ledernen Kanonen zu, deren Erfindung aber nicht, wie man meist annimmt, erst im dreißigjährigen Krieg gemacht wurde. Im Arsenal zu Venedig bewahrt man einen ledernen Mörser, der aus dem Jahre 1349 stammen soll, und die Chroniken erzählen uns, daß die protestantischen Bauern, als sie gegen den Erzbischof Matthäus Lang zogen (1525), sich theils hölzerner, „theils aus dickem Leder verfertigter Büchsen" bedienten, um Steine nach Hohensalzburg zu schießen. Diese Idee griff Torstenson wieder auf, obwohl in den von ihm verwendeten Construction strenge genommen nicht von einer ledernen Kanone gesprochen werden kann, da ja nur die äußere Hülle von Leder war. Sie bestanden nämlich aus einer kupfernen Röhre, die bei der Kammer etwas stärker gehalten war und statt des Zündloches einen eingeschraubten eisernen Cylinder hatte. Ueber der Kammer waren starke eiserne Ringe angebracht, um den Pulvergasen bei der Entzündung Widerstand zu leisten, der übrige Theil des Rohres wurde mit Stricken und Werg umwickelt, dann mit Gyps ausgefüllt und geglättet und endlich mit Leder überzogen.

Ein solches Geschütz steht im Erdgeschoß des Hof-Waffenmuseums in Wien; es ist ein Geschenk der Stadt Augsburg an den Kaiser Franz Josef I. So leicht derartige Kanonen auch waren, so besaßen sie doch zu wenig Widerstandskraft und Dauerhaftigkeit, um sich zu bewähren. Nach längeren Versuchen führte man im schwedischen Heere endlich als Feldgeschütze eiserne Kanonen von 4 Fuß Länge ein, welche 3- bis

4pfündige Kugeln schossen und auch für Kartätschenladung gut verwendbar waren. Sie konnten auch im durchschnittenen Terrain von zwei, ja im Nothfall von einem Pferd gezogen werden und ihre Bedienung war so einfach, daß man drei Schüsse abgeben konnte, bevor ein Musketier feuerte und wieder lud. Diese leichtbeweglichen Geschütze, welche mit großer Schnelligkeit von einem Punkt an den andern gebracht werden konnten, vertheilte der König an seine Infanterie, theilweise auch an die Cavallerie-regimenter, um die Wirkung und den gegenseitigen Schutz der drei Waffengattungen durch ihr inniges Verbinden zu erzielen. Natürlich erforderte diese Art der Verwendung eine große Geschützanzahl; gleich im Beginn seines Auftretens in Deutschland brachte Gustav Adolf bei Greifenhagen 80 Kanonen in das Gefecht, bei Frankfurt an der Oder zählte das schwedische Heer 200 Geschütze verschiedenen Calibers, beim Lechübergang kamen 72 schwere Geschütze in Verwendung und im Lager bei Nürnberg vereinigte Gustav Adolf gegen 300 Kanonen.

Im Gegensatze dazu hielt man in der kaiserlichen Artillerie an der übermäßigen Rohrlänge fest, welche das Geschütz schwer und so wenig beweglich machte, daß an eine Veränderung des Standortes während der Schlacht kaum gedacht werden konnte. So wissen wir z. B. aus der ersten Schlacht bei Breitenfeld, daß Tilly, als er durch Pappenheim's unglücklichen Vorstoß gleichfalls genöthigt war, vorzubrechen, auf die weitere Mitwirkung seiner Artillerie verzichten mußte, weil dieselbe auf dem ursprünglichen Platz den eigenen Truppen gefährlich geworden wäre und denselben doch auch nicht wechseln konnte. Dieser Schwerfälligkeit entsprach die Vereinigung der Geschütze zu großen Batterien in der kaiserlichen Schlachtordnung. Bei Breitenfeld wie bei Lützen war die Artillerie in zwei große Batterien formirt, von Nördlingen an finden wir die Geschütze den einzelnen Corps zugetheilt, und bei Jankau (Seite 672) erst adoptirte man das schwedische System, ohne jedoch die erforderliche Vorbedingung desselben, die große Anzahl leichter Geschütze, zu besitzen.

Vor Magdeburg zählte die österreichisch-baierische Armee 96 Geschütze: darunter 26 halbe Karthaunen, 12 Dreiviertel-Karthaunen (35 Pfund Geschoßgewicht), 14 Schlangen zu 12 Pfund, 9 Schlangen zu 8 Pfund, und 1 zu 4 Pfund: endlich 24 Falconets à 8 Pfund; an eigentlichen leichten Geschützen besaß man also nur Ein Stück. In der Schlacht bei Breitenfeld verfügte Tilly nur über 26 Geschütze, darunter 13, welche Geschosse unter 12 Pfund schossen. In der Folge besserte sich dies immer mehr, denn bei der Armee des Königs Ferdinand (1634) gab es unter 116 Geschützen nur 20 schweren Calibers. Die dazugehörige Munition wurde auf 300 mit schwarzem Leder überzogenen und gedeckten Wägen nachgeführt. In der Schlacht bei Wittstock erbeuteten die Schweden den ganzen Artillerie- und Munitionspark der kaiserlich-sächsischen Armee; derselbe bestand aus 5 halben Karthaunen, 6 Feldschlangen, 2 Falkoneten zu 6, 4 zu 4 und 1 zu 3 Pfund, 12 Schrotstücken, 114 Centner Pulver, 44 Centner Lunten, 40.000 Musketenkugeln, 130 Kugeln zu 12, 206 Kugeln zu 8 Pfund, 156 Schrottkartuschen zu 8 Pfund, 9 Kettenkugeln zu 8 Pfund, 204 Kugeln zu 4 Pfund, 39 Kettenkugeln zu 5 Pfund, 73 Kugeln zu 3 Pfund, 13 Feuerkugeln, 48 großen Granaten, 75 Handgranaten, 3 gefüllten Petarden, 200 Schaufeln, 100 Haken, 5 Blockwagen, 6 Kugelwagen, 9 Krahnen zum Heben und Richten der schweren Geschütze, 2 Schmiedwagen und 30 gedeckten Munitionswagen.

Bezüglich des Geschützwesens war für Oesterreich und das Deutsche Reich eine gemeinsame Organisation geschaffen worden, die allerdings während dieses Krieges,

der Deutschland in verschiedene oft wechselnde Heerlager spaltete, nur sehr unvollkommen oder auch gar nicht functioniren mochte. Das ganze Reich, einschließlich aller österreichischen Provinzen, war in vier große Kreise getheilt, deren jeder ein besonderes Hauptdepot besaß und einem eigenen Artillerie-General unterstellt war. Der erste Kreis umfaßte ganz Oesterreich-Ungarn mit Ausnahme von Tirol und den Vorlanden, das Hauptarsenal war in Wien*). Jenes des zweiten Kreises war in Heilbronn, das des dritten, der ganz Norddeutschland umfaßte, in Magdeburg, später in Regensburg, das des vierten, zu welchem Tirol zählte, in Schwäbisch-Hall.

Die Hauptaufgabe der Artillerie-Generale war, für die Completirung und Instandhaltung der artilleristischen Vorräthe in den Arsenalen zu sorgen, aber sie hatten auch die Ausrüstung der festen Plätze zu überwachen. Unter ihnen standen mehrere Obersten und Oberstlieutenants, ein Major, welcher als Material-Verwalter fungirte, ein Ingenieur und die übrige in bestimmte Abtheilungen formirte Artillerie-Mannschaft.

In der Regel sollte jede Abtheilung aus 4 Geschützen zu 24, 8 zu 12, 10 zu 6 Pfund, 1 Mörser und 2 Petarden bestehen. Das Bedienungspersonal zählte 1 Hauptmann, 2 Lieutenants, 4 Wegbereiter (welche die passenden Aufstellungspunkte zu erkunden hatten), 2 Feuerwerkmeister, 2 Petardierer und 1 Geschützmeister. Bei jedem leichten Geschütz befand sich ein Geschützmeister und ein Handreicher, bei den schweren die doppelte Zahl, außerdem waren im Verhältniß 1 oder 2 Zimmerleute zugetheilt und bei jeder Abtheilung ein Schanzmeister und ein Zeugwart, der die Munition ausgab und verrechnete. Dem letzteren waren 1 Secretär, 4 Ablader, 1 Böttcher für die Pulverfässer, 1 Geschirrmeister und 2 Knechte beigegeben. Dem Wagenmeister unterstanden 5 Schmiede und 5 Wagner, dem Ingenieur und Brückenmeister eine entsprechende Anzahl von Schanzgräbern.

Zum Transport der Geschütze, Munition und Werkzeuge einer solchen Abtheilung waren 1646 Pferde erforderlich; jedes Geschütz war mit der seinem Caliber entsprechenden Pferdezahl bespannt, also der Vierundzwanzigpfünder mit 24, der Zwölfpfünder mit 12 Pferden u. s. w. Der Mörser bedurfte 6, ebensoviel Pferde jeder Munitionswagen. Schon diese Bespannung machte die Artillerie jener Zeit nicht nur unendlich kostspielig, sondern noch mehr schwerfällig, da bei einem Gespann von 24 oder 12 Pferden eine raschere Bewegung ganz unmöglich war.

Als Artillerie-Directoren fungirten von 1612 bis 1620 Hans Christof Graf von Puchheim, bis 1643 Feldzeugmeister Max Fürst Liechtenstein, welchem der spätere Hofkriegsraths-Präsident Feldmarschall Hanibal Fürst Gonzaga (gest. 1668) folgte.

Feldmarschall Graf Puchheim stammte aus einem der ältesten österreichischen Herrengeschlechter und zeichnete sich nach seiner Ernennung zum Feldmarschall und Hofkriegsraths-Vicepräsidenten besonders in Ungarn aus, wo er mit sehr geringen Kräften der vielfachen Uebermacht Rakoczy's wirksam entgegentrat. Als Prag 1648 von den Schweden angegriffen wurde, warf sich Puchheim auf die erste Kunde mit 2000 Reitern in die Stadt und trug viel zu deren erfolgreicher Vertheidigung bei.

Dem Oberst-Feldzeugmeister, der an der Spitze des gesammten Artilleriewesens einer Armee im Felde stand, war ein sehr großer, den verschiedenen Zweigen

*) Ecke der Renngasse und heutigen Wipplingerstraße, ehemals Salzburgerhof genannt.

des Geschützwesens entsprechender Stab zugetheilt. Zu demselben wurden 1648 gezählt: 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant, 1 Obercommissär, 1 Oberhauptmann, 1 Stuckhauptmann, 1 Schanzhauptmann, 1 Minirhauptmann, 1 Schultheiß, 1 Secretär, 1 Gerichtsschreiber, 1 Adjutant, 1 Ingenieur, der Feldzeugwart, der Ober-Feuerwerkmeister, Ober-Wagenmeister und Ober-Geschirrmeister, 1 Feldkaplan, 1 Quartiermeister, 1 Feldscherer mit ...en Gesellen, 1 Buchhalter und Proviantmeister, Zeugdiener, Corporale mit berittenen Zeugdienern, Petardierer und Feuerwerker, 1 Brückenmeister mit Wegbereitern, Zeug- und Proviantschreiber, Fouriere mit Fourierschützen, 1 Minirlieutenant mit 1 Minirfeldwebel, Minircorporalen und Minirgesellen, 1 Büchsenmeister und Büchsenmeistercorporal mit Zeugdienern zu Fuß, 1 Ober-Schmiedmeister und Unter-Schmiedmeister mit Gesellen, 1 Sattlermeister, 1 Riemermeister mit Riemergesellen, 1 Ober- und Unter-Wagnermeister mit Wagnergesellen, 1 Zimmermeister mit Gesellen, 1 Bindermeister, 1 Schlossermeister mit Gesellen, 1 Seilermeister, Pulverhüter, Handlanger, ...ger, Bäcker, Müller, der Profoß mit seinen Leuten, 1 Wagenmeister-Lieutenant, Geschirrschreiber und Unter-Geschirrschreiber, 1 Roßarzt, Geschirr- und Artillerieknechte, ... als Bedeckung eine Abtheilung Croaten mit 1 Fähnrich, 1 Corporal und 1 Spielmann.

Die Ehrenrechte der Artillerie, wie wir sie schon früher erwähnten, bestanden ... Theile noch, obwohl sie aus einem besonderen Handwerk oder, wenn man will, ... Kunst, immer mehr zu einem militärischen Diensteszweig auswuchs. ... Vorrechten standen aber auch strenge Strafen entgegen, und 1634, bei der ...ung von Regensburg, kam ein Artillerist an den Galgen, weil er unter ... Schüssen das ihm bezeichnete Ziel, einen Thurm, nicht traf.

Fortifications- und Belagerungswesen.

Schon aus der Zusammensetzung des Oberstzeugmeisterstabes läßt sich entnehmen, daß in der Regel das Geniewesen mit der Artillerie vereinigt war. Indessen weisen ... ersten Spuren einer selbstständigen Genietruppe im österreichischen Heere doch auf ... zweite Hälfte des dreißigjährigen Krieges zurück. Wir finden hier den Marchese ...xander Borro, einen der tüchtigsten Militär-Ingenieure seiner Zeit, an der Spitze ... Geniewesens der Armee, dem er als General vorsteht, ohne daß von einer Unterordnung unter das Oberstzeugmeisteramt etwas verlautete. Borro wurde im Jahre ...00 im Florentinischen geboren, trat nach gründlicher Ausbildung in kaiserliche Kriegsdienste und focht in Deutschland und Italien. Schon um 1630 wurde ihm die Befestigung mehrerer Städte übertragen und nach seinen Plänen wurden auch die Werke ... Wien ergänzt. Bei den Belagerungen von Stettin und Regensburg leitete er die ...ficatorischen Arbeiten, und die treffliche Befestigung bei Nördlingen, welche ... Angriff der Schweden so sehr erschütterte, war gleichfalls sein Werk. Auch an der ...theidigung von Prag gegen die Sachsen hatte er hervorragenden Antheil, trat ... nach dem Frieden in florentinische, dann in spanische und endlich in die Dienste ...edigs und starb 1658 an den Folgen der im Kampf mit Korsaren erhaltenen ...nden.

Eine der Hauptaufgaben der damaligen Kriegsbaukunst war die Sicherung der ...ger. Selbst wenn dieselben nur für kurze Zeit bezogen wurden, sicherte man sie ... rasch aufgeworfene Brustwehren und Gräben, und von Gustav Adolf heißt es:

„Sein Lager glich einer mit der besten Polizei versehenen Stadt und war stets wohl verschanzt; wo es nur irgend die Beschaffenheit der Gegend erlaubte, wählte er die Gelegenheit so, daß sie für den Angriff wie für die Vertheidigung gleiche Vortheile bot.“ Im Verlaufe des Krieges, wo die Cavallerie eine immer wichtigere Rolle spielte, war diese Vorsicht noch nöthiger, um gegen Ueberfälle gesichert zu sein.

War aber ein Lagerplatz voraussichtlich für längere Zeit gewählt und stand der Feind in der Nähe, dann wurde das Terrain sorgfältig geprüft und ausgenützt und es entstanden ausgedehnte förmliche Festungswerke mit vorgeschobenen Redouten oder Schanzen. Das berühmteste Beispiel dieser Art im Verlaufe des ganzen Krieges liefert wohl das befestigte Lager, welches Waldstein 1633 bei Fürth anlegte (Seite 628).



General Holk. (Seite 788.)

Dasselbe hatte die Gestalt eines länglichen Viereckes, dessen Linien vielfach bastionirt sind. Mit besonderem Geschicke war die Terrainformation benützt, indem die gegen die Rednitz und Biebert abfallenden Höhen für die Lagerlinie dienten, einzelne Kuppen mit vorgelegten Redouten versehen waren und so jene furchtbare Stellung geschaffen wurde, an deren Bezwingung die Kühnheit und Kriegserfahrung Gustav Adolf's und die Tapferkeit seiner in so vielen Kämpfen siegreichen Truppen scheiterte.

Derartige Befestigungen, sowie die Schanzen, welche man zur Deckung der Front in Schlachten rasch aufwarf, waren bloße Erdwerke, die man, wo es die Zeit erlaubte, mit Rasen deckte oder durch Flechtwerk, eingerammte Pfähle u. s. w. verstärkte. Der äußere Grabenrand wurde meist durch Palissaden geschützt, welche 5 bis 7 Schuh lang und am oberen Ende mit Nägeln beschlagen waren, um das Erklimmen und

Ueberspringen zu erschweren. Wo der Vorrath hinreichte, schlug man wohl drei oder vier Reihen Palissaden hintereinander in die Erde. Ein sehr gebräuchliches Vertheidigungsmittel waren die Sturmpfähle, starke, oft mit Eisen beschlagene Rundhölzer, die mit Ketten oder Klammern aneinander befestigt und auf die Wallkrone gelegt wurden. Sie erschwerten den plötzlichen Ueberfall, wurden aber auch, wenn der Feind bis in den Graben vorgedrungen war, auf die Stürmenden herabgeworfen. Auch der „spanischen Reiter" (damals „friesische Reiter", von der Belagerung von Gröningen her genannt) und kleiner, in den Boden geschlagener Staketenreihen u. s. w. bediente man sich, um die Annäherung des Feindes zu erschweren.

Auch zur Deckung der Front bei Schlachtstellungen errichtete man Schanzen,



General Des Souches. (Seite 762.)

meist zur Placirung des Geschützes, oder förmliche Redouten, um wichtige Punkte vertheidigungsfähiger zu machen. In der Schlacht am weißen Berg geschah dies von Seite der Böhmen, in der ersten Schlacht bei Breitenfeld ließ Tilly seine Stellung dadurch verstärken, bei Nördlingen brach sich der schwedische Angriff an den glücklich situirten Befestigungen am Hasselberg, und in der Schlacht bei Wittstock schützten 13 Redouten die Fronte des kaiserlich-sächsischen Heeres, wodurch Baner zu seinem erfolgreichen Umgehungsmanöver gezwungen wurde. Als letzten Nachklang der einstigen Wagenburgen erscheint es, daß bei Wittstock diese Redouten durch die nebeneinander aufgefahrenen und verschränkten Packwagen verbunden wurden.

Von den Niederlanden her war gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein neues Befestigungssystem ausgegangen, das, ursprünglich auf die Eigenthümlichkeiten

jenes Landes berechnet, bald allgemeine Anwendung fand. Während man früher den besten Schutz in der Höhe und Stärke des Einen Hauptwalles suchte, gliederte man nun die Festungswerke in mehrere Linien, deren jede vom Belagerer gesondert genommen werden mußte und ihn beim Beginn seines Angriffes möglichst fern vom eigentlichen Kern der Festung hielt. Der Festungsbau schlug schon damals jene Richtung ein, die er auch heute noch — gedrängt von der enormen Tragweite der Geschütze — verfolgt.

Der erste Schritt, welchen man that, war die Trennung des Walles in zwei Theile, den Unterwall (Faussebraye) und den Hauptwall, welcher jenen überhöhte. Dazu kamen noch Gräben und vorgelegte Werke, obwohl man damals noch nicht daran dachte, durch einen Kranz von selbstständigen Forts Riesenfestungen zu schaffen, welche eine Stadt mit Millionen Einwohner einschließen und Armeen von mehreren hunderttausend Mann zur Vertheidigung beanspruchen.

Mit Vorliebe wählte man, wo das Terrain es zuließ, regelmäßige Grundformen für die Festungswerke, z. B. das Fünfeck, Sechseck u. s. w., wobei der Grundsatz galt, daß die Vertheidigungsfähigkeit mit der Zahl der Seiten wachse, weil durch das Flankiren das Feuer ergiebiger wurde. Wo die Anlage regelmäßiger Grundformen nicht möglich war, sicherte man sich diesen Vortheil durch vorspringende Bastionen und überragende Cavaliere.

In Bezug auf die Stärke der Besatzung, sowie der Armirung mit Geschützen, verfolgte man noch keine so theoretisch begründeten Maximen, wie es heute der Fall ist. Wohl rechnete man auf 2 Fuß Feuerlinie 1 Mann, oder auf je eine Seite der Festungswerke 800 bis 1000 Mann als zur Vertheidigung nöthig; aber alle diese Berechnungen waren schwankend, und in der Praxis entschieden Zufall und Möglichkeit. Man warf eben soviel Soldaten in die Festung, als möglich oder nothwendig war, um dieselben vor dem Feind zu retten. Aehnlich verhielt es sich mit der Armirung. Bei dem Fall Magdeburgs fielen 77 Geschütze in die Hände Tilly's, das an Umfang viel kleinere Breisach wurde von 460 Geschützen verschiedenen Calibers vertheidigt.

Die von niemand vorhergesehene Ausbreitung des dreißigjährigen Krieges über die entferntesten Theile Deutschlands machte es unmöglich, neue Festungen zu erbauen oder dieselben gar in ein Festungssystem zu bringen, wie Frankreich, Belgien und Holland solche besitzen. Man mußte sich begnügen, die nach der veralteten italienischen Manier angelegten Festungen oder die nur mit Mauern oder Thürmen umgebenen Städte durch Anlage von bastionirten Gräben und vorgeschobenen Werken so gut zu verstärken, als Zeit und Mittel es zuließen, und nicht selten wurde das Beste davon erst im Momente der dringendsten Gefahr oder sogar während der Belagerung gethan.

Wenn trotzdem selbst so mangelhaft befestigte Plätze häufig langwierigen und selbst erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochten, so liegt die Ursache in erster Linie an der Mangelhaftigkeit der Artillerie jener Zeit; man verfügte noch über keine Belagerungsparks mit kolossalen Positionsgeschützen und war, mit Ausnahme einiger Mörser, blos auf das Feldgeschütz schwereren Calibers angewiesen. Unter diesen Umständen war die Vertheidigung von vornherein sehr im Vortheil, wozu noch kam, daß man sich nicht mehr mit der passiven Abwehr begnügte, sondern im Sinne des modernen Festungskrieges die sogenannte offensive Defensive verfolgte. Während der Belagerung von Regensburg, welche nicht ganz sieben Wochen dauerte, unternahmen die Schweden 456 größere und kleinere Ausfälle.

Die Unzulänglichkeit des Geschützmateriales für Belagerungszwecke und die geringe Präcision des Schusses ermöglichten den erfolgreichen Widerstand trotz der aufgewendeten gewaltigen Mittel. Das ganz mittelmäßig befestigte Freiberg leistete Torstenson durch fast 8 Wochen Widerstand, obwohl er über 104 Kanonen und 6 Mörser verfügte und 5399 Kanonenschüsse nebst 112 Brandkugeln geworfen, sowie 14 Minen entzündet wurden.

Ein „Kriegsmanual" aus jener Zeit gibt über den Vorgang bei Berennung eines festen Platzes folgendes an: „Wan du ein Statt belägern willst, so beräune dieselbe mit deiner Reuterej, also daß weder Kaz noch Hund hinausgehen möge. Halte so weit von der Statt, daß du mit dem geschütz nicht leichtlich geschädigt werden möchtest. Schlage dein Läger, daß man dir dasselbig nicht Canonisieren und schaden damit thun möge. Lasse alsdann alle Regimenter arbeiten und dich hinten und vornen gegen dem Feind einschanzen."

„Im Quartier machen giebt man 4 Soldaten oder oft 2, nachdem die Distanz ist, 4 Schritt zu einer Hütten in die Länge und Breite und werden die Gassen auch also weit und breit gemacht, vor den quartieren werden die Distanzen der Lährmenplätzen gemachet, vornen wohnen die Fenderich, hinden die Lieutenant. Alsdann zu aller hinderst die Capitains und hinder denselben die Marquitanter, ja zu aller hinderst die Metzger, da sie das Eingeweid auslähren. Die Lauffgräben werden auf 1000 schritt von des feinds werch angefangen, die Brustwehrinen sind nicht höher als 6 schuh hoch und der graben so breit, das 2 Mann neben ein anderen gehen können, oben auf die Brustwehr werden Schützen förblein mit Sand gestellt, zwischen welchen die Schüzen Feur geben, zu den Arbeitern werden starke Wachten gesetzet, zu fuß und zu pferd, welche die Arbeiter im ausfall defentiren."

„Wenn man stürmet, so machet man an allen Orthen Lärmen, und commandirt man offt 3000 Mann, und Generale, Oberste, Oberst Lieutenant, Hauptmann, Lieutenant, Fenderich: Also vor jeder Compagnej ein Hoher und Niederer Offizierer im Sturm."

„Man fangt den Sturm gegen den tag an, und heimlich haltet man den Anschlag. Man marschiret des Nachts und nicht des heitern Tags in die Laufgräben, damit die Soldaten nicht geschädigt werden."

„Wann man ein Statt belägern will, was man in acht nemmen solle:"

„Erstlich, Wann die Armee 4 oder 5 meil von der Statt ist, so belägert wird, solle der Feldmarschalk sampt dem General Ingenieur und Quartiermeister vor die Festung mit der ganzen Reuterey geschickt werden, welche alsdann die Statt ploquiren und umbrennen sollen, daß weder Hund noch Kaz hinaus kommen möge: der Ingenieur soll allen Vortheil wohl observiren, und die ganze Revier und umbliegendes Land, nach vermögen, mit allen Wasserflüssen, Wisen, Heiden, Bergen, Morast und anderen umbständen fleissig auffzeichnen, und auff ein Papyr und Plan bringen, darauß dann ein General sich ersehen möge, wie am füglichsten das Lager umb die Statt zu schlagen, und wo die Quartier am besten zu reduciren seyen: insonderheit muß man die Vestung selbsten erkundigen, und wie hoch und dick die Wäl: wie breit und tieff die Gräben, und wie viel Bollwerk eine solche Vestung habe, wo sie am schwächsten, ob die Vestung mit Munition, Proviant, Volk und Geschütz versehen, wie die Soldaten gegen ihrem Herrn gesinnet, ob sie auch fleißig umb ihr Besoldung contentirt (d. h. durch pünktliche Soldzahlung zufriedengestellt werden), alles auffs fleissigst und mit allem vortheil

verrichten. Man soll auch mit etlichen den Einwohnern allso handeln, daß sie den Weg und Paß des lands zeigen, damit nichts verhinderlich seye. Alle solche anschläg sollen ganz heimlich gehalten werden, damit der Feind sie nicht in erfahrung bringe und ihnen zu schaden nicht begegne, mit wenigen soll man sich berathschlagen, und die endliche resulotion gar niemanden vertrauen."

Dem Bau der Laufgräben folgte jener von Batterien, deren Anlage so ziemlich in derselben Weise erfolgte, wie sie noch heute üblich ist, auch wurden förmliche Redouten angelegt, um die Gegend zu beherrschen. Bezeichnend für die fortificatorischen Maßregeln bei Belagerung eines Platzes ist die früher schon gegebene Abbildung der Belagerung von Pilsen (Seite 552).

Ein ausgiebiger Gebrauch wurde noch immer von Minen gemacht, und gelang es nicht, durch andere Mittel einen Platz zu bezwingen, so mußten die für den Sturm erforderlichen Breschen fast stets durch Minen gebildet werden, da die Präcision und Kraft des Geschützschusses noch nicht derart war, um durch das Feuer allein sturmfähige Breschen zu erzielen. Die Vertheidiger legten Gegenminen an und suchten die Annäherung der Stürmenden auf jede Art zu erschweren oder zu hindern; es wurden neue Wallabschnitte eingebaut, Fladderminen gegraben, Bomben gelegt, Fußangeln gestreut u. s. w.

War eine Bresche gelegt, welche zum Sturm benützbar erschien, so unterhielt man ein unablässiges Feuer, um die Belagerten an den Herstellungsarbeiten zu hindern. Jedem Sturm ging eine sorgfältige Recognoscirung voraus, die von erfahrenen, verläßlichen Officieren unternommen werden mußte. Erforderlichenfalls ließ man unter dem Schutz des Geschützfeuers und der vorgeschobenen Schützen die Annäherungshindernisse entfernen, die Bresche planiren, den Graben ganz ausfüllen u. s. w.

Auch der Sturm wurde in ähnlicher Weise ausgeführt, wie es heute noch vorgeschrieben ist. Voraus gingen Musketier-Abtheilungen, welche sich so nahe als möglich einnisteten und durch ein wohlgezieltes Feuer die Vertheidiger von der Bresche vertrieben. Als Haupttruppe folgten dann, da das Gelingen des Sturmes in letzter Linie durch den Kampf mit der blanken Waffe entschieden wurde, die Pikeniere, welche sich möglichst rasch gegen die Bresche warfen, diese und die etwa folgenden Abschnitte zu nehmen und in den Platz selbst einzudringen versuchten. Man benützte zu den Stürmen stets die besten und verläßlichsten Truppen, in deren erster Reihe die höheren Chargen kämpften; minderwerthige Abtheilungen wurden zu Scheinangriffen, zur Bewachung des Lagers u. s. w. verwendet.

Eine der interessantesten Belagerungen des ganzen Krieges, in welcher beide Theile alle Hilfsmittel der damaligen Technik und alle List erschöpften, war jene der Festung Hohentwiel (Bild S. 749) durch den kaiserlichen General Ernst Georg Graf Sparre (gest. 1666), dem der Herzog von Württemberg seine ausgiebige Unterstützung verlieh.

Hohentwiel war eine Feste von sehr alter Anlage, aber stark durch seine natürliche Lage auf einem durch gewaltige Felsmassen gebildeten Rücken. Vom 9. bis 12. October 1643 zogen die kaiserlichen Truppen heran, um den von Conrad Widerholt (geb. 1598, gest. 1667), einem Obersten des ehemaligen Weimar'schen Heeres, vertheidigten Platz einzuschließen. Nachdem mehrere Aufforderungen zur Uebergabe kurzweg abgelehnt wurden, begann am 18. October die Beschießung, zu welcher Graf Sparre über 2 Halbkarthaunen, 4 achtpfündige, 2 vierpfündige Schlangen und

2 Mörser verfügte, die in sehr günstiger Weise auf nahegelegenen Höhen placirt werden konnten.

Aber der Erfolg läßt den Werth der damaligen Artillerie in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheinen, denn obwohl man so eifrig darauf loskanonirte, daß schon am ersten Tage 341 Schüsse abgegeben wurden, traf doch kein einziger auch nur die Mauern der Festung. Durch einen glücklichen Handstreich drangen zwar die Belagerer am 20. bis in den Vorhof, wurden aber schon am nächsten Tage wieder mit großem Verluste daraus vertrieben.

Unerschöpflich schien Widerholt an Mitteln, um die Belagerer zu schädigen und zu necken. Da die Kaiserlichen schon anfingen, Mangel an Proviant und Fourage zu leiden, so suchten sie auch die in der Nähe der Festung gelegenen Aecker heim, auf welchen noch Getreide und andere Früchte standen, die aber von der Festung aus nicht bestrichen werden konnten. Widerholt ließ dort auf die verschiedenste Weise Selbstschüsse anlegen, welche den fouragirenden Soldaten großen Schaden thaten und sie vertrieben. Auf vorspringenden Felsen versteckte er zwischen den Büschen seine Leute, damit sie die um den Berg führende Straße überwachen sollten. Nicht allein durch ihr Feuer belästigten dieselben die Belagerer, sondern sie hatten große Stangen mit Widerhaken und feste Stricke mit angelförmigen Wurfeisen bei sich, mit welchen sie einzelne Posten, Patrouillen und Kundschafter von den Pferden rissen und an sich zogen.

Da man auf solche Weise nicht vorwärts kam, der Herzog von Württemberg aber lebhaft wünschte, sich dem Kaiser durch die Bezwingung Hohentwiel's gefällig zu zeigen, griff man endlich zu anderen Mitteln. Graf Sparre suchte nun der Festung auf unterirdischem Wege beizukommen, indem er Minen anlegen ließ. Aber der harte Fels spottete der Werkzeuge seiner Arbeiter und man ließ Bergknappen kommen, die mit einem Erdbohrer von riesiger Größe, der eigens aus geschmiedetem Eisen gefertigt wurde, die Minenlöcher bohrten und mit einer sehr starken Ladung versahen. Aber auch diese Mittel vermochten die kolossalen Felsmassen nicht zu erschüttern, auf welchen die Festung ruhte, und Widerholt tödtete mehrmals alle Arbeiter, indem er seine Leute in weiße Hemden kleidete, damit sie im Schnee unbemerkt bis zu den Minengängen kommen konnten. Die Härte des Winters nöthigte endlich Sparre, der auch am Erfolg verzweifelte, zur Aufhebung der Belagerung.

Aber ehe er dieselbe noch vollzogen hatte, überfiel ihn General Erbach, der nach dem Tode Bernhard's von Weimar dessen Heer im französischen Sold befehligte, und da Widerholt gleichzeitig aus der Festung einen Ausfall unternahm, mußte Sparre unter großen Verlusten und mit Zurücklassung fast seines ganzen Materials das befestigte Lager räumen. Die von Widerholt gemachte Beute erlaubt einen Schluß auf die damaligen Belagerungsmittel. Es fielen ihm in die Hände 5 eiserne Mörser, mit Hagel gefüllt, 1 Orgelgeschütz, der Vorläufer der Mitrailleusen, 16 Granaten, darunter eine von 3 Centnern, 39 Handgranaten, 63 Musketen, 26 kurze Gewehre, 851 Geschützkugeln zu 50 Pfund, 727 Kugeln zu 8 und 192 zu $1\frac{1}{2}$ Pfund, 30 Pfund Pulver, 1 Faß Salpeter, 670 Musketenkugeln, 20 Kartätschen, 1 Faß Wurfeisen und 337 Stück Schanz-Werkzeuge. Wenn wir hören, daß im Ganzen auf Hohentwiel 2771 Vollkugeln, 90 glühende Kugeln, 164 Granaten und 91 Bomben geworfen wurden und damit kein anderer Effect erzielt wurde, als daß eine Thüre und eine Steintreppe Beschädigungen erlitten, so wird der Respect vor den artilleristischen Leistungen jener Zeit sehr heruntergestimmt.

Von noch größerem Interesse für uns ist die heldenmüthige Vertheidigung Brünns (Bild S. 765) im Jahre 1645.

Schon 1644 plante Torstenson die Eroberung dieses wichtigen Platzes, die ihm umso leichter erschien, da die Besatzung nur 50 kaiserliche Soldaten und 300 von der Stadt geworbene Fußknechte zählte. Als nach der Schlacht bei Jankau die Gefahr für Brünn wieder nahe rückte, sendete der Kaiser einige hundert Mann Soldaten und in der Person des Obersten Ludwig Rattuit de Souches (geb. 1608, gest 1682) einen erfahrenen und energischen Commandanten, der die Ordre hatte, „diesen für alle Länder so wichtigen Platz auf alle mögliche Weise zu vertheidigen und zu diesem Zweck mit dem Kriegshauptmann und der Bürgerschaft, die er auf die beste Art behandeln möge, in vollkommener Eintracht zu bleiben".

De Souches (Bild Seite 757) war im Jahre 1608 in La Rochelle, dem berühmten Zufluchtsorte der französischen Protestanten, geboren und entstammte auch einer hugenottischen Adelsfamilie. Da ihn sein Glaube hinderte, seinem Vaterlande dienen zu können, trat er sehr jung in schwedische Kriegsdienste, in welchen er bis zum Obersten vorrückte. Ein Zerwürfniß mit dem Generale Stalhandske, das zu einem Duell mit diesem führte, zwang ihn zur Abdankung und er trat, auf der Heimreise begriffen, 1642 auf Aufforderung des Erzherzogs Leopold Wilhelm als Oberstlieutenant in kaiserliche Dienste. Bei der Belagerung von Olmütz lenkte er durch einen kühnen, nur durch Zufall vereitelten Handstreich die Augen des Kaisers auf sich, der ihn zum Obersten ernannte und mit der Vertheidigung von Brünn betraute.

Es war dies eine Aufgabe, die einen ganzen Mann erforderte, denn Brünn war nur unvollkommen befestigt und ohne ausreichende Besatzung. Als De Souches die ersten Maßregeln traf und die vorhandenen Streitkräfte musterte und eintheilte, verfügte er über 1424 Mann, darunter waren nur 374 gediente Soldaten, die Uebrigen waren Adelige, Bürger, Studenten, Handlungsdiener und Handwerker. Später erhielt er zweimal Verstärkung, die aber auch zusammen nicht 500 Mann betrug.

Mit rastloser Energie betrieb De Souches die Verstärkung der Befestigungen, indem er die Gräben vertiefen, die Schanzen verstärken, die Thore durch neue Bastionen sichern und den bedeckten Weg von der Stadt zur eigentlichen Festung Brünns, den Spielberg, neu herstellen ließ. Mit Zustimmung der Bürgerschaft, welche mit wahrer Opferfreudigkeit De Souches an die Hand ging, wurden sämmtliche Vorstädte, mit Ausnahme des in der Niederung gelegenen Altbrünn, geschleift und aller Baumwuchs, ja jeder Hügel entfernt, der den Belagerern hätte nützlich werden können.

Am 3. Mai 1645 erschien der Vortrab des schwedischen Heeres vor Brünn und Tags darauf schon langte Torstenson mit der Hauptmacht an, derselbe General, der den schon etwas erblaßten Kriegsruhm der Schweden wieder auf seine volle Höhe brachte. Eine an den Bürgermeister gerichtete Aufforderung zur Uebergabe, beantwortete De Souches lakonisch: „Nun sei Er Bürgermeister, und mit ihm müsse eine andere Sprache beliebt werden".

Torstenson ließ es an derselben nicht fehlen, eröffnete schon am 5. Mai die Laufgräben, und bald donnerten fünf Batterien gegen die Wälle, deren Feuer De Souches vom Petersberg aus mit Trompeten- und Paukenschall begrüßen ließ. Obwohl auch das schwedische Feuer nicht allzuviel Schaden anrichtete, suchte De Souches

nselben doch ganz vorzubeugen, indem er die Dächer abdecken, und das Pflaster reißen ließ.

Mit der Abwehr der von den Schweden an allen Seiten, wo sich eine Mauer-ke zeigte, unternommenen Stürme gingen zahlreiche Ausfälle Hand in Hand, lche den Schweden sehr viel Schaden thaten. Noch mehr aber litten sie durch derholte furchtbare Regengüsse, welche die Laufgräben überschwemmten und die lagerungsarbeiten fast ganz zerstörten. Dies wirkte natürlich auf den Gesundheits-stand und die Stimmung der schwedischen Truppen ungünstig, während die Belagerten ten Muthes waren und die schwedische Artillerie z. B. dadurch neckten, daß sie ße Fahnen und große Scheiben auf die Thürme hingen, damit jene besser zielen nnen sollte.

Endlich griff Torstenson auch zum Minenbau, zu welchem er das Landvolk der Umgegend zusammentreiben ließ. Ja er stellte dasselbe sogar in dichten Haufen an Spitze der Sturmcolonnen, damit das Feuer der Belagerten seinen Soldaten niger gefährlich sei. Durch die trefflichen Gegenanstalten, die De Souches traf, loren die Minen viel von ihrer Gefährlichkeit, obwohl die Schweden in dem ländischen General Mortaigne einen der ersten Ingenieure der Zeit besaßen. mentlich der Spielberg wurde so mit Minen unterwühlt, daß man sogar den en Brunnen abgrub und derselbe sein Wasser verlor, womit übrigens die Vertheidiger den gedeckten Weg versehen wurden.

Bis in den Juni war De Souches auf seine ursprüngliche geringe Streitkraft wiesen und er konnte die Stadt nur so standhaft behaupten, weil die Bürger die Studentenschaft an Tapferkeit mit den Soldaten wetteiferten. Aber auch die war schon so zusammengeschmolzen, daß man die Beantwortung des schwedischen s von der Stadt aus einstellen und auf den Spielberg beschränken mußte. Erst 26. Juni gelang es unter dem Schutze der dichten Waldungen, die sich bis Brünn ührten, dem kaiserlichen Obersten Pachoy, das schwedische Lager zu durchbrechen 400 Reiter, deren jeder eine Quantität Pulver bei sich führte, in die Stadt zu en; 150 Mann davon mußten sich zwei Tage später wieder durch das Lager en, da der Fouragemangel ihr Bleiben in Brünn nicht gestattete.

Diese Vorfälle bewogen die Schweden, erst nach zweimonatlicher Belagerung ihre ung zu umwallen und durch Schanzen und Redouten zu sichern. Dagegen hob der Muth der Belagerten fast bis zum Uebermuth, und weil in jener Zeit gerade Minenkrieg lebhaft geführt wurde, ließ man aus der Stadt in das Lager sagen, n sehe sich bitter getäuscht, denn man habe geglaubt, mit Cavalieren und tapferen daten zu kämpfen, und habe es nun nur mit Maulwürfen, Füchsen und Erdwiseln thun!"

Nachdem eine Zusammenkunft der Stellvertreter der beiden Commandirenden, Oberstlieutenants Georg Stefan Graf von Wrbna von kaiserlicher und des erals Mortaigne von schwedischer Seite, nicht zur Annahme der von letzterer geschlagenen günstigen Capitulation führte, wurde die Belagerung mit erneuter ergie fortgeführt, obwohl sich der Plan Torstenson's auf ein Zusammenwirken Rakoczy nicht erfüllte

Man hatte von Olmütz zwei schwere Belagerungsgeschütze, die „Katz" und „Maus" annt, gebracht, und deren 36pfündige Geschosse zerschmetterten die Jesuitenkirche viele Häuser. Obwohl die Schweden eine doppelte geschlossene Linie um Brünn

gezogen hatten, gelang es doch am 8. August dem Oberstwachtmeister Jakob Gerarde, sich durchzuschlagen und 81 Mann, sowie einige Centner Schwefel zur Pulverbereitung in die Stadt zu werfen.

Erbittert über diese hartnäckige Vertheidigung hausten die Schweden in der Umgebung wahrhaft vandalisch. Blansko, Lettowitz-Raigern, Dubrawnik, Tischnowitz und viele andere Orte wurden geplündert und eingeäschert, dagegen behaupteten sich andere Plätze, wie z. B. die festen Schlösser Pernstein, Eichhorn und Putschowitz, sowie das Städtchen Dürnholz, obwohl sie nur auf die eigene Kraft und den Muth der Bewohner angewiesen waren, dem leuchtenden Beispiele Brünns folgend, mit Glück gegen die Angriffe der Schweden.

Einer der schwersten Tage für die Belagerten war der 15. August, an welchem eine wahrhaft furchtbare Kanonade begann, die durch eine neuerrichtete, mit 15 schweren Stücken armirte Batterie im Jesuitengarten besonders verheerend wirkte. Weit mehr als 1000 Kugeln waren in die Stadt geflogen und an mehreren Stellen klafften breite Breschen in den Werken, als am Abend an sechs verschiedenen Seiten der Sturm begann. Dem wüthenden Angriff entsprach die Vertheidigung. Ein Hagel von Kugeln, Steinen und Handgranaten, die hiebei von kaiserlicher Seite zum erstenmale gebraucht wurden, fügte den Stürmenden große Verluste bei und im blutigen Ringen, Mann an Mann, konnten die Schweden auch nicht einen Zoll breit Boden erringen. De Souches flog von Posten zu Posten, überall leitend und aneifernd, auch selbst am Kampf theilnehmend. Am bedrohtesten Posten, dem Petersberg, stand er in der ersten Reihe der Streiter, sein Diener wurde ihm zur Seite erschossen, eine Kugel zerfetzte den Kragen seines Rockes und eine andere wurde in solcher Nähe auf ihn abgedrückt, daß sie sein Haar versengte.

Nach zweistündigem furchtbaren Ringen ließen die Schweden vom Angriff ab, nachdem der den Sturm auf das Thomasthor leitende General Mortaigne schwer verwundet worden war. Ohne sich Ruhe zu gönnen, verwendeten die unerschütterlichen Vertheidiger die Nacht zur Wiederherstellung der Festungswerke.

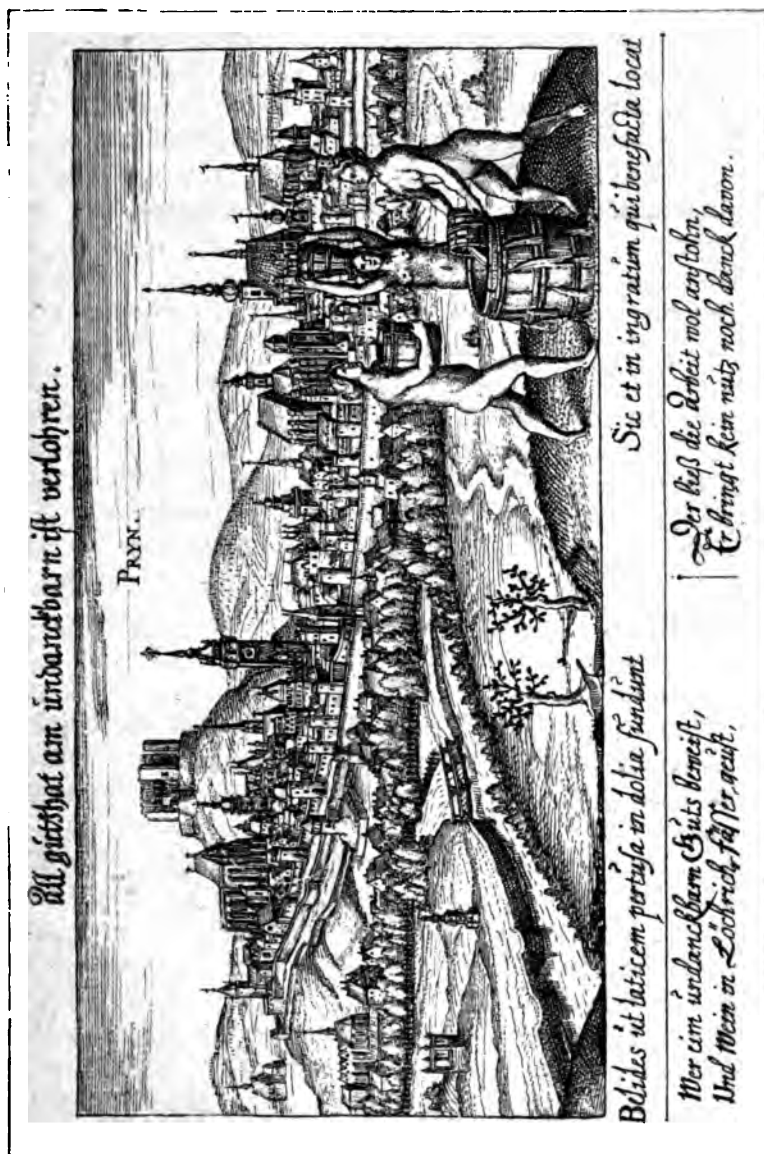
Das Mißlingen dieses gewaltigen Angriffes hatte den Muth und die Kampflust der Schweden erschöpft, und da in diesen Tagen auch die letzte Hoffnung auf ein ferneres Einverständniß mit Rakoczy schwand, der sogar seine Truppen abberief, entschloß sich Torstenson zur Aufhebung der Belagerung. Am 20. August wurden die zahlreichen Verwundeten nach Olmütz geschafft und Tags darauf zog das Heer ab, alle Dörfer auf seinem Zug einäschernd, so daß eine leuchtende Feuerzeile denselben kennzeichnete.

Sechzehn Wochen hatte die Belagerung gedauert, die von einem der ersten Feldherren und einem der erfahrensten Ingenieure geleitet und von einem krieg- und sieggewohnten Heer ausgeführt wurde; mindestens 5000 bis 6000 Mann, die vierfache Anzahl dessen, was die Besatzung an Mannschaft zählte, waren gefallen, so daß ein Spottlied der Zeit mit Beziehung auf zwei andere schwierige Belagerungen mit Recht sagte:

Brieg, Freiberg, Brünn
Machen die Schweden dünn;

weit mehr als 100.000 Kugeln waren auf die Stadt abgeschossen worden und 2000 Tonnen Pulver verwendeten die Belagerer.

Wenn man dagegen die geringen Kräfte anschlägt, welche gegen so gewaltige
Mittel aufgewendet werden konnten, so ist es um desto wunderbarer, daß die Schweden
:inen Erfolg erzielten. Neben der Tüchtigkeit des Commandanten De Souches, dem
ir später noch auf anderen Schlachtfeldern begegnen werden, und der Tapferkeit der
iiserlichen Besatzung gebührt das größte Verdienst daran der Bürgerschaft, von welcher



Brünn und der Spielberg im 17. Jahrhundert. (Seite 762.)

De Souches in seinem Berichte an den Kaiser sagt, daß sie „bei der Posterität
Nachkommenschaft) ewigen unsterblichen Ruhmes würdig und als treue Vasallen, den
reuen zu einem guten Exempel, den rebellirenden Städter aber zum Abscheu und
wigen Schand und Spott, mit sonderlichen kaiserlichen Gnaden zu regalieren seien".

De Souches wurde zum General ernannt, erhielt ein Infanterieregiment, den
Freiherrnstand und 30.000 Gulden. Auch Brünn wurde mit besonderen Begünsti-

gungen ausgestattet, um die schweren Verluste ersetzen zu können, und der Kaiser sendete einen besonderen General-Commissär, um den Zustand der so arg mitgenommenen Stadt zu prüfen und geeignete Mittel zu ihrer Wiederherstellung ins Werk zu setzen.

Seit dieser Schwedenbelagerung hat sich ein bewaffnetes Brünner Bürgercorps fortwährend erhalten, wenn auch dasselbe nicht immer vollzählig und organisirt war; wenigstens bestanden fortwährend Cadres und der Stab. Alljährlich wurde seitdem und wird noch heute am 15. August in Brünn das sogenannte „Schwedenfest" als Sieges-Jubiläum gefeiert und wurde daselbst seit 1645 nur dreimal nicht begangen: 1805 und 1809 wegen der französischen und 1866 wegen der preußischen Invasion.

Auch den Studenten gebührt rühmender Nachruf. Sie bildeten eine Cohorte, siebzig Mann stark, hatten zum Hauptmann Johann Staff, zum Lieutenant den Rhetor Rudolf Rzikowsky, zum Fähnrich Johann Muska. Noch lange nachher, wenn De Souches den Brünner Studenten begegnete, ehrte er die tapferen Mitvertheidiger Brünns durch die Ansprache: „Seid mir gegrüßt, brave Studenten!"

Die endliche Uebergabe der belagerten Plätze wurde in sehr vielen Fällen nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern durch die bittere Noth, den Hunger und die Seuchen erzwungen, wie es z. B. bei Breisach der Fall war. Von der Belagerung des wichtigen Philippsburg erzählt Grimmelshausen: „Dann etliche nahmen (und sollten es auch verlaufene Dirnen gewesen sein) in solchem Elend keiner anderen Ursachen halber Weiber, als daß sie durch solche entweder mit Arbeiten, als nähen, waschen, spinnen, oder mit krämpeln und schochern, oder wohl gar mit stehlen, ernährt werden sollten. Etliche Kerle ernährten sich mit spielen, weil sie es besser als Spitzbuben kannten, und ihren einfältigen Kameraden das ihre mit falschen Würfeln und Karten abzuzwacken wußten, solche Profession aber war mir ein Eckel. Andere arbeiteten auf der Schanz und sonsten wie die Bestien, aber ich war hiezu zu faul; etliche konnten und trieben ein Handwerk, ich Tropf aber hatte keines gelernt; zwar wenn man einen Musikanten von Nöthen gehabt hätte, so währe ich wohl bestanden, aber dieselb Hungerstadt behalf sich nur mit Trommeln und Pfeiffen. Etliche schilderten vor Andern und kamen Tag und Nacht niemal von der Wacht; ich wollte aber lieber hungern, als meinen Leib so abmergeln."

Von tausend Mann der Besatzung waren bald nur mehr 450 dienstfähig und nach dreiwöchentlicher Einschließung mußte der baierische Oberst Caspar Bamberger Philippsburg, das er vor neun Jahren den Franzosen entrissen hatte, am 12. September 1644 wieder übergeben. Die Besatzung erhielt freien Abzug, aber 76 Geschütze fielen den Siegern in die Hände.

Von besonderer Wichtigkeit war für die damalige Kriegführung die Wahl des Lagerplatzes, da derselbe oft für Wochen bezogen wurde und bei der Nähe der feindlichen Heere große Vorsicht geboten war. Dieselbe gehörte zu den Obliegenheiten des General-Quartiermeisters, der sich dabei des Beirathes eines Ingenieurs bediente und auch die Art und Weise, wie der gewählte Platz zu versichern und zu befestigen sei, anzugeben hatte. Von besonderem Vortheil war es, wenn mindestens eine Seite des Lagers durch fließendes Wasser gedeckt war. Für ein Regiment Infanterie berechnete man einen Raum von 248 Schritt Breite und 200 Schritt Länge, ungefähr das Gleiche für ein Reiterregiment, da dieses viel geringer an Kopfzahl war, also der Platz für die Pferde erübrigte. War der Lagerplatz im Ganzen ausgemessen, so wurde zuerst der passendste Raum für die großen Zelte des Feldherrn und seines Stabes bestimmt.

der durch eine Barriere und eingesteckte Spieße vom übrigen Lager abgetheilt und gewissermaßen verbotener Grund war. In der Nähe kam dann auch die Hauptwache und, als drohendes Gedenkzeichen für Uebelthäter, der Richtplatz. Der übrige Lagerraum wurde nun nach Erforderniß an die Truppen vertheilt und die zugewiesenen Plätze durch eingesteckte Zweige markirt.

Jedes Regiment bildete ein Viereck, das vom nächsten durch eine breite Gasse getrennt ist, aber auch jede Compagnie scheidet sich von der andern. In der ersten Reihe werden die Fahnen des Regimentes aufgepflanzt, dahinter lagern die Fähnriche dann folgen in Reihen die Soldaten, hinter diesen kommen der Hauptmann, die Officiere, der Kaplan, Feldscherer u. s. w. Von diesen hat jeder sein besonderes Zelt in der bekannten Kegelform, das mit Stricken am Boden eingepflöckt wird; die Soldaten bauen sich, so gut es geht, Hütten aus Reisig, Brettern und Stroh, in welchen sie mit ihrer oft köpfereichen Begleitung, mit den Weibern und Kindern, Dirnen und Buben, in zigeunerhafter Weise hausen.

Das Lager hat meist nur einen, höchstens zwei Ausgänge, welche durch starke Lagerwachen besetzt sind. Vorgeschobene Reiterabtheilungen, Postenketten von Musketieren und Schützen vertreten das heutige complicirte, aber sichere Vorpostensystem. Da bei einem plötzlichen Angriffe die Cavallerie am meisten gefährdet war, nahm dieselbe stets die Mitte des Lagers ein und rund herum hatte das Fußvolk seine Plätze, um den ersten Stoß auszuhalten und der Reiterei Zeit zur Raillirung zu geben. Jeder Truppenkörper hatte seinen bestimmten „Lärmplatz", der meist vor der Front und gegen den äußeren Umfang des Lagers gelegen war.

Zum Ueberschreiten der Flüsse bediente man sich meist der Schiffbrücken und einzelne kaiserliche Heere führten in ihrem Train förmliche Brücken-Equipagen mit, die aus mindestens 30 großen Kähnen von 16 Fuß Länge und 7 bis 8 Fuß Breite nebst dem erforderlichen Material von Pflöcken, Bohlen, Brettern, Ketten u. s. w. bestanden. Jedes solche Schiff war auf einem besonderen Wagen verladen, der mit vier Pferden bespannt und dem mindestens zwei Zimmerleute zugetheilt waren. Diese Einrichtung scheint jedoch nur bei den ersten gut ausgerüsteten Heeren bestanden zu haben, und es wird uns berichtet, daß Tilly mittelst geschlagener Brücken 1621 den Main, 1627 und 1631 die Weser überschritt. Später verlautet nichts mehr, daß man die Flüsse mittelst solcher Brücken überschritt, und bei den oft mühsam zusammengebrachten Heeren, in welchen die Reiterei überwiegte, hatte man gewiß keine Brückenequipagen.

Das Vordringen der kaiserlichen Armee bis an die Ostsee rief den weitaussehenden Plan zur Schaffung einer Flotte hervor, der wohl dem rastlosen Geiste Waldstein's entsprang. Um das immer bedrohlicher wachsende Uebergewicht Englands zur See zu brechen, suchte Spanien die reichsten Hansastädte, Lübeck, Hamburg, Wismar, Stralsund Rostock u. s. w., zu einem Handelsbündniß zu bewegen, dessen Zweck es war, England und wohl auch Holland vom überseeischen Handel Deutschlands auszuschließen. Um den voraussichtlichen Angriffen begegnen zu können, sollte eine kaiserliche „Armada zur See" gebildet werden, zu welcher Spanien und die Hansastädte die Schiffe liefern sollten. Eine Zeitlang schien man die Sache sehr ernst zu nehmen und mittelst Bestallungsbrief vom 21. April 1628 wurde Waldstein zum „Generalen des oceanischen und baltischen Meeres" und zum Capitän-General „über gemeldete Armada, wie dann auch über alles Kriegs- und Schiffs-

volk, so sich auf kaiserliche Bestallung in die Armada beschreiben und aufnehmen lassen möchte" ernannt. Seiner ausgedehnten Machtbefugniß über das Landheer entsprechend, erhielt Waldstein die Vollmacht, „alle vacanten Oberst- und Capitainschaften zu Wasser und auf allen Schiffen zu besetzen und nach Gelegenheit von Neuem zu bestellen, zu den Generalstellen aber, wenn solche jetzt oder künftig zu besetzen wären, dem Kaiser Subjecte zu benennen und vorzuschlagen, allerhand Schiffe zu arrestiren, anzuhalten und auf kaiserliche Bestallung anzunehmen" u. s. w.

Der großartige Plan, welcher auch der Landung Gustav Adolf's auf deutschem Boden einen Riegel vorgeschoben hätte, scheiterte jedoch an dem tiefeingewurzelten Mißtrauen, welches der protestantische Norden Deutschlands gegen Spanien und die damalige kaiserliche Politik hegte. Waldstein's Sturz brachte die ganze Angelegenheit vollends in Vergessenheit, und es sollten — obwohl es an weiteren Versuchen nicht fehlte — zwei Jahrhunderte vergehen, ehe die Flagge mit dem österreichischen Doppelaar in südlichen Meeren achtunggebietend flatterte.

Kriegführung und Kriegsbrauch.

Auch die Grundlagen der modernen Strategie und Taktik haben wir im dreißigjährigen Krieg zu suchen. Die Schlachtordnungen des 16. Jahrhunderts waren noch fast durchaus nach einem Schema; man bildete zwei Treffen mit möglichst großen Schlachthaufen, so daß jene des zweiten schachbrettförmig auf die des ersten standen; reichten die Truppen dazu hin, so wurde eine Reserve als drittes Treffen ausgeschieden, hinter welcher der überaus köpfereiche Troß seinen Platz fand. Die Infanterie bildete das Centrum, die Reiterei stand auf beiden Flügeln, die Geschütze waren zu großen Batterien vor der Front zusammengezogen. Dies war die Grund-Idee aller Schlachtenstellungen, welche bis in die erste Hälfte des dreißigjährigen Krieges auch noch von den kaiserlichen Feldherren angewendet wurde, ohne daß die Besonderheiten des Terrains, die wechselnde Stärke der Armeen wesentlichen Einfluß geübt hätten.

Erst als die nach dem Muster der großen niederländischen Feldherren ausgeführten Neuerungen Gustav Adolf's allgemein anerkannt und auch vom Gegner nachgeahmt wurden, kam größere Beweglichkeit in die Heeresmassen, die Bewegungen und Stellungen wurden nicht mehr nach einem fast unabänderlichen Schema, sondern je nach den herrschenden Umständen eingerichtet, die Entscheidung hing nicht mehr von der Bravour der Truppen allein, sondern auch von der militärischen Einsicht und dem Wissen der Führer ab, daß sie rasch den Moment anzupassen verstehen mußten. Schon bei Waldstein finden wir Abweichungen von der alten „Deutschen Schlachten-Ordonanz"; wenn er auch noch an der Bildung großer Truppenmassen festhielt, so legte er doch schon mehr Gewicht auf die gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Waffengattungen und in der Wahl wie Ausnützung des Terrains für seine Zwecke bewies er echten Feldherrnblick. Noch beweglicher wurden die Schlachtordnungen im weiteren Verlaufe des Krieges; man band sich nicht mehr an eine fast symmetrische Regelmäßigkeit der Stellung, sondern besetzte die einzelnen Punkte je nach der Wichtigkeit und Vertheidigungsfähigkeit. Beispiele hiefür bietet die Schlacht bei Nördlingen, wo die schon bestimmte Schlachtordnung wiederholt Aenderungen unterzogen wurde, wie sie durch die Maßregeln der Schweden und die dadurch erst bewiesene Wichtigkeit einzelner Positionen erforderlich wurden.

Natürlich erhielt durch diese einschneidenden Veränderungen in den Vorbereitungen zum Kampf endlich auch dieser selbst ein wesentlich anderes Gepräge. Es war nicht mehr ein bloßes Aufeinanderprallen der feindlichen Massen, in dem der Sieg lediglich von der größeren körperlichen Kraft oder von dem Muth der Soldaten abhing; als neues, ausschlaggebendes Element trat die Intelligenz der Führer und auch der Geführten auf, die rasche Benützung der wechselnden Phasen des Kampfes, ein sorgfältig durchdachter Schlachtplan wirkten entscheidend auf den schließlichen Ausgang ein — man hatte, um die Veränderung der Kriegführung mit einem Worte zu bezeichnen, manövriren gelernt.

Zu den im dreißigjährigen Kriege zuerst und mit Vorliebe angewendeten Manövern gehörte besonders das sogenannte Turniren des Feindes, das in einer im Angesicht desselben vollzogenen Schwenkung oder Veränderung der eigenen Schlachtordnung bestand, durch welche jener gezwungen wurde, auch die seinige ungünstig zu wechseln. Gustav Adolf wendete dieses Manöver bei Breitenfeld an, indem er Tilly durch eine Flankenstellung nöthigte, auch seinerseits zu schwenken, wodurch er die Vortheile der überhöhenden Stellung und der Windrichtung theilweise einbüßte.

Ein anderes Manöver, das Baner besonders in der Schlacht bei Wittstock mit Erfolg anwendete, war das Zurückhalten eines Flügels. Da ein Angriff auf die sehr starke Stellung der kaiserlich-sächsischen Armee keinen Erfolg verhieß, ließ er durch seinen rechten Flügel und das Centrum scheinbar den aussichtslosen Kampf aufnehmen, um den unvorsichtig aus seiner gesicherten Stellung vorbrechenden Gegner dann mit dem bisher zurückgehaltenen linken Flügel in Flanke und Rücken zu umfassen.

Aehnliche Manöverbewegungen vor und auch während der Schlacht kamen noch mehrere zur Anwendung, und wir haben darin den Beginn der modernen Kriegführung, welche auf der blitzschnellen Bewegung der Massen durch einen leitenden Gedanken beruht, zu erkennen.

Uebrigens läßt sich, so wirr auch oft die Heere kreuz und quer durch ganz Deutschland zogen, doch auch häufig schon ein strategischer Grundgedanke eines Feldzuges erkennen. In dieser Beziehung dürfte sogar der erste Theil des dreißigjährigen Krieges höher stehen als der zweite. Alle Heere der Liga und des Kaisers wurden nach der leitenden Idee geführt, den Krieg von Süddeutschland fernzuhalten und den protestantischen Norden damit zu belasten. Es gelang dies auch, trotzdem stets neue Gegner aufstanden, bis Gustav Adolf's überlegenes Genie auftrat, der umgekehrt suchen mußte, sich durch Befreiung Norddeutschlands Verbündete zu schaffen und für den Unterhalt seines Heeres die vom Krieg noch unberührten reichen katholischen Länder südlich des Main dienstbar zu machen. Tilly gegenüber erreichte er dies Ziel, und es ist das unbestreitbare Verdienst Waldstein's, daß es ihm gelang, den Schwedenkönig wieder nach Norden zu drängen. Im Großen und Ganzen beherrschte dieselbe leitende Idee überhaupt den ganzen Krieg, obwohl die wechselnden politischen Verhältnisse dann vielfach einwirkten und die Schwierigkeiten der Verpflegung oder auch die Beutelust der schwedischen Generale Bewegungen erzwang, welche mit keiner strategischen Idee vereinbar waren.

Auch bezüglich des Marsches näherte man sich schon den modernen Principien. Wo es immer thunlich war, benützte man, im Interesse der rascheren und ungestörteren Bewegung zwei oder auch mehrere Parallelstraßen zum Vormarsch.

Das schon erwähnte „Kriegs-Manual“ gibt eine Marschformation an, die

wohl als typisch gelten kann. Nach derselben war eine Armee oder ein größeres Corps während des Marsches im Krieg folgendermaßen geordnet. Zuerst kam die Vorwache, aus Infanterie und Cavallerie zusammengesetzt; sie hatte sorgsam Alles abzusuchen und die Meldungen nach rückwärts gelangen zu lassen. Dann folgte eine starke Abtheilung von Schaufelbauern mit Wägen voll Balken, Faschinen und anderem Material, um die Wege für das Gros des Heeres praktikabel zu machen. Als Bedeckung waren je nach der Nähe des Feindes entsprechende Abtheilungen Infanterie und Cavallerie beigegeben.

Nun folgte die Armee in folgenden Abtheilungen: die Vorhut, und zwar: ein Theil der Infanterie mit einigen leichten Geschützen, ein Theil der Cavallerie, Munitions- und Proviantwägen und abermals einige Feldgeschütze; — der Mittelpunkt oder Corpus, so wie die Vorhut zusammengesetzt, aber das eigentliche Gros umfassend; nun folgt die Hauptartillerie mit den Munitions- und Werkzeugwägen, Schmieden, Brückenequipagen u. s. w., dann folgt der Rest der Infanterie und Cavallerie.

Nach einem geraumen Zwischenraum marschirte die Hinterhut, die aus Infanterie, Cavallerie und einigen leichten Geschützen, unter Umständen aber auch nur aus einer der beiden ersteren Waffengattungen formirt war.

Zu beiden Seiten der Hauptcolonne fuhren die Marketender-, Troß- und Proviantwägen. Diese sonderbare vom heutigen Gebrauch so sehr abweichende Anordnung wird dadurch erklärt, daß im Falle eines Angriffes daraus eine Wagenburg gebildet wurde. Uebrigens bediente man sich in coupirtem Terrain und bei größerer Nähe des Feindes auch der Seitendeckung, zu welcher mit Vorliebe Dragoner verwendet wurden.

Eine eigenthümliche Erscheinung der Kriegführung dieses Riesenkampfes waren die Parteigänger. Man wendete diesen Ausdruck in sehr verschiedenem Umfang an, obwohl schließlich der Sinn derselbe blieb. Denn man nannte, und nicht mit Unrecht, auch den Grafen von Mansfeld und Christian von Anhalt Parteigänger, da sie den Krieg mehr um des Krieges halber, als wegen der Idee, der er zum Sieg verhelfen sollte, führten. Durch sie wurde der bis in seine äußersten und verderblichsten Consequenzen ausgebildete Grundsatz, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, eingeführt, und von ihnen ging das verderbliche Beispiel in der schrankenlosen Ausbeutung der Länder aus, mochten sie nun der Sache, welcher man wenigstens äußerlich angehörte, freundlich oder feindlich gesinnt sein.

Durch den Tod der Führer und die strammere Zusammenfassung der Kriegsmittel beider großen streitenden Seiten hörten diese Parteigängerheere gegen Ende der Zwanzigerjahre auf, aber nur dem Umfang, nicht der Sache nach. Aus den Heeren wurden einzelne Banden, die sich aus den übelsten Elementen, Deserteuren, verzweifelten Bauern, verkommenen Bürgern und noch schlimmerem Gesindel zusammensetzten und den Krieg, wenn auch unter dem Aushängschild dieser oder jener Sache, in einer Weise führten, die sich kaum vom blanken Räuberthum unterscheiden ließ. Die Gerechtigkeit gebietet, hier einzuschalten, daß solche Parteigängerbanden viel häufiger der protestantischen Sache anhingen als der kaiserlichen.

Die Bezeichnung „Parteigänger“ wurde aber noch in einem dritten Sinne angewendet, indem man darunter jene Streifcorps verstand, welche der Armee voraus oder zur Seite zogen, um Requisitionen und Brandschatzungen einzutreiben, den Feind zu beunruhigen oder zu beobachten. Als Parteigänger dieser Art machten sich im

kaiserlichen Heere Holk (bereits Seite 738 besprochen) und Johann von Werth berühmt. Schließlich verstand man darunter auch kleinere Abtheilungen, welche zu bestimmten Zwecken, z. B. um Transporte abzufangen, Couriere aufzuheben, Kundschaft einzuziehen, abgesendet wurden. Derlei Expeditionen nannte man „Parteimachen“ und sie gehörten zu den gefährlichsten, aber auch anregendsten Dienstleistungen, für welche man stets besonders gewandte Leute auswählte.

Es bildete sich mit der Zeit ein förmlicher Codex der Listen heraus, die bei solchen Expeditionen angewendet wurden, und wenn uns etwas von vornherein bedenklich gegen diese „Parteigänger“ stimmen muß, so ist es der Umstand, daß nachgewiesenermaßen zwischen solchen feindlichen Streifcorps Verträge geschlossen wurden, nach welchen sie sich sorgfältig auswichen und jedes in einem bestimmten Umkreis sein Wesen trieb. Es handelte sich also auch hier meist nicht um Schädigung des Gegners, sondern nur darum, möglichst viel aus der unglücklichen Bevölkerung herauszupressen.

Solche „Parteimacher“, die oft nur aus wenigen Soldaten bestanden, benützten Verkleidungen aller Art, als Bauern, Zigeuner, Bettler, Frauen gingen sie ihren dunklen Wegen nach und wußten sich überall Spione zu schaffen; besondere Boten, „Feldtauben“ genannt, vermittelten die Correspondenz, die in verschiedenen Geheimschriften abgefaßt und zwischen Blättern eingenäht, in Erdkügelchen gedrückt, im Haar zottiger Hunde und noch anderen schwer zu entdeckenden Orten verborgen wurde. Galt es einen Ueberfall, so erschreckte man die Arglosen durch nachgeahmte Kanonenschüsse, indem man Gewehre mit doppelter Ladung durch ein Faß schoß; um den Verfolger zu täuschen, zog man Schuhe an, auf welchen die Sohlen verkehrt angebracht waren, gestohlenem Vieh wurden Schuhe an die Hufe gebunden, den Pferden schlug man die Hufeisen verkehrt an u. s. w.

Von diesem „Parteimachen“, das für den Kundschafterdienst oft sehr ersprießlich wirkte, war dann nur mehr ein Schritt bis zum Marodeur und gewöhnlichen Freibeuter, die einzeln, meist aber in ganzen Banden das Land durchzogen. Besonders wenn eine Armee zersprengt wurde oder sich in Folge mangelhafter Verpflegung auflöste, fanden solche Banden starken Zulauf und umkreisten den Zug des Heeres, wie die Schakals den Löwen.

Aus jener Zeit soll auch das heute noch übliche Wort „Marodebrüder“ stammen. Gleich im Anfang des Krieges kam nämlich ein neugeworbenes Regiment des Grafen Johann von Merode (geblieben bei Hameln 1633) durch mangelnde Verpflegung so herunter, daß alle Disciplin verfiel und die Soldaten so massenhaft zurückblieben oder davon liefen, daß endlich kaum mehr die Fahnenwache besetzt werden konnte. Diese Nachzügler, welche das Heer umkreisten, nannte der Soldatenwitz „Marodebrüder“ (wohl richtiger Merode's Brüder). Auch die Namen „Heckenbrüder“, „Saufänger“ „Waldfischer“, „Immenschneider“ (weil sie den Bauern die Bienenstöcke herausschnitten) u. s. w. waren für dieses Gesindel üblich, das auch dem eigenen Heer gefährlich wurde, Pferde aus dem Lager und von der Weide stahl, die Zelte plünderte und den letzten Troßwagen auflauerte.

Vergeblich war die furchtbare Strenge, welche man gegen diese Leute anwendete, sie ergänzten sich durch die Art und die Leiden der Kriegführung immer aufs Neue und trugen die Verwilderung, welche von den Heeren wie in einem verheerenden Strom ausfluthete, in tausend kleinen Rinnsalen durch die Länder. Ihre Existenz gehörte nicht zu den wenigst schlimmen Nachwirkungen dieses unseligen Krieges, und obwohl

man mit äußerster Strenge vorging, bildeten sie noch nach Jahrzehnten den Kern gefürchteter Räuberbanden.

Interessant aber durch die lange Dauer des Krieges erklärlich ist es, daß sich trotz dieser Verwilderung und der vielfachen greulichen Ausschweifungen gerade im dreißigjährigen Kriege jenes lebhafte Standesbewußtsein, der Stolz auf das Waffenhandwerk und die Soldatenehre herausbildete, wie sie bis zum heutigen Tage noch den Kitt der Armee bilden.

In unübertrefflicher Weise schildert diese Gesinnung Schiller im „Lager", das man füglich als culturgeschichtliche Poesie des Soldatenthums jener Tage ansehen kann. Wenn der Kürassier sagt:

„Der Soldat muß sich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll ich frisch um mein Leben spielen,
Muß mir noch gelten etwas mehr. —
Ja — über's Leben noch geht die Ehr!"

so ist das noch ebenso das Denken und Fühlen jedes echten Soldaten heute, wie damals. Und die Freude an seinem Stand, die ihn wohl hie und da vornehm auf das bürgerliche Leben herabsehen läßt, spricht sich in einer für alle Zeiten giltigen Weise in den Worten aus:

„Das Schwert ist kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächst uns keine Saat,
Ohne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich am eignen Herd nicht wärmen,
Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen grünen Auen,
Die Traubenlese, den Erntekranz
Muß er wandernd von ferne schauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?...
Will einer in der Welt was erjagen,
Mag er sich mühen und mag sich plagen;
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bück' er sich unter die goldenen Bürden,
Will er genießen den Vatersegen,
Kinder und Enklein um sich pflegen,
Treib' er ein ehrlich' Gewerbe in Ruh'.
Ich — ich hab' kein Gemüth dazu.
Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und niemand beerben
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht weg schauen von meinem Thier."

Wenn auch manches, ja vieles anders und besser geworden ist und der Soldat heute in den vollen befruchtenden Strom des bürgerlichen und geistigen Lebens des Volkes einbezogen, daher auch von dessen Gütern nicht ausgeschlossen ist, so drückt sich in diesen Zeilen doch das aus, was wir heute noch soldatischen Sinn nennen, freilich in einer Form, die uns heute fremd dünkt, aber für jene Zeit nicht charakteristischer sein könnte.

In dem wilden Getriebe dieses Krieges, der alle Leidenschaften entfachte, um besseren darunter zu ersticken, bildete sich bei den Soldaten jene eigenartige Denk-ise heraus, die ihn von den übrigen Ständen trennt. Die Verschiedenheit des Reli-onsbekenntnisses — welche mit den Ursachen des Krieges so eng zusammenhing — irrte die Soldaten nicht mehr; schon Waldstein fragte nur nach der Tüchtigkeit, ht nach dem Glauben seiner Soldaten, und schließlich finden wir in Holzapfel-elander sogar einen Protestanten an der Spitze der kaiserlichen Heere. Auch die artei an sich übte auf die meisten keinen besonderen Einfluß, hohe Officiere, wie rnim, Holk, De Souches und Andere wechseln die Fahne, ohne an Ansehen ein-büßen, die Soldaten thun desgleichen, freiwillig oder gezwungen unter dem Doppel-



Straßen-Ueberfall. (Seite 779.)

ler fechtend, wie sie es unter der sächsischen oder schwedischen Fahne gethan hatten. n die Stelle dieser Motive trat aber als sittlicher Halt die Empfindung für das oldatenthum, der Stolz, „daß er als Krieger der Herr der zerrütteten Welt sei, oft r einzige geistige Besitz der ihn vom Räuber und Mörder unterschied“.

„Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.“

Man hielt darauf, ein „ehrlicher Soldat“ zu sein, und wenn diese Bezeichnung

auch nicht in allen Beziehungen vor der strengen Prüfung bestand, im Verkehr der Kameraden, gegen den Vorgesetzten, selbst gegen den Feind, hielt man darauf und es bildete sich ein eigenthümlicher Codex der Soldatenehre aus, der aus all dieser Verwilderung einen gewissen Grad von sittlichem Bewußtsein rettete.

Namentlich dem Gegner gegenüber herrschte ein ziemlich milder Kriegsbrauch, wozu allerdings viel mitwirkte, daß sich oft die Kameraden von heute morgen feindlich gegenüberstanden. Es ist dies als einer der Lichtpunkte des dreißigjährigen Krieges umso williger anzuerkennen, als die vorausgehenden Kriege mit den Türken und in den Niederlanden gerade darin furchtbar grausame Gewohnheiten eingebürgert hatten. Mit Ausnahme einzelner Fälle, wo vorausgegangene Grausamkeiten, die meist von den spanischen Regimentern ausgingen, den Rachedurst entflammt hatten, kamen keine Fälle von Niedermetzelung wehrloser Soldaten vor. Wer die Waffen wegwarf und Pardon — oder wie es auch hieß: „Quartier" — verlangte, wurde in der Regel verschont. Nur wenn bei Belagerungen gegen den Kriegsbrauch gekämpft worden war oder jemand in Verdacht stand, Zaubermittel und Teufelskünste zu brauchen, waltete keine Schonung. Dem Sieger gehörten die Waffen, Schärpe, Hutfeder und anderer Zierrath, dann das, was der Gefangene in den Kleidern barg, diese selbst aber verblieben ihm.

Die Gefangenen wurden je nach dem Rang und in besonderen Fällen nach der persönlichen Bedeutung ausgewechselt. Z. B. Johann von Werth gegen Graf Horn. Wiederholt wurden auch Verträge über die Lösegelder geschlossen, gegen welche die Gefangenen entlassen wurden. Nach einem 1626 mit den Dänen geschlossenen Vertrag wurde an Lösegeld entrichtet: bei der Cavallerie für einen Obersten 500, für den Oberstlieutnant 300, Oberstwachtmeister 250, Regimentsquartiermeister 40, Regimentsprofoß 35, für den Rittmeister 200, Lieutenant 60, Fähnrich 50, Quartiermeister 20, Corporal 18, Trompeter 18 und den gemeinen Reiter 12 Gulden; — beim Fußvolk für die drei obersten Chargen der gleiche Betrag, für den Quartiermeister 40, Regimentsprofoß 20, den Feldprediger 18, den Regimentsschultheiß 25, den Proviantmeister 20, den Regimentswagenmeister ebenfalls 20 fl., für den Hauptmann 200, für den Lieutenant 50, für den Fähnrich 35, die Führer, Feldscherer, Musterschreiber je 20, die Gefreiten und Corporale je 12, für den gemeinen Mann, Pfeifer, Trommler u. s. w. je 7 Gulden.

Nach einem 1643 zwischen Gallas und Torstenson abgeschlossenen Vertrag wurden die Lösegelder also bestimmt: für den Generallieutenant 15.000 Ducaten, den Feldmarschall 10.000, den Feldmarschalllieutenant 3000, den Generalwachtmeister 2000, den Oberst 1000 Thaler und so weiter herab bis zum Reiter, der mit 8, und dem Fußsoldaten, der mit 4 Thalern ausgelöst werden konnte.

Mit Ausnahme einzelner Fälle, wo es sich um die Befreiung besonders verdienter Officiere handelte, erlegte aber nicht der Staat diese Lösegelder, sondern sie mußten aus dem eigenen Vermögen oder von der Familie des Gefangenen bestritten werden. Das Lösegeld fiel, mit Ausnahme jener Gefangenen, welche dem Kriegsherrn oder der Verfügung des Feldherrn vorbehalten waren, jenem zu, der die Festnahme vollzogen. Sehr häufig kam es vor, daß die Obersten für gefangene Officiere ihren Soldaten das Lösegeld zahlten, um jenen eine bessere Behandlung zu sichern. Oft aber blieb jede solche Bemühung vergeblich, wie wir 1620 an dem Beispiel des baierischen Generals Haßlang sahen, der trotz Verwendung Friedrich's von der Pfalz von den ungarischen Reitern, die ihn gefangen hatten, so übel behandelt wurde, daß er starb. Die Croaten scheinen während der

ganzen Dauer des Krieges einen ähnlichen schlimmen Ruf behalten zu haben, denn sie wurden von den Schweden ausdrücklich von der Auswechslung ausgeschlossen und als Zwangsarbeiter in die Bergwerke geschickt.

Oft war es dem Sieger nicht möglich, die Gefangenen mitzuführen; dann entließ man sie einfach, wobei den Officieren das Ehrenwort abgenommen wurde, eine bestimmte Zeit keine Kriegsdienste zu leisten. Als später das Menschenmaterial anfing selten zu werden, wurden die gefangenen Soldaten meist zwangsweise in die Regimenter des Siegers eingetheilt, freilich eine Verstärkung von sehr zweifelhaftem Werthe, da solche Soldaten stets für unsicher galten und jede Gelegenheit benützten, um zu der alten Truppe rückzukehren, weniger aus Treue für die Sache, sondern weil dort die geringe Habe, vielleicht auch ein Soldrückstand geblieben war.

Da von einer Uniformirung in der Regel keine Rede war und die Soldaten wechselweise oft die Kleider des gefangenen oder getödteten Gegners benützten, so war es nöthig, für den Kampf besondere Erkennungszeichen festzusetzen. In erster Linie diente dazu das Feldgeschrei, das für jeden Schlachttag bestimmt wurde. Es war stets von religiöser Bedeutung und den contrastirenden Bekenntnissen angepaßt. Bei Breitenfeld hatte das Heer Tilly's die Losung „Jesus Maria!", die Schweden riefen „Gott mit uns!" und das gleiche Feldgeschrei wurde den beiden Heeren bei Lützen gegeben. Außerdem waren die Officiere durch die Feldbinden unterschieden, der Mannschaft gab man besondere Abzeichen. In der Armee des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz trug man die pfälzischen Farben, weiß und himmelblau, im kaiserlichen Heere führte Waldstein ausschließlich rothe Feldbinden ein. Die Soldaten der Tilly'schen Armee trugen bei Breitenfeld weiße Bänder um Hut oder Helm und weiße Schnüre um den Arm, die Schweden hatten grüne Zweige aufgesteckt.

Als Belohnung für Tapferkeit und andere hervorragende Dienstleistungen wurden Beförderungen und Erhebungen in den Adelsstand verliehen. In Oesterreich verlieh man an ausgezeichnete Heerführer, wenn sie sonst den Statuten entsprachen, den einzigen Orden, welcher damals bestand, jenen des goldenen Vließes; so war er z. B., wie schon erwähnt, für Pappenheim schon unterwegs, als dieser bei Lützen vom Tod ereilt wurde. Als Vorläufer der militärischen Orden verlieh man an tapfere Officiere goldene Ketten mit Denkmünzen, welche gemeiniglich das Bildniß des Kriegsherrn trugen und auch „Ehrenpfennige" genannt wurden. Waldstein verlieh solche Denkmünzen verschiedener Prägung, die jedoch alle sein Brustbild zeigten. Auf dem Revers der am häufigsten vorkommenden zeigt sich ein aufrecht stehendes, von einem Lorberkranz umwundenes Schwert und die Umschrift: „Audaces fortuna juvat!" (Das Glück begünstigt den Kühnen.) Auch ovale Denkmünzen mit dem Bildniß und dem Wappen des Herzogs von Friedland kamen vor.

Außerdem lohnte man Tapferkeit und Eifer durch Geschenke, deren Kostbarkeit sich schon damals weniger nach der That als nach dem Rang des Beschenkten richtete. Besonders Waldstein verstand es, seiner unnachsichtlichen Strenge, von welcher wir später sprechen werden, ein leuchtendes Gegenstück in einer verschwenderischen Freigebigkeit zu verleihen. Nach der Schlacht bei Lützen erhielten außer Octavio Piccolomini noch zahlreiche Oberste und Officiere, welche tapfer standgehalten hatten, reiche Geldgeschenke, z. B. Graf Johann Merode 1000 Ducaten, Marchese de Grana 4094 fl., Feldzeugmeister Breuner 12.000 fl., Oberst Kehraus 10.000 fl. u. s. w.

bis auf einen Cornet, der sich muthvoll der Gefangenschaft entzogen hatte und dafür 100 Reichsthaler erhielt. Zur Vertheilung an die Mannschaft wurden ausbezahlt dem Regiment Comargo 10.000 fl., Colloredo 9278, Graf Berthold Waldstein 8808, dem altsächsischen Regiment 8508, dem markgräflich Badensischen 8064 fl. u. s. w.

Auch Beweise persönlicher Anhänglichkeit wußte Waldstein glänzend zu belohnen. Seine mehrerwähnte Vorschrift, daß nur rothe Feldbinden getragen werden sollten, fand vielfachen Widerstand, da sich die Officiere von den bunten gold- und silberdurchwirkten Schärpen nicht trennen wollten. Da riß ein Hauptmann der Artillerie, um ein Beispiel der Unterwerfung unter den Willen des Feldherrn zu geben, die prachtvolle goldene Feldbinde, welche er trug, herab und trat sie mit Füßen. Waldstein schickte ihm dafür ein kostbares Geschenk und ernannte ihn in Kürze zum Obersten.

Tilly lohnte den Heldenmuth der vier Wallonen-Regimenter, die bis zuletzt mit ihm auf dem Schlachtfeld zu Breitenfeld ausgeharrt hatten, damit, daß er sie in seinem Testament zum Erben von circa 60.000 Thaler einsetzte,

Disciplin und Mannszucht.

Die Ursachen, die lange Dauer und der eigenthümliche Verlauf des dreißigjährigen Krieges lassen es ganz naturgemäß erscheinen, daß während desselben das ganze nationale und culturelle Leben der davon berührten Länder sich im Krieg concentrirte und allein von diesem beeinflußt wurde. Dies ist auch in den größten modernen Kriegen anders geworden; so tief dieselben durch die veränderte Heeresergänzung und die riesigen finanziellen Ansprüche auch in das Leben der Völker eingreifen mögen, so erfüllen sie dasselbe nicht ganz, sie nehmen nicht alle geistige und materielle Kraft in Anspruch, sondern daneben bringen sich noch jene zahlreichen Factoren zur Geltung, welche den unablässigen Fortschritt auf allen Gebieten des Culturlebens vermitteln. Davon konnte während des dreißigjährigen Krieges keine Rede sein; wenn die davon betroffenen Länder durch fast ein Jahrhundert auch in cultureller Beziehung an den Nachwirkungen dieses Riesenkampfes krankten, so lag die Schuld nicht in den immensen materiellen Verlusten, nicht an den Millionen von Menschenleben, welche vernichtet wurden, sondern darin, daß dieser Krieg jede culturelle Entwicklung unterbrach, durch ein Menschenalter die einzige Kraftäußerung war, welcher die deutsche Nation sich überließ, und schließlich alle geistige und physische Energie bis zur Erschöpfung in Anspruch nahm.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, wenn sich die Schilderung der militärischen Verhältnisse häufig von selbst zu einer Charakteristik der culturellen Zustände einer Zeit ausweitet, deren traurigstes Kennzeichen es ist, daß sie aller Cultur furchtbare Wunden schlug. Am meisten aber wird dieser Zusammenhang mit den allgemeinen Verhältnissen hervortreten, wenn es sich um jene Seiten des militärischen Lebens handelt, die in geistiger und moralischer Beziehung stets am meisten von der Zeit, den politischen Verhältnissen und gesellschaftlichen Anschauungen beeinflußt werden. Zum Glück ist die Tendenz des vorliegenden Werkes keine so einseitige, daß man den Beziehungen zwischen den militärischen Zuständen und dem Leben und Weben des Volkes sorgfältig aus dem Weg zu gehen brauchte; im Gegentheil liegt demselben ja der Gedanke zu Grunde, nachzuweisen, daß das Heer, seine Einrichtungen und

Thaten eine der höchsten Aeußerungen der staatlichen Gesammtexistenz, der Volkskraft sind.

Mit jener höchsten militärischen Tugend — der Disciplin — die mindestens gleichberechtigt neben der Tapferkeit steht, war es auch im dreißigjährigen Krieg noch nicht zum Besten bestellt. Wenn es indessen auch an zahlreichen Beispielen von Unbotmäßigkeit und offener Meuterei nicht fehlte, so bezeichnet derselbe doch auch in dieser Beziehung einen Wendepunkt zum Bessern. Freilich hatten daran jene Ideen, welche heute die Armeen begeistern, deren Treue und Subordination sichern, verzweifelt wenig Antheil, denn Vaterlandsliebe, Patriotismus u. s. w. durfte man von Armeen kaum verlangen, welche auf allen Straßen geworben wurden und häufig heute auseinanderliefen, um sich morgen zum großen Theil unter der Fahne des bisherigen Gegners wieder zusammenzufinden. Die stramme Disciplin, die wir trotzdem in einzelnen Perioden des langen Kampfes bei den Heeren finden, war lediglich auf das persönliche Ansehen einzelner hervorragender Feldherren basirt, so z. B. Tilly bei den ligistischen Armeen, Waldstein beim kaiserlichen, Gustav Adolf beim schwedischen Heere. Namentlich die beiden letzteren, die man nicht ganz mit Unrecht die Väter des modernen Kriegswesens nennt, haben ihren Soldaten zuerst auf Grund ihrer gewaltigen Persönlichkeiten den Begriff jener unbedingten Subordination beigebracht, ohne die man heute kein Heerwesen denken könnte. Sie finden ihren Gegensatz an Gallas und Baner, die trotz aller militärischen Tüchtigkeit durch persönliche Fehler die Disciplin ihrer Heere ruinirten und dadurch mehr als einmal alle mit dem Schwert errungenen Vortheile verloren. Uebrigens darf unter den Mitteln, welche Waldstein und Gustav Adolf die Handhabung einer strammen Disciplin gestatteten, eines der wichtigsten nicht vergessen werden, die pünktliche Soldzahlung, die natürlich bei einem Heer von Miethsoldaten in erster Linie steht.

Damit sah es aber vor und nach Waldstein im kaiserlichen Heere sehr schlimm aus, obwohl Kaiser Ferdinand III. bemüht war, durch Sparsamkeit und Ordnung die unter seinem Vorgänger stets aufs Aeußerste zerrütteten Finanzen zu kräftigen. Aber je länger der Krieg dauerte, desto mehr sank der Wohlstand und versiegten die Einnahmsquellen, und der Friede wurde zum guten Theil auch dadurch endlich erzwungen, daß es an den Mitteln fehlte, ihn weiterzuführen.

Schon bei den Musterungen kam es nicht selten zu förmlichen Aufständen, weil sich die Soldaten von den Obersten und Hauptleuten benachtheiligt glaubten, worin sie auch sehr häufig ganz recht haben mochten. Es ist eine stets wiederkehrende Klage, daß die Befehlshaber den Sold verkürzten, um sich zu bereichern, ja denselben ganz vorenthielten. Kam es dann über die Höhe desselben bei der Musterung zu Conflicten, so warfen die unzufriedenen Soldaten oft ohneweiters die Waffen weg, und man hatte, da sie wohl das Laufgeld empfangen, aber noch nicht geschworen hatten, kein Mittel, um sie zu halten. War es doch nicht weit bis zum nächsten Werbeplatz, wo man meist sie mit offenen Armen empfing.

Noch in schlimmerem Ruf als viele Befehlshaber und Officiere standen die Muster- und Verpflegs-Commissarien, welchen man eine ganz besondere Fertigkeit in jenen „Finanzirungen" zuschrieb, welchen wir schon hundert Jahre früher begegneten. Die Fälle waren nicht selten, daß dieselben beim Erscheinen im Lager von den erbitterten Soldaten bedroht und mißhandelt wurden. Daß auch die Auflösung der Regimenter, wenn es an Mitteln fehlte, die Ansprüche der Soldaten zu befriedigen,

nicht glatt abging, haben wir an dem Schicksale des Obersten Freiberg in Troppau gesehen, und es kam sogar wiederholt vor, daß bei einem Truppenkörper die Officiere eigenmächtig abgesetzt und neue aus der Mitte der Soldaten gewählt wurden.

Am schlimmsten ging es in dieser Beziehung im Beginn des unseligen Krieges bei der Armee der böhmischen Aufständischen zu. Das Regiment des Grafen Matthias Thurn meuterte wiederholt und zwang diesen, der nach keiner Richtung der ihm vom Schicksal und seinem Ehrgeiz zugetheilten Rolle entsprach, zu schimpflichen Unterhandlungen und Anleihen bei den Marketendern, wobei er schließlich weinend in die Klagen der Soldaten einstimmte und weidlich über die Prager Regierung mitschimpfte. Besser benahm sich in einem ähnlichen Falle Graf Mansfeld. Als sich die wegen Soldrückstände meuternden Soldaten an sein Zelt drängten, brach er mit bloßem Degen aus demselben hervor, hieb zwei der Empörer zusammen und bestieg sein Pferd, um nochmals auf die Tobenden einzusprengen. Mit nur drei Officieren bändigte und unterwarf er die 600 Köpfe starken Meuterer, nachdem er elf derselben getödtet und sechsundzwanzig verwundet hatte.

Wiederholt kam das böhmische Heer in Folge solcher Zustände der völligen Auflösung nahe und im weiteren Verlaufe des Krieges verfielen in Folge von Soldrückständen und Mangel auch kaiserliche Truppenkörper demselben Schicksal. Ja der Geldmangel wurde schließlich so groß und so allgemein, daß auch Kurfürst Maximilian von Baiern, trotz seiner vortrefflichen Finanzgebarung, die Mittel für sein Heer nicht aufbringen konnte. Kurz vor dem Friedensschluß empörten sich die in Hilperstein liegenden baierischen Reiter, verjagten die Officiere und ernannten einen Corporal zum Obersten. Durch rasch herbeigerufene Truppen umzingelt, ergaben sich die Meuterer erst nach blutigem Widerstand, worauf der neue Oberst mit achtzehn seiner Genossen hingerichtet, das Regiment neu formirt und in Eid genommen wurde.

Besonders gefürchtet von allen Vorgesetzten wurde die Abdankung des Regimentes, denn alle Beschwerden und persönlichen Abneigungen, die unter dem Zwang der Disciplin bisher unterdrückt werden mußten, machten sich in turbulenter Weise Luft, sobald die Fahne eingezogen und das militärische Verhältniß gelöst war. Wallhausen erzählt, daß sich dann die Officiere, besonders aber der Profoß und seine Untergebenen, versteckten, um nicht Mißhandlungen ausgesetzt zu sein oder für die während der Dienstzeit geübte Strenge verantwortlich gemacht und gefordert zu werden, wie es wohl mit den Worten geschah: „Ha. Du Kerl bist mein Befehlshaber gewesen, jetzt bist Du nicht ein Haar besser als ich; ein Pfund Deiner Haare gilt mir nicht mehr, als ein Pfund Baumwolle; komm her und raufe Dich mit mir.“ (Wallhausen, „Kriegskunst zu Fuß“.)

Ueberhaupt war nach der Abdankung große Abrechnung über alle persönlichen Zwistigkeiten, die während der Dienstzeit unter dem Bann der strengen Kriegsgesetze nicht ausgetragen werden durften. Da gab es dann auf einmal oft an hundert Zweikämpfe, ja es bildeten sich aus den bisherigen Waffenbrüdern Parteien, die sich grimmig bekämpften, und ohne Mord und Todschlag ging selten eine Auflösung vorüber. Man nannte diese Händel „Harnischwaschen“, und besonders gefährdet waren solche Soldaten, welche während der Dienstzeit in der Gunst der Officiere oder im Verdacht standen, als Angeber gedient zu haben. Häufig waren solche Anklagen aber nur Vorwände, um einen sparsamen, gut ausgerüsteten Mann berauben und plündern zu können; ließ er

sich aber das nicht ruhig gefallen, so hatte er es sich zuzuschreiben, wenn ihm eine Unannehmlichkeit passirte und er ein wenig todtgeschlagen wurde.

Nur in den seltensten Fällen hatten die Befehlshaber Lust oder Macht, diesem Unfug zu steuern, der als eine Art Kriegsbrauch galt; die bürgerlichen Behörden aber hatten gar nichts dagegen, wenn sich die abgedankten Soldaten gegenseitig todtschlugen und darüber auf die Drangsalirung der Bevölkerung vergaßen. Man fürchtete die Abdankung noch mehr als die Musterung, und jede Stadt, jeder Landstrich wehrte sich auf das Aeußerste, der Schauplatz der fast immer von den abziehenden Soldaten verübten Gewaltthätigkeiten zu werden.

An Kriegsgesetzen fehlte es allerdings nicht, und die Artikelbriefe aller deutschen Kriegsheere, sowie die schon 1621 erlassenen Kriegsartikel Gustav Adolf's verpönen alle Widersetzlichkeit, Unordnung und Gewaltthat. Aber man war dem geworbenen Soldaten gegenüber in einer ganz besonderen Lage und mußte demselben, um die Disciplin innerhalb der Armee zu erhalten, manche Ausschreitung gegen außen gestatten. Selbst Gustav Adolf konnte die anfängliche strenge Kriegszucht nicht aufrecht erhalten und südwärts des Mains hausten die Schweden schon unter seinen Augen in den katholischen Ländern in der schlimmsten Weise.

Die alten Rechtsformen, wie sie, obwohl mannigfach umgeändert, aus den Zeiten der Lanzknechte sich noch bis zum dreißigjährigen Krieg erhalten hatten, bestanden zwar äußerlich auch noch während desselben fort. Aber an die Stelle der von den Soldaten selbst geübten Rechtsprechung traten immer mehr die ganz unter dem Einfluß des Feldherrn stehenden Standrechte, deren summarische Justiz den momentanen Bedürfnissen entsprach. Oft erfolgte einfach ein Machtspruch des Feldherrn statt aller weitschweifigen Formalitäten, da die Menschenleben nicht so rar waren, um bedenklich zu sein, wenn allgemeine Wirkungen durch exemplarische Strenge erzielt werden sollten.

Als Tilly 1620 die baierische Armee zum Marsch nach Böhmen zusammenzog, hatten sechs wallonische Reiter einen Straßenraub begangen (Bild S. 773) und wurden dafür von ihm zum Tode verurtheilt. Ihren Kameraden mochte die Strafwürdigkeit nicht recht einleuchten, denn sie erschienen tobend auf dem Richtplatz, verjagten Profoßen und Henker, befreiten die Delinquenten und machten sie durch Verwechslung der Kleider unkenntlich. Da eilt Tilly, begleitet von General Haßlang, selbst herbei, um Ruhe zu stiften, aber man versagt ihm den Gehorsam, und die vorgehaltenen Piken hindern ihn, die Schuldigen zu greifen. Rasch werden deutsche Regimenter gerufen, die Meuterer von allen Seiten umzingelt und Geschütz gegen sie aufgefahren. Nun reißt Tilly selbst zehn Mann aus den Reihen der Wallonen, unbekümmert darum, ob die Räuber darunter sind, und läßt sie sofort hängen, obwohl vier davon adelig waren. Auch Waldstein übte ähnliche strenge Justiz und ließ 1625 nach seinem Einmarsch in Göttingen auf Beschwerde des Statthalters fünfzig als Räuber ertappte Soldaten auf einmal hängen.

Massen-Executionen kamen sonst meist nur wegen Feigheit vor, und am bekanntesten sind die zwei Strafgerichte, welche nach der Schlacht bei Lützen und der zweiten Schlacht bei Breitenfeld gehalten wurden. Waldstein setzte sofort nach seiner Rückkehr nach Böhmen ein besonderes Kriegsgericht in Prag über jene Officiere ein, deren Flucht vom Schlachtfeld bei Lützen erwiesen war. Dessen strenger Spruch wurde am 14. Februar 1633 vor dem Altstädter Rathhause vollzogen. Enthauptet wurden: Der Oberstlieutenant und deutsche Ordens-Commandant J. R. von Hagen,

A. Freiherr von Hoffkirchen, Oberstlieutenant im Regiment des Grafen Sp rre, Kapitän Graf von Gandendon, die Lieutenants J. H. Fabian, Andreas To tel, der Croaten-Lieutenant J. Jutsche und Cornet J. v. Kaschering; ferner die Geschütz-Hauptleute J. Berg, Mathias Kleebinder und Rittmeister von Warnstein. Ein Officier und ein Reiter wurden gehängt, vier Reiter unter dem Galgen enthauptet, sieben Officiere ehrlos erklärt und die Namen von vierzig anderen, welche sich durch die Flucht dem Kriegsrecht entzogen hatten, an den Galgen geschlagen.

Wir haben gehört, daß der schlimme Ausgang der zweiten Schlacht bei Breitenfeld besonders durch die sinnlose, von panischer Furcht eingegebene Flucht eines Theils der Reiterei des linken kaiserlichen Flügels herbeigeführt wurde. In erster Linie fiel die Schuld dem Regimente Madlot zu und über dieses wurde, als Erzherzog Leopold Wilhelm die Trümmer des Heeres im Winter 1642—43 in Böhmen sammelte, bei Rokytzan ein furchtbares Gericht gehalten. Das Regiment wurde aufgelöst, die Fahnen vom Scharfrichter verbrannt, die Degen der Officiere zerbrochen und daraus Nägel für Galgen geschmiedet; die Obersten Madlot und Desfours wurden in Prag enthauptet, sämmtliche Rittmeister und Lieutenants sowie jeder zehnte Mann gehängt, der Rest für ehrlos erklärt.

Für geringere Vergehen wurden Soldabzüge, Arrest, das Tragen von Eisen, das strafweise Reinigen des Lagers u. s. w. verhängt. In der schwedischen Armee finden wir als Körperstrafen auch das hölzerne Pferd und das Gassenlaufen, welch letzteres sonderbarerweise hie und da durch einen Stellvertreter erlitten werden konnte, da Punkt 105 der Kriegs-Artikel Gustav Adolf's bestimmt: „wenn ein Soldat sich dreimal für Geld vermiethet, Spießruthen zu laufen, so soll er enthauptet werden. Und wenn ein Capitain es seinen Soldaten erlaubt, oder ihnen gar rathet, solches zu thun, so soll er sogleich cassiert werden."

Jener soldatische Sonderstandpunkt, dessen wir schon erwähnt haben, machte sich sonderbarerweise auch bezüglich der Strafen und Executionen geltend. Nie wird zu den letzteren das gewöhnliche Hochgericht benutzt. Lautet das Urtheil auf Hängen, so vollzieht man es an einem Baum oder dem sogenannten „Quartiergalgen", der nur für Soldaten auf dem Marktplatz errichtet wurde. Die alte Formel, mit welcher der Soldat dem Henker übergeben wurde, lautete: „Du sollst ihn führen zu einem grünen Baum und aufknüpfen an seinen besten Hals, daß der Wind unter ihm und über ihm zusammenschlägt, auch soll ihn Tag und Sonne anscheinen, durch drei Tage, dann soll er abgelöst und begraben werden, wie es Kriegsbrauch ist." Nur der Deserteur und Verräther wurde an einen dürren Baum gehängt. Die Executionen mit dem Schwert wurden auf freiem Platz, wo das Volk Zutritt hat, vollzogen und dem Scharfrichter aufgetragen, daß der Leib das größte und der Kopf das kleinste Theil bleibt. Weder Scharfrichter noch Profoß bei den Truppen litten unter dem Bann, welcher die Vollstrecker bürgerlicher Bluturtheile als „unehrlich" betrachtete; sogar die „Steckenknechte", die Gehilfen des Profoßen, auf welchen wohl der Haß und die Verachtung der Soldaten ruhte und die meist aus Uebelthätern recrutirt wurden, denen man nur die Wahl zwischen Strafe oder dem gemiedenen Amt ließ, waren nach Ablauf ihrer Dienstzeit wieder „ehrlich", erhielten einen „Freizettel" und sollten von niemand ob ihres früheren Standes verachtet oder verhöhnt werden.

Ein bezeichnendes Beispiel, wie weit die Gewalt der einzelnen Feldherren und Obersten auch in Rechtsangelegenheiten ging, liefert der bekannte Vorgang des Obersten

pezan, der im Heer der böhmischen Aufständischen diente und mit den Trümmern
den zum Grafen Mansfeld übertrat. Während des Feldzuges in Ostfriesland
faßte er Zweifel an der ehelichen Treue seiner Gattin und verurtheilte dieselbe
mmingen nach einem ganz willkürlichen, unter seinem Einfluß abgehaltenen Proceß
Tode. Weder die Beisitzer, noch der Prediger, den er der Unglücklichen sendete,
ie zum Tode vorzubereiten, wagten einen Einspruch, erst der Scharfrichter ver
rte die Vollziehung. Aber Karpezan drohte, indem er das Schwert ergriff,
die Frau und dann jenen zu tödten, und nun erst ließ sich der Scharfrichter
i, die Arme zu enthaupten. Niemand dachte aber daran, den „böhmischen Othello"
ı dieser unter Verhöhnung aller Rechtsformen begangenen Gewaltthat zur Rechen-



Soldatenwirthschaft beim Bauern. (Seite 794.)

zu ziehen. Nun war es wohl in den Mansfeld'schen Heeren mit Rechtspflege
Disciplin am allerschlimmsten bestellt, aber die ganze Zeit war eine grausame und
lose, so daß aus den allgemeinen Verhältnissen solche besondere Fälle zu erklären
die sich übrigens unter anderen Formen häufig wiederholten, ja in der Preis
g der Soldatenfrauen an die Troßjungen sogar zu einer Art sanctionirten Kriegs-
h wurden.

Wie grausam selbst bei den Hinrichtungen vorgegangen wurde, liefert eine in
Tagen wohlbekannte Wiener Volksfigur, der sogenannte „blutige Junker".
Im Jahre 1620 machte in Wien eine Persönlichkeit Aufsehen, welche bei ihrem
lichen Erscheinen besonders auffiel. Es war ein junger Mann in der Tracht
kaiserlichen Reiters. Er ging stets mit entblößtem Halse, um welchen, gleich als
n Haupt einmal vom Leibe getrennt gewesen wäre, ein blutiger Streif sichtbar

war. Man nannte ihn deshalb den „blutigen Junker", und das Haus, in welchem er wohnte und starb (heutige Weihburggasse Nr. 12, alt 922) erhielt die gleiche Bezeichnung. Der junge Mann hatte ein gar schauriges Abenteuer erlebt.

Es war am 22. November 1618, General Mansfeld war kaum in die eroberte Stadt Pilsen eingezogen, als ein junger katholischer Edelmann, Namens Johann Christoph Zauzar, in dieselbe Stadt einritt.

„Wohin?" fragte der Commandant des Wachpostens am Stadtthore.

„Zum Feldherrn, dem glorreichen Mansfelder. Ich muß meine Schwester, eine aus dem Chotesauer Kloster hieher geflüchtete Nonne, aus brüderlicher Liebe und christlicher Schuldigkeit aus dem Bereiche der protestantischen Kriegsschaaren bringen."

„Mir scheint, Ihr seid eher ein katholischer Spion", erwiderte trocken der Commandant. „Beliebt, hier zu verweilen, bis ich Euch ins Hauptquartier führen lassen kann."

Derart war der Einzug des jungen Mannes in die Stadt Pilsen. Er verkehrte mehrmals mit dem Feldherrn wie auch mit dem städtischen Commissär Christoph Wiedersperger, gerieth eines Tages mit letzterem in Wortwechsel und dieser ließ ihn gefangen nach Stab bringen. Einige Wochen darauf wurde Zauzar freigelassen, mußte jedoch einen Revers unterschreiben, daß er Böhmen für immer meiden und sich niemals gegen die utraquistischen Stände brauchen lassen wolle.

Somit wäre Alles für Zauzar gut abgelaufen. Aber zu seinem Unglück hielt er das gegebene Wort schlecht. Zwar reiste er sofort aus Böhmen nach Eschelkam und genoß daselbst die Gastfreundschaft des dort im Exile lebenden böhmischen Obristlandschreibers Johann von Klenau-Janowic, bald jedoch ging er, trotz seines Reverses, nach Böhmen zurück und in das Lager des berühmten Generals Buquoi.

„Mir war die Zeit etwas langwierig, Vorhabens, mich wiederum an meinen Feinden zu rächen." So lautete seine Entschuldigung, mit der er abermals kaiserliche Kriegsdienste nahm.

Buquoi mußte sich vor der städtischen Defensionsarmee zurückziehen, worauf Zauzar im Regimente des Don Martin Huerta zu Pisek zurückblieb. Dieser Spanier war berüchtigt durch die grausame Art und Weise, mit welcher er umzugehen pflegte, und als er Zauzar beordete, mit dem Kapitän Schmidt und 150 Knechten nach Strakonic zu ziehen, war der Erfolg unschwer vorauszusehen. Es versahen sich vom Strakonicer Schlosse aus die Piseker Proviantmagazine sehr reichlich mit allem Nothwendigen, drückten in unverantwortlicher Weise die Bürgerschaft von Strakonic, raubten den Bauern in der Umgebung das Vieh und Getreide und suchten der aufständischen Adeligen Schlösser und Höfe in unfeinster Weise heim. Freilich schrieben darauf einige Herren der ständischen Partei Drohbriefe an Zauzar, er möge sich des Raubens sowohl als des Landes gänzlich enthalten, aber das beirrte den Junker nicht im mindesten; er fuhr fort, auf gut „huertaisch" zu hausen und brandschatzte auf unerschwinglichste Weise die utraquistischen Bewohner von Strakonic und Klattau.

Da berief einmal Huerta den Zauzar zu einer Unterredung nach Pisek, und weil die Straßen unsicher waren, schickte er ihm zu sicherem Geleite einen Trupp Reiter entgegen. Wohl kam Zauzar glücklich in Huerta's Quartier an, aber es hatten zwei Strakonicer Bürger die Officiere des nächsten ständischen Streifcorps auf dessen Reise aufmerksam gemacht und die Gelegenheit wohl ausgekundschaftet. Als nun auf dem Rückwege Zauzar während eines starken Nebels und nur von wenigen

Reitern begleitet durch den Wald kam, fing ihn eine im Hinterhalte liegende Schaar ständischer Knechte und brachte ihn nach Blatna. Mansfeld war gerade dort und versuchte es, ihn über den Stand des Huerta'schen Corps auszuforschen. Zauzar schwieg beharrlich, aber zwei seiner Reiter waren minder gewissenhaft und erstatteten so genauen Bericht, daß man sie mit je zwölf Ducaten beschenkt nach Pisek zurückschickte, wo sie die Besatzung theilweise meuterisch machten, was Huerta zur Capitulation zwang.

Währenddessen blieb Zauzar in Blatna gefangen. Mansfeld wollte ihn auf Ehrenwort freilassen, dagegen protestirten jedoch die ständischen Commissäre. Die Directoren gaben Befehl, ihn als Landesverräther vor das Kriegsgericht zu stellen, weshalb man den Gefangenen nach Pilsen, dann nach Stab brachte, wo er fünf Wochen lang im Stock lag. Nach Weihnachten wurde das Kriegsgericht zusammengesetzt und Zauzar durch dasselbe verurtheilt, „im Kerker mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht zu werden." Da der Scharfrichter zur Vollstreckung des Urtheils abging, verzögerte sich die Verkündigung des Urtheils bis zum 31. Jänner 1620.

Nun folgt der interessanteste Theil der Erlebnisse Zauzar's. Wir lassen hier seinen eigenen Bericht an den Kaiser folgen:

„Als nun der Scharfrichter zur Stelle gewesen, welcher sonst seine Wohnung zu Klattau gehabt, sind am letzten Jänner wieder Etliche zu mir gekommen, haben mir ein neues schwarzes Klagekleid sammt einem schwarzen Tuch, auf welchem ich im Gefängniß sterben sollte, gegeben und mir das Leben abgesprochen, welches ich, weil so viele ansehnliche geistliche und weltliche Personen für mich gebeten, nicht erwartete. Ich habe um Gotteswillen um Gnade gebeten, und weil ich sie nicht erlangen konnte, haben sie mir doch auf mein Begehren einen katholischen Priester, der mich des anderen Tages mit Beicht und Communion versehen, zugelassen, und daß man mich öffentlich hinrichten solle und auch ehrlich begraben. Nach verrichteter Communion bin ich wieder in den Stock gelegt, hernach um die elfte Stunde von den dazu beorderten Knechten und Sergeanten, von fünf katholischen Priestern und dem Cantor Bartholomae Thalo sammt der Cantorei, die allbereits das Miserere und was dazu gebräuchlich, gesungen, auf die Richtstätte begleitet worden. Als ich hinzu kam, wo das schwarze Tuch für mich ausgebreitet war, habe ich alsbald mit den Priestern die psalmos poenitentiales gebetet, hernach das Fatzenet (Taschentuch) aus dem Sack genommen, mit beiden Händen zusammengedreht, die Augen selbst verbunden und niedergekniet und gegen männiglich verba formalia gesagt: Unschuldig muß ich sterben, Gott räche mein unschuldig Blut!"

„Und während ich etwas kleinmüthig und traurig worden, kömmt mir vor, als sagte ein Anderer zu mir, ich sollte mich nicht fürchten, ich werde nicht sterben. Hierauf ich den Scharfrichter, der allbereits hinter mir gestanden, zugesprochen mit den Worten: ‚Meister, sage mir, wie ich den Kopf halten soll!' Weil ihm aber das Reden, ich weiß nicht was Ursache, ganz verboten worden, hat er mir auch nicht geantwortet, sondern dem Richter alldort gedeutet, was er mir sagen sollte. Als ich nun seine Meinung vom Richter verstanden, habe ich noch kniend und mit verbundenen Augen das Wamms aufgerissen, daß die Knöpfe unter das umstehende Volk gesprungen. Als ich mich also bereitete, ist der Scharfrichter — wie man mich berichtete — dreimal rings um mich herumgegangen, hat hinter mir mit den Füßen etliche Kreuze auf das Tuch gemacht und mich doch nicht angerührt. Und weil er mir es schier zu lange

machen wollte, habe ich begehrt, daß der Priester inzwischen mit mir beten soll. Wie er nun anfängt das Paternoster und kömmt bis auf das „Adveniat regnum tuum" (Zu Uns komme Dein Reich), schlägt der Scharfrichter zu und haut mir eine große lange Wunde in den Hals und schreit selbst ‚Jesus!'"

„Ich fiel auf die linke Seite und schlug mit der Rechten über mich, das Tüchel fiel von den Augen auf den Hals und blieb zugebunden, und ich blieb also liegen und — wie ich hernach berichtet worden — stand der Scharfrichter vor mir; die Commissäre und die vom Adel schrien ihm zu, er solle zuhauen. Er war aber alsbald wie erblindet und stumm, daß er weder reden noch sehen konnte, noch wußte, was er thun sollte. Sein Weib auch zugegen war. Als sie das sah, nahm sie ein Messer, wollte mir den Kopf, wie etwa einem Kalbe gar abschneiden; weil sie das Tüchel nicht sobald auflösen konnte und etwas an ihrem Vorhaben gehindert war, hat sie mir erstlich einen Schnitt gegen die Gurgel gegeben, hernach einen Stich gethan, wie an dem Tüchel, so mit sechs Löchern, dadurch sie gestochen, und an meinem Hals zu sehen. Da ich aber den Stich empfunden, habe ich mich wieder aufgerichtet und nach der Henkerin gegriffen, sie aber hat sich von mir gerissen und sind beide — sie mit ihrem Manne — davongelaufen. Als das Volk gesehen, daß ich wieder aufgestanden, sind sie allenthalben, auch gleichfalls die Priester (deren einer, mit Namen Bilek aus Choteſau, alsbald in Ohnmacht gefallen) von mir als einem Geist gewichen. Ich bin immerzu unverweilt hinter sich gegangen und ungefähr in das Haus, wo die meisten vom Adel hingeflohen, gekommen. Als sie mich gesehen dem Hause nahen und die Todtentruhe, die für mich bereitet in demselben Hause gestanden, umstoßen, sind sie von den untern in die obern Zimmer gelaufen."

„Indem ich nun daselbst ein wenig zu mir selbst gekommen und das Blut wie ein Röhrbrunn von mir gespritzt, sintemal mir der Kopf ganz auf der linken Achsel gelegen, bin ich wieder hinaus auf die Richtstätte gegangen, das Tuch und den Ort, worauf ich sterben sollte, beschaut, und als ich eine Weile dagestanden, sind zwei unbekannte Frauen, deren eine (wie man mich dessen Allen hernach wahrhaftig berichtet) des verstorbenen Herrn Abten zu Bruck (Klosterbruck bei Znaim) Frau Mutter, die andere aber eine Bürgerin daselbst gewesen, die sich meiner erbarmt und mich jede bei einem Arm in ein Haus geführt, mich alldort auf die Erde gelegt und das Blut stillen wollen."

Wie greulich die vorgeschriebene Blutscene gewesen sein muß, erhellt daraus, daß der Scharfrichter von Klattau darnach wahnsinnig wurde und am fünften Tage unter entsetzlichen Visionen starb.

Weniger empfindlich waren aber Zauzar's Richter. Sie ließen den halb entseelten, fürchterlich blutenden Jüngling schon am Lichtmeßtage in das Gefängniß zurückbringen. Die hier erlebten Kerkerleiden zu schildern, erlaubt nicht der Raum dieser Blätter, genug, sie bildeten die würdige Folie zu allem Früheren.

Da kamen am 12. Februar drei Mansfeld'sche Compagnien Werbetruppen aus Nord und Süd zusammengeblasen nach Stab. Von ihnen wurde die Wache vor Zauzar's Kerker bezogen, und da gelang es ihm, deren vier zu gewinnen, die ihm aus dem Gefängnisse halfen, ihn mit einem Reitpferde versahen und, selbst desertirend, bis in die Pfalz begleiteten. Er fuhr mit Postpferden weiter, um nach Regensburg zu gelangen.

Aber noch sollte er nicht gerettet sein. Auf dem Wege dahin wurde er zu Wald-

ufen vom Postmeister erkannt und festgehalten. Alle Mittel der Beredsamkeit und estechung wurden von Zauzar versucht, um so nahe am Rettungsziel nicht abermals rloren zu sein; allein der Postmeister hatte bereits nach Prag geschrieben und dort tte man seinen Bericht höchst wohlgefällig aufgenommen.

Zauzar's unglückliches Schicksal bewegte selbst den strengen Mansfelder; er tercedirte — leider ohne Erfolg — für denselben, und so langten die böhmischen Commissäre mit einer Kalesche und zehn Pferden in Waldhausen an, um ihn abzuholen. Da erst, im entscheidenden Momente, bewog das Flehen und die Versprechungen des Gefangenen den Postmeister, ihn zu retten. Eben als die böhmischen Commissäre anlangten, ließ er ihn durch das Fenster springen, und Zauzar entfloh glücklich durch den Wald nach Fremb zum Bischofe, welcher — höchlich erbaut durch die wundersamen Erlebnisse des Junkers — ihn nach Regensburg führen ließ. Von da reiste er in Dampierre's Lager und mit dessen Geleite nach Wien.

In Wien ließ sich Kaiser Ferdinand II. den Unglücklichen vorstellen und ihm am 11. März 1620 eine geschriebene Relation seiner Erlebnisse huldreich entgegen. Von einem Gnadengehalte unterstützt, lebte Zauzar in der Hauptstadt, und seine Geschichte machte so großes Aufsehen, daß man ihm Tritt für Tritt folgte und seine blutigen Abenteuer, die er mit zahllosen Einzelnheiten zu schmücken verstand, begierig anhörte. Sogar die Buchdruckerspeculation bemächtigte sich seiner und man konnte in einem „Flugblatte“ (regelmäßige Zeitungen gab es damals noch nicht in Wien) die „Wanderliche Geschichte“ von dem „blutigen Junker“ lustig und andächtig lesen.

Machten sich Grausamkeit und Verrohung schon in den inneren Beziehungen der Soldaten geltend, so läßt sich leicht ermessen, in welcher Weise sie gegen die Landesbewohner auftraten. Hatte anfänglich der Charakter des Kampfes als Religionskrieg mitgewirkt, um denselben greuelvoll zu machen, so wirkten später die Verwilderung der Soldaten, die Habsucht der Führer und häufig auch die wirkliche Noth mit, um Greuel hervorzurufen, die kaum von den Türkenkriegen überboten werden konnten, und in welchen katholische und protestantische Heere wetteiferten. In Wahrheit kann man sagen, daß die Geschichte jener unseligen Zeit mit Blut und Thränen geschrieben ist, und man kann sie noch heute nicht ohne tiefe Erschütterung verfolgen. Treffend nennt ein moderner Culturhistoriker den dreißigjährigen Krieg einen „ungeheueren Zerstörungsproceß, ein Menschenalter voll Blut, Mord und Brand, radicale Vernichtung der beweglichen Habe, Zerstörung der unbeweglichen, geistiges und materielles Verderben der Nation“.

In der letzten Zeit des Krieges machte es wenig Unterschied, ob ein Heer in Freundes- oder Feindesland hauste. Die Feldherren — in erster Linie wohl die schwedischen, wie Baner, Torstenson und Königsmark — schrieben unerschwingliche Contributionen aus und bargen einen Theil davon in ihrer Tasche; die Obersten und Hauptleute brandschatzten die Dörfer und Städte, in denen die Truppen lagen, erbarmungslos ward das Unerschwingliche zugemuthet, dann begann ein Handeln und Feilschen, auf der einen Seite wilde Drohungen, auf der anderen demüthige Bitten, im besten Falle ward zuletzt ein Abkommen getroffen und durch große Geschenke an die Oberofficiere besiegelt, um neue Schonung zu erhalten, aber nur selten war ein solches Abkommen wirklich von Nutzen, meist wurde es von jenen, mit welchen es geschlossen wurde, oder von den nächsten Nachfolgern gebrochen. Die Fürsten schickten ihr Silbergeschirr und die Pferde ihres Marstalles als Geschenke an die Generäle, die Städte

Geldsummen und Weinfässer an die Hauptleute, die Dörfer Reitpferde und goldene Tresse[n] an Cornet und Wachtmeister, solange von solchen Bestechungsmitteln überhaupt noch etwa[s] vorhanden war. Lagerte das Heer in einer Landschaft, so suchten sich angesehene Grund[-] besitzer, Stifte und Dörfer durch eine **Salva guardia** zu schützen. Diese mußte theue[r] bezahlt, gut behandelt und ernährt werden und verübte trotzdem noch arge Ungebühr. Lag ein Ort zwischen zwei gegnerischen Heeren, dann mußte er von beiden Seite[n] Schutz erbitten und dann lebten wohl die Feinde auf Kosten ihrer Wirthe lustig un[d] in friedlichem Einvernehmen.

In bezeichnender Weise schildert der Pastor Martin Bötzinger von Poppen[-] hausen in Thüringen, der alle Leiden dieses furchtbaren Krieges sah und fühlte, die[se] Zustände. „Als nun Anno 1627", schreibt er in seiner höchst interessanten Selbst[-] biographie, „Dienstag nach Jubilate alle Präparatoria (Vorbereitungen) dazu gemacht waren, kamen eben an solchem Tag 8000 Mann Sachsen-Lauenburgisches Volk, neb[st] dem Fürsten selbst, vor Heldburg, schlugen ein Lager auf dem Samen (auf besäte[n] Acker), verderbten in acht Tagen die Stadt und das Amt dermaßen, daß weder Ka[lb] noch Lamm, weder Bier noch Wein mehr zu bekommen war. Es wurde aus alle[n] Ämtern Proviant zugeführt und konnten dennoch kaum die fürstlichen Officir und Beamte[n] unter ihnen aushalten. Wurden wegen Kälte, so einfiel, in die Stadt und Dorfschafte[n] etliche Tage eingelegt. Da bin ich zu Poppenhausen im Pfarrhaus das erste Ma[l] geplündert worden. Denn ich hatte nicht allein nichts verwahret, sondern vielmehr zugeschicket, als wenn ich einen ehrlichen Gast und Officier herbergen wollte. Kam um mein Weißzeug Bettgeräth, Hemden u. s. w. Denn ich wußte noch nicht, daß die Soldate[n] Mauser wären und alles mitnehmen. Mußte der Landesfürst, Herzog Casimir, selb[st] nach Heldburg reisen und stellte dem Lauenburger ein fürstliches Banquet an, schenkte ihm etliche stattliche Rosse und 8000 Thaler, damit er ihn nur hinwegbrächte."

Bald wurden diese Erpressungen und Brandschatzungen in ein förmliches Syste[m] gebracht und raffinirte Mittel der List und Grausamkeit angewendet, um sie erträgnis[-] reich zu machen. Je länger der Krieg währte, desto größer wurde die Noth, desto verwilderter die Soldaten und desto unmenschlicher naturgemäß die Mittel, welche sie anwendeten, um Proviant oder versteckte Güter zu erpressen. Nach der Schlacht bei Liegnitz (1634) ergossen sich die zersprengten kaiserlichen Soldaten durch das südliche Schlesien und verübten furchtbare Greuel; sie hetzten die Einwohner gleich wilden Thieren, die Frauen aber wurden mitgeschleppt, wo ihrer das schmählichste Los wartete. Um die vermeintlichen Verstecke von Geld und Gut zu erfahren, wurden die raffinirtesten Qualen ersonnen; man schnitt den Unglücklichen Riemen aus dem Leibe, goß Mist[-] jauche und anderen Unrath in den Hals, riß die Fußsohlen auf, um Salz hineinzu[-] streuen, steckte Schwefel oder Kienspäne zwischen die Nägel und andere empfindliche Theile, um sie anzuzünden u. s. w. Frauen wurden vor den Augen ihrer Verwandten entehrt, Kinder den Eltern aus den Armen gerissen, gespießt oder an den Wänden zerschmettert. Eine oft angewendete Marter war das „Rädeln", wobei die Daumen zwischen das Schloß der Radpistolen statt der Feuersteine gezwängt wurden. Auc[h] steckte man die Unglücklichen in die Backöfen und zündete dann Stroh und Reisig an so daß sie, um nicht zu ersticken, durch die Flammen kriechen mußten.

Berüchtigt wegen ihrer Ruchlosigkeit waren die Soldaten des Herzogs Bernhar[d] von Weimar, meist Schweden und Franzosen. Von ihnen stammte der „schwedisch[e] Trunk" her, wobei den Opfern so lange Flüssigkeit eingegossen wurde, bis sie, wen[n]

n auf den Bauch trat, oben wieder herauskam. Pastor Bötzinger erfuhr solche ceduren an seiner eigenen Person und brachte sie sogar in Verse:

„Oft hat mir der Soldat
Und zornige Croat
Das Schwert ans Herz gesetzet
Und mich gar sehr zerfetzet,
Doch konnt ich noch nicht sterben,
Kein Unfall mich verderben.

Mistlacken etlich Maß,
Goß man, als in ein Faß,
Mir in den Leib zur Stunden,
Vier Kerls mich fest bunden;
Doch konnt ich noch nicht sterben,
Kein Unfall mich verderben.

In's Wasser ich auch mußt',
Da hatt' ich schlechte Lust,
Man warf mich 'nein, gebunden,
Gott hat mich losgewunden,
Daß ich nicht durft ersaufen,
Bin wunderlich entlaufen."

Den schlimmsten Ruf genossen die Croaten, unter welcher Bezeichnung man die kaiserliche Reiterei zusammenfaßte, die aber nicht blos aus Croaten, sondern auch garn und Polen bestand. Von ihnen klagen die niederhessischen Stände 1637, daß im Lande hausten wie die Teufel, Zungen, Nasen und Ohren abschnitten, Augen stachen, Nägel in die Köpfe und Füße schlugen, heißes Pech, Schwefel und Blei die Ohren und den Mund gossen, die Leute, mit den Rücken aneinander gekoppelt, eine Reihe stellten und darnach Scheiben schossen.

Derlei Greuel, deren gänzliche Aufzählung in jeder Beziehung anwidern würde, urden oft von den regulären Heeren, mindestens unter stillschweigender Duldung der ihrer verübt; noch schlimmer trieb man es, wenn eine verlorene Schlacht oder der angel alle Bande der Ordnung lösten, wie es nach Nördlingen bei den Schweden n mit den Heeren von Gallas und Baner im holsteinischen Feldzug geschah.

„Die Soldaten löſten sich oft in Raubhorden auf", erzählt ein Zeitgenosse, ngen Bürger und Frauen und mißhandelten sie mit der größten Grausamkeit. Man ndet ihnen z. B. beide Hände auf den Rücken, stößt mittelst einer durchlöcherten le ein Roßhaar durch die Zunge und zieht dieses zu entsetzlichem Schmerz auf und ; oder man schnürt zwei Finger aneinander und fährt dazwischen mit dem hölzernen bstock auf und ab, bis Haut und Fleisch bis auf den Knochen verbrannten; für en von Angst und Schmerz erpreßten Schrei aber gab es Peitschenhiebe auf die de. Leute todtzuschießen war zu einfach und schmerzlos; deshalb schoß man drei geln in das Knie und drehte dann das Knie um wie eine Garnwinde. So kamen le zur Verzweiflung", fährt diese Schilderung nach weiteren Details, die wir als abstoßend übergehen, fort, „daß sie gar nicht mehr glauben wollten, daß ein Gott Himmel wäre, vermeinend, wenn er lebe, solle er alles mit Donner und Blitz in Erde schlagen. Ja, es mußten die armseligen, vor Schreck und Bekümmerniß richten Weiber, ihren Männern Leib und Leben zu fristen, den Vater bei ihren dern und ihre kleinen Kindlein vor Marter und Qual, das Haus aber vor Plün-ng zu erhalten, freiwillig und öffentlich (Ehr und Tugend hintangesetzt) ein Mehreres n und läßt es Jedermann also fortgehen, aus Herzeleid und Betrübniß und überängliche Wehmut noch dazu lachend und erwartend, was die Hand des Höchsten Sache für einen Ausschlag geben möchte."

Es darf aber nicht übersehen werden, daß der wichtigste Antrieb zu diesen Ge-tthaten in den mangelhaften Einrichtungen des damaligen Kriegswesens lag, obwohl

die aus den Kriegen in den Niederlanden und mit den Türken überkommene Verwilderung und der anfängliche Religionsfanatismus auch mitwirkten. Der Sold war, da sich der Soldat selbst verpflegen und bekleiden sollte, gering, nur zu oft blieb er ganz aus und Noth und Entbehrung waren keine seltenen Gäste in den Lagern. Dazu kam das Beispiel der höheren Officiere und Befehlshaber, die in der Mehrzahl auf Kosten der Soldaten oder durch scrupellose Ausbeutung der Einwohner Reichthümer sammelten; es war daher nur natürlich, wenn endlich auch der gemeine Mann, soweit seine Macht reichte, sich für seine Gefahren und sein mühseliges Leben an Bürgern und Bauern entschädigte.

Einer der geistvollsten modernen Schriftsteller schildert in den vorzüglichen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" die Leiden jener Zeit in unübertrefflicher Weise. Nachdem er das engbegrenzte Leben des damaligen deutschen Landvolkes dargestellt, fährt er fort:

„Endlich begannen die Durchmärsche fremder Truppen, und die großen Leiden des Krieges senkten sich auf den Bauern herab. Fremdes Kriegsvolk von abenteuerlichem Aussehen, durch Blut und Schlachten verwildert, marschirte in sein Dorf, legte sich ihm in Haus und Bett, mißhandelte ihn und die Seinen, forderte Zehrung, Contribution, außerdem Geschenke und zerschlug, verwüstete und plünderte doch noch, was ihm vor Augen kam."

„So ging es fort, Banden folgten auf Banden, mehr als ein Heer setzte sich im Lauf der Jahre in den Winterquartieren fest. Die Lieferungen und Quälereien schienen endlos. Mit Entsetzen sah der Bauer, daß die fremden Soldaten mit einer Spürkraft, die er der Zauberei zuschrieb, aufzufinden wußten, was er tief in der Erde versteckt hatte. Wenn er ihnen aber zu schlau gewesen war, so wurde sein Los noch schlechter, dann wurde er selbst ergriffen und durch Qualen, welche niederzuschreiben peinlich ist, gezwungen, den Versteck seiner Schätze anzugeben. Von dem Schicksal seiner Frau und seiner Töchter schweigen wir; das Greulichste wurde so gewöhnlich, daß eine Ausnahme befremdlich wäre."

„Neben dem Schrecken zog endlich Trotz und wilde Verzweiflung in die Seelen der Bevölkerung. Die sittliche Verwahrlosung nahm endlich im Landvolk furchtbar überhand. Weiber entliefen den Männern, Kinder den Eltern, die Gewohnheiten, Laster und Krankheiten der durchziehenden Heere blieben zurück, selbst wenn die Räuber aus dem verwüsteten, halb zerstörten Dorf abzogen. Damals wurde das Tabakrauchen bei dem Landvolk allgemein, das Branntweintrinken wurde ein gewöhnliches Laster. Die Achtung vor fremdem Eigenthum verschwand."

„Im Anfange des Krieges waren die Nachbardörfer einander noch hilfreich gesinnt. Wenn die Soldaten in dem einen Dorfe Vieh forttrieben und dasselbe bei der nächsten Nachtrast wieder verkauften, so gaben die Käufer den neuen Erwerb um den Einkaufspreis oft den früheren Eigenthümern zurück. Das thaten selbst katholische und protestantische Ortschaften einander zu liebe. Allmälig aber begann der Landmann zu stehlen und zu rauben wie der Soldat. Bewaffnete Haufen rotteten sich zusammen, zogen über die Landesgrenzen in andere Dörfer und entführten, was sie bedurften. Sie lauerten den Nachzüglern der Regimenter im dichten Wald oder in Gebirgspässen auf und nahmen oft nach hartem Kampf an dem Leben der Bezwungenen eine rohe Rache, ja sie überboten die Virtuosität der Soldaten in Erfindung von Todesqualen, und es wird wenige Waldhügel geben, in deren Schatten nicht damals greuliche

Unthat von solchen verübt wurde, welche dort früher als friedliche Holzfäller und Steinbrecher ihr kunstloses Lied gesungen hatten. Es entstand allmälig ein grimmiger Corpshaß zwischen Soldaten und Bauern, der bis an das Ende des Krieges dauerte und mehr als etwas Anderes die Dörfer Deutschlands verdorben und entvölkert hat ..."

„Mit allen Mitteln suchte man sich vor der Raubgier der Soldaten zu sichern. So lange noch Geld aufzubringen war, machte man Versuche, durch Zahlung einer



Kapuziner-Predigt im Lager. (Seite 800.)

Geldsumme an die vorausgesandten Officiere die Einquartierung von sich abzukaufen, und mancher Schurke benutzte solche Furcht und erhob in der Maske eines Fouriers oder Quartiermachers hohe Steuern von den getäuschten Dorfinsassen. Auf die Kirchthürme und hohen Punkte der Flur wurden Wachen gestellt, die ein Zeichen gaben, wenn Truppen in der Ferne sichtbar wurden. Dann brachte der Landmann, was er retten konnte, die Frauen und Kinder und leichtbewegliche Habe eilig in einen entfernten Versteck. Diese wurden mit großem Scharfsinn ausgesucht, durch Nachhilfe noch unzu-

gänglicher gemacht und Wochen, ja Monate lang fristeten dort die Flüchtlinge ih
angstvolles Dasein. Im schwarzen Moor zwischen Gräben, Binsen und Erlengebü
in dunkler Waldesschlucht, in alten Lehmgruben und verfallenem Mauerwerk such
sie die letzte Rettung."

„Noch jetzt zeigt an manchen Orten der Landmann mit Theilnahme auf sol
Stellen. Zu Aspach (Franken) in einem alten Thurm ist 16 Fuß über dem Boden e
großes Gewölbe mit eiserner Thüre, dorthin flüchteten die Aspacher, so oft kleine Ban
auf das Dorf marschirten, für längere Flucht aber hatten sie ein Feld von mehre
Aeckern, das mit Heimbuchen dicht umwachsen war, darum pflanzten sie Dornengebü
das auf dem fruchtbaren Boden hoch wie Bäume wurde und dicht wie eine Mau
stand. In diesem Verhack, zu dem man nur auf dem Bauch kriechend gelangen kon
hat sich die Gemeinde oft verborgen. Nach dem Kriege wurden die Dornen ausgereut
noch heute aber heißt ein Theil dieses Grundes der ‚Schutzdorn'."

„Wenn die Soldaten abzogen, dann kehrten die Flüchtlinge in ihre Häuser zur
und besserten nothdürftig aus, was verwüstet war. Nicht selten freilich fanden sie n
eine rauchende Brandstätte. Auch nicht alle, die geflohen waren, kamen zurück. D
Wohlhabenderen suchten sich und ihre Habe in den Städten zu bergen, wo doch d
Kriegszucht ein wenig straffer, die Gefahr geringer war. Viele auch flüchteten in e
anderes Land, und wenn dort Feinde drohten, wieder in ein anderes. Die Meist
hat sicher das Elend dort nicht weniger hart geschlagen. Aber auch die im Lan
blieben, kehrten nicht Alle zur heimischen Flur zurück. Das wilde Leben im Bers
und Walde, die rohe Freude an Gewaltthat und Beute machten die Trotzigsten z
Räubern. Mit rostigen Waffen versehen, die sie vielleicht getödteten Marodeuren abge
nommen hatten, führten sie ein gesetzloses Leben, als Gefährten des Wolfes und de
Krähe, bald Wilddiebe, bald Wegelagerer."

„So verminderte sich die Bevölkerung des flachen Landes mit reißender Schnellig
keit. Schon zur Zeit des Schwedenkönigs waren Dörfer in Mitteldeutschland ga
verlassen, und um die geschwärzten Balken, um das Stroh der zerrissenen Däch
schlichen die Thiere des Waldes und etwa die zerlumpte Leidensgestalt eines alt
Mütterchens oder eines Krüppels. Der Pfleger von Heldburg (Herzogthum Cobur
trägt 1640 auf Versetzung des schon erwähnten Pfarrers **Bötzinger** an, weil
dessen Pfarrdorf Poppenhausen nur eine Witwe nebst noch einer Weibsperson s
aufhalte und er selbst könne von den jährlichen Amtsgefällen seines Bezirkes, die s
sonst auf einige hundert Thaler belaufen, jetzt nicht einen Groschen herausbringen."

„Namentlich von der Mitte der Dreißigerjahre nahm das Unheil in solch
Steigerung zu, daß sich nichts in der neueren Geschichte damit vergleichen läßt. Z
den zerstörenden Dämonen des Schwertes kamen andere nicht weniger furchtbare u
noch gefräßigere. Das Land war wenig bebaut worden und hatte eine schlechte Ern
gegeben. Eine unerhörte Theuerung entstand. Hungersnoth folgte, und in den Jahre
1635 und 1636 ergriff eine Seuche, so schrecklich, wie sie seit fast hundert Jahren i
Deutschland nicht gewüthet hatte, die kraftlosen Leiber. Sie breitete ihr Leichentu
langsam über das ganze Land, über den Soldaten wie über den Bauer, die Hee
fielen auseinander unter ihrem sengenden Hauch; viele Oerter verloren die Hälfte ihr
Bewohner, manche zählten nur mehr einzelne. Was sich noch von Kraft in einig
Theilen des Landes erhalten hatte, jetzt wurde es zerbrochen. Der Krieg aber wüthe
von dieser Schreckenszeit ab noch zwölf Jahre. Auch er war schwächer geworden, d

Heerhaufen kleiner, die Operationen aus Mangel an Lebensmitteln und Thieren unsteter und planloser, aber wo die Kriegsfurie aufflackerte, fraß sie erbarmungslos weg, was sich noch von Leben zeigte."

„Das Volk erreichte das letzte Stadium des Unglückes; ein dumpfes apathisches Brüten wurde allgemein. Ein klägliches, bettelhaftes Wesen nimmt in Stadt und Land überhand. Gleichgiltigkeit gegen das eigene und fremde Leid, rohe Genußsucht, Kriecherei und Gesinnungslosigkeit werden hervorstechende Züge auch in anspruchsvolleren Classen. Von den Landleuten ist aus dieser letzten Zeit wenig zu berichten. Sie vegetiren verwildert und hoffnungslos, aber nur geringe Nachrichten sind in Pfarrbüchern und kleinen Chroniken erhalten. Man hatte in den Dörfern das Schreiben, ja fast das Klagen verlernt. Daß jetzt eine Zeit gekommen war, wo solche, die mehr als zwanzig Jahre des Leidens ausgehalten hatten, selbst Hand an sich legten, das lesen wir aus Berichten der Gesandten, welche an dem großen Frieden Jahre lang vergeblich arbeiteten. . . . ."

„Bekannt ist, daß der große Friede sehr langsam kam, wie die Genesung aus einer tödtlichen Krankheit. Die Jahre 1648 bis 1650 nach dem Friedensschluß gehörten noch zu den schwersten der eisernen Zeit, unerschwingliche Kriegssteuern waren ausgeschrieben, die Heere der verschiedenen Parteien lagen bis zur Abzahlung auf den Landschaften, und der Druck, welchen sie auf die elenden Bewohner ausübten, war so furchtbar, daß mehr als ein Verzweiflungsschrei der Völker sich in den Hader der immer noch verhandelnden Parteien mischte. Dazu kamen Plagen anderer Art, alle Länder wimmelten von ‚herrenlosen Gesindlein', Banden entlassener Kriegsknechte mit Dirnen und Troßbuben, Schaaren von Bettlern, große Räuberhaufen streiften aus einem Gebiet in das andere, sie quartierten sich gewaltsam in den Dörfern ein, welche noch Einwohner hatten, und setzten sich wohl gar in den verlassenen Hütten fest. Auch die Dorfbewohner, mit schlechten Waffen versehen, der Arbeit entwöhnt, fanden es zuweilen noch bequemer, zu rauben, als das Feld zu bestellen, und machten heimliche Streifzüge in benachbarte Territorien. Nur langsam kehrten im Laufe von Decennien Ordnung, Rechtlichkeit, Arbeitslust und alle jene guten Eigenschaften wieder, welche durch den Jammer eines beispiellosen Krieges dem deutschen Volke fast verloren gegangen waren."

Es ist ein tieferschütterndes Bild, das da vor uns entrollt wird, und seine einzelnen Züge wirken herzbeklemmend oder abstoßend. Dem gegenüber haben wir wohl alle Ursache, uns unserer Zeit, des so oft angezweifelten Fortschrittes und der in das Bewußtsein der Völker übergegangenen Humanität zu freuen, welche auch die Kriegführung so weit beeinflußt und umgestaltet haben, daß eine Wiederholung ähnlicher Greuel und Leiden wohl unmöglich genannt werden kann. Ob die auch in den Völkerindividualitäten und Staaten repräsentirten menschlichen Leidenschaften und die vielfach verschlungenen, sich bekämpfenden Interessen je des Krieges als letztes Lösungsmittel aller Differenzen entrathen können, ist mehr als zweifelhaft; Großes ist schon dadurch geschehen, daß die unvermeidlichen Lasten und Leiden des Krieges auf das geringste Maß herabgedrückt und Recht und Ordnung so viel als möglich auch dann erhalten werden, wenn scheinbar die blutige Gewalt des Kampfes das einzig Maßgebende ist.

Es wurde schon erwähnt, daß neben der langen Dauer des Krieges auch noch andere Momente thätig waren, um demselben seinen verheerenden Charakter zu verleihen. Ein Hauptgrund lag in der Zusammensetzung der Heere, durch welche alle Lasten, die der Soldat im Kriege nun einmal unabwendbar jedem Land, das er be-

tritt, auferlegt, in das Ungemessene vermehrt wurden, die Verwilderung und sittliche Verderbniß aber in unheilvollem Kreislauf vom Lager in die Städte und Dörfer und von dort wieder zurück unter die Soldaten fluthete. Wenn auch die Klagen über die Zahl des Trosses, über die Hemmung, welche derselbe den Operationen des Heeres bereitete, über die Beschwerden, die Bürger und Bauer dadurch erlitten, schon im vorigen Jahrhundert laut wurden, so stiegen doch alle diese Uebelstände während des dreißigjährigen Krieges fast in das Unglaubliche. Wenn in einem militärischen Werk aus dem Ende des 16. Jahrhunderts in einer belagerten Festung auf je 300 Mann der Besatzung ein Troß von hundert Köpfen an Weibern, Troßbuben, Marketendern und Pferdeknechten gerechnet wird, so verschlimmerte sich dieses Verhältniß immer mehr.

Schon Wallhausen nimmt den Troß bei einem Fußregiment auf wenigstens 4000 Köpfe an, also das doppelte oder noch mehrfache der Soldaten. Mindestens 300 Wagen, die bis auf das letzte Plätzchen besetzt waren, führte jedes Regiment mit sich und trotzdem mußten noch Viele, Weiber, Dirnen und Buben, zu Fuß ziehen. Im letzten Kriegsjahre berichtet General Gronsfeld an den Kurfürsten von Baiern, der neuerlich Mannszucht einschärft, daß es ganz unmöglich sei, bei den herrschenden Zuständen Ordnung zu halten, Gewaltthaten und Plünderungen zu verhüten. Die vereinigte kaiserliche und baierische Armee zähle 40.000 Soldaten, für welche Proviant-Portionen bewilligt und verabfolgt würden, thatsächlich aber seien es 180.000 Leute, Männer, Weiber und Kinder, die essen wollten und wie die übrigen 140.000 leben sollen, wenn sie nicht ihren Unterhalt suchen und nehmen dürfen, wo sie ihn finden, gehe über den Verstand des Generals. Dies umsomehr, als es fast keinen Ort gäbe, wo der Soldat, wenn er wirklich einmal Geld habe, für dasselbe etwas zu kaufen bekomme. Der General weise darauf nicht hin, „um Exorbitantien zu approbiren (Ausschreitungen gutzuheißen), sondern nur zur Nachricht, daß nicht Alles aus Uebermuth geschehe, sondern viel aus lauter Hunger."

Wohl fehlte es nicht an Versuchen, diese für das Heer und die Länder gleich verderbliche Last abzuschütteln oder doch zu erleichtern, aber auf die Länge waren selbst Waldstein und Tilly nicht im Stande, gegenüber den eingewurzelten Gewohnheiten eine ausgiebige Verminderung des Trosses durchzusetzen. Ein Rütteln daran erwies sich bei den geworbenen Soldaten so bedenklich, daß die Suborbination, ja sogar der Bestand des Heeres in Frage gestellt worden wäre. Als gleich beim Beginn des Krieges ein neugeworbenes Regiment deutscher Fußknechte von 3000 Mann vom Musterplatz abzog, folgten ihm nicht weniger als 2000 Weiber und Dirnen. Da erzählt uns nun Wallhausen in seiner lebensvollen Weise, „daß der Obrist lange darnach sann, sich dieses beschwerlichen Trosses zu entledigen, dieß aber doch nicht durch einen bloßen Machtspruch thun wollte. Da schien ein Flußübergang ihm ein geeignetes Mittel zu bieten, denn er ließ seine Soldaten übersetzen und verboth den Schiffern strenge, die am anderen Ufer zurückgebliebenen Weiber in den nächsten Tagen überzuführen. Aber er hatte sich arg verrechnet. Denn als die Zurückgelassenen jammernd und weinend am Ufer umherliefen, weigerten sich die Soldaten weiter zu marschiren und rotteten sich drohend zusammen. Die Soldaten riefen in hellen Haufen: ‚Ho Potz schlapperment! ich muß meine Dirne wieder haben, sie trägt meine Hemden, Krägen, Schuhe und Strümpfe!' Wollte der Oberst die Soldaten vorwärts bringen und ein großes Unglück verhüten, so mußte er die Dirnen und das andere Gesindlein doch mitziehen lassen. Da wählte er ein anderes Mittel; er ließ mit der Trommel umschlagen und ausrufen, jeder solle

Leibesstrafe seine Dirne abschaffen, nur die Ehefrauen dürften bleiben. Da liefen Soldaten mit ihren Dirnen nach allen Dörfern in der Runde zur Kirche, es gab cht Geistliche genug zum Copuliren, in zwei Tagen wurden 800 Dirnen zu Ehe-uen gemacht, darunter die elendesten Creaturen."

Im Heere Gustav Adolf's wurden anfänglich nur angetraute Frauen ge-ldet, aber im Verlaufe des Krieges sank die Zucht auch in dieser Beziehung und h seinem Tode schwoll der Troß der schwedischen Armeen gleichfalls in das Unge-ene. Wie dieser Troß zusammengesetzt war, wie er auf die militärischen Verhältnisse d den Wohlstand der durchzogenen Länder einwirkte, ist aus den nachstehenden ensfrischen Schilderungen zu entnehmen, die den für jene Zeit äußerst werthvollen erken von Grimmelshausen („Abentheuerlicher Simplicissimus" und „Landstörzerin urage") entnommen sind.

„Nicht nur die höheren Officiere und Hauptleute nahmen ihre Frauen mit ins ld, auch der Reiter oder Fußknecht fand es angenehm, zuweilen sein angetrautes ib, häufiger eine hübsche Dirne zu unterhalten. Weiber aus allen Ländern, gestäupte, nnte Dirnen zogen dem Kriegshaufen zu, putzten sich nach Kräften auf, suchten trin, weil sie einen Mann, Freund oder Vetter im Lager hätten. Bei der Musterung d bei der Abdankung eines Regimentes wurden ehrliche Mädchen unter den grausamsten ielungen, oft von ganzen Rotten entführt, und wenn das Geld verzehrt war, en ohne Kleider verlassen. Oder sie wurden von einem dem andern um eine Wein oder um ein paar Thaler verkauft. Mit seiner Frau wohnte der Soldat dem engen Strohdach des Lagers und im Quartier, das Weib buck, kochte und für ihn, pflegte den Erkrankten, schenkte dem Zechenden ein, duldete seine Schläge trug auf dem Marsch Kinder, Beutestücke oder Geräthschaften der flüchtigen Wirth-n, die nicht auf den Bagagewagen geschafft werden konnten. Es ist bekannt, daß Schwedenkönig bei seiner Ankunft in Deutschland keine Dirnen im Lager duldete. h seiner Rückkehr aus Franken hörte aber die strenge Zucht auf und auch das edische Heer wurde von einem Haufe Weiber begleitet, in jeder Abstufung des ers und der Ansprüche. Von der Frau oder Maitresse des Obersten, einer großen e, die mit ihrem Hofstaate unter besonderer Bedeckung reiste und als einflußreiche on vom Regimente eifrig besprochen wurde, bis zur Dirne eines armen Pikeniers, ihr Kind auf dem Rücken, mit wunden Füßen über das Blut der Schlachtfelder en mußte, und bis herab zu der Vettel, die es aufgegeben hatte, begehrenswerth erscheinen und durch die lange Gewöhnung an wilde Aufregungen beim Heer fest-lten wurde, wo sie sich durch die schmutzigsten Dienste erhielt."

„Wer die alten Kirchenacten der Pfarrdörfer durchblättert, der findet zuweilen Namen einer entführten Dirne, die nach Jahresfrist in ihr Heimatsdorf zurück-te und sich strenger Kirchenbuße unterwarf, um unter dem zu Grunde gerichteten Volk ihres Geburtsortes zu sterben. Die meisten verschlang der Krieg in der Ferne. h die Weiber des Lagers standen unter dem Kriegsrecht. Für grobe Vergehen den sie gestäupt und von den Steckenknechten aus dem Lager gestoßen. Der Soldat, dem sie lebten, war ihr harter Herr, für gutes Essen und Trinken wurden sie ig übel geschlagen, ehe sie ihr Amt recht gewöhnt wurden, und wenig wurde ihnen ten, was ihnen im Anfang versprochen war. In Quartieren, wo viele Frauen mmenlagen, war schwer Friede zu halten, da übertrug der Soldat seine Gewalt r das Weib dem Rumormeister und einem Waibel, der einen mächtigen Stock

von Armlänge, „Vergleicher“ genannt, in der Hand führte, womit er sie strafte. Eine hübsche Dirne zu haben, war vielen Soldaten der höchste Stolz und mancher wandte sein Alles, Sold und Beute daran, sie zu schmücken und gut zu halten. In solchen Fällen übte sie souveräne Herrschaft über ihn, und wenn der Sold ausblieb und Mangel im Lager ausbrach, stachelte sie ihn zur Meuterei. Wenn aber der rohe Mann seine Dirne arger Vergehen beschuldigte, dann konnte er sie nach scheußlichem Lagerbrauch den Reitern, Jungen und Troßbuben preisgeben, dann wurde die Elende von der wilden Meute der Menschen und Lagerhunde in den nächsten Busch gehetzt.“

„Der Kriegsmann, welcher nicht Ansehen genug hatte, sich ein Weib zu bewahren, hielt wenigstens einen oder mehrere Buben, ein abgefeimtes hartes Geschlecht von Taugenichtsen, die ihren Herren aufwarteten, das Pferd striegelten, zuweilen die Armatur trugen und den zottigen Hund fütterten, behende Spione, welche weit umher in der Nachbarschaft nach wohlhabenden Leuten und verborgenem Geld umherstreiften. Auch diese Buben in jeder Abstufung von Ansprüchen und Nichtsnutzigkeit, vom Pagen, der hinter dem Feldherrn herritt, bis zu dem kleinen Läufer des Subalternofficiers, der in auffallender Kleidung, den kurzen Spieß mit Bändern verziert, vor seinem Herrn herlief, — vom Reiterbuben des Kürassiers, der im geordneten Haufen seiner Genossen hinter dem Regiment seines Herrn herritt und sich in das Gewühl stürzte, den Verwundeten herauszuziehen oder ihm ein neues Pferd anzubieten, bis zum Bettelbuben eines alten ausgewetterten Musketiers, eines „Wolfs“ und „Eisenbeißers“, der die Hahnenfedern seines Hutes vielleicht vor dreißig verschiedenen Fahnen geschwenkt hatte.“

„Bei Plünderung der Quartiere trieb es der Troß am ärgsten, auch in Freundesland. Wenn die Weiber und Buben zugleich mit den Soldaten in einen Bauernhof drangen, fielen sie wie Geier über das Geflügel im Hofe, über Truhen und Kisten her, schlugen die Thüren ein, schmähten, drohten und quälten, legten sich in die Betten, und was sie nicht verzehren und rauben konnten, zerschlugen sie; war ein Kupferkessel zu groß zum Mitnehmen, so traten sie ihn ein. Beim Aufbruch zwangen sie den Wirth, anzuspannen und sie in das nächste Quartier zu fahren. Dann stopften sie den Wagen mit den Kleidern, Betten und dem Hausrath des Bauern voll und banden sich in den Rock und um den Leib, was nicht in Sack und Pack fortgebracht werden konnte.“ (Bild S. 781.)

Mit köstlicher Naturtreue schildert ein anderer Berichterstatter aus jener Zeit — Wallhausen in seiner wenig bekannten, aber werthvollen „Defensio patriae“ — einen solchen Aufbruch.

„Dann wenn die Wagen angeschirrt sind, fallen die Weiber, Kinder und Dirnen auf die Wagen wie ein Haufe Raben. Die Dirne, welche am ersten auf den Wagen kommt, nimmt den besten Platz, dann kommt der Junge ihres Herrn und bringt sein Bündel, welches von gestohlenem Gute so voll ist, das es kaum ein Pferd tragen kann. Darauf setzt sich schnell die Dirne. So drängt eine die andere. Wenn dann die Ehefrau eines Soldaten nicht mehr Platz findet und auch zu Fuß gehen soll, da heißt es: ‚Ei, du schlechte Dirne, du willst dich fahren lassen, und ich bin so viele Jahre eine Soldatenfrau gewesen, ich habe so manchen Zug mitgemacht, und du Balg willst es mir zuvorthun?!‘ Da fallen die Dirnen und Weiber übereinander her, werfen mit Prügeln und Steinen, und wenn der Troß sich eine Weile so zerbürstet hat, läuft die Soldatenfrau zu ihrem Manne, die Haare hängen ihr um den Kopf, sie schreit und ruft: ‚Guck, Hans, da ist die und dessen Dirne sitzt auf dem Wagen und will

fahren und ich soll zu Fuß gehen und bin dein Eheweib!' Da wischt denn der Soldat an die Dirne, will sie hinunter und seine Frau hinauf heben, da kommt auch der Dirne Soldat hinzu und sagt: ‚Laß mir mein Mädchen in Frieden, sie ist mir so lieb wie dir deine Ehefrau!' Da wischen auch die Soldaten hintereinander her; heraus mit den Degen, hauen, stechen einander zu Tode oder zu Krüppeln. Das ist nichts Seltenes, denn wenn man auf dem Zuge ist, vergeht fast kein Tag, daß nicht drei, vier, zehn Soldaten um der Weiber willen Leben und gerade Glieder verlieren. Ist aber dieser Actus vorbei und das Gesindlein aufgesessen, so sind die Wagen zuweilen so schwer beladen, daß die Pferde oder Ochsen sie zuweilen nicht von der Stelle bringen können. Dann sitzen zehn, zwölf Weiber, ebensoviel Kinder und etwa sechs Jungen in den schweren Packen, wie die Raupen im Kohl. Und wenn die Pferde bergauf nicht mehr fort können, da stiege nicht einer vom Wagen, denn stracks wären andere Jungen und Dirnen zur Stelle, die hinaufsprängen, und dann brächte sie kein Teufel herab, denn sie sagen: ‚ei der Wagen sei sowohl für sie, wie für die andern'; den Bauer aber schelten sie mit erschrecklichen Flüchen, fahren hinter ihm und seinem Vieh mit Prügeln her, oft sind vier, sechs Jungen um den Wagen herum, alle werfend und schlagend. So habe ich Ochsen und Pferde todt in dem Geschirre niedersinken sehen. So muß der Unterthan des Landesherrn die Dirnen und das Gut, das sie ihm gestohlen, selbst fahren. Oft wollen die Dirnen nicht mit Ochsen fahren, dann müssen Pferde sechs Meilen weit mit großen Kosten der Landleute zur Stelle geschafft werden. Und kommen sie mit dem Geschirr in's nächste Quartier, so lassen sie die armen Leute nicht wieder nach Haus, schleppen sie fort in andere Herrschaften, zuletzt stehlen sie ihnen gar die Pferde und machen sich damit unsichtbar."

Wallhausen erzählt weiter von einem zu Beginn des Krieges aufgestellten deutschen Fußregiment, das einige Tage durch das Land des Kriegsherrn zu ziehen hatte, um zur Armee zu stoßen. Schon auf diesem ersten Marsch schlossen sich so viele Dirnen und Buben an, daß der Troß so viele Köpfe zählte, als Soldaten waren, und dieser Troß stahl den Unterthanen so viel Pferde, daß fast jeder Soldat eines besaß. „Der Oberst, ein tüchtiger Mann, riß oft die Soldaten selbst von den Pferden und zwang sie endlich durch die äußerste Strenge, die Pferde zurückzugeben. Es war aber unmöglich, den Dirnen das Reiten zu wehren; da war keine, die nicht ein gestohlenes Pferd gehabt hätte und wenn sie nicht ritten, so spannten sie drei, vier zusammen vor einen Bauernwagen. Dann reichte die Autorität ihres Waibels nicht aus sie zu bändigen und es war oft eine Komödie für die Officiere, zu sehen, wie eine Dirne der anderen vorfahren wollte, sie jagten aneinander vorbei und fuhren einander in den Wagen, vierzig bis fünfzig Wagen hingen im wirren Knäuel und stundenlange Arbeit war nöthig, sie auseinander zu bringen, dazu scholl lautes Fluchen und Schwören, Haarraufen und Schlagen."

Entkleidet man diese Schilderungen, welche unverkennbar das Gepräge der Thatsächlichkeit tragen, des komischen Anstriches, so erhält man ein erschreckendes Bild von den Zuständen, wie sie während dieses furchtbaren Krieges herrschten. Alle Uebelstände des Werbesystems, die wir schon kennen lernten, potenzirten sich durch die lange Dauer und die wechselnden Chancen dieses Krieges in furchtbarem Maße; die Verwilderung des Kriegsvolkes wirkte auf die Bevölkerung zurück, aus der sich die Heere ergänzten, so daß die Leiden und Greuel mit jedem Jahre stiegen.

Der Troß jedes Regimentes stand unter dem Dirnenwaibel, der meist ein

altgedienter Soldat war, der keine andere Zuflucht mehr hatte, vielleicht auch an die Freuden und Leiden des Lagerlebens schon zu sehr gewöhnt war, um sich in eine andere bürgerliche Existenz hineinzufinden. Uebrigens genoß er ein gewisses Ansehen und die Soldaten suchten sich gut mit ihm zu stellen, um ihn günstig für die Angehörigen zu stimmen, die unter seiner Zucht standen. Er wurde vom Obersten bestellt, der bei der Musterung den Soldaten empfahl, dem Waibel Achtung zu erweisen, da er als ehrlicher Soldat grau geworden sei. Der Waibel seinerseits ersuchte die Soldaten, ihn in seinem schweren Amt dadurch zu unterstützen, daß sie Weiber, Kinder und Jungen dazu anhielten, ihm gehorsam zu sein, dieweil er ja nur zum allgemeinen Besten sorge und ihre Angehörigen sowie ihr Gut bewache.

War der Troß eines Truppenkörpers sehr groß, so waren dem Waibel ein Lieutenant und ein Fähnrich beigegeben, denn auf dem Marsch führte auch der Troß eine Fahne, und er war an eine bestimmte Ordnung gebunden. Die Troßknechte, Buben und kräftigen Weiber wurden wohl auch mit Spießen bewehrt, um einen kleineren Ueberfall oder auflauernde Bauern abwehren zu können. Dann kam der sogenannte „verdorbene Haufe“, die Karren und das „Gesindlein zu Fuß“ — und zum Schluß eine von der Truppe beigestellte Nachhut. Was dahinter noch einherzog, war verzweifeltes Gelichter, das nicht im Troß geduldet wurde, sondern dem Zuge folgte, wie die Haifische dem Schiff.

Der Troß durfte erst in das Lager einziehen, wenn die Soldaten alle ihre Plätze innehatten, weil die Dirnen und Buben sonst Proviant, Stroh und Holz stahlen und dadurch zu blutigen Zwistigkeiten unter den Soldaten Anlaß gaben. Die Reinigung der Lagerplätze war eine Obliegenheit der Dirnen und Buben, die dazu von den Steckenknechten angehalten wurden. Auch zum Binden von Faschinen, Flechten von Schanzkörben, Erdarbeiten u. s. w. mußten sie sich brauchen lassen. Kam es zu einer Schlacht, so hatte der Waibel den Troß an passender Stelle möglichst gesichert im Rücken des Heeres aufzustellen und durch die zusammengefahrenen Wagen eine Vertheidigungslinie zu bilden, zu deren Schutz gegen einen Ueberfall die Troßknechte und Buben bestimmt waren.

Zum Troß zählten auch noch die Marketender, Metzger, Hausirer und Händler, die „Sudelköche“, welche die Küche der Soldaten gegen Entgelt besorgten, und alle anderen oft recht lichtscheuen Existenzen, welche aus Gewinnsucht oder leidiger Noth mit dem Heereszug liefen. Waren gute Zeiten und hatte es reiche Beute gegeben, so schlossen sich Kaufleute mit theuren Stoffen, feinen Eßwaaren und Getränken, Juweliere, Musiker u. s. w. den Truppen an und blieben so lange, bis die goldenen Früchte der Siege aus den Taschen der Officiere und Soldaten gelockt waren. Die ständigen Marketender standen unter Aufsicht und Schutz des Profoßen, der dafür gewisse Bezüge — z. B. von jedem geschlachteten Vieh die Zunge — in Anspruch nahm und für jedes angezapfte Faß den Preis bestimmte. Viele Marketender, die meist auch noch mehr oder weniger bedenkliche Nebenverdienste suchten, kamen zu ansehnlichem Vermögen, das indessen in schlimmen Zeiten, die kaum ausblieben, noch viel rascher zerrann. Denn dann ging es bei Officieren und Soldaten auf das Kerbholz und von den in der Schlacht Gefallenen oder in alle Winde Zersprengten war schlecht einzucassieren.

Alle Kriegsartikel, welche Gewaltthat und Plünderung unter den strengsten Strafen verpönten, nützten gar wenig. Wenn die Befehlshaber auch den Willen hatten, ihre Soldaten im Zaum zu halten, was nicht immer der Fall war, so mußten

sie den Umständen und später der nicht mehr auszurottenden Gewohnheit Rechnung tragen. Wo ein Lager aufgeschlagen wurde und sich der vieltausendköpfige, zügellose Haushalt der Soldaten festsetzte, da wurde auf Meilen in der Runde eine Gegend verwüstet. Von allen Seiten schleppte man Lebensmittel, Fourage, Holz, Stroh herbei, das Vieh wurde zusammengetrieben, Pferde und Wägen requirirt auf Nimmerwiedersehen. Erst verlangte man, dann nahm man, ohne zu fragen, und die Soldaten, die Buben und auch die Weiber des Trosses strichen plündernd und stehlend durch alle Dörfer der Umgegend.

Von ganzen Dörfern blieb oft nichts über als die leeren Mauern, denn sogar die Thüren, das Holzwerk, die Dächer hatte man in das Lager geschleppt, um die flüchtige Soldatenstadt zu bauen. Dort aber herrschte reges Leben; die Soldaten



Spielscene aus dem dreißigjährigen Krieg. (Seite 804.)

drängten sich vor den Zelten, um zu spielen oder die geschehenen Thaten und Züge zu besprechen; dabei gab es gar oft Streit, der zu förmlichen Tumulten und blutigen Schlägereien führte, besonders wenn verschiedene Nationen im Lager vereinigt waren. Auch in den kaiserlichen Lagern wurde jeden Morgen zum Gebet „umgeschlagen", an den Sonntagen aber war Gottesdienst, während welchen sich niemand in den Marketenderzelten aufhalten und kein Getränke geschenkt werden durfte. Noch strenger hielt man es anfänglich im schwedischen Heer, und der Holke'sche Jäger klagt mit Recht:

„Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Gustav, dem Schweden, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch' aus seinem Lager,
Ließ Betstunde halten des Morgens gleich,
Bei der Reveille und dem Zapfenstreich.
Und wurden wir manchmal ein wenig munter,

Er kanzelt uns selbst wohl vom Gaul herunter.
Dirnen, die ließ er gar nicht passiren,
Mußten sie gleich zur Kirche führen."

Indessen scheint auch diese christliche Zucht nicht vor den Verderbnissen des Kriegslebens geschützt zu haben, denn die schwedischen Kriegsartikel bedrohen jene Prediger, welche wegen Trunkenheit unvermögend sind, den Gottesdienst abzuhalten, oder dem „Trunk und anderen Lastern" ergeben sind, mit Strafen.

Der oft plötzliche Wechsel des Kriegsglücks oder der Charakter der Gegend, in der man lagerte, drückte sich natürlich im Lagerleben gar deutlich aus, und Völlerei, toller Uebermuth reihten sich oft unmittelbar an Perioden der grimmigsten Noth. Waren Soldrückstände gezahlt worden, hatte es reiche Beute gegeben und war man in reiche Landschaften gedrungen, die noch wenig oder gar nicht vom Krieg ausgesogen waren, dann lebte man aus dem Vollen und das Lager duftete an allen Ecken von Braten, des Becherklingens und Jubilirens war kein Ende. Das war dann die Zeit reicher Ernte für die Marketender, in deren Zelten es nie an Zechern fehlte und wo sie alte, zum Theil verloren gegebene Zechschulden eincassieren konnten.

Rasch gewonnen, wie die reiche Beute oft war, zerrann sie meist auch wieder, denn der Soldat lebte nur dem Augenblick und war oft froh, manch' beschwerliches Stück loszubringen. So erzählt Simplicissimus, daß man in den letzten Kriegsjahren, als der Kampf sich auch in das viehreiche Oberbaiern erstreckte, oft eine Kuh für eine Pfeife Tabak erhandeln konnte. Verschwendung und Luxus machte sich überall breit; die Officiere trugen theuere Krägen aus Brabanterspitzen, hielten sich französische Köche und tafelten bei spanischen und welschen Weinen; der Soldat staffirte sich, sein Weib oder seine Dirne und seinen Buben mit kostbaren Beutestücken heraus oder ließ sich dieselben für Tuch, Federn und allerlei Tand von listigen Händlern abschwatzen. In der „Lamentatio secundum Lützensium", welche 1634 erschien, wird erzählt, daß Reiter des kaiserlichen Heeres ihre Pferde mit Gold- und Silberzierrathen behangen hatten, Soldatendirnen ihre Kleider aus den reichsten Meßornaten anfertigten und es gar nicht selten vorkam, daß bei den Gelagen man sich aus geraubten Altarkelchen von Edelmetall zutrank. Dreifach oder vierfach trugen die Soldaten schwere goldene Ketten um den Hals und zahlten prahlerisch jeden Trunk mit einem Glied derselben.

Allzu bezeichnend ist eine von Grimmelshausen im „Lustigen Springinsfeld" erzählte Anekdote, die ganz gewiß einem wirklichen Vorkommniß entsprach, das sich, nebstbei gesagt, auch in neuerer Zeit in nur wenig verschiedener Weise wiederholte. Wir schalten sie hier in unveränderter Form ein, deren Naivetät durch jede Umgestaltung verloren ginge: „In der baierischen Armada gewann sich ein Soldat vom Holtzischen Fußregiment nicht wenig Ansehen, weil er sein curioses Glück so absonderlich fürzunehmen wußte. Er war vordem Musketier gewesen, aber in schlechten Zeiten, und seines lockeren Sinnes wegen so heruntergekommen, daß er Pikenier wurde, und so übel bekleidet, daß das Hemd ihm hinten und vorn zu der zerrissenen Hosen hinausging. Und würde vielleicht nicht lange gedauert haben, daß er überhaupt noch ein Hemde hatte. Dieser Gesell erbeutete nun im Treffen bei Herbsthausen ein Faß mit französischen Doublonen, so groß, daß er es kaum forttragen konnte. Darauf entfernte er sich heimlich vom Regimente, staffirte sich wie ein Prinz heraus, kaufte eine Kutsche und sechs schöne Pferde, hielt mehrere Kutscher, Lakaien, Pagen und einen Kammer-

diener in schöner Livree und nannte sich überall mit gutem Fug den Herrn Obersten Lumpus. Kam auch nach München und lebte alldort herrlich in einer Herberge."

„Nun kehrte aber auch General Holtz dortselbst ein, es war viel des Geredes vom Reichtum und den Qualitäten des Obersten Lumpus, und doch konnte er sich nicht besinnen, jemals unter den Cavalieren des Römischen Reiches oder unter den Soldaten von Fortun (fortune) diesen Namen gehört zu haben. Deshalb trug er dem Wirth auf, diesen fremden Herrn zum Abendessen einzuladen. Oberst Lumpus erschien gar stattlich und geberdete sich als ein vornehmer Herr, ließ auch beim Confect auf einer Schüssel fünfhundert neue französische Pistolen (Goldmünzen) und eine Kette von hundert Ducaten Werth auftragen und sagte zum General: ‚mit diesem Tractament wolle Euer Excellenz vorlieb nehmen und meiner dabei bestens gedenken'. Der von Holtz sträubte sich ein wenig, aber der freigebige Oberst drängte mit den Worten: ‚bald wird die Zeit kommen, wo Euer Excellenz selbst erkennen werden, daß ich diese Verehrung zu thun obligirt war. Die Schenkung ist nicht übel angelegt, denn ich hoffe alsdann von Euer Excellenz eine Gnade zu erhalten, die keinen Pfennig kosten soll.' Darauf acceptirte der von Holtz nach damaliger Sitte Kette und Gold mit courtoisen Promessen, solches vorkommendenfalls zu remeritiren. Der General reiste ab, der falsche Oberst aber lebte gar stattlich und vergnüglich fort; wenn er bei einer Wache vorüberfuhr, trat die Soldatesca ihm zu Ehren ins Gewehr, dann warf er ihr ein Dutzend Thaler zu. Sechs Wochen darauf war das Geld zu Ende. Da verkaufte er Kutsche und Pferde, dann Kleider und Weißzeug und vertrank alles. Die Diener entliefen ihm, zuletzt hatte er nichts mehr, als ein schlechtes Kleid und keinen Pfennig darin."

„Da schenkte ihm der Wirth, der viel an ihm gewonnen, fünfzig Thaler Reisegeld, der Oberst aber verweilte, bis auch das verthan war; wieder gab ihm der Wirth zehn Thaler als Zehrgeld, aber dem Obersten gefiel es so sehr in der Herberge, daß er meinte, da es doch Zehrgeld sei, wolle er es lieber hier als anderswo verzehren. Als auch das verthan war, opferte der Wirth noch fünf Thaler, verbot aber dem Gesinde, dem lästigen Gast noch etwas zu reichen. Jetzt endlich quittirte er das Wirthshaus und ging in das nächste, wo er auch die fünf Thaler in Bier vertrank. Darauf trollte er nach Heilbronn zu seinem Regiment."

„Dort wurde er sogleich in Eisen geschlossen und mit dem Galgen bedroht, weil er auf so viele Wochen vom Regiment entwichen war. Da ließ er sich zu seinem General führen, stellte sich ihm vor und erinnerte ihn an den hochansehnlichen Herrn Obersten Lumpus und an den Abend in der Herberge. Dem scharfen Verweis des Generals aber gab er die Antwort: er sei alle seine Tage ein armer Nothbruder gewesen und hätte doch nichts so sehr gewünscht, als zu wissen, wie einem großen Herrn zu Muthe sei, dazu habe er nun seine Beute benützt und reue ihn dieselbe auch nicht weiter, denn er habe als Oberst Lumpus seinem Stande gewiß keine Schande gebracht."

Aber wie in diesem einzelnen Falle, hieß es auch im Großen oft: wie gewonnen, so zerronnen. Die Tage des Ueberflusses hielten selten lange an und besonders in den letzten Jahren des Krieges war die bitterste Noth nur zu oft Lagergenosse. Die Erhaltung der zusammenschmelzenden Heere erzwang aufreibende zwecklose Märsche, um aus verwüsteten, vollkommen ausgesogenen Landstrichen in solche zu kommen, wo noch nicht alle Hilfsmittel versiegt waren. So rächte sich das blinde Wüthen und Zerstören an den Armeen selbst, und der grimmige Hunger mit seinem Gefolge von Seuchen

und Meutereien ward oft verderblicher als Schlachten und Niederlagen. Wenn weit umher nichts mehr zu erpressen und zu rauben war und die vom Feind gestörten Zufuhren endlich ganz aufhörten, stiegen die Preise der Lebensmittel zuerst auf eine fabelhafte Höhe.

So wurde z. B. 1640, während das schwedische Heer im Gothaischen stand, ein Laib Brot mit einem Ducaten bezahlt. Aber bald gab es überhaupt nichts mehr zu kaufen, die ekelhaftesten und wunderlichsten Surrogate für die Nahrung kamen zur Anwendung und die Noth nahm eine so furchtbare Form an, daß ihr endlich sogar die zügellose Wildheit der Soldaten erlag. Dann wurde der Aufenthalt im Feldlager auch für den Abgehärteten unerträglich. Ueberall hohläugige bleiche Gesichter, in jeder Hüttenreihe Kranke und Sterbende, Gassen und Umgebung des Lagers verpestet durch die verwesenden Leiber der gefallenen Thiere. Dann war ringsum eine Wüste von unbebauten Aeckern und geschwärzten Dorftrümmern, und das Lager selbst eine grause Todtenstadt, der Troß des Heeres, Dirnen und Buben, verloren sich plötzlich in den Todtengruben, nur die grimmigsten Hunde erhielten sich von ekler Nahrung, die anderen wurden geschlachtet und verzehrt. In solcher Zeit schmolzen die Heere dahin und keine Kunst der harten Führer vermochte das Verderben abzuwenden.

Kein Wunder, daß ein solches Kriegsleben alle schlimmen Instincte wachrief und eine Verwilderung mit sich brachte, die sich auf alle Kreise und selbst auf Aeußerlichkeiten erstreckte.

Die spärlichen literarischen Nachrichten aus jener Zeit sind voll der frommen Klagen über die allgemeine Unsitte des Fluchens, der man sich in so gotteslästerlicher und unsauberer Weise hingab, daß auf die Anführung von Beispielen verzichtet werden muß. In dieser Beziehung mindestens kanzelt der wackere Kapuziner das Kriegsvolk in „Wallenstein's Lager“ nicht umsonst ab (Bild S. 789), wenn er ruft:

„Es ist ein Gebot, du sollst den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel auskramen!
Und wo hört man mehr blasphemiren,
Als hier in den Friedländischen Kriegsquartieren?
Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenspitz,
Die Glocken müßt läuten im Land umher,
Es wär' bald kein Meßner zu finden mehr.
Und wenn euch für jedes böse Gebet,
Das aus eurem ungewaschenen Munde geht,
Ein Härlein ausginge aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geschoren glatt,
Und wär' er so dick als Absalons Zopf.
Der Josua war doch auch ein Soldat,
König David erschlug den Goliath,
Und wo steht denn geschrieben zu lesen,
Daß sie solche Fluchmäuler sind gewesen?
Muß man den Mund doch, ich sollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Helfgott,
Als zu einem Kreuz Sackerlot!“

Viel trug zu dieser Verwilderung der Sprache das intime Zusammenleben mit allerlei fremdem Kriegsvolk bei. Bekanntlich steht das Fluchlexikon der Deutschen noch heute an Umfang, Kraft und Unfläthigkeit weit hinter dem seiner westlichen, südlichen

und östlichen Nachbarn zurück, und so stammten auch die kernigsten Flüche des damaligen Kriegsvolkes von den italienischen, französischen, slavischen und ungarischen Soldaten. Nicht blos in Uebersetzungen benützte man dieselben, sondern einzelne Worte, wie z. B. das noch heute gebräuchliche „Potz“ (Potztausend, Potzdonnerwetter u. s. w., aus dem italienischen potta), wurden ganz der deutschen Sprache einverleibt.

Durch die „Gartbrüder“ und Maroudeure, die vielfach Fühlung mit der fahrenden Gaunerzunft hatten, bürgerte sich eine Art Rothwälsch ein, das dann als „Feldsprache“ ziemlich allgemein in Uebung kam und den Verkehr mit dem zweifelhaften Gesindel, von dem das Heer umkreist wurde, erleichterte. Man findet da Anklänge an die noch heute übliche Gaunersprache, und es ist überhaupt klar, daß man sich der „Feldsprache“ nur bei Angelegenheiten bediente, die eine vollkommen verständliche Auseinandersetzung nicht vertrugen. Bauer und Bäuerin hießen in dieser wunderlichen Sprache „Hautz und Häutzin“, das Huhn „Stier“, die Gans „Strohbutz“; „vermahnen“ bedeutet erpressen, „zopfen oder genfen“ stehlen, „mit dem Pfeil erschossen werden, daran man die Kühe bindet“, ist soviel, als gehangen werden.

Die derbe und rücksichtslose Lebenserfahrung des damaligen Kriegsvolkes schuf sich auch ihren besonderen Sprichwörterschatz, der jedoch so sehr in der damaligen Zeit wurzelte, daß er aus dem Gebrauche wieder verschwand und nur in den spärlichen gleichzeitigen Büchern angewendet wird. Moscherosch (Philander von Sittewaldt) in seinem „Gesicht vom Soldatenleben“ und Grimmelshausen, der das wüste Soldatenleben jener Zeit aus eigener Erfahrung kannte, haben uns solche Sprichwörter übermittelt. Als Beispiele mögen dienen:

„Sobald ein Soldat wird geboren,
Sind ihm drei Bauern auserkoren:
Der erste, der ihn ernährt,
Der andere, der ihm ein schönes Weib bescheert,
Der dritt' der für ihn zur Hölle fährt.“

„Der scharfe Säbel ist mein Acker, und Beute machen ist mein Pflug; die Erde ist mein Bett, der Himmel meine Decke, der Mantel mein Haus, der Wein mein ewiges Leben“ u. s. w.

Die Verwilderung blieb aber nicht auf die große Masse des gewöhnlichen Kriegsvolkes beschränkt, sondern ergriff auch die Officiere, ja, es sind Beispiele von Heerführern nicht selten, die eher als Vorbilder an Lastern, als an kriegerischen Tugenden dienen konnten.

Daß die alte Untugend der Trunksucht in solch zügelloser Zeit nicht geringer wurde, ist nicht zu wundern, zumal sie bis in die höchsten Kreise üblich war. Als sich Christian von Sachsen 1610 von Kaiser Rudolf II. in Prag verabschiedete, wußte er die genossene Gastfreundschaft nicht höher als mit den Worten zu rühmen: „Kaiserliche Majestät haben mich gar trefflich gehalten, also daß ich keine Stunde nüchtern gewesen bin.“ Vom Kurfürsten Johann Georg von Sachsen berichtet der Herr von Hoffkirchen ziemlich unverblümt den österreichischen Ständen, daß derselbe dem Trunk ergeben sei, entschuldigt es aber naiv mit der Constitution des hohen Herrn, „die ein Mehreres verlange“, und damit, daß es nicht immer geschehe und er auch zu Zeiten nüchtern sei. Gallas vom kaiserlichen Heere, Baner vom schwedischen konnten ihren Untergebenen nicht als Beispiele der Mäßigkeit voranleuchten, und jener Hauptmann Gutekunst, „der ganz erschrecklich trinken konnte“, nebst seinem

Reitknecht Ohnegrund, „der es noch besser kann“, von welchen uns Hauff erzählt, mögen in allen Heeren des dreißigjährigen Krieges in zahlreichen Exemplaren vorhanden gewesen sein.

Haben wir an Johann von Werth, Aldringen, Spork und vielen Anderen Beispiele von Männern, welche sich nur durch eigenes Verdienst, Tapferkeit und Kriegserfahrung zu den höchsten Stellen emporschwangen, so war dasselbe in weitaus verstärktem Maße bezüglich der unteren Grade der Fall. Schon die lange Dauer der Kriege drängte dazu, die Officiersstellen mit Männern zu besetzen, welche die nöthigen soldatischen Eigenschaften besaßen, wenn es auch in anderer Beziehung nicht zum Besten mit ihren geistigen und moralischen Qualitäten bestellt war. Sogar unter den Obersten und Generalen gab es viele, welche des Lesens und Schreibens nicht mächtig waren, und mit der damals von einem Officier geforderten höfischen Bildung mochte es gar schlimm bei den meisten aussehen.

Als Beweis hiefür diene ein höchst interessantes und ergötzliches Decret, welches in den Vierzigerjahren erfloß, während Erzherzog Leopold Wilhelm sein Hauptquartier in Wien hatte. Dasselbe lautet: „Sintemalen Ihre kais. könig. Hoheit geruhten, mehrere Officiere an Hochdero Tafel zu invitiren, item ich all die Vielen in Occasion hier gewesen, mit männiglicher Kenntniß und Persicasion, wie sich allermalen die der meisten Officier als Cavaliers ritterlich und manierlich untereinander und männiglich tractiren thun und contentiren, als denn muß ich doch von wegen den Junkern, so noch nicht ordentlich gehobelt sind, aufmerksam machen auf die mensur reguláire (Tischregeln), als:

„1. Item mit blankem Zeuge, saubern Rock und Stiefeln, und nicht antrunken Ihre k. k. Hoheit zu incomplementiren. 2. Item bei der Tafel den Stuhl nicht wackeln und die Füß nicht lang ausspreitzen. 3. Item nicht nach jedem Bissen trinken, als dann man zu früh voll wird, den Humpen aber nach jeder Speis nur halbert ausleeren, vorhinein aber den Schnauzbart und das Maul sauber abwischen. 4. Item mit der Hand nicht in die Vorlegschüssel langen oder die abgekiefelten Beiner zurück oder hinter den Tisch werfen. 5. Item nicht an den Fingern mit der Zunge schlecken, auf den Teller speien oder in das Tischtuch schneuzen. 6. Item zu letzteren nicht zu viehisch humpiren, daß man vom Stuhl fällt oder nicht mehren gradweg gehen kann.“

Diese urwüchsige Derbheit der Umgangsformen erstreckte sich sogar auf den dienstlichen Verkehr, sonst hätte es ein Officier, wie es thatsächlich der Fall war, kaum gewagt, dem Vorgesetzten auf eine schriftliche Belehrung zu antworten: „Der Herr Oberstlieutenant scheine öfter in die Branntweinflasche als in das Tintenfaß zu tunken.“

Dieser Mangel an Urbanität führte natürlich zu zahlreichen Conflicten, die man rasch fertig, mit den Waffen zu schlichten bereit war. Namentlich das von Soldaten und Officieren maßlos getriebene Spiel war der Anlaß zu vielen Händeln; wir haben gehört, daß der nachmalige kaiserliche General Freiherr von Holk wegen eines aus einem Spielstreit entstandenen Duells die schwedische Armee verlassen mußte, und auch De Souches wurde wegen eines Zweikampfes mit dem Obersten Stalhandske zum Austritt gezwungen. Aber auch der Autorität des großen Schwedenkönigs, der die Todesstrafe auf den Zweikampf setzte, gelang es nicht, denselben ganz zu unterdrücken.

Im kaiserlichen Heere nahm man es damit nie so strenge; die Ausforderungen kamen daher auch unter den Soldaten vor, und bei Abrüstungen wurden sie sogar an

die früheren Vorgesetzten gerichtet und es kam zu förmlichen Massenkämpfen. Am furchtbarsten grassirte aber die Duellwuth in der kaiserlichen Armee nach der Waldstein'schen Katastrophe. Wurde derselbe von vielen, besonders den spanischen und italienischen Officieren maßlos angegriffen, so fanden sich andererseits auch Vertheidiger, und im Lager zu Prag kamen jeden Tag aus diesem Anlasse viele Duelle vor. Die Erregung verpflanzte sich bald auch auf die Truppen, es kam zu blutigen Schlägereien zwischen Deutschen und Wallonen einer- und Italienern und Spaniern andererseits, die endlich nur durch die äußerste Strenge unterdrückt werden konnten.

In dieser Zeit bildeten sich aber die Grundzüge des heutigen Duell-Cartells aus, das aber damals noch mit viel mehr Anklängen an das Ritterthum ausgestattet war. Noch immer war es Brauch, als Zeichen der Ausforderung den Handschuh hinzuwerfen, der nach dem Zweikampfe, zum Zeichen, daß die Sache ehrenvoll geschlichtet sei, rückgestellt wurde. Zum ritterlichen Duell zog jeder der Kämpfer zwei, auch drei Secundanten bei, auch ein Unparteiischer wurde bestimmt, und alle diese Personen mußten geloben, weder vor und während, noch nach dem Kampf einem der Duellanten unerlaubten Vorschub zu leisten oder den Gefallenen zu rächen. Man focht mit Degen, Partisane oder Pistole, auch Zweikämpfe zu Pferd kamen vor; gewisse Finten durften in ehrlichen Zweikämpfen nicht gebraucht werden, ein Stich in den Rücken des Gegners galt als schimpflich. Bei den meisten Zweikämpfen nahm man es aber nicht so genau, man hieb und stach so lange aufeinander los, bis Einer erlag, sich bei Beiden die Rauflust kühlte oder der Profoß mit den Steckenknechten dem Handel ein Ende machte.

Das Spiel wurde in allen Lagern mit Leidenschaft getrieben; in den reichen Zelten der Oberofficiere, in den Buden der Marketender, auf den Trommeln, den ausgebreiteten Mänteln oder der bloßen Erde klapperten die Würfel, welche an Stelle des alten Kartenspieles der Lanzknechte allgemein gebraucht wurden. War das Baargeld verspielt, so kamen die Beutestücke daran, man setzte das Pferd, die Kette vom Hals, die Feder vom Hut, endlich wohl auch die Dirne, um nur weiter spielen zu können.

Oft war ein besonderer Platz im Lager für die Spieltische bestimmt, wo die Lagerwache in den nur zu häufigen Streitfällen rasch einschreiten konnte. Jedem Spieltisch stand dessen Eigner, der „Scholderer" vor, dem auch die Würfel gehörten, für deren Richtigkeit er bürgen mußte; dafür erhielt er einen bestimmten Antheil am Gewinn, und er sollte auch die Streitigkeiten schlichten, was nicht immer ungefährlich war und seine Einnahme um mehr Prügel erhöhte, als angenehm war.

An die Stelle des combinationsfähigeren Kartenspieles war, der rohen Zeit entsprechend, der blinde Zufall des Würfelns getreten, und der Gedanke lag für scrupellose Geister nahe, diesen Zufall zu meistern — corriger la Fortune nennt es Lessing's unvergleichlicher Riccaut de la Marliniére.

Es war nicht ohne Grund, daß man die Würfel ganz allgemein „Schelmenbeine" nannte, denn es fehlte nicht an Betrug, und falsche Würfel waren mehr zu fürchten, als ehrliche zu hoffen. Es gab solche, welche mehr hohe als niedere Zahlen enthielten, andere waren theilweise mit Blei, Quecksilber oder mit leichten Stoffen, wie Schwamm und Kohle, gefüllt, aus Hirschhorn gedreht, das verschieden dicht war, um so jene Würfe erzielen zu können, welche man brauchte. Der Gebrauch solcher falscher Würfel erforderte eine gewisse Uebung. „Niederländer" nannte man jene, welche

mehr geschoben werden mußten, aus der „baierischen Höhe“ wurden andere geworfen, die des Schwergewichtes bedurften, um auf die gewünschte Seite zu fallen. Auch der Aberglaube, der Professionsspielern auch heute noch manchen Streich spielt, machte sich geltend, und mancher hielt gar viel darauf, daß

„Ein Hauptmann, den ein And'rer erstach,
Ihm ließ ein paar glückliche Würfel nach!“

Alle Versuche, das Spiel, um seiner verderblichen Folgen willen, aus den Lagern zu verbannen, waren vergebens. Die Soldaten wußten, daß in den Zelten der Officiere und Obersten eifrig „geknöchelt“ wurde, und ließen es sich gleichfalls nicht nehmen. Wenn eine Zeitlang der Profoß mit seinen Leuten dem Würfelgeklapper nachschlich und es im Lager verhinderte, so verkroch man sich in den Dörfern, hinter Zäunen und Hecken, und die Unordnung wurde noch ärger.

Mit welcher Leidenschaft man spielte, sei durch einige Beispiele bewiesen. Ein Soldat der ligistischen Armee hatte bei der Einnahme von Magdeburg eine Beute gemacht, die man auf 30.000 Ducaten schätzte. Noch alberner als der famose „Oberst Lumpus“ verspielte er aber Alles in den nächsten Tagen wieder im Würfelspiel. Tilly, der jeder Leidenschaft unnahbar war und vor Breitenfeld von sich selbst rühmte, er habe „nie Wein getrunken, nie ein Weib berührt, nie gespielt und nie eine Schlacht verloren“, ließ den Mann vor sich kommen, und nachdem er ihm gesagt: „Du hättest mit diesem Geld dein Lebtag wie ein Herr leben können, da du dir aber selbst nicht zu nützen verstehst, bist du wohl auch sonst nicht zu viel Gutem nutz“, kurzweg aufhängen.

Ein schwedischer Soldat, der nach der Einnahme der Kleinseite von Prag 1648 seine riesige Beute auch sofort wieder verspielt hatte, entging dem gleichen Schicksal nur, weil er dem General Königsmark die glückliche Antwort gab: „Es wäre unbillig, wenn Excellenz mich darum aufhängen ließen, da ich gute Hoffnung habe, in der Altstadt noch größere Beute zu machen.“

Der berühmte Militär- und Schlachtenzeichner jener Tage, Jaques Callot, hat eine Spielscene mit Kriegern und Dirnen, wobei ein paar harmlose Junker durch Falschspieler gerupft werden, in bekannter Meisterschaft wiedergegeben, welche wir hier (Seite 797) in ihrer ganzen Originalität reproduciren.

Unerwähnt darf auch nicht bleiben, daß während des dreißigjährigen Krieges sich in Deutschland eine Sitte allgemein einbürgerte, die man um ihrer heutigen Verbreitung willen höflicherweise nicht anders nennen darf — der Genuß des Tabaks in den verschiedenen Arten des Rauchens, Schnupfens und Kauens. Die letztere, bedenklichste Art des Tabakconsums nannte man damals „Tabakessen“, das Rauchen aber gar „Tabaktrinken“. Wahrscheinlich pflanzten sich diese Gewohnheiten durch holländische Soldaten oder durch die von Mansfeld geworbenen englischen Hilfsvölker fort; besonders das Rauchen wurde bald ganz allgemein und führte auch zum ersten Anbau von Tabak, dem noch heute im vollsten Wortsinne im üblen Geruche stehenden „Pfälzer“. Bald ging die Gewohnheit des Rauchens auch auf die übrige Bevölkerung über, und nach dem Zeugniß Grimmelshausen's im „Satyrischen Pilgram“ war in den Vierzigerjahren fast in allen Bauernhäusern eine Pfeife zu finden, selbst die Taglöhner rauchten, nicht minder aber auch die Lehrjungen und Buben.

Von einer eigentlichen Soldaten-„Poesie“, von Liedern, die im Lager entstanden und sich von einer Truppe zur anderen fortpflanzten, kann während des dreißig-

en Krieges kaum die Rede sein. Wohl fehlte es bei dem Zusammenbruch aller ltnisse nicht an zahlreichen Individuen, die aus ganz anderen Sphären unter die Schaaren geschleudert wurden; aber die Zeit war eine harte, der politische Streit zu tief auch in das Soldatenleben ein, als daß jene naive Stimmung hätte aufen können, die aus dem Ernst und Scherz der Lanzknechtslieder spricht. Die echt sche Begeisterung, die sich an dem Gedanken, für sein Vaterland und Volk zu , entzündete, die einen vergötterten Feldherrn zum Gegenstand einer kunstlosen, ebenswahren Poesie machte, konnte aber auch in einer Zeit nicht vorhanden sein, old und Beute fast die einzigen bewegenden Motive der großen Masse waren an so häufig ohne Wahl und Qual die Fahne wechselte. Wohl mögen trotzdem Lagerlieder bestanden haben, wenn man aber aus den Lebensgewohnheiten der igen Soldaten und einzelnen ärlichen Resten solcher Poesie en darf, ist eben nicht viel verloren gegangen und sie heute doch kaum wiedern.

Von einzelnen gleichzeitigen ten, die auf uns gekommen ist es sehr zweifelhaft nach nzen Anlage und Ausführung, selben thatsächlich aus Solreisen stammen. Hieher gehört ein ziemlich schwülstiges Gedas die Eroberung Magdefeiert und diese Festung als vorstellt, um welche die den, Pappenheim, Tilly, aiser, die Liga, ja sogar der werben. So sagt Magdeburg :



Doctor Faust's Höllenzwang. (Seite 821.)

ch, ihr lieben Herrn Soldaten,
ien gelüst mich nit,
d' bisher erhalten
Mein Jungfrauschaft darmit:
Das ich kein andern Herren
Als Schweden zugedacht,
Daran soll mich nicht kehren
Eu'r Drohen, Trutz und Macht."

Der Kaiser spricht dagegen:

„Wer soll euch doch bereden,
Daß die ältest' Tochter mein
Dem tollen König in Schweden
Verkuppelt sollte sein?
Hat ihr Gelübd gebrochen,
Daß sie will gefreiet sein,
So bleibt's nicht ungerochen,
Der Tilly nimmt's allein." — u. s. w.

Das klingt Alles zu gesucht, zu geschraubt, als daß es unter dem Brausen und Stürmen eines damaligen Feldlagers entstanden sein könnte, und wir haben es in diesem und ähnlichen Fällen wohl mit Poesien zu thun, die bei qualmender Lampe mühselig geschmiedet wurden, um sich einer Partei oder einem einzelnen hohen Herrn zu empfehlen.

Von anderen ähnlichen Gedichten kennen wir ja sogar die Verfasser; so hat z. B. auch der Gründer der ersten schlesischen Dichterschule, der vom Kaiser Ferdinand II. mit dem Lorbeerkranz gekrönte Martin Opitz Kriegsgedichte geschrieben, die jedoch wegen ihres schwülstigen Pathos und ihrer moralisirenden Tendenz gewiß keine Wirkung auf das wilde Kriegsvolk jener Zeit machten. Poetisch viel höher stehen die Gedichte des zur protestantischen Partei gehörigen Georg Rudolf Weckherlin (gest. 1651), der mindestens das nöthige Temperament in seine Kriegslieder zu legen wußte, von nachhaltiger Wirkung auf die Soldaten waren sie aber auch nicht, denn trotz aller Ungebundenheit konnten auch diese sich den drückenden Wirkungen nicht entziehen, welche die furchtbare Zeit auf das ganze Geistes- und Gemüthsleben der Nation ausübte.

Einen Theil dieser Wirkungen werden wir im nächstfolgenden Abschnitt verfolgen können.

Soldaten-Aberglauben.

Kampf und Krieg nehmen alle Kräfte des einzelnen Individuums, das daran betheiligt ist, so vollkommen in Anspruch, daß ebenso wie in körperlicher auch in geistiger Beziehung häufig eine über das natürliche Maß hinausgehende Anspannung derselben eintritt, ja sogar nothwendig wird. Solche Ueberreizungen machen aber den Einzelnen und auch die Massen überaus empfänglich für jene Einflüsse, die das momentan Unerklärliche, das Ueberraschende auf geheimnißvolle Ursachen zurückzuführen suchen und im Menschen die Vorstellungen von dunklen Gewalten, die sein Schicksal lenken, lebendig erhalten. Die plötzlichen Wechselfälle des Krieges, seine gewaltige, oft grausame, aber immer erschütternde Poesie, die zahlreichen Beispiele wunderbarer Rettungen, die nicht blos dem eigenen Verdienst, sondern einem besonderen Schicksal, einer Vorherbestimmung zu entstammen schienen, nicht zum mindesten aber die gewaltsame Unterbrechung der geistigen Entwicklung der Völker durch länger dauernde Kriege — das sind ebensoviele Erklärungsgründe dafür, daß der Aberglaube kaum um irgend einen anderen Stand so üppige Ranken schlang, wie um das Kriegshandwerk.

Darum ist er aber auch so alt wie dieses selbst und nur in der langen Dauer, in der Art, wie der dreißigjährige Krieg alles geistige und moralische Leben der Nation an sich zog und vergiftete, liegt der Grund, warum gerade durch und während desselben der Aberglaube so hervorstechend unter den Soldaten auftrat und von ihnen auf die Bevölkerung zurückwirkte. Treffend sagt darüber ein moderner Culturhistoriker: „Ein breiter Strom von Aberglauben flutet durch die Seelen der Völker von der Urzeit bis zur Gegenwart. Lange Zeit wälzt er sich fast unbeachtet unter der dünnen Decke, welche Bildung und Wissen über ihn legt, und nur leise tönt sein Rauschen jenem in das Ohr, welcher das innere Leben des Volkes aufmerksam verfolgt. Zuweilen aber erweitert die krankhafte Wendung der Zeit einzelne Richtungen zu einem weiten trüben Sumpfe und erstaunt sehen wir dann die entstellten Trümmer uralter Cultur-

zustände obenauf schwimmen. Dann erscheint wieder lebendig und mächtig, was lange abgelebt und vergessen war. Auch das Soldatenleben des dreißigjährigen Krieges hat eine Fülle von eigenthümlichem Aberglauben wieder lebendig gemacht, die zum Theile noch heute fortdauert."

Mit einer merkwürdigen Zähheit halten die Völker gerade in ihrem Glauben und Aberglauben an den ursprünglichen Ideen fest. So verschieden auch die Fassung ist, welche die wechselnde Zeit und deren Vorstellungen diesen Ideen verleiht, bleibt doch deren innerster Kern immer derselbe. So läßt sich die Vorstellung, daß durch wundervolle Mittel einzelne Kämpfer eine fast gänzliche Unverletzlichkeit gegen die Waffen der Gegner erlangen können, bis in die ältesten Zeiten hinauf verfolgen und wir finden sie bei den verschiedensten Völkern. Und ebenso gemeinsam ist auch die ergänzende Idee, daß der Besitz eines solchen Vorzuges, mag er auch wie immer erworben sein, ein Unrecht ist, das den Voraussetzungen ehrlichen Kampfes widerspricht und schließlich dem Gefeiten doch Verderben bringt. Mit feiner Empfindung dafür sagt Hebbel's Hagen Tronje über Siegfried:

„Ich hätt' mich nicht in Drachenblut gebadet!
Darf denn noch siegen, wer nicht fallen kann?"

Schon im biblischen Simson tritt uns der erste Kämpfer entgegen, dessen Kraft und Tapferkeit nicht blos in seiner Individualität, sondern in einem Zauber liegt, er ist unbesiegbar, so lange er seine Locken trägt, wird überwunden, sobald Weiberlist ihn derselben beraubt. In der classischen Göttersage finden wir Achill, der bis auf die verhängnißvolle Ferse unverwundbar ist und an dieser zugrunde geht. Denn bedingungslos ist eine solche Gabe der Unverletzlichkeit nie, es besteht immer eine Möglichkeit, welche sie aufhebt und den Eigner schließlich doch dem Schicksal des Kampfes, der Möglichkeit des Unterliegens unterwirft. In dieser Richtung entspricht dem griechischen Heros der „hörnerne Siegfried" der Germanen, der durch das Bad im Blut des Drachen Fafner am ganzen Leibe gefeit gegen jede Verletzung ist, bis auf jene Stelle zwischen den Schultern, wo das Lindenblatt das Schutzmittel abhielt. Und ein eclatanter Beweis für die Zähigkeit, mit welcher solche Vorstellungen sich durch Jahrtausende forterben, liegt darin, daß dieselbe Körperstelle bei Soldaten, welche als „fest" oder „gefroren", also unverwundbar galten, auch im dreißigjährigen Krieg noch davon ausgenommen wurde.

Auch auf die Waffen dehnte sich der Unterschied aus, nicht gegen jede war der Gefeite geschützt. Von dem Gott Baldur der nordischen Sage heißt es, daß jedes Schwert an seinem Leibe zersplitterte und die Lanzen absprangen, aber ein Zweig der heiligen Mistel, den ein Blinder gegen ihn schwang, führte seinen Tod herbei. Auch diese Vorstellung erhielt sich bis in eine Zeit, wo man die wunderbare Rettung Einzelner im Sausen der Kugeln nur durch Zaubermittel erklären zu können glaubte, während der Augenschein lehrte, daß vor einem Schlag mit einem Gewehrkolben alle übernatürlichen Schutzmittel versagten.

Die geheimnißvoll von der Ferne wirkende Macht der Feuerwaffen mußte naturgemäß sich des Aberglaubens bemächtigen und ihn ihrer Weise entsprechend umgestalten. Wir haben gesehen, daß dem Teufel schon bei der Erfindung des Schießpulvers von der Volkssage eine erfolgreiche Mitwirkung in jenem Sinne eingeräumt wurde, der Mephisto sagen läßt:

„Was kümmerts mich? Natur sei, wie sie sei,
's ist Ehrenpunkt der Teufel war dabei!“

Gerade die Unvollkommenheit der ersten Feuerwaffen, welche das Treffen zur Sache des Zufalls machte, wirkte mit, um das Tückische des fernhin wirkenden Geschosses empfinden zu lassen und in der Phantasie die Vorstellung zu wecken, daß geheimnißvolle Mächte dessen Einfluß lenken. Die noch heute geläufige Redensart, daß „jede Kugel einen Quartierzettel habe“, ist ersichtlich noch ein Ausfluß solcher Vorstellungen.

Dazu kam, daß überhaupt die Feuerwaffen lange Zeit nur einem sehr kleinen Theil des Kriegsvolkes bekannt wurden; wo man aber blos die überraschende Wirkung sieht, ohne zu erkennen, wie sie erreicht wurde, greift der Mensch stets leicht zu übernatürlichen Erklärungen. Der Aberglaube, daß nicht allein einzelne Menschen unverletzbar gegen Schüsse sind, sondern andere auch die Macht haben, die Geschosse nach ihrem Willen zu lenken, findet sich daher schon in den ersten Lanzknechtsheeren. Luther eifert schon in seinem 1527 erschienenen Tractat: „Ob Kriegsleut auch im seligen Stand sein können“, gegen diesen Aberglauben: „Da sich einer St. Georgen, der andere St. Christoffel befiehlt, der eine diesem, der andere dem Heiligen. Etliche können Eisen- und Büchsenstein beschwören, etliche können Roß und Reiter segnen, etliche tragen St. Johannisevangelium oder sonst etwas bei sich, worauf sie sich verlassen.“ Siebzig Jahre später nahm der Jesuit Georg Scheerer in einer vor dem Erzherzog Matthias und dessen militärischen Begleitern in der Hofcapelle gehaltenen Predigt Anlaß, die mancherlei „abergläubischen Wundsagen für Hauen und Stechen, Schießen und Brennen“ zu verurtheilen.

Auch die Literatur bemächtigte sich früh dieser Vorstellungen, für deren Verbreitung namentlich durch wandernde Kriegsleute gesorgt wurde und die auch einen guten Theil des Wissens der als militärische Instructoren schon genannten „Federhansen“ ausgemacht haben mögen. Von Samuel Zimmermann, Büchsenmeister in Augsburg, existirt ein ziemlich umfangreicher Folioband: „Bezaar, wider alle Stich, Straich und Schuß, voller grosser Gehaimnussen“, in dem zahlreiche Beispiele von Kriegsleuten, welche gegen Verwundungen gefeit waren, erzählt wurden. Einen solchen Schutz zu suchen, hält Zimmermann nicht für unchristlich und unerlaubt, dagegen gäbe es noch andere Künste, dem Feind auf allerlei zauberische Art zu schaden, die dem Verfasser, wie er durchblicken läßt, zwar auch bekannt waren, über die er aber aus guten Gründen schweigt.

Zimmermann war fest überzeugt von der Möglichkeit, sich gegen bestimmte Angriffe unverwundbar zu machen. Er berichtet, daß 1550 in Augsburg ein Kriegsmann gelebt habe, der so „fest“ war, daß kein Stich oder Schuß ihm etwas anhaben konnte, und darum oft sagte, mit zwei oder drei Gegnern zu fechten, sei ihm so lieb, als eine gute Mahlzeit halten. Nur das alte Uebel klebte auch ihm an: einem Schlag mit einem hölzernen Knüttel widerstand er nicht und erlag endlich auch einem tüchtigen Schlag, den er mit einem Hellebardenschaft auf das Hinterhaupt erhielt. Von einem Schützen erzählt Zimmermann, daß derselbe die Kugeln förmlich an sich zog, ohne daß sie ihm etwas anhaben konnten; nach manchem Gefecht schüttelte er sie aus den Kleidern und zeigte die durchgebrannten Löcher darin, und doch war seine Haut ganz heil. Auch er erlag endlich den Knütteln erzürnter Bauern. Ein dritter „Gefrorner“

widerstand ebenfalls lange allen Waffen, ein Dolchstich in den Rücken tödtete ihn aber schließlich doch, obwohl keinerlei Wunde außen an seinem Leibe zu sehen war.

Der Mittel, um sich „fest" und „gefroren" zu machen, gab es schon im 16. Jahrhundert sehr verschiedene. Anfänglich hatten dieselben einen theilweise religiösen Anstrich, und man scheute sich nicht zu solchen von der Kirche selbst verdammten Zwecken deren übernatürliche Kraft in Anspruch zu nehmen. Auch die verschiedenen Bekenntnisse, die sich kurz nach der Reformation so feindlich gegenüberstanden, verschmähten es nicht, die Ceremonien und Segenssprüche gegenseitig für diese Zwecke des Aberglaubens zu verwenden. Das Evangelium Johannes, auf feines Papier oder dünnen Stoff geschrieben, wurde heimlich unter die Altardecke einer katholischen Kirche practicirt und dort gelassen, bis drei Messen darüber gelesen waren. Dann wurde es in einem Federkiel, einer hohlen Kugel oder Nuß verborgen, wohl verkittet, nach Vermögen in eine Fassung von Gold und Silber gebracht, um als Amulet gegen die Gefahren des Kampfes am Hals getragen zu werden.

Charakteristisch ist es aber, daß derlei Mittel für weniger sicher galten als jene, bei welchen man einen bedenklicheren Schutz erwarb, und wer sich dem Satan mit Haut und Haar für das Jenseits hingab, war fast ganz gefeit gegen irdische Gefahren. Wer bei der Communion die Hostie im Munde behielt und zugleich den Belzebub anrief, dann die Haut an einer Stelle vom Körper löste und die Oblate dort verbarg, um sie einwachsen zu lassen, war „fest" gegen Schuß, Hieb und Stich. Durch einen förmlichen Pact mit dem Teufel erlangte man nicht nur diese Vortheile, sondern man konnte sie auch auf andere Personen übertragen, die „Feinde bannen" und auch leblose Dinge, namentlich Proviant derart „fest" machen, daß das schärffste Messer oder Werkzeug nicht einzudringen vermochte.

Auch sogenannte „Wundzetteln" mit den verschiedenartigsten Segen und Zaubersprüchen kamen schon bei den Lanzknechten vor. In besonderem Ansehen stand der „Papst Leonis-Segen", der christliche Sprüche und Tröstungen enthielt; weniger harmlos für das Seelenheil des Trägers galt der Benedisten- oder Nothsegen, welcher die Waffen des Feindes „bannte", und aus kabbalistischen Charakteren bestand der „flandrische Segen", der von einem Zauberer aus dem Orient stammen sollte und einen flandrischen Ritter einst „fest" gegen die ihm drohende Enthauptung gemacht hatte.

Man hat die Kunst, sich „fest", das heißt unverwundbar zu machen, sowie die übrigen Abarten ähnlichen Soldaten-Aberglaubens unter der Bezeichnung „Passauerkunst" zusammengefaßt und war lange der Ansicht, daß das uns bekannte zuchtlose Passauer Kriegsvolk sich zuerst derselben bedient habe. Nun lassen sich aber die meisten dieser Formen des Aberglaubens in viel früherer Zeit nachweisen, und die wilden Soldaten der Obersten Althann und Ramé brauchten ihre Phantasie nicht anzustrengen, sondern nur die Ueberlieferungen fortzupflanzen, welche schon im Kriegsvolk des vorausgehenden Jahrhunderts geläufig waren. Es ist wohl möglich, daß der damalige Scharfrichter von Passau, Kaspar Neithardt von Hersbruck, sich mit Herstellung und dem Vertrieb solcher Zaubermittel befaßte, wie ja die Henker allerorten im Verdacht geheimer Kunst und Magie standen, aber erfunden hat er die Passauerkunst gewiß nicht.

Auf ein solches schwunghaft betriebenes und wahrscheinlich auch einträgliches Geschäft läßt die massenhafte Verbreitung von „Passauerzetteln" schließen. Dieselben waren von verschiedener Art; auf Papier, Seide, Jungfern-Pergament oder gar

einer Hostie wurden mit Rabenfedern und Fledermausblut allerlei sinnlose kabbalistisc Sprüche und Charaktere geschrieben. Unter den linken Arm gebunden, machten sie d Träger „fest" gegen Schuß und Hieb, doch konnte er erwürgt oder mit Kolb erschlagen werden. Indessen war diese Wirkung nicht unbedingt, sondern an gewi Zeiten und Umstände gebunden, wahrscheinlich um eine Erklärung zu haben, we trotz eines solchen Schutzmittels eine tückische Kugel oder eine scharfe Klinge de Träger an das Leben ging. Manche solcher Zettel wirkten nur durch 24 Stunde bei anderen trat der Schutz erst nach einer bestimmten Frist ein, und wer früher fi wurde der Hölle zur Beute. Auch verschluckt wurden diese „Passauerzetteln", na welchen bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Nachfrage so groß war, daß m sie endlich sogar auf der Buchdruckerpresse herstellte.

Uebrigens soll nach einer anderen Erklärung die Bezeichnung als „Passauerkuns von der Umgestaltung des Wortes „Pessulant" (Einer, der Schlimmes thut) i Volksmunde stammen, mit welchem man jene Soldaten bezeichnete, welche sich d Zaubermittel bedienten, um unverwundbar zu sein. Uns scheint diese Abstammu des allgemein üblichen Ausdruckes der „Passauerkunst" etwas zu weit hergeholt, obwo Zimmermann in seinem schon erwähnten Buch das Wort „Pessulant" i obigen Sinn gebraucht, der Passauerkunst aber nicht erwähnt. Im Gegensatz da wurden jene, welche es verstanden, solche Zaubermittel unwirksam zu machen „So vanten" genannt.

Bevor wir zu den Formen übergehen, welche der Soldaten-Aberglaube i dreißigjährigen Kriege annahm, sei uns hier die Bemerkung erlaubt, daß derselbe, w er aus der grauen Vorzeit stammt, sich auch bis in unsere Zeit fortgepflanzt ha und dies wahrscheinlich noch weiter thun wird, so lange man Kriege führt. Eclatan Beispiele dafür sind aus dem großen deutsch-französischen Krieg des Jahres 187 bekannt geworden. Schließlich ist ja auch der vorurtheilsloseste geistesstärkste Mens nicht von einer oder der anderen Sorte von Aberglauben frei; man lächelt wohl selb darüber, hängt der Sache ein beschönigendes Mäntelchen um, aber man vermag si doch gewisser Eigenheiten und Gewohnheiten, die nur als Abe glaube zu bezeichnen sind, nicht zu entschlagen.

Wenn hochgebildete Menschen Anstand nehmen, irgend etwas Wichtiges an eine Freitag zu unternehmen, — wenn der Freigeist, sobald er im Lodenrocke, mit de Büchse in der Hand auf die Jagd geht, nur mit großem Mißbehagen einen Hase über den Weg laufen sieht, so ist das gewiß Aberglaube, und man darf es wohl de Soldaten nicht so verargen, wenn er dem ungewissen Schicksal des Krieges gegenüb zu Trost- und angeblichen Schutzmitteln greift, die ihn für den Moment der Gefa beruhigen. Es ist kein Zweifel, daß alle derartigen Schutzmittel, wie überhaupt jed Aberglaube, höchst überflüssig und lächerlich sind. Aber vielfach gilt hier das Sprüc lein: „Wenn es nichts nützt, so schadet es doch nichts!" Mancher Zaghafte wird g faßter der Gefahr entgegen gegangen sein, weil er sich im Besitz eines solchen Tali mans wußte, und was dem Einen die Locke seiner Geliebten oder deren Bild ist, d er auf dem Herzen trägt, das ist schließlich dem Anderen mit demselben Recht irgen ein „Schutzbrief", von dessen Kraft ja nur Er allein überzeugt zu sein brauch wie ja auch Er nur die Täuschung empfindet, wenn ihn trotz desselben das grau Los des Krieges trifft.

Solche „Schutzbriefe" waren aber im Jahre 1870 vielfach unter den Sol

ten des deutschen Heeres verbreitet, und wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß Theil an der Tapferkeit derselben hatten, so thaten sie der Bravour, wie die :folge bewiesen, doch auch keinen Eintrag. Wir theilen einen solchen Schutzbrief mit, :il derselbe der ganzen Fassung nach ziemlich gleichlautend mit älteren ähnlichen ocumenten ist, wie sie schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und noch früher : Gebrauch gewesen sein mögen. Logik und sprachliche Biegsamkeit wird niemand in nem solchen Schriftstück erwarten, und wer diesen Maßstab überhaupt anlegen wollte, tte das innerste Wesen des Aberglaubens, der in den dunkelsten Falten der menschhen Natur nistet, nicht begriffen.

Diese „Schutzbriefe“, welche noch die ganze sprachliche Ungelenkheit einer viel lheren Zeit zeigen, lauteten in ihren wichtigsten Sätzen:

„Dieses Kräftiges und für alle Menschen heilsames Gebet ward im Jahre 1505 if das Grab unseres Heilandes gefunden. Als Kaiser Karl zu Felde zog, erhielt er vom Papste aus Frankreich nachgeschickt, der es sogleich auf seinem Schild ausücken ließ in goldenen Buchstaben, wer dieses Gebet täglich bett oder beten hört, ird keinen unnatürlichen Todes sterben auch nicht durch Gift umkommen. Auch wird rjenige der dieses Gebetchen bei sich trägt, von keiner Krankheit angefochten werden, :r es verspottet wird ewig verflucht werden. Zuletzt wer dieses Gebet sucht oder hört, ird drei Tage vor seinem Tod Zeichen am Himmel sehen. Wenn ihr euch hüttet vor ünden, mit guten den Feiertag haltet, so werdet ihr die Ewige Seligkeit erlangen. hut ihr aber dieses nicht, so werde ich euch strafen, ich werde setzen einen Krieg über den andern, einen Streit wider den andern und werde als dann meine Hand n euch nehmen. Wegen einer Unartigkeit werde ich ein zweischneidiges Schwert ereifen und euch vertilgen, hernach mit Donner und Blitz auf die Erde herabfahren, mit ihr erkennt meinen Zorn und meine göttliche Gerechtigkeit. . . . . Zuletzt fehle ich noch das ihr meine Gebote haltet wie sie Christus gelehrt hat im Namen s Vaters † des Sohnes † des heiligen Geistes † Amen. Wer diesen abgeschriebenen rief bei sich trägt wird von einem geladenen Gewehre keinen Schaden nehmen denn sind Worte dabei die das göttliche bekräftigen und wovor man sich nicht zu fürchten aucht, durch diese werden Schwerter Diebe alle Beschwerden und Geschütze können sprochen werden.

1. Steht stille alle ihr sichtbaren und unsichtbaren Gewehre damit ihr nicht auf ich losgeht, durch die Taufe unseres Herrn Jesus Christus, der von Johannes im lusse Jordan getauft worden ist.

2. Steht stille alle ihr sichtbaren und unsichtbaren Gewehre durch die Angst nseres Herrn Jesum Christum, der dich und mich erschaffen hat.

3. Steht stille alle ihr sichtbaren und unsichtbaren Gewehre damit ihr nicht auf ich losgeht durch den Befehl des heiligen Geistes.

4. Steht stille alle ihr sichtbaren und unsichtbaren Gewehre und Waffen durch ie Taufe des für uns gestorbenen Marters und Allmächtigen Gott, sei uns gnädig n Namen Gottes des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes † Amen.

Wer diesen Worten keinen Glauben schenken will, darf sie nur auf einen Zettel hreiben, denselben einen Hund um den Hals hängen und danach schießen, er wird n nicht treffen in Jesu Namen, so wahr wie dieses geschrieben steht, so wahr ein hristus gestorben und auferstanden ist. Wer an diesen Brief glaubt und ihn bei sich ägt, wird keinen leiblichen Schaden nehmen.

Ich beschwöre Gewehre und Waffen bei dem lebendigen Gott des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes † wie alle Heiligen, die mich heute mit einem tödtlichen Gewehre tödten, noch verwunden können, Gott des Vaters sei uns gnädig † Gott des Sohnes sei mit mir † und Gott des heiligen Geistes zwischen alle Kugeln † Amen.

Graf Fielipp von Flandern, der einen Ritter hatte und diesen wegen eines verbrochenen Vergehens den Kopf abhauen lassen wollte, vermochte er es durch seinen Scharfrichter nicht, dieser konnte ihn nicht weder enthaupten noch verwunden, dies machte dem Grafen große Verwunderung und allen anwesenden, der Graf ließ ihn deßhalb vorführen und brachte ihn zum Verständniß, mit welchem Dinge es zuginge worauf er ihm das Leben schenkte, als der Ritter ihm diesen Brief mit folgenden Buchstaben verzeichnete. R † K † D † F. D † K †. Alle seine Diener verwunderten sich sehr, der Graf ließ diesen Brief sogleich abschreiben. Wenn jemanden die Nase blutet oder sonst verwundet ist, der lege nur diesen Brief darauf und wird sich sogleich das Blut stillen, wer es nicht glaubt, schreibe vorstehende Buchstaben auf ein Messer und steche ein Thier damit, es wird gewiß nicht bluten.

Klaus Bendas Noment

Lesebuch † Eaunoment † Jesus † Maria † Josef."

So der hauptsächliche Inhalt der Schutzbriefe, die 1870 sehr verbreitet waren und in reicher typographischer Ausstattung käuflich waren, in vielen Einzelnheiten aber deutlich den Zusammenhang mit dem Soldaten-Aberglauben früherer Zeiten verrathen. Wir haben denselben hier eingeschaltet, um die merkwürdige Zähigkeit nachzuweisen, mit welcher sich der Aberglaube dem Wesen und Form nach erhält und durch Jahrhunderte fortpflanzt. Wir nehmen nun die Schilderung der Weise auf, wie sich der Aberglaube bei den Soldaten des dreißigjährigen Krieges geltend machte.

Schon beim Beginn desselben mußten solche Vorstellungen über Zaubermittel ganz allgemein in den Heeren aller Länder gewesen sein. Eine kurz vor dem Krieg im Druck erschienene „Kurze Erinnerung an den Teutschen Kriegsmann" sagt darüber: „Weil es auch heutiges Tages sehr gemein ist, daß sich Viele mancherlei betrüglicher Teufelskunst und Zaubereien gebrauchen, um sich unsichtbar und fest zu machen, damit sie kein Streich oder Schuß verletzen soll, so ist zu wissen, daß dieses keinen Christen gebühre, sondern ein lauterer purer öffentlicher Abfall von Gott sey, denn ein solcher Mensch sein Vertrauen von Gott, seinem eigenen Schöpfer abzieht, und es an den Teufel hängt, der doch von Anfang ein Mörder, Betrüger, Lügner und abgesagter Feind ist des ganzen menschlichen Geschlechtes. Einmal finden sich diese Gesellen meistentheils von ihm durch solche abergläubische Sagen und abgöttische Kunst häßlich betrogen, und werden oft zum ersten aufgerieben, wie es die Erfahrung täglich bezeugt, denn der Teufel hat eben seine Lust daran, daß er die Menschen also durch falschen Wahn von Gott abtrünnig macht, betrügt und um das zeitliche und ewige Leben bringt, und muß derjenige, der da glaubt, daß der Seelenfeind es mit dem Leib gut und besser meine als derjenige, der beides, Leib und Seele erschaffen hat und täglich erhält, ein alberner unwissender oder gar gottloser Mensch seyn: sintemal einem jeden Christgläubigen zum wenigsten das zu wissen gebührt, daß es allen Teufeln unmöglich sei, den zu bewahren, den Gott nicht bewahrt, ja ohne Verhängniß Gottes das geringste Haar auf unserem Haupt anders zu machen, als es einmal von Gott erschaffen, viel weniger

nnen sie unser Fleisch und unsere weiche Haut verändern, oder solche härten, daß n Eisen oder Blei durchgehen soll."

Spricht daraus ziemlich offen die Ablehnung eines allgemein verbreiteten erglaubens, so nahm man denselben von anderer Seite sehr ernsthaft, wie daraus rvorgeht, daß sich der erste Artikel des 1620 von Gustav Adolf erlassenen Kriegs- glement für die schwedischen Truppen damit befaßt. Derselbe lautet: „Da wir sehen,



Kaiser Leopold I. (Seite 828.)

ß alle unsere Wohlfahrt und Glückseligkeit ausgeht vom allmächtigen Gott, und daß jedes Menschen Pflicht ist, ihn zu fürchten und ihm zu dienen über Alles, so uchen Wir es hiemit Allen und Jeden, sie seien, welche sie wollen, zur Pflicht, daß auf keine Weise gebrauchen irgend eine Art von Götzendienst, Hexereien und ubereien der Waffen, durch Teufels Bezauberung und auf welche Art und Weise es ch sein möge." Dawiderhandelnde sind nach „der Schweden Gesetz" zu behandeln, das Geiste jener Zeit gegen Zauberei und Hexen mit Verbrennen und Ersäufen vorging.

Gleich aus dem Beginne des Krieges wird uns ein Fall von Anwendung solcher Zaubermittel erzählt. Als Mansfeld 1618 vor Pilsen lag, befand sich in der Stadt ein Scharfrichter, der sehr bewandert in der schwarzen Kunst war und mit Hilfe eines Gesellen, hinter dem man den leibhaftigen Satan vermuthete, täglich drei nie fehlende „Freikugeln“ goß und in das Mansfeld'sche Lager schoß. Den Fall der Stadt konnte er freilich trotz aller Höllenkünste nicht hindern und mußte dieselben nach der Einnahme dann büßen. Da er vollkommen „fest und gefroren“ gegen Kugel, Hieb und Stich war, hing man ihn an einen eigens erbauten Galgen, sein bedenklicher Geselle aber war verschwunden.

Es war nur natürlich, daß sich der Aberglaube besonders der geheimnißvollen Macht des Pulvers bemächtigte, und die in verschiedenen Formen auftauchende Sage vom „Freischütz“ beweist, daß sich die Phantasie des Volkes diesen dankbaren Stoff nicht entgehen ließ. War es aber einerseits möglich, mit Hilfe des Bösen Kugeln zu gießen, welche treffen mußten, so konnte man anderseits auch das Zielen des besten Schützen vergeblich machen. Dies geschah, wenn man die Lappen, womit der Schütze sein Gewehr reinigte, in einem gegen Sonnenaufgang befindlichen Loch einer Eiche verbarg und unter geheimen Sprüchen mit einem Pflock von Hagedornholz verspundete. Noch jetzt gibt es Jäger, welche vielleicht gewohnheitsmäßig und ohne an diesen alten Aberglauben zu denken, die Putzlappen gerne in fließendes Wasser werfen. Aber auch über die sicher treffenden „Freikugeln“ gebot der Schütze nicht unbedingt; nur bei einer bestimmten Anzahl war er des Erfolges sicher.

„Sechse treffen,
Sieben äffen!“

heißt es im „Freischütz“. Die übrigen lenkte Satanas, der ihm beim Guß der Zauberkugeln assistirte, dann nach seinem Belieben.

Weit verbreitet war auch der Glaube, daß der Leib nur „fest“ sei gegen Kugeln aus gewöhnlichem Metalle, daß aber kein Zauber gegen solche von Gold, Silber oder besonderen Mischungen schütze. Von einem kaiserlichen Befehlshaber in Greifswalde erzählt man, daß die besten Schützen des schwedischen Heeres ihm nichts anhaben konnten und man wohl zwanzigmale sah, daß die Kugeln von ihm abprallten, bis er durch einen silbernen Knopf erschossen werden konnte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Aberglaube sich auf eine wirkliche Begebenheit zurückführen läßt. Man erzählt z. B., daß sich nach der Schlacht bei Pavia ein spanischer Soldat dem gefangenen Franz I. von Frankreich nahte und demselben eine goldene Kugel mit den Worten überreichte: „Ich habe mir diese Kugel mit der Absicht gießen lassen, um auf solche ausgezeichnete Weise einen so tapfern Fürsten zu tödten. Da ich in der Schlacht keine Gelegenheit fand, mich ihrer zu bedienen, erlaube ich mir, sie als Geschenk anzubieten.“ König Franz soll die verhängnißvolle Gabe mit reichen Gegengeschenken erwidert haben.

Noch bezeichnender für das Entstehen dieser Sage ist eine vollkommen verbürgte Anekdote aus den englischen Bürgerkriegen. Der Führer eines schottischen Aufstandes, Lord Dundee, entging allen Kugeln, welche die Gegner nach ihm sendeten. Da lüftete er einst während einer Pause des Gefechtes seinen Panzer und bot dadurch einem feindlichen Schützen eine Blöße. Aber dieser hatte keine Kugel bei sich und riß rasch entschlossen einen silbernen Knopf vom Wams, mit welchem er seine Büchse lud und den Lord erschoß. Damit läßt sich auch die weitere Version dieses Aberglaubens ver-

einigen, daß solches Silber nicht erkauft, sondern auf andere Art erworben werden mußte; nur mit „Erbsilber" konnte man „Währwölfe" erlegen. Wie man überhaupt lange Zeit nicht glauben wollte, daß Gustav Adolf in ehrlichem Kampfe gefallen sei, erzählten sich die Soldaten auch, er sei von einer silbernen Kugel getödtet worden.

Beim Kugelgießen und der Pulverbereitung gab es in jener Zeit eine Menge von Praktiken, bei welchen, wie in so mancher anderen Beziehung, der crasseste Aberglaube Hand in Hand mit der allerdings noch in den Windeln liegenden Chemie ging. Neben Versuchen, unter Zaubersprüchen und Beimengung verschiedener widerlicher Präparate Kugeln herzustellen, welche auch „feste" oder „gefrorene" Männer zu tödten vermochten, oder welche tödteten, ohne die Haut zu verletzen, stellte man auch Experimente an, um explodirende Kugeln oder Pulver, welches ohne Knall sich entzündete, herzustellen. Anrüchig blieben solche Dinge immer, wenn man sie auch behufs Vertheidigungen von Festungen oder im ehrlichen Kampf anwendete. Durch Beimengung von pulverisirten Weizenkörnern, Samen von Bilsenkraut, Spießglanz u. s. w., durch Ablöschen der fallenden Kugel in Giften statt in Wasser glaubte man derselben besondere Vorzüge und Kräfte zu verleihen. Wenn man dem Pulver pulverisirtes Hundsbein beimengte, gab es keinen Knall; man wußte aber auch Pulver herzustellen, das selbst durch einen hineingesteckten glühenden Stahl nicht zum Explodiren gebracht wurde, oder anderes, das betäubenden Qualm verursachte, und durch Beimengung von Borax und Quecksilber präparirte man ein Sprengpulver von bedeutender Kraft.

Auch die blanke Waffe wurde natürlich vom Aberglauben umsoweniger außer Acht gelassen, als hier die Anknüpfung mit der ältesten Sagenwelt viel näher lag. Namentlich in der germanischen Heldensage gibt es ja bekanntlich mehrere von zauberkundigen Zwergen geschmiedete Schwerter, welche ihren Träger unbesiegbar machen, aber schließlich den tragischen Untergang desselben doch nicht hemmen können. Im Mittelalter versah man die Schwerter häufig mit kabbalistischen Charakteren und Sprüchen. Besonders häufig kamen die Namen der heiligen drei Könige vor, die bekanntlich in der Kabbala eine große Rolle spielen und deren diese selbst kundig gewesen sein sollen. Auch das Akrostikon: „Agla" kommt häufig vor, das aus den Worten: „Atha, Gibbor, Leolam, Adonai" (du bist stark in Ewigkeit, Herr) gebildet ist. Ein sehr interessantes, so bezeichnetes Schwert aus dem 14. Jahrhundert bewahrt das Waffenmuseum im k. k. Arsenal (Saal I, Nr. 40). Solche Zaubersprüche ätzte man bis zum dreißigjährigen Krieg den Klingen ein, und auch durch Zusammenschmelzen verschiedener Metalle, durch wunderliche Zusätze suchte man den blanken Waffen, später auch den Büchsenrohren, besondere geheime Eigenschaften zu verleihen; man nannte solche Waffen dann Nothschwerter oder Nothbüchsen.

Ein gleichfalls auf sehr alter Basis ruhender Aberglaube betraf die Waffensalbe, von welcher schon der Wundermann Theophrastus Paracelsus faselt, der trotz mancher tiefen Einblicke in die Naturwissenschaften doch noch ganz in der Magie verstrickt war. Die Waffensalbe sollte die Kraft haben, jede Verletzung, sofern das Gehirn oder das Herz nicht verletzt war, sofort zu heilen, wenn man das Schwert oder die Waffe, welche sie beigebracht hatte, damit bestrich. Paracelsus gibt folgendes Recept zur Waffensalbe an: „Moos von einer Menschenhirnschale, am besten vom Schädel eines am Galgen hängenden Diebes, echten Mumiensaft (damals eine kostbare und zu vielen Zaubereien unumgänglich erforderliche Substanz) und warmes Menschenblut, von jedem eine Unze, Menschenfett zwei Unzen, Leinöl, Terpentin und armenischen

Bolus, von jedem zwei Drachmen, alles in einer Reibschale gut gemengt und zu einer Salbe vereinigt, welche in einem länglichen engen Gefäß aufbewahrt wird."

Ueber den Gebrauch derselben heißt es: „Wenn einer gestochen, gehauen oder geschlagen worden, so soll die Waffe, damit er verwundet worden, zuerst in Blut von der Wunde getaucht werden, dann nimm diese Salbe und reibe die Waffe nach aufwärts, den Schaden aber soll man nicht damit binden, sondern nur rein halten und mit einem neuen Tüchlein verbinden, die Wehr aber vor dem Wind hüten und an einem heimlichen Ort nicht zu warm und nicht zu kalt aufbewahren, so heilt der Schaden von selbst. Willst du wissen, wie sich der Patient hält, so schaue die Wehr an, hat sie rothe Flecklein, so steht es nicht gut mit ihm. Willst du ihm wehe thun, so bringe die Wehr in Kehricht, willst du ihm wohl machen, so ziehe die Wehr durch ein frisches Feuer, lasse sie aber nicht zu heiß werden." Da gefährliche und absolut tödtliche Schäden vorsichtig ausgenommen werden, so ist immerhin möglich, daß diese wunderliche Kur häufig von Erfolg begleitet war, woran aber wohl die vorgeschriebene Reinhaltung der Wunde mehr Verdienst hatte als die Waffensalbe.

Als man später einige Kenntniß von den magnetischen Eigenschaften des Eisens gewann, die überhaupt so vielfach von Charlatans ausgebeutet wurden, brachte man sie auch mit der Heilung von Wunden in Verbindung und glaubte dieselbe erzielen zu können, wenn man die Waffe, welche sie verursachte, magnetisch mache. Sogar der gelehrte Jesuit Athanasius Kircher, der dem betrügerischen Zauber- und Wunderwesen seiner Zeit sonst so beherzt und mit Erfolg an den Leib ging, glaubte noch fest an eine solche chirurgische und medicinische Heilkraft des Magnetes, was wir auch nicht gar so sehr verübeln dürfen, da trotz des immensen Fortschrittes der Naturwissenschaften die „magnetischen Kuren" auch in unserer Zeit noch Propheten und Gläubige, Betrüger und Betrogene fanden.

In der Hauptsache trat der Soldaten-Aberglaube im dreißigjährigen Krieg mehr negativ als positiv auf; vor Allem suchte man sich vor Gefahren zu schützen und dachte nur selten daran, durch übernatürliche Mittel dem Gegner zu schaden. Von einer ganzen Reihe von Generalen behaupteten die Soldaten steif, daß dieselben „fest und gefroren" seien, aber keinem sagte man nach, daß er seine Siege mit Hilfe des Bösen erringe, obwohl es eine Zeit war, wo man allenfalls auch vor einem Pact mit diesem nicht zurückgeschreckt wäre. Bei Waldstein mochten wohl auch seine bekannten astrologischen Liebhabereien mitwirken, wenn es von ihm ganz allgemein hieß:

„Er bannt das Glück, es muß ihm stehen.
Wer unter seinem Zeichen thut fechten,
Der steht unter besonderen Mächten,
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.
....Ja, daß er fest ist, das ist kein Zweifel;
Denn in der blut'gen Affair bei Lützen
Ritt er euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war sein Hut,
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren;
Konnt' ihm keine die Haut nur ritzen,
Weil ihn die höllische Salbe thät schützen."

Und dem Skeptiker, der da einwirft:

„Was wollt ihr da für Wunder bringen!
Er trägt ein Koller von Elendshaut,
Das keine Kugel kann durchdringen —"

entgegnet die Autorität des Wachtmeisters entscheidend:

„Nein, es ist die Salbe von Hexenkraut,
Unter Zaubersprüchen gekocht und gebraut."

Auch Gustav Adolf, der sich wiederholt unverletzt der größten Gefahr aussetzte, galt für „fest", und als er endlich gefallen war, griff man, um liebgewordenen Vorurtheilen nicht entsagen zu müssen, zu dem Vorwand, auch sein Tod sei durch Zaubermittel verursacht worden, welche stärker waren als jene, mit welchen er „gefeit" worden. Auch Tilly, der doch so fromm war, galt für „gefroren", und der Wundarzt zu Leipzig entsetzte sich nicht wenig, als er nach der Schlacht bei Breitenfeld am Körper des mehrmals verletzten Feldherrn nur Quetschungen, aber keine offenen Wunden bemerkte. Von Holk hieß es ganz ungescheut, daß er seine Seele dem Teufel verschrieben habe, und als er einer Seuche erlag, schrieb man seinen Tod dem Ablaufen des Pactes zu. Auch von Achaz Willinger, dem Nachfolger Fadinger's in der Führung der aufständischen oberösterreichischen Bauern (S. 393 u. ff.), nahm man an, daß er „gefroren" sei, und es könnte allerdings als Beweis dafür gelten, wenn die Erzählung richtig wäre, daß eine Kanonenkugel ihn sieben Schritte zurückriß, ohne in seinen Körper dringen zu können.

Sogar ganze Familien standen in dem Ruf, „gefeit" zu sein, so z. B. das Haus Savoyen, in dem die Gabe, sich festzumachen, erblich gewesen sein soll. Noch nach dem dreißigjährigen Kriege dauerte dieser Ruf fort und erhielt seine Bestätigung, als die besten Schützen im Heere des Marschalls von Schauenburg dem in einer oberitalienischen Festung belagerten Prinzen Thomas nichts anhaben konnten, weil ihnen entweder der Schuß versagte oder die Kugel spurlos ins Blaue flog.

Kein Heer, kein Land blieb von diesem Aberglauben verschont. Während der französischen Bürgerkriege stieß 1622 der tapfere Messire Jacques de Puysegur auf einen Gegner, den er entwaffnete und besiegte, ohne ihn verwunden oder tödten zu können. Erst tüchtige Schläge mit Hebebäumen auf den Nacken konnten dem Mann den Garaus machen, der, wie Puysegur an den König berichtet, von edler Geburt und hohen Standes, trotzdem aber unzweifelhaft durch Zaubermittel gefeit war.

Die Anwendung und der Glaube an solche Wundermittel wurde endlich so allgemein, daß man dagegen einschreiten zu müssen glaubte und 1629 sogar zwischen den Kriegführenden Verhandlungen angeknüpft wurden, wie solchem „unehrlichen Kampf" ein Ende gemacht werden könne. Aber abgesehen davon, daß Allen, welche im Verdacht standen, mit Zauberei umzugehen, kein Pardon gewährt wurde, auch wenn sie sich ergaben, fruchteten diese Bemühungen nichts. Der Aberglaube wucherte in den Heeren fort, wirkte von diesen aus auf die durch den grausigen Krieg bis in die Tiefen des Gemüthes erschütterten und kleinmüthig gemachten Massen des Volkes und vergiftete dessen Denken auf Jahrzehnte hinaus.

Vergebens wurde jeder Soldat von einzelnen Feldherren, die selbst hell dachten, als „unehrlich" erklärt, wenn er von Zaubermitteln Gebrauch machte, es gab ja genug andere Führer, die selbst in diesen Wahnvorstellungen befangen waren, für die eigene Person davon Gebrauch machten oder sich doch scheuten, deshalb gegen Andere einzu-

schreiten. Auch daß man jeden Gefangenen, bei welchem Amulete oder Passauerzetteln gefunden wurden, hängen ließ, fruchtete nichts. Noch gegen Ende des Krieges stand ein Profoß der Hatzfeld'schen Armee im Ruf ganz besonderer Zauberkünste, und die Schweden mußten ihn, weil er „ganz und gar fest und gefroren war", endlich mit hölzernen Aexten erschlagen.

Als Mittel, um fest gegen Schüsse und blanke Waffen zu werden, standen neben den verschiedenen Zetteln mit Zaubersprüchen schon von altersher auch besondere magische Kleidungsstücke, Nothhemden, auch „Sieges-" oder „St. Georgshemden" genannt, im hohen Ansehen. Nach den Anforderungen zur Lanzknechtszeit mußte das Garn zu einem solchen Hemd in der Christnacht von einer reinen Jungfrau im Namen des Teufels gesponnen, das Leinen gewebt und dann das Hemd genäht werden. Vorn auf die Brust wurden mit schwarzen Fäden zwei Häupter gestickt, das linke mit einer Krone stellte den Fürsten der Unterwelt vor. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war man weniger anspruchsvoll; es genügte, wenn das Garn von einem Mädchen unter sieben Jahren gesponnen war, zur Herstellung des Hemdes aber mußten besondere Kreuznähte angewendet und dasselbe heimlich unter ein Altartuch gebracht werden, bis drei Messen darüber gelesen waren. Ging es in den Kampf, so wurde ein solches Nothhemd unter der anderen Kleidung angelegt und es machte den Träger „fest" und „gefroren". Passirte ihm trotzdem etwas Unangenehmes, so kam kaum jemand auf den Gedanken, daß dieser Hokuspokus ganz wirkungslos sei, sondern man nahm an, es sei fremdes Garn unter das zauberkräftige verarbeitet oder sonst etwas versehen worden.

Auch bestimmte Münzen schützten den Träger nach dem Aberglauben jener Zeit gegen Verwundungen. Schon 1555 wird von einer silbernen Schaumünze berichtet, welche im Gefechte von Marienburg ihre schützende Zauberkraft bewährte. Bald darauf wurde die Herstellung solcher Amuletmünzen ein schwunghaft betriebenes Geschäft, das selbst von wissenschaftlich gebildeten Männern betrieben wurde. Einer der tüchtigsten Chemiker seiner Zeit, Albert Thurneyssen, verfertigte solche festmachende Schaupfennige, welchen durch astrologische und alchymistische Geheimmittel eine „himmlische Influenz" beigebracht wurde. Es ist nicht ausgemacht, ob Thurneyssen selbst an derlei Unsinn glaubte oder ob er nur der Vorläufer jener Erfinder von Geheimmitteln war, die es bis auf unsere Tage herab so trefflich verstehen, den Unverstand der Masse in klingende Münze zu verwandeln.

Im dreißigjährigen Krieg schätzte man als festmachend besonders die vom Grafen David von Mansfeld geschlagenen St. Jürgensthaler aus den Jahren 1612 und 1613, welche die Umschrift trugen: „Bei Gott ist Rath und That!" Man erzählte von einem sächsischen Obersten von Liebenau, dem zweimal das Leben gerettet worden sei, weil die Kugeln stets auf einen solchen Thaler getroffen, den er um den Hals getragen habe. Dieser wunderliche Zufall mag sich wirklich zugetragen haben, wurde aber natürlich sofort im abergläubigen Sinne jener Zeit gedeutet und diesen Thalern die Fähigkeit „festzumachen" beigemessen. Unsere Quelle setzt auch bei, „es soll nicht leicht ein vornehmer Officier gewesen sein, der nicht solchen Thaler bei sich geführt".

Wer sich solcher immerhin kostspieliger Schutzmittel nicht bedienen konnte, hatte eine reiche Auswahl unter wunderlichen und unheimlichen Dingen, deren angebliche Zauberkraft oft auf sehr alten, bis auf die nordische Sage zurückreichenden Ueberlieferungen beruhte. Das Herz eines neugeborenen Kindes, ein Stück von dem Strick oder der Kette, an welchen ein Mensch gehenkt worden, die Haare, welche ein Kind

mit auf die Welt brachte, der Bart eines Bockes, der Kopf der Fledermaus, die Augen des Wolfes u. s. w. machten „fest", wenn sie in einem Beutel aus schwarzem Katerfell um den Leib getragen wurden. Die sogenannte „Gemskugel", eine runde, aus Haaren bestehende Masse aus dem Magen der Gemsen, die ähnlich auch im Magen größerer Raubvögel vorkommt, machte den Träger nicht allein „fest", sondern galt, aus einer Büchse geschossen, auch als sichere Treffkugel.

Sogar gewissen Nahrungsmitteln wurde ein magischer Einfluß zugeschrieben; einzelne machten für eine bestimmte Frist „fest", wie z. B. die Köpfe schwarzer Hähne, andere mußten gemieden werden, wenn man geschützt sein sollte. So war sicher vor Schuß und allen Kriegsseuchen, wer nie in seinem Leben Nieren gegessen, und die Lanzknechte schrieben dieser Enthaltsamkeit die Unverletzlichkeit des berühmten Sebastian Schärtlin von Burtenbach zu.

Groß war die Zahl der Zaubermittel, welche das Pflanzenreich lieferte. Das ganze Herbarium der Hexenküche kam in Benützung, um sich unverwundbar zu machen, und aus Grimmelshausen entnehmen wir, daß man gegen Ende des dreißigjährigen Krieges auch schon damit umging, sich durch Bestreichen mit Pflanzensäften und Salben unsichtbar zu machen. Wegewart, Verbena, St. Johanniskraut, Siegwurz, Allermanns-harnisch, Nachtschatten, Schierling, Hexengras (tremella sagarum) galten als Pflanzen, welche zu fest machenden Wundsalben verwendbar waren. Als am kräftigsten wirkend aber galt die sogenannte „Vollwurz", ein geheimnißvolles, unheimliches Gebilde, das knollenartig unter der Erde auf ehemaligen Schlachtfeldern wuchs. Sie mußte von der rechten Hand mittelst eines ganz neuen Messers ausgegraben und durfte nie mit bloßen Fingern angegriffen werden. Man trug ihrer soviel man bekommen konnte, an einer Schnur gleich einem Rosenkranz um den Hals. Eine andere magische Pflanze, deren schon die Kabbalisten gedenken, war die feuerfarbige Blume Efdamanila, welcher ganz besondere Kräfte innewohnten; sie schützte den Träger nicht allein vor Schuß-, Hieb- und Brandwunden, sondern „band" auch, über die Mauern eines belagerten Ortes gehängt, die Geschosse des Gegners für einen Monat, so daß dieselben keinerlei Schaden anrichten konnten.

Das „Festbannen" des Gegners war überhaupt eine gleichfalls auf sehr alte Ueberlieferungen zurückzuführende Form des soldatischen Aberglaubens, die aber nur wenigen „Wissenden" geläufig war und tiefere magische Kenntnisse erforderte, nach späterer Annahme aber ohne sehr compromittirende Intimität mit dem Satan nicht erworben werden konnte. Der Zauber bestand darin, daß im Augenblick der Gefahr durch das Hersagen bestimmter Sprüche oder Anwendung von Zaubermitteln der Gegner „festgebannt" und dessen drohende Anstalten unwirksam gemacht wurden. Es war daher nicht allein möglich, das Gewehr- oder Geschützfeuer des Feindes zu „bannen", sondern durch besonders kräftige Mittel war es dem „Wissenden" möglich, einzelne Haufen oder ganze Heere zu „stellen", das heißt unbeweglich zu machen!

Ein weiteres Zaubermittel bestand darin, in der Entfernung Abtheilungen erscheinen zu lassen, um den Feind zu täuschen, der dieselben für anrückende Verstärkung halten mußte. Goethe macht im zweiten Theile des „Faust", wo dieser und Mephisto den Gegenkaiser besiegen helfen, von diesem Aberglauben symbolischen Gebrauch, übrigens hat sich derselbe bis in die Neuzeit fortgepflanzt, und in dem noch im Beginne unseres Jahrhunderts in manchen Heeren verbreiteten „St. Romanusbüchlein" finden sich Gebete, Segensprüche und Formeln, durch welche solche Täuschungen und Hinderungen des Feindes hervorgebracht werden sollten.

Gar manche „Zauberstücklein“ solcher Art lehrte ein damals sehr beliebtes Buch. Der mit rothen und schwarzen Lettern gedruckte Titel desselben lautete: „Meines (Doctoris Joannis Fausti) Miracul- und Kunst-Buches, genannt der Dreifache Höllen-Zwang. Womit ich die Geister bezwungen, daß mir gebracht, was ich begehrt, es sei ☉ (Aurum, Gold) oder Silber, große oder kleine Schätze, Springwurzel und dergleichen mehr, das habe ich Alles mit diesem Buche zuwege gebracht, auch die Geister wieder lossprechen können. MCCCCLXXXIII (1483).“

Dasselbe hatte vor dem Titel ein gar absonderliches auf Pergament gemaltes Bild: Eine Erdkugel, auf welcher oben zwei grüne, in Kreuzesform gefügte Röhren befestigt waren, so daß sie beinahe einen Anblick gewährte gleich einem sogenannten



Karl V. von Lothringen. (Seite 328.)

Reichsapfel, wie solcher den Krönungsinsignien der Kaiser und Könige beigegeben ist, während sich um dieselbe eine große schwarze Schlange mit blutunterlaufenen Augen, herausgestreckter rother Zunge und einer goldenen Krone auf dem Haupte wand. Diese Erdkugel ward von dem linken Arm einer hinter ihr stehenden menschlichen Figur bis zu deren halben Leibeshöhe emporgehalten. Diese Figur, in einen bläulich-grauen an dem linken Aermel rothes Futter zeigenden Talar gekleidet, hatte eine fünffach bekreuzte Bügelkrone auf dem Haupte und hielt mit der Rechten ein aus fünf grünen Kugeln gebildetes Scepter empor. Der Mund der einen König vorstellenden Figur war mit einem schwarzen dreieckigen Schloß, dessen Schlüsselloch deutlich zu sehen und einen kleinen Menschenkopf vorstellt, versperrt und selbes hing an zwei Ringen, einem kleineren und einem größeren, hernieder. Die auf hohen Absätzen ruhenden, mit den

pitzen jedoch nach auswärts gekrümmten braunen Stiefel dieser gekrönten Figur hatten 't die Form von Drachenköpfen und ließen beinahe auf einen darin steckenden Pferde- ß schließen. Auf dem Stammgipfel der gekreuzten Röhren saß ein großer Rabe, in nem Schnabel einen goldenen Ring haltend, ebenso saßen zwei kleinere Raben auf em Arm der zweiten horizontalen Röhre, und zwar hielt der auf dem rechten gleich- ls einen goldenen Ring im Schnabel, während der auf dem linken an dem kleineren r beiden das Schloß haltenden Ringe pickte. Die Hände der Figur zeigten seltsamer- ise überall nur vier Finger — die Daumen fehlten (Bild S. 805).

Gar manche trugen diesen „Höllenzwang", auf Pergament gemalt, auf ihrer rust und hielten sich dadurch für „gefeyt".



Raimund Montecuculi. (Seite 829.)

All dieser Zauber war aber trügerisch, wie die finsteren Mächte, mit deren Hilfe an ihn bewerkstelligte. Gar mancher mochte in dem trotz aller Zaubermittel eintre- nden Mißgeschick auch endlich nur erkennen den

„Schlußerfolg unheiligen Strebens!
Diese Künste sind vergebens."

chon das „Festsein" schützte nicht vor allen Gefahren, und besonders mißlich war es, ß sich vor dem Schwert oder Strick des Henkers aller Zauber wirkungslos erwies. s werden wiederholt Fälle erzählt, wo der feste Glaube eines „Gefrorenen" an seine verletzlichkeit auf der Richtstätte jämmerlich zu Schanden wurde. Aber auch der nze Körper konnte nicht „fest" gemacht werden; das Genick und der Rücken zwischen n Schultern, die Achselhöhle und Kniekehle waren trotz des stärksten Zaubers ver-

wundbar, und da außerdem auch gegen Schläge mit dem Kolben, Lanzenschäften oder Knitteln kein Gefrorensein half, so schmolz der Werth dieser Schutzmittel sehr zusammen. Endlich gab es für „Wissende" verschiedene Gegenmaßregeln, welche jeden Zauber „lösten", so daß niemand im Grunde über die Dauer und Wirkung desselben thatsächlich beruhigt sein konnte.

In der That fehlte es nicht an Zweiflern und Spöttern über all diesen Firlefanz, und mindestens zu den ersteren scheint auch Grimmelshausen zu gehören, so sehr auch sein „Abentheuerlicher Simplicissimus" in den Anschauungen seiner Zeit verstrickt ist. Nicht ohne Schalkhaftigkeit und merkbares Behagen erzählt er eine lustige Episode, welche den gewöhnlichsten Soldaten-Aberglauben jener Zeit trefflich ironisirt.

Ein Recrut, dem vor den Gefahren seiner zukünftigen Heldenlaufbahn graute, bat einen alten Soldaten, der alle Tücken des Krieges durchgekostet hatte, um einen schützenden Passauerzettel. Gegen einen guten Theil der mitgebrachten Mutterpfennige ließ sich der alte Knasterbart dazu herbei, schrieb unter absonderlichem Murmeln und Geberden einige Worte auf einen Streifen Papier, verbarg denselben in einer Federspule, die er mit Wachs verklebte und dem Furchtsamen in seine Kleider nähen ließ. Dieser bildete sich wirklich ein, „fest" zu sein, ging in allen Affairen kaltblütig vorwärts und galt bald als ein besonders tapferer Soldat, woran aber nicht seine wirkliche Herzhaftigkeit, sondern nur das blinde Zutrauen auf den Zauberspruch in der Federspule Theil hatte. Er kam auch wirklich unverletzt davon, und als endlich der Krieg aus und er wieder heimgekehrt war, plagte ihn doch die Neugierde, den Spruch kennen zu lernen, der ihm in so vielen großen Gefahren ein Schutz gewesen. Er öffnete das Behältniß und entrollte den Papierstreifen, aber auf demselben stand nichts geschrieben als: „Hundsfott, wehr' dich!"

Thatsächlich wurden auch jene Soldaten, die von solchen Zaubermitteln Gebrauch machten und im Verdacht standen, Besitzer „geheimer Wissenschaft" zu sein, zwar mit Furcht und Argwohn von den Kameraden betrachtet, aber sie genossen keine besondere Achtung, denn, so calculirt ein Soldat in Grimmelshausen's „Wunderbarem Vogelnest" ganz richtig, „wenn sie nicht furchtsame feige Tröpfe wären, würden sie nicht solche Mittel brauchen".

Den Soldaten jener Zeit war es aber schon gar nicht zu verübeln, wenn sie solchen Irrthümern anhingen, welche ganz allgemein gehegt wurden, so daß sie der charakteristischeste Zug im Geistesleben der Periode sind. Die Wissenschaft selbst war in allen Zweigen eng mit dem Aberglauben verbunden und nur sehr wenige Menschen mochte es damals geben, welche die Grenzen zwischen denselben nur ahnten, geschweige denn erkannten. Daß einer der gewaltigsten Geister dieser Epoche, Waldstein selbst, auch einem Aberglauben anhing, indem er sich eifrig mit Astrologie befaßte und der „Conjunction" seines Planeten Jupiter Einfluß auf seine Handlungen einräumte, ist bekannt. Er stand damit nicht allein, denn die ganze Astronomie war damals, trotz Keppler und Galilei, nur die Magd ihrer fantastischen Zwitterschwester, der Astrologie, welche das Steckenpferd vieler vornehmer Herren bildete.

Als besonders interessantes Beispiel von abergläubischer Gemüthsbefangenheit des großen Friedländer Herzogs mag folgende Begebenheit dienen.

Wie schon früher erzählt, hatte Waldstein es übernommen, dem Kaiser Ferdinand II. eine Armee ins Feld zu stellen, und der Herzog fühlte die ganze Schwierigkeit seines Unternehmens, sann mit anhaltender Anstrengung auf die zweckmäßigsten

Mittel, durch welche er die sich selbst gemachte ungeheure Aufgabe zum Erstaunen der ganzen Welt zu lösen vermochte. War Waldstein schon von jeher still und in sich verschlossen, so mußte er jetzt, bei dem Drange so hochwichtiger Geschäfte, im Entwerfen weitumfassender Pläne, umsomehr nach Stille und Einsamkeit sich sehnen. Sein rastlos arbeitender Geist scheute jede Störung und oft sah man den still in sich brütenden Mann in den einsamen Baumgängen seines Gartens zu Groß-Meseritsch in Mähren, wo er sich den Winter über aufhielt, trotz der größten Kälte, stundenlang auf- und abgehen, und in der heiligen Stille der Nacht, wenn alles um ihn im tiefen Schlafe lag, wandelte er noch sinnend und entwerfend in den Gemächern des Schlosses umher.

So stand er einst um die Mitternachtsstunde an einem offenen Fenster und blickte gedankenvoll zu dem gestirnten Himmel empor. Tiefe Stille herrschte ringsumher. Während sein kindlicher Glaube dort oben die befreundeten Gestirne um Rath und Aufschluß fragte, führte die schmeichelnde Hoffnung die ganze Zukunft in lieblichen Bildern an seinem Geiste vorüber.

Plötzlich weckte ihn ein derber Schlag auf den Rücken aus seinen Träumereien! Erschrocken fuhr er empor; er wandte sich um und durchsuchte den Saal, aber die Thüre war zu und es fand sich keine Spur von dem Dasein eines lebenden Wesens. Betroffen blieb Waldstein stehen und ein Grausen, wie in der Nähe unsichtbarer Wesen, bemächtigte sich seiner. Welche Bedeutung mochte dieser Schlag von einer unsichtbaren Hand wohl haben? Hatten ihm die ewigen Mächte hiedurch seinen Tod oder eine bevorstehende Niederlage, oder sonst ein nahendes großes Unglück andeuten wollen? — In diesem Augenblicke verkündete die Schloßuhr in langgedehnten Schlägen die Mitternachtsstunde und mahnte in schauerlichen Tönen an die furchtbare Stunde, in der einst das schreckliche Schicksal Belsazar's von einer prophetischen Hand niedergeschrieben wurde. Waldstein, der Held, der mit kaltem Blute im mörderischen Kugelregen blutiger Schlachten herumgeritten war, schauderte unwillkürlich zusammen; er verließ mit qualvollem Herzen den Saal und eilte zu Bette.

Düster und schwermüthig verließ der Feldherr am andern Morgen sein Lager, auf dem er Schlaf und Ruhe vergebens gesucht hatte. Seine Familie, seine vertrauten Freunde mochten wohl eine Veränderung an ihm wahrgenommen haben, aber sie waren gewohnt, ihn oft in einer solchen Stimmung zu sehen, und schwiegen. Nur als sein tiefer Ernst immer finsterer wurde, als seine Gesichtszüge auffallende Spuren einer tiefen Schwermuth offenbar verriethen, da wagte man es, ihn um die Ursache seines Kummers, seines geheimen Grames zu befragen. Aber vergebens waren alle Bemühungen seiner Freunde, vergebens das liebevolle Flehen seiner theuren Gattin; Waldstein wollte nichts entdecken.

Endlich entlockte ihm sein Beichtvater das drückende Geheimniß, und der gute Pater erschrak nicht wenig, als er die Ursache der Schwermuth des Herzogs erfuhr, denn — er war es ja gerade, der den Schlüssel zu dem Geheimniß besaß. In jener Nacht nämlich ging Christoph von Burkhard, ein Edelknabe des Feldherrn, zufällig beim Saale vorüber und guckte durch die halbgeöffnete Thüre hinein. Er erblickte jemand am Fenster und glaubte einen seiner Dienstcollegen zu sehen. Leise schlich er hinzu und gab ihm in schuldlosem Muthwillen einen derben Schlag auf den Rücken. Bevor sich der vermeintliche Kamerad umsehen konnte, eilte der Page in einigen leichten Sprüngen aus dem Saal hinaus und machte die Thüre leise hinter sich zu.

Am andern Morgen war Waldstein, bei ruhigerer Ueberlegung, geneigt, die Erscheinung der vorigen Nacht einer natürlichen Ursache zuzuschreiben, und ließ unter seiner Dienerschaft bekannt machen, daß derjenige, welcher sich in vergangener Nacht einen unziemlichen Scherz gegen seine Person erlaubt hatte, im voraus seiner Verzeihung versichert sein dürfe, wenn er sich ihm durch ein offenes Bekenntniß freiwillig entdecken würde. Diese Aufforderung versetzte den Edelknaben in große Angst; er ging zum Beichtvater hin, entdeckte ihm sein Abenteuer und seine Verlegenheit und bat um Rath. Es entschuldigt den Priester, welcher die oft furchtbaren Eigenthümlichkeiten Waldstein's kannte, daß er statt offenen Bekenntnisses, dem unbesonnenen Jünglinge Verschwiegenheit empfahl, da er mit Recht fürchtete, daß eine Entdeckung des muthwilligen Scherzes dem Thäter nur höchst nachtheilig sein könne, er auch überdies meinte, es würde diese Sache, wenn sie kein Dritter erführe, bald in gänzliche Vergessenheit gerathen.

Dabei aber hatte der gute Pater nicht des Feldherrn Aberglauben in Berechnung gezogen, und so fühlte er sich höchst betroffen, als er aus dessen Bekenntnissen ersah, welche ernstlichen Folgen der Muthwille des Edelknaben nach sich gezogen habe und welchen furchtbaren Eindruck jener unzeitige Scherz auf das Gemüth des Herzogs gemacht hatte. Um diesem seine Ruhe wiederzugeben, mußte er das Geheimniß enthüllen und that dies auch mit der möglichsten Schonung und mit Auseinandersetzung aller Umstände.

Waldstein glühte vor Scham, als er erfuhr, welche Kleinigkeit seine Ruhe so erschüttert hatte; aber bald mußte das Gefühl der Scham jenem eines ungemessenen Zornes weichen, der Page ward verhaftet und nach einer kurzen Untersuchung — zum Tode verurtheilt!

Vergebens waren die Bemühungen des Beichtvaters, den harten Sinn des Herzogs durch Gründe der Religion zu erweichen; vergebens waren alle Bitten und Vorstellungen seiner vertrautesten Freunde; vergebens erinnerte ihn seine Gemahlin unter Thränen an sein gegebenes Versprechen der Straflosigkeit des Thäters. — „Der Bursche hätte sogleich sprechen sollen, als ich die Straflosigkeit zusicherte", entgegnete ihr Waldstein. — Das vernichtende Schuldig war unwiderruflich ausgesprochen und seine Racheluft schien so furchtbar erwacht, daß er selbst der Hinrichtung beizuwohnen beschloß, welche Handlung selbst seine Freunde frei und laut tadelten. Auf dem Richtplatze angelangt, bat der Unglückliche noch einmal um sein Leben, aber Waldstein war für alle Bitten taub. Schon stand das bedauerungswürdige Opfer auf der gräßlichen Leiter — der zitternde Fuß hatte nur noch die letzte entsetzliche Sprosse zu ersteigen — da befahl Waldstein plötzlich einzuhalten. „Fühlst du nun, unbesonnener Knabe", donnerte er, „welche entsetzliche Qual es ist, Seelenangst zu leiden? Die Martern der Hölle hast du in meine Brust gesenkt, ich übte nur Vergeltung an dir! Dein Leben sei dir geschenkt!" — Christoph von Burkhard, der einstige Page Waldstein's, starb 1659 als kaiserlicher Oberstwachtmeister.

Die Masse des Volkes, welche, derartigen Beispielen folgend, ihrerseits noch sehnsüchtiger nach Andeutungen einer besseren Zukunft ausschaute oder doch vor den neuen Schrecken der kommenden Zeit gewarnt sein wollte, ließ sich aus dem Erscheinen von Kometen, Sternschnuppenfall, absonderlichen Wolkenbildungen und anderen atmosphärischen Erscheinungen die Ereignisse der nächsten Jahre prophezeien. Jedermann ließ sich die „Nativität" stellen, das heißt aus den Constellationen der Gestirne bei der

Geburt den Lebensgang vorhersagen, und wer sich darauf verstand, fand in dieser wirren Zeit leichter sein Fortkommen als der fleißigste und tüchtigste Handwerker. Wie Waldstein den Seni bei sich hatte, hielt fast jeder große Herr seinen „Mathematicus", der oft reichlich bezahlt und geehrt wurde, so lange seine Kunst sich bewährte, im anderen Falle aber nicht selten ein trauriges und gewaltsames Ende fand.

Grimmelshausen erzählt von einem solchen, der bei der kaiserlich-sächsischen Armee war, welche 1636 vor Magdeburg lag. Er lag krank in seinem Zelte und hatte, da er die Gabe des „zweiten Gesichts" besaß, seinen Bekannten vorausgesagt, daß der 26. Juni ihm verhängnißvoll werden würde. Wirklich drang an diesem Tage ein halbtrunkener Lieutenant bei ihm mit dem Verlangen, er möge dessen Zukunft vorhersagen, ein. Nur widerstrebend erfüllte der Kranke das Begehren, indem er dem Kriegsmann die allerdings unerfreuliche Eröffnung machte, daß er noch am selben Tage würde gehenkt werden. Darüber erboste sich der Lieutenant so, daß er den Degen zog und den „Mathematicus" erstach. Während des dadurch entstehenden Auflaufes kam der Kurfürst von Sachsen mit dem General Hatzfeld und anderem Gefolge herangeritten. Johann Georg hielt auch in diesen wüsten Zeiten so viel als möglich auf Disciplin und ließ den Lieutenant, der nicht einmal einen Kranken schonte, ergreifen und sofort aufknüpfen — so daß beide Prophezeiungen des Mathematicus in Erfüllung gingen.

So griff der Aberglaube auch bei den Soldaten in alle Beziehungen des Lebens hinein. Namentlich das Spiel, dem man, wie wir gehört haben, leidenschaftlich ergeben war, bot Anlaß zu den verschiedensten Aberglauben, und neben gewöhnlichen Prellereien und Falschspiel lief meist auch der Versuch, sich das Glück durch übernatürliche Mittel zu sichern.

Ein für untrüglich gehaltenes Mittel war der „Diebsfinger", der einem am Galgen hängenden Missethäter unter sinnlosen und gotteslästerlichen Reden abgeschnitten werden mußte. Wer einen solchen am Halse trug, war des Erfolges mit Würfel und Karten sicher. Noch größer waren die Wirkungen des „Galgenmännleins" oder der „Alraunwurzel", da man dadurch nicht allein Glück im Spiel, sondern auch Festigkeit gegen Verwundungen und manchen anderen Vorzug erlangte, der freilich unter allen Umständen mit dem Heil der Seele im Jenseits bezahlt werden mußte. Grimmelshausen deutet an, daß das „Galgenmännlein" erst gegen das Ende des Krieges unter den Soldaten vorkam, und läßt vermuthen, daß auch hochgestellte Herren im Verdachte standen, ein solches unter der Bezeichnung „spiritus familiaris" zu besitzen.

Der Alraun oder das Galgenmännlein bestand aus der Wurzel einer auf wüsten Plätzen wachsenden Pflanze, der Atropa mandragora, die oft recht sonderbare Formen hatte, in welchen man bei einiger Nachhilfe wohl Menschenähnlichkeit entdecken konnte. Sie mußte am Freitag vor Sonnenaufgang im Beisein eines schwarzen Hundes gegraben werden, wobei man aber die Ohren sorgfältig verstopfen mußte, weil die Wurzel beim Verlassen der Erde ein Geschrei von sich gab, das dem Menschen unerträglich und gefährlich war. Ueber der Pflanze, die ausgegraben werden sollte, mußten drei Kreuze gemacht und die Erde ringsherum ausgegraben werden. Dann befestigt man einen Strick darum, der am Schweif des Hundes angebunden ist, läuft fort und lockt diesen mit einem Stück Fleisch nach. Der Hund reißt nun die Wurzel aus, fällt aber selbst todt nieder. Nur solche Wurzeln hatten Zauberkraft, welche eine

menschenähnliche Gestalt besaßen; sie mußten dann rein gewaschen, hie und da in Wein gebadet und entweder in einem Kästchen auf weichem Lager oder in einem Fläschchen voll reinem Spiritus aufbewahrt werden.

Solch ein Galgenmännlein oder Alraun bringt seinem Besitzer große Vortheile, läßt sogar verborgene Schätze sehen, bannt das Glück im Spiel, behütet vor Krankheit, macht im Kriege „fest gegen alle Waffen" und befreit aus Haft und Gefängniß. Aber es haftet fest an seinem Besitzer und es nützt nichts, dasselbe wegzuwerfen oder wo liegen zu lassen, es findet sich immer wieder in der Tasche des Besitzers ein. Wohl aber mag man es verkaufen, was aber jedesmal um einen billigeren Preis geschehen muß, so daß der, welcher es um die kleinste Münze erstanden hat, unfehlbar dem Bösen anheimfällt, denn wer im Besitze des Galgenmännleins stirbt, muß in die Hölle.

Eine andere Sorte von Galgenmännleins, häßliche kleine Figürchen, befanden sich in einem mit Wasser gefüllten Fläschchen und hüpften darin, wenn man auf den Verschluß drückte, wie wüthend herum. Mit denselben wurden von Zauberschwindlern viele Soldaten betrogen, denn dieser geheimnißvolle Dämon war nichts als das vom Renatus Descartes (lateinisirt: Cartesius*) erfundene und nach ihm benannte Kartesianische Teufelchen, jene kleine hohle Glasfigur mit einer kleinen seitlichen Oeffnung, schwimmend in einem mit Wasser gefüllten, mit einer Kautschukmembran verschlossenen Cylinder. Die Figur senkt sich bei einem Druck auf die Membran, weil dann Wasser in den Körper tritt, hebt sich wieder, wenn der Druck nachläßt, und dreht sich durch den Rückstoß des ausfließenden Wassers. Wenn man dies rasch handhabte, die Figur noch dazu mit grinsenden Gesichtszügen ausgestattet war, konnte sich ein solches Teufelchen in wahrhaft Entsetzen erregender Weise geberden.

Noch 1707 berichtet ein Landrichter der Schwarzenberg'schen Herrschaften nach Krumau, daß „Jakob Gitscher und Andre Leuthner gefänglich Innen gerathen, welcher unter anderen ausgesagt, daß er um Erkauffung eines Spiritus familiaris nach Leipzig gereist und allda um einen dergleichen Spiritus 180 fl. bezahlet, worzu ein bei Eurer hochfürstlichen Durchlaucht damals in Diensten gestandener Jäger Benedict 135 fl. hergeschossen u. s. w." Noch heute kann man sogar, wenn jemand besonderes Glück im Spiel hat, in einzelnen Theilen Süddeutschlands die Frage hören: „ob er ein Alraunl bei sich habe", obgleich der Frager schwerlich recht unterrichtet über dieses Ding wäre und auch keinen Glauben daran hat. Aber solche Ideen sind unendlich zähe und pflanzen sich dem Wort nach fort, wenn denselben auch längst schon jeder Inhalt fehlt. Uebrigens weiß jedermann, der mit passionirten Spielern verkehrt, daß dieselben auch heute noch verschiedenem wunderlichen Aberglauben besonders zugänglich sind.

Es war nicht der geringste Schaden, welchen dieser furchtbare Krieg dem deutschen Volke zufügte, daß solche wahnwitzige Vorstellungen, die unter den Culturschichten langer Jahrhunderte verschüttet schienen, wieder erweckt und in das Fühlen und Denken eingeführt wurden. Als der Krieg schon beendet und die Heere, welche zuerst die Brutstätten dieses wüsten Aberwitzes bildeten, längst von der Bevölkerung aufgesogen waren,

---

*) Dieser nachmals so berühmte französische Philosoph focht tapfer und hervorragend unter Buquoi als Freiwilliger im ungarischen Kriege und 1620 bei Prag in der Schlacht auf dem Weißen Berge.

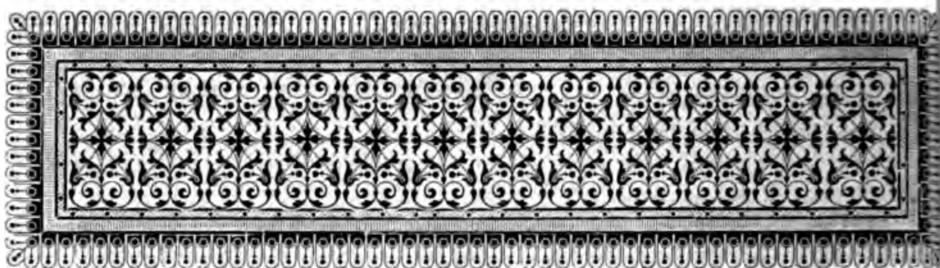
ig erst die furchtbare Saat auf und vergiftete das geistige Leben des deutschen lkes, als dessen größten Vorzug ein Literarhistoriker der neueren Zeit preist, daß vermöge „zu glauben ohne Aberglauben, zu zweifeln ohne Verzweiflung und frei denken ohne frivol zu handeln“.

Für die Zustände, die unmittelbar während und nach dem dreißigjährigen Krieg rschten, sind die Mittheilungen eines gleichzeitigen schlesischen Chronisten von hohem nteresse. Derselbe schreibt: „Im 15. und 16. Saeculo spürte man nichts, aber ährend des Krieges nistete sich hier viel des Hexenpackes ein. In ganzen Schaaren wärmten um diese Zeit die Hexen und Unholde durch die Lüfte, so daß allein in ckmantel acht Henker bestellt waren, welche mit dem Verbrennen große Arbeit tten und einmal wegen Ueberzahl dieses Ungeziefers sechs bis acht Stück zugleich in n Feuerofen steckten, um die Arbeit zu beschleunigen.“ Von 1639 bis 1651 wurden Zuckmantel 85, in Freiwaldau 102, in Niklasdorf 22, ebensoviel in Ziegenhals, d in Troppau 62 Hexen hingerichtet, darunter Frauen und Töchter von thsherren, ja auch Kinder von fünf bis sechs Jahren!! Noch 1684 itt der Dechant und Pfarrer Christian Alois Lautner von Müglitz als uberer und Genosse von Hexen den Feuertod! Wahrscheinlich hatte der ann gegen die Hexenprocesse gepredigt, etwa gar gesagt, daß es keine Hexen gäbe.

Das waren unleugbar die Folgeübel einer Periode entsetzlicher Leiden, in welcher s Denken des Volkes aus der geraden Bahn geschleudert und in verzweiflungsvollen erwitz versenkt worden war, denn ähnliche Beispiele wie aus Schlesien lassen sich s allen vom Krieg berührten Landstrichen beibringen.

Auch in dieser Beziehung hat der so oft angezweifelte Culturfortschritt die Dinge m Besseren gewendet. Ob sich die Menschen des Aberglaubens je ganz entschlagen, sehr fraglich, vielleicht nicht einmal zu wünschen, denn es stürbe vielleicht einst mit n letzten, der für irgend einen Aberglauben empfänglich war, auch der letzte Poet; r haben auch gesehen, daß er sich noch heute im Kriege bemerkbar macht. Aber es schieht dies förmlich verschämt, mehr um einer dunkel fortwirkenden Macht der wohnheit willen, als weil man von der Wirkung überzeugt ist. Vollends undenkbar er ist ein solches Ueberhandnehmen und eine solche Nachwirkung auf das ganze istige Leben, denn in diesem ist heute ein ganz anderes Capital aufgespeichert, s einem Versuch, es in solcher Weise zu entwerthen, einen siegreichen Widerstand tgegensetzen würde.





Viertes Buch.

Kriege und Kriegswesen unter den Kaisern Leopold I, Josef I. und Karl VI.

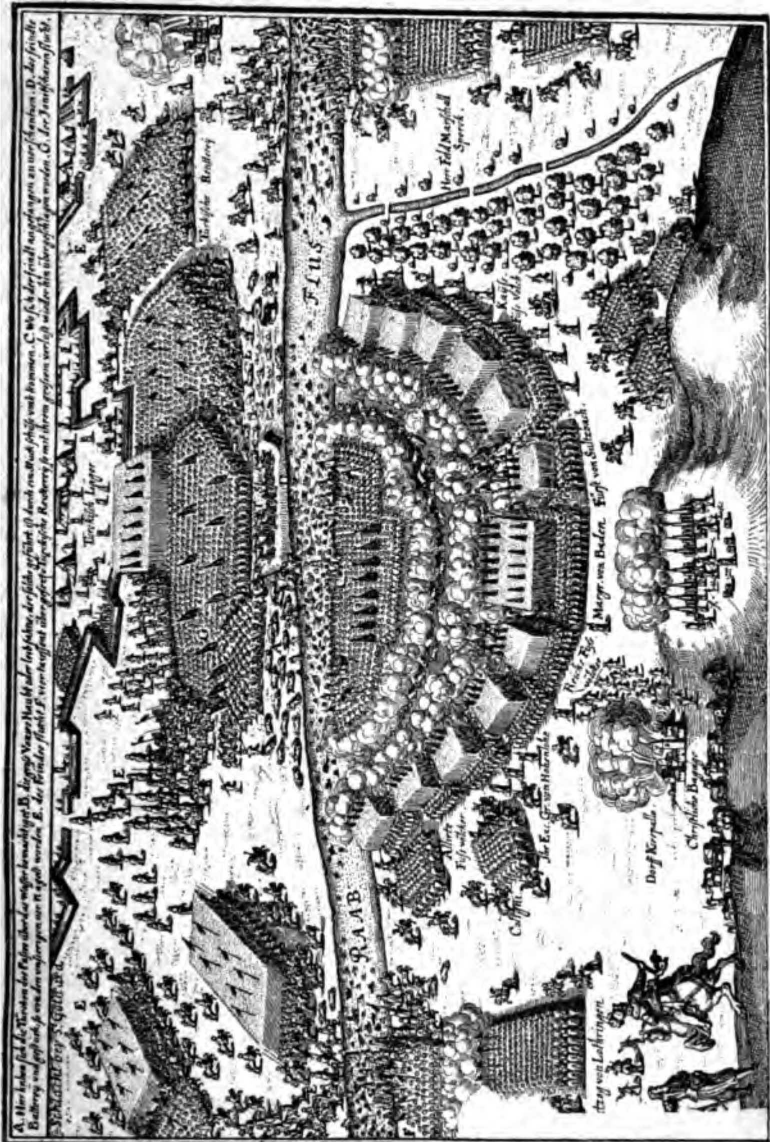
(1650—1740.)



Nur wenige Jahre konnten die österreichischen Waffen ruhen, nachdem die furchtbaren Stürme des dreißigjährigen Krieges verbraust waren. Mit kurzen Unterbrechungen währte der Kampf gegen die alten Feinde im Westen und Osten — gegen Frankreich und die Türkei — fast durch ein Jahrhundert und die Neugestaltung der Armee, die unter den Stürmen des großen deutschen Krieges sich vollzogen hatte, erprobte sich auf zahllosen blutigen Schlachtfeldern in Ungarn, Deutschland und Italien. Man kann die Periode unter der Regierung des Kaisers Leopold I. (Bild S. 813), deren Schilderung wir jetzt beginnen, vielleicht die glänzendste in der Geschichte der kaiserlichen Armee nennen; um die weit hervorragenden Gestalten des Herzogs Karl V. Leopold von Lothringen (Bild Seite 820) und des Prinzen Eugen von Savoyen, wenn nicht überhaupt des größten, so doch eines der größten Feldherren, welche Oesterreich je besaß, gruppirt sich eine ganze Reihe von ausgezeichneten Heerführern.

In blutigen Schlachten, die in den Ruhmeskranz der Armee unverwelkliche Lorbeerblätter herrlicher Siege flechten, werden nicht allein jene Gefahren abgewendet, welche die ebenso treulose als gewaltsame Politik Frankreichs über die Monarchie heraufbeschwört, sondern auch das Mißgeschick der früheren Zeiten durch die gänzliche Befreiung Ungarns vom Türkenjoche gutgemacht. Und unter diesen, nur von kurzen Pausen unterbrochenen Kriegen, in welchen oft auf zwei und drei Schauplätzen gekämpft wird, festet sich der Organismus des Heeres immer mehr, die einzelnen Theile schließen sich zu einem gewaltigen kampfgewohnten und siegesstolzen Körper zusammen. Lange bevor der Staatsgedanke der Monarchie in politischer Beziehung dem Bewußtsein der Bevölkerung klar wurde

ınd er seinen Ausdruck in der Armee, welche alle Stämme des eiches unter Einer Fahne, zu Einem Zwecke vereinigte. Und dieser urde nicht dadurch gefährdet, daß sich so verschiedene Theile aneinander schlossen, im egentheile wurde dadurch ein frischeres Leben in dem großen militärischen Körper halten und die nationale Eigenart der einzelnen Stämme wurde eben so oft der



Schlacht bei St. Gotthard. (Seite 835.)

nstoß zu glücklichen Schöpfungen, als sie sich umgekehrt den allgemeinen Forderungen s Kriegswesens unterordnen mußte.

Während in anderen Heeren der Drillmeister Alles nach gleichem Modell strich, ılsirte in den Adern des österreichischen Heeres ein frisches, munteres Leben jugend-cher Volkskräfte. Da trabte kraftvoll und gewichtig der schwere deutsche Reiter

daher, in seinem Küraß und der Blechhaube, gleichsam noch die ehernen Eierschalen des Ritterthums, aus welchem er hervorgegangen, an seinem Leibe tragend; — da flog der ungarische Hußar pfeilschnell über die Ebene und schwang seinen leichten Säbel unerwartet und behend über den Kopf des Gegners; — da schlich der Grenzer durch Schluchten und pfadlose Krümmungen seiner Beute nach, und aus schnell aufgespürtem Hinterhalt überraschte sein sicheres Rohr den Gegner; — der gelenkige Sohn der Alpen scheute keine Höhe und sein sicherer Fuß überwindet Schwierigkeiten, die den Feind in Sicherheit wiegten; — im harten, ausdauernden Kampf aber, in dem sich der Kampfesmuth mit einer Art grimmiger Rauflust und dickköpfigem Trotz paart, wetteifern die mauerfesten Bataillone deutschen und slavischen Fußvolkes.

Die Weiterentwicklung des österreichischen Heeresorganismus ergab sich naturgemäß aus den Bedürfnissen des Krieges, denn Ruhepausen, welche eine weitaussehende Reorganisation gestattet hätten, waren dem Reiche nicht gegönnt, das durch seine Lage und Machtbedingungen, durch die Begehrlichkeit seiner Nachbarn fast in jeden Krieg hineingezogen wurde, der in Europa entbrannte. Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges schien die allgemeine Erschöpfung umso eher eine längere Friedensperiode zu versprechen, als sich Sultan Mohammed IV., in Folge innerer Unruhen in der Türkei, bereit finden ließ, am 1. Juni 1649 den Vertrag von Szitva-Torok auf weitere 22 Jahre zu verlängern.

Aber die Hoffnung auf einen dauernden Frieden erwies sich als trügerisch. Als die excentrische Königin Christine halb freiwillig, halb gezwungen dem schwedischen Thron entsagt hatte, erhob König Johann Kasimir von Polen, auf Grund seiner Abstammung vom Mannsstamme der Wasa, seine Ansprüche auf die schwedische Krone von Neuem, fand aber in dem neuen Herrscher Karl Gustav X. einen Gegner, der an Ehrgeiz und vielleicht auch an Begabung nicht unwürdig war, Gustav Adolf's Nachfolger zu sein. Indem er an Georg Rakoczy II. von Siebenbürgen einen Bundesgenossen fand, überzog er 1655 Polen mit Krieg und stand in einem Feldzug vor den Thoren von Warschau. Nun gab Johann Kasimir klein bei und schlug eine Zusammenkunft vor, aber Karl Gustav X. entgegnete den Abgesandten höhnisch: „Mein Bruder Johann Kasimir und ich sind noch zu weit von einander entfernt und er ist älter als ich; ich will ihm also die Beschwerlichkeiten der Reise ersparen und ihn nächstens in Warschau aufsuchen.“

Dieser rasche Erfolg Schwedens erschien umso bedrohlicher, als die Absicht durchleuchtete, ihn auch zu einer Ausdehnung der Machtsphäre in Deutschland zu benutzen. Dazu kam, daß dem Ehrgeiz Rakoczy's nicht zu trauen war, der trotz aller Abmahnungen des Kaisers und einem directen Verbot des Sultans mit einem starken Heer nach Polen einbrach und ganz offen drohte, wenn der Kaiser sich der Polen annehme, werde er „die türkische Mütze“ aufsetzen und in Ungarn einfallen.

Zwei Tage vor seinem Tode unterzeichnete Kaiser Ferdinand III. einen Vertrag mit dem Polenkönig, laut welchem er demselben ein Hilfsheer von 16.000 Mann zusagte, dessen Kosten durch Ausnützung der Salzwerke von Wieliczka getilgt werden sollten. Es geschah dies am 30. März 1657 und am 2. April starb Kaiser Ferdinand III., dessen Nachfolger, Leopold I. (Bild S. 813), erst siebzehn Jahre alt war.

Das in Oberschlesien zusammengezogene Heer rückte im Juni 1657 unter der Führung von Hatzfeld, Spork und Montecuculi in Polen ein. Mit gewohntem

Ungestüm ging Spork auf Krakau los, das schon am 30. August in die Hände der kaiserlichen Armee fiel, deren Aufgabe allerdings dadurch erleichtert wurde, daß der Kern der schwedischen Armee unter Karl Gustav X. abgezogen war, um einem dänischen Angriff auf das Herzogthum Bremen zu begegnen. Rakoczy wurde durch Montecuculi, der noch 1657 von Hatzfeld das Obercommando übernommen hatte, mit einigen vernichtenden Schlägen zum Rückzug und zum Aufgeben des schwedischen Bündnisses gezwungen, und nun konnte, nachdem ganz Polen von den Feinden gereinigt war, der Krieg in die deutschen Besitzungen Schwedens verlegt werden. Im Herbst 1657 überschritt die kaiserliche Armee die Weichsel und nahm das feste Thorn, immer voran der unermüdliche Spork, dessen Vorhut längs der Ost- und Nordsee bis nach Holstein den Weg bahnte, wo König Friedrich III. von Dänemark von den Schweden arg bedrängt wurde. Raimund Montecuculi (Bild S. 821) entfaltete hier zum erstenmale sein hervorragendes Feldherrntalent; er eroberte ganz Jütland, und durch eine ausgezeichnete List gelang ihm auch die Wegnahme der Insel Fühnen.

Die nicht erwartete Dauer und Ausdehnung dieses Krieges hatte schon 1658 dazu genöthigt, eine zweite Armee von 10.000 Mann auszurüsten, die von dem Feldzeugmeister De Souches, dem tapferen Vertheidiger Brünns, geführt wurde, der Pommern vollends unterwarf und dann an Stelle Montecuculi's den Oberbefehl übernahm. Schon bei dieser Gelegenheit zeigte sich aber der hochfahrende Sinn und die Unverträglichkeit dieses Mannes, und es kam sogar zu Zerwürfnissen mit Spork, dem es doch stets nur um die Sache zu thun war, und der dem Feind gegenüber jede Rücksicht auf seine Person oder Eigenliebe vergaß.

Da jene Zwecke, welche den Wiener Hof zum Krieg vermocht hatten, schon erreicht waren, war man zu einem billigen Frieden geneigt, mit dessen Unterhandlung Montecuculi betraut wurde. Trotz dessen Geschicklichkeit scheiterten diese Bemühungen an den Ansprüchen Karl Gustav's X. und erst nach dessen Tod kam es am 3. Mai 1660 zum Frieden von Oliva, der für die größeren Mächte Alles beim Alten ließ und nur dem Kurfürsten von Brandenburg auch bezüglich Preußens volle Unabhängigkeit und Loszählung von der bisherigen Lehenspflicht gegen Polen bezüglich dieser Provinz brachte.

Aus dem beendeten nordischen Krieg war aber ein Funke abgesprungen, der einen viel gefährlicheren Brand im Südosten unserer Monarchie entfachte. Während der Minderjährigkeit des Sultans Mohammed IV. herrschte in der Türkei nahezu Anarchie, und erst dem gewaltigen Großvezier Mohammed Kiuprili gelang es durch eiserne Strenge, die Palastintriguen und die Empörungen der Janitscharen und Spahis zu unterdrücken. Wie noch manchem Machthaber unserer Tage, erschien ihm ein äußerer Krieg als willkommenes Mittel, über die Schwierigkeiten der Lage im Inneren hinwegzukommen, und die oben erwähnte Unbotmäßigkeit Rakoczy's lieferte den Vorwand. Ein türkisches Heer drang 1660 in Siebenbürgen ein, Georg Rakoczy II. wurde abgesetzt und Achaz Barcsai zum Fürsten ernannt.

Jener leistete heldenmüthigen Widerstand gegen die türkische Uebermacht, wurde aber am 22. Mai bei Klausenburg entscheidend geschlagen und so schwer verwundet, daß er am 6. Juni 1660 in Großwardein starb. Ali Pascha von Ofen folgte den Trümmern des siebenbürgischen Heeres nach und erschien am 14. Juli vor Großwardein, das zwar gut befestigt, aber nur von 800 Mann unter dem tapferen Michael Ibranyi besetzt war.

Diese Vertheidigung Großwardeins nimmt einen hervorragenden Platz unter den Beispielen ungarischen Heldenmuthes ein und verdient neben jenen von Erlau, Güns und Szigeth genannt zu werden. Ibranyi wies die vortheilhaftesten Anerbietungen zur Uebergabe zurück und verpflichtete sich mit der Besatzung und den Einwohnern durch einen Eid zur mannhaften Vertheidigung. Kaum konnten die Wälle genügend besetzt werden, und obwohl mehrere glückliche Ausfälle gemacht wurden, schritten die Belagerungsarbeiten doch so rasch vorwärts, daß die weit überlegene türkische Artillerie nicht allein das Feuer von den Wällen zum Schweigen brachte, sondern diese selbst vollkommen in Schutt legte. Der einzige Schutz der Belagerten bestand nun nur mehr in dem ungewöhnlich tiefen und breiten Wassergraben, dessen Trockenlegung bisher den Türken nicht gelang, obwohl sie mit namenloser Mühe einen Abzugscanal angelegt hatten.

Schon wollte Ali Pascha dem Murren seiner Soldaten nachgeben und die Belagerung aufheben, als sich eine türkische Frau im Lager einfand und gegen hohe Belohnung den geheimen Ort des Abflusses aus dem Festungsgraben verrieth, dessen Austrocknung nun mit geringer Mühe möglich war.

Noch schwerer traf aber die Belagerten ein neues Mißgeschick. Am 14. August flog durch die Unvorsichtigkeit eines Soldaten das Pulvermagazin in die Luft, wobei über hundert Menschen das Leben verloren, viele Häuser zerstört und der größte Theil der Vorräthe von Munition, Waffen und Proviant vernichtet wurden. Ali Pascha benützte die dadurch hervorgerufene Verwirrung zu einem Sturm und mit Erbitterung warfen sich die Janitscharen in den Graben und auf die Schutthaufen der Wälle. Trotz vernichtenden Feuers, das den Graben mit Leichen füllte, erstiegen sie die Breschen und pflanzten ihre Fahnen auf. Aber Ibranyi's Zuruf und Beispiel entflammte auch den Muth der Vertheidiger; selbst die Weiber mengten sich unter die Kämpfer und nach mehrstündigem schonungslosen Gemetzel wurden die Türken wieder von den Wällen geworfen und zum Rückzug gezwungen.

Den großen Verlusten der Türken entsprach jener der heldenmüthigen Vertheidiger. Nur mehr 200 waffenfähige Leute waren vorhanden, am schwersten wog aber der Tod Ibranyi's, der gleichfalls im Kampf gefallen war. Da die Janitscharen jede weitere Anstrengung verweigerten und drohend auftraten, rüstete Ali Pascha nochmals zum Aufbruch, als ein in Großwardein ansässiger armenischer Kaufmann ihm den Tod Ibranyi's und die Zustände in der Festung verrieth. Sogleich wurde der Abmarsch sistirt und alle Vorbereitungen zu neuen Angriffen getroffen, welchen die aufs Aeußerste gebrachten Vertheidiger durch das Aufstecken der weißen Fahne zuvorkamen. Ali Pascha ehrte deren Tapferkeit und gestattete ihnen den Abzug mit den Waffen und allem Eigenthum (27. August 1660).

Trotz dem Tode Rakoczy's dauerte der Kampf in Siebenbürgen fort, wo man Johann Kemeny zum Fürsten ausrief, der sich auch behauptete und durch die Ermordung Barcsai's seines Nebenbuhlers entledigt wurde. Kemeny wendete sich an den Kaiser um Hilfe, der bei den nie ganz aufgegebenen Ansprüchen an Siebenbürgen in eine schlimme Lage kam und vergeblich den Frieden zu erhalten suchte. Als die Türken im Frühjahre 1661 in Michael I. Apaffi (geb. 1632, gest. 1688) einen neuen Fürsten ernannten und die Stände Siebenbürgens ausdrücklich die Hilfe des Kaisers erbaten, konnte er dieselbe nicht mehr versagen und erklärte sich offen für Kemeny.

Der Oberbefehl über das 25.000 Mann zählende Heer, welches im Frühjahr 1661 in das Feld rückte, war dem Fürsten Raimund Montecuculi anvertraut, den wir schon wiederholt nannten und nun einige Aufmerksamkeit widmen wollen.

Aus einem alten mittelitalienischen Geschlecht stammend, wurde dieser hervorragende österreichische Feldherr 1608 zu Modena geboren und erhielt eine vorzügliche gelehrte Bildung. Von den Eltern zum geistlichen Stand bestimmt, studirte er schon frühzeitig nebenbei die Kriegswissenschaften und brachte durch eine zweimalige Flucht seinen Entschluß, sich den Waffen zu widmen, so drastisch zur Kenntniß der Eltern, daß dieselben endlich einwilligen mußten.

Auf den Rath seines Oheims Ernst Montecuculi, der als Feldzeugmeister ehrenvoll im kaiserlichen Heere diente, trat Raimund 1627 als gewöhnlicher Musketier in das Regiment Collalto ein, um alle Pflichten seines Standes vollkommen zu erlernen. Er rückte durch alle Grade aufwärts und zeichnete sich so sehr aus, daß er 1629 Hauptmann in einem Reiterregiment und 1633 Oberstlieutenant im Regiment Bitzthum wurde. Als Oberst führte Montecuculi 1636 den gelungenen Ueberfall bei Wollmirstädt aus, wobei drei schwedische Regimenter vernichtet wurden, und in der unglücklichen Schlacht bei Wittstock verhinderte seine Tapferkeit und Umsicht die völlige Zersprengung der retirirenden Armee. Nach dem unglücklichen Treffen bei Melnik (1639), das Bauer den Eintritt nach Böhmen wehren sollte, fiel er verwundet in schwedische Gefangenschaft, aus welcher er erst 1642 ausgewechselt wurde. Diese unfreiwillige Muße in Stettin benützte Montecuculi nicht allein zum Studium der verschiedensten Wissenschaften, wie Mathematik, Baukunst, Medicin und Naturlehre, sondern auch zum Entwurf seines berühmten Werkes über die Kriegskunst.

Nach seiner Freilassung kämpfte er glücklich mit einem fliegenden Corps in Schlesien und schlug bei Troppau durch eine sonderbare Fügung jenen schwedischen Obersten Slange, gegen welchen er ausgewechselt wurde, bis zur Vernichtung. Die Ernennung zum General-Feldwachtmeister war der Lohn dieses Erfolges, welchem schon 1644 jene zum Feldmarschalllieutenant folgte. Bis zu den letzten Kämpfen des großen Krieges fand Montecuculi vielfache Verwendung; er übernahm nach Holzapfel's Tod in der Schlacht bei Zusmarshausen den Befehl, rettete die Armee durch einen geschickten Rückzug und vereinbarte dann nach dem Friedensschluß als kaiserlicher Bevollmächtigter die Demarcationslinie und die Cantonirungen der beiden Armeen.

Die Friedensjahre benützte Montecuculi zu einer Reise nach Italien, wo er eine glänzende Aufnahme fand und vom Papst Innocenz X. mit den Worten begrüßt wurde: „Voi Signore avete fatto grand'onore all' Italia!“ Andere Reisen führten ihn nach Schweden, wo er in intime Beziehungen zur Königin Christine trat, die ihn besonders auszeichnete und später, nach ihrem Uebertritt zum Katholicismus, den Papst bewog, unserem Helden den Cardinalshut anzutragen, den er jedoch auf den Rath seines Bruders Max, der dem Jesuitenorden angehörte, ausschlug.

Von Seite Spaniens und der Republik Venedig machte man Versuche, ihn zu gewinnen, aber obwohl er sich, wie vorhandene Abhandlungen beweisen, eingehend mit den militärischen Zuständen dieser Staaten beschäftigte, blieb er doch dem kaiserlichen Dienste treu. In welcher Weise er sich, zum Feldmarschall ernannt, am nordischen Krieg betheiligte, wurde schon erzählt, und seine ganze bisherige Verwendung rechtfertigte es vollkommen, daß ihm beim Ausbruch des Türkenkrieges das Obercommando übertragen wurde.

Leider verlieh man ihm dasselbe mehr dem Titel nach, als daß er die wirkliche Machtvollkommenheit ausgeübt hätte. Zum erstenmale machte sich der Einfluß des Hofkriegsrathes in Wien in jener aufdringlichen Weise geltend, welcher später noch so oft hemmend und verwirrend auftrat. Bis in das kleinste Detail wurden ihm nicht blos die allgemeinen Ziele des Feldzuges, sondern auch alle Operationen und Bewegungen vorgeschrieben, ohne Rücksicht darauf, daß dieselben oft von den rasch wechselnden thatsächlichen Verhältnissen auf dem Kriegsschauplatz überholt wurden. Wo die ganze Sachlage zu einer energischen Offensive drängte, schrieb der Hofkriegsrath eine zaghafte Vertheidigung vor, die nichts wagen sollte und gerade darum in die Gefahr kam, Alles preiszugeben.

Während Montecuculi vorschlug, mit gesammelter Kraft gegen die nur schwach besetzten ungarischen Festungen, namentlich gegen Ofen, vorzugehen, schrieb der Hofkriegsrath eine Theilung der Streitkräfte vor. Ein Corps unter General Heister sollte den Widerstand Johann Kemeny's unterstützen, ein anderes unter Graf Richard Starhemberg die Theißlinie bewachen, die Hauptmacht von 15.000 Mann, von Montecuculi selbst geführt, aber von Komorn aus Ober-Ungarn schützen.

Auf die Nachricht, daß Kemeny vor dem 70.000 Mann starken Türkenheere unter Ali Pascha aus Siebenbürgen gedrängt werde, raffte Montecuculi ungefähr 2400 Mann zusammen und eilte damit südwärts. Durch meisterhafte Bewegungen wußte er, ohne sich der Gefahr einer Schlacht gegen die Uebermacht auszusetzen, die Türken wieder zurückzudrängen, so daß im Spätherbst Kemeny in Klausenburg einziehen konnte. Der herannahende Winter und die Unmöglichkeit, die Armee in dem verwüsteten Land, das durch Parteiungen zerrissen war, zu erhalten, zwang Montecuculi zum Rückmarsch, nachdem er durch die Befestigung und Besetzung von Fogaras, Kolosvar und Kovar eine Schutzlinie gegen die Türken geschaffen hatte. Sich selbst überlassen, setzte Kemeny den Kampf gegen die Türken und den von ihnen poussirten Michael Apaffi fort, verlor aber in der unglücklichen Schlacht bei Megyes (28. Jänner 1662) das Leben. Mit Mühe konnte Montecuculi den Rest von Siebenbürgen in diesem Jahre behaupten und die Türken zur Aufhebung der Belagerung des tapfer vertheidigten Klausenburg zwingen.

Mit gewaltiger Heeresmacht zog 1663 Großvezier Achmed Kiuprili selbst in das Feld. Wenn von den 170.000 Mann, die sein Heer zählte, auch nur die Hälfte als wirkliche Streiter zu zählen waren, so überwog seine Macht jene Montecuculi's, der wenig mehr als 6000 Mann commandirte, um mehr als das Zehnfache. Unaufhaltsam drang das Türkenheer gegen Ober-Ungarn vor, und Montecuculi mußte sich damit begnügen, durch eine gesicherte Stellung bei Ungarisch-Altenburg wenigstens die Grenze von Niederösterreich zu decken. Zum Glück machte der Großvezier keinen energischen Gebrauch von seiner Uebermacht, sondern begann am 15. August die Belagerung von Neuhäusel, das nach tapferer Vertheidigung durch Graf Adam Forgach am 26. September zur Uebergabe gezwungen war, worauf das türkische Heer Winterquartiere bezog. Thatsächlich machte man in Constantinopel dem Großvezier Vorwürfe, weil er nicht in Oesterreich eingedrungen sei und das vollkommen unvorbereitete Wien bezwungen habe; er entgegnete darauf: „er habe nicht voraussetzen können, daß ein so wichtiger Platz in solcher Weise vernachlässigt sei". In der That ließ sich die öffentliche Meinung dahin vernehmen, daß die Regierung, an deren Spitze

die Fürsten Johann Ferdinand von Portia und Wenzel Eusebius Lobkowitz standen, „trotz des Kriegslärmes eingeschlafen sei“.

Unter solchen Umständen legte Montecuculi das Commando nieder, das beim Beginn des Jahres 1664 in mehrere Hände gegeben wurde. Die endlich vom Regensburger Reichstag bewilligte Reichshilfe von ungefähr 10.000 Mann stand unter dem kriegserfahrenen Julius von Hohenlohe, die Ungarn führte der nicht ganz vertrauenswürdige Ban von Croatien, Peter Zrinyi, die kaiserlichen Truppen der Feldmarschalllieutenant Graf Peter Strozzi (1626 geboren), ein ebenso gewiegter Militär als Diplomat.

Nach unnützen Bewegungen und vielen Berathungen entschloß sich das vielköpfige Commando zur Belagerung der schon so oft heißumstrittenen Festung Kanisza. Aber die Gesammtmacht von 25.000 Mann reichte nicht dazu hin, den zum Entsatz anrückenden Großvezier aufzuhalten, und die Belagerung mußte am 1. Juni unter großen Verlusten aufgegeben werden, worauf die Türken gegen die Mur vorrückten und ihrerseits Serinvar einschlossen. Bei der Erstürmung einer für die Behauptung dieser kleinen, aber wichtigen Festung entscheidenden Insel, in deren Besitz sich die Türken gesetzt hatten, fand Graf Peter Strozzi (7. Juni 1664) seinen Tod und die weiteren Operationen erlahmten unter den ewigen Eifersüchteleien Zrinyi's und Hohenlohe's so sehr, daß man schleunigst wieder Montecuculi zum Oberbefehl berief. Mit neuen aus dem Reich eingetroffenen Hilfsvölkern unter dem Markgrafen Hermann von Baden und einigen tausend Mann Franzosen, die Ludwig XIV. gesendet hatte, stieß Montecuculi zum Heer, das den Fall Serinvars (30. Juni) nicht hatte verhindern können und einer zielbewußten Leitung dringend bedurfte.

Die Schlacht bei St. Gotthard.

Nach der Einnahme von Serinvar machte Großvezier Achmed Kiuprili wiederholt den Versuch, die Mur zu überschreiten, woran er durch die trefflichen Anstalten Montecuculi's gehindert wurde. Nicht besser gelang ihm die gleiche Absicht an der Raab, wohin ihm der kaiserliche General gefolgt war, der am 16. Juli die Vereinigung mit dem Reichsheer unter Hohenlohe und den französischen Hilfstruppen unter Generallieutenant Jean de Coligny (geb. 1617, gest. 1686) vollzogen hatte. Bei Körmönd und Czakan versuchten die Türken den Uebergang auf das rechte Raabufer, ohne ihn erzwingen zu können, und so rückten die beiden Heere in gleicher Höhe flußaufwärts, bis sie am 31. Juli in der Nähe von Sanct Gotthard ankamen. Hier ist die Raab nur durchschnittlich zwölf Schritte breit und bildet zwischen Moggersdorf und Windischdorf einen gegen das rechte Ufer vorspringenden Bogen, der einen Uebergang wesentlich erleichterte. Hier bezog also das türkische Heer, das 130.000 Mann, darunter jedoch nur 60.000 wirkliche Streiter zählte, ein Lager; ihm gegenüber am linken Ufer ließ Montecuculi seine aus 37.000 Mann bestehenden Streitkräfte solche Stellungen einnehmen, welche die Vereitlung der feindlichen Absicht erwarten ließen. Die kaiserlichen Truppen, nicht ganz ein Dritttheil des christlichen Heeres, bildeten den rechten Flügel, ihnen schloß sich die Reichsarmee als Centrum an, den linken Flügel aber formirten die Franzosen, ungefähr 7000 Mann stark (Bild S. 829).

Vor dem Centrum der christlichen Schlachtordnung, welche zwei Treffen bildete, war die eben erwähnte große Krümmung der Raab, und da hier aller Wahrscheinlich-

keit nach der Angriff erfolgen mußte, hatte Montecuculi angeordnet, daß die Vortruppen leichte Schanzen aufwerfen und auch die Sehne des Flußbogens durch eine Kette von Befestigungen gesichert werden solle, was aber zum großen Nachtheile des christlichen Heeres von den Reichstruppen nicht ausgeführt wurde. Dadurch gelang es den Türken nicht allein, unbelästigt mehrere Batterien an ihrem Ufer aufzuführen, sondern auch in der Nacht des 31. Juli 1664 noch kleinere Abtheilungen über den Fluß zu schaffen, die sich sofort auf dem linken Ufer verschanzten. Es scheint indessen, als hätte der Großvezier nicht die Absicht gehabt, schon am nächsten Tage zu schlagen, denn die Schlacht entwickelte sich eigentlich aus einem Fouragirungsgefecht.

Am Morgen des 1. August zog nämlich eine starke Reiterschaar vom türkischen Lager flußaufwärts, um Proviant und Fourage zu suchen. Aber der nimmermüde Sporck folgte denselben mit ungefähr 1000 deutschen Reitern, setzte durch den Fluß und warf die Türken in das Lager zurück, nachdem er ihnen mehrere Gefangene und eine große Anzahl Tragthiere weggenommen hatte.

Nun erst ging der Großvezier seinerseits zum Angriff vor, indem er unter dem Schutz der Batterien 3000 Spahis, die je einen Janitscharen hinter sich auf dem Pferd hatten, über den Fluß setzen und gegen das Centrum anstürmen ließ. Nun rächte sich das erwähnte Versäumniß schwer. Nicht allein, daß die Reichstruppen das Uebersetzen des Flusses nicht hindern konnten, vermochten sie auch dem ungestümen Angriff der Türken nicht zu widerstehen. Die Janitscharen drangen in das Lager ein, nahmen Moggersdorf und sprengten dadurch die christliche Schlachtordnung gerade am wichtigsten Punkte. Hätte der Großvezier seinen Vortheil rasch erkannt, seine Massen über den Fluß geworfen und energisch auf die beiden getrennten Flügel gedrückt, so wäre der Verlust der Schlacht, ja die Vernichtung des größeren Theiles der christlichen Streitmacht kaum zu vermeiden gewesen. Noch immer aber legte er auf das bloße Festsetzen am linken Ufer mehr Gewicht als auf die Schlacht selbst; er schickte daher nur noch einige Abtheilungen Janitscharen nach, unter deren Schutz nun ihrerseits die Türken sich in der Flußkrümmung zu verschanzen anfingen.

Montecuculi wußte aber den Fehler des Gegners besser auszunützen als Achmed Kiuprili. Während man in seiner Umgebung schon vom Rückzug sprach, traf er alle Anstalten, um raschen Entschlusses die schon fast verlorene Sache noch zu seinen Gunsten zu wenden. Mit drei kaiserlichen Regimentern Fußvolk und den Kürassierregimentern Lothringen und Schneidau dringt er auf die Türken ein; dabei unterstützt ihn Markgraf Hermann von Baden, der, obwohl schwer erkrankt, einen Theil der Reichstruppen zum Stehen bringt und sie gegen die rechte Flanke der Türken führt. Mit großer Kraftanstrengung gelingt es, dieselben wieder aus Moggersdorf zu werfen, in dessen Flammen viele Janitscharen umkamen, und bis zur Flußkrümmung zurückzutreiben. Die Truppen wetteiferten an Tapferkeit; besonders zeichnete sich der zwanzigjährige Prinz Karl V. von Lothringen (Bild Seite 820) — in wenigen Jahren einer der gefeiertsten Feldherren — aus, der an der Spitze seines Regimentes unaufhaltsam vordrang und den Befehlshaber der Leibwache des Großveziers mit eigener Hand tödtete.

Nun erst nahm Achmed Kiuprili die Schlacht ernst, ergrimmt über den bisherigen Mißerfolg, und wirft nun Schaar auf Schaar seiner Streiter über den Fluß. Mit äußerster Anstrengung hält Montecuculi diesem Ansturm stand; er zieht noch zwei Infanterieregimenter und ein Kürassierregiment vom rechten Flügel an sich

und läßt auch Generallieutenant Coligny zur Unterstützung auffordern, der nach einigem Zaudern 1000 Mann Fußvolk und 600 Reiter unter dem General Franz d'Aubußon Herzog von La-Feuillade (geb. 1618, gest. 1691) an das Centrum abgibt.

Unentschieden wogte der Kampf im Bogen des Flusses fort, als gegen Mittag ein allgemeiner Vormarsch des türkischen Heeres die Absicht des Großveziers andeutete,



Tod des Marschalls Turenne. (Seite 844.)

durch eine umfassende Bewegung das christliche Heer vollkommen zu vernichten. Vier große Streitmassen setzten sich gegen den rechten, drei gegen den linken Flügel des christlichen Heeres in Bewegung; drei andere rüsten sich zum Angriff auf das Centrum, welchen sechs gleich starke Haufen auf das linke Ufer nachfolgen sollten. Nochmals spricht man Montecuculi vom Rückzug, und nur mit Mühe gelingt es ihm, diese Verzagten zum Schweigen zu bringen. Er, dem selbstgefällige Tadler so oft seine Bedächtigkeit vorwarfen, beschließt, dem drohenden Angriff zuvorzukommen, und er hat auch schon den Mann bereit, um diesen kühnen Entschluß auszuführen. Der vierund-

sechzigjährige Spork ist es, der die gefürchtete Niederlage in einen glänzenden Sieg verwandeln soll, und mit jugendlichem Feuereifer geht er an die Aufgabe, die den alten tapferen Degen schon durch die Gefahr anzieht.

Rasch ordnet er seine kriegserprobten Reiter und feuert sie mit einigen kernigen Worten an, die lauten Wiederhall in dem Ruf: „Sieg oder Tod!" finden. Dann steigt er im Angesicht seiner Soldaten vom Pferd, kniet nieder, entblößt sein greises Haupt und ruft gegen Himmel: „Allmächtiger Generalissimus dort oben, willst du uns, deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türkenhunden auch nicht, und du sollst deinen Spaß daran haben!" (Hiezu das Bild.)

Dann steigt er wieder auf, schwingt das Schwert, die Trompeten schmettern und wie ein Wetterstrahl braust er an der Spitze der Regimenter Spork und Montecuculi gegen die Spahis, die am rechten Flügel schon den Fluß übersetzt hatten. Sie fochten tapfer, und stundenlang wogt im tosenden Gewühl der grimmige Kampf, aber der Wucht des deutschen Angriffes vermag weder ihre Ueberzahl noch ihre Behendigkeit standzuhalten; sie wichen endlich in solcher Unordnung zurück, daß Viele, denen es gelang, dem Schwert zu entrinnen, im Fluß ihren Tod fanden.

Am linken Flügel verhinderte das wohlgenährte Feuer der Franzosen die türkischen Reiter am Ueberschreiten des Flusses, und nun ging auch das Centrum mit den wieder geordneten Reichstruppen zum Angriff vor, der nach blutigem Kampf auch hier zum vollen Erfolg führte. In dichten Massen drängten die Türken dem Fluß zu, dessen Wellen auch an dieser Stelle hunderte verschlangen, während vom rechten Ufer 30.000 erlesene türkische Reiter der beispiellosen Niederlage zusahen, ohne ein Eingreifen zu wagen, sondern mit Rücklassung von 15 Kanonen, 40 Roßschweifen und Fahnen und anderer reicher Beute einen eiligen Rückzug antraten. Weit über 10.000 Türken deckten die Wahlstatt, darunter Ismail Pascha von Bosnien, die Agas der Janitscharen und Spahis. Das christliche Heer hatte nicht ganz 2000 Tode, deren Mehrzahl dem Reichsheer angehörten, während die Franzosen sehr geringe Verluste hatten. Unter den Gefallenen befand sich General Graf Fugger und Oberst Graf Nassau. Dem siegreichen Feldherrn Montecuculi trug dieser glänzende Erfolg die damalige höchste militärische Würde eines Generallieutenants ein.

Es mag hier einer ungemein komischen Episode gedacht werden, welche zeigt, daß es dem ernsten Feldherrn denn doch auch nicht an Humor fehlte.

Montecuculi hatte nämlich bei seinem Stabe als eine Art von Secretär einen Italiener Namens Camillo de Cicogna, dessen Verdienst allein in seiner schönen Figur und in seinem alten Adel bestand, sonst war er kaum ordentlich zum Schreibgeschäft zu gebrauchen. Seine Dummheit hatte schon dem Heere und dem Marschall selbst viel Schaden gebracht und war allerorten zum Sprichworte erhoben. Der Marschall hatte ihm den Spottnamen „Generalstabsesel" aufgebracht und bald war er überall nur unter dieser Bezeichnung bekannt. Sonst aber besaß er die treffliche Eigenschaft, sehr willig zu allen Diensten zu sein und jedwede Gefahr gründlich zu verachten (freilich konnte er seiner Dummheit wegen eine solche zumeist nicht würdigen), und endlich die treueste Anhänglichkeit an seinen General, den er nie verließ, trotzdem mit diesem Manne — selbst von Seite seines Gebieters — der tollste Schabernack getrieben wurde.

Als der Sieg von Sanct Gotthard entschieden war und der General dem Kaiser sofort auf dem Schlachtfelde einen kurzen Bericht erstatten wollte, rief Montecuculi,



Reitergeneral Graf Spork vor der Schlacht bei St. Gotthard, 1664.

ıan möge ihm einen Tisch und das Nöthige zum Schreiben bringen. Das war nun ine leichte Sache. Aber der famose Cicogna beeilte sich, aus seiner Schreibtafel ein Stück Pergament sammt einer Bleifeder hervorzuziehen, selbe dem General zu überichen, sich dann mit gekrümmtem Rücken vor ihm hinzustellen und zu bitten, er möge ch seiner als eines Tisches bedienen.

Montecuculi nahm ganz ernsthaft das Blatt, legte es auf Cicogna's Rücken und schrieb:

„Kaiserliche Majestät! Von heute früh um 9 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr habe ch mich mit den türkischen Bestien herumgebissen und endlich den Haupthund Kiurili dermaßen auf's Haupt geschlagen, daß er Euere Majestät und deren Generalen vohl nicht mehr die Zähne weisen wird. Morgen ein Mehreres. Verhoffend es werde ure Majestät diese Nachricht nicht unlieb sein, habe ich sie nur in Eile geschrieben uf dem Rücken eines Esels. — Im Lager von St. Gotthard, 1. August 1664."

„So", sagte er dann zu Cicogna, „da nehmt das Schreiben an den Monrchen, überfahrt jedoch früher die Schrift nochmals mit Bleistift, damit sie besser esbar sei, und befördert sie dann durch einen Courier nach Wien."

Cicogna machte sich sogleich an die Arbeit und übermalte sauber die Schriftüge seines Chefs. Aber wie er an den „Rücken des Esels" kam, da warf er das Blatt wüthend zu Boden und belferte heiser vor Zorn: „Lieber will ich erschossen verden, als solche Schande ertragen!" — „Was hast du denn, mein lieber Cicogna?" ragte theilnehmend und mit Mühe das Lachen verbeißend der General. „Du gehst übsch mit meinem Schlachtenbericht um!" — Zitternd vor Wuth schoß Cicogna grimmige Blicke auf seinen Feldherrn, zeigte auf die Schrift und sagte: „Ist dieser Eselsrücken der Lohn für meine treuen Dienste?" — „Was rumorst du darüber?" ragte ernsthaft der Feldherr. „Wenn der Cicogna ein Esel wäre, könnte er dann as Factotum Montecuculi's sein? Weißt du nicht, daß das Pergament aus Eselshaut gemacht wird? So meinte ich es auch und menge dich künftig nicht nehr in meine Sachen."

Cicogna war nun vollkommen beruhigt, bat den General mit gekrümmtem Rücken um Verzeihung und besorgte sogleich die Absendung des Pergaments. Montecuculi aber, der sich nur einen Privatspaß mit Cicogna hatte machen wollen, chrieb auf dem einstweilen herbeigebrachten Feldtische einen anderen Bericht und ließ hn heimlich mit dem des Cicogna vertauschen. Aber davon erfuhr er nichts, und noch in späten Jahren rühmte er sich, daß der Feldmarschall den Schlachtenbericht on Sanct Gotthard auf seinem Rücken geschrieben. Und dennoch verdient der gute Generalstabsesel" das beste Andenken; — er starb, buchstäblich genommen, auf em Grabe seines Herrn.

Nach der Schlacht von Sanct Gotthard hatte Achmed Kiuprili alle Lust u weiteren Angriffen verloren, er knüpfte sofort Unterhandlungen an, die schon am 10. August zum Frieden von Vásvár (Eisenburg) führten, der jedoch, während die eiden Armeen unthätig an der Waag gegenüberstanden, bis zu der im September rfolgenden Bestätigung des Kaisers und des Sultans geheim gehalten wurde.

Dieser auf zwanzig Jahre abgeschlossene Friede war eigentlich nur ein Waffenstillstand und legte Oesterreich im Verzicht auf Siebenbürgen und die wichtige Festung Neuhäusel empfindliche Opfer auf, zu welchen man sich aber beim Drohen des Conflictes mit Frankreich entschließen mußte. Interessant ist, daß der mit Friedens-

unterhandlungen in Constantinopel betraute Walter Graf Leslie, der seinerzeit eine Rolle beim Sturze Waldstein's spielte und nun Ban von Croatien war, zuerst in seinen Berichten die Zeichen des Rückganges der türkischen Macht betonte und den später so vielfach angewendeten Ausdruck „der kranke Mann“ für die Türkei gebrauchte.

Leider kam Ungarn auch in der nun folgenden kurzen Zeit, wo der Krieg mit der Türkei aussetzte, nicht zur Ruhe. Zum großen Theile wurden die Gährungen durch die persönlichen Ansprüche und ehrgeizigen Pläne einiger Magnaten hervorgerufen; andererseits aber ist nicht zu übersehen, daß von Wien aus, wo man die Gelegenheit für günstig hielt, auch in Ungarn den Protestantismus ganz zu unterdrücken, schwere Fehler gemacht wurden, welche jenen den Vorwand zu ihren Umtrieben liehen und zahlreiche Anhänger zuführten. Die Klagen über das harte und willkürliche Auftreten der kaiserlichen Generale, namentlich des verhaßten De Souches, waren allgemein und man calculirte ganz offen, daß es unter der türkischen Herrschaft auch nicht schlimmer sein könne.

Diese Stimmung benützten nun jene vornehmen Adeligen, die im Bade Stuben 1665 Verabredungen trafen, welche zu der nach dem Leiter derselben, dem Palatin Franz Vesselenyi, genannten Verschwörung führten. Außer diesem gehörten zu den Häuptern derselben der Ban von Croatien, Graf Peter Zrinyi, und dessen Schwiegersohn Franz Rakoczy, der oberste Land- und Hofrichter Franz Graf Nadasdy, der Erzbischof von Gran, Georg Lippay, Markgraf Franz Frangipani und der Statthalter von Steiermark, Hans Erasmus Graf Tattenbach. Die letzten Ziele ihrer Verschwörung scheinen diesen Herren selbst nicht ganz klar gewesen zu sein und nach Vesselenyi's Tod (1657) wurde die Leitung noch zerfahrener, da Nadasdy nur die Verwaltung des Landes von Wien unabhängig machen und selbst Palatin werden wollte, während Zrinyi die völlige Losreißung Ungarns, in dem er König, und Siebenbürgens, in dem Franz Rakoczy Fürst werden sollte, anstrebte.

Es ist nicht zu wundern, daß die Regierung in Wien bald Kenntniß von einer so vielköpfigen und lange Zeit fortgeschleppten Conspiration erhielt, und schon 1669 war man im Besitz gravirender Beweise, ohne jedoch davon Gebrauch zu machen. Wohl wurden Nadasdy und Zrinyi gewarnt und die beiden Ehrenmänner suchten sich gegenseitig auf Kosten der Andern reinzuwaschen, aber erst 1670, als sich zeigte, daß man die alten Pläne verfolgte und Zrinyi, Rakoczy und Frangipani ganz offen Rüstungen betrieben, wurde Ernst gegen die Verschwörer gezeigt. Zuerst schritt man zur Verhaftung Tattenbach's, in dessen Papieren sich unwiderlegliche Beweise gegen die Mitverschworenen fanden. Nun rückten von allen Seiten kaiserliche Truppen vor. General Paris von Spankau zersprengte fast ohne Kampf die von Zrinyi und Frangipani zusammengezogenen Haufen, und nach einem kläglich gescheiterten Versuch, sich im festen Czakathurn zu behaupten, ließen Beide alles im Stich und flüchteten nach Wien, um sich der kaiserlichen Gnade zu empfehlen.

Nicht besser gelang der Versuch Rakoczy's, Oberungarn zu insurgiren, da das energische Vordringen der Generale Spork und Heister jeden Keim einer Empörung vernichtete. Ueber Fürbitte seiner Mutter wurde Rakoczy begnadigt, mußte aber seine festen Schlösser öffnen und große Summen bezahlen. Als nun auch die Witwe Vesselenyi's Schloß Murany übergab, fanden sich in dem dort verwahrten Archiv so gravirende Inzichten, daß man auch zur Verhaftung Nadasdy's schritt und den Proceß eröffnete.

Es ist hier nicht weiter auf den Verlauf desselben einzugehen, da an der Schuld nehin kein Zweifel sein konnte, zumal bei Zrinyi und Frangipani ihre Eigen- aft als Officiere des kaiserlichen Heeres noch erschwerend in die Wagschale fiel. Das rtheil lautete auf den Tod, welchen am 30. April 1671 Zrinyi und Frangi- ini in Neustadt, Nadasdy in Wien in der alten Rathsstube des Rathhauses, attenbach am 1. December in Graz erlitten.

Ein besonderes Gericht für die anderen Gravirten wurde in Preßburg eingesetzt, is noch zahlreiche Urtheile erließ, die auf den Tod oder das Gefängniß, gegen alle heilnehmer an der Verschwörung aber ausnahmslos auf Vermögensconfiscation uteten. Begnadigungen wurden nur jenen Protestanten gewährt, die zum Katholi- smus übertraten, worin ein Fingerzeig lag, in welcher Richtung man vorgehen wollte. ie ungarische Verfassung wurde durch einen besonderen Erlaß vom 21. März 1672 ßer Kraft gesetzt, protestantische Kirchen und Schulen geschlossen, die Prediger ver- ieben oder in den Kerker geworfen. Statt einen neuen Palatin zu ernennen, schickte an in Johann Kaspar von Ampringen (geb. 1619, gest. 1684), Großmeister des utschen Ordens, einen harten und strengen Statthalter nach Ungarn, der mit Hilfe irker Besatzungen in allen Städten sein Amt nach den Weisungen der Wiener egierung führte, derselben aber bald berichten mußte, „es sei sehr schwer, in Ungarn ne Beirath und Beihilfe der Nation fortzukommen!“

Diese unkluge Strenge trug bald schlimme Früchte. Die Gährung in dem kaum ruhigten Lande wuchs immer höher und wurde durch offene oder versteckte Begünstigung n Seite Frankreichs und der Türkei noch vermehrt. Schon 1676 sammelte sich unter merich Tököly ein förmliches Heer, das die Bergstädte Chemnitz und Krem- itz nahm, wiederholt über die Leitha brach und sogar Vorstöße nach Mähren und hlesien unternahm. Das System blutiger Strenge, welches die kaiserlichen Generale, sonders De Souches und Anton Graf Caraffa (gest. 1693) gegen diesen Kuruzzen-Aufstand“ in Anwendung brachten, verschlimmerte den Zustand noch mehr, id die Martern, unter welchen man gefangene Kuruzzen hinrichten ließ, riefen nur ie ebenso grausame Wiedervergeltung herbei. Bis zum Jahre 1679 dauerte dieses eckloſe gegenseitige Morden und Brennen, obwohl der Kaiser Leopold I. demselben hold und bereit war, mit den Aufständischen in Unterhandlungen zu treten. Die- lben zogen sich, während die Waffen nie ganz ruhten, durch Jahre fort, ohne zu nem bestimmten Ziel zu gelangen, da die kaiserlichen Minister die Empfindlichkeit r ungarischen Bevollmächtigten durch hochfahrende Ansprüche reizten, andererseits es ököly, der stets auf die auswärtige Unterstützung hoffte, nie recht ernst mit diesen nterhandlungen nahm.

Der Krieg gegen Frankreich bis zum Frieden von Nymwegen.

Daß die Lage der Dinge in Ungarn einen Theil der Kräfte Oesterreichs ind, war umso bedauerlicher, weil es mittlerweile in einen sehr ernsten Kampf mit rankreich verwickelt wurde, dessen König Ludwig XIV. voll Ehrgeiz und Länder- er die alten Pläne Franz' I. und Heinrich's IV. wieder aufnahm.

Ohne sich an seine bei der Vermählung mit der Infantin Maria Theresia erlich beschworene Verzichtsleistung zu binden, erhob Ludwig XIV. beim Tod des önigs Philipp IV. von Spanien (1665) Ansprüche auf die spanischen Niederlande

und überzog dieselben 1667 mit Krieg. Das im kommenden Jahr zwischen Spanien, England, Holland und Schweden geschlossene Bündniß gebot ihm zwar für den Moment Halt, aber seine überlegene und bedenkenlose Politik wußte dasselbe zu sprengen, und 1672 drang er neuerdings mit einem Heer von 140.000 Mann am Niederrhein vor und besetzte die Provinzen Zütphen, Ober-Yssel und Holland. Spanien und Brandenburg verbanden sich nun mit den Generalstaaten, und am 27. Juli 1672 schloß auch der Kaiser einen Vertrag mit denselben ab, da er nicht länger über die weitgreifenden Pläne Frankreichs im Zweifel sein konnte.

Mit einem Heer von 17.000 Mann stieß Fürst Raimund Montecuculi, der bisher an der Spitze des Hofkriegsrathes gestanden war, im August 1672 zu den brandenburgischen Truppen, die, nicht ganz 20.000 Mann zählend, vom Kurfürsten selbst befehligt wurden. Aber theils die Unzulänglichkeit dieser Streitkräfte, theils die von dem Doppelcommando untrennbaren Reibungen und die politischen Zustände machten die Kriegführung der ersten Jahre zu einer sehr unersprießlichen. Bis zum Winter zog das kaiserlich-brandenburgische Heer am Rhein auf und ab, ohne den Uebergang bewerkstelligen zu können, da die von Frankreich erkauften Reichsfürsten Schwierigkeiten erhoben. Nach beträchtlichen Verlusten, welche nur durch diese zwecklosen Märsche und das harte Wetter verursacht waren, bezog man in Westphalen Winterquartiere. Im Jahre 1673 schloß Brandenburg einen Separatfrieden mit Frankreich. Kaiser Leopold I. aber, „eingedenk seiner Pflicht zur Erhaltung des kaiserlichen Ansehens und der deutschen Freiheit", schloß nun ein förmliches Bündniß mit den Generalstaaten von Holland und betrieb die Rüstungen energischer. Leider stand dem aber die Finanzklemme hemmend entgegen, und Montecuculi sprach aus peinlicher eigener Erfahrung, als er jenen berühmt gewordenen Ausspruch machte, daß zum Kriegführen vor Allem drei Dinge unerläßlich seien: „Geld, Geld und wieder Geld!"

Erst im Jahre 1673 war bei Eger ein Heer von 30.000 Mann versammelt, über welches der in seinen Anlagen und Neigungen ganz unkriegerische Kaiser selbst die Musterung vornahm. Unter Montecuculi commandirten der greise Spork und Herzog Karl V. von Lothringen die Reiterei. De Souches fungirte gewissermaßen als Stellvertreter des Oberfeldherrn. Obwohl es durch kluge Bewegungen und zahlreiche kleine Gefechte, in welchen der unermüdliche Spork seinen alten Ruf bewährte, gelang, die Franzosen unter Turenne bis an den Rhein zurückzudrängen, war das Gesammtergebniß dieses Kriegsjahres doch kein günstiges, da die Franzosen Mastricht und Trier nahmen und am Niederrhein vollkommen siegreich blieben. Montecuculi wendete sich im Spätherbst dorthin, nahm Bonn und vereinigte sich am 2. November bei Andernach mit dem Prinzen von Oranien, worauf die Operationen eingestellt wurden.

Während des Winters war die Politik geschäftig, um eine furchtbare Coalition gegen Frankreich zustande zu bringen. Derselben traten nebst dem Kaiser und Holland auch noch die Könige von Spanien, England und Dänemark, die Kurfürsten von Brandenburg, Köln und Pfalz und zahlreiche kleine Reichsfürsten bei. Aber dieser gewaltigen Vereinigung, die nur leider aus zu vielen theils lauen, theils eigenwilligen Gliedern bestand, trat in Frankreich ein geschlossener Staat gegenüber, dessen reiche Hilfsmittel ein entschlossener Wille nach einem Ziele lenkte. Während die Verbündeten noch beriethen und rüsteten, rückte Ludwig XIV. schon im Februar 1674 mit drei

großen Heeren in das Feld, die von ihm selbst, dem „großen" Condé und Turenne befehligt wurden.

Zum Unglück war Montecuculi, der kleinlichen Eifersüchteleien müde, vom Oberbefehl über das kaiserliche Heer zurückgetreten und man hatte denselben De Souches anvertraut, obwohl dieser schon wiederholte Proben seiner Unverträglichkeit gegeben hatte. Auch jetzt wollte er sich dem Prinzen von Oranien nicht unterordnen und trieb seine geflissentliche Lässigkeit fast bis zum Abfall, „fast schien es, als wolle er am Abend eines ruhm- und thatenreichen Lebens Verrath an seiner Pflicht üben". In der blutigen Schlacht bei Senef (11. August 1673) war nur das eigenmächtige Handeln von De Souches schuld, daß kein vollständiger Sieg erfochten wurde, ja sogar Condé sich denselben zuschreiben konnte, weil ihm ein Theil der holländischen Artillerie wegen verweigerter Unterstützung durch De Souches überlassen werden mußte. Auch die Belagerung von Oudenarde schlug fehl, wofür die Wegnahme von Dinant und Huy kein Ersatz waren, da dieselben nach einigen Monaten wieder in französische Hände fielen.

Das von Ludwig XIV. befehligte Heer besetzte ohne erheblichen Widerstand die ganze Franche-Comté, Turenne aber überzog und verheerte die Rheinpfalz und Elsaß, wo er am 16. Juni dem Herzog von Lothringen bei Sinsheim eine Niederlage beibrachte. In Folge derselben bezog der Herzog Alexander II. von Bournonville, der die vereinigte kaiserliche und Reichsarmee befehligte, bei Molsheim eine befestigte Stellung, um die Ankunft des mit 20.000 Mann heranziehenden Kurfürsten von Brandenburg zu erwarten, Turenne aber entschloß sich zum Angriff, um Bournonville zu werfen, bevor sich diese Vereinigung vollzogen hatte.

So kam es am 4. October zur Schlacht von Ensisheim, wo Bournonville, 50.000 Mann stark, seine Truppen dem drohenden Angriff gegenüber zusammengezogen hatte. Unter ihm commandirten die Generale Herzog von Holstein und Graf Aeneas Sylvius Caprara (geb. 1631, gest. 1701). Obwohl der letztere mit der kaiserlichen Cavallerie Vortheile über den linken Flügel der Franzosen erfocht, hielten doch die Reichstruppen dem ungestümen Angriff Turenne's nicht stand und nach mehr als zwölfstündigem harten Kampfe mußte sich Bournonville zum Rückzug entschließen, der bis Straßburg führte. Diese Schlacht kostete der verbündeten Armee 3000 Todte, sehr viele Verwundete und Gefangene und 10 Kanonen; indessen erreichte Turenne seinen Zweck, die Vereinigung mit dem Kurfürsten von Brandenburg zu vereiteln, nicht, da sich dieselbe bald darauf bei Straßburg vollzog. Dadurch wurde Turenne zum Zurückweichen nach Lothringen genöthigt, und nachdem er in der Schlacht bei Mühlhausen (6. Jänner 1675) einen gleichfalls ohne Nachwirkungen bleibenden Erfolg errungen hatte, bezogen die Heere auf beiden Rheinufern Winterquartiere.

Das Verhalten von De Souches hatte seine Abberufung von der Armee in Holland zur Folge. Er wurde auch nicht mehr im Felde verwendet und beschloß am 6. August 1683 in Brünn sein thatenreiches Leben, dessen unleugbare Verdienste leider durch manche persönliche Eigenschaften getrübt wurden. Hormayr nennt ihn einen „tapferen und vielerfahrenen General", aber auch „menschenfeindlich, rach- und habsüchtig, grausam". Sein in Bronze gegossenes, von seinen Nachkommen 1722 errichtetes Grabdenkmal in der Kirche von St. Jakob in Brünn stellt ihn in ganzer Figur geharnischt dar. Während des Schlusses des Jahres 1674 führte Spork den

Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen in Holland, der das gerade Gegentheil
Vorgängers, das Einvernehmen mit dem Prinzen von Oranien wieder her
und ohne die geringste Empfindlichkeit 1675 wieder unter das Commando Mo
cuculi's trat, den man neuerdings berufen hatte.

Er stand in diesem Jahre den zwei großen französischen Kriegsmeistern Tur
und Condé gegenüber. Die nur langsam fortschreitende Verstärkung des auf 20.000 M
zusammengeschmolzenen kaiserlichen Heeres nöthigte Montecuculi bis in den
sommer zu einer zuwartenden Haltung, während die Franzosen in den Niederl
Lüttich, Dinant, Huy und Limburg nahmen, bei Rheinau den Rhein
schritten und das ganze Breisgau verheerten. Erst im Juli konnte Montecu
daran denken, dem Gegner an den Leib zu rücken, in der Ortenau, zwischen der
und dem Rhein, standen sich endlich die Heere gegenüber und rüsteten sich zu
entscheidenden Schlacht.

Dieselbe schien sich am 27. Juli entspinnen zu wollen; beide Armeen st
in voller Schlachtordnung und der einleitende Geschützkampf war schon im G
Da glaubte Turenne zu bemerken, daß einige französische Batterien zu niedrig
waren, und eilte in Begleitung des Artillerie-Generals Marquis Saint-Hil
dahin, um selbst andere Anordnungen zu treffen. Während er mit seinem G
eine beim Dorfe Sasbach befindliche Anhöhe hinaufritt, bemerkte man auf kaise
Seite diesen Reitertrupp, und der General-Wachtmeister Johann Heinrich Graf D
wald (geb. 1620, gest. 1691) richtete und feuerte selbst zwei sechspfündige Ge
auf denselben ab. Der eine Schuß fuhr durch drei Pferde und riß dem G
Saint-Hilaire die Schulter weg, der zweite prallte vom Boden ab und tra
Turenne's Brust, diesen bedeutenden Feldherrn todt vom Pferde reißend.

Als Saint-Hilaire's Sohn, ein junger Officier, über seines Vaters
wunde in laute Klagen ausbrach, sprach der General zu ihm: „Nicht um mich
du weinen, mein Sohn, sondern um diesen großen Helden hier!" Auch M
cuculi beklagte aufrichtig den Tod seines großen Gegners; als er die Na
erfuhr, rief er aus: „Ich bedauere und kann nicht genug einen Mann bedauern
über den Menschen erhaben, der menschlichen Natur Ehre machte!" (Bild S. 8

General Guy Alfons von Duras Herzog De Lorges übernahm den
befehl, konnte jedoch die Zuversicht der über den Fall ihres gefeierten Führe
stürzten Truppen nicht wiederherstellen. Nach zwei Tagen löste sich ihre Ordnun
sie wichen, von Montecuculi hartnäckig bedrängt, so eilig bis an den Rhei
über denselben zurück, daß sie 5000 Mann verloren, 2000 Packwägen und zah
Proviantvorräthe im Stich lassen mußten. Montecuculi unternahm nun di
lagerung von Hagenau, die er zwar bei dem Herannahen des Prinzen C
aufgeben mußte, aber alle Versuche desselben, auf das rechte Rheinufer überzu
trotz seiner geringeren Streitmacht vereitelte.

Nachdem die Einschließung der wichtigen Feste Philippsburg, die jedo
im nächsten Jahre in kaiserliche Gewalt fiel, vollzogen war, wurde das Heer auf
Seiten des Rheines in die Winterquartiere verlegt. Das Resultat des Feldzuge
1675 war insoferne ein günstiges, als das rechte Rheinufer von den Franzos
säubert und der Krieg wieder auf die linke Stromseite verlegt war. Montec
selbst, der die glückliche Leitung des Vertheidigungskrieges für schwieriger hielt a
Offensive, soll diesen Feldzug für seinen ruhmreichsten erklärt haben, da es de

n französischen Feldherren jener Zeit nicht gelungen war, ihm trotz numerischer nacht irgend einen Vortheil abzugewinnen.

Auch diese Erwägung mochte mitwirken, als sich Montecuculi, vom Alter, ränklichkeit und einer stets steigenden Schwermuth bedrängt, nochmals zur Nieder- des Commandos entschloß und sich blos auf die Leitung des Hofkriegsrathes inkte. Er konnte dies umsomehr mit Beruhigung thun, als sein Nachfolger im



Großvezier Kara Mustapha. (Seite 851 u. ff.)

efehl, der Herzog Karl V. von Lothringen, ein seiner würdiger Schüler Montecuculi wurde, als er dem Kaiser, während die Pest in Wien wüthete, inz folgte, beim Einreiten in das Schloß von einem herabfallenden Balken am getroffen und starb an den Folgen dieser Verletzung am 16. October 1681. Montecuculi war kein kühner, schlachtenlustiger Feldherr, und mehr als l wurde ihm aus seiner Bedächtigkeit ein Vorwurf gemacht. Um nicht ungerecht 1, wird man aber die ihm zur Verfügung gestellten, meist ganz unzulänglichen kräfte berücksichtigen müssen, deren rascher Ersatz bei dem Zustande der Finanzen

und den Wirren in Ungarn im Falle einer entscheidenden Niederlage ein Ding Unmöglichkeit gewesen wäre. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man seine Kr führung erst in ihrem vollen Werthe würdigen, welche trotz aller Ungunst der l stände manchen herrlichen Erfolg errang und die kaiserlichen Waffen immer achtu gebietend im Felde erhielt. Nicht ohne Unrecht sagt ein Biograph über ihn: „Er ein Meister in scharfsinnig berechneten Bewegungen des Heeres, und wo er diesel leitete, war es stets ein Kampf der höchsten Intelligenz gegen Uebermacht des Feinl Intriguen der Feinde und Mißgunst des Schicksals."

Neben seiner eminenten militärischen Begabung gebot Montecuculi über ausgebreitetes und gründliches Wissen und war bis zu seinem Tode literarisch in verschiedensten Fächern thätig. Sein berühmtestes und wiederholt gedrucktes Werk die: „Memorie della guerra ed istruzione d'un generale", welche auch in Deutsche und Französische übersetzt wurden. Seine anderen Arbeiten umfassen nal alle Wissensfächer; neben poetischen Versuchen und einem allegorischen Roman, eine Art Selbstbiographie darstellt, finden sich Abhandlungen über Befestigung, juridi medicinische und politische Materien und besonders zahlreich sind die histori Tractate über Begebenheiten seiner Zeit. Fürst Raimund Montecuculi, der wiederholt als Staatsmann wichtige Dienste leistete, wird stets unter den bedeutend Feldherren Oesterreichs genannt werden müssen. Das Hof-Waffenmuseum bewahrt interessante Reliquie ein von diesem vorzüglichen Krieger getragenes Panzerhemd.

Gleichzeitig mit Montecuculi legte auch ein anderer Veteran die Wa nieder, die er durch 56 Jahre ehrenvoll geführt hatte. Es war dies Graf Joh Spork (Bild S. 710), den wir als kühnen Reiterführer und selbstlosen aufopferu vollen Diener der kaiserlichen Sache schon so oft zu nennen Gelegenheit hatten. Er 1605 zu Westerloh in Westphalen aus einer bäuerlichen Familie geboren word trat 1619 in die Dienste der Liga, kämpfte schon in der Schlacht am Weißen B mit und schwang sich so rasch empor, daß er bald neben Johann von Werth der kühnste und tüchtigste Reiterführer galt und an dessen berühmtesten Thaten vorragenden Antheil nahm. Wir haben seine spätere Laufbahn, die ihn auf Schlachtfelder im Norden und Westen Deutschlands, sowie in Ungarn führte, ohn verfolgt und seine Verdienste gebührend gewürdigt. Besonders rühmend ist aber vorzuheben, daß sein Charakterbild von keinem der häßlichen Flecken entstellt wie sie sonst die militärischen Tugenden gleichzeitiger Glückssoldaten häufig verdun So ungestüm er im Kampfe war, so weise wußte er seine Leidenschaften zu züg und gestattete keiner so weit Einfluß, um der Erfüllung seiner Pflicht Eintrag zu th

Nach 56 Jahren fast ununterbrochener Kriegsdienste, im hohen Greisenalter 75 Jahren, zog sich Spork auf seine Güter in Böhmen zurück. Aber diese R behagte dem rastlosen Manne nicht, der sich nie wohler fühlte, als im Feldlager, Getümmel eines Reiter-Scharmützels. Geist und Körper verfielen rasch und schon 6. August 1679 starb er in seinem Schlosse zu Heřmanměstec.

Auch von ihm bewahrt das Hof-Waffenmuseum interessante Erinnerungsstü Das erste ist der gewaltige Haudegen, dessen Knauf, Bügel und Stichblatt von or mentirtem Messing sind. Die Klinge trägt folgende im Geiste der Zeit schwülsti Inschrift:

„Hinweg du Römer-Schwert aus der Pharsaler Schlacht,
Hier ist 'ne deutsche Kling' von größerer Stärk' und Macht,

Die führt' der tapfere Spork in seiner Heldenfaust,
Als er bei Gotthardt schlug' der Türk und Tartarn Hauf;
Drum hat ihm Dankbarkeit den Lobspruch hergesetzt,
Und eines Künstlers Hand der Nachwelt eingeätzt."

Außerdem wird auch die schwarze Reiterrüstung dieses berühmten Reiter-Generals bewahrt, deren Dimension und Gewicht von 64 Pfund einen Schluß auf die waltige Körperkraft dieser echt deutschen Kernnatur gestattet.

Der Nachfolger Montecuculi's im Oberbefehl der am Rhein stehenden erlichen Streitkräfte war, wie schon erwähnt, Herzog Karl V. Leopold von thringen (Bild S. 820).

Ein Sohn jenes Lothringerfürsten, der im dreißigjährigen Kriege so entschlossen unerschütterlich zur kaiserlichen Sache hielt, und im Jahre 1643 zu Wien geboren, ielt Herzog Karl eine sorgfältige Erziehung, deren spätere Studien er in Paris streckte. Aber dem von seinem Vater gegebenen Beispiele treu, trat er 1662 als erst in das kaiserliche Heer, das er später so oft zu Sieg und Ruhm führen sollte. on 1664 zeichnete er sich durch Tapferkeit und Umsicht in der Schlacht bei nct Gotthard aus und nützte später durch kluge Schonung der kaiserlichen he in Ungarn mehr als andere Generale durch ihre Grausamkeit und Strenge. n ergab sich 1670 das feste Schloß Murany, wodurch die Regierung eigentlich alle Fäden der Wesseleny'schen Verschwörung in die Hand bekam. In dem eg gegen Frankreich bewährte sich sein militärisches Talent in so hervorragender ise, daß seine Ernennung zum Generallieutenant allgemeine Billigung fand.

Sein Wirken als Feldherr wird im Verlaufe unserer Darstellung ausreichende rdigung finden. Für seinen Charakter und seine Anschauungsweise sind aber beson- s zwei Züge kennzeichnend, die wir hier mittheilen wollen. In dem unglücklichen ieden von Nymwegen, der den ersten spanischen Erbfolgekrieg beendete, waren dingungen enthalten, welche die Unabhängigkeit Lothringens fast ganz illusorisch und völlig zu einem geduldeten Vasallenstaat Frankreichs machten. „Lieber verzichte ich f das Land, als daß ich es unter solchen Bedingungen besitze!" erklärte Herzog arl V. und gab eine wesenlose Regentenwürde auf, um seinen Arm der Sache des isers zu widmen, dessen Thron einst seine Nachkommen einnehmen sollten.

Noch bezeichnender für den soldatischen Sinn, vor dessen hohem Ehrbegriff Herzog arl auf alle anderen Rangunterschiede vergaß, ist ein anderes Ereigniß, das sich ährend des späteren siegreichen Feldzuges in Ungarn zutrug. Der Lieutenant eines nnoveranischen Kürassierregimentes stand unter dem Verdacht schwerer dienstlicher chlässigkeit, welche von großem Nachtheil für die kaiserlichen Waffen sein konnte. fs äußerste erzürnt, ließ sich Karl von Lothringen in der ersten Hitze hin- ßen, den vermeinten Schuldigen mit der Reitpeitsche zu schlagen. Eine nähere Unter- hung stellte jedoch heraus, daß der Lieutenant unschuldig war und nur nach Befehl seines Vorgesetzten, des Generals Dünewald, gehandelt hatte, der zwar fer und kriegserfahren, aber oft eigenwillig und launenhaft war.

Mit tiefster Bestürzung wurde sich der Herzog von Lothringen seines Un- tes gegen den an seiner Ehre verletzten Lieutenant bewußt, und er zögerte keinen genblick, dasselbe gutzumachen. Er bestimmte die Generale Caraffa und Botta eine Secundanten und ließ dem Lieutenant sagen, daß er bereit sei, für die un- iente Beleidigung mit den Waffen Genugthuung zu geben. Vergebens sträubte sich

der Lieutenant, Herzog Karl bestand auf dem Zweikampf, der auch thatsächlich stattfand und erst abgebrochen wurde, als der hochherzige Beleidiger eine leichte Wunde erhalten hatte.

Leider standen dem Herzog von Lothringen, der von 1676 an das Commando am Oberrhein persönlich führte, keine ausreichenderen Kräfte zu Gebote, als seinem Vorgänger. Mancherlei politische Wendungen trugen sogar dazu bei, die Kriegführung der gegen Frankreich Verbündeten noch zu hemmen und schwerfälliger zu machen. Die ränkevolle französische Politik reizte Schweden zu einem Angriff auf Brandenburg, wodurch dessen Armee vom westlichen Kriegsschauplatz abgezogen wurde; noch gefährlicher. aber erwiesen sich die Machinationen in Ungarn, welche endlich zu einem förmlichen Bündniß des Fürsten Apaffi von Siebenbürgen und der von Emmerich Tököly geführten ungarischen Mißvergnügten mit Frankreich führten. Diese Vorgänge waren umso bedrohlicher, als nach dem Tode des Großveziers Achmed Kiuprili, der von einer Verbindung mit den ungarischen Rebellen nichts wissen wollte, die Regierungsgewalt der Türkei in die Hände des Emporkömmlings Kara Mustapha (Bild S. 845) gelangte, dessen Ehrgeiz von einer Wiederkehr der Zeiten Soliman's II. träumte, und der den Plan hegte, sich auf den Trümmern der Habsburgischen Herrschaft ein unabhängiges Reich zu schaffen.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß der Krieg nicht mit vollem Nachdruck geführt wurde, und wenn Kaiser Leopold I. auch klagte, daß „ihm das Herz weh' thue, weil unter seiner Regierung die Franzosen so weit vorwärts kommen", so geboten doch Klugheit und Vorsicht, den schwebenden Krieg, wenn auch mit Opfern, zu endigen.

Der Feldzug des Jahres 1676 beschränkte sich auf die gegenseitige Wegnahme einiger fester Plätze und auf jene sinnlosen Verwüstungszüge, welche die französische Kriegführung jener Zeit in verdienten Mißcredit gebracht haben. Da der dem Herzog von Lothringen gegenüberstehende Marschall Franz Heinrich von Montmorency, Herzog von Luxemburg, die Eroberung der wichtigen Feste Philippsburg (19. September) nicht hindern konnte, verheerte er in einer der eigenen Armee gefährlich werdenden Weise beide Ufer des Oberrheins.

Während seit Jänner 1677 ein Friedens-Congreß in Nymwegen tagte, dauerte der Kampf in derselben Weise fort, die aber durch den Mangel an Mitteln und einheitlicher Leitung im Großen und Ganzen immer zu Gunsten der Franzosen ausschlug. In den Niederlanden gingen 1677 Valenciennes, Cambray und Saint-Omer an sie verloren, und der Prinz von Oranien, ein ebenso ausgezeichneter Staatsmann als mittelmäßiger Feldherr, wurde am 11. April vom Prinzen Condé bei Mont Cassel geschlagen. Ein Versuch des Herzogs von Lothringen, der mit 50.000 Mann kaiserlicher und Reichstruppen in das Feld gerückt war, sich über Pont à Mousson mit dem Prinzen von Oranien zu vereinigen, wurde durch den Marschall Franz von Crequi, Herzog von Lesdiguières, vereitelt, der mit seiner Armee, welche zu schwach war, einen Kampf zu wagen, das ganze obere Lothringen in eine Wüste verwandelte. Mangel an Lebensmitteln zwang daher den Herzog Karl V. zum Rückzug auf das rechte Rheinufer, wo er schon im October die Winterquartiere bezog. Dies benützte Marschall Crequi zu einem Vorstoß über den Rhein, der nach kurzer Belagerung am 15. November das wichtige Freiburg in seine Gewalt brachte, bevor der Herzog von Lothringen zum Entsatz heraneilen konnte.

Während in den Niederlanden die Franzosen 1678 Gent und Ypern nahmen und sogar Antwerpen bedrohten, drehte sich der Kampf am Oberrhein um Freiburg, das den Franzosen wieder entrissen werden sollte. Aber obwohl Herzog Karl V. bei Stauffen einen Sieg erfocht, konnte er doch im Angesichte des unweit Freiburg gelagerten französischen Heeres nicht an eine Belagerung schreiten und mußte sogar, um Straßburg gegen einen Angriff zu sichern, dem Marschall Crequi stromabwärts folgen.

Auf dem Congreß zu Nymwegen hatten die französischen Diplomaten es verstanden, die Verbündeten zu trennen und zu Separatfrieden zu bewegen. Nachdem dies mit Holland und Spanien geschehen war, wobei Frankreich die Franche-Comté und das Besatzungsrecht in sechzehn niederländischen Grenzfestungen erwarb, mußte sich auch der Kaiser zum Friedensschluß bequemen, der am 5. Februar 1679 erfolgte. Weniger wegen der materiellen Opfer, da Frankreich nur Freiburg gegen Philippsburg eintauschte, war dieser Friede demüthigend und verhängnißvoll, als weil er den Keim zu den späteren Gewaltthätigkeiten legte, Lothringen in factischen, wenn auch noch nicht rechtlichen Besitz Frankreichs brachte und diesem den Vorwand bot, seine Hand auch nach dem Elsaß auszustrecken.

Und doch war der Abschluß dieses Friedens eine gebieterische Nothwendigkeit gewesen, da sich immer sichtbarer drohende Kriegswolken im Osten zusammenballten. Die Kämpfe mit den Kuruzzen hatten nie ganz geruht und nur die im Jahre 1679 wüthende Pest hatte sie zum Stehen gebracht. Dagegen flammte der Aufstand im folgenden Jahre mit neuer Kraft auf, und obwohl der Kaiser zu Unterhandlungen bereit war, stellte Tököly, durch französisches Geld unterstützt und der türkischen Hilfe sicher, so überspannte Forderungen, daß an kein Uebereinkommen gedacht werden konnte. Man wollte, da trotz aller Bemühungen, von den Türken die Zusage einer Verlängerung des Vasvarer Friedens nicht zu erlangen war, um jeden Preis mit Ungarn in ein klares Verhältniß kommen. Der besonders verhaßte Kaspar von Ampringen wurde abberufen, General Graf Aeneas Sylvius Caprara, ein naher Verwandter und Schüler Piccolomini's und Montecuculi's, der schon am Rhein verdienstvoll gekämpft hatte, mit frischen Truppen Tököly gegenübergestellt, in dessen Armeen sich auch schon ein in Polen geworbenes von Franzosen befehligtes Corps und zahlreiche siebenbürgische Hilfstruppen befanden.

Zum Glück lähmte diese bunte Zusammensetzung die Kriegführung Tököli's, und er ließ sich, nachdem ihm drei Comitate als Winterquartiere überlassen wurden, zu einer längeren Waffenruhe bereit finden. Während derselben trat am 28. April 1681 ein vom Kaiser eröffneter Reichstag in Oedenburg zusammen, der zwar in dem Grafen Paul Eßterhazy einen der kaiserlichen Sache ergebenen Palatin wählte, seine eigentliche Aufgabe aber, die in der Beruhigung des Landes und der Herstellung verfassungsmäßiger Zustände gipfelte, gegen welche man sich von allen Seiten vergangen hatte, nicht lösen konnte.

Umso dringender war es nun, Klarheit über die Absichten der Pforte zu erlangen, zu welchem Zwecke im Februar 1682 unter Führung des Grafen Albrecht Caprara, eines Bruders des vorgenannten Generals, eine Gesandtschaft von 60 Personen auf 17 besonderen Schiffen nach Konstantinopel abging, welche nicht allein prachtvolle Geschenke mit sich führte, sondern auch beauftragt war, die Verlängerung des Friedens unter halbwegs annehmbaren Bedingungen zu erlangen. Es war dies umso wünschens-

werther, als der frevelhafte Friedensbruch, durch welchen Ludwig XIV. im September 1681 Straßburg und fast ganz Elsaß an sich gerissen hatte, keinen Zweifel darüber ließ, daß die Opfer des Nymwegner Friedens umsonst gebracht worden waren und troß äußerster Nachgiebigkeit ein neuer Zusammenstoß mit dem von unersättlichem Länderhunger getriebenen Frankreich nicht zu vermeiden sein werde.

Unter dem Einfluß des kriegslustigen Großveziers stellte Sultan Mohammed IV. aber so hochgespannte Forderungen, die einem Verzicht auf Ungarn und Anerkennung der türkischen Oberherrschaft gleichgekommen wären und troß aller Friedenssehnsucht nicht angenommen werden konnten. Dessenungeachtet hoffte man noch immer, durch weitere Unterhandlungen den Frieden erhalten zu können, und ließ sich in diesem Sanguinismus auch dadurch nicht erschüttern, daß Tököly mit verstärkten Kräften den Kampf erneuerte und, vom Siebenbürger Fürsten und türkischen Paschas unterstützt, Kaschau, Eperies und die damals für unbezwingbar gehaltene Felsenfeste Füllek einnahm.

Man mochte in dieser Zuversicht dadurch bestärkt werden, daß gegen Ende 1682 keine ungünstigen, ja sogar gar keine Berichte von Caprara mehr einliefen.

Erst als durch einige auf dem Umweg über Venedig gekommene Boten des Gesandten die Kunde nach Wien kam, daß dieser als Gefangener betrachtet werde, der Krieg eine beschlossene Sache sei und sich bei Adrianopel ein ungeheueres Heer sammle, wurde man sich in Wien des Ernstes der Situation vollkommen bewußt. Zugleich zeigten die Nachrichten aus Ungarn, daß weitere Unterhandlungen mit Tököly vollkommen aussichtslos seien, denn dieser hatte den Titel eines Herzogs von Ungarn angenommen und einen Landtag nach Kaschau ausgeschrieben, war in Ofen von den Türken mit königlichen Ehren empfangen worden und hatte dafür Ungarn unter ihre Schutzherrschaft gestellt.

So zog eine Gefahr über Oesterreich herauf, wie sie selbst von diesem vielgeprüften Reich kaum noch bestanden worden war. In welcher Weise dieselbe abgewendet und zum Ausgangspunkt einer Sieges-Aera gemacht wurde, soll im nächsten Abschnitt dargestellt werden, wobei wir bemerken, daß wir uns bezüglich der Details der denkwürdigen Vertheidigung Wiens eine Selbstbeschränkung auferlegen, die schon dadurch gerechtfertigt wird, daß dieser Gegenstand anläßlich der zweihundertjährigen Denkfeier eingehendst behandelt und allen Kreisen in Erinnerung gebracht wurde.

Das Jahr 1683 und die zweite Türkenbelagerung Wiens.

Nur die gänzliche Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse in der Türkei und Ungarn, die Selbsttäuschung, welcher sich die Wiener Regierung in dieser Hinsicht hingab, vermag es zu erklären, daß man einer so furchtbaren Gefahr gegenüber vollkommen ungerüstet war. Als endlich im December 1682 die erschreckenden Nachrichten Caprara's über die Vorbereitungen der Türken, zu deren Augenzeugen man den Gesandten gezwungenerweise machte, in Wien eintrafen, befanden sich die Cassen und das Heer im desolatesten Zustande und es schien kaum mehr möglich, in der kurzen gegönnten Frist die nöthigsten Vertheidigungsanstalten zu treffen. Wie bezeichnend ist es, daß die mit Aufgebot aller Mittel zusammengebrachte Streitmacht, über welche Herzog Karl von Lothringen im Sommer 1683 gebot, 35.000 Mann zählte! Damit sollte dem riesigen türkischen Heere entgegengetreten werden, das thatsächlich an

170.000 Streiter zählte, dessen Stärke aber durch ungenaue Berichte und von der Angst beflügelte Gerüchte vielfach übertrieben und mit Einrechnung des Trosses auf eine halbe Million Köpfe angegeben wurde.

Vor Allem trachtete man, sich Bundesgenossen und Unterstützung zu suchen; an alle deutschen und italienischen Höfe wurden hilfeheischende Gesandte geschickt, in Madrid warb man um Subsidien, in Warschau unterhandelte man über ein Schutzbündniß.

Die italienischen Fürsten, allen voran Papst Innocenz XI., machten in der That bedeutende Geldsummen flüssig; da die Vereinbarungen mit dem Deutschen Reich bei der Vielköpfigkeit und dem schwerfälligen Geschäftsgang zu langsam vorwärts gingen, wurden besondere Bündnisse mit den Kurfürsten von Baiern, Sachsen und Brandenburg geschlossen, die sich zur Stellung ansehnlicher Truppen-Contingente verpflichteten. Den wichtigsten Erfolg erzielte die kaiserliche Diplomatie aber, als es trotz der französischen Gegenmachinationen dem Grafen Karl Ferdinand Waldstein gelang, am 31. März 1683 — demselben Tag, an welchem das türkische Heer von Adrianopel aufbrach — ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem König Johann III. Sobieski von Polen (Bild S. 869) abzuschließen, dem dieser sofort durch ausgiebige Rüstungen entsprach.

Am 6. Mai, wo die Türken bereits über Belgrad hinaus waren, hielt Kaiser Leopold I. bei Kittsee eine Heerschau der unter dem Herzog von Lothringen vereinigten kaiserlichen Streitmacht, zu welcher als kärgliches Resultat des vom Reichstag zu Ödenburg ausgeschriebenen Massenaufgebotes 3000 Ungarn unter dem Palatin Graf Paul Eszterhazy stießen. Ein gleichfalls in Kittsee abgehaltener Kriegsrath gab sich noch immer der sanguinischen Hoffnung hin, daß es gelingen werde, den Krieg auf Ungarn zu beschränken, ja man nahm sogar ein offensives Vorgehen in Aussicht, indem Anstalten zu einer Belagerung von Gran getroffen wurden, und als ein von Ofen anrückendes Türkenheer dieselbe unmöglich machte, zog die kaiserliche Armee vor Neuhäusel, das lebhaft beschossen und ohne Erfolge mehrmals bestürmt wurde.

Wie eine furchtbare zerschmetternde Woge wälzte sich das türkische Heer unterdessen gegen Norden heran. Am 7. Juli überschritt es bei Esseg die Drau und mit Rücksicht auf die Deckung Niederösterreichs mußte jeder Gedanke an eine Offensive aufgegeben werden. Nach manchen Verlusten, die umso schmerzlicher waren, weil sie zwecklos erschienen, mußte am 10. Juni die Belagerung von Neuhäusel aufgehoben werden. Durch diese Verluste und die Verstärkung der Besatzungen von Komorn, Raab und Leopoldstadt schmolz das kaiserliche Heer auf ungefähr 25.000 Mann zusammen, welche an der Raabnitz eine deckende Stellung zum Schutze der deutschen Grenze einnahmen.

So dringend die Gefahr auch erschien, erkannte man doch deren volle Größe auch jetzt noch nicht, indem man sich der Hoffnung hingab, die Türken würden sich, wie in früheren Fällen, mit der Belagerung jener festen Plätze aufhalten, welche in kaiserlicher Gewalt waren. Thatsächlich machte sich eine solche Strömung auch im türkischen Kriegsrath geltend, welche von einem Zug gegen Wien erst nach vollständiger Unterwerfung Ungarns und Einnahme aller festen Plätze in diesem Lande etwas wissen wollte. Kara Mustapha aber war für den unverzüglichen Vormarsch auf Wien und wußte seine Ansicht, fußend auf die ihm übertragene unbedingte Gewalt, auch durchzusetzen. Wenn man die neuere Kriegsgeschichte berücksichtigt, welche wiederholt

bewiesen hat, daß Festungen den Vormarsch eines siegreichen Heeres nicht zu hinde
vermögen, und bedenkt, daß es sich für die Türken darum handeln mußte, das en
giltige Ziel — eingestandenermaßen die Bezwingung Wiens — zu erreichen, bev
die Rüstungen des Kaisers und seiner Bundesgenossen vollendet waren, wird man
Ansicht des Großveziers kaum vom militärischen Standpunkt mißbilligen können.

Daß er in Verfolgung desselben einige Zeit schwankend wurde und Anstalt
zu einer Belagerung von Raab traf, vor dem die Hauptarmee am 30. Juni eintr



Kaspar Zdenko Graf Kaplir. (Seite 855.)

war ein großes Glück für die kaiserliche Sache und in erster Linie für Wien, un
gekehrt aber ein schwerer Fehler, der wahrscheinlich den späteren Mißerfolg der türkisch
Waffen verschuldete. Denn dadurch gingen kostbare zwei Wochen verloren, in welch
das Nothwendigste nachgeholt werden konnte, um den arg vernachlässigten Vertheid
gungszustand in Wien zu heben.

Während der Großvezier sich scheinbar mit der Eroberung Raabs beschäftig
ließ er seine Vorhut, fast ausschließlich aus Reiterei bestehend, die Raab überse
und einen gewaltigen Vorstoß gegen Niederösterreich ausführen. Nur mit Mühe gela

:m kleinen kaiserlichen Heer, der Gefahr, umklammert und abgeschnitten zu werden, ɪweichen. Die Reiterei führte der Herzog von Lothringen selbst gegen Wien f, die Infanterie übersetzte bei Komorn und der Insel Schütt die Donau, um linke Ufer zu gewinnen und auf dem Umweg über das Marchfeld wieder zum og zu stoßen.

Bei Petronell kam es am 7. Juli zum ersten Zusammenstoß zwischen der rlichen Cavallerie und der türkischen Vorhut. Der blitzschnelle Angriff derselben



Ernst Rüdiger Graf Starhemberg. (Seite 854 u. ff.)

fternirte die christlichen Soldaten, welche glaubten, es mit der ganzen Hauptmacht Feindes zu thun zu haben. Schon wandten sich einige Abtheilungen zur Flucht ı völlige Verwirrung drohte einzureißen, als es dem Herzog von Lothringen, erstützt von den Generalen Markgraf Ludwig von Baden, Mercy, Palffy, .chsen-Lauenburg, Taaffe und Rabatta gelang, die Ordnung wieder herzellen. Ein kräftiger Gegenangriff trieb die türkischen Reiterschaaren zurück und erte das kaiserliche Lager an der Fischa. Dieses kurze Treffen kostete einem Prinzen emberg und dem Prinzen Ludwig von Savoyen, dem älteren Bruder des

späteren Feldherrn Eugen von Savoyen, das Leben, ein Verlust, welcher viel beklagenswerther war als jener des silbernen Tafelgeschirres einiger Generale, das, sonderbar genug, damals einen wichtigen Theil der Feldequipage ausmachte.

Dieses an sich unbedeutende Treffen hatte wichtige Folgen. Kara Mustapha wußte es als gänzliche Niederlage des kaiserlichen Heeres darzustellen und es zum Vorwand für die Aufhebung der Belagerung von Raab und den Vormarsch auf Wien auszunützen, den das Hauptheer unter Rücklassung eines kleinen Blocadecorps noch am 8. Juli antrat.

Aber auch nach Wien kamen die ersten Nachrichten über das Treffen von Petronell durch einige Versprengte, die im panischen Schrecken bis dahin flüchteten, in ähnlicher Fassung. Rasch verbreitete sich die Schreckenskunde von völliger Vernichtung des kaiserlichen Heeres. Hatte man bis jetzt noch immer auf einen Umschwung der Dinge gehofft, so wirkte nun das plötzliche Herantreten der äußersten Gefahr umso niederschlagender. Diese Wirkung wurde noch nachhaltiger, da man schon am Abend des 7. Juli die Feuersäulen von Fischamend und Schwechat her auflodern sah und um acht Uhr die kaiserliche Familie und der Hof von Wien abreisten. In der nun folgenden Nacht verließen an sechzigtausend Menschen, die meist donauaufwärts oder nach Steiermark flohen, die Hauptstadt, die dem unabwendbaren Verderben geweiht schien.

Furchtbar groß war allerdings die Gefahr und die Versäumniß langer Jahre rächte sich nun schwer. Erst in dem Momente, wo schon der Feind unmittelbar vor den Thoren stand, besann man sich, daß die Stadt im schlechtesten Vertheidigungszustand war. Man hatte sich merkwürdigerweise in einem Gefühle der Sicherheit gewiegt, als ob eine neue Belagerung von Wien ganz unmöglich sei, obwohl diese Gefahr wahrscheinlich schon 1664 herangetreten wäre, wenn nicht die Schlacht von St. Gotthard dieses Aeußerste abgewendet hätte.

Die äußere Gestalt der Stadt Wien entsprach vollkommen jener, welche sich auf dem seinerzeit (Seite 464) bereits mitgetheilten Plan zeigt. Wohl waren unter Ferdinand III. und Leopold I. einzelne Verstärkungen und Umbauten an den Festungswerken vorgenommen worden, aber es geschah dies so planlos und mit ungenügenden Mitteln, daß die Vertheidigungsfähigkeit der Stadt dadurch kaum erhöht wurde. Als man endlich nicht mehr zweifeln konnte, daß der ganze Ernst des Krieges an Wien unmittelbar herantrete, waren ganze Strecken der Contre-Escarpen ohne Verpalissadirung, keine Geschütze auf den Wällen und auch keinerlei Vorrichtungen für deren Bettung, keine Schanzkörbe vorbereitet, die Gräben theilweise ausgetrocknet und verfallen oder mit Holzwerk belegt, endlich befanden sich auch einzelne Werke nahezu in baufälligem Zustande.

All diese Mängel zu beheben, war bei der noch bemessenen kurzen Spanne Zeit in Wahrheit ein Riesenwerk, und es gelang nur, weil die richtigen Männer an die Spitze gestellt wurden und alle Kräfte bis zur äußersten Anspannung sich dem gemeinsamen Zweck unterordneten.

Vor seiner Abreise hatte der Kaiser den Oberbefehl dem Feldzeugmeister Ernst Rüdiger Graf Starhemberg (Bild S. 853) anvertraut, welcher bis nun die Artillerie im Heere des Herzogs von Lothringen befehligte.

Dieser Sprosse des altberühmten österreichischen Adelsgeschlechtes war 1635 in Graz als Sohn des Grafen Konrad Balthasar Starhemberg zur Welt gekommen, der im dreißigjährigen Krieg ehrenvolle Kriegsdienste that. Graf Rüdiger widmete

als Knabe schon dem Waffenhandwerk, so daß er noch an den letzten Actionen großen Religionskrieges theilnahm. Später diente er unter Montecuculi, chnete sich in der Schlacht bei Sanct Gotthard und den Kämpfen gegen Frankreich s und genoß den Ruf eines ebenso tapferen als erfahrenen und militärisch gründlich bildeten Soldaten. Ernst und Entschlossenheit, die häufig sogar in schroffe Härte und rübsinn übergingen, waren bei der Lösung einer so schwierigen Aufgabe, wie es die rtheidigung von Wien war, sehr nöthige Charaktereigenschaften, und wenn sie den afen Rüdiger Starhemberg, wie wir sehen werden, vielleicht später an weiterem chtbringenden Wirken hinderten, so konnte für den Posten des Stadt-Commannten nicht leicht eine glücklichere Wahl getroffen werden.

Die Civilverwaltung legte der Kaiser in ein geheimes Deputirten-Collegium, chem auch Graf Starhemberg angehörte, dessen Vorsitz aber dem Feldzeugmeister Hofkriegsraths-Vicepräsidenten Grafen Kaspar Zdenko von Capliers (Kaplíř), ld S. 852) anvertraut war. Derselbe stammte aus einem alten böhmischen Geschlechte, ügte über eine reiche militärische Erfahrung und wußte während der Belagerung schwieriges Amt in einer Art auszufüllen, welche in glücklichster Weise zwischen oft allzuhoch gespannten Anforderungen des Grafen Starhemberg und der chin bis an die Grenze der Möglichkeit gehenden Leistung der städtischen Verwaltung nittelte. An der Spitze der letzteren stand der Bürgermeister Johann Andreas von benberg, der mit Aufopferung seines Amtes waltete und in den letzten Tagen Belagerung der arg in der Stadt hausenden Ruhr erlag.

Noch am 7. Juli war Graf Starhemberg in Wien eingetroffen, um das mmando zu übernehmen, und er zerstreute zugleich die Schreckensgerüchte über die gliche Vernichtung der kaiserlichen Armee, deren größter Theil am nächsten Tag er persönlicher Führung des Herzogs von Lothringen von St. Marx aus durch Stadt rückte. Unter dem Einfluß des neuen Commandanten wurden unverzüglich Maßregeln zur Vervollständigung und Armirung der Festungswerke getroffen und Stadtrath verordnete, daß jedes Haus einen Mann zur Schanzarbeit, die Fuhrwerksitzer aber ihre Gespanne beizustellen haben. Ebenso traf man Vorbereitungen zur ntheilung der waffenfähigen Bevölkerung, die in acht Compagnien formirt wurde, zu noch die Fähnlein der „ledigen Bursche“ und mehrere von den Zünften der äcker, Fleischhauer, Wirthe u. s. w. aufgestellte Frei-Compagnien kamen. Auch e studirende Jugend bildete ein Corps von drei Compagnien, als deren Oberst der ector magnificus Dr. Lorenz Gruner fungirte, unter dem als Oberstwachtmeister r berühmte Mediciner und spätere kaiserliche Leibarzt Doctor Paul von Sorbait fehligte.

Diese Theilnahme der Bevölkerung an der Vertheidigung der Stadt war umso erläßlicher, als Wien ursprünglich fast ganz von Truppen entblößt war und außer r 1200 Mann zählenden Stadtguardia (Stadt-Miliz) nur 1000 Mann Garnison tte. Erst vom 10. Juli ab trafen nach und nach einzelne Abtheilungen vom Fußlk der kaiserlichen Armee in Wien ein, so daß die Besatzung endlich auf circa .000 Mann gebracht wurde. Dieselbe bestand aus folgenden Truppentheilen: den zen Regimentern Starhemberg unter dem Oberstlieutenant Georg Moriz Kottsky, 2000 Mann (heute Nr. 8 FML. von Abele), Mansfeld unter dem Oberstlieutenant Alexander Graf Leslie, 2000 Mann (heute Nr. 24 FML. Freiherr von einländer), De Souches, 2000 Mann (heute Nr. 11 Prinz Georg von Sachsen),

Beck, 2000 Mann (heute Nr. 59 Erzherzog Rainer), und Scherffenberg, 2000 Mann; ferner den halben Regimenten Kaiserstein unter dem Oberstlieutenant Wolfgang Heinrich Schenk, 1000 Mann, Pfalz-Neuburg unter Oberstlieutenant Baron Ariezaga, 1000 Mann (heute Nr. 20 Kronprinz Friedrich Wilhelm von Deutschland und Preußen), Fürst Ferdinand Karl von Württemberg unter dessen eigenem Commando, 1000 Mann (heute Nr. 35 FZM. Josef Freiherr von Philippovich), Siegbert Graf Heister unter dessen eigenem Commando, 1000 Mann, dann 3 Compagnien von 600 Mann, vom Regimente Thüngen (heute Nr. 42 Herzog von Cumberland), schließlich das Dragonerregiment Dupigny, 600 Mann (heute Dragonerregiment Nr. 8 Graf Sternberg), und die Stadtguardia in 3 Compagnien zu 400 Mann, befehligt vom Oberstwachtmeister Ferdinand Marquis Obizzi.

Außer den oben genannten höheren Officieren standen dem Stadt-Commandanten zur Seite die Generalwachtmeister Wilhelm Johann Anton Graf Daun und Johann Graf Sereni; das Geschützwesen wurde befehligt von dem Stukobristen Christian von Börner und Oberstlieutenant Johann Martin Gschwind von Pöckstein, letzterer ein Urenkel des schon bei der ersten Vertheidigung Wiens ruhmvoll mitwirkenden Kriegers gleichen Namens. Um die Vervollständigung der Befestigungen machte sich in erster Linie verdient der Ober-Ingenieur Johann Rümpler, der erste Kriegsbaumeister seiner Zeit, welcher die Polygonalbefestigung erfand, mehrere berühmte Werke über Befestigungsbaukunst schrieb, und auf dessen grundlegenden Ideen die berühmtesten französischen Militär-Ingenieure weiter bauten. Leider erhielt dieser ausgezeichnete Mann schon bei einem der ersten Stürme auf den Burgravelin am 25. Juli eine schwere Verletzung, welcher er auch erlag. Nach seinem Tod kam die Leitung des Geniewesens an den Venetianer Bartholomäus Camucci, der durch die Anlage von Gegenminen vielen Schaden verhütete, und den kaiserlichen Hauptmann Hafner, dem das größte Verdienst an der hartnäckigen Behauptung des so heiß umstrittenen Burgravelins zufällt.

Es wäre undankbar, wenn bei dieser Aufzählung der in erster Linie um die ruhmvolle Vertheidigung Wiens verdienten Männer nicht auch Graf Leopold Kokonitsch, damals Bischof von Wiener-Neustadt, genannt würde. In seiner Jugend selbst ein tapferer Krieger, der seine Klinge wiederholt mit den Türken gekreuzt hatte, begab er sich beim Herannahen der Gefahr freiwillig nach Wien und wirkte während der ganzen Belagerung als Priester und weiser Rathgeber in administrativen und sanitären Dingen, als Wohlthäter der Hilfsbedürftigen in ausgezeichneter Weise.

Während rastlos an der Vervollständigung der Befestigung gearbeitet wurde, wobei nach dem Beispiel des Bürgermeisters Liebenberg, der selbst Erde in einem Handkarren zuführte, alle Stände Hand anlegten, wälzte sich das türkische Heer immer näher. Allabendlich loderten im Osten und Süden die Feuersäulen auf, zum Zeichen, daß Brand und Zerstörung dem Wege der barbarischen Horden folgten. Am 12. Juli drangen tartarische Reiter schon bis nach St. Marx und der neuen Favorita (dem heutigen Theresianum) vor, und es trat die traurige Nothwendigkeit heran, die damals schon ziemlich umfangreichen Vorstädte zu opfern, um den Belagerern keine Stützpunkte zu lassen. Von einem Ufer des Donau-Canals bis zum anderen loderten am 13. Juli die Feuer auf, so daß von den Weißgärbern bis zur Roßau ein Flammengürtel die Stadt umgab, ein schauerlich schöner, aber auch sehr trauriger Anblick, der von Zeitgenossen mit dem Brande von Troja verglichen wurde. Nach Möglichkeit warf man

auch die Ruinen und Brandstätten zusammen und sogar alle Bodenerhebungen wurden planirt, um dem Feinde die unbemerkte Annäherung und das Festsetzen in der Nähe der Festungsmauern zu erschweren.

Am 13. Juli zeigte sich auf den Höhen des Wienerberges das erste feindliche Fußvolk, und schon am 14. stand das türkische Hauptheer im Angesichte Wiens. Wie eine Lawawelle breitete sich dasselbe aus und noch am selben Abend umspannte eine endlose Zeltstadt Wien vom Laaerberg an bis zur Roßau. Während einzelne türkische Abtheilungen bis an die Stadtmauern vordrangen, von wo sie durch wohlgezielte Schüsse allerdings schnell vertrieben wurden, lösten sich andere Haufen vom Hauptheere ab, um die Umgegend zu verwüsten und alle festen Plätze in der Nähe zu zerstören. Besonders bekannt ist die tragische Katastrophe des Marktes Perchtoldsdorf (15. Juli), während sich Klosterneuburg unter Leitung des wackeren Laienbruders Marcellin Ortner gegen wiederholte Angriffe erfolgreich vertheidigte.

Schon der erste Tag der Beschießung brachte für Wien eine furchtbare Gefahr durch einen im Schottenkloster ausbrechenden Brand, welcher dieses zerstörte und das anstoßende kaiserliche Arsenal, wo große Vorräthe an Munition aufbewahrt lagen, bedrohte. Obwohl die Türken sofort ein heftiges Geschützfeuer nach der Brandstätte richteten, gelang es doch dem unerschrockenen Zusammenwirken, den Brand einzudämmen und durch Vermauerung der Fenster das Arsenal zu retten. Besonders thätig und aufopferungsvoll erwies sich bei dieser Gelegenheit Hauptmann Graf Guido Starhemberg, ein Neffe des Stadt-Commandanten, den wir noch als einen der verdienstvollsten Heerführer kennen lernen werden.

Die Türken beeilten sich mit ihren Belagerungsarbeiten so sehr, daß schon am 15. Juli Abends ihre ersten Batterien auf dem ansteigenden Terrain der Vorstadt Spittelberg fertig waren und die Beschießung begann. Kaum war man mit den Batterien auf den Wällen der Burg-, Löbl- und Kärntnerbastei so weit vorgeschritten, um das Feuer erwidern zu können. Ebenso begannen die Türken noch am 15. Juli die Laufgräben, welche ihren Ausgangspunkt vom rothen Hof (hinter dem heutigen Palais Auersperg) nahmen. Kara Mustapha, der von französischen Ingenieuren berathen wurde, wählte offenbar diese Seite zum Hauptangriff, weil sich ihm hier der Vortheil der überhöhenden Stellung in einer dem damaligen Stand der Geschütztechnik entsprechenden Nähe von der Stadt bot. Die schwächste Seite der Befestigung wäre unleugbar gegen den Donauarm gewesen, wo es an einem Graben mangelte und auch die Mauern weniger hoch waren. Von dieser Seite wurden jedoch nur in den Ruinen der Karmeliterkirche einige Batterien errichtet, nachdem der Herzog von Lothringen seine ursprüngliche Absicht, die Leopoldstadt zu halten, aufgegeben und sich nach Zerstörung der großen Donaubrücke auf das linke Ufer des Hauptstromes zurückgezogen hatte. Nun erst war die Einschließung Wiens vollendet und jeder Verkehr nach außen abgebrochen.

Während die Türken ihre Batterien vermehrten und aus den fertig gestellten ein heftiges Feuer auf die Stadt richteten, versäumte man auch in dieser kein Mittel der Vertheidigung.

Schon am 19. Juli fand der erste Ausfall unter Führung der Hauptleute Steinbach und Graf Guido von Starhemberg statt, der zur Vernichtung eines Theiles der türkischen Belagerungsarbeiten führte. Am 23. Juli sprangen die ersten Minen vor der Burg- und der Löblbastei, worauf ein mit großer Wuth unternom-

mener, aber glücklich abgeschlagener Sturm auf diese beiden Werke folgte. Man war über diese ersten Erfolge in der Stadt so erfreut, daß man fast darüber des Ernstes der Situation vergaß, wozu die durch einen Reiter des Regimentes Götz nach Wien gebrachte Nachricht vom Sammeln der Entsatzarmee noch beitrug. Und doch stand man erst im Beginn der Belagerung, welche noch bange und lange acht Wochen dauern und den Muth wie die Opferfähigkeit Aller noch auf die härtesten Proben stellen sollte!

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Verlauf dieser Belagerung in ihren einzelnen Phasen zu schildern; es ist dies, wie schon erwähnt, in so ausreichender Weise von verschiedener und berufenster Seite geschehen, daß alle Details als mehr oder weniger bekannt vorauszusetzen sind. Vom 24. Juni begann das eigentliche Bombardement, das „erschröckliche und grausame Schießen", das von den Wällen nicht weniger heftig erwidert wurde. Mit besonderem Eifer arbeiteten die Türken in den Laufgräben und in den Minen, in welcher Art der Kriegführung sie sehr bewandert waren. Sie führten diese Arbeiten zwar nicht nach den Principien der modernen Belagerungstaktik aus und scheinbar regellos, aber da es ihnen an Arbeitskräften nicht mangelte, erreichten sie mit ihren vielfach verschlungenen Laufgräben, die allerdings nicht den kürzesten Linien folgten, mancherlei Vortheile. Darunter gehörte, daß ein Theil der Janitscharen stets in diesen vorgeschobenen Werken campiren konnte, wodurch nicht allein das Vorbrechen in größeren Massen gegen die Wälle erleichtert, sondern auch ein größerer Schutz gegen Ausfälle erzielt wurde. Einer der größten, welcher unternommen wurde, führte in der That zu einer empfindlichen Niederlage (18. August), da die aus den Laufgräben auftauchenden Türken die ausfallenden Truppen umzingelten und die meisten, darunter auch den Oberst Dupigny, tödteten.

Die einzelnen Laufgräben liefen ziemlich nahe parallel aneinander und waren durch kurze, senkrecht stehende Gänge verbunden, fünf bis sechs Fuß breit und sieben Schuh tief. Besondere Aufmerksamkeit widmeten die Türken der Deckung gegen Geschützfeuer, die sie nicht blos durch das Aufwerfen von Erdwällen, sondern oft durch gänzliches Verbauen, Ueberdecken mit Bohlen, Sandsäcken und loser Erde zu erreichen suchten. Der Großvezier selbst ließ sich, als er gegen Mitte August ungeduldig zu werden begann, einen Beobachtungsposten in den Laufgräben herstellen, der tief eingegraben, gepflastert und förmlich bombensicher war. Wir geben als Illustration (Seite 861) jenen Ausschnitt der Befestigungen bei der Burg- und Löblbastei, gegen welchen der Hauptangriff der Türken gerichtet war. Derselbe enthält auch das Labyrinth der Laufgräben und Minen und läßt die Hartnäckigkeit des Kampfes um diese Objecte ahnen, die von den Türken endlich als von übernatürlichen Mächten vertheidigt angesehen und darum „Zauberhaufen" genannt wurden.

Am 1. August waren die Belagerer mit ihren Linien bis zu den Festungswerken vorgerückt und nun begann unter dem Bemühen, sich in diesen selbst festzusetzen, ein unablässiger, blutiger Kampf. Um jede Palissadenreihe, welche entfernt werden soll, jede Scholle Erde, die zur Ausfüllung des Grabens hinabgerollt wird, fließen Ströme Blutes; auf den äußersten Linien, wo sich die Gegner fast unmittelbar gegenüberstehen, ruhen die Waffen kaum, obwohl in den letzten Wochen der Belagerung fast täglich neue Minen auffliegen, Böschung und Mauer in Schutt verwandeln, das zehnmal Zerschmetterte und nur nothdürftig Hergestellte wieder zertrümmern, um Breschen für die oft mit großer Macht und rasendem Anlauf unternommenen Stürme zu schaffen.

So bewunderungswürdig auch die Vertheidigung war, gelang es den Türken doch, mit unsäglichen Opfern und Mühen einige Erfolge zu erringen. Am 3. August erzwangen sie durch ihr übermächtiges Geschützfeuer das Zurückziehen der Geschütze vom Cavalier der Löblbastei, und es gelang ihnen, sich in einem ausspringenden Winkel des Grabens am Burgravelin festzusetzen, der von der Beschießung und den Minen zerwühlt war, wie ein Ameishaufen, und am 23. August theilweise, am 3. September ganz aufgegeben werden mußte. Nun wurde der Hauptangriff gegen den Ravelin der Löblbastei gerichtet, deren Spitze am 6. September durch eine gewaltige Sprengung in Trümmer fiel. Durch den Besitz dieser beiden vorgeschobenen Werke glaubten die Türken bald auch Herr der sie verbindenden geraden Mauerstrecke (Courtine) zu werden, und wenn diese gestürzt war, hatte man Raum zum gefürchteten Hauptsturm, zu dessen Abwehr der vielfachen Ueberzahl der Türken gegenüber den Vertheidigern trotz aller Tapferkeit wohl die Möglichkeit gefehlt hätte. Am 9. September mußte endlich die ganze Löblbastion aufgegeben werden und die Türken hätten zum Angriff auf die Courtine schreiten können.

Die Lage in der Stadt war eine äußerst gefahrdrohende. Die unausgesetzten Kämpfe und verheerenden Krankheiten hatten furchtbar unter den Vertheidigern gehaust. Ein Dritttheil der Besatzung und zwei Fünftel der aus Civilbevölkerung gebildeten Mannschaften waren schon umgekommen und außerdem gab es gegen viertausend Verwundete und Kranke. Das Schicksal des Commandanten Rüdiger Starhemberg, der in den ersten Julikämpfen durch einen Bombensplitter verwundet und später von der Ruhr ergriffen wurde, war fast typisch zu nennen. Kaum Einer der höheren Officiere war ganz unverletzt geblieben; die Obersten Graf Alexander Leslie und Chevalier Dupigny nebst vielen anderen Oberofficieren waren gefallen, die Generale Daun, Oberst Scherffenberg, De Souches und Heister, Oberstlieutenants Gschwind und Schenk, Hauptmann Guido Starhemberg und viele Andere mehr oder weniger schwer verwundet, die Ruhr aber wüthete trotz aller Palliative so furchtbar, daß wiederholt an einem Tag gegen 50 Menschen starben.

Wenn man trotzdem mit ungebrochenem Muth den wüthenden Angriffen des Feindes entgegentrat, so hatte die Hoffnung auf den nahenden Entsatz Theil daran, denn durch das Wagestück des wackeren Handelsmannes Franz Georg-Koltschitzky, der einmal sich durch das Türkenlager schlich, und seines Dieners Georg Michaelowicz, der den gefährlichen Weg dreimal machte und wahrscheinlich auf dem Rückweg von der letzten Tour, welche in die ersten Septembertage fiel, zu Grunde ging, war man von dem Anrücken des gesammelten Entsatzheeres unterrichtet, und bald konnte man in den allnächtlich vom Bisamberg und endlich von den Höhen des rechten Donauufers auflammenden Feuerzeichen den Trost baldiger Rettung schöpfen.

Man rüstete sich daher zu den äußersten Kraftanstrengungen, um die voraussichtlich gesteigerten Anstrengungen, Wien noch vor dem Eintreffen des Entsatzheeres zum Fall zu bringen, abweisen zu können. Hinter jenen Partien der Befestigungen, welchen der Hauptangriff galt und die einem Generalsturm gegenüber auch schwerlich zu halten gewesen wären, wurden alle Vorbereitungen getroffen, um dem in die Stadt gedrungenen Feind noch Schritt für Schritt einen verzweifelten Widerstand entgegensetzen zu können. Man theilte die zu den gefährdetsten Positionen führenden Straßen in Abschnitte, welche durch Gräben, Verhaue, Barricaden, vorgezogene Ketten vertheidigt wurden, die einzelnen Häuser setzte man in Vertheidigungszustand, um mit allen Mitteln

den Feind so lange vom Herzen der Stadt abhalten zu können, bis die Entscheidung außer den Mauern der Stadt gefallen war.

Dazu, daß es zu diesem Aeußersten nicht kam, wirkten mehrfache Umstände mit, zu deren Erklärung wir einen Blick auf die Verhältnisse im türkischen Lager werfen müssen.

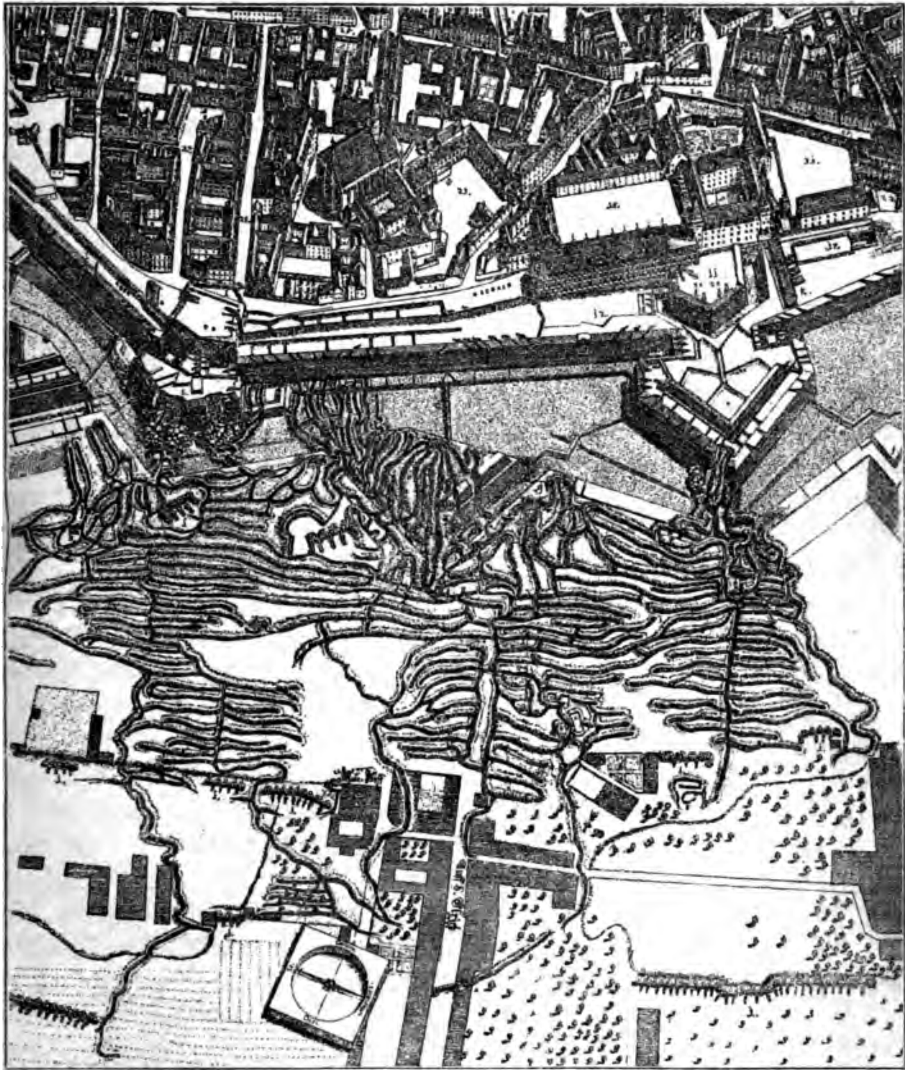
Dieselben waren durchaus nicht glänzend, und Kara Mustapha (Bild S. 845), der anfänglich die Belagerung sehr leicht genommen, hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und die bisherigen, immerhin sehr bescheidenen Erfolge mit schweren Opfern erkämpfen müssen. Schon Mitte August waren, nach den Angaben eines Ueberläufers, bei den Stürmen und Ausfällen 11.000 Mann, darunter mehrere höhere Befehlshaber, gefallen, außerdem stieg der Krankenstand bald auf 10.000 Mann und weitere 10.000 Mann hatte man am 3. August von der Belagerungsarmee an Tököly abgeben müssen, der sich für unfähig erklärte, die Verbindung der Türken mit Ungarn gegen die Angriffe des Herzogs von Lothringen zu sichern. Durch die lange Dauer der Belagerung wurden die türkischen Soldaten unmuthig, und man konnte von den Wällen aus beobachten, daß die Befehlshaber die Stürmenden oft nur mit Gewalt vorwärts treiben konnten und besondere Abtheilungen dazu bestimmt waren, die Weichenden aufzuhalten.

Als sich endlich die Kunde vom Nahen des Entsatzheeres im türkischen Lager verbreitete, sank der Muth der Truppen noch mehr, und nach dem Zeugniß eines gleichzeitigen Berichterstatters sollen selbst die Janitscharen, diese Elite des türkischen Heeres, gerufen haben: „O ihr Ungläubigen, wenn ihr nicht selbst kommen wollt, so laßt uns wenigstens eure Mützen sehen; dann hat die Belagerung ein Ende und wir laufen Alle davon!" Diese Stimmung entsprang nicht dem Mangel an Muth, wie ja auch dadurch bewiesen wird, daß thatsächlich der Entsatz einen harten Kampf kostete, viel trug jedoch ein Umstand bei, der schon für so viele Heere verhängnißvoll wurde: der immer fühlbarer werdende Mangel an Proviant. Es rächte sich in dieser Hinsicht die barbarische Kriegführung, welche die ganze Umgegend in eine Wüste verwandelte; Fouragirungen in größere Entfernungen erforderten aber viele Kräfte und Zeit, da das Landvolk des Wienerwaldes und der südlichen Gegenden die Straßen unwegsam gemacht hatte und solchen kleineren Streifcorps einen sehr hartnäckigen Widerstand entgegensetzte.

In den Septembertagen verbreitete Kara Mustapha, um die Stimmung seines Heeres zu bessern, falsche Nachrichten über den allerdings verzweifelten Zustand in der Stadt und über eine Niederlage des Entsatzheeres und stachelte den Enthusiasmus der Truppen durch die Aussicht auf die in Wien zu machende reiche Beute auf. Er ließ auch die Kanonade mit vermehrter Heftigkeit fortsetzen, so daß ein Berichterstatter meint: „er rase gegen die Stadt, wie der Teufel vor dem jüngsten Tage", und nachdem am 9. September der untere Theil der Löblbastei in seine Hände gefallen war, ließ er sofort sieben Minengänge unter der Courtine anlegen.

Trotz dieser scheinbaren Energie dürfte Kara Mustapha auch jetzt noch — da er wohl von einem Sieg über das Entsatzheer überzeugt war — die Anwendung des äußersten Mittels vermieden, sondern die Hoffnung gehegt haben, die Stadt durch eine Capitulation in die Hände zu bekommen. Bei einer Einnahme mit stürmender Hand wäre eine Plünderung und Zerstörung unabwendbar gewesen, und das wünschte der Großvezier aus Habsucht und Ehrgeiz zu vermeiden und Wien und dessen Schätze für sich zu erhalten.

Neben der erhöhten Energie bei Betreibung der Belagerung machten sich vom 9. September an im türkischen Lager auch Anzeichen bemerkbar, daß man dort endlich auch sich mit der bisher ganz ignorirten Entsatzarmee beschäftige. Beträchtliche Truppenverschiebungen gegen Westen und Nordwesten fanden statt, das Lager bei Schönbrunn wurde ganz abgebrochen und große Truppenmassen gegen die Abhänge des Wienerwaldes vorgeschoben.



Befestigung der Burg- und Löblbastei und Laufgräben der Türken. (Seite 858.)

Hier ist der Punkt, welcher ernste Zweifel an der Feldherrnbegabung Kara Mustapha's, die auch sonst durch keine bedeutende Leistung bewiesen wird, zu wecken geeignet ist. Daß er es nicht versuchte, den im coupirten Terrain des Cetischen Gebirges schwierigen Aufmarsch des christlichen Heeres zu hindern, war schon unerklärlich, noch schwerer aber fällt der Fehler ins Gewicht, daß er sich selbst jener Punkte nicht versicherte, ohne deren Besitz die Entwicklung des gegen Wien vorrückenden Heeres gar

nicht möglich gewesen wäre. Das Hervorbrechen aus den Thalengen wäre für die einzelnen Theile des dadurch außer Zusammenhang gebrachten Entsatzheeres eine so schwierige Aufgabe gewesen, falls Kara Mustapha die Situation auszunützen verstanden hätte, daß die eigentliche Entsatzschlacht dagegen ein Kinderspiel zu nennen ist. In unerklärlicher Verblendung ließ der türkische Feldherr das christliche Heer alle Schwierigkeiten des Vormarsches ungehindert überwältigen, die so groß waren, daß König Johann Sobieski, als er in dieses Gewirr von Bergen, Thälern und Wäldern blickte, nochmals ernste Besorgnisse nicht unterdrücken konnte, obwohl man von den Versäumnissen des Gegners schon unterrichtet war. Aber auch für die Schlacht selbst wählte Kara Mustapha nicht das günstigste Terrain, da er dem Gegner den Vortheil der Ueberhöhung seiner Stellung überließ, und besonders dem rechten Flügel des christlichen Heeres das Vorbrechen aus den Defiléen des Wienerwaldes nicht energisch wehrte.

Nach dieser allgemeinen Darstellung der Verhältnisse in der so arg bedrängten Stadt und dem türkischen Lager müssen wir die Operationen des Herzogs von Lothringen verfolgen, durch welche wir von selbst zur denkwürdigen Entsatzschlacht vom 12. September geleitet werden.

Wir haben gehört, daß der Herzog von Lothringen den ursprünglichen Vorsatz, die Leopoldstadt zu halten und dadurch die gänzliche Einschließung Wiens zu hindern, nicht ausführen konnte. Sein Heer war durch die Abgabe der Besatzungstruppen so geschwächt, daß er den Uebergang der Türken über den Donaucanal nicht hindern konnte und seine Armee, welche den Krystallisationskern für das Entsatzheer bilden sollte, einer Katastrophe ausgesetzt hätte. Nachdem er daher das Fußvolk unter den Generalen Schulz und Leslie an sich gezogen hatte, setzte er unter fortwährenden Rückzugsgefechten auf das linke Ufer des Hauptstromes über und bezog am Bisamberg, zwischen Stammersdorf und Jedlersee, ein festes Lager, in welchem das auf kaiserliche Kosten geworbene, aus zwei leichten Reiterregimentern von 2500 Mann bestehende Corps des Fürsten Lubomirski zu ihm stieß. Von dort aus wurde Feldzeugmeister Leslie nach Krems gesendet, das zum Sammelpunkt des verbündeten Heeres bestimmt war, um die Artillerie zu organisiren und alle Einleitungen zum Vormarsch zu treffen.

Der Herzog von Lothringen hatte aber nicht die Absicht, unthätig in seinem Lager zu verbleiben, nachdem auch hier Kara Mustapha keinen Versuch machte, ihn zu behelligen, wozu es ihm, besonders im Beginne der Belagerung, an Kräften nicht gefehlt hätte. Kara Mustapha verwendete zu viele Aufmerksamkeit auf die politische Bedeutung Wiens und vergaß, wie so mancher andere Feldherr seiner Zeit, daß eine im Feld stehende, wenn auch kleine Armee in militärischer Hinsicht viel wichtiger ist als der Besitz einer Festung.

Auf die Nachricht, daß Tököly mit einem Heer von 14.000 Ungarn und 6000 Türken das nur von einer schwachen kaiserlichen Besatzung vertheidigte Preßburg belagere, brach der Herzog von Lothringen unter Rücklassung eines kleinen Beobachtungscorps aus dem Lager am Bisamberg auf und zog in zwei Colonnen gegen Preßburg. Am 29. Juli bemächtigte sich Markgraf Ludwig von Baden, unter welchem auch Eugen von Savoyen diente, mit seinen Dragonern der Höhen von Preßburg und am 30. fand der Angriff auf das ungarisch-türkische Lager statt, der mit einer gänzlichen Niederlage und dem fluchtartigen Rückzug Tököly's endete.

Abgesehen davon, daß dadurch Preßburg gesichert war, dessen Besitz ein Vor-

brechen über das Marchfeld und gegen die Flanke des sich bildenden Entsatzheeres ermöglicht hätte, war durch diese Niederlage auch das gute Einvernehmen Tököly's mit den Türken empfindlich gestört, da jener alle Schuld auf den Befehlshaber des türkischen Corps, Hussein Pascha, wälzte und umgekehrt das nie erstickte Mißtrauen der Türken gegen ihn neue Nahrung erhielt. Obwohl Kara Mustapha ihm vom Belagerungsheer 10.000 Mann zuschickte, unternahm Tököly, mit Ausnahme eines in der Mitte August gemachten Versuches, in Niederösterreich einzudringen, der ohne Mühe abgewiesen wurde, nichts Ernstliches mehr.

Der Herzog von Lothringen bezog nun eine Stellung zwischen Stillfried und Angern, um dem bei Jedlersee stehenden General Schulz näher zu sein, der schon mehrfache Versuche der Türken, hier die Donau zu übersetzen, abzuweisen gehabt hatte. Von der steigenden Noth Wiens in Kenntniß gesetzt, beschloß der Herzog von Lothringen um Mitte August, da er durch Truppen aus Böhmen und 4000 Mann eines polnischen Hilfscorps verstärkt worden war, die Operationen zum Entsatz Wiens zu beginnen. Er zog daher donauaufwärts, um sich mit den schon eingetroffenen baierischen und Reichstruppen zu vereinigen.

Aber die Nachricht, daß die Türken nun auf das rechte Donauufer übergingen und General Schulz ernstlich gefährdet sei, bewog den Herzog, mit Rücklassung aller Bagage nochmals die Stellung am Bisamberg einzunehmen. Hier kam es zu einem heftigen Kampf (24. August) zwischen der kaiserlichen Armee und den 25.000 starken Türken und Ungarn, welcher lange schwankte, endlich aber mit der gänzlichen Niederlage der letzteren endete. Nun konnte der Herzog von Lothringen beruhigt nach Tulln ziehen, denn mit Ausnahme kleinerer Gefechte, welche General Schulz zu bestehen hatte, unternahmen die Türken nichts mehr, da ihre ganze Aufmerksamkeit sich auf die Belagerung von Wien concentrirte.

Gegen Mitte August waren die baierischen Hilfstruppen, 11.000 Mann, unter dem Commando des jungen, thatenlustigen Kurfürsten Max Emanuel und des Generallieutenants Degenfeld in Krems eingetroffen. Ihnen schlossen sich zunächst 1000 Mann, welche der Erzbischof von Salzburg, Maximilian Gandolf Graf Künburg, stellte, und das Kriegsvolk des fränkischen und württembergischen Kreises, 8000 Mann, unter dem Prinzen von Waldeck an und Anfang September quartierten sich um Horn und Meissau gegen 12.000 Mann sächsische Truppen ein, an deren Spitze der Kurfürst Johann Georg III. und Feldmarschall Goltz standen. Das polnische Heer, dessen Vorhut schon zum Herzog von Lothringen gestoßen war, traf unter persönlicher Führung des Königs Johann III. Sobieski (Bild S. 869) am 4. September in der Stärke von circa 27.000 Mann bei Tulln ein. Der König nahm sein Hauptquartier in Hollabrunn und dort erschien sofort der Herzog von Lothringen, um den Verbündeten im Namen des Kaisers zu begrüßen und die weiteren Operationen zu verabreden.

Es kamen zwei Pläne für den Vormarsch in Betracht; nach dem einen sollte die Armee donauabwärts bis Preßburg ziehen, dort den Strom übersetzen und auf der Rückzugslinie der Türken gegen Wien marschiren, der andere nahm den directen Vormarsch aus der jetzigen Stellung durch den Wienerwald und das Kahlengebirge in Aussicht, der zwar sehr beschwerlich war, aber viel weniger Zeit in Anspruch nahm. Der letztere Grund gab den Ausschlag, da dem Herzog von Lothringen durch die letzten Nachrichten aus Wien die verzweiflungsvolle Lage der Stadt bekannt war.

Am 7. September übernahm nach ziemlich heiklichen, von persönlichen Eitelkeiten und Etiquetterücksichten beeinflußten Unterhandlungen, die nur durch die Selbstlosigkeit des Herzogs von Lothringen endlich geschlichtet wurden, König Johann Sobieski das Obercommando über die bei Tulln in einer Stärke von 87.000 Mann mit 168 Geschützen vereinigte Armee. Den linken Flügel, bestehend aus kaiserlichen und sächsischen Truppen, führte Karl V. von Lothringen über St. Andrä, durch das Hagen- und Kierlingthal nach Klosterneuburg, das Centrum, bestehend aus den baierischen, fränkischen und einem Theil der sächsischen Truppen unter dem Oberbefehl des Kurfürsten Max Emanuel, dem jener von Sachsen und der Prinz von Waldeck zur Seite standen, rückte theils über St. Andrä, theils über Königstetten und das Thal des Tulbingerbaches vor, während der rechte Flügel vom König Sobieski selbst geführt und aus dem polnischen Heer und einigen kaiserlichen und deutschen Regimentern im Thal des Mauerbaches vordrang. Mit Ausnahme einiger türkischer Streifpatrouillen stieß man auf keinen Feind und der an sich wohl sehr beschwerliche Marsch wurde durch die Bevölkerung sehr erleichtert, welche im Gewirre dieser Wälder und Kuppen als verläßliche Wegweiser diente.

Im Laufe des 11. September concentrirte sich die Armee in einer ziemlich engen Stellung, welche von Salmannsdorf über das Kahlengebirge bis an die Donau reichte. Am Vormittage schon trafen der König von Polen, die beiden Kurfürsten, der Herzog von Lothringen und die übrigen Heerführer auf dem Kahlenberg zusammen. König Johann drückte zwar seine Verwunderung über die unbegreiflichen Versäumnisse Kara Mustapha's mit den Worten aus: „Cet homme est mal campé, c'est un ignorant, nous le batterons“ (Der Mann ist schlecht gelagert; es ist ein Ignorant, wir werden ihn schlagen); aber die Schwierigkeiten, welche das coupirte Terrain der Verwendung der Cavallerie und Artillerie machte, schienen ihm so groß, daß er beschloß, am nächsten Tag nur bis zum Fuß des Gebirges vorzugehen und die eigentliche Schlacht, den Angriff auf das türkische Lager, für den 13. September aufzusparen. Das ungestüme Vordrängen des siegreichen rechten Flügels vereitelte aber dieses Zaudern und erzwang die Entscheidung schon am nächsten Tage.

Jetzt erst schien auch Kara Mustapha den Ernst der Situation zu erkennen, nachdem er bisher den Marsch der Verbündeten nur durch kleine Reitercorps beobachten, aber in keiner Weise hindern ließ. Das Gros der Armee, die noch immer 150.000 Mann zählte, wurde in einer Schlachtordnung formirt, die vom Wienthal bis an die Donau reichte. Der Marschrichtung des Entsatzheeres entsprechend, war der rechte Flügel, welchen Kara Mehemed Pascha von Diarbekir führte, am stärksten, und in der letzten Stunde benützte man hier die Terrainabschnitte, welche durch die zur Donau eilenden Gebirgsbäche gebildet wurden, zur Anlage von Erdwerken. Das Centrum führte Kara Mustapha selbst, am linken Flügel commandirte Ibrahim Pascha von Ofen, einer der tüchtigsten türkischen Generale, aber ein persönlicher Gegner des Großveziers. Die in den Laufgräben befindlichen Truppen verblieben in denselben, die Minenarbeiten und die Beschießung wurden bis zum letzten Moment mit ungeschwächter Kraft fortgesetzt.

Am frühen Morgen des 12. September wohnte der König von Polen einer von dem berühmten Kapuzinermönch Marcus Avianus gelesenen Messe in der Capelle am Leopoldsberge in Begleitung der meisten Generale bei und gab dann nach einer kurzen Ansprache an die versammelten Officiere den Befehl zum Vorrücken.

Zuerst kam es auf dem linken Flügel, der längs der Donau auf der kürzesten Linie gegen Wien vorrückte, zum Schlagen. In großen Massen hatten sich hier die Türken in den zahlreichen Einsattlungen und Hohlwegen eingenistet und machten den vom Gebirg herabsteigenden kaiserlichen und sächsischen Truppen unter dem General Caprara und Herzog von Croy jeden Schritt vorwärts streitig. Auch um den Besitz von Nußdorf, das die Türken stark besetzt und verschanzt hatten, wurde blutig gerungen; jedes Haus, jeder Keller und jede Mauer wurde zäh vertheidigt, und erst als General Leslie seine Geschütze wirken ließ, gelang es den Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden, die Türken zu vertreiben, und der tapfere Oberst Heußler erstürmte mit Dragonern die hinter Nußdorf errichtete Schanze.

Diesen Erfolgen entsprach das langsame Vorrücken der übrigen Schlachtlinie nicht, da das Centrum und der rechte Flügel eine Art Rechtsschwenkung vornehmen mußten und zahlreiche Terrainschwierigkeiten zu überwinden hatten. Bei Grinzing und Heiligenstadt stießen die Sachsen des linken Centrums auf die Türken und warfen sie nach hartem Kampf zurück, während die über den Hermannskogel und gegen Döbling rückenden Baiern, noch mehr aber der rechte Flügel, der sich über Dornbach und Hütteldorf entwickeln sollte, nur sehr langsam vorwärts konnten. Da durch das eigenthümliche Terrain und die den einzelnen Führern eingeräumte Selbstständigkeit im Commando schon wiederholt Lücken in der Schlachtordnung entstanden waren, welche dem christlichen Heer bei besserer und schlagfertigerer Führung der Türken hätten verderblich werden können, ließ der Herzog von Lothringen am linken Flügel den Kampf zum Stehen kommen und gönnte den schon stark erschöpften Truppen gegen Mittag eine Ruhepause. Während derselben nahmen die Türken eine neue Verschiebung ihrer Streitkräfte vor, indem sie große Massen auf den linken Flügel gegen Dornbach zogen, offenbar in der Absicht, das Vorbrechen der Polen energisch zu hindern und durch deren Niederlage das Entsatzheer aufzurollen.

Gegen zwei Uhr Nachmittags erschienen auch die Polen an den Abhängen des Gebirges und nun entbrannte der Kampf auf der ganzen Schlachtlinie von Neuem. Noch immer soll Sobieski gezaudert haben, noch an diesem Tage weiter vorwärts zu gehen, aber das siegreiche Vordringen des linken Flügels und des Centrums erlaubte ihm nicht zurückzubleiben.

Die Kaiserlichen und Sachsen überschritten nach und nach den Erbsen- und Krottenbach und nahmen Döbling. Das Centrum erstürmte nach blutigem Kampf jene große Schanze, welche die Türken mit Benützung einer natürlichen Bodenerhöhung zwischen Sievering, Döbling und Gersthof errichtet hatten, die Baiern drangen gegen Währing und Hernals vor und der rechte polnische Flügel gewann, aus dem Halter- und Wienthal vorbrechend, den flachen gegen Wien gesenkten Abhang (die Schmelz), welcher ihrer zahlreichen Reiterei einen geeigneten Kampfplatz bot. Auch hier kam es zu furchtbarem Ringen (Bild S. 876), da der Großvezier seine Hauptmacht gegen die Polen richtete. Durch das unvorsichtige Vordringen eines Theiles der Reiterei kam der rechte Flügel in der That in eine ziemlich schwierige Lage, aus welcher er nur durch das rasche Eingreifen der deutschen Reiterei unter General Dünewald und eines Theiles des kaiserlichen Fußvolkes unter General Rabatta befreit wurde.

Dies war die letzte Chance gewesen, welche sich den Türken geboten hatte, denn nun war ihre Niederlage besiegelt; mit Ungestüm drangen alle Theile des Entsatzheeres vor, während der Widerstand immer mehr erlahmte und endlich in wilde

Flucht ausartete. Vergeblich suchte der Großvezier den Strom der Fliehenden auf der Höhe von St. Ulrich zum Stehen zu bringen, in blindem Schrecken wogte Alles weiter, theils durch das türkische Lager, theils den nächsten Weg über Schönbrunn und den Wienerberg gegen die Straße nach Ungarn einschlagend.

Kurz nach fünf Uhr war Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden mit den Regimentern Hallewyl und Heister durch die Rossau bis zum Schottenthor vorgedrungen und verkündete den schwergeprüften Wienern unter Trompetenschall das Ende der zweimonatlichen Bedrängniß. Ein sogleich von der Stadt gegen die Laufgräben unternommener Ausfall fand dieselben größtentheils verlassen, da sich die Besatzung den Fliehenden angeschlossen hatte.

Während die Polen sich über das türkische Lager ergossen, das ihnen reiche Beute sicherte, rückte der Herzog von Lothringen langsam bis zur Stadt vor und auch ein Theil der deutschen Truppen wurde die Nacht durch unter den Waffen gehalten, da man bei der noch immer bedeutenden numerischen Ueberzahl der Türken sich nicht sicher vor einem Hinterhalt oder einer Wiederaufnahme der Schlacht fühlte.

Der Verlust des christlichen Heeres in der Entsatzschlacht wird auf 4000 Mann angegeben, jener der Türken, wohl etwas übertrieben, auf 25.000 Mann geschätzt. Von der Besatzung der Stadt waren während der Belagerung 5000 Mann im Kampf und an Krankheiten gestorben, von der bewaffneten Civilbevölkerung 1650 Mann.

Die heldenmüthige Vertheidigung Wiens gehört für alle Zeiten zu den ruhmvollsten Blättern in der Geschichte der Stadt und des Reiches und sie zeigt ebenso wie die glorreiche Entsatzschlacht den hohen Werth einmüthigen Zusammenwirkens zu einem großen Zweck.

Am 13. September begab sich der Stadtcommandant in das eroberte türkische Lager, um die Fürsten und Heerführer des Entsatzheeres zu begrüßen, und an seiner Seite besah König Johann III. von Polen die Angriffswerke und die zum Theil in Schutt verwandelten Wälle, wobei dem Heldenmuth der Vertheidigung allseitige rühmende Anerkennung gezollt wurde. Gegen Mittag hielt der König seinen Einzug in Wien, verließ jedoch die Stadt und bald darauf auch das durch die Menge der Leichen verpestete Lager und bezog sein Hauptquartier in Schwechat, in dessen Umgebung von Ebersdorf bis Mannswörth auch die übrigen Corps ihre Standquartiere hatten. Am 15. September fand die Zusammenkunft zwischen Kaiser Leopold und dem König von Polen bei Schwechat statt, an welche eine noch heute bestehende Denksäule erinnert.

Der tapfere Vertheidiger Wiens, Graf Rüdiger Starhemberg, wurde zum Feldmarschall ernannt und erhielt neben einem Geschenk von 100.000 Thalern das Recht, den Stefansthurm in seinem Wappen führen zu dürfen. Außerdem strömten ihm von allen Theilen der christlichen Welt Auszeichnungen und begeisterte Lobpreisungen zu, unter welchen ein besonders lobreiches Breve des Papstes erwähnt sein mag. Selbstverständlich ergoß sich über Alle, welche an der ruhmvollen Vertheidigung Antheil genommen hatten, ein Füllhorn von Auszeichnungen und auch die Vertreter der Stadt, die durch kluge Anstalten und Opferwilligkeit so viel zum Erfolge beigetragen hatten, erhielten Beweise der kaiserlichen Gnade und Dankbarkeit. Wir unterlassen, als unserem Zwecke zu ferne liegend, eine detaillirte Aufzählung dieser Belohnungen und folgen dem weiteren Verlaufe der Kriegsbegebenheiten.

Außer dem naheliegenden Gedanken, aus der Flucht des Türkenheeres Vortheil

zu ziehen, sprachen auch noch andere Gründe für einen baldigen Abmarsch der Verbündeten von Wien. In erster Linie mochten wohl die sanitären Zustände maßgebend sein, da man bei längerem Verweilen ein Uebergreifen der noch immer in Wien wüthenden Ruhr auf die Truppen fürchtete, und bei der Masse von Menschen- und Pferdeleichen, deren Beseitigung nicht so rasch möglich war, auch andere Seuchen drohten. Aus gleichzeitigen Schriftstücken geht aber auch hervor, daß man die ohnehin hartgeprüfte Stadt und die ganz verwüstete Umgegend von der Last der Anwesenheit einer so großen Truppenmenge befreien wollte. Das Kriegsvolk wußte noch ganz wenig von Schonung und ging kaum viel rücksichtsvoller vor als der Feind. In einer Eingabe des „vierten Standes" der niederösterreichischen Stände heißt es nach einer Darlegung der Leiden der Invasion und Belagerung: „Indem nach aufgehebter Belagerung die Kay. Pollnische und andere Soldatesca dasjenige, was der Erbfeindt übrig gelassen genzlich vernichtet, vil tausendt Eimer Wein verderbt und hinweggenomben, die Eisne Gitter Thüre vnd Fenster vnd sogar die Eisene Schliessen aus denen Gepäuen vnd dadurch ganze Gepäu verdorben haben."

Nach fünftägiger Rast brach daher die ganze Armee nach Ungarn auf, da bisher blos einige kaiserliche Reiterregimenter den Türken nachgesetzt hatten. Erst über der Grenze war es Kara Mustapha gelungen, die Masse seines fliehenden Heeres wieder zum Stehen zu bringen, und erst bei Raab kam wieder einige Ordnung in die noch immer von panischem Schrecken erfüllten Türken.

Unweit von Gran, bei Parkany, kam es am 7. October zum ersten Zusammenstoß, welcher durch die unkluge Hitze der polnischen Reiterei zu einer ziemlich empfindlichen Schlappe derselben ausartete. (Bild S. 877.) Nach dem glänzenden Erfolg bei Wien fiel man im polnischen Heer in den Fehler, den Gegner zu mißachten, und trotz wiederholter Mahnungen des Herzogs von Lothringen und Grafen Starhemberg, der das kaiserliche Fußvolk befehligte, war die Reiterei, von Kampflust und — Beutedurst getrieben, dem übrigen Heer oft um Tagemärsche voraus. Diese Voreiligkeit wurde umso verhängnißvoller, als die Türken aus Kriegslist ihrer Nachhut das Ansehen eines schwach bedeckten Viehtransportes gaben. Ohne alle Vorsicht stürzten die vordersten polnischen Regimenter sich darauf, und nun brachten die Türken nach und nach immer mehr Truppen ihres gedeckt stehenden Heeres in das Gefecht. Bald sah sich die ganze polnische Reiterei in den Kampf verwickelt und von allen Seiten angegriffen. Nur der aufopferungsvollen Tapferkeit des Leibregimentes gelang es, den König und seine Umgebung herauszuhauen, und eine vernichtende Niederlage wurde nur durch das Erscheinen einiger deutscher Reiterregimenter verhindert. Natürlich fehlte es nicht an gegenseitigen Vorwürfen, und besonders zwischen Starhemberg, dessen eifrigste Bewunderer seine Heftigkeit und Starrsinnigkeit beklagen, und den polnischen Generalen, die von ungenügender Unterstützung und davon sprachen, daß man sie absichtlich im Stich gelassen, griff eine recht unerquickliche Stimmung platz.

Dieselbe besserte sich auch nicht, als die Niederlage bei Parkany zwei Tage später auf demselben Kampfplatz in glänzender Weise wettgemacht wurde. König Johann III. Sobieski, der die Mängel seiner Truppen wohl erkannte, hatte die Anordnung getroffen, daß dieselben mit den deutschen Regimentern in der Schlachtordnung wechselnd aufgestellt wurden und ihre ungestüme Tapferkeit an der kaltblütigen Standhaftigkeit der letzteren einen Halt fände. Diese Anordnung bewährte sich trefflich, so daß die weit überlegenen Türken am 9. October eine schwere Niederlage erlitten.

Der vom Herzog von Lothringen geführte rechte Flügel erschütterte die türkischen Reihen durch ein eifrig genährtes Massenfeuer des deutschen Fußvolkes, der linke Flügel unter General Dünewald, fast ganz aus Cavallerie bestehend, führte eine gelungene Umgehung aus und nun sprengte ein energischer Vorstoß die Türken in die Donau, da die Brücke unter der Last der Fliehenden brach, oder in die nahen Sümpfe, worauf Parkany selbst mit Sturm genommen wurde. Der Verlust der Türken betrug 20.000 Mann und ihre kaum gewonnene Zuversicht wich wieder dem panischen Schrecken, der sie von Wien bis Raab gejagt hatte.

Ganz Oberungarn war in Folge dieser Schlacht für die Türken verloren und der Herzog von Lothringen eilte, sich des wichtigen Gran zu bemächtigen. Dasselbe wurde am 22. October eingeschlossen, und am 26. war man schon Herr der Stadt. Die unablässige Beschießung erzwang schon einen Tag später auch die Uebergabe des Schlosses, wobei 73 Geschütze und große Munitionsvorräthe in die Hände der Sieger fielen.

Mit diesen glänzenden Erfolgen wurde der Feldzug des Jahres 1683 beschlossen, welcher einen entscheidenden Wendepunkt in der Kriegführung mit den Türken und in den ungarischen Verhältnissen bedeutete. Das verbündete Heer ging auseinander; während die Kaiserlichen Winterquartiere in Ungarn nahmen, zog der König von Polen durch Nordost-Ungarn in die Heimat, wobei er noch die Zips von den Türken säuberte.

Im Verlaufe dieses Feldzuges wurde wiederholt der Name eines jugendlichen Helden mit Anerkennung genannt, der als Volontär unter dem Markgrafen Ludwig von Baden diente. Es war dies Prinz Eugen aus dem Hause Savoyen-Carignan, der am 18. October 1663 — anderthalb Jahrhunderte vor der Schlacht bei Leipzig — in Paris als Sohn des Grafen von Soissons und der vielumworbenen Olympia Mancini, einer Nichte des allmächtigen Premierministers Cardinal Mazarin, zur Welt kam. Als nachgeborner Prinz seines nicht eben begüterten Hauses wurde Prinz Eugen zwar sorgfältig, aber seinen schon in frühester Jugend lebendigen Neigungen für das Soldatenwesen nicht entsprechend zum geistlichen Stand erzogen. Schon seine kleine unansehnliche Gestalt schien für denselben zu sprechen, und am Hof nannte man ihn nur „le petit abbé“. Ein nicht ganz aufgeklärtes Intriguenspiel hatte zur Verbannung seiner Mutter, zu deren Bewunderern früher König Ludwig XIV. zählte, geführt, und als Prinz Eugen diesem für die zugedachten geistlichen Würden dankte und um eine Anstellung im Heere bat, lehnte der König diese Bitte mit grausamen Spott ab. Nie vielleicht rächte sich herzloser Uebermuth empfindlicher, und aus dem „kleinen Abbé“, dem unansehnlichen Jüngling mit bräunlichem Antlitz, den Ludwig XIV. nur zum Kapuziner tauglich erklärte, entwickelte sich ein Held, der dem Spötter die bittersten Niederlagen beibrachte und die Seele des Widerstandes gegen die herrschgierigen Pläne des „Sonnenkönigs“ wurde.

Rasch entschlossen, wendete sich Eugen nebst seinem älteren Bruder nach Wien, wo sie am kaiserlichen Hofe zuvorkommend aufgenommen wurden. Kaiser Leopold I. bewies dem Prinzen Eugen, der im Erziehungsgang und dem Aeußern manche Aehnlichkeit mit ihm hatte, vom ersten Augenblicke an warmes Wohlwollen, das sich durch die unschätzbaren Dienste des Prinzen in väterliche Zuneigung und unbegrenztes Vertrauen verwandelte.

Beim Ausbruch des Türkenkrieges wurde dem älteren Prinzen von Savoyen ein Dragonerregiment verliehen, in dem auch Prinz Eugen als Volontär

diente. Der erstere fand, wie wir gehört haben, einen frühen Tod im Gefechte bei Petronell, das auch dem noch nicht zwanzigjährigen jüngeren Bruder die Feuertaufe verlieh.

In dem vom Markgrafen Ludwig von Baden geführten Dragonerregiment focht Prinz Eugen in der Entsatzschlacht vor Wien und zeichnete sich wiederholt in so



Johann III. Sobieski König von Polen. (Seite 863.)

hervorragender Weise aus, daß ihm der Kaiser das erste erledigte Regiment versprach. Schon am 12. December 1683 konnte Leopold I. sein Wort einlösen, indem er Eugen das frühere Dragonerregiment Kuefstein als Oberst verlieh, dem der Prinz während seiner ganzen Laufbahn besondere Sorgfalt bewies und das noch heute als 13. Dragonerregiment seinen unvergeßlichen Namen führt, nachdem es unter seinen 200 Jahren 85 Schlachtjahre zählt und in 154 Schlachten und Gefechten kämpfte.

Die mit dem Posten eines Obersten-Inhabers damals verbundenen Einnahmen betrugen 10.000 bis 12.000 Gulden jährlich und flossen meist aus der Verleihung und dem Kauf der Officiersstellen. Nicht umsonst sagte man in jener Zeit, daß der Inhaber eines kaiserlichen Regimentes so viel Einkommen habe wie ein Marquis, ein General aber besser daran sei wie der Besitzer eines italienischen Herzogthums. Diese Verbesserung seiner äußeren Lage kam dem jungen Helden sehr zugute, da Ludwig XIV. das Vermögen seiner Mutter confiscirt hatte und er bisher auf die Unterstützungen des Kaisers und des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen angewiesen war. Wir haben damit den Beginn einer Heldenlaufbahn erzählt, die wir noch durch lange Jahre und eine Kette glänzender Thaten verfolgen werden.

Einige Worte müssen wir noch dem Ende eines Mannes widmen, der in der Geschichte des Jahres 1683 — wenn auch nicht immer in vortheilhaftester Weise — im Vordergrunde steht. Wir meinen den Großvezier Kara Mustapha, der aus unscheinbarem Stande — er war ursprünglich Stallmeister des Großveziers Mohammed Kiuprili — zur höchsten Würde des türkischen Reiches emporstieg und so hochfliegende Pläne nährte, daß er selbst dem Sultan gefährlich zu werden drohte.

Nach der Niederlage bei Wien, welche alle seine ehrgeizigen Pläne zertrümmerte und, wie er wohl wußte, auch seiner Person gefährlich werden konnte, suchte er sich dadurch zu retten, daß er die Schuld am Mißerfolge auf jene Paschas schob, welche stets gegen den Zug nach Wien waren. Er versammelte dieselben bei sich, beschuldigte sie der Nachlässigkeit und Unbotmäßigkeit und ließ sie ohne weiteres Verfahren theils enthaupten, theils erdrosseln. Dem Heer gegenüber rechtfertigte er diese Bluthat durch das Vorgeben, daß sie Verräther und die Anstifter alles Unheils gewesen seien.

Obwohl unter den Gemordeten auch Ibrahim Pascha von Ofen, ein Schwager des Sultans, war, billigte der Schwächling Mohammed IV., der vor seinem Feldherrn zitterte, doch scheinbar diese Gewaltthat. Nach der Niederlage bei Parkany und dem Fall bei Gran, als die türkische Hauptarmee bis Belgrad zurückwich, bekamen die Feinde des stolzen und nur gefürchteten, aber nicht geachteten Großveziers die Oberhand, und beeinflußt von der Sultanin Valide, der stets sehr angesehenen Mutter des Sultans, willigte Mohammed IV. in die Beseitigung des Großveziers ein. Während eines zu Belgrad versammelten Kriegsrathes wurde ihm die verhängnißvolle seidene Schnur überreicht und sofort das Todesurtheil durch Erdrosseln vollzogen. Der Kopf Kara Mustapha's wurde nach der Einnahme von Belgrad dem Cardinal Kolonitsch übersendet und bildet nebst dem mit Koransprüchen bedeckten Todtenhemd heute eine Curiosität des städtischen Waffenmuseums in Wien.

Durch ein am 12. Jänner 1684 erlassenes Amnestie-Patent und kluge, namentlich in confessioneller Beziehung duldsame Maßregeln wurden viele Anhänger Tököly's der kaiserlichen Sache gewonnen, so daß zahlreiche Magnaten, die Abgeordneten von siebzehn Comitaten und zwanzig Städten in Preßburg vor einer besonderen Commission den Treueid ablegten. Durch einen mit schmerzlichen Opfern erkauften, und wie die Folge lehrte, werthlosen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Frankreich nach dieser Seite beruhigt, wendete der Kaiser seine Kraft ganz gegen die Türken.

Am 13. Juni ging der Herzog von Lothringen bei Gran über die Donau und schon fünf Tage später fiel Wyssegrad in seine Hände. Während man auf die gegen Ofen abrückenden Türken nachdrückte, ereilte den Führer der kaiserlichen Vorhut, General Johann Graf Hallweil, ein ähnlicher Unfall, wie im vorigen Jahre

bei Parkany die Polen. Unvorsichtig vordringend, wurde er mit seinem Regiment von überlegener türkischer Reiterei angegriffen und fiel mit der Mehrzahl seiner Leute. Trotzdem erfocht der Herzog von Lothringen am 28. Juni einen glänzenden Sieg bei Waitzen, in Folge dessen sich diese Stadt ergab. Ein Angriff des Pascha von Ofen auf das kaiserliche Lager bei St. Andreae am 10. Juli brachte ihm neuerdings eine totale Niederlage und erzwang seinen fluchtartigen Rückzug bis Ofen, an welchem Erfolg das vom Prinzen Eugen mit Umsicht und Tapferkeit geführte Dragonerregiment einen Hauptantheil hatte.

Trotz entschiedener Abmahnung des Grafen Rüdiger Starhemberg wurde die Belagerung von Ofen (Bild S. 885), vor dem man am 14. Juli ankam, in Angriff genommen. Nicht ohne Grund erklärte Starhemberg, die kaiserliche Armee sei für ein solches Unternehmen weder stark genug, noch hinlänglich ausgerüstet, auch empfehle es sich, zuerst ganz Oberungarn, namentlich das wichtige Neuhäusel zu bezwingen, um den Rücken frei zu haben und der Hilfsquellen des Landes sicher zu sein. So begründet diese Einwürfe auch waren, mochten sie von Starhemberg, dem man vielfach Unverträglichkeit vorwarf, in einer Weise vorgebracht werden, welche ihr Gewicht minderte, außerdem legte man auch am Hofe Gewicht auf den Besitz Ofens, und die Belagerung wurde sofort in Angriff genommen.

Ein zum Entsatz anrückendes ansehnliches türkisches Heer wurde wohl am 22. Juli empfindlich geschlagen, so daß die unter dem Markgrafen Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen nachsetzende Cavallerie fast alle Geschütze erbeutete, aber mit der Belagerung selbst ging es trotz der unermüdlichen Thätigkeit des Herzogs von Lothringen nicht vorwärts. Selbst ein so vorsichtig urtheilender Historiker, wie Herr von Arneth, nennt als Ursache des Mißlingens neben der Tapferkeit der türkischen Besatzung die Uneinigkeit der kaiserlichen Heerführer.

Im Laufe der Belagerung wurde Graf Rüdiger Starhemberg schwer verwundet und kehrte, wahrscheinlich in Folge dieser Mißhelligkeiten, nicht mehr zum Heer zurück, sondern wurde nach seiner Genesung 1686 zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt. Ohne mehr im Feld Dienste zu thun, starb dieser tapfere Mann, dem das dankbare Wien sowie seinem getreuen Helfershelfer Leopold von Kolonitsch auf der Elisabethbrücke ein Standbild setzte, am 4. Jänner 1701 zu Vösendorf. Seine mit einem schönen Denkmal gezierte Ruhestätte befindet sich in der Schottenkirche.

Mit Eintritt der rauhen Jahreszeit mußte die Belagerung nach bedeutenden Opfern an Mannschaft und unter Verlust vielen Kriegsmateriales aufgegeben werden. Erfolgreicher war die Kriegführung, welche damit für 1684 abschloß, im Nordosten Ungarns gewesen, wo die Generale Caraffa und Heister Emerich Tököly wiederholt schlugen, ihm mehrere feste Plätze entrissen und so seine ohnehin schwankende Anhängerschaft vollends entmuthigten.

Unter bedeutenden Rüstungen verfloß der Winter, da man am Hofe entschlossen war, den Krieg gegen die Türken mit vollem Nachdruck fortzuführen. Trotz der kaum verhehlten mißgünstigen Stimmung, welche Ludwig XIV. gegen die Erfolge der österreichischen Waffen fühlte, eilten sogar viele Jünglinge aus den besten französischen Familien unter die kaiserlichen Fahnen, um gegen die Türken zu dienen und von dem gefeierten Herzog von Lothringen, dem kühnen Kurfürst Max Emanuel von Baiern, das Kriegswesen zu erlernen. Im Jahre 1685 traten unter Anderem zwei

Prinzen des Hauses Lothringen, die Prinzen von Commercy und Vaudemont, Jugendfreunde Eugen's von Savoyen, ein Prinz Conti, dessen Bruder, der Herzog De Laroche sur Yon und viele andere französische Edelleute in das kaiserliche Heer ein.

Gewitzigt durch die Erfahrung, begann man den Feldzug des Jahres 1685 mit der Belagerung Neuhäusels, das damals sehr stark befestigt und von großer Bedeutung war, welche die Türken dadurch kennzeichneten, daß sie es das „Thor des Westens" nannten. Am 16. Juli wurde die Belagerung begonnen und energisch fortgesetzt, da man Dank der Umsicht des zum General-Kriegscommissär des Heeres ernannten General Rabatta reichlich mit allen Erfordernissen versehen war. Da lief die Nachricht ein, daß ein beträchtliches Heer, vom Großvezier selbst geführt, donauaufwärts ziehe und Gran bedrohe.

Rasch entschlossen wurde Feldmarschall Graf Caprara mit einem Theil des Heeres vor Neuhäusel gelassen, mit der Hauptmacht aber ging der Herzog von Lothringen dem Feind entgegen. Am 16. August kam es unweit Gran zu einer blutigen Schlacht, in welcher trotz der ungestümen türkischen Tapferkeit ein glänzender Sieg der kaiserlichen Waffen erfochten wurde.

Der Herzog von Lothringen hatte die schon von seinem Lehrer und Vorgänger im Commando, Montecuculi, angewendete Kampfweise gegen die Türken angenommen und ausgebildet. Dieselbe bestand darin, daß das Heer in möglichst eng geschlossener Linie und gesichert gegen die von den Türken so oft ausgeführten Ueberraschungen langsam vorrückte und sich damit begnügte, die ungestümen Angriffe abzuweisen, ohne irgend eine Lücke zum Eindringen in die Schlachtordnung zu lassen. Hatte sich die Wuth des türkischen Angriffes erschöpft, waren ihre Reihen durch die Erfolglosigkeit derselben erschüttert und sie Schritt für Schritt auf ihnen ungünstiges Terrain gedrängt, dann kam der Moment zum Gegenangriff, der, von der deutschen Reiterei mit unwiderstehlicher Wucht ausgeführt, immer zur Niederlage des feindlichen Heeres führte.

Diesen Verlauf nahm auch die Schlacht bei Gran, welcher am 19. August der Fall Neuhäusels folgte, das General Caprara mit Sturm nahm. Außerdem wurden in diesem Jahre noch vom General Schulz die Festungen Eperies und Kaschau, wichtige Stützpunkte Tököly's, erobert. Sowohl von dessen Seite wie von jener der Türken erfolgten Friedensvorschläge, welche man jedoch unbeachtet ließ. Der Erstere wurde bis in den Winter fort bekämpft, und als auch Munkacz dem Fall nahe war, floh er in das Lager des Paschas von Bosnien, der ihn gefangen nach Adrianopel bringen ließ.

Die Eroberung von Ofen.

Nun war ganz Oberungarn bezwungen und der Moment gekommen, mit Aussicht auf Erfolg den Angriff auf Ofen (Bild S. 885) einzuleiten. Der Kaiser hatte von allen bedeutenderen Generalen Gutachten über den Feldzugsplan des Jahres 1686 eingeholt und übereinstimmend war die Belagerung von Ofen als geboten und zweckdienlich bezeichnet worden; besonders warm traten dafür der Herzog von Lothringen und der greise Graf Capliers (Kapliř, Bild S. 852) ein. Dessenungeachtet schwankte der Kaiser, vielleicht noch beeinflußt von den üblen Erfahrungen des Jahres 1684,

und wollte die Eroberung von Stuhlweißenburg vorausgestellt wissen, doch änderte er seine Meinung und sprach sich am 18. Mai für die Belagerung Ofens aus. In einem großen Kriegsrath zu Parkany, wo das Heer sich sammelte, wurden die Rollen vertheilt und alle Anordnungen getroffen. Um allen Eifersüchteleien vorzubeugen, welche besonders von dem auf Kriegsruhm erpichten Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern und dem Markgrafen Ludwig von Baden ausgingen, entschied man sich für die Bildung mehrerer Angriffsfronten. Der Vormarsch gegen Ofen sollte auf beiden Ufern der Donau angetreten, vom Herzog von Lothringen eingeleitet werden; und dementsprechend auch der Angriff auf die Nordseite vom großen Graner Rondell bis zum Wienerthor zu. Gegen Pest marschirte der Kurfürst Max Emanuel und ihm war die Südseite von Ofen vorbehalten.

Es ist nicht zu viel gesagt, daß in dem vor Ofen versammelten Heere Angehörige aller christlichen Nationen Europas vertreten waren, und die oft gebrauchte Phrase, daß die „Augen der ganzen civilisirten Welt" auf diesen Punkt gerichtet waren, entsprach nur der Wahrheit in diesem Falle. Die Behauptung Wiens war nur ein Werk der Defensive, in der Rückeroberung Ofens sah man mit Recht den ersten Schritt zu einer endgiltigen Abrechnung mit den Türken und zur völligen Sicherung der abendländischen Cultur gegen asiatische Ueberfluthung.

Die Stärke des Belagerungsheeres wird auf 74.000 Mann angegeben, die jedoch nicht gleich im Beginn daran theilnahmen, sondern wie die Corps der Generale Heißler, Caraffa und Scherffenberg erst nach und nach in die Belagerungslinie einrückten. Ja noch am Tage vor dem entscheidenden Sturm kamen schwedische Regimenter in der Stärke von 1095 Mann an. Die baierischen Hilfstruppen waren 8400, die sächsischen 7400, die vom General Hans Adam von Schöning geführten Brandenburger 8269 Mann und die Truppen des schwäbischen Kreises 4000 Mann stark. Zum kaiserlichen Heer, das mit einem aber von der Effectivstärke gewiß nicht erreichten Sollstande von 44.200 Mann angegeben wird, zählten auch die ungarischen Truppen unter Bercsenyi, Batthyany, Csaky und Kohary. Beim kaiserlichen Heer befanden sich jene französischen Edelleute, viele Italiener und Spanier und auch mehrere Engländer, deren Einer, Richards, gute Dienste als Ingenieur leistete und uns ein werthvolles Tagebuch über die Belagerung hinterlassen hat.

Die türkische Besatzung wurde lange Zeit sehr überschätzt und mit 12- bis 16.000 Mann angegeben, thatsächlich zählte sie nur 6- bis 7000 Mann reguläre Truppen, jedoch ist in Anschlag zu bringen, daß die Bevölkerung sich am Kampf lebhaft betheiligte. Commandant der Festung war der siebzigjährige Pascha Abdurrhaman, ein Mann von großer Kriegserfahrung, Tapferkeit und Energie.

Am 12. Juni brachen die Heere vom Sammelplatz in Parkany auf und am 17. nahm der die Vorhut befehligende Ludwig von Baden das damals noch unbedeutende Pest, von wo vier Tage später die unter dem Kurfürsten von Baiern stehenden Truppen auf das linke Ufer übergingen und am gleichen Tage noch in die untere Stadt eindrangen, wo sie sich verschanzten und in der Nacht vom 23. auf den 24. mit der Anlage der Approchen begannen.

Fünfundsiebzig volle Tage dauerte der Kampf, der von beiden Seiten mit beispielloser Aufopferung und Erbitterung geführt wurde. Wir können nicht allen Phasen dieser denkwürdigen Belagerung folgen, bei welcher im Angriff und der Vertheidigung

alle Hilfsmittel jener Zeit erschöpft wurden, sondern begnügen uns mit der Hervorhebung einzelner Züge.

Dem Herzog von Lothringen, dessen edle Bescheidenheit stets nur die Sache und nicht die eigene Person im Auge hatte, war bezüglich der Belagerung die weniger glänzende Rolle zugefallen. Dagegen hatte er die schwierige Aufgabe, die Armee gegen den Vorstoß eines Entsatzheeres zu sichern, das sich unter dem Großvezier Suleiman in ansehnlicher Stärke heranzog. Zum Schutz gegen dieselbe ließ der Herzog von Lothringen das christliche Lager mit einer riesigen Circumvallationslinie umfangen, welche vom südlichen Fuß des Blocksberges bis an das Donauufer bei Altofen, eine Wegstrecke von mehr als drei Stunden, reichte.

Man schlug sich jeden Tag und Abdurrhaman wußte seinen Gegnern ihr ohnehin schwieriges Werk noch zu erschweren. Schon am 29. Juni unternahm er einen großen Ausfall, der aber glücklich zurückgeschlagen wurde. Prinz Eugen, der schon im Vorjahre zum Generalfeldwachtmeister ernannt worden war, verfolgte hiebei die zurückgehenden Türken mit zwei Schwadronen so hitzig, daß er mitten im Gefechtsgewühl bis zum Festungsthor vordrang.

Stetig näherten sich die Laufgräben und am 13. Juli unternahm der Kurfürst von Baiern den ersten Hauptsturm, und zwar um die Ehre des Sieges allein einzuheimsen, nur von seiner Seite aus, ohne den Herzog von Lothringen zur Mitwirkung aufzufordern. Darin lag der Keim und die Ursache des Mißerfolges, obwohl die Stürmenden, welche mit Ausnahme französischer, spanischer und englischer Freiwilliger nur aus kaiserlichen Regimentern bestanden, mit bewunderungswürdiger Tapferkeit fochten. Ein deutscher Officier berichtet über den Kampf dieses Tages: „Die Soldaten thaten Alles, was man möglicherweise von dem ersten Fußvolk der Welt hat begehren können, aber vergebens. Es war keine Möglichkeit, die doppelt gesetzten Palissaden und die dazwischen geworfenen Steine und Sandsäcke, so dem Feind als ein gutes Parapet gedient, herauszureißen.“ Tausend Mann betrug der Verlust dieses Sturmes, dem noch vier gleichbedeutende folgen mußten, ehe ein Erfolg erzielt wurde.

Der nächste Hauptsturm erfolgte am 27. Juli, wobei neben den Kaiserlichen auch die Brandenburger und Baiern eingriffen. Nach einem dreistündigen wüthenden Kampfe behaupteten die Stürmenden, wenn auch mit schweren Opfern welche weitaus über 3000 Mann betrugen, das wichtige Graner Rondell. Der als Augenzeuge im Lager anwesende Kapuziner Marcus Avianus berichtet von diesem Tage an den Kaiser: „Wenn ich nicht mit eigenen Augen geschaut, so würde ich einem Bericht darüber keinen Glauben beimessen. Die Türken warfen unablässig Pulversäcke auf die Unserigen, so daß sie, beständig von Flammen umzüngelt, sich wie in einer Hölle befanden. Dennoch kämpften sie in diesem Feuer wie Löwen.“

Der Werth des mit Strömen Blutes erkämpften Rondells war durch die Vorsicht des türkischen Commandanten sehr herabgemindert, denn dieser hatte hinter den gefährdetsten Werken schon neue Abschnitte und Wälle anlegen lassen, so daß man trotz des Erfolges vor neuen Schwierigkeiten stand.

Der nächste Hauptsturm, am 3. August, gleichfalls von drei Seiten unternommen, hatte keinen Erfolg, obwohl die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen an Tapferkeit wetteiferten und zum dreimaligen Anlauf vorgingen. Prinz Eugen, dem schon am 27. Juli das Pferd unter dem Leib erschossen wurde, erhielt an diesem Tage einen, übrigens rasch verheilenden, Pfeilschuß in die Hand.

Unterdessen erschienen am 8. August die Vortruppen des Entsatzheeres in drohender Nähe, nachdem erst am Tage zuvor die Circumvallationslinie der christlichen Stellung vollendet worden war. Die dadurch entstandene unbehagliche Situation der Belagerungsarmee schildert Graf Christof von Dohna vom brandenburgischen Contingente in seinen Memoiren folgendermaßen: „Wir hatten vor uns eine zahlreiche Garnison von Janitscharen und Spahis und rückwärts eine Armee von 70.000 Mann, die uns nahe zusetzte; hiernach wird man uns glauben, daß wir unsere Arbeit hatten und nicht immer das Vollmaß unseres Schlafes bekamen. Es gab unter uns nur Einen Mann von unerschütterlicher Ruhe, unseren Führer, den Herzog von Lothringen."

Großvezier Suleiman scheint aber kein Mann bedeutender Entschlüsse und kühner Thaten gewesen zu sein. Er dachte nicht daran, die Aufhebung der Belagerung zu erzwingen, sondern beschränkte sich auf wiederholte Versuche (14., 20. und 29. August), Verstärkungen in die Festung werfen zu können. Die Wachsamkeit und Tapferkeit der Belagerungstruppen vereitelte aber diese Versuche, welche stets zu empfindlichen Verlusten der Türken ausschlugen. Nach dem Angriff vom 14. August, welcher den Türken 2000 Todte, 500 Gefangene und acht Kanonen kostete, wurde Prinz Eugen mit der Siegesnachricht nach Wien gesendet, kehrte aber sofort wieder zum Heere zurück, um an den Kämpfen theilzunehmen.

Bei dem nächsten Vorstoß am 20. August, der mit 2000 Mann Kerntruppen gegen das Paulusthor gerichtet war, gelangten zwar ungefähr 300 Janitscharen in die Festung, aber nur sehr wenige davon waren unverwundet, der Rest war gefallen oder gefangen. Noch schlimmer fiel der letzte solche Versuch aus, der von der Nordseite aus gemacht wurde und 15.000 Mann Janitscharen das Leben kostete.

Selbst der eiserne Abdurrhaman verhehlt sich nun die Hoffnungslosigkeit seiner Lage nicht mehr und erklärt in einem Briefe an den Großvezier, daß er Schloß und Stadt nicht länger halten könne und „um des großen Gottes Willen um schleunigen Succurs bitte".

Nicht leicht dürfte eine Kriegsepisode so reich an heroischen Zügen sein, wie diese Belagerung von Ofen, und wenn man — die Tapferkeit auch am Feinde ehrend — die mannhafte Vertheidigung betonen darf, so muß man auch auf die glänzende hingebungsvolle Ausdauer und den enthusiastischen Zug hinweisen, welche alle Actionen der Belagerer kennzeichnen und in einzelnen glänzenden Beispielen ihren Ausdruck finden. Es war in Wahrheit ein Wetteifer an Tapferkeit, und wenn die Redensart, daß jeder Mann ein Held war, je seine Berechtigung hatte, so ist dies bezüglich des christlichen Heeres vor Ofen der Fall.

Mit einer Begeisterung, welche an die Zeit der ersten Kreuzzüge erinnerte, stürzten sich die aus ganz Europa herbeigeeilten Freiwilligen in den Kampf, welcher der Befreiung Ofens und Ungarns vom Islam galt. So fiel z. B. nach verrichteten Wundern der Tapferkeit bei einem Sturm der Herzog de la Veja, der in Spanien einen riesigen Besitz und eine glänzende Stellung verlassen hatte, um vor Ofen gleich jedem gewöhnlichen Soldaten zu kämpfen; neben ihm verdient der Sprosse eines berühmten Kriegergeschlechtes, der Marquis Johann Domenico de Spinola, genannt zu werden, welcher am 29. August als Oberst seines Regimentes (heute Nr. 35 Freiherr von Philippovich) mit dem Scherffenberg'schen Corps von Siebenbürgen vor Ofen kam und schon drei Tage später beim entscheidenden Sturm an der Spitze seiner Truppen fiel.

Auch die altberühmte ungarische Tapferkeit bewährte sich und heute noch leben z. B. wegen ihrer glänzenden Haltung der Hußarenführer David Peterhazy und der während des letzten Hauptsturmes verschollene Officier Ramoczhazy im Gedächtniß der Nation, im Volkslied und in der Sage fort. Eine merkwürdige Erscheinung war auch der ungarische Franziskaner-Pater Raphael Gabriel, ein Gegen-



Sobieski im siegreichen Vordringen. (Seite 865.)

stück zu Berthold Schwarz, von seinen Landsleuten wegen seiner Kenntnisse im Feuerwerkswesen tüzes Gabor (der feurige Gabriel) genannt. Er erfand Brandkugeln, Feuerwerkskörper und Zündmittel, um die Palissaden zu zerstören, muß aber überhaupt ein technisches Genie gewesen sein, denn er baute auch schwimmende Wehren zum Schutze der Schiffsbrücken. Mit ihm wird auch der spanische Feuerwerker Anton Gonzales

rühmend genannt, der aus den Niederlanden herbeigeeilt war, um seine mannigfachen Kenntnisse vor Ofen zu verwerthen. An der Spitze der Mineure stand der Norddeutsche **Borgsdorf**, der trotz der schwierigen Terrainverhältnisse und der mustergiltigen Gegenarbeiten der Türken mit zäher Ausdauer seine Minen und Stollen in den Felsen trieb. An Mißerfolgen fehlte es freilich nicht und ein solcher mag dem



Treffen bei Parkany. (S. 867.)

Herzog von **Lothringen** den unmuthigen Ausruf erpreßt haben: „Es ist gut, daß wenigstens das Schicksal der Feldschlachten nicht von den Mineuren abhängt."

Nachdem die längst erwarteten Verstärkungen aus Siebenbürgen in die Schlachtlinie eingerückt waren und man der Unthätigkeit des Großveziers **Suleiman** sicher sein konnte, beschloß ein am 1. September zusammentretender Kriegsrath einen Generalsturm für den nächsten Tag.

Um 3 Uhr Nachmittags am 2. September erdröhnten vom Schwabenberg die Signalschüsse, auf welche gleichzeitig von der Nord- und Südseite die Sturm-Colonnen vorbrachen. Nach dreimaligem Anlaufe gelingt es auf der Nordseite den 3000 Mann (2500 Kaiserliche, 500 Brandenburger und Schweden), die Breschen zu ersteigen, und der Kampf in den Straßen wird von den Resten der türkischen Besatzung und einem Theil der Bevölkerung mit neuer Erbitterung aufgenommen. Nahe dem Wienerthor warf sich der greise Abdurrhaman an der Spitze der vornehmsten Türken den unaufhaltsam vordrängenden Siegern entgegen. Ein wüthendes Handgemenge entspann sich, in dem, mit der blanken Waffe in der Hand, der letzte Pascha von Ofen einen ehrenvollen Soldatentod findet. Nun drangen die Sturm-Colonnen gegen die Südseite der Festung vor, wo die baierischen Truppen erst nach blutigem Gemetzel nach und nach die einzelnen Theile des Schlosses erstreiten mußten.

Um 5 Uhr war die Festung vollkommen erobert und der größte Theil der Besatzung gefallen und Ofen nach vollen hundertfünfundvierzig Jahren türkischer Herrschaft wieder dem Abendland und der Cultur zurückgewonnen. Durch die während des Sturmes fortgesetzte Beschießung oder vielleicht auch durch den Uebermuth der plündernden Soldaten brach an mehreren Orten Feuer aus, das sich bald über die ganze Stadt verbreitete und die Nacht durch anhielt, so daß Ofen am Morgen des 3. September eine Trümmerstadt voll grauser Scenen des Elends und der Verwüstung war.

Aber — so lautet eine Kundgebung aus Anlaß der zweihundertjährigen Gedenkfeier der Rückeroberung Ofens (1886) — nach dem Siege über die Feinde aller abendländischen Cultur war auf den Trümmern die tröstende Hoffnung aufgerichtet, daß aus den Ruinen neues Leben erblühen werde. Und diese Hoffnung hat sich auch erfüllt; denn dort verkündet heute eine zu neuem Wohlsein erwachsene, prächtige und stolze Doppelstadt die Siege der Volkskraft und des neuerwachten nationalen Geistes. Es sollte aber jederzeit unvergessen bleiben, um welchen Preis dieser Boden frei geworden war, ja es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, daß die Erinnerung an das große Vollbringen stets eine Stelle finde in dem patriotischen Empfinden der Völker von Oesterreich-Ungarn, die Erinnerung an die hingebende Tapferkeit, entsagungsvolle Opferwilligkeit und an den Todesmuth all der wackeren Streiter, die an dem Befreiungswerke theilgenommen, vor Allem aber die Erinnerung an jene Helden, die ihr Herzblut für die große Sache vergossen.

Hatte das ganze christliche Europa seine Streiter nach Ofen gesendet, so erweckte jetzt auch die Kunde von dem endlichen Sieg überall einen Begeisterungssturm. Man erkannte überall die Bedeutung der Thatsache, daß jener Macht, welche durch mehr als zwei Jahrhunderte die Ruhe und die Cultur des westlichen Europa bedroht hatte, eine neue feste Grenze gezogen und sie einen gewaltigen Schritt rückwärts gegen Osten gedrängt war, von wo sie ausgegangen. Ueberall wurden Freuden- und Siegesfeste gefeiert, Deutschland, Italien und Spanien wetteiferten darin, und gleichzeitige Relationen haben uns die Beschreibung der Festlichkeiten bewahrt, mit welchen man in Rom, Mailand, Madrid, Brüssel, London u. s. w. die Befreiung Ofens beging. Nur die Regierung des „allerchristlichsten“ Königs von Frankreich, Ludwig XIV., sah mit scheelem Auge auf diesen neuen glänzenden Erfolg der kaiserlichen Waffen, und deren bedenkenlose Politik sann schon auf Gewaltstreiche und Intriguen, um denselben zu verkümmern.

Unter den wenigen Türken, welche beim Generalsturm auf Ofen am Leben blieben, ar Tschonka-Beg, ein Waffenfreund und Berather des gefallenen Abdurrhaman, ie bedeutendste Persönlichkeit. Er fiel verwundet in Gefangenschaft, wurde der Kriegs-:ute des Kaisers nebst seinem Söhnchen zugeschlagen und in Wiener-Neustadt internirt. Sein zehnjähriger Sohn, Franz Leopold, der eine sorgfältige Erziehung genoß, wurde ls Freiherr von Czungenberg ein tüchtiger kaiserlicher General, dem wir noch päter begegnen werden. Tschonka-Beg, der gleichfalls zum Christenthum übertrat, oll später den Türken wieder in die Hände gefallen und ersäuft worden sein.

* * *

Großvezier Suleiman, der den letzten Act des großen Dramas von Ofen als nthätiger Zuschauer auf den Höhen von Promontor beigewohnt hatte, trat nach dem Fall der Festung einen ziemlich eiligen Rückzug nach dem Süden an, verfolgt von wölf Regimentern Reiterei unter dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Prinzen Eugen von Savoyen. Ohne nennenswerthe Kämpfe fielen ihnen Simon-ornya, Sziklos, Denda, Fünfkirchen und Kaposvar in die Hände und ei Esseg zerstörten sie den größten Theil der großen Brücke über die Drau, welche eit anderthalb Jahrhunderten fast von allen nach dem Norden vorbrechenden Türken-eeren benützt worden war. Bei Szegedin erfocht am 19. October der kaiserliche Feld-marschall Friedrich Graf Veterani einen glänzenden Sieg, in Folge dessen auch diese Stadt den Türken entrissen und das ganze Donau- und Theißland rück-robert wurde.

Die Resultate dieses für die kaiserlichen Waffen so überaus günstigen Feldzuges ewogen die Pforte zu Friedensanerbietungen, welche jedoch, so lange nicht alle Er-berungen der Türken herausgegeben waren, als nicht discutirbar erklärt wurden. Dagegen knüpfte man Unterhandlungen mit dem Fürsten Apaffi an, welche dazu ührten, daß Siebenbürgen und die damit verbundenen östlichen Comitate Ungarns nter die Schutzherrschaft des Kaisers traten und kaiserliche Garnisonen erhielten. Lange auerte dieses Einvernehmen allerdings nicht; die zweideutige Haltung des Fürsten, ie offene Renitenz der siebenbürgischen Stände zwangen den Herzog von Lothringen u Vorsichtsmaßregeln, so daß Siebenbürgen bald völlig als erobertes Land behandelt vurde.

In Oberungarn, wo fast nur mehr das von der muthvollen Gattin Tököly's, Helena, vertheidigte Munkacs den kaiserlichen Waffen widerstand, fiel man sofort n das alte System zurück, und der dort commandirende Feldmarschall Antonio Graf Caraffa führte ein blutiges Schreckensregiment ein, das an die schlimmsten Zeiten Basta's und Ampringen's erinnerte. Arneth schildert Caraffa als wissenschaftlich gebildeten Soldaten und als „schlauen, gewandten Geschäftsmann im Soldatenrocke, der unter einer glatten Außenseite ein gefühlloses, ja grausames Gemüth verbarg". Von seinem Wirken in Ungarn heißt es: „Eine Berühmtheit furchtbarer Art aber erlangte sein Name durch die Grausamkeit, mit welcher er in Ungarn den Spuren einer, man weiß noch immer nicht mit Bestimmtheit ob wirklichen oder nur erdichteten Verschwörung nachforschte und die ihm gegebene Machtvollkommenheit mißbrauchend, unerwiesene Verbrechen blutig strafte." Unter dem Vorwand vager Hochverrathsbeschul-digungen verfolgte Caraffa die ungarischen Protestanten und stellte sie vor ein be-sonders eingesetztes Tribunal zu Eperies, das als ‚Blutgericht Caraffa's' oder

die „Fleischbank von Eperies‘ in grauenvollem Andenken steht und massenhafte Todesurtheile fällte, die im Frühjahr 1687 größtentheils auch vollzogen wurden. Dieses in eine Art von Raserei ausartende Vorgehen Caraffa's war natürlich nicht geeignet, um das noch aus tausend Wunden blutende Land zur Ruhe kommen zu lassen, und es bedurfte eindringlicher Vorstellungen des Palatins Esterhazy, um die Abberufung Caraffa's, die Aufhebung des ungesetzlichen Gerichtshofes zu Eperies und die Ueberprüfung der noch nicht vollzogenen Urtheile desselben durchzusetzen.

Das Kriegsjahr 1687 wurde durch die Eroberung von Szigeth durch den Ban von Croatien günstig eröffnet. Man hatte zwei Heere aufgestellt, theils um den Krieg intensiver führen zu können, hauptsächlich aber, um dem Ehrgeiz des Kurfürsten Max Emanuel — den die Türken allerdings sehr fürchteten und mit Schrecken von dem „blauen König“ (wie sie ihn seiner blauen Uniform wegen nannten) sprachen — zu genügen, der sich vom Kriegsruhm Karl's von Lothringen in den Schatten gestellt glaubte und erklärt hatte, seine Truppen zurückzuziehen, wenn ihm nicht ein eigenes Commando eingeräumt werde. Nach mancherlei fruchtlosem Hin- und Hermarschiren mußte sich aber der Kurfürst doch bequemen, im Einverständniß mit dem Herzog von Lothringen zu operiren, da er allein sich zu einem Angriff auf den bei Mohacs in fester Stellung stehenden Großvezier zu schwach fühlte. So kam es am 12. August 1687 zur Schlacht bei Mohacs oder Nagy-Harsany, welche den christlichen Waffen eine glänzende Genugthuung für die einst auf derselben Wahlstatt erlittene verhängnißvolle Niederlage brachte. Durch Stunden kämpften Kurfürst Max Emanuel und Ludwig von Baden gegen die türkische Uebermacht, bis das Heer des Herzogs von Lothringen erschien und durch einen unwiderstehlich ausgeführten Flankenangriff das Schicksal des Tages entschied.

Prinz Eugen von Savoyen setzte den weichenden Türken nach und erstürmte mit seinen Dragonern die Verschanzungen am Berge Harsany, wodurch die Niederlage der Türken eine vollkommene wurde — eine Waffenthat, welche dem fünfundzwanzigjährigen Helden die Beförderung zum Feldmarschalllieutenant eintrug. Es blieben 15.000 Türken auf dem Platz und der Rest des Heeres zerstreute sich in wilder Flucht. Die Frucht dieses Sieges war der Fall von Esseg, Peterwardein und die Besitznahme von ganz türkisch Slavonien. Mit Erlau, das sich am 14. December 1687 dem General Caraffa ergab, wobei 110 Kanonen, 13 Mörser und große Munitionsvorräthe erbeutet wurden, fiel auch der letzte größere Platz, welchen die Türken noch besetzt hatten, in die kaiserliche Gewalt, welche durch die auf dem Reichstag zu Preßburg vollzogene Krönung Josef's I. zum König von Ungarn befestigt wurde. Nicht minder erfreulich war es, daß sich am 19. Jänner 1688 auch Munkacs, der letzte Stützpunkt der Partei Tököly, nach dreijähriger Vertheidigung, ergeben mußte. Die tapfere Helene Tököly wurde nach Wien in das Ursulinerkloster gebracht, ihre Kinder erster Ehe auf kaiserliche Kosten erzogen, was nicht hinderte, daß Franz Rakoczy später die Fahne des Aufruhrs erhob.

Der gemeinsam erfochtene Sieg bei Mohacs hatte das Verhältniß zwischen den kaiserlichen Heerführern nicht gebessert, sondern im Gegentheil den Kurfürsten Max Emanuel, der unterdessen auch Schwiegersohn des Kaisers geworden war, nur noch begieriger nach dem alleinigen Oberbefehl gemacht. Er wurde in seiner Feindseligkeit gegen den Herzog von Lothringen noch durch die beiden Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden [illegible]. Der erstere, welcher unter Monte-

culi und Lothringen nicht unrühmlich gegen Frankreich gedient hatte, stand der Spitze des Hofkriegsrathes und war durch eine begründete Kritik über seine ätigkeit in dieser Stellung zum erbitterten Feinde des Herzogs von Lothringen macht worden und er benützte sogar seine Macht, um dessen Anordnungen und erationen zu hemmen. Ludwig von Baden war ein tapferer und kenntnißreicher ldherr, dessen Ehrgeiz aber gleichfalls sich durch den festbegründeten Kriegsruhm des rzogs von Lothringen bedrückt fühlte und hoffte, durch dessen Beseitigung selbst e bedeutendere Rolle zu spielen. Er hatte sich wiederholt als offener und geheimer iдersacher des Herzogs bewiesen, ja sich sogar einmal so weit vergessen, unter rufung auf seine Eigenschaft als „Reichsfürst" den Gehorsam zu verweigern.

Noch ärger wurde seine Mißstimmung, als nicht ihm, sondern dem Feldmarschall ünewald das Commando der Armee in Slavonien anvertraut wurde, während Herzog von Lothringen im Herbst 1687 selbst nach Siebenbürgen abrückte.

Als Ziel des Feldzuges von 1688 bezeichnete Kaiser Leopold selbst die Errung von Belgrad. Es wäre nur natürlich gewesen, wenn man auch diese Aufe den Händen anvertraut hätte, welche in der Hauptsache das Meiste zu den Erfolgen letzten Jahre beigetragen hatten. Aber der Kurfürst von Baiern knüpfte seine tere Mitwirkung an die Bedingung, daß ihm der Oberbefehl übertragen werde. um hätte sich der Kaiser entschlossen, denselben dem Herzog von Lothringen unehmen, wenn dieser nicht unter dem Vorwand einer Krankheit in edler Selbstscheidung darauf verzichtet hätte.

Um aber endlich die Grundursache so vieler Reibungen und Zerwürfnisse zu fernen, wurde Markgraf Hermann von Baden seiner Stelle enthoben und selbe dem Grafen Rüdiger Starhemberg übertragen. Selbstlosigkeit und Unternung unter den gemeinsamen großen Zweck war aber überhaupt nicht die Sache r Generale jener Zeit, und die leuchtenden Beispiele dieser edlen Tugenden, wie rl von Lothringen und Eugen von Savoyen sie boten, sind ziemlich selten.

Kurfürst Max Emanuel führte sein erstes selbstständiges Commando mit em Glücke, das mehr seiner glänzenden stürmischen Tapferkeit entsprach als seinen rflichen Feldherrngaben. „Keine einzige Eigenschaft mangelte ihm, welche den braven oldaten ziert, aber alle jene gingen ihm ab, die den wahren Feldherrn ausmachen. uf den Gegner eindringen, sei es im offenen Anprall, sei es im Ueberfall auf dessen ager oder im Sturm gegen die feindliche Bresche, das war seine Lust. Aber den Plan dazu zu entwerfen, die Bewegungen großer Massen mit scharfem Ueberblick zu enken, die Blöße seines Gegners zu erspähen, seine Absicht zu errathen und ihm vorzukommen, für alle die tausend Bedürfnisse seines eigenen Heeres zu sorgen, kurz lles das zu thun, was dem Feldherrn als solchem obliegt, das verstand er nicht, arum kümmerte er sich nicht, sondern überließ es seinen Generalen." (Arneth.) Dieses rtheil erweist sich auch für eine spätere Zeit richtig, wo dieser wankelmüthige Fürst ine Waffen gegen die kaiserliche Armee richtete, an deren schönsten Erfolgen er eilgenommen hatte.

Am 19. Mai 1688 schon fiel Stuhlweißenburg in die Gewalt der kaiserchen Generale und im Sommer sammelte sich unter dem Feldmarschall Aeneas Graf aprara bei Essieg die Armee, welche zur Eroberung Belgrads bestimmt war.

Am 28. Juli traf der Kurfürst beim Heer ein und am 7. August begann der bergang über die Save. Aus Siebenbürgen vorbrechend, nahm General Caraffa

die ‚Fleischbank von Eperies‘ in grauenvollem Andenken steht und massenhafte Todesurtheile fällte, die im Frühjahr 1687 größtentheils auch vollzogen wurden. Dieses in eine Art von Raserei ausartende Vorgehen Caraffa's war natürlich nicht geeignet, um das noch aus tausend Wunden blutende Land zur Ruhe kommen zu lassen, und es bedurfte eindringlicher Vorstellungen des Palatins Esterhazy, um die Abberufung Caraffa's, die Aufhebung des ungesetzlichen Gerichtshofes zu Eperies und die Ueberprüfung der noch nicht vollzogenen Urtheile desselben durchzusetzen.

Das Kriegsjahr 1687 wurde durch die Eroberung von Szigeth durch den Ban von Croatien günstig eröffnet. Man hatte zwei Heere aufgestellt, theils um den Krieg intensiver führen zu können, hauptsächlich aber, um dem Ehrgeiz des Kurfürsten Max Emanuel — den die Türken allerdings sehr fürchteten und mit Schrecken von dem „blauen König" (wie sie ihn seiner blauen Uniform wegen nannten) sprachen — zu genügen, der sich vom Kriegsruhm Karl's von Lothringen in den Schatten gestellt glaubte und erklärt hatte, seine Truppen zurückzuziehen, wenn ihm nicht ein eigenes Commando eingeräumt werde. Nach mancherlei fruchtlosem Hin- und Hermarschiren mußte sich aber der Kurfürst doch bequemen, im Einverständniß mit dem Herzog von Lothringen zu operiren, da er allein sich zu einem Angriff auf den bei Mohacs in fester Stellung stehenden Großvezier zu schwach fühlte. So kam es am 12. August 1687 zur Schlacht bei Mohacs oder Nagy-Harsany, welche den christlichen Waffen eine glänzende Genugthuung für die einst auf derselben Wahlstatt erlittene verhängnißvolle Niederlage brachte. Durch Stunden kämpften Kurfürst Max Emanuel und Ludwig von Baden gegen die türkische Uebermacht, bis das Heer des Herzogs von Lothringen erschien und durch einen unwiderstehlich ausgeführten Flankenangriff das Schicksal des Tages entschied.

Prinz Eugen von Savoyen setzte den weichenden Türken nach und erstürmte mit seinen Dragonern die Verschanzungen am Berge Harsany, wodurch die Niederlage der Türken eine vollkommene wurde — eine Waffenthat, welche dem fünfundzwanzigjährigen Helden die Beförderung zum Feldmarschalllieutenant eintrug. Es blieben 15.000 Türken auf dem Platz und der Rest des Heeres zerstreute sich in wilder Flucht. Die Frucht dieses Sieges war der Fall von Esseg, Peterwardein und die Besitznahme von ganz türkisch Slavonien. Mit Erlau, das sich am 14. December 1687 dem General Caraffa ergab, wobei 110 Kanonen, 13 Mörser und große Munitionsvorräthe erbeutet wurden, fiel auch der letzte größere Platz, welchen die Türken noch besetzt hatten, in die kaiserliche Gewalt, welche durch die auf dem Reichstag zu Preßburg vollzogene Krönung Josef's I. zum König von Ungarn befestigt wurde. Nicht minder erfreulich war es, daß sich am 19. Jänner 1688 auch Munkacs, der letzte Stützpunkt der Partei Tököly, nach dreijähriger Vertheidigung, ergeben mußte. Die tapfere Helene Tököly wurde nach Wien in das Ursulinerkloster gebracht, ihre Kinder erster Ehe auf kaiserliche Kosten erzogen, was nicht hinderte, daß Franz Rakoczy später die Fahne des Aufruhrs erhob.

Der gemeinsam erfochtene Sieg bei Mohacs hatte das Verhältniß zwischen den kaiserlichen Heerführern nicht gebessert, sondern im Gegentheil den Kurfürsten Max Emanuel, der unterdessen auch Schwiegersohn des Kaisers geworden war, nur noch begieriger nach dem alleinigen Oberbefehl gemacht. Er wurde in seiner Feindseligkeit gegen den Herzog von Lothringen noch durch die beiden Markgrafen *Hermann und* Ludwig von Baden bestärkt. Der erstere, welcher unter Monte-

cuculi und Lothringen nicht unrühmlich gegen Frankreich gedient hatte, stand an der Spitze des Hofkriegsrathes und war durch eine begründete Kritik über seine Thätigkeit in dieser Stellung zum erbitterten Feinde des Herzogs von Lothringen gemacht worden und er benützte sogar seine Macht, um dessen Anordnungen und Operationen zu hemmen. Ludwig von Baden war ein tapferer und kenntnißreicher Feldherr, dessen Ehrgeiz aber gleichfalls sich durch den festbegründeten Kriegsruhm des Herzogs von Lothringen bedrückt fühlte und hoffte, durch dessen Beseitigung selbst eine bedeutendere Rolle zu spielen. Er hatte sich wiederholt als offener und geheimer Widersacher des Herzogs bewiesen, ja sich sogar einmal so weit vergessen, unter Berufung auf seine Eigenschaft als „Reichsfürst" den Gehorsam zu verweigern.

Noch ärger wurde seine Mißstimmung, als nicht ihm, sondern dem Feldmarschall Dünewald das Commando der Armee in Slavonien anvertraut wurde, während der Herzog von Lothringen im Herbst 1687 selbst nach Siebenbürgen abrückte.

Als Ziel des Feldzuges von 1688 bezeichnete Kaiser Leopold selbst die Eroberung von Belgrad. Es wäre nur natürlich gewesen, wenn man auch diese Aufgabe den Händen anvertraut hätte, welche in der Hauptsache das Meiste zu den Erfolgen der letzten Jahre beigetragen hatten. Aber der Kurfürst von Baiern knüpfte seine fernere Mitwirkung an die Bedingung, daß ihm der Oberbefehl übertragen werde. Kaum hätte sich der Kaiser entschlossen, denselben dem Herzog von Lothringen abzunehmen, wenn dieser nicht unter dem Vorwand einer Krankheit in edler Selbstbescheidung darauf verzichtet hätte.

Um aber endlich die Grundursache so vieler Reibungen und Zerwürfnisse zu entfernen, wurde Markgraf Hermann von Baden seiner Stelle enthoben und dieselbe dem Grafen Rüdiger Starhemberg übertragen. Selbstlosigkeit und Unterordnung unter den gemeinsamen großen Zweck war aber überhaupt nicht die Sache aller Generale jener Zeit, und die leuchtenden Beispiele dieser edlen Tugenden, wie Karl von Lothringen und Eugen von Savoyen sie boten, sind ziemlich selten.

Kurfürst Max Emanuel führte sein erstes selbstständiges Commando mit einem Glücke, das mehr seiner glänzenden stürmischen Tapferkeit entsprach als seinen wirklichen Feldherrngaben. „Keine einzige Eigenschaft mangelte ihm, welche den braven Soldaten ziert, aber alle jene gingen ihm ab, die den wahren Feldherrn ausmachen. Auf den Gegner eindringen, sei es im offenen Anprall, sei es im Ueberfall auf dessen Lager oder im Sturm gegen die feindliche Bresche, das war seine Lust. Aber den Plan dazu zu entwerfen, die Bewegungen großer Massen mit scharfem Ueberblick zu lenken, die Blöße seines Gegners zu erspähen, seine Absicht zu errathen und ihm zuvorzukommen, für alle die tausend Bedürfnisse seines eigenen Heeres zu sorgen, kurz alles das zu thun, was dem Feldherrn als solchem obliegt, das verstand er nicht, darum kümmerte er sich nicht, sondern überließ es seinen Generalen." (Arneth.) Dieses Urtheil erweist sich auch für eine spätere Zeit richtig, wo dieser wankelmüthige Fürst seine Waffen gegen die kaiserliche Armee richtete, an deren schönsten Erfolgen er theilgenommen hatte.

Am 19. Mai 1688 schon fiel Stuhlweißenburg in die Gewalt der kaiserlichen Generale und im Sommer sammelte sich unter dem Feldmarschall Aeneas Graf Caprara bei Esseg die Armee, welche zur Eroberung Belgrads bestimmt war.

Am 28. Juli traf der Kurfürst beim Heer ein und am 7. August begann der Uebergang über die Save. Aus Siebenbürgen vorbrechend, nahm General Caraffa

Lippa und Lugos, Ludwig von Baden überschritt mit einem besonderen Corps die bosnische Grenze und besetzte Novi, so daß der Weg auf Belgrad für das Hauptheer frei und sicher war. Am 11. August stand es im Angesichte Belgrads, das der Seraskier (türkische Befehlshaber) unter Zerstörung der Vorstädte verließ. Vergebens suchte Eugen von Savoyen mit seinen Truppen des Feuers Herr zu werden, das bei dem heftigen Sturmwind fast alle Gebäude zerstörte.

Die Belagerungsarbeiten gegen die Festung leitete Feldzeugmeister Graf Sereni. Durch drei Wochen dauerte das Bombardement aus 40 großen Kanonen und 15 Mörsern, so daß am 6. September der Hauptsturm unternommen werden konnte.

Unter persönlicher Führung des Kurfürsten, in dessen unmittelbarer Umgebung sich Prinz Eugen befand, erstiegen die kaiserlichen Soldaten die Bresche. Aber hinter derselben zeigte sich ein breiter und tiefer Graben und neue starke Befestigungen. Mit Todesverachtung stürzte sich der Oberstwachtmeister Heinrich Franz Graf Starhemberg, ein Neffe des Grafen Rüdiger, zuerst in diesen hartnäckig von den Türken vertheidigten Graben, und ein wildes Handgemenge beginnt, in dem der Kurfürst selbst durch einen Pfeilschuß im Gesicht, Prinz Eugen, der wie jeder Soldat focht und mehrere Janitscharen erlegte, durch eine Musketenkugel ober dem Knie verwundet wurden. Nun griff auch das zweite Treffen unter dem Prinzen von Commercy in den Kampf ein, auch die als Reserve bestimmten Dragoner des Generals Heißler saßen ab und stürmten mit, ja sogar die Troßknechte eilten in das Gefecht und hieben mit ihren kurzen Säbeln auf die Türken ein. Nach erbittertem Ringen ergab sich der Rest der Besatzung und nach fast 170 Jahren kam Belgrad — leider nur für kurze Zeit — wieder in christliche Gewalt. Unter den beim Sturm Gefallenen, deren Gesammtzahl 700 betrug, befand sich auch der tapfere und kriegserfahrene Scherffenberg, außerdem die Generale Fürstenberg und Thurn.

Gleichzeitig mit der Eroberung Belgrads, durch welches fast ganz Serbien den Türken entrissen wurde, fielen mehrere Siege des Markgrafen Ludwig von Baden; namentlich jener bei Nissa (25. September) glich einer völligen Vernichtung des türkischen Heeres, das auch Bosnien aufgeben mußte, sowie Graf Veterani durch seinen Erfolg bei Karansebes den Gegner warf und in die Walachei eindrang. Das Jahr 1688 bezeichnete den Höhepunkt der kaiserlichen Erfolge, die infolge widriger Verhältnisse in den nächsten Jahren leider wieder theilweise verloren gingen.

Daß König Ludwig XIV. diese Erfolge der österreichischen Waffen nur mit Mißgunst sah, wurde schon betont. Er fürchtete nicht ohne Grund, daß, wenn mit dem Feind im Osten gründliche Abrechnung gepflogen sein werde, jener im Westen an die Reihe komme, der seit Jahren durch eine Kette muthwilliger und frecher Angriffe auf Kaiser und Reich eine energische Zurechtweisung herausgefordert hatte. Durch die sogenannte Reunionskammer hatte Ludwig XIV. seit Jahren unter den nichtigsten Vorwänden Ansprüche auf deutsches Gebiet erhoben, und bei dem Umstande, daß die ganze Kraft des Kaisers im Osten gebunden, das vielköpfige Reich aber ohnmächtig war, auch mittelst empörender Gewaltthaten durchgesetzt.

Schon im Jahre 1686 hatten der Kaiser, Spanien, Schweden und viele deutsche Fürsten den sogenannten „Augsburgerbund“ gegen Frankreich geschlossen, zum Handeln aber war es nicht gekommen. Da nun Ludwig XIV. fühlte, es dürfte der Augenblick nahen, wo diese Duldung ihr Ende findet, benützte er seine ganz unberechtigte Einmischung in die Kölner Kurfürstenwahl, bei welcher er gegen den Prinzen Josef Clemens

von Baiern den Grafen Fürstenberg begünstigte, um 1688 den Krieg an Kaiser und Reich zu erklären und unter dem Dauphin, den Generalen Boufflеurs, Feuquieres und Melac Heere nach Deutschland zu werfen, die in gewohnter barbarischer Weise hausten. Namentlich die blühende Pfalz wurde durch Melac in eine Wüste verwandelt und Heidelberg ohne allen zwingenden Grund eingeäschert und geplündert.

Die erfahrensten Rathgeber des Kaisers riethen ihm, die von den Türken gemachten Friedensanerbietungen anzunehmen, um die ganze Macht gegen den neuen, gefährlicheren Feind wenden zu können. Aber Leopold I. hielt sich an das seinen Bundesgenossen — Polen und Venedig — gegebene Versprechen, nicht ohne ihre Zustimmung Frieden zu schließen, gebunden und bestand auf der Führung eines Doppelkrieges, welchem man umso eher gewachsen zu sein glaubte, als ein großes Bündniß zwischen Oesterreich, dem Deutschen Reich, England, Holland, Spanien, dem Papst und Dänemark zu Stande kam. Als großen Erfolg sah man es an, daß diesem Bündniß durch den Prinzen Eugen auch der Herzog Victor Amadeus von Savoyen, ein Fürst von eben so großer Begabung als Ehrgeiz, zugeführt wurde.

Unter dem Eindruck der mordbrennerischen Kriegführung der französischen Generale erfolgte am 14. Februar 1689 die Kriegserklärung des Reichstages zu Regensburg, welcher sich der Kaiser mit dem Zusatz anschloß, daß „die Krone Frankreichs nicht blos als Feind des Reiches, sondern der ganzen Christenheit, ja nicht anders, denn der wahre Türke selbst zu betrachten sei".

Aber die Hoffnungen, welche man auf die „große Coalition" setzte, sollten sich nicht erfüllen; wieder zeigte sich, um wie viel mehr Werth eine gesammelte und von Einem Willen beherrschte Kraft hat, als die zersplitterten und nur widerwillig einem Zwecke dienenden Kräfte halb oder ganz lauer Bundesgenossen.

Das Commando in Ungarn wurde dem Markgrafen Ludwig von Baden anvertraut, der im ersten Jahre seines selbstständigen Commandos (1689) nicht ohne Glück kämpfte und durch den Sieg an der Morava die Türken bis an den Balkan zurückdrängte.

In Deutschland wurden drei Armeen aufgestellt. Die südlichste, 30.000 Mann stark, sollte unter dem Kurfürsten von Baiern gegen den Oberrhein vorgehen, die mittlere, 50.000 Mann zählend, sammelte sich unter dem Herzog von Lothringen bei Frankfurt und hatte die Aufgabe, das im Vorjahre von den Franzosen besetzte Mainz zu befreien, die nördlichste Armee unter dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg war bestimmt, das Erzbisthum Köln von den Franzosen zu säubern.

Im Ganzen verlief dieses Kriegsjahr auch in Deutschland nicht ungünstig. Der Kurfürst von Brandenburg schlug den General Sourdis bei Neuß, drängte ihn weit zurück und eroberte am 12. October Bonn. Der Herzog von Lothringen nahm die Belagerung von Mainz in Angriff und ihm schloß sich im Juli auch der Kurfürst von Baiern an, der keinen Gefallen an der seinem Heer zugetheilten passiven Rolle, Augsburg zu decken, fand, wo eben die Wahl des Erzherzogs Josef zum römischen König vollzogen wurde. Im Lager von Mainz, dessen Bezwingung jetzt mit erneuter Energie betrieben wurde, befand sich auch Prinz Eugen, der sich so lebhaft betheiligte, daß er am 4. August neuerdings durch eine Musketenkugel nicht unerheblich verletzt wurde. Trotz tapferster Vertheidigung durch den Marschall d'Huxelles brachte doch ein am 6. September von allen Seiten unternommener

Sturm die Außenwerke in die Hand der Belagerer, wodurch zwei Tage später die Capitulation von Mainz erzwungen wurde.

Mit diesen Erfolgen war der Feldzug des Jahres 1689 beendet und ein verhängnißvoller Wendepunkt für das Waffenglück gekommen, das jetzt schon durch eine Reihe von Jahren die kaiserliche Sache so auffallend begünstigt hatte. Und als sollte dieser Wendepunkt durch einen tiefschmerzlichen Verlust bezeichnet werden, verlor die kaiserliche Armee in dem Herzog Karl von Lothringen ihren ruhmreichen Führer, dessen Feldherrnbegabung auch nicht durch Eine Schattenseite des Charakters verdunkelt wird. Auf der Reise von seinem gewöhnlichen Winteraufenthalt in Innsbruck nach Wien erkrankte er in Wels und starb daselbst am 18. April 1690, erst im 47. Jahre seines thatenreichen Lebens stehend. Den Kaiser, das Reich und die Armee hätte kein herberer Verlust in einem Momente treffen können, wo der Kampf mit zwei gewaltigen Gegnern zu neuer Heftigkeit aufzuflammen drohte.

Herzog Karl von Lothringen war nicht nur ein Feldherr, der die Ehre der österreichischen Waffen selbst unter verzweifelten Verhältnissen zu wahren wußte und dieselben dann zu einer Reihe von Siegen führte, wie sie selbst in diesem kampfreichen Jahrhundert beispiellos waren, sondern er hatte auch die Einrichtungen und den Geist der Armee auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gehoben. Vielleicht zu keiner Zeit früher oder später stand das kaiserliche Kriegswesen in ganz Europa in so hoher Achtung, man ahmte allenthalben seine Einrichtungen und Vorschriften nach. Namentlich die Dragoner und Kürassiere werden in den venetianischen Gesandtschaftsberichten, die sich stets durch Gründlichkeit auszeichneten, „wahre Elitetruppen" genannt, die über jeden Gegner in gleicher Anzahl den Sieg erringen müssen. Bei allen diesen Verdiensten und der reichen Fülle von Ehre und Auszeichnung, mit welchen ihn sein kaiserlicher Schwager überhäufte, blieb Herzog Karl von Lothringen so bescheiden, daß „es den Anschein hatte, als ob er, dessen Lobes die Welt voll war, sich allein seines eigenen Ruhmes nicht bewußt wäre. Er ging darin so weit, daß er mit seinen Untergebenen nicht nur wie mit seinesgleichen, sondern sogar in einer Weise verkehrte, daß er gleichsam als ihr Diener erschien". Hatte ihm daher sein Ruhm auch Neider in der höheren Sphäre erweckt, so hing die Masse des Heeres mit beispielloser Anhänglichkeit an ihm. Rechnet man zu diesen Eigenschaften noch eine seltene Uneigennützigkeit, so ergibt sich das Charakterbild eines wahrhaft seltenen Mannes.

So empfindlich der Verlust des Herzogs von Lothringen auch sein mochte, so hatte der Genius Oesterreichs in seinem Schüler Eugen von Savoyen schon für einen Ersatz gesorgt, der ihm gleichkam, ja ihn in mehrfacher Beziehung übertraf, und von dem ein begeisterter Biograph mit Recht sagt: „er war ein Geist ersten Ranges für Kriegs- und Staatskünste, und was ihn in diesem Zeitalter am meisten auszeichnet, dessen Blick durch keinerlei Vorurtheile der Kirchen-, Staats- und Standesirrthümer getrübt war, sondern hell und klar die Dinge in ihrer wahren Gestalt sah."

Auf dem Kriegsschauplatz im Süden brachte schon der erste Tag des Jahres 1690 einen empfindlichen Mißerfolg. Ueber die im Süden Serbiens in den Winter-Quartieren liegenden Truppen führte der Prinz von Holstein das Commando, welcher den Türken so wenig Unternehmungslust zuschrieb, daß er sehr zerstreute Cantonnements beziehen ließ, von wo aus eine gegenseitige Unterstützung nicht möglich war. Da traf gegen Ende des Jahres die Nachricht ein, daß starke Abtheilungen der Feinde über die serbische

renze eingebrochen seien und Nissa bedrohten. Rasch raffte man die im Stande sehr rabgekommenen nächst gelegenen Truppen zusammen und Oberst Strasser erhielt den efehl, mit seinem Infanterieregiment (heute 45, Erzherzog Sigismund), das nur 0 Mann zählte, 3 Dragonerregimentern, die zusammen 900 Mann hatten, 1500 fgebotenen Serben und vier Kanonen dem Fortschreiten der Feinde Einhalt zu thun.



Ofen im 17. Jahrhundert. (Seite 872.)

Wohl hatte man erfahren, daß derselbe Kacsanik zunächst bedrohte, aber es **ehlte an jeder** verläßlichen Nachricht über seine Stärke. Als man endlich kurz vor **iesem Orte** (1. Jänner 1690) ankam, fand man ihn schon im Besitze der Gegner **nd diesen weitaus** überlegen. Trotz des Rathes der Officiere verweigerte Oberst **Strasser den Rückzug,** sondern forderte in einer, keinerlei Deckung gewährenden **tellung den Angriff** der Türken heraus. Derselbe hatte umso schlimmere Folgen, als

die Serben und Arnauten, an sich nicht sehr verläßlich, auch erbittert über die Härte und das hochfahrende Wesen des Obersten Strasser waren und daher gleich im Beginne des Treffens das Weite suchten. Dadurch wurde auch der Muth der kaiserlichen Truppen erschüttert, und obwohl Oberst Strasser und Prinz Karl Philipp von Braunschweig-Lüneburg das Möglichste thaten, war eine Katastrophe unvermeidlich. Bald war es unmöglich, dem Angriff des zehnfach überlegenen Feindes Stand zu halten, an ein geordnetes Abbrechen des Gefechtes konnte aber nicht mehr gedacht werden, da der Gegner schon im Rücken war. Strasser sühnte seine Fehler durch Tapferkeit und fiel, nach langem Widerstand verblutete auch Prinz Karl Philipp unter den Streichen der Spahis, und nun galt es, das Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Kaum der dritte Theil der Kaiserlichen konnte sich retten und auf die Nachricht von dieser Niederlage gab der Prinz von Holstein Pristina und das südliche Serbien auf und wich bis Nissa zurück.

Ebenso wurden die österreichischen Truppen aus der Walachei nach Siebenbürgen gedrängt, und nachdem der vom Sultan statt des verstorbenen Fürsten Michael I. Apaffi auf den siebenbürgischen Thron gesetzte Tököly am 21. August den General Heißler schlug, ging auch dieses Land fast ganz wieder verloren. An der Spitze des türkischen Heeres stand eben wieder ein tüchtiger Mann, Großvezier Mustapha aus dem Heldengeschlechte der Kiuprili, der mit eiserner Strenge die Ruhe im Innern des Reiches hergestellte hatte und der Armee wieder Zuversicht einzuflößen verstand. Zwar gelang es dem Markgrafen Ludwig von Baden, die Türken wieder aus Siebenbürgen zu verdrängen, aber mit zwei großen Heeren drang der Großvezier gegen die Donau vor, riß Nissa, Widdin und Semendria an sich und stand anfangs October vor Belgrad, das von 5000 Kaiserlichen unter dem Herzog Karl Eugen von Croy und dem Grafen Ferdinand Gobert von Aspermont vertheidigt wurde. Am 18. October bewirkten glühende Kugeln die Explosion des Pulvermagazins und Zeughauses und in der dadurch entstandenen Verwirrung drangen die Türken ein. Nur 500 Mann mit den beiden Commandanten retteten sich zu Schiffe, die übrigen wurden gefangen und das kaum gewonnene Belgrad ging wieder für den Kaiser verloren. Unaufhaltsam drangen nun die Türken in Croatien bis nach Esseg vor und erst der Winter erzwang ihren Rückzug an die Donau. Der einzige Lichtblick dieses Feldzuges war die am 13. April 1690 nach mehrmonatlicher Belagerung von den Generalen Adam Batthyany und Stefan Zichy erzwungene Uebergabe der Festung Kanizsa.

Am Rhein führte Kurfürst Max Emanuel von Baiern das Commando; das Reichsheer versammelte sich aber mit gewohnter Langsamkeit, auch mußten viele Truppen an die in den Niederlanden stehende Armee abgegeben werden. Es kam daher zu keinen ernsten Zusammenstößen, und der Kurfürst konnte das rechte Rheinufer nicht einmal vor den fortgesetzten Verwüstungen der Franzosen schützen. Dagegen erlitt der die verbündete Armee in den Niederlanden commandirende Prinz Georg Friedrich von Waldeck am 1. Juli durch das überlegene Heer des Marschalls von Luxemburg bei Fleurus eine empfindliche Niederlage, die ihn nöthigte, bis Nivelles zurückzuweichen, und einen großen Theil der südlichen Niederlande den Brandschatzungen der Franzosen öffnete.

Durch den offenen Beitritt des Herzogs Victor Amadeus II. von Savoyen zur großen Coalition gegen Frankreich entbrannte nun auch der Kampf in Italien. Der Kaiser stellte zu demselben 5000 Mann, welche Prinz Eugen von Savoyen befehligte,

Spanien 10.000 Mann. Aber der militärische Ruhm Spaniens, der vor einem Jahrhundert ganz Europa erfüllt hatte, war verblaßt, und die von dem Grafen Fuensalida befehligten Truppen leisteten sehr zweifelhafte Dienste. Prinz Eugen berichtet darüber nach Wien: „Alles, was ich jemals von den Spaniern gehört habe, gleicht nicht im Entferntesten dem, was ich nun von ihnen sehe. Ich begreife immer mehr, daß ihre einzige Absicht die ist, nichts zu thun. Denn bei Allem, was man vorschlägt, finden sie Schwierigkeiten, und ich glaube nicht, daß es in ganz Piemont ein Lager gibt, in welchem sie sich für sicher halten ...... Ich zweifle nicht, daß wenn die Feinde gegen uns marschirten und um die Hälfte schwächer wären als wir, wir bis Mailand zurückweichen würden, und nichts die spanischen Generäle aufzuhalten vermöchte."

Diese Verhältnisse wirkten umso lähmender, als die Franzosen in dem General Nicolaus Catinat einen ausgezeichneten Führer hatten, welcher Vorsicht und Kühnheit in jener Weise zu verbinden wußte, welche den wahren Feldherrn auszeichnet. Selbst mit geringen Kräften wußte Catinat, der ursprünglich Advocat war und aus Verdruß über eine verlorene Rechtssache Soldat wurde, Ausgezeichnetes zu leisten, dem Feinde keine Blöße zu bieten, und jede solche, wenn sie ihm geboten wurde, vollkommen auszunützen. Er bewies dies durch das Treffen von Staffarda (18. August 1690), zu welchem er den Herzog Victor Amadeus aus seiner festen Stellung bei Villafranca lockte; nur dem Eingreifen des die Reiterei befehligenden Prinzen Eugen verdankten die Verbündeten die Möglichkeit eines geordneten Rückzuges. Mit der Einnahme von Susa durch die Franzosen endete auch auf diesem Schauplatz das unerquickliche Kriegsjahr von 1690.

Um den Dingen eine bessere Wendung zu geben, hatte man den Winter über eifrig gerüstet und Markgraf Ludwig Wilhelm I. von Baden (geb. 1655, gest. 1707, S. 893) fand seine im Vorjahre auf 12.000 Mann zusammengeschmolzene Armee in Ungarn bei der Uebernahme des Commandos in der Stärke von 66.000 Mann. Er gehörte zu den bedeutendsten Heerführern seiner Zeit und vereinte Tapferkeit, Energie und Kriegserfahrung mit einer sorgfältigen theoretischen Ausbildung in den Kriegswissenschaften. Dagegen wird ihm von den militärischen Kritikern seiner Zeit der Vorwurf gemacht, daß er das Leben und die Erhaltung seiner Soldaten zu wenig beachte und zu jedem Feldzug einer neuen Armee bedürfe.

Ehrgeizig, wie Markgraf Ludwig war, brannte er darnach, die Mißerfolge des Vorjahres wettzumachen. Aber Großvezier Mustafa Kiuprili, der in einer unangreifbaren Stellung bei Semlin lagerte, gab lange keinen Anlaß dazu. Erst als der Markgraf in großer Eile einen Scheinrückzug antrat, brach der Großvezier vor und es kam am 19. August 1691 zur blutigen Schlacht bei Szlankament, die als Glanzpunkt der militärischen Laufbahn des Markgrafen Ludwig von Baden zu bezeichnen ist. Sie endete mit einer gänzlichen Niederlage des Türkenheeres, das 25.000 Todte, darunter den tapferen Großvezier, auf der Wahlstatt ließ. Weniger glücklich war der Markgraf, der für diesen Sieg zum Generallieutenant ernannt wurde, in der Ausnützung desselben. Statt die gänzlich entmuthigte Hauptarmee der Türken energisch zu verfolgen, hielt er sich mit der Belagerung kleiner Plätze, wie Lippa, Gradiska, auf, in deren Eroberung schließlich der ganze Erfolg dieses so verhängnißvollen Feldzugsjahres bestand.

Den Oberbefehl in Deutschland führte 1691 der Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen, dem von Seite des Kaisers General Aeneas Caprara beigegeben war.

Der Krieg wurde sehr schläfrig geführt, und erst im Spätherbst, als die Franzosen wieder in Baden und der Pfalz ihr militärisches Mordbrenner-Unwesen getrieben hatten, drängte man sie auf das linke Rheinufer zurück. In den Niederlanden nahm Ludwig XIV. mit einer Armee von 100.000 Mann die Festung Mons, sein Nachfolger im Commando, Marschall Franz Heinrich von Montmorency Herzog von Luxemburg, schlug die Verbündeten bei Leuze und bombardirte Lüttich, ohne es jedoch nehmen zu können.

Während des Winters war Prinz Eugen in Wien im Interesse einer energischeren Kriegführung in Italien thätig gewesen. Er erklärte unumwunden: „der Kaiser solle entweder gar keine oder eine genügende Heeresmacht in Italien haben, die daselbst befindlichen Streitkräfte müßten völlig zurückgezogen oder ausgiebig verstärkt werden.“ Man verschloß sich dem Gewicht seiner Gründe nicht und beschloß die Vermehrung der Hilfstruppen auf 20.000 Mann. Diese war jedoch durch eigene Truppen nicht möglich, und um den Kurfürsten von Baiern zur Beistellung einiger Regimenter zu bestimmen, übertrug man ihm den Oberbefehl, das Commando der kaiserlichen Truppen aber bekam Graf Caraffa, von dessen militärischer Erfahrung man hoffte, daß er den Kurfürsten günstig beeinflußen werde.

Aber hierin hatte man sich schwer getäuscht. Während Catinat Nizza, Avigliano und Carmagnola nahm und durch Bedrohung Turins den Hof zur Flucht zwang, herrschte im Kriegsrath der Verbündeten Unentschlossenheit und Eifersüchtelei. Erst im August 1691 war das verbündete Heer im Lager von Moncalieri in der Stärke von 40.000 Mann versammelt. Aber Prinz Eugen, der nun auf energische Kriegführung drang, sah seine Vorschläge abgelehnt, so daß die Rückerwerbung Carmagnolas das einzige Resultat der Operationen war und Catinat, der jeder Schlacht mit dem überlegenen Gegner vorsichtig auswich, sich im Besitze Savoyens behauptete.

Hatte General Caraffa in militärischer Beziehung die auf ihn gesetzten Erwartungen durch seine Unentschlossenheit getäuscht, so übte er eine geradezu verderbliche Thätigkeit dadurch, daß er aus kleinlichen Motiven bei jeder Gelegenheit dem Prinzen Eugen entgegen wirkte. Erbittert darüber schrieb derselbe nach Wien: „Ich glaube nicht, daß es irgend Jemand geben kann, der weniger Soldat ist und sich weniger auf den Krieg versteht, als Graf Caraffa, insbesondere wenn er durch einen Cavalleriegeneral, wie Palffy, geleitet wird.“ Hiemit war Graf Johann Karl Palffy gemeint, der durch seine unerschütterliche Treue an das Kaiserhaus gute Dienste in Ungarn geleistet hatte, aber keinerlei militärische Bildung oder Befähigung besaß. Die Mißstimmung zwischen Caraffa und Prinz Eugen führte endlich zu einem offenen Conflict, in dem der erstere seinen höheren militärischen Rang zur Geltung brachte und sogar die Niedrigkeit beging, als General-Kriegscommissär die Bezahlung der Bezüge des Prinzen zu verweigern, obwohl er wußte, daß derselbe durch Verwüstung seiner savoyischen Besitzungen in dringender Geldverlegenheit war.

Am Hofe zu Wien erkannte man die Sachlage und wußte den Werth der beiden Gegner wohl zu würdigen. Man suchte aber beide Theile zu schonen und verlieh dem Grafen Caraffa den längst gewünschten Posten eines Gesandten in Rom, vor dessen Antritt er jedoch am 6. März 1693 zu Wien starb.

Im Jahre 1691 verlor die kaiserliche Armee in dem General der Cavallerie Johann Heinrich Graf von Dünewald (Bild S. 901) einen Krieger von erprobter Tapferkeit und großer Kriegserfahrung, dessen militärische Verdienste aber leider durch Rauheit des

Charakters und Unverträglichkeit oft paralysirt wurden. Er kämpfte, 1620 geboren, tapfer bei St. Gotthard, kam aber schon 1674 am Rhein in Conflicte mit Caprara, zeichnete sich dann wiederholt am Rhein aus, kämpfte besonders erfolgreich 1683 in der Entsatzschlacht vor Wien und 1686 vor Ofen, sowie bei Mohacs und in allen späteren Feldzügen in Ungarn. In der Schlacht bei Szlankament hatte er einen Hauptantheil durch einen gelungenen Flankenangriff, kam aber trotzdem in ernste Zerwürfnisse mit Ludwig von Baden, durch den er sich zurückgesetzt glaubte. Ist auch sein Ausspruch, daß „es einem jungen Prinzen nur nützlich sein könne, von einem alten General zu lernen", unzweifelhaft richtig, so darf derselbe im Interesse der Disciplin nie rücksichtslos geltend gemacht werden. Wegen einer besonders heftigen Scene mit dem Markgrafen nach Wien zur Rechtfertigung berufen, traf ihn am 31. August 1691, als er kaum in Esseg das Schiff bestiegen hatte, ein tödtlicher Schlaganfall. Dünewald war ein sehr kenntnißreicher Soldat und gehörte zu den besten Reitergeneralen seiner Zeit; weniger lobenswerth sind die Unverträglichkeit und der oft in Habsucht übergehende Eigennutz, die ihm anklebten. Vor der Schlacht gerieth er stets in heftige Gemüthsbewegung, die man fast mit Furcht verwechseln konnte; er warf sich dann zur Erde und betete laut. Kam es aber zum Kampf, so fand er seine volle Fassung und war ein Muster an Kaltblütigkeit und Muth.

Die Erschöpfung beider Theile und verheerende Krankheiten waren Ursachen, daß der Krieg in den nächsten Jahren in Ungarn nur lässig und ohne durchschlagende Erfolge geführt wurde. Am 28. Mai 1692 wurde Großwardein von den Kaiserlichen genommen und bald darauf eine starke Heeresabtheilung unter dem Tartarkhan bis zur Vernichtung geschlagen. Aber damit endete der Feldzug und beide Theile suchten Ruhe in den früh bezogenen Winterquartieren.

Nicht viel energischer war die Kriegführung am Rhein, wo Markgraf Christian Ernst von Baireuth die Reichsarmee commandirte. Er blieb den ganzen Sommer unthätig und wußte seine numerische Ueberlegenheit so wenig auszunützen, daß er die Züge des französischen Generals De Lorges auf das rechte Rheinufer nicht verhinderte und den Herzog Friedrich Karl von Württemberg (17. September) bei Oettisheim einer Niederlage aussetzte.

In Italien war General Aeneas Caprara (Bild S. 901) an Caraffa's Stelle berufen worden. Er galt als der wissenschaftlich gebildetste General der kaiserlichen Armee und hatte in Ungarn, namentlich durch die Erstürmung Neuhäusels, vorzügliche Dienste geleistet. Aber abgesehen von seinem hohen Alter, das ihn zaudernd und unentschlossen machte, „galt er für geizig und habsüchtig, ja man behauptete von ihm, daß ihm nichts größeres Vergnügen bereite, als der Plünderung einer feindlichen Stadt, eines Lagers beizuwohnen und sich selbst den besten Theil der Beute zuzuwenden. Auch nannte man ihn schwer umgänglich, unverträglich, ja so mißgünstig gegen andere Generale und so neidisch auf ihre Erfolge, daß er beschuldigt wurde, sie oft durch kleinliche Intriguen an der Ausführung glänzender Thaten gehindert zu haben." (Arneth.)

Das war nicht der Mann, um die Sorglosigkeit des Kurfürsten Max Emanuel in Thatkraft zu verwandeln oder den Nachfolger desselben im Obercommando, den Herzog Victor Amadeus, durch glänzende Erfolge mit der bisherigen unrühmlichen Kriegführung in Italien zu versöhnen. Erst im Juni sammelte sich das Heer der Verbündeten im Lager von Pancalieri und nur auf Betreiben des Prinzen Eugen entschloß man sich endlich zu einem Zug durch das Thal von Barcelonette in die

Dauphiné, welchen Catinat mit seinem durch Abcommandirung geschwächten Corps nicht hindern konnte. Außer der Brandschatzung einiger Städte und dem Verwüsten des flachen Landes, womit man dem von den Franzosen am Rhein gegebenen Beispiel folgte, hatte aber auch diese Unternehmung keine anderen Folgen. Im Herbst kehrte man nach Piemont zurück, und da durch die Erkrankung des Prinzen Eugen an den Blattern der eigentliche treibende Geist fehlte, wurde nichts mehr unternommen.

Nachgerade sah man die Nothwendigkeit einer energischeren Kriegführung am Rhein ein und vertraute daher das Obercommando dem Markgrafen Ludwig von Baden an, der vorsichtig die Bedingung stellte, daß kein im Range höherstehender deutscher Fürst beim Heere verweilen dürfe. Aber trotzdem die kaiserliche Armee keinen Mangel an Generalen hatte und zwanzig Feldmarschälle besaß, war man doch in Verlegenheit, wen man nach Ungarn senden sollte, und vertraute endlich das Commando dort dem Prinzen Karl Eugen von Croy, der diese Berufung nur „der Anciennität dieser Schutzgöttin der Mittelmäßigkeit" verdankte. Zum Glücke war die Kriegführung der Türken unter dem ohnmächtigen Sultan Achmet II. so schläfrig, daß selbst ein so unfähiger Feldherr, wie Prinz Croy, keinen Schaden anrichten konnte, wenn man verlorene Zeit und ganz unnütz verschwendete Kräfte nicht als solchen betrachten will. In das Jahr 1693 fällt die berühmt gewordene Vertheidigung der unweit Orsowa befindlichen Felsenhöhle im Berg Jamatistos, welche Graf Friedrich Veterani (Bild S. 892) etwas befestigen und von 300 Mann besetzen ließ. Diese kleine Schaar wurde von einem sehr zahlreichen türkischen Corps angegriffen und wehrte sich so verzweifelt, daß nur wenig Lebende endlich den Türken in die Hände fielen. Diese sogenannte Veteranische Höhle spielte ein Jahrhundert später im letzten Türkenkrieg unter Kaiser Josef II. nochmals eine Rolle.

Die Unzulänglichkeit der Mittel hinderte auch den Markgrafen Ludwig von Baden, 1693 größere Operationen am Rhein zu unternehmen. Die Reichscontingente erschienen so langsam und in so geringer Stärke, daß die Armee kaum 30.000 Mann zählte. Indessen gelang es, durch glücklich gewählte Stellungen die Raubzüge der Franzosen einzudämmen, und endlich wurden die Marschälle De Lorges und Choiseul über den Rhein gedrängt. Entschieden unglücklich verlief dieses Kriegsjahr in Italien. Gegen den Rath des Prinzen Eugen, der mittlerweile Feldmarschall geworden war, verpaßte man die beste Zeit und die Periode der Ueberlegenheit an Truppen mit einer erfolglos verlaufenden Belagerung von Pignerol. Catinat störte dieselbe nicht, sondern zog so viel Verstärkungen an sich, daß er Ende September mit bedeutend überlegener Macht gegen Turin vorbrechen konnte. Uebereilt hob der Herzog Victor Amadeus die Belagerung auf, um seine Hauptstadt zu schützen, und am 7. October stießen die beiden Heere in der Ebene zwischen Marsaglia und Orbassano aufeinander. Nach einer blutigen Schlacht siegte Catinat's überlegene Führung über die schwankende Leitung der Verbündeten, und wieder war es Prinz Eugen, der die Armee durch einen glücklichen Rückzug retten und bei Turin sammeln mußte. Durch diesen letzten Schlag war des Herzogs Victor Amadeus Lust zum Krieg gänzlich abgekühlt, so daß er wohl schon damals den Gedanken faßte, ihn abzubrechen.

Da die Unfähigkeit des Prinzen von Croy sich zu offenbar gezeigt hatte, sendete man 1694 den Grafen Caprara nach Ungarn. Die geringe Stärke seiner Armee (26.000 Mann) nöthigte ihn zur Defensive, und es war als ein Erfolg anzusehen, daß er in seiner festen Stellung bei Peterwardein alle Angriffe des fast dreifach über-

egenen Großveziers Ali abschlug und ihn zwang, mit einem Verlust von 10.000 Mann abzuziehen. Am Rhein ergriff der Markgraf Ludwig von Baden mit seinem im Jahre 1694 ansehnlich verstärkten Heer die Offensive, schlug das 70.000 Mann starke Heer des Dauphin bei Heilbronn, vernichtete, dessen Rückzug folgend, bei Wiesloch die Nachhut, drängte ihn über den Rhein und plünderte weite Strecken des Elsaß, ohne sich aber für den Winter am linken Ufer behaupten zu können. Noch immer war jene langwierige Kriegführung üblich, die ohne entscheidende Resultate durch Jahre währte und die Länder verwüstete, ohne den politischen Zweck, dem sie dienen sollte, wirklich zu fördern. In Italien spielte Herzog Victor Amadeus ein so verwerfliches Doppelspiel, daß Catinat darüber berichten konnte: „So empfangen wir im Einvernehmen mit dem Herzog, wie es scheint, oder mit einem seiner Minister fortwährend Nachrichten, die sich vollkommen bestätigen und uns im voraus von den Bewegungen der Feinde unterrichten." Unter solchen Umständen konnte überhaupt von einer thatkräftigen Kriegführung keine Rede sein und der einzige Erfolg des Jahres 1694 war die Einnahme des Forts San Giorgio bei Casale durch den Prinzen Eugen, der das mehr als zweideutige Verhalten seines Verwandten durchschaute und darunter litt.

In der Türkei war Mustapha II. auf den Thron gekommen, nach einer langen Reihe von Schwächlingen wieder ein thatkräftiger Sultan; er half der Leere der Cassen ab, indem er die nicht immer im Wege Rechtens erworbenen Schätze seiner Großen an sich zog, und rückte im Frühjahr 1695 selbst mit einem starken wohlgerüsteten Heer in das Feld.

Desto schlimmer stand es auf kaiserlicher Seite. Um das Heer durch ein Hilfscorps von 8000 Mann zu verstärken, war der Oberbefehl dem Kurfürsten Friedrich August dem Starken von Sachsen übertragen worden, einem passionirten Lebemann, der seinen glänzenden äußeren Eigenschaften den Ruhm des siegreichen Feldherrn beizugesellen wünschte. Aber obwohl eine Reihe ausgezeichneter kaiserlicher Generale, wie Caprara, Graf Veterani, Graf Donat Heißler (Bild S. 901), Siegbert Heister (Bild S. 901), Graf Bussy-Rabutin und endlich der ausgezeichnete Guido Starhemberg, unter ihm dienten, war das Jahr 1695 ein sehr unglückliches für die kaiserlichen Waffen in Ungarn.

Viel mag dazu das unerquickliche Verhältniß zu dem über seine Zurücksetzung erbitterten und unverträglichen Caprara beigetragen haben, die Hauptursache lag aber doch darin, daß der Kurfürst selbst aller Feldherrngaben ermangelte und im Siegen über Frauenherzen viel mehr Erfahrung hatte als in der ernsteren Kriegführung. Dem entsprachen nun auch die von ihm erzielten Resultate. Lippa, Titel und Karansebes gingen an die Türken verloren, und am 5. September 1695 wurde das vorgeschobene Corps des Grafen Friedrich Veterani (ungefähr 7000 Mann) von dem über 80.000 Mann zählenden Hauptheer des Sultans angegriffen und trotz heldenhaften Widerstandes fast ganz aufgerieben. Schon schwer verwundet, feuerte Graf Veterani von einem Wagen aus seine Soldaten noch an, bis er im Getümmel getödtet wurde. Schlimmer als diese Mißerfolge aber war es, daß die Mannszucht und Disciplin im Heere so sehr sank, daß es sogar zu Meutereien kam. Das Bewußtsein, schlecht geführt zu werden, erbitterte die Soldaten ebensosehr als der Mangel an Vorsorge, der umso schmerzlicher empfunden wurde, als Kurfürst Friedrich August auch im Feldlager seine schwelgerischen Gewohnheiten beibehielt.

Die Nothwendigkeit, das Heer in Ungarn zu verstärken, hatte so bedeutende commandirungen von der Rheinarmee nöthig gemacht, daß Markgraf Ludwig Baden seine im Vorjahre errungenen Vortheile im Feldzuge von 1695 nicht verfo konnte, sondern sich damit begnügen mußte, die Befestigungen der sogenannten H bronner Linie zu halten.

Nach dem Abgang Caprara's war dem Prinzen Eugen das Commando i die kaiserlichen Truppen im Vertrauen zu seiner „bekannten Experienz, vielfach bewiese Valor, auch beiwohnender guter Vernunft und Conduite" übertragen worden. Prinz täuschte sich über das Unerquickliche seiner Aufgabe nicht und berichtete i Wien, es müsse ein geheimes Einverständniß zwischen dem Herzog Amadeus und



Feldmarschall Graf Veterani. (Seite 890.)

Franzosen bestehen, wie aus den gänzlich verfehlten militärischen Dispositionen des hervorgehe. Auch im österreichischen Corps sah man das ein und die Erbitterung dar stieg so hoch, daß bei Lebensstrafe den Officieren verboten werden mußte, „über Herzogs Thun und Lassen ein Urtheil zu fällen, darüber zu reden oder Gerüchte zustreuen." Endlich ließ der Herzog vollkommen die Maske fallen, er trat an die S der Franzosen und übernahm das Obercommando. Da auch Spanien und Eng zauderten, den Krieg in Italien fortzuführen, erfolgte im October 1696 der Absch eines Neutralitätsvertrages eben zu rechter Zeit, um die frei werdenden Truppen deren Führer auf einem andern Kriegsschauplatz zu verwenden, wo eine energ Führung sehr wichtig war.

Auch in Deutschland wurde der Krieg im Jahre 1696 nur mehr lässig gefi *Die Erschöpfung* aller Theile weckte das Friedensbedürfniß, dem Kaiser Leop

desto lieber nachkam, als er die Mißlichkeit einer Kriegführung auf drei Schauplätzen nun kennen gelernt hatte und die Dinge in Ungarn sich immer mißlicher gestalteten. Auf dem zu Ryswyk versammelten Friedenscongreß hatte Ludwig XIV. es verstanden, England, Holland und Spanien von der großen „Coalition" zu trennen und dadurch auch den Kaiser und das Reich zu einem Frieden gezwungen, der ihm Elsaß sammt Straßburg einbrachte. In bitterer Satyre nannte der Volkswitz diesen Frieden den von „Reißweg", weil er noch schlimmer sei wie der letzte mit Frankreich geschlossene von „Nimmweg" (Nymwegen).



Ludwig Markgraf von Baden. (Seite 887 u. ff.)

In Ungarn wurden die Dinge stets schlimmer, so daß Johann Ludwig Graf Bussy-Rabutin, der unterdessen das vom Fürsten Michael II. Apaffi gegen ein Jahrgeld abgetretene Siebenbürgen im Namen des Kaisers besetzt hatte, nach Wien schrieb: „Unsere Truppen haben ihren Muth eingebüßt, die Türken ihn wieder gewonnen, es ist eben kein Herzog von Lothringen mehr da, kein Prinz von Baden. Aber es wäre doch sonderbar, daß man keine Generale finden sollte, die dasselbe leisteten, nur müssen sie das Vertrauen der Mannschaft haben, denn das ist eines der wesentlichsten Mittel zum Siege. Früher waren die Türken die Hasen und wir hetzten, jetzt liegt die Sache umgekehrt."

Der einzige größere Zusammenstoß des Jahres 1696 in der Schlacht bei Olos (16. August) brachte dem Kurfürsten Friedrich August eine neue Niederlage, deren Schuld er und Caprara sich gegenseitig zuschoben. Der Verlust war auf beiden Seiten zwar gleich, aber das kaiserliche Heer mußte das Feld räumen. Noch empfindlicher war eine andere Schlappe, in welcher in Folge der planlosen Verfügungen des Obercommandos der verdienstvolle Donat Heißler (Bild S. 901) das Schicksal des Grafen Veterani erlitt. Er hatte sich vom gemeinen Soldaten zum Feldmarschall und Grafen von Heitersheim emporgeschwungen, war einer der tüchtigsten Reiterführer und wegen seiner kühnen Züge die „Türkengeißel" genannt.

Ein neuer Aufstand Tököly's, welcher die über Ausschreitungen der Truppen entstandene Erbitterung im Lande für seine Zwecke ausnützen wollte, wurde mit leichter Mühe unterdrückt, so daß dieser ehrgeizige Abenteurer nach Konstantinopel fliehen mußte. Dort war man aber seiner Ansprüche und seiner Unfähigkeit überdrüssig und verwies ihn auf ein Gut nach Kleinasien, wo er 1705 starb.

Bei den vielerlei Rücksichten, die man zu nehmen hatte, konnte man sich in Wien nicht zur Entfernung des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen vom Oberbefehl entschließen. Wohl aber war man entschlossen, ihm statt des greisen und unverträglichen Caprara, der auf dem Ruheposten des Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes unschädlich gemacht werden sollte, eine jüngere und tüchtigere Kraft beizugesellen.

Ohne lange Wahl wurde hiezu Prinz Eugen von Savoyen ausersehen, und selbst Markgraf Ludwig von Baden, dessen frühere Freundschaft zu dem Prinzen merklich erkaltet war, bezeichnete ihn als den Würdigsten und Fähigsten. Graf Rüdiger Starhemberg aber berichtete als Hofkriegsraths-Präsident an den Kaiser: „er wisse niemand zu nennen, der mehr Verstand, Erfahrung, Fleiß und Eifer zu des Kaisers Dienst, der eine großmüthigere und uneigennützigere Gesinnung, der die Liebe der Soldaten in höherem Grade besitze, als der Prinz." Wohl machten sich schwerwiegende Einflüsse für den Grafen Hermann Otto von Limburg-Styrum (geb. 1652, gest. 1704) geltend, der seine rasche Beförderung gewichtigen Familienverbindungen verdankte, aber keinerlei besondere militärische Befähigung besaß. Man müßte höchstens seine virtuose Reitkunst hiezu rechnen, die in dem bekannten siebenviertelstündigen Distanzritt von Wiener-Neustadt nach Wien zum Tagesgespräch wurde.

Es war dieser Ritt der erste seiner Art und entstand aus einer lebhaften Discussion seitens des englischen Gesandten in Wien, Lord Lexington, der ebenfalls ein großer Pferdeliebhaber und trefflicher Reiter war, wobei der Engländer einige herbe Worte über die Vorzüge der Reiter seines Vaterlandes fallen ließ. Nun bot Graf Limburg-Styrum, damals Obristlieutenant des Beireuth'schen Dragonerregiments, dem Fremden die Wette an, er wolle von Wiener-Neustadt bis nach Wien — eine Strecke von sechs deutschen Meilen — innerhalb sieben Viertelstunden reiten, welche Wette angenommen und der Preis von 1000 Ducaten bestimmt wurde. Am 13. Februar 1678 vollendete der Graf seinen „Wunderritt" derart, daß an der festgesetzten Zeit noch mehr als eine Viertelstunde fehlte, als er an die Tribunen auf dem Stefansplatze gelangte, worauf die Kampfrichter ihn einstimmig als Sieger erklärten, da er Schlag neun Uhr von Wiener-Neustadt abgeritten war und die Residenzstadt Wien also in weniger als einer Stunde und 45 Minuten erreicht hatte.

Der Kaiser legte auf dieses zweifelhafte Verdienst Styrum's kein Gewicht und entschied für den Prinzen Eugen, und als durch ein glückliches Ungefähr der Kurfürst von Sachsen in Folge seiner Wahl zum König von Polen selbst vom Oberbefehl zurücktrat, traf man keine neue Entscheidung in der Personenfrage, sondern verlieh denselben nun an den bisher als Stellvertreter des Kurfürsten designirten Prinzen Eugen von Savoyen. (Bild S. 908.)

Prinz Eugen's erstes selbstständiges Commando und die Schlacht bei Zenta.

Die Kunde von der Ernennung des Prinzen Eugen wurde im Heere, dessen Stimmung so gedrückt und unzufrieden war, mit Enthusiasmus begrüßt. Prinz Eugen besaß nicht nur durch seine bisherigen Thaten das Vertrauen der Officiere, die von ihm die Wiederkehr der glorreichen Zeiten unter Führung des Herzogs von Lothringen hofften, sondern er war auch im ganzen Heere beliebt wegen seiner Leutseligkeit, die merklich gegen den übermüthigen Stolz und die Rauheit des Kurfürsten Friedrich August abstach; und besonders hoffte man von seiner Umsicht und Sorgfalt Abhilfe in Bezug auf die stockende Soldzahlung, mangelnde Verpflegung und Bekleidung. Prinz Eugen war eben ein Heerführer im Sinne Gustav Adolf's und Waldstein's der seine Aufgabe nicht mit der Leitung der Operationen erfüllt sah, sondern seine Sorgfalt dem ganzen complicirten Organismus der Armee zuwendet und auch die geringsten Dinge nicht übersieht, die den Geist und die Schlagfertigkeit der Truppen beeinflußen können.

Als Prinz Eugen im Frühjahr 1697 den Oberbefehl antrat, fand er die Armee in einem traurigen Zustande, mangelhaft gerüstet, die Mannszucht gelockert, die Magazine geleert, die Truppen mangelleidend, so daß es in einzelnen Garnisonen zu Empörungen kam, die mit Anwendung von Gewalt niedergeschlagen werden mußten. Das von Guido Starhemberg bei Esseg gesammelte Heer war in so arger Verfassung, daß Prinz Eugen den Artillerie-Obersten Solar nach Wien sendete, um sowohl die Mittel zur Verbesserung der ökonomischen Mängel wie auch die Machtvollkommenheit zur Herstellung der Disciplin zu verlangen. War ja doch durch Eifersüchteleien zwischen den oberen Befehlshabern der ganze dienstliche Verkehr gehemmt, daß z. B. die noch von Kurfürst Friedrich August eingeleitete Belagerung von Bihacs durch die Rangstreitigkeiten der Generale Auersperg und Batthyany mißlang.

Am 25. Juli zog Prinz Eugen mit seinem Heer von Esseg nach Peterwardein, wohin er die in Ungarn zerstreuten Corps beschied. Nur Graf Rabutin, aus der Zeit des vorigen Obercommandos an Eigenmächtigkeit gewöhnt, machte Schwierigkeiten und wollte Siebenbürgen nicht verlassen. Eugen verschaffte aber, vom Kaiser nachdrücklich unterstützt, seinen Anordnungen Gehorsam und versammelte im August im Lager zu Kobila ein Heer von 65.000 Mann.

Dasselbe konnte sich freilich weder an Zahl noch Kriegsrüstung mit jenem messen, das Sultan Mustapha II. in der Stärke von 135.000 Mann und unterstützt von einer zahlreichen Donauflotille nordwärts führte. Am 19. August ging der Sultan bei Pancsova über die Donau und schien ebensowohl Titel wie Peterwardein zu bedrohen. Das letztere um jeden Preis zu retten, war Eugen's fester Entschluß, und

er ging geradezu auf die Türken los, deren zahlreiche leichte Reiterei um das geschlossen marschirende kaiserliche Heer wie Mückenschwärme kreiste. Unterdessen brachten Kundschafter die Nachricht, daß der Sultan seine Absicht auf Peterwardein aufgegeben habe und sich theißaufwärts gegen Szegedin bewege, um dieses zu nehmen, und bald darauf erpreßte man von dem bei einem Scharmützel gefangenen Dschaafer Pascha die Aussage, daß auch dieser Plan wieder verworfen worden sei, das türkische Heer dagegen bei Zenta stehe, um die Theiß zu überschreiten und das von den Truppen entblößte Siebenbürgen zu besetzen.

Dieses Schwanken in den Dispositionen des Gegners befestigte Eugen in seiner Absicht, denselben auf jeden Fall zum Stehen und zur Schlacht zu zwingen. In zwölf großen Colonnen, je sechs von der Reiterei und dem Fußvolk gebildet, richtete Eugen seinen Marsch direct gegen Zenta, um die Türken noch während des Ueberganges zu treffen.

Am 11. September 1697 bekam man Vormittags das türkische Lager zu Gesicht, das hart am rechten Theißufer lag und mit Benützung der Ruinen früherer kaiserlicher Proviant-Depots durch Erdwälle und Redouten geschützt war. Starke Verpalissadirungen, die im Halbkreis an das Ufer reichten, und Wagenburgen erhöhten die Widerstandsfähigkeit dieser Stellung, in deren Mitte die von den Türken geschlagene Schiffsbrücke lag, auf welcher ein Theil der Reiterei und die Artillerie unter dem Sultan schon auf das linke Ufer übergegangen waren. Offenbar hatte Mustapha II. trotz seiner Uebermacht keine Lust zum Schlagen, aber im Vertrauen auf dieselbe und den Vortheil der Stellung glaubte er unbehelligt den Stromübergang bewerkstelligen zu können, worauf es fast unmöglich gewesen wäre, Siebenbürgen zu retten. Vielleicht war er noch immer an das Zaudern und Schwanken der früheren Armeeleitung gewöhnt, aber dies war ein Irrthum, der sich bitter rächen sollte.

In einem weiten Bogen näherte sich in zwei Treffen das kaiserliche Heer dem türkischen Lager, wobei die Flügel des ersten Treffens zum Schutz gegen feindliche Reiterschwärme etwas zurückgenommen wurden. Den rechten Flügel führte der eiserne Siegbert Heister (Bild S. 901), den linken Graf Guido Starhemberg (Bild S. 909), nächst Eugen der bedeutendste kaiserliche General in jener Epoche. Das Centrum befehligten die Prinzen von Commercy und Vaudemont, hier befand sich auch Eugen selbst mit dem General der Cavallerie Graf Bussy-Rabutin, dem Feldzeugmeister Börner und Grafen Reuß.

Jeder Augenblick war kostbar, wenn man dem Feind eine entscheidende Niederlage beibringen wollte, bevor er sich einem Angriff entzog. Ohne daher den Vormarsch gegen das Lager einzustellen, wurden die Angriffe einiger Reiterschwärme abgewiesen und die von den Erdwällen begonnene Kanonade erwidert. Nachdem der jugendliche Heerführer nochmals die Reihen seiner Armee durchflogen und ihren Kampfesmuth mit freudigen Worten angefeuert hatte, wurde zuerst dem linken Flügel, welcher sich an das flache Ufer lehnte, und bald darauf dem ganzen Heer der Befehl zum Angriff gegeben.

Die Türken vertheidigten ihre Wälle tapfer und namentlich ihr wohlgenährtes Feuer brachte den Angreifern viele Verluste. Aber Eugen's scharfer Blick hatte oberhalb der Schiffbrücke einige Sandbänke bemerkt, auf deren Benützung er augenblicklich seinen Schlachtplan construirte, indem der linke Flügel mittelst derselben in das türkische Lager dringen, die Armee im Rücken nehmen und womöglich die Schiffbrücke zerstören sollte.

Ziffern sind die Objecte ausgedrückt, so daß sich der Beschauer gut orientiren kann: „1. Kaiserliches Provianthaus. 2. Türkisches Retranchement. 3. Türkische Wagenburg. 4. Türkische Brücke von 60 Schiffen. 5. Anderes weitläufiges Retranchement, so aber noch nicht ganz fertig war. 6. Türkisches Lager über der Theiß. 7. Das Dorf Senta abgebrannt. 8. Figur der kaiserlichen Armee im Angriff. 9. Ort, allwo viele Türken niedergehauen und in das Wasser gesprenget sind."

An die Schlacht von Zenta knüpft sich eine allgemein verbreitete Anekdote, welche sogar in Geschichtswerke Eingang fand und deshalb, obwohl sie ganz unstichhältig ist, hier Erwähnung finden muß. Nach derselben hätte Prinz Eugen auf dem Zug gegen Zenta eine Ordre des Hofkriegsrathes erhalten, durch welche ihm jede ernste Unternehmung gegen den überlegenen Feind untersagt wurde. Den Inhalt ahnend und von seinem Sieg überzeugt, habe er diese Ordre erst nach der Schlacht geöffnet und sei dafür vom Hofkriegsrath zur Verantwortung gezogen, ja vor ein Kriegsgericht gestellt worden. Alle diese Details entbehren jeder thatsächlichen Unterlage und sind vollkommen erfunden. An der Spitze des Hofkriegsrathes stand der erfahrene Rüdiger Starhemberg, der das Verdienst Eugen's vollkommen zu schätzen wußte, und Kaiser Leopold selbst, der nach des Prinzen eigenen Worten ihm wie ein Vater gesinnt war, würde einer so crassen Ungerechtigkeit niemals zugestimmt haben.

Indessen ist nicht zu übersehen, daß der zeitgenössische Biograph Leopold's I., Eucharius Gottlieb Rink, diese Anekdote schon bringt, sie also schon damals cursirt und Glauben gefunden haben mag. Und wenn man sich erinnert, daß Graf Caprara, ein alter Gegner des Prinzen, Vicepräsident des Hofkriegsrathes war und manche andere Generäle dem glänzend aufgehenden neuen Gestirn nicht günstig gesinnt sein mochten, weil sie von demselben mit Recht eine Verdunkelung ihrer sehr bescheidenen Leuchtkraft vermutheten, so wird man immerhin eine Strömung voraussetzen dürfen, die dem Sieger von Zenta ungünstig und sofort bereit war, ihm seine Energie als Unbotmäßigkeit und Eigenwille auszulegen. Dieselbe war aber nie kräftig genug, um zu den angegebenen Consequenzen zu führen, und wir werden daher in der Fassung der Anekdote nur das so oft auftretende Bestreben der öffentlichen Meinung zu sehen haben, inneren politischen Vorgängen und Stimmungen durch erfundene Thatsachen Körperlichkeit und Allgemeinverständlichkeit zu verleihen.

Das eintretende schlimme Wetter, besonders aber die mangelhafte Ausrüstung des Heeres hinderten Eugen an der vollen Ausnützung des Sieges, namentlich an der vom Hofe gewünschten Eroberung von Temesvar. Als Frucht der Schlacht bei Zenta verblieb noch immer die fast gänzliche Räumung Ungarns und die Sicherung von Siebenbürgen. Schon sanitäre Gründe nöthigten ihn, das Gros seines Heeres zu theilen und in verschiedene Quartiere zu legen. Mit einem kleinen erlesenen Corps aber unternahm er im October jenen abenteuerlichen Zug nach Bosnien, der ihn bis nach Serajewo führte und wohl keinen anderen Zweck hatte, als den Schrecken vor den kaiserlichen Waffen den Türken noch tiefer einzuprägen. Auf dem ganzen Zug fand er wenig ernsthaften Widerstand, dagegen schlossen sich ihm zahlreiche Christen mit Habe und Familien an, um bei dieser Gelegenheit der türkischen Herrschaft zu entrinnen.

Am 5. November wurde die Save wieder überschritten und der Prinz eilte nach Wien, wo er vom Hofe mit Auszeichnung, vom Volke mit beispiellosem Enthusiasmus aufgenommen wurde.

Prinz Eugen benützte die Muße des Winters, um dem Kaiser ausführliche Vorschläge für den Feldzug des Jahres 1698 zu unterbreiten. Dieselben gipfelten darin, daß man mit der bisherigen langwierigen Kriegführung brechen und durch einige energisch geführte große Schläge die Türken zum Frieden zwingen müsse. Dazu gehöre ein nicht übergroßes, aber gut gerüstetes Heer, das durch eine Donauflotille unterstützt werde und für dessen Sold und Verpflegung vorgesorgt werden müsse. Dem Kaiser leuchtete die Trefflichkeit dieser Vorschläge ein, und er plante sogar die Errichtung eines General-Kriegsfonds. Aber alle guten Vorschläge und Absichten fanden ihr Grab in der gähnenden Leere der kaiserlichen Cassen.

Nur sehr langsam und kaum besser gerüstet als im Vorjahr, sammelte sich 1698 das Heer wieder. Entbehrungen jeder Art wirkten deprimirend auf die Truppen, es bedurfte des ganzen Gewichtes seiner Persönlichkeit, um es Eugen zu ermöglichen, daß nicht wieder Zustände bei der Armee eintraten, wie er sie im Vorjahre gefunden hatte. Bei einzelnen getrennt dislocirten Dragonerregimentern hatte das Ausbleiben des Soldes und der Mangel an Verpflegung so demoralisirend gewirkt, daß man Comploten auf die Spur kam, welche die Tödtung der Officiere und die Desertion zu den Türken bezweckten.

Zum Glück hatten diese die derbe Lection des vorigen Jahres noch nicht vergessen, und der bei Belgrad stehende neue Großvezier zeigte gar keine Lust, das Schicksal seines Vorgängers zu theilen. Im Spätherbst 1698 trat unter Vermittlung Englands und Hollands der Friedenscongreß zu Karlowitz zusammen. Dort wurde auch am 26. Jänner 1699 der Friede geschlossen, welcher die Anerkennung des gegenwärtigen Besitzstandes, also den Verzicht der Türkei auf Ungarn, Siebenbürgen und des größten Theils von Slavonien, brachte. Die Grenze gegen die Türkei, die im letzten Frieden bei Gran und Neuhäusel gezogen war, wurde bis Temesvar und Belgrad hinausgerückt, und es war überhaupt fast der erste Friede, in welchem die Pforte zu Opfern sich verstehen mußte.

So ruhten endlich auch im Südosten der Monarchie die Waffen und das 17. Jahrhundert, das die furchtbarsten und blutigsten Kriege gesehen, endete im tiefsten Frieden.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Lange konnten sich jedoch die Völker Europas und besonders jene Oesterreichs welche am schwersten von den Kämpfen des vergangenen Jahrhunderts gelitten hatten, der Segnungen des Friedens nicht freuen. Die treulose Politik Frankreichs und die unersättliche Ländergier Ludwig's XIV. suchten nur nach einem Vorwand, um einen neuen Krieg zu entfesseln, und es fand sich ein solcher in der spanischen Erbschaftsfrage, bei welcher allerdings ganz Europa betheiligt war, da der Heimfall des spanischen Besitzes an eine der großen europäischen Mächte derselben das unbestrittene Uebergewicht verliehen hätte.

Schon lange vor dem Tode des an Geist und Körper siechen Königs Karl II. beschäftigte sich daher die Politik mit dieser Frage, in welcher allerdings das formelle Recht von vorneherein ganz auf der Seite des Hauses Habsburg war. Diesem stand die Erbfolge in Spanien nicht allein kraft alter Familienverträge zu, sondern alle anderen allenfalls Berechtigten, darunter auch Ludwig XIV., dessen Gattin Maria Theresia eine Schwester Karl's II. war, hatten seinerzeit

feierlichen Verzicht auf die spanische Erbschaft geleistet. Als jedoch deren factische Erledigung naherückte, erklärte Ludwig XIV. diese Verzichtleistung für ungiltig und die französische Diplomatie arbeitete so geschickt, daß nach dem am 1. November 1700 erfolgten Tode des Königs von Spanien, der persönlich den Ansprüchen seines Hauses zuneigte, sich ein Testament fand, das den Enkel Ludwig's XIV., Herzog Philipp von Anjou, zum alleinigen Erben der ganzen spanischen Monarchie einsetzte. Der vielfach ausgesprochene Verdacht, daß dieses Testament eine Fälschung sei, scheint nicht auf Wahrheit zu beruhen, wohl aber wurde es dem apathischen, todtkranken König unter den ärgsten Pressionen abgerungen.

Die Bestürzung und Entrüstung über eine so hinterhältige und rechtswidrige Politik war in Wien nicht blos am Hof, sondern auch in allen Kreisen der Bevölkerung eine beispiellose; Kaiser Leopold I. fand eine ihm sonst fremde Entschlossenheit und war zur nachdrücklichen Behauptung der Rechte seines Hauses vom ersten Moment an fest gewillt. Neben den nöthigen Protesten und anderen diplomatischen Schritten wurde die Entsendung eines Heeres nach Italien beschlossen, um die zum römisch-deutschen Reich gehörigen Theile zu besetzen und überhaupt in diesen nächstgelegenen Partien der spanischen Erbschaft das gute Recht des Hauses Habsburg zur Ge zu bringen. Allein und fast ohne alle Bundesgenossen nahm Kaiser Leopold I. Kampf mit Frankreich auf, das sich durch rasches Zugreifen in Spanien und It nicht allein den Vortheil des factischen Besitzes sicherte, sondern durch glänzende, auch nicht aufrichtig gemeinte Versprechungen sich Bundesgenossen an Herzog Vic Amadeus von Savoyen und anderen italienischen Fürsten schuf. Ja sogar deutsche Fürsten ließen sich durch die französische Politik so umgarnen, daß sie der Pfl gegen Kaiser und Reich völlig vergaßen; es waren dies der Schwiegersohn Leopold's, der Kurfürst Max Emanuel von Baiern, und dessen Bruder Josef Klemens, der nur den kaiserlichen Waffen die Erhebung auf den Kurfürstensitz von Köln verdankte.

Der Oberbefehl des in Südtirol zusammengezogenen kaiserlichen Heeres, d 30.000 Mann stark war, konnte keinem Würdigeren übertragen werden, als de Prinzen Eugen. Ihm waren beigegeben Guido Starhemberg, Prinz Kar Thomas Vaudemont und Feldzeugmeister Börner. Der letztere hatte sich vo den untersten Chargen durch eigenes Verdienst emporgeschwungen und zählte zu de tüchtigsten Artilleriegeneralen seiner Zeit. Er erwarb sich um diese Waffe in d österreichischen Armee die größten Verdienste, und Prinz Eugen rühmte wiederhol die kaiserliche Artillerie sei unter Börner's Leitung so trefflich eingerichtet, „daß keine schönere und regulirtere in der Welt gab“.

Prinz Eugen fand in Italien seinen alten Gegner, den Marschall Catina vor sich, der alle aus Tirol in die oberitalienische Ebene führenden Thäler und Päss vom Gardasee bis an die Etsch besetzt hatte und dadurch gegen jeden Angriff gesicher zu sein glaubte. Aber nur zu bald sollte er erkennen, daß er es nicht mehr mit de zaudernden, ziellosen Heerführung des letzten Krieges zu thun hatte und er in Euge von Savoyen einen Gegner vor sich hatte, der ihm mehr als ebenbürtig war.

Am 20. Mai 1701 traf Eugen in Roveredo ein und schritt sofort an Vorbereitungen zum Angriff. Aber er dachte nicht daran, die von Ca Punkte hiezu zu wählen, sondern führte seine Truppen üb birg ein Unternehmen, das sich an Kühnheit und meisterha



Die kaiserlichen Generäle im Türkenkriege.

schen Gebirgsübergängen an die Seite stellen darf. Tausende von Solda
Landbewohnern mußten Schritt für Schritt die Wege über das steile Gebirge
die Cavallerie mußte die Pferde am Zügel führen, die Kanonen und Wägen
zerlegt und an Stricken hinaufgezogen und herabgelassen. Ueber Höhen, wo
ein Saumthier gegangen, geschweige denn ein Wagen gefahren war, marsch
ganze Armee mit den Geschützen und Colonnenwägen und stand plötzlich i
des Gegners, der sich im Vertrauen auf seine Stellung vor jedem Angr
wähnte. Am 26. Mai war dieser kühne Zug angetreten worden und am
stand die ganze kaiserliche Armee in der venetianischen Ebene, wenige Me
Verona.

Wie bei diesem bewunderungswürdigen Marsch wußte Prinz Eugen
seinen späteren Operationen den Gegner in Ungewißheit über seine Absichten
Dadurch wurde selbst ein so erfahrener Feldherr wie Catinat zu einer ge
Theilung seiner Streitkräfte verleitet. Gerade dies aber hatte Prinz Eugen
wollen und warf sich nun mit Blitzesschnelle auf die einzelnen Abtheilungen,
Castagnaro und Carpi die Franzosen so empfindlich zu schlagen, daß
das Lager bei San Pietro di Legnano räumte und bis an den Mincio z

Während Prinz Eugen die Vorbereitungen traf, um auch diesen Fluß
schreiten, übernahm Herzog Victor Amadeus den ihm zugestandenen
über das piemontesisch-französische Heer, wodurch die Aufgabe Eugen's sehr
wurde, so peinlich es ihm auch sonst sein mochte, dem Chef seines Hauses,
vielfach verpflichtet war, als Feind gegenüberzustehen.

Am 27. Juli wurde bei Salionze der Mincio überschritten und nach
kleineren Gefechten zogen sich die Gegner bis an den Oglio zurück. Damit
Gefahr nahe, daß der Krieg in das Mailändische verlegt werde, wo die K
auf viele Sympathien rechnen durften, während die Franzosen wegen ihres H
und der zwecklosen Verwüstungen allgemein verhaßt waren.

Tief erbittert über diese Mißerfolge seiner Truppen, dachte der König v
reich an einen Wechsel im Commando. Unter den Einfluß der Hof-Intriguen
Wahl auf den Marschall Franz von Neufville, Herzog von Villeroi, d
dienste in einer bestechenden Außenseite und glattem Höflingswesen bestanden,
alles Feldherrntalentes entbehrte. Dieser Mann sollte den tüchtigen Catina
der in edler Selbstüberwindung sich bereit erklärte, unter Villeroi zu die

Mit einer Verstärkung von 32 Bataillonen traf dieser am 22. August
bei Fontanella ein, um sein großsprecherisches Vorhaben: die Oesterreicher in
Tirols zu jagen, in Angriff zu nehmen. Ohne gehindert zu werden, überschri
Oglio und am 1. September wagte er einen Angriff auf die feste Ste
Oesterreicher bei Chiari. Trotz der wirklich glänzenden Tapferkeit der
mißlang derselbe gänzlich. Durch Brustwehren gedeckt, unterhielt das kaiserl
volk ein so intensives Feuer, daß die Franzosen große Verluste erlitten und
endlich den Rückzug einleiten mußte, weil Villeroi vollkommen rathlos w
französischen Verluste von 2000 Mann stand auf kaiserlicher Seite jener von 3
und 81 Verwundeten gegenüber.

Rasch hatte der neue französische Feldherr seine Zuversicht und sein
nehmungslust verloren. Unbeweglich blieb er in seinem Lager am linken
stehen, das erfolgreich anzugreifen, dem Prinzen Eugen die nöthigen S

Bei dem Uebelwollen der Bevölkerung fing es im französischen Lager endlich viant zu mangeln an und am 13. November mußte Villeroi seine Stellung und den Rückzug antreten, den Prinz Eugen möglichst erschwerte und vermachte. Mit geringen Opfern wurden dann Caneto, Marcario und alla genommen und fast das ganze Mantuanische Gebiet von den Franzosen t, um daselbst Winterquartiere nehmen zu können.

achgerade hatten sich der kaiserlichen Sache aber auch Bundesgenossen beigesellt, die Gefahr erkennen lernte, mit welcher die französische Uebermacht die Unkeit Europas bedrohte. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg durch den Königstitel gewonnen, und nachdem er am 18. Jänner 1701 die als erster König von Preußen vollzogen hatte, verpflichtete er sich zur eines Hilfscorps von 10.000 Mann, Dänemark sicherte 6000 Mann zu, England und Holland neigten der Sache des Kaisers zu. Erbittert über die igung des vertriebenen Hauses Stuart durch Ludwig XIV., bewog König m III. das englische Parlament zu bedeutenden Bewilligungen, und am ember 1701 wurde das Bündniß von England und Holland mit aiser abgeschlossen und dadurch die große Coalition gegen Frankreich wieder en gerufen.

Während Prinz Eugen die Winterruhe dazu benützte, um das von den Angen hart mitgenommene Heer zu reorganisiren und dessen Verstärkung und ung in Wien zu betreiben, sann sein rastloser Geist auf neue Unternehmungen. e in Cremona, wo Marschall Villeroi sein Hauptquartier hatte, angeknüpfte gen ließen endlich den Plan zu jenem berühmten Ueberfall entstehen, welcher Februar 1702 in das Werk gesetzt wurde. In stürmischer Regennacht rückten Mann Fußvolk und 1000 Reiter unter dem Grafen Guido Starhemberg 0 Mann Fußvolk und 2400 Reiter unter Prinz Vaudemont gegen Cremona rch eine im Wall befindliche Einlaßöffnung eines Wassercanales sollte eine Ab in die Festung eindringen, sich eines Thores bemächtigen, um die Truppen emberg's einzulassen, welche dann vor Allem das Po-Thor zu forciren hatten, von dort anrückenden Prinzen Vaudemont den Zugang zu ermöglichen.

er schlechte Weg verzögerte den Marsch, so daß schon der Morgen dämmerte, zur Ausführung schritt. Indessen ging Alles glücklich. Oberstwachtmeister ann vom Regimente Gschwind (Nr. 35) kam glücklich durch den geheimen t 400 Mann in die Stadt und ihm folgten zwei andere Abtheilungen. Auch rrumpelung der Wache an der Porta Margherita gelang, worauf die letztere und die Truppen Starhemberg's eingelassen wurden. Im Innern der and man aber energischeren Widerstand als man erwartet hatte. Theils kamen kaiserliche Abtheilungen in den fremden Straßen nicht an jene wichtigen Plätze, n bezeichnet wurden; eine Hauptursache des Mißlingens lag aber in dem zu Umstande, daß ein Theil der französischen Truppen am frühen Morgen zu srückung bestimmt war und daher kampfbereit den Kaiserlichen entgegengeworfen konnte.

ohl wurde im ersten Getümmel der Marschall Villeroi gefangen genommen, Hauptmann Mac Donnell vergeblich 10.000 Ducaten und eine Obersten französischen Heere für seine Freilassung anbot, einzelne Abtheilungen der hen drangen auch in das Innere der Stadt vor. Aber die Franzosen sammelten

testen Gebirgsübergängen an die Seite stellen darf. Tausende von Soldaten und Landbewohnern mußten Schritt für Schritt die Wege über das steile Gebirge bahnen, die Cavallerie mußte die Pferde am Zügel führen, die Kanonen und Wägen wurden zerlegt und an Stricken hinaufgezogen und herabgelassen. Ueber Höhen, wo noch nie ein Saumthier gezogen, geschweige denn ein Wagen gefahren war, marschirte eine ganze Armee mit den Geschützen und Colonnenwägen und stand plötzlich im Rücken des Gegners, der sich im Vertrauen auf seine Stellung vor jedem Angriff sicher wähnte. Am 26. Mai war dieser kühne Zug angetreten worden und am 4. Juni stand die ganze kaiserliche Armee in der venetianischen Ebene, wenige Meilen von Verona.

Wie bei diesem bewunderungswürdigen Marsch wußte Prinz Eugen auch bei seinen späteren Operationen den Gegner in Ungewißheit über seine Absichten zu lassen. Dadurch wurde selbst ein so erfahrener Feldherr wie Catinat zu einer gefährlichen Theilung seiner Streitkräfte verleitet. Gerade dies aber hatte Prinz Eugen erreichen wollen und warf sich nun mit Blitzesschnelle auf die einzelnen Abtheilungen, um bei Castagnaro und Carpi die Franzosen so empfindlich zu schlagen, daß Catinat das Lager bei San Pietro di Legnano räumte und bis an den Mincio zurückwich.

Während Prinz Eugen die Vorbereitungen traf, um auch diesen Fluß zu überschreiten, übernahm Herzog Victor Amadeus den ihm zugestandenen Oberbefehl über das piemontesisch-französische Heer, wodurch die Aufgabe Eugen's sehr erleichtert wurde, so peinlich es ihm auch sonst sein mochte, dem Chef seines Hauses, dem er vielfach verpflichtet war, als Feind gegenüberzustehen.

Am 27. Juli wurde bei Salionze der Mincio überschritten und nach einigen kleineren Gefechten zogen sich die Gegner bis an den Oglio zurück. Damit lag die Gefahr nahe, daß der Krieg in das Mailändische verlegt werde, wo die Kaiserlichen auf viele Sympathien rechnen durften, während die Franzosen wegen ihres Hochmuthes und der zwecklosen Verwüstungen allgemein verhaßt waren.

Tief erbittert über diese Mißerfolge seiner Truppen, dachte der König von Frankreich an einen Wechsel im Commando. Unter den Einfluß der Hof-Intriguen fiel seine Wahl auf den Marschall Franz von Neufville, Herzog von Villeroi, dessen Verdienste in einer bestechenden Außenseite und glattem Höflingswesen bestanden, der aber alles Feldherrntalentes entbehrte. Dieser Mann sollte den tüchtigen Catinat ersetzen, der in edler Selbstüberwindung sich bereit erklärte, unter Villeroi zu dienen.

Mit einer Verstärkung von 32 Bataillonen traf dieser am 22. August im Lager bei Fontanella ein, um sein großsprecherisches Vorhaben: die Oesterreicher in die Berge Tirols zu jagen, in Angriff zu nehmen. Ohne gehindert zu werden, überschritt er den Oglio und am 1. September wagte er einen Angriff auf die feste Stellung der Oesterreicher bei Chiari. Trotz der wirklich glänzenden Tapferkeit der Franzosen mißlang derselbe gänzlich. Durch Brustwehren gedeckt, unterhielt das kaiserliche Fußvolk ein so intensives Feuer, daß die Franzosen große Verluste erlitten und Catinat endlich den Rückzug einleiten mußte, weil Villeroi vollkommen rathlos war. Dem französischen Verluste von 2000 Mann stand auf kaiserlicher Seite jener von 36 Todten und 81 Verwundeten gegenüber.

Rasch hatte der neue französische Feldherr seine Zuversicht und seine Unternehmungslust verloren. Unbeweglich blieb er in seinem Lager am linken Oglioufer stehen, das erfolgreich anzugreifen, dem Prinzen Eugen die nöthigen Streitkräfte

ehlten. Bei dem Uebelwollen der Bevölkerung fing es im französischen Lager endlich an Proviant zu mangeln an und am 13. November mußte Villeroi seine Stellung aufgeben und den Rückzug antreten, den Prinz Eugen möglichst erschwerte und verlustreich machte. Mit geringen Opfern wurden dann Caneto, Marcario und Guastalla genommen und fast das ganze Mantuanische Gebiet von den Franzosen gesäubert, um daselbst Winterquartiere nehmen zu können.

Nachgerade hatten sich der kaiserlichen Sache aber auch Bundesgenossen beigesellt, da man die Gefahr erkennen lernte, mit welcher die französische Uebermacht die Unabhängigkeit Europas bedrohte. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg wurde durch den Königstitel gewonnen, und nachdem er am 18. Jänner 1701 die Krönung als erster König von Preußen vollzogen hatte, verpflichtete er sich zur Stellung eines Hilfscorps von 10.000 Mann, Dänemark sicherte 6000 Mann zu, und auch England und Holland neigten der Sache des Kaisers zu. Erbittert über die Begünstigung des vertriebenen Hauses Stuart durch Ludwig XIV., bewog König Wilhelm III. das englische Parlament zu bedeutenden Bewilligungen, und am 7. September 1701 wurde das Bündniß von England und Holland mit dem Kaiser abgeschlossen und dadurch die große Coalition gegen Frankreich wieder ins Leben gerufen.

Während Prinz Eugen die Winterruhe dazu benützte, um das von den Anstrengungen hart mitgenommene Heer zu reorganisiren und dessen Verstärkung und Verpflegung in Wien zu betreiben, sann sein rastloser Geist auf neue Unternehmungen. Mehrfache in Cremona, wo Marschall Villeroi sein Hauptquartier hatte, angeknüpfte Beziehungen ließen endlich den Plan zu jenem berühmten Ueberfall entstehen, welcher am 1. Februar 1702 in das Werk gesetzt wurde. In stürmischer Regennacht rückten 1500 Mann Fußvolk und 1000 Reiter unter dem Grafen Guido Starhemberg und 2000 Mann Fußvolk und 2400 Reiter unter Prinz Vaudemont gegen Cremona vor. Durch eine im Wall befindliche Einlaßöffnung eines Wassercanales sollte eine Abtheilung in die Festung eindringen, sich eines Thores bemächtigen, um die Truppen Starhemberg's einzulassen, welche dann vor Allem das Po-Thor zu forciren hatten, um dem von dort anrückenden Prinzen Vaudemont den Zugang zu ermöglichen.

Der schlechte Weg verzögerte den Marsch, so daß schon der Morgen dämmerte, als man zur Ausführung schritt. Indessen ging Alles glücklich. Oberstwachtmeister Hoffmann vom Regimente Gschwind (Nr. 35) kam glücklich durch den geheimen Weg mit 400 Mann in die Stadt und ihm folgten zwei andere Abtheilungen. Auch die Ueberrumpelung der Wache an der Porta Margherita gelang, worauf die letztere erbrochen und die Truppen Starhemberg's eingelassen wurden. Im Innern der Stadt fand man aber energischeren Widerstand als man erwartet hatte. Theils kamen einzelne kaiserliche Abtheilungen in den fremden Straßen nicht an jene wichtigen Plätze, die ihnen bezeichnet wurden; eine Hauptursache des Mißlingens lag aber in dem zufälligen Umstande, daß ein Theil der französischen Truppen am frühen Morgen zu einer Ausrückung bestimmt war und daher kampfbereit den Kaiserlichen entgegengeworfen werden konnte.

Wohl wurde im ersten Getümmel der Marschall Villeroi gefangen genommen, der dem Hauptmann Mac Donnell vergeblich 10.000 Ducaten und eine Oberstenstelle im französischen Heere für seine Freilassung anbot, einzelne Abtheilungen der Kaiserlichen drangen auch in das Innere der Stadt vor. Aber die Franzosen sammelten

sich rascher, als man erwartet hatte, und bald kam Ordnung in ihren Widerstand, bei dem sie durch die Ueberzahl begünstigt wurden. Die Forcirung des Po-Thores gelang trotz der Bravour der kaiserlichen Truppen nicht und die Colonne des Prinzen Vaudemont traf, durch die grundlosen Wege aufgehalten, erst gegen 1 Uhr Mittags vor Cremona an, viel zu spät, um durch einen überraschenden Angriff von außen die Aufgabe der in der Stadt kämpfenden Kaiserlichen zu erleichtern. Alle Versuche, zum Po-Thore durchzudringen und den Truppen Vaudemont's Eingang zu verschaffen, scheiterten an der Ueberzahl und dem entschlossenen Widerstand der von General Revel trefflich geführten Franzosen. Nach und nach verloren sogar die Kaiserlichen wieder an Terrain und wurden gegen die Porta Margherita zurückgedrängt, so daß der Befehl zum Rückzug aus der Stadt ertheilt werden mußte. Um denselben zu ermöglichen, warfen sich die Küraſſiere auf das in Massen nachdrängende französische Fußvolk und es kam zu einem erbitterten Handgemenge, in welchem Oberst Graf Mercy, die Oberstlieutenants Graf Leiningen und Baron Freiberg fielen. Mit dem Einbruch der Dunkelheit waren endlich die Truppen nach zehnstündigem Kampf aus der Stadt gezogen und eine Stunde davon gönnte Prinz Eugen denselben eine Rast, ohne verfolgt oder behelligt zu werden. Der Verlust der Kaiserlichen betrug 763 Mann, darunter 340 Gefangene. Die Franzosen verloren 1039 Mann allein beim Fußvolk, und Prinz Eugen führte 300 Gefangene, 500 Pferde und zahlreiche Trophäen mit sich.

Obwohl das kühne Unternehmen mißglückt war, woraus die Franzosen einen großen Erfolg ihrer Waffen zu machen suchten, übte dasselbe doch einen niederschlagenden Eindruck auf sie, so daß sogar ihre Stellungen am Oglio neuerdings aufgegeben wurden. Man erschrak vor der Kühnheit dieses Zuges, dessen Mißlingen nur von Zufällen verursacht wurde. Mit Recht konnte Prinz Eugen nach Wien schreiben: „Die Franzosen haben zu Mailand, der dieser Nation schon angeborenen Millanterie nach, das Tedeum laudamus halten lassen, und ich lasse sie damit nur immer prahlen, weil ich wohl weiß, daß es ihnen damit nicht vom Herzen geht."

Während man fast in ganz Europa diesen sogenannten Sieg der Franzosen richtig würdigte und den Prinzen Eugen feierte, wurde man in Frankreich selbst des aufgebauschten Erfolges nicht froh und das Volk sang den Spottvers auf Villeroi:

„Français, rendez grace à Bellone,
Votre bonheur est sans égal,
Vous avez conservé Crémone
Et perdu votre général!"

Zu deutsch: „Franzosen! dankt innig der Bellona (Kriegsgöttin), euer Glück ist ohne Gleichen; ihr habt Cremona behalten und euren General verloren!"

Und nach dieser Richtung traf der Volkswitz das Richtige: Die Gefangennehmung des unfähigen Villeroi war ein großer Vortheil für die französische Sache. An seine Stelle trat der Herzog Ludwig von Vendôme, ein Nachkömmling König Heinrich's IV. durch dessen Geliebte, die schöne Gabriele d'Estrées. Der neue Führer des französischen Heeres war nicht nur ein bedeutender Feldherr, sondern auch ein tüchtiger Charakter, der durch Leutseligkeit und Sorgfalt für das Wohl der Soldaten das Vertrauen derselben erwarb.

Um dem Prinzen Eugen einem solchen Gegner vis-à-vis seine Aufgabe noch zu erschweren, kam die Ungleichheit der Streitkräfte dazu. Mit den spanischen und piemontesischen Hilfstruppen zählte das feindliche Heer 80.000 Mann, während Eugen

: über 28.000 Mann gebot, von welchen fast ein Drittel zur Besetzung der festen itze abzuschlagen war. Trotz aller dringenden Vorstellungen, welche Eugen schrift- und durch besondere Officiere in Wien vorbringen ließ, kamen weder Verstärkungen, h auch die nöthigen Mittel für seine kleine Armee. Der trostlose Zustand der ganzen lähmte den besten Willen des Kaisers, der überdies schon alterte und den strengungen einer so schweren Zeit kaum mehr gewachsen war. Ein harter Verlust : den Staat und die Armee war zudem der Tod des Grafen Rüdiger Starhem- rg, dessen Nachfolger an der Spitze des Hofkriegsrathes der bisherige Obersthof- rschall Heinrich Franz Fürst von Mansfeld-Fondi wurde, ein Mann, der alt d gebrechlich war, kaum im Feld gedient hatte, obwohl er Feldmarschall war, und r sich desto ängstlicher und unsicherer in seinen Verfügungen zeigte, als er seine ringe Befähigung für den wichtigen Posten selbst fühlte. Es kam so weit, daß die richte und Vorstellungen Eugen's dem Kaiser gar nicht mehr vorgelegt wurden, n jeden Conflict und jeder Nöthigung zu energischerer Thätigkeit auszuweichen. Der rinz machte auch seinem Unmuth über diese Verhältnisse ganz offen Luft, und in nem Brief an den einflußreichen Hofkammerath Johann David von Palm schrieb : „Wenn nicht Jemand kommt, der das Kriegswesen beim Hof mit Eifer behandelt, muß die Armee völlig zu Grund gehen und mit dem Ruin derselben der Kaiser sich Gefahr befinden, nebst der Ehre seiner Waffen, Krone und Scepter, Land und ute zu verlieren!“

Indessen diente gerade dieser Feldzug dazu, um Eugen's eminentes Feldherrn- lent zu beweisen. Mit einem schwachen, schlecht gerüsteten Heer wußte er dem drei- ch überlegenen Gegner in meisterhafter Weise Widerstand zu leisten. Wohl war er zwungen, die Blokade von Mantua aufzuheben, aber das Freiwerden der Blokade- uppen ermöglichte ihm, allen Versuchen Vendôme's, ihn über den Po zurückzu- rfen, einen zähen und erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Am 15. August 1702 m es bei Luzzara zu einer Schlacht, in welcher beide Theile an Tapferkeit wett- ferten, die aber trotz der Ueberlegenheit der Franzosen unentschieden blieb, ja, nach m Grundsatze, daß als Sieger gilt, wer im Besitz des Schlachtfeldes bleibt, mußte r Erfolg dieser blutigen Schlacht den Kaiserlichen zugeschrieben werden. Eines der eist beklagten Opfer dieses Tages war der Prinz von Commercy, der Jugend- enosse und Waffenbruder Eugen's, der beim ersten Angriff auf die französische Stellung on zwei Kugeln niedergestreckt wurde.

Größere Unternehmungen fielen nicht mehr vor. Beide Gegner verschanzten sich n ihren Stellungen, und Vendôme, dessen glänzende Eigenschaften durch eine zeit- eise in völlige Trägheit ausartende Thatenunlust verdunkelt wurden, begnügte sich it ziemlich zwecklosen Kanonaden, dem Prinzen Eugen aber verbot das Mißverhältniß r Kräfte jede Offensive. In kleineren Streifzügen aber that man dem Feinde viel bbruch. Besonders bekannt ist der kecke Streifzug geworden, welchen im October 1702 e Reiterobersten Deak, Marchesa D'Avia und Ebergenyi mit kaum 300 Husaren itten durch das vom Feind besetzte Land bis nach Mailand machten, wo sie mit ubel von der Bevölkerung aufgenommen wurden.

Mit Anbruch des Winters eilte Prinz Eugen nach Wien, um dort an Ort nd Stelle die Interessen der Armee zu vertreten. Aber er fand die Verhältnisse noch el schlimmer, als er sie sich vorgestellt haben mochte. Trotz endloser Berathungen nd der Vielgeschäftigkeit der Behörden kam zeitweilig die ganze Staatsmaschine ins

Stocken; die Staatseinnahmen betrugen nicht mehr als jährlich 12 Millionen Gulden, welche nicht zur Bestreitung des Kriegswesens allein hinreichten, und die Finanznoth war oft so groß, daß man die Absendung von Courieren verschieben mußte, weil es an Geld zur Bestreitung der Reiseauslagen mangelte. „Ich kann Sie versichern", schreibt Prinz Eugen an Guido Starhemberg, „daß, wenn ich nicht selbst gegenwärtig wäre und Alles mit Augen sähe, kein Mensch es mich glauben machen könnte. Ja, wenn die ganze Monarchie auf der äußersten Spitze stehen und wirklich zu Grunde gehen sollte, man aber nur mit 50.000 Gulden oder noch weniger in der Eile aufhelfen könnte, so müßte man es eben geschehen lassen und vermöchte dem Uebel nicht zu steuern".

Die unablässigen Bemühungen des Prinzen bewirkten wenigstens, daß man in den entscheidenden Kreisen die Lage erkannte und durch einen Personenwechsel deren Besserung anzubahnen strebte. Fürst Mansfeld-Fondi wurde entfernt und Eugen selbst zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt und auch in den anderen leitenden Stellen, namentlich im Finanzwesen, fanden energischere Kräfte Platz.

Eine Umkehr war desto nöthiger, als das Jahr 1703 sich sehr ungünstig für die kaiserliche Sache anließ. Wohl hatte im Herbst des Vorjahres auch das Deutsche Reich den Krieg gegen Frankreich erklärt und den Proceß gegen die mit demselben verbündeten Fürsten eröffnet, aber bei der Ohnmacht des Reiches war dies für die kaiserliche Sache von sehr zweifelhaftem Vortheil. In Italien vermochte sich Eugen's tüchtiger Nachfolger im Commando, Graf Guido Starhemberg, kaum gegen Vendôme's überlegene Macht zu halten und konnte dessen Vordringen gegen Südtirol nicht hindern. Von Baiern aus zog Kurfürst Max Emanuel heran, schlug ein kaiserliches Corps unter Graf Schlik und wendete sich dann nach Tirol, wo er Kufstein und Rattenberg nahm und am 2. Juli in Innsbruck einzog. Nur der herzhafte Widerstand, welchen die Tiroler unter Martin Andreas Sterzinger leisteten, verwehrte ihm den Uebergang über den Brenner, um vereint mit dem gegen Trient vorgedrungenen Vendôme auf der kürzesten Straße gegen Wien zu marschiren. Ein mörderisches Gefecht an der Pontlatzerbrücke mit den Bauern war für den Kurfürsten so verlustreich, daß er sich sengend und brennend aus Tirol zurückzog, um sich mit Villars zu vereinigen, der daran vom Markgrafen Ludwig von Baden nicht gehindert werden konnte. Am 20. September brachte das vereinigte baierisch-französische Heer dem Feldmarschall Limburg-Styrum bei Hochstädt eine vernichtende Niederlage bei, die zum Glück durch die Zwistigkeiten des Kurfürsten mit Marschall Villars erfolglos blieb.

Noch schlimmer aber war es, daß sich auch in Ungarn wieder Unruhen regten. Man empfand nun erst die Leiden der vorausgegangenen Jahre, und eine beispiellose Noth herrschte, welche zu hindern die Regierung weder Mittel noch Verständniß hatte, ja manche Einführung, wie das Tabak- und Salzmonopol, wurde nur als Verschärfung derselben empfunden. Schon 1699 berichtete der venetianische Gesandte Razzini: „In Ungarn können die Flammen des Aufruhrs leicht wieder empor lodern, wenn nur eine Hand sich findet, die geschickt ist, sie anzufachen." Und an einer solchen unseligen Hand fehlte es nicht.

Franz II. Leopold Rakoczy, der Stiefsohn Tököly's, war schon 1701 wegen hochverrätherischer Umtriebe verhaftet und nach Neustadt gebracht worden. Er entfloh aber und kam mit einem kleinen Anhang nach Ungarn, wo sich bald alle unruhig-

der beiden Feldherren zu Mindelsheim statt, welche der Ausgangspunkt seltenen, durch keinen Conflict getrübten Freundschaft und des erfolgreichsten mmenwirkens war. Drei Tage später trafen Eugen, Marlborough und wig von Baden zu Großheppach zusammen. (Bild Seite 916.) Der letztere te zwar alle Vorschläge, verlangte aber, um an den voraussichtlichen Erfolgen unehmen, gemeinsam mit Marlborough an der Donau zu operiren, und en übernahm die schwierige Aufgabe, den Franzosen am Rhein gegenüberzu- . Um den Ansprüchen Ludwig's von Baden zu entsprechen, traf man die

Guido Graf Starhemberg. (Seite 896.)

hrte Einrichtung, daß er und Marlborough täglich im Obercommando eln sollten.

Prinz Eugen sah bald, daß er mit seiner schwachen aus den Reichscontingenten mmengewürfelten Armee nicht im Stande sei, dem Marschall Tallard das Vor- en zu wehren. Dieser war am 1. Juli über den Rhein gegangen und forcirte Marsch nach Baiern umsomehr, als die Baiern unter General Arco am uli am Schellenberg durch Marlborough und Ludwig von Baden eine ndliche Niederlage erlitten hatten, welche den letzteren das wichtige Donauwörth e Hände brachte. In der Unmöglichkeit, den Marschall Tallard festhalten zu

haben, und setzte sich noch von Wien aus mit Marlborough in Verbindung, der bereitwillig auf des Prinzen Eugen Ideen einging.

Ende Mai ging Eugen durch Tirol zu seiner neuen Armee ab und selbst die Feinde anerkannten die Bedeutung dieses seltenen Mannes so gut, daß der Kurfürst von Baiern besorgt an Ludwig XIV. schrieb: „Es ist nicht zu zweifeln, daß der



Prinz Eugen von Savoyen. (Seite 895 u. ff.)

Prinz von Savoyen nur zur Ausführung großer Projecte nach dem Kriegsschauplatz gekommen ist."

Im Sinne der getroffenen Vereinbarungen brach Ende Mai Marlborough mit seinem aus Deutschen, Engländern und Holländern bestehenden Heer aus Maastricht auf und stand nach einem meisterhaften raschen Marsch am 3. Juni schon bei Ladenburg am Neckar. Am 10. Juni fand jene berühmt gewordene erste Zusammen-

ſt der beiden Feldherren zu Mindelsheim statt, welche der Ausgangspunkt r seltenen, durch keinen Conflict getrübten Freundschaft und des erfolgreichsten ammenwirkens war. Drei Tage später trafen Eugen, Marlborough und dwig von Baden zu Großheppach zusammen. (Bild Seite 916.) Der letztere igte zwar alle Vorschläge, verlangte aber, um an den voraussichtlichen Erfolgen lzunehmen, gemeinsam mit Marlborough an der Donau zu operiren, und gen übernahm die schwierige Aufgabe, den Franzosen am Rhein gegenüberzu-en. Um den Ansprüchen Ludwig's von Baden zu entsprechen, traf man die

Guido Graf Starhemberg. (Seite 896.)

:ehrte Einrichtung, daß er und Marlborough täglich im Obercommando hseln sollten.

Prinz Eugen sah bald, daß er mit seiner schwachen aus den Reichscontingenten ammengewürfelten Armee nicht im Stande sei, dem Marschall Tallard das Vor-igen zu wehren. Dieser war am 1. Juli über den Rhein gegangen und forcirte en Marsch nach Baiern umsomehr, als die Baiern unter General Arco am Juli am Schellenberg durch Marlborough und Ludwig von Baden eine findliche Niederlage erlitten hatten, welche den letzteren das wichtige Donauwörth die Hände brachte. In der Unmöglichkeit, den Marschall Tallard festhalten zu

Auch in Italien hatte Starhemberg, von dem Prinz Eugen rühmt, daß dieser die Kriegskunst ebensogut verstehe, wie er selbst, mit aller Anstrengung Fortschritte der Franzosen nicht hindern können, und es stand bei der bekannten Unverläßlichkeit des Herzogs Victor Amadeus zu befürchten, daß er sich abermals von der kaiserlichen Sache abwenden werde. Unter solchen Umständen beschloß man, daß Eugen selbst mit deutschen Hilfstruppen nach Italien gehen solle, um auch dort eine günstige Wendung für die kaiserlichen Waffen herbeizuführen. Kaum hatte Prinz Eugen Wien verlassen, als sein väterlicher Gönner Kaiser Leopold I. starb. Die fast ununterbrochenen Schwierigkeiten seiner kämpfereichen Regierung hatten in den letzten Jahren seine Kraft arg geschwächt, so daß die ihm überhaupt eigene Bedächtigkeit oft zum ängstlichen Zaudern wurde und es an dem Alles beherrschenden Impuls fehlte, welcher bei der complicirten Staatsmaschinerie des damaligen Oesterreich nicht vermißt werden konnte, ohne daß die bedenklichsten Stockungen sich einstellten. So willig man daher auch den edlen Charakter Leopold's anerkannte, richtete man doch Hoffnungen auf einen frischeren Zug in den öffentlichen Geschäften auf die Thronbesteigung seines Sohnes Josef I. (geb. 1678, gest. 1711, Bild S. 925), welchem der Ruf eines klarblickenden und energischen Mannes voranging. Namentlich in der Armee setzte man große Hoffnungen auf Josef I., der sich selbst als Soldat fühlte, und von dem man erwartete, daß künftig die Bedürfnisse der Armee Befriedigung finden würden.

Wie es damit stand, lehrt uns ein Bericht, welchen Eugen sofort nach seinem Eintreffen in Roveredo (23. April 1705) nach Wien richtete. „Wie ich irgend etwas mit ausgehungerten und halbnackten Soldaten, ohne einen Kreuzer Geld, ohne Zelte, ohne Brod, ohne Fuhrwesen, ohne Artillerie werde in die Wege richten können, scheint fast eine Unmöglichkeit zu sein .... Viele Regimenter sind derart ohne Montur, daß ihre Kleidung zerrissener und abgetragener aussieht, als die von Straßenbettlern, so daß die Officiere sich schämen, sie zu befehligen. Wenn man ein Commando von nur 100 Mann ausschickt, und dies nicht weiter als eine halbe Stunde geht, so bleibt gewiß die Hälfte davon aus Mattigkeit auf der Straße liegen, weil die Leute dergestalt ausgehungert sind, daß sie mehr Schatten als lebenden Menschen ähnlich sehen."

Prinz Eugen fand seinen alten Gegner Vendôme vor sich, der ruhmredig dem König Ludwig XIV. versicherte, daß er diesmal einen vollständigen Sieg erringen werde. Dagegen meinte der Engländer Hill, es sei wohl wahr, daß die Franzosen die Ueberzahl, die Pässe und feste Stellungen inne hätten, „auf der anderen Seite aber liegt die Ueberlegenheit in dem Genie, der Tapferkeit, der Begabung des Prinzen Eugen".

Und diese oft nicht in die Augen springende, ja sogar mißachtete Ueberlegenheit sollte sich auch diesesmal bewähren. Während Vendôme keinen Angriff wagte, gewann Eugen durch meisterhafte Bewegungen immer mehr Terrain und kam seinem Ziele, sich mit dem Herzog Victor Amadeus, der bei Turin stand, zu vereinigen, immer näher. Um den Uebergang über die Adda zu forciren, wagte Prinz Eugen am 16. August den Angriff auf die starke Stellung der überlegenen Franzosen bei Cassano, der zu einer blutigen Schlacht führte, deren Erfolg sich beide Theile zuschrieben.

Allerdings wurde von beiden Seiten mit rühmlicher Tapferkeit gestritten; die Feldherren, welche wie gewöhnliche Soldaten in den ersten Reihen gekämpft hatten,

gingen mit leuchtendem Beispiel voran. Vendôme's Rock wurde von fünf Kugeln durchlöchert, Eugen zweimal verwundet. Er entfernte sich zwar nicht vom Schlachtfeld, mußte sich aber aus dem Gefecht tragen lassen und das Commando dem Feldzeugmeister Bibra übergeben. Dieser Umstand sowie der Mangel an Reserve erzwangen das Abbrechen dieser blutigen Schlacht, welche den Oesterreichern 2027 Todte, darunter den General Graf Leiningen, und 2042 Verwundete, darunter außer Eugen noch acht Generäle, den Franzosen aber gegen 7000 Mann kostete. Die Schlacht bei Cassano ist interessant, weil sie fast nur vom Fußvolk, ja in der Hauptsache nur mit der blanken Waffe geschlagen wurde, weil die Munition beim Durchwaten der Canäle unbrauchbar wurde.

Ohne daß weiter viel Bedeutendes unternommen worden wäre, bezogen beide Theile die Winterquartiere, und Prinz Eugen machte den Grafen Guido Starhemberg, dem das Commando in Ungarn übertragen wurde, zum Ueberbringer seiner dringenden Vorstellungen um Verstärkung und bessere Verpflegung.

In Ungarn that allerdings ein umsichtiger Heerführer noth, denn die vereinzelten Erfolge Heister's genügten so wenig zur Unterdrückung des Aufstandes, daß Rakoczy im Frühjahr 1705 den Kampf mit einem Heer von 70.000 Mann neuerdings aufnahm, Heister bis auf die Insel Schütt zurückwarf und seine Unterbefehlshaber Neuhäusel und Neutra belagerten. Zwar erfocht General Herbeville am 11. August 1705 einen Sieg über Rakoczy selbst, aber die Situation wurde nicht besser, denn die Rebellen nahmen Földvar, Tornya und Papa, zerstörten Güns und unternahmen neue Raubzüge nach Niederösterreich und Mähren. Ja, Rakoczy fühlte sich des endlichen Erfolges so sicher, daß er billige Friedensanerbietungen des Kaisers rundweg ablehnte. Erst das systematische Vorgehen Guido Starhemberg's trieb die Rebellen zu Paaren und entzog auch durch kluges Vorgehen dem an sich nicht beliebten Rakoczy viele Anhänger.

Aehnliche Erfahrungen machte man in Baiern, wo das harte Auftreten der kaiserlichen Generale und Beamten eine Gährung unter dem Landvolk hervorbrachte. Der endlich in Niederbaiern auflodernde Aufstand erforderte wirklich Gewaltmaßregeln und konnte nur nach der „Bauernschlacht" bei Sendling (25. December 1705) ganz unterdrückt werden.

Mit Ausnahme des von Marlborough am 21. Mai 1706 erfochtenen Sieges bei Ramillies verlief dieses Kriegsjahr nur in Italien, wo Eugen commandirte, in einer für die kaiserlichen Waffen erfolgreichen Weise. Der General Graf Reventlau erlitt zwar, am 19. April bei Calcinato von Vendôme überrascht, eine empfindliche Niederlage, deren weitere Folgen nur durch Eugen's Eingreifen verhütet wurden. Der Prinz gab bei dieser Gelegenheit ein Beispiel hoher Einsicht, das später nicht immer befolgt wurde. Obwohl Reventlau's geringe Vorsicht und schwankende Führung die Hauptschuld an diesem Unfalle trugen, wies der Prinz den Antrag auf kriegsrechtliche Untersuchung doch mit den Worten zurück: „daß dieselbe kein anderes Ergebniß liefern würde, als zu zeigen, daß eben nicht Jedermann verstehe, eine Armee zu commandiren".

Zwei Aufgaben waren der kaiserlichen Armee in diesem Feldzugsjahre gestellt: der Entsatz des von dem Herzog Ludwig de La Feuillade belagerten Turin und die Eroberung Neapels. Wenn beide in glänzender Weise gelöst wurden, so gebührte neben Prinz Eugen selbst das Hauptverdienst dem Feldmarschall Wirich Philipp

Lorenz Graf Daun, der zu den erfahrensten Generälen gehörte und ein würdiger Nachfolger Starhemberg's in Piemont war. Als Vertheidiger Turins, während der dreieinhalbmonatlichen Belagerung dieses Platzes (13. Mai bis 7. September 1706), leistete er Vorzügliches und leuchtete durch Tapferkeit und Opferwilligkeit der Besatzung und der hartgeprüften Bevölkerung als Beispiel voran. Nur durch diese zähe Vertheidigung wurde es Eugen möglich, den Entsatz zu bewerkstelligen, eine Aufgabe, die ihm allerdings wesentlich erleichtert wurde, nachdem Vendôme, als Nachfolger des bei Ramillies geschlagenen Villeroi, nach den Niederlanden abberufen und durch den unerfahrenen Herzog Philipp von Orleans ersetzt wurde, dem der unfähige Marschall Marsin als Rathgeber dienen sollte.

Durch eine Kette meisterhaft berechneter Märsche und glücklicher Täuschungen erzwang sich Eugen den Weg nach Piemont und am 7. September kam es im Angesichte des noch während der Schlacht bombardirten Turin zum Zusammenstoß mit der französischen Armee, welcher einen der herrlichsten Siege Eugen's zur Folge hatte. Die Uebermacht und die günstigere Stellung waren auf Seite der Franzosen, die von einer zahlreichen und dominirend situirten Artillerie ausgiebigen Gebrauch machten; trotzdem aber errang das nur 30.000 Mann zählende kaiserliche Heer einen vollständigen Sieg, welcher die Lage in Italien ganz zu Ungunsten der Franzosen wendete. Hervorragenden Antheil an diesem Erfolge hatten die brandenburgischen Hilfstruppen, die, von dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem „alten Dessauer", geführt, bei Erstürmung der Schanzen wahre Bravour entwickelten. Auch bei dieser Gelegenheit befand sich Eugen selbst im dichtesten Kampfgewühl; ein Page und ein anderer Diener wurden an seiner Seite getödtet, und als das Pferd unter ihm erschossen wurde, packte schon der Schrecken seine Soldaten, aber Eugen raffte sich empor und führte sie zu Fuß wieder vorwärts.

Diese Scene bildet den Vorwurf eines der schönsten, von Professor Karl Blaas ausgeführten Wandgemälde im k. k. Arsenal zu Wien, welches hier (S. 932) genau wiedergegeben ist.

Als der Reihe nach alle Verschanzungen und dominirenden Punkte erstürmt waren, mußten sich die Franzosen zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzug gegen die französische Grenze entschließen, der in fluchtartiger Weise vollzogen wurde. 3000 Mann an Todten und Verwundeten zählte die kaiserliche Armee, ebensoviel die Franzosen, darunter den Marschall Marsin als todt, den Herzog von Orleans als verwundet. Aber sie verloren außerdem 6000 Gefangene, 3000 Pferde, den ganzen Belagerungspark, die Feldgeschütze und riesige Vorräthe an Proviant und Munition, obwohl La Feuillade auf seinem Rückzug noch viele Magazine verbrannte und in die Luft sprengte, um sie nicht den Siegern in die Hände fallen zu lassen. Turin war befreit und die Macht der Franzosen auf diesem Kriegsschauplatz gebrochen, so daß Prinz Eugen eine Wahrheit aussprach, als er rief: „Italien ist unser und seine Eroberung wird uns nicht theuer zu stehen kommen!" Mailand, Pavia, Como, Lodi, Allessandria, Mortara, Modena u. s. w. fielen nacheinander in die Hände der Kaiserlichen, welche überall mit Jubel, als Befreier von der drückenden Herrschaft der Franzosen, von der Bevölkerung empfangen wurden, so daß thatsächlich Ober-Italien von diesen befreit und die Basis für die Eroberung Neapels geschaffen war, welche Graf Wirich Daun im nächsten Jahre mit geringen Opfern vollzog.

Am 4. Jänner 1707 starb zu Rastadt Markgraf Ludwig von Baden. Wenn auch seine Kriegführung in den letzten Jahren weniger erfolgreich war, woran zunehmende Kränklichkeit und die von dem Begriffe der „deutschen Reichsarmee" untrennbaren Uebelstände ihren Antheil haben mochten, so wird der Markgraf neben Eugen und Karl von Lothringen immer als der bedeutendste österreichische Feldherr jener Epoche zu nennen sein. Es konnte keine Frage sein, wer ihm in den beiden Würden eines Generallieutenants und Reichsfeldmarschalls folgen würde; die kaiserliche Ernennung war nur das Echo der öffentlichen Meinung, als sie auf Prinz Eugen fiel, der nebstbei auch vom Feldlager aus seinen Pflichten als Präsident des Hofkriegsrathes nachkam.

Mit Ausnahme der rasch verlaufenden Eroberung Neapels bezeichnete das Jahr 1707 eine Art Pause in der Kriegführung, und wenn man die Bilanz zog, lautete sie sogar zu Gunsten der Franzosen. In den Niederlanden vermochte Marlborough nicht seinen vorsichtigen Gegner Vendôme zu einer Blöße zu verleiten, und am Rhein gingen die so lange umstrittenen Stollhofener Befestigungen unter dem Commando des unfähigen Markgrafen von Baireuth an Villars verloren. Ein unter Eugen's Commando, aber gegen seinen Rath und nur auf Betreiben der Britten und Holländer unternommener Angriff auf Toulon blieb resultatlos, dagegen hatte König Karl in Spanien durch den Herzog Jakob Fitzjames von Berwick, der früher in der österreichischen Armee gedient hatte und noch Erwähnung finden wird, bei Almanza eine so schwere Niederlage erlitten, daß er auf einen kleinen Theil von Catalonien beschränkt wurde und es sehr fraglich war, ob er sich überhaupt in Spanien werde halten können.

Der Wunsch Karl's, daß Eugen nach Spanien kommen möge, stieß auf vielfachen Widerspruch. Dagegen wirkte Eugen durch persönliche Intervention eine ausgiebige Unterstützung des Königs durch die Seemächte aus, und in Guido Starhemberg sendete man nebst fünf kaiserlichen Regimentern einen Feldherrn nach Spanien, der vielleicht allein fähig war, Eugen zu ersetzen, und diese Befähigung unter den schwierigsten Verhältnissen gerade während seines Wirkens in Spanien auf das glänzendste bewies.

Auf Marlborough's Andrängen, der Vendôme gegenüber in eine ziemlich schwierige Lage gekommen war, wurde für den Feldzug 1708 eine aus kaiserlichen und Reichstruppen bestehende Armee an der Mosel zusammengezogen, deren Commando Eugen übernehmen und im Einverständniß mit Marlborough operiren sollte. Das Zusammenwirken dieser beiden Feldherren hatte wieder die glänzendsten Resultate. Am 28. Juni hatte endlich Eugen seine Armee versammelt und marschirte nun so rastlos, daß er schon am 6. Juli in Brüssel eintraf, wo ihn die schlimme Nachricht des Falles von Gent erwartete. Zu Assche traf er mit Marlborough zusammen und hatte Mühe, demselben wieder Zuversicht einzuflößen. Vor Allem einigte man sich, die von den Franzosen bedrohte Festung Oudenarde zu retten, und war das Zusammenwirken dieser beiden Männer eine Bürgschaft des Erfolges, so lähmte der Zwiespalt zwischen den beiden französischen Führern, den Herzogen Ludwig von Bourgogne und Ludwig Josef von Vendôme, deren Thätigkeit, obwohl sie beide tüchtige Feldherren waren. Am 11. Juli kam es vor Oudenarde zur Schlacht, in welcher besonders die Engländer ihre sprichwörtliche zähe Tapferkeit entwickelten. Schritt für Schritt wurden die Franzosen, obwohl jeder Zoll Boden hartnäckig vertheidigt wurde,

aus ihren Stellungen geworfen und ihre Soldaten endlich durch das furchtbare Feuer des Fußvolkes so erschüttert, daß sie weiteren Widerstand verweigerten. Ihr Rückzug erfolgte so unordentlich und wurde durch die Verbündeten so energisch verfolgt, daß beide Heerführer der Franzosen in Gefahr geriethen, gefangen zu werden. „Nur das Eine war zu wünschen“, berichtete Eugen an den Kaiser, „daß es noch einige Stunden Tag gewesen wäre, indem man versichern kann, daß dann von der feindlichen Armee wenig oder gar nichts würde entkommen sein.“

Die nächste Folge dieses Sieges war die Eroberung der für uneinnehmbar gehaltenen Festung Ryssel, worauf man an die Belagerung von Lille ging. Alle Entsatzversuche des Herzogs von Bourgogne, dem der Marschall Berwick, eigenthümlicherweise



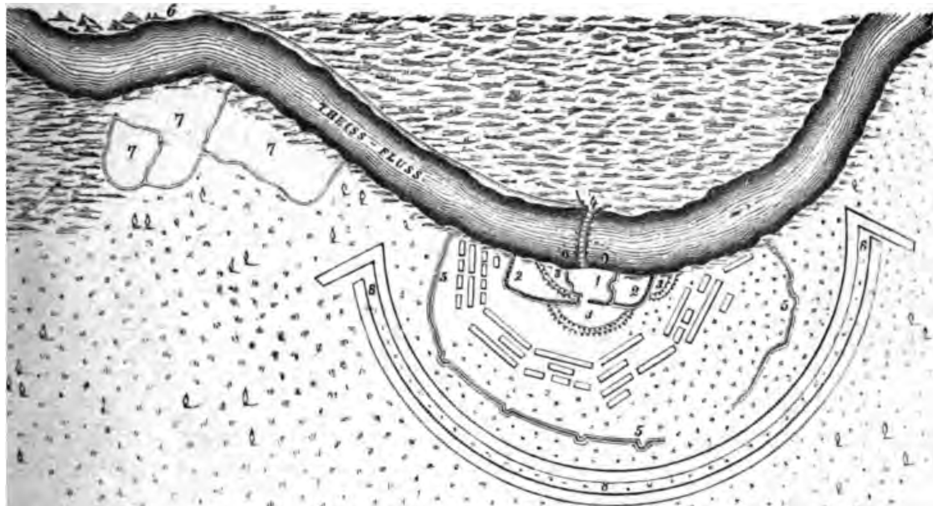
Prinz Eugen. Ludwig von Baden. Marlborough.

Feldherren-Zusammenkunft zu Großheppach. (Seite 909.)

ein Neffe seines Gegners Marlborough, beigegeben war, scheiterten an der trefflich gewählten Stellung der Verbündeten. Am 20. September 1708 erfolgte unter Eugen's persönlicher Leitung ein Hauptsturm, der einen Theil der Vertheidigungswerke in die Gewalt der Verbündeten brachte. Bei dieser Gelegenheit führte Eugen mit bloßem Degen die durch das furchtbare Feuer erschütterten Sturmcolonnen in das Handgemenge und wurde dabei durch eine Kugel am Kopfe getroffen und zu Boden geworfen. Ein lauter Schreckensruf erscholl und Alles drängte sich ihm zu. Da erhob er sich und rief: „Was soll dieser Lärm, seht ihr denn nicht, daß mir nichts geschehen ist? Dorthin richtet eure Blicke, auf den Feind, dort ist euer Ziel!“ Nur mit Mühe ließ er sich bewegen, den Kampfplatz zu verlassen; die Kugel hatte ihn ober dem linken Auge in schräger Richtung getroffen und war, vom Hut geschwächt, am Knochen abgeglitten.

ter der Wirkung einer furchtbaren Kanonade capitulirte am 21. October Lille mit
snahme der Citadelle, und am 9. December mußte der tapfere Vertheidiger, Mar-
ıll Ludwig Franz Herzog von Boufflers, auch diese übergeben.

In Ungarn hatte sich gleichfalls die Situation wesentlich gebessert. Schon Guido
:arhemberg hatte die Insurgenten aus Oberungarn verdrängt, und ein ent-
:idender Sieg, welchen Heister am 4. August 1708 bei Trentschin über
ıkoczy erfocht, wurde vollends verhängnißvoll für denselben. Noch mehr zur
illung des Aufstandes trugen die schon auf dem Landtag von 1708 eingeleiteten
gen Maßregeln der Mäßigung bei, und als 1709 allen Aufständischen, welche die
affen niederlegten und den Treueid erneuerten, volle Verzeihung und Rückgabe ihrer
lter zugesichert wurde, schmolz Rakoczy's Anhang vollends zusammen. Von
:ister und den anderen Generalen immer mehr in die Enge getrieben, fielen
)st die kühnsten Parteigänger von ihm ab, und sein Versuch, mit Beistand



Plan der Schlacht bei Zenta. (Seite 897.)

ercseny's eine Art Schreckensregiment einzuführen, entfremdete ihm vollends alle
:rzen.

Das Treffen bei Vadkert an der Eipel (22. Jänner 1710), wo Feldmarschall-
:utenant Damian Freiherr von Säckingen den Rest der Insurgenten unter Rakoczy
ıd Bercseny gänzlich schlug und namentlich das Dragonerregiment des
rinzen Eugen (Bild S. 940) sich mit Ruhm bedeckte, machte dem Aufstand
blich ein Ende. Rakoczy floh 1711 nach Frankreich, von wo er einen Jahres-
halt bezog, und lebte dann bis zu seinem Tode (8. April 1735) unthätig zu Rodosto
Rumelien. Unter dem Einfluß des verdienstvollen, der kaiserlichen Sache ergebenen
ılatin Nikolaus Graf Palffy wurde am 29. April 1711 der Szathmarer
ertrag geschlossen, welcher die gerechten Beschwerden der Mißvergnügten beseitigte,
er auch die Befestigung der gesetzlichen Herrschaft sicherte.

Um des Zusammenhanges willen wurde hier ein wenig vorgegriffen und wir
hren zum Feldzug von 1709 zurück, der an glänzenden Resultaten jenen des Vor-
hres nicht nachstand. Nachdem schon am 2. Jänner Gent wieder in die Hände der

Verbündeten gefallen war, sammelte sich das Heer derselben im Juni bei Courtray in der Stärke von 110.000 Mann. Der lange dauernde Krieg machte es Ludwig XIV. nicht nur schwer, den Verbündeten ein entsprechendes Heer gegenüberzustellen, sondern noch schwieriger war es für ihn, Feldherren zu finden, welche Gegnern wie Eugen und Marlborough gewachsen waren. Seine Wahl fiel 1709 auf den Marschall Ludwig Hector Herzog von Villars, dessen treffliche militärische Eigenschaften leider unter einer maßlosen Habsucht und einer seine Leistungen weit überragenden Großsprecherei beeinträchtigt wurden.

Villars verzichtete auf die Offensive und schützte durch eine starke Stellung an der Lys die französische Grenze. Unter diesen Umständen beschlossen Eugen und Marlborough die Belagerung Tournays, das am 28. Juni eingeschlossen wurde. Einen Monat später ergab sich die Stadt und am 31. August die Citadelle, ohne daß Villars einen Entsatzversuch unternommen hätte. Am französischen Hofe war man über diese Unthätigkeit erzürnt und sendete den Marschall Boufflers an Villars, um ihn zur Rettung des nun von den Verbündeten zunächst bedrohten Mons aufzufordern. Er erklärte sich dazu bereit und vermaß sich, die Verbündeten in Kürze entscheidend zu schlagen. Wie ganz anders aber sollte es kommen!

Von dem Vorrücken der Franzosen unterrichtet, wählten sich die beiden Heerführer der Verbündeten auf den Höhen von Quaregnon und Quey eine günstige Stellung, in welcher ihr 90.000 Mann starkes Heer den Angriff erwartete. Bei demselben befand sich auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, später bekannt durch seine militärischen Neigungen, die „Potsdamer Riesengarde", und als Vater Friedrich II. Das französische Heer war an Zahl etwas stärker und unter dem Obercommando von Villars und Boufflers fochten die erfahrensten Generale, darunter nicht weniger als zehn Marschälle.

Am 11. September kam es zur Schlacht von Malplaquet, die zu den blutigsten dieses langen Krieges gehörte. Um die vor der Stellung der Verbündeten liegenden Wälder von Taisnieres und Laguiere wurde mit beispielloser Erbitterung gestritten. Hier commandirte Eugen selbst, der abermals durch einen Streifschuß am Kopfe schwer verwundet wurde, dessenungeachtet aber zu Pferd und in der Kampflinie blieb. Auf die Bitte, sich doch verbinden zu lassen, entgegnete er ruhig: „Wenn ich bestimmt bin, hier zu sterben, ist der Verband unnütz; wenn aber nicht, so hat es noch Abends Zeit genug dazu."

Um den Fortschritten der Kaiserlichen hier entgegenzutreten, warf sich Villars mit 30 Bataillonen entgegen, welche allerdings Terrain gewannen. Aber er hatte dadurch die Verbindung mit dem linken Flügel fast ganz aufgegeben, und Eugen eilte, diesen Fehler auszunützen, welchen er rasch erkannt hatte.

Blitzschnell drang er an der Spitze des Fußvolkes in diese Lücke, durchbrach die Stellung der Franzosen und zwang deren linken Flügel zum Rückzug. Hartnäckiger noch war der Kampf dort, wo Marlborough commandirte, am linken Flügel der Verbündeten. Hier entspann sich ein großartiges Reitergefecht, das endlich, als Boufflers schon gesiegt zu haben glaubte, durch den unwiderstehlichen Angriff von neunzig kaiserlichen Schwadronen zu Gunsten der Verbündeten entschieden wurde. Damit war die Schlacht entschieden und unter Boufflers' Führung mußten die Franzosen den ziemlich geordneten Rückzug antreten, welchen energisch zu verfolgen die Erschöpfung des siegreichen Heeres hinderte.

Der Verlust war auf beiden Seiten sehr groß und einzelne holländische Gardebataillone waren nahezu vernichtet und lagen wie in Reihen hingestreckt. Die Gräben, welche die Franzosen zur Verstärkung ihrer Stellungen ausgehoben hatten, waren mit Leichen ausgefüllt und man bezifferte den Verlust auf beiden Seiten mit je 13.000 Mann, darunter auffallend viele Generale und Oberofficiere. Zum Lobe der Feldherren kann nichts Treffenderes gesagt werden, als wie sich ein französischer General in seinem Bericht über die Schlacht von Malplaquet äußert: „In Wahrheit dürfen Eugen und Marlborough von sich sagen, daß nichts vor ihnen zu bestehen vermag. Denn wer vermöchte dem raschen Siegeslaufe dieser beiden Helden Einhalt zu thun, wenn es ein Heer nicht im Stande ist, welches 100.000 Mann der besten Truppen zählt, das zwischen zwei Wäldern stark verschanzt ist und endlich seine Pflicht thut, wie es braven Männern geziemt. Wird man da nicht meiner Ueberzeugung beistimmen, daß sie all die Helden des Alterthums weit übertreffen?"

Nun konnte die Belagerung von Mons nicht mehr gestört werden, welche unter der Leitung Eugen's begonnen wurde und am 20. October mit der Capitulation endete, ohne daß der neue Heerführer der Franzosen, Marschall Berwik, es gewagt hätte, einen Entsatzversuch zu unternehmen. Damit endete dieses Kriegsjahr, dessen Erfolge in den Niederlanden und in Spanien, wo Starhemberg's Umsicht sich unter den widrigsten Verhältnissen glänzend bewährte, so groß waren, daß die schlechteren Ergebnisse in Italien und am Rhein nicht in Frage kamen. Der Versuch, Lyon zu bedrohen, mißglückte in Folge einer Niederlage des Feldmarschalllieutenants Florimond Claude Graf Mercy, durch welche auch Graf Wirich Daun zum Rückzug nach Piemont gezwungen wurde. Am Rhein aber commandirte der Kurfürst von Hannover, welchen Prinz Eugen dahin charakterisirte, daß man den Oberbefehl „dem Phantom eines Fürsten" übertragen habe, und es daher sehr erklärlich sei, wenn gar nichts geschehe.

Es ist bezeichnend für die Bedeutung dieses einzelnen Mannes, daß man vorschlug, Prinz Eugen solle den Feldzug in den Niederlanden im Jahre 1710 mit Marlborough eröffnen, dann sich zur Rheinarmee begeben, um auch dort die Kriegführung in Gang zu bringen und schließlich wieder nach den Niederlanden zu gehen.

Dagegen verwahrte er sich jedoch ganz entschieden und schreibt nach Wien: „Ich muß wiederholen, daß ich unmöglich wie ein Postillon in Europa umherlaufen, heute eine Armee übernehmen, bei derselben Alles disponiren und sie morgen wieder einem Andern übergeben kann." Es blieb also bei dem Zusammenwirken Eugen's und Marlborough's in den Niederlanden und die Rheinarmee wurde dem Feldmarschall Johann Graf Gronsfeld unterstellt, obwohl Eugen mit dieser Wahl nicht sehr zufrieden war.

Indessen schien das Kriegsjahr 1710 schon deshalb kein sehr bewegtes zu werden, weil die Mißerfolge der letzten Zeit und die Erschöpfung seines Reiches dem König von Frankreich eine ihm sonst fremde Friedensliebe aufgenöthigt hatten. In der That trat zur Berathung seiner ziemlich weitgehenden Anerbietungen ein Friedenscongreß zusammen, welcher jedoch, weil man die demüthigende Bedingung stellte, der König solle seinen Enkel selbst mit Waffengewalt zur Entsagung auf Spanien zwingen, fruchtlos verlief. Aber die Kriegführung erlahmte sichtlich unter dem Friedensbedürfniß aller Kreise und selbst Eugen's Thätigkeit vermochte ihr keinen höheren Schwung zu geben, da ein Ministerwechsel in England die dem Herzog von Marlborough und dem Krieg abgeneigte Torypartei an das Ruder brachte.

Am 29. Juni 1710 wurde Douay trotz eines von Villars unternommenen Entsatzversuches erobert, und da später der französische Feldherr jeder Gelegenheit zum Schlagen sorgfältig auswich, mußten sich die Verbündeten auf die Wegnahme kleiner Plätze, wie Bethune, Aire, St. Venant u. s. w., beschränken. Das hervorragendste kriegerische Ereigniß des Jahres 1710 war der am 20. August von Guido Starhemberg bei Salamanca erfochtene glänzende Sieg, welcher Madrid in Besitz des Königs Karl III. brachte.

Während man mit diplomatischen Verhandlungen bemüht war, welche theils den Frieden sichern, theils die Coalition gegen Frankreich zusammenhalten sollten, trat im Frühjahr 1711 ein Ereigniß ein, welches die ganze Sachlage vollkommen änderte. Am 17. April 1711 verschied nach kurzer Krankheit nämlich Kaiser Josef I., und da er ohne Leibeserben war, fiel die Nachfolge in den Erbländern und voraussichtlich auch im Reiche auf seinen Bruder, den in Spanien um seinen Thron kämpfenden König Karl III. Damit fiel für viele Verbündete, namentlich für Holland und England, jener Grund, welcher sie zur Bekämpfung der französischen Ansprüche bewogen hatte, nach der anderen Seite aus. Denn so wenig sie zugeben wollten, daß die ganze spanische Erbschaft der Macht Frankreichs zufiel, so wenig paßte es ihnen, daß dieselbe in der Hand des Beherrschers der österreichischen Länder vereinigt wurde. In beiden Fällen fürchtete man eine Störung des „europäischen Gleichgewichtes", ein Begriff, der damals erfunden wurde und seither der Theorie und Praxis nach so unendlich oft in das bedenklichste Schwanken kam.

Unter dem Eindruck dieser veränderten Sachlage verlief das Jahr 1711 fast ohne alle kriegerische Vorfälle, wenn man nicht die am 30. April bei Mayteín sich vollziehende endgiltige Unterwerfung des letzten Rebellenheeres von 10.000 Mann unter Karoly hieher zählen will, wodurch der Aufstand Rakoczy auch formell gänzlich abgeschlossen war. Große Verdienste erwarb sich dabei vornehmlich der k. k. Generalmajor Hartleben (wahrscheinlich von niederländischer Abkunft und, wie ihn eine Stammliste der kaiserlichen Regimenter vom Jahre 1698 im k. k. Kriegsarchiv bezeichnet, Baron). Hartleben nahm theil an den rühmlichen Thaten gegen die Türken als Oberstwachtmeister des Kürassier-Regiments Fürst Friedrich Wilhelm von Hohenzollern-Hechingen (später Kronprinz Ferdinand, heute in das Dragoner-regiment Nr. 2 eingereiht), 1691 unter Veterani, ferner 1698 als Oberstlieutenant in Siebenbürgen, im spanischen Successionskriege 1703 als Oberst bei der im Reiche stehenden Armee; 1704 wurde er wiederholt von Prinz Eugen nach München zur Kurfürstin Therese von Baiern gesendet, um die Ratification des Vertrags der Räumung der Festungen zu bewerkstelligen, wie auch zu beschleunigen; 1706 war er bei der Armee in Italien, wo er durch Prinz Eugen zur Beförderung zum General vorgeschlagen wurde — ein Umstand, der am deutlichsten für dessen Verdienste spricht — und 1708 erfolgte diese Beförderung zum Generalmajor mit der Eintheilung nach Ungarn, wo er sich in den Jahren 1710 und 1711 gegen die Rakoczy'schen Anhänger theils in der Zips — berühmt wurde hier seine Einnahme des „Zipserhauses" (Schloß Zips) — theils an der Theiß auszeichnete. Da die Kriegsrapporte nach dem Jahre 1711 seiner nicht mehr erwähnen, dürfte er wohl im letztgenannten Jahre auf dem Felde der Ehre gefallen sein. Sein Name ist noch heute in der Buchhandlungs-Firma A. Hartleben zu Leipzig und Wien (deren Träger aus der Familie des berühmten Generals stammen soll) repräsentirt.

Am 27. September 1711 verließ König Karl Spanien, traf am 19. December Frankfurt ein, wo sich schon im Herbst seine durch ein Heer Eugen's gedeckte ahl zum Kaiser vollzogen hatte, und am 26. Jänner 1712 hielt er als Kaiser arl VI. seinen Einzug in Wien. Bald zeigte sich, daß alle Versuche, die große alition zu erhalten, vergeblich sein würden; persönliche Reisen Eugen's nach m Haag und London änderten daran, obwohl er mit Enthusiasmus empfangen urde, nichts!

Diesem Zustande entsprach auch die weitere Kriegführung im Jahre 1712. arlborough's Nachfolger im Commando, Jacob Butler Herzog von Ormond, endete seine geringen militärischen Fähigkeiten dazu an, jeden Erfolg der Verbündeten gen Frankreich unmöglich zu machen. Die Eroberung der wichtigen Festung Quesnoi . Juli 1712) war das erfreulichste Ereigniß dieses Jahres; in Folge der zweiutigen Haltung der Engländer und Holländer ging aber dieser Platz, sowie Douay d einige kleinere Festungen noch im selben Jahre wieder an die Franzosen verloren.

Die französische Politik hatte den Umschwung der Verhältnisse trefflich benützt d die Verbündeten des Kaisers zu Sonderunterhandlungen bewogen, welche zum rieden von Utrecht (11. April 1713) führten. Die Erbitterung der Wiener nd auch für ihn ein naheliegendes Spottwort und nannte ihn den Frieden von Unrecht". Derselbe wurde zwischen England, Holland und Savoyen einer-, Frankreich nd Spanien andererseits geschlossen und bestimmte, daß Philipp V. Spanien und ie Colonien behalten sollte, während Mailand, Sardinien, Neapel und die spanischen iederlande an Oesterreich kommen sollten.

So wie Oesterreich sich beim Beginne des Krieges ohne Bundesgenossen gesehen atte, stand es auch jetzt da, ja es war nicht ganz gewiß, ob sich nicht bei Fortsetzung es Kampfes einige der früheren Verbündeten in Gegner verwandeln würden. Dennoch achte man in Wien nicht an ein Aufgeben des Krieges, der in Folge des Friedens on Utrecht nunmehr auf den Rhein beschränkt war.

Im Mai 1713 übernahm Prinz Eugen den Oberbefehl des Reichsheeres, das ich theilweise in der traurigsten Verfassung befand. Selbst das Genie Eugen's vernochte mit solchen Kräften nichts Erhebliches auszurichten, namentlich da er die auf inen Punkt concentrirte französische Kriegsmacht vor sich hatte. Er mußte zufrieden ein, daß er das Vordringen der Franzosen in das Herz von Deutschland verhindern onnte, vermochte aber weder den Fall Landaus, noch die Eroberung Freiburgs u hindern, das nach glänzender Vertheidigung durch Feldmarschallieutenant Ferdinand Amadeus Graf Harsch mit Eugen's Zustimmung im November 1713 capitulirte.

Die weitere Fortsetzung des Kampfes war aussichtslos, ja noch andere Gefahren u fürchten, so daß Eugen selbst, wenn auch mit schwerem Herzen, zum Frieden athen mußte. Derselbe wurde zwischen Villars und Eugen in Rastadt unterhandelt und am 7. März Namens des Kaisers und Reiches mit Frankreich abgeschlossen. Er bestätigte den Utrechter Frieden und stipulirte die Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Baiern und Köln. Die oft ausgesprochene Klage, daß die Diplomatie verdorben, was das Schwert gutgemacht, war in diesem Falle vollkommen berechtigt, und der Mann, welcher mit nie ermüdender Thatkraft und seltenem Genie die leitende Seele dieses Krieges gewesen war, mußte die Selbstverleugnung üben, demselben einen so unwillkommenen Abschluß zu geben. „Man hat mich dazu ausersehen, auf die Sünde der Seemächte im Namen meines Souveräns das Siegel aufzudrücken", meinte Eugen bitter.

Die Eroberung Belgrads.

Mit einer vielleicht nicht beabsichtigten Rücksichtnahme, welche die moderne Diplomatie freilich nur belächeln wird, hat es die Pforte stets vermieden, jene Momente zu ihren Angriffen auf Oesterreich zu wählen, wo dieses auch gegen Westen in einen Krieg verwickelt war. Die Methode, einen Gegner durch einen Angriff im Rücken lahmzulegen, bevor man ihm von vorne zu Leibe geht, war den als barbarisch verschrienen Türken fremd geblieben. Auch während des spanischen Erbfolgekrieges verhielten sie sich ruhig, obwohl der Aufstand Rakoczy's Vorwand und günstige Chancen zu einem Conflicte mit dem Kaiser geboten hätte. Dagegen erklärten sie 1715 den Krieg an Venedig, obwohl sie voraussehen mußten, daß der Kaiser sich der altersschwachen Republik, die Oesterreich im letzten Türkenkrieg eine treue Verbündete gewesen war, annehmen werde.

Nach dem Fall Moreas erfolgte in der That am 13. April 1716 der Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen dem Kaiser und Venedig und der Pforte wurde, falls sie die Vermittlung ablehne, der Krieg in Aussicht gestellt. Ohne weitere Erklärung zog die Türkei nun ein starkes Heer bei Belgrad zusammen, das vom Großvezier Damad Ali Pascha selbst befehligt wurde, „weil die Deutschen nicht wie andere Ungläubige, sondern ein starker Feind seien".

Schon den ganzen Winter war Prinz Eugen eifrig mit der Zusammenziehung und Ausrüstung des Heeres beschäftigt gewesen, dessen Oberbefehl gegen die Türken er selbst führen sollte. Schwieriger war die Frage, welche Generale unter ihm befehligen sollten, da die anerkannt tüchtigsten nicht verwendet werden konnten. Guido Starhemberg, dessen trauriges Los es stets war, seine große Begabung unter so widrigen Verhältnissen anwenden zu müssen, daß ein voller Erfolg kaum zu hoffen war, hatte sich nach seinem Commando in Spanien, das ihn als Feldherrn ersten Ranges zeigte und doch so kläglich verlief, verbittert auf seine Deutsch-Ordenscommende in Laibach zurückgezogen. Auch ein an die Stelle der früheren Freundschaft getretener persönlicher Conflict mit Eugen mochte beitragen, daß er die Aufforderung, in das Heer zu treten, mit den Worten abwies: „Ich bitte zu sehen, daß man meiner vergessen und sich nicht erinnern möge, daß ich noch in der Welt bin. Denn meine bald sechzig Jahre und mein gebrochener Leib können nicht mehr arbeiten, und ich fürchte und scheue den Hof wie das Feuer."

Die beiden Generale, welche nach Starhemberg den meisten Ruf hatten, waren Graf Johann Bussy-Rabutin, der in der Behauptung Siebenbürgens mit geringen Kräften Vorzügliches geleistet hatte, und Graf Wirich Daun. Der erstere aber war körperlich ganz hinfällig und starb in der That auch schon 1717 in Wien, wo seine geistvolle Gattin Dorothea der Mittelpunkt eines an die berühmten Pariser Salons erinnernden Cirkels war; Graf Daun aber war Vicekönig von Neapel, wo er bei der Unsicherheit des Verhältnisses mit Spanien, mit dem noch kein formeller Friede geschlossen war, nicht gut entbehrlich war.

Eugen mußte daher als Unterbefehlshaber den ihm nicht sympathischen und auch zu seinen Gegnern gehörenden Grafen Siegbert Heister (Bild S. 901) annehmen, der das Fußvolk commandirte, wogegen der Befehlshaber der Reiterei, Graf Johann Palffy, ein unbedingter Anhänger des Prinzen war. Von den übrigen Generälen verdient — aber nicht in rühmenswerther Weise — der Feldmarschallieutenant

Claudius Alexander Graf von Bonneval (Bild S. 948) genannt zu werden, der in seinem ganzen Wesen stark an die Generäle einer früheren Epoche, allenfalls an Roßwurm erinnerte.

Am 14. Juli 1675 im Limousin geboren, wurde er schon mit dreizehn Jahren zum Dienst in der französischen Marine bestimmt. Als der Befehlshaber, mit Rücksicht auf die Zartheit des Knaben, meinte, man solle ihn noch nicht aufnehmen, entgegnete derselbe keck: „Das ist eine Beleidigung — einen Bonneval schickt man nicht fort!“ Er diente zuerst in der Marine, dann in der Garde, focht unter Catinat und Luxemburg in Italien und den Niederlanden. Bravour und tüchtige militärische Kenntnisse sind ihm nicht abzusprechen und erwarben ihm einen weitverbreiteten Ruf. Aber auch die viel überwiegenderen Schattenseiten seines Charakters machten sich schon damals geltend; sein Hang zu zügellosen Ausschweifungen, eine durch tolle Verschwendung aufgestachelte Habsucht, Unbotmäßigkeit gegen die Vorgesetzten, überhaupt den brausenden Leidenschaften gegenüber der Mangel jeden sittlichen Haltes. Die „wahrhaft räuberische Habgier“, welche er in Italien den Landbewohnern, der Regierung, ja seinen eigenen Soldaten gegenüber bewies, zog ihm scharfe Verweise des französischen Kriegsministers Chamillard zu. Darüber ergrimmt, insultirte Bonneval denselben so, daß er, um einem Proceß zu entgehen, vom französischen Heer entwich, wofür er als Deserteur am Grèveplatz in Paris in effegie gehängt wurde.

Prinz Eugen, der Bonneval's Fehler nicht kannte und von dessen Fähigkeiten vielleicht eine zu vortheilhafte Meinung hatte, stellte ihn 1706 als Generalmajor an, als welcher Bonneval manche gute Dienste leistete, aber durch sein unmenschliches Vorgehen bei dem Einfall in die Dauphiné sich berüchtigt machte. Im Rastädter Frieden erwirkte Eugen die Niederschlagung seines Processes und verkehrte wegen seiner vielfältigen Kenntnisse und der echt französischen Unterhaltungsgabe gerne mit Bonneval, glich dessen Etourderien in Wien aus und sprang dem stets Geldbedürftigen auch mit materieller Hilfe mehrmals bei. Auch an dem Feldzug gegen die Türken, mit dem wir uns eben beschäftigen, nahm Bonneval rühmlichen Antheil und wurde in der Schlacht bei Peterwardein schwer verwundet. Schon während seiner späteren Verwendung in Italien kam Bonneval in peinliche Zerwürfnisse und man versetzte ihn, da er sich auch in Wien durch seine Excesse und Spottsucht unmöglich gemacht hatte, nach den Niederlanden. Hier kam er in einen ärgerlichen Conflict mit Saint-Prie, der in Eugen's Vertretung die Statthalterschaft in Brüssel verwaltete, und als er diesen und dessen Gattin in unfläthigen Pamphleten angriff, erfolgte seine Verhaftung.

Nochmals verwendete sich Eugen für ihn, indem er seine Entlassung gegen das Ehrenwort, sich in Brünn zur Untersuchung zu stellen, verfügte. Aber Bonneval brach dasselbe und ging nach den Niederlanden, um seine Wiederanstellung in Frankreich zu betreiben. Dort lehnte man aber seine Anträge mit verdienter Verachtung ab, und nun wagte er es, nach Wien zu gehen. Schon auf dem Weg dahin erfolgte jedoch auf besonderen kaiserlichen Befehl seine Verhaftung, er wurde auf den Spielberg gebracht und dort wegen der Brüsseler Vorgänge ein Jahr gefangen gehalten. Statt sich jedoch dann dem Befehl gemäß zur Verantwortung vor dem Hofkriegsrath in Wien zu stellen, floh Bonneval nach Venedig, ging von dort in die Türkei, wo er zum Islam übertrat und als Achmed Pascha General der Artillerie wurde. Er starb mit Schulden belastet, am 23. Mai 1747, nachdem sein unleidlicher Charakter ihn auch in der Türkei in widerliche Conflicte verwickelt hatte und er wiederholt verbannt worden war.

Mit vollem Recht urtheilt ein Historiker über diesen Mann: „Wie Eugen selbst, wie die längst von der Erde geschiedenen Prinzen von Commercy und Vaudemont im österreichischen Heere den Adel Frankreichs von seiner glänzendsten Seite repräsentirten, so kann Bonneval als der Vertreter alles desjenigen angesehen werden, was an dem französischen Edelmann des vorigen Jahrhunderts Verwerfliches war .... Ohne sittliche Grundsätze, meineidig nicht nur dem kriegerischen Banner, welchem er zugeschworen, sondern Allem, dem er Treue gelobt, seinen Glauben nicht ausgenommen, einem thörichten selbstgeschaffenen Phantom der Ehre nachjagend und gleichzeitig alles dasjenige mit Füßen tretend, was in Wirklichkeit den Mann von Ehre ziert — so war Bonneval." (Arneth.)

Wir haben diesen Mann gleich hier, wo seiner Erwähnung geschah, auch abgefertigt, nicht um seiner wirklichen Bedeutung willen, sondern weil er eine berühmte und berüchtigte Persönlichkeit seiner Zeit war und auch die Nachwelt ihn — wie dies ja mit bloßen Abenteuerern so gerne geschieht — mit einer Art von romantischem Schimmer umgeben hat, den er wahrlich gar nicht verdiente.

Am 9. Juli 1716 traf Prinz Eugen zur Uebernahme des Commandos zu Futak ein, wo die Armee in der Stärke von 65.000 Mann, darunter ein Dritttheil Reiterei, zusammengezogen war. Sehr im Gegensatze zu früheren Zeiten konnte Eugen dem Kaiser berichten, daß er die Truppen in gutem und schönem Stande gefunden habe.

Die Bewegungen des 200.000 Mann zählenden Türkenheeres deuteten auf ihre Absicht, Peterwardein anzugreifen. Eugen führte daher seine Armee rasch dahin und bezog das Lager, in dem zweiundzwanzig Jahre früher Graf Caprara von den Türken eingeschlossen worden war. An der gegenüberliegenden Biegung der Donau, unweit Karlowitz, lagerten sich die Osmanen, gleichfalls durch Erdbefestigungen und eine Wagenburg geschützt. Eugen aber war nicht willens, sich dem Schicksal Caprara's auszusetzen, und beschloß trotz der Bedenken seiner Generäle, die Türken anzugreifen.

Das Unternehmen war nicht blos wegen der Ueberzahl der Gegner ein gefährliches, sondern auch, weil man im Falle einer Niederlage den Strom und schwer zu passirende Moräste im Rücken hatte. Aber Eugen wußte, daß bei aller Vorhersicht große Erfolge ohne ein gewisses Wagen nicht zu erringen seien, er war auch nicht damit zufrieden, daß die Türken mit der beabsichtigten Belagerung Peterwardeins scheitern und keine Vortheile erzielen würden. Er war entschlossen, solche selbst zu erkämpfen und dazu die kampfesmuthige Stimmung seiner Soldaten auszunützen, die unter einer zaudernden, allzu vorsichtigen Kriegführung so gerne erlahmt.

Am Morgen des 5. August begann der Angriff der in drei Treffen formirten kaiserlichen Armee auf die türkische Stellung. Im ersten Anlauf nahm Prinz Alexander von Württemberg auf dem linken Flügel die feindliche Batterie, und auch die türkischen Reiterschaaren wurden rasch geworfen. Minder glücklich focht anfangs der rechte Flügel, dessen Fußvolk beim Vorbrechen aus den Verschanzungen in Verwirrung gerieth. Die Türken benützten dies zu einem vehementen Vorstoß, der in der That einen Theil der Verschanzungen in ihre Gewalt brachte und nur durch die kaiserliche Reiterei aufgehalten werden konnte. Der vollständige Erfolg des linken Flügels änderte die Sachlage bald auch auf dem rechten, und vor der in geschlossenen Massen, nach der alten Taktik Montecuculi's, vorgehenden Reiterei wichen die türkischen Haufen erst langsam und dann immer rascher. Vergebens sucht Großvezier Ali mit frischen Truppen den Strom der Fliehenden zu hemmen, und als er selbst den Kampf auf-

nimmt, findet er in Kurzem nebst der Mehrzahl seiner Begleiter den Tod. 6000 Todte, die Wagenburg, 172 Geschütze und das ganze Lager mit immensen Vorräthen zurücklassend, floh das türkische Heer gegen Belgrad. Das kaiserliche Heer verlor 3000 Mann, darunter die Generäle Lanken, Wellenstein und Horsbruck.

Erst als Eugen der Zufuhr auf der Donau sicher war, setzte er am 14. August seinen Marsch fort und traf am 26. August, nachdem bei Zenta, an der Stätte seines ersten großen Sieges, die Theiß überschritten worden war, vor Temesvar an.



Kaiser Josef I. (Seite 911.)

Am 1. September begann die Belagerung dieser damals ziemlich starken und durch ausgedehnte Moräste geschützten Festung. Nachdem am 22. September ein dreimal wiederholter Versuch eines 20.000 Reiter zählenden türkischen Corps, die Belagerungslinie zu durchbrechen, abgewiesen worden war, schritt man am 1. October zum Sturmangriff, der von 30 Bataillonen Infanterie und ebensoviel Grenadier-Compagnien unter Führung des Feldmarschalls Alexander von Württemberg ausgeführt wurde. Trotz erbitterten Widerstandes wurden die Außenwerke und die Vorstadt genommen, und am 12. October erfolgte die Capitulation. Als der Pascha den der Garnison zu-

gestandenen freien Abzug auch auf die in türkischen Diensten stehenden ehemaligen Anhänger Rakoczy's ausgedehnt wissen wollte, entschied Prinz Eugen lakonisch: „la canaglia puo andare dove vuole!“ (Das Lumpengesindel mag hingehen, wo's will!).

Damit war der Feldzug abgeschlossen und der siegreiche Feldherr ging nach Wien, nachdem in Raab die Ceremonie der feierlichen Ueberreichung des ihm von Papst Clemens XI. gesendeten Hutes und kostbaren Degens vor sich gegangen war. Der Hut, von violettem Sammt, mit Hermelin ausgeschlagen und reich mit Perlen gestickt, befindet sich noch heute unter den Sehenswürdigkeiten der Ambraser-Sammlung in Wien.

Obwohl von verschiedener Seite die Friedenssehnsucht der Pforte dem Wiener Hofe zur Kenntniß gebracht worden war, hatte man doch die Fortsetzung des Krieges beschlossen und schon im Mai 1717 begab sich Prinz Eugen wieder nach Ungarn. Am 9. Juni brach das Heer von Peterwardein auf und vollzog am 15. und 16. bei Pancsova den Uebergang über die Donau, ohne von den nahestehenden Türken behelligt zu werden.

Schon am 18. Juni stand man vor Belgrad, welches das Hauptobject des diesjährigen Feldzuges war. Mit 61 Bataillonen und 176 Escadronen bezog das kaiserliche Heer das Lager vor Belgrad, das an sich eine förmliche Festung wurde. Von der Landseite wurde Belgrad vollkommen eingeschlossen, denn die Befestigungslinien des kaiserlichen Lagers dehnten sich von der Save bis zur Donau und deckten auch die beiden über diese Ströme geschlagenen Brücken. Aus ganz Europa befanden sich Prinzen und vornehme Adelige beim kaiserlichen Heere, dessen Führer unbestritten als der erste Feldherr seiner Zeit angesehen war. Neben dem Prinzen Emanuel von Portugal, dem Kurprinzen Karl Albrecht und Prinz Ferdinand von Baiern befanden sich besonders viele Jünglinge aus den edelsten französischen Häusern im Lager Eugen's, die von dem ehemaligen siegreichen Gegner ihres Vaterlandes die Kriegskunst lernen sollten.

Die Besatzung von Belgrad bestand aus 30.000 Mann der besten türkischen Truppen, die von dem tapferen Mustapha Pascha befehligt wurden. Außerdem sammelte sich ein sehr starkes Heer unter dem Großvezier bei Nissa, das anfänglich durch Scheinbewegungen gegen Siebenbürgen den Versuch machte, das kaiserliche Heer von Belgrad wegzulocken. Als dies nicht gelang, rückte der Großvezier auf Belgrad los, wo seine Truppen am 30. Juli ankamen und von den in der Festung eingeschlossenen Türken mit lauthallendem Jubelgeschrei empfangen wurden. In kaum Kanonenschußweite von der kaiserlichen Umwallungslinie lagerte das 200.000 Mann starke Türkenheer, seinerseits gleichfalls Befestigungen und Batterien aufwerfend.

Die Situation der kaiserlichen Armee mußte eine höchst bedenkliche genannt werden. Mit der Belagerung einer starken, gut besetzten und tapfer vertheidigten Festung beschäftigt, sah sie sich zwischen zwei im Angesichte des Feindes nicht zu überschreitenden Strömen und einer um mehr als das Doppelte überlegenen feindlichen Macht eingeschränkt, welche noch vollkommen kriegstüchtig war, während die eigenen Truppen durch die Anstrengungen der Belagerung schon erschöpft waren. Aller Wahrscheinlichkeit nach plante man im Türkenlager einen Angriff des Entsatzheeres auf die Belagerungs-Armee, der mit einem großen Ausfall zusammentreffen sollte. Dem zuvorzukommen, entschloß sich Prinz Eugen seinerseits zum Angriff auf den Großvezier, ein kühner Entschluß,

aber, wie es im Kriege so oft der Fall ist, auch klüger war als ängstliches warten. In einem großen Kriegsrath legte Eugen seinen Plan vor, der allseitige lligung fand, und schon der nächste Tag — der 16. August — wurde für die hlacht bestimmt.

Mit minutiöser Sorgfalt wurden dann alle Vorbereitungen für die Ausführung kühnen Vorhabens getroffen. Sieben Regimenter Cavallerie, acht Bataillone Fußvolk d vier Grenadier-Compagnien unter den Generalen Georg Graf Browne und ter Baron Viard wurden in den Laufgräben zur Bewachung der Festung bestimmt, r Bataillone blieben als Lagerwache zurück. Alle anderen Truppen sollten am Angriff f den Großvezier theilnehmen. Sie waren in zwei Treffen formirt, die Infanterie Centrum, die Reiterei auf beiden Flügeln. Die letztere commandirte Feldmarschall af Johann Palffy, unter ihm die Generale Ladislaus Baron Ebergeny, einer ersten schneidigen Husarenführer, Mercy, Hercules Graf Montecuculi und rl Graf Martigny. Die Infanterie führte Feldmarschall Alexander von ürttemberg, dem die Generale Maximilian Graf Starhemberg, Josef Graf rrach und Ferdinand Prinz von Bevern (Braunschweig-Wolfenbüttel) unter- met waren. Eine Reserve von 15 Bataillonen stand unter Feldmarschalllieutenant iedrich Heinrich Graf Seckendorf.

Bis in das geringste Detail erstreckten sich die Anordnungen. Den Officieren rde empfohlen, ihre Befehle mit Ruhe und Ueberlegung, „ohne Geschrei und Ungeduld" ertheilen, den Soldaten der unbedingteste Gehorsam eingeschärft. Man solle stets an denken, daß man es mit einem Feinde zu thun habe, von dem in enggeschlossenen ihen wenig Gefahr zu fürchten sei, und der durch feste Haltung, entschlossenes Vor- jen und namentlich andauerndes Gewehrfeuer leicht zu besiegen sei.

Um 1 Uhr Morgens begann unter dem Schutze eines dichten Nebels die Vor- kung. Wohl wurde dieselbe dadurch verborgen, aber die Reiterei des rechten Flügels n von der vorgezeichneten Linie ab und stieß auf einige im Bau begriffene Befesti- ngen. Dadurch entstand vorzeitig Lärm, die Türken eilten zu den Waffen und der mpf begann am rechten Flügel, wurde aber bald allgemein. In dichten Massen ingen die Kaiserlichen vor und erzielten auf allen Punkten Vortheile, ja am rechten ügel entriß man den Türken einige Batterien, an anderen Punkten drängte man sie die Verschanzungen zurück. In der undurchdringlichen Finsterniß, welche eine um- htige Leitung des Kampfes fast unmöglich machte, kamen einzelne Abtheilungen aus r Richtung, der Zusammenhang lockerte sich und im Centrum entstand eine Lücke, oß genug, um den Türken das Vordringen zu gestatten, wodurch eine gänzliche iederlage kaum vermeidbar geworden sein würde.

Als sich jedoch gegen 8 Uhr der Nebel hob, erkannte Eugen's bewährter Feld- rrnblick, der immer das Bild des ganzen Schlachtfeldes wie ein Schachbrett umfaßte, fort die furchtbare Gefahr und führte in Person das zweite Treffen des Prinzen n Bevern vor. Aber die Türken, nun erst den ihnen gebotenen Vortheil erkennend, ollen ihn nicht so leicht aufgeben, ein harter Kampf entspinnt sich, der erst durch nen wieder von Eugen selbst angeführten Flankenangriff der Reiterei zu Gunsten r Kaiserlichen entschieden wird. Nun ist die Schlachtlinie wieder geschlossen und mit tschlossenem Vorgehen werden die Türken in der ganzen Ausdehnung aus ihren tellungen geworfen. Eine im Centrum liegende, von starken Janitscharen-Abtheilungen fetzte Batterie wird von zehn Grenadier-Compagnien unter klingendem Spiel, ohne

einen Schuß zu thun, erstürmt, und um 9 Uhr Früh steht die kaiserliche Armee auf den das türkische Lager beherrschenden Höhen.

In dieses selbst läßt Eugen seine Truppen nicht rücken, da er einen Gegenangriff fürchtet. Erst als man sich von dem eiligen Rückzug des Gegners überzeugte, wurde derselbe durch die leichtere Reiterei verfolgt und man nahm Besitz vom türkischen Lager, das reiche Beute bot. 20.000 Todte, 200 Geschütze und zahlreiche Trophäen hatten die Türken verloren, die kaiserliche Armee hatte 1500 Todte und 3500 Verwundete, unter letzteren Prinz Eugen selbst, die Generale Ebergeny, Montecuculi u. s. w. Schon am Tage nach der Schlacht, welche jede Entsatzhoffnung vernichtete, wurden Unterhandlungen eingeleitet, und am 22. August ging Belgrad mit 600 Geschützen, riesigen Munitionsvorräthen und der ganzen türkischen Donauflotille an die Kaiserlichen über. Der Besatzung und den Bewohnern wurde freier Abzug gewährt.

Binnen zwei Monaten fielen nun Orsova, Schabatz und der größere Theil von Serbien in die Hände der kaiserlichen Armee, und auch ein starkes Corps türkischer und tartarischer Reiterei, das in Siebenbürgen eingedrungen war, schlug Graf Karoly bis zur Vernichtung. Die kaiserlichen Streifcorps standen im Angesichte des Balkan und zum erstenmale schien es möglich, den Krieg in die alttürkischen Provinzen zu verlegen, ja bis Konstantinopel auszudehnen. Die wiederholten türkischen Friedensanerbietungen würden wohl unbeachtet geblieben sein, wenn nicht andere Umstände den Kaiser zur Annahme der englisch-holländischen Vermittlung bewogen hätten.

Spanien, das sich — strenge genommen — noch immer im Krieg mit dem Kaiser befand, da kein formeller Friedensschluß stattgefunden hatte, benützte den Türkenkrieg zu einem Angriff auf die im Utrechter Frieden an Oesterreich gekommenen italienischen Besitzungen. Sardinien wurde noch im Jahre 1717 ganz von den Spaniern besetzt und auch Sicilien angegriffen.

Unter diesen Verhältnissen verzichtete Kaiser Karl VI. auf die weitere Kriegführung gegen die Türken und am 24. Juli 1718 kam der Friede zu Passarowitz zu Stande, welcher der Pforte neue Opfer auferlegte. Oesterreich erhielt die Walachei bis zur Aluta, das Banat und Serbien mit Belgrad bis an den Timok, Bosnien bis an die Unna, zugleich wurde die Donau bis zur Mündung dem österreichischen Handel und der Schifffahrt erschlossen.

* * *

Der in Italien ausbrechende Krieg war weniger ein Werk des unselbstständigen Königs Philipp V. von Spanien, als das seiner ehrgeizigen Gemahlin Elisabeth von Parma und ihres Günstlings, des Cardinals und Ministers Julius Alberoni. Um den spanischen Prätensionen, welche auf gänzliche Zerstörung der Resultate des Friedens von Utrecht zu gehen schienen, entgegenzutreten, bildete sich 1718 die Quadrupel-Allianz zwischen dem Kaiser, Frankreich, England und Holland. Mit Hilfe der nun zu Gebote stehenden englischen Flotte, die am 11. August 1718 die spanische am Cap Passaro vollständig geschlagen hatte, konnten nun ausgiebige Verstärkungen nach Sicilien gebracht werden, um den Spaniern entgegenzutreten. Im Mai 1719 wurden 19.000 Mann unter dem General der Cavallerie Florimond Claude Graf Mercy in Sicilien ausgeschifft und dieser übernahm das Obercommando,

das bisher der Feldzeugmeister Johann Freiherr von Zum Jungen, einer der fähigsten Generale aus Eugen's Schule, mit ganz unzulänglichen Kräften geführt hatte.

In rascher Folge wurden nun Messina, Malta, Griffone und Castelazzo den Spaniern entrissen, und nachdem am 8. October 1719 Bonneval mit neuen 10.000 Mann gelandet war, ergab sich am 18. October auch die hartnäckig vertheidigte Citadelle von Messina. Nachdem gegen das Versprechen der Abtretung von Sardinien an Piemont auch der zum König erhobene Victor Amadeus von Savoyen der Quadrupel-Allianz beigetreten war, räumten die Spanier im Mai 1720 Sicilien und zu Cambray erfolgte eine Auseinandersetzung, in welcher Spanien endgiltig auf die im Utrechter Frieden abgetrennten Besitzungen verzichtete. So hatte dieser muthwillig angesponnene Krieg Spanien keinen Vortheil, Oesterreich aber das allerdings nicht sehr schmerzliche Opfer der Abtretung Sardiniens gebracht, eines Landes, das bei dem Mangel an einer Flotte kaum auf die Länge haltbar gewesen wäre.

Eine Reihe von Friedensjahren folgte, in welchen Kaiser Karl VI. unverrückt sein Ziel verfolgte, von den europäischen Mächten die Anerkennung und Gewährleistung des neuen Hausgesetzes, der „Pragmatischen Sanction", zu erlangen, durch welches seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in den Erbländern gesichert werden sollte. Darüber wurde viel versäumt, was zur Erreichung desselben Zweckes besser gedient hätte, und Prinz Eugen's prophetisches Wort, daß „ein gefüllter Schatz und eine schlagfertige Armee die beste pragmatische Sanction seien", sollte sich seinerzeit erfüllen.

Die Frage, wer dem am 1. Februar 1733 verstorbenen König August II. auf dem polnischen Thron nachfolgen sollte, verwickelte Oesterreich in einen eigentlich sehr überflüssigen und verlustreichen Krieg. König Ludwig XV. wußte durch Bestechung die Mehrzahl der Stimmen auf seinen Schwiegervater Stanislaus Leszczynski zu lenken, die von Rußland beeinflußte Gegenpartei wählte den Kurfürst August III. von Sachsen, für welchen sich auch der Kaiser erklärte, weil der letztere die pragmatische Sanction garantirt hatte. Unter diesen Umständen war die Situation des sogenannten Königs Stanislaus unhaltbar und Frankreichs Zorn entlud sich gegen Oesterreich, dem es, mit Spanien und Sardinien verbündet, am 10. October 1733 den Krieg erklärte. Oesterreich fand keine Bundesgenossen, außer der ihm zugesagten Reichshilfe. Dieselbe hatte übrigens nicht viel Werth, und nur König Friedrich Wilhelm I., der auf französische Anerbietungen gut deutsch erklärte, „wer ihm zumuthe, es mit den Franzosen gegen den Kaiser zu halten, sei ein Hundsfott, und wenn es auch ein gekröntes Haupt sei", führte sein ansehnliches Contingent zum Reichsheer, dessen Commando abermals Prinz Eugen übernahm.

Die Kriegführung war aber, wenn auch keine Niederlagen erlitten wurden, nicht glücklich. Unleugbar hatte die gewaltige geistige Kraft Eugen's, der nun schon im siebzigsten Lebensjahre stand, nachgelassen und sein von Wunden und Strapazen erschöpfter Körper, sein durch fünfzigjährige äußerste Anspannung erschöpfter Geist besaßen nicht mehr die Eignung zum Fassen und Ausführen so großartiger und kühner Thaten, wie seine früheren Feldzüge sie bewiesen.

Die Hauptschuld am üblen Gang des Krieges lag indessen am Heere, das alle Mängel eines sogenannten „Reichsheeres" hatte. Die einzelnen Contingente kamen in geringer Stärke, ungenügend bewaffnet und ohne jede Kriegstüchtigkeit; kaiserliche

Truppen aber, welche neben den preußischen den Kern bildeten, konnten nur wenig gesendet werden, da man dieselben dringend für Italien bedurft hätte.

Fast ohne Widerstand mußten Graf Wirich Daun und Prinz Friedrich von Württemberg vor dem von König Karl Emanuel geführten französisch-piemontesischen Heer Mailand räumen und bis Mantua zurückweichen. Nun wurde der Oberbefehl dem Feldmarschall Graf Mercy anvertraut, einem kenntnißreichen, tapferen General, dessen Unternehmungen aber von einem förmlichen Mißgeschick verfolgt wurden. Wiederholt von Schlaganfällen heimgesucht, die seine Sehkraft bedrohten, konnte er sich doch nicht entschließen, dem Commando gänzlich zu entsagen, und fiel im Beginn der Schlacht bei Parma, am 29. Juni 1734, worauf Prinz Ludwig den Rückzug der Armee leitete. Der Oberbefehl kam nun an Feldmarschall Josef Lothar Graf Königseck, der am 19. September bei Guastalla vollkommen geschlagen wurde. Noch schlimmer ging es in Unter-Italien, wo der Infant Don Carlos von Parma Sicilien und Neapel besetzte, ohne von den schwachen und zerstreuten Garnisonen einen nennenswerthen Widerstand zu erfahren.

In Deutschland konnte Prinz Eugen den Fall Philippsburgs nicht hindern und nur seiner alten Meisterschaft in raschen Bewegungen und klug gewählten Stellungen gelang es, seinen Gegner Villars in Schach zu halten. Im Jahre 1715 wurde die Haltung Baierns, das sogar einem für die Armee Eugen's bestimmten russischen Hilfscorps den Durchzug wehrte, so zweifelhaft, daß Prinz Eugen dringend zum Frieden rieth. Derselbe wurde am 3. October 1735 unterzeichnet und kostete Oesterreich dafür, daß Stanislaus Lesczczynski, dem Lothringen zufiel, auf den Thron von Polen verzichtete, Neapel und Sicilien.

Seit Jahren an Brustbeklemmungen und einem quälenden Husten leidend, kehrte Prinz Eugen anscheinend ganz wohl vom Feldlager nach Wien zurück, wo sich die alten Uebel sofort wieder einstellten. Am 21. April 1736 Morgens fand man ihn, nachdem er den Abend vorher wie gewöhnlich im Hause seiner Freundin, der Gräfin Eleonore Batthyany-Strattmann (im Volksmunde „die schöne Lorl" genannt) zugebracht hatte, todt in seinem Bette. Eine Lungenlähmung hatte seinem thatenreichen Leben, das durch mehr als fünfzig Jahre Oesterreich gewidmet war, ein Ende gemacht.

Nicht blos am Hofe und in der Armee, in ganz Oesterreich, und namentlich in Wien fühlte man den schweren Verlust. Der Kaiser befahl, das Leichenbegängniß des Prinzen so zu halten, „wie es in Oesterreich noch bei keinem Unterthan geschehen sei; denn man soll sehen, daß des Verstorbenen merita allzeit bei mir unsterblich sein werden."

Mit ungewohnter düsterer Pracht vollzog sich die Bestattung am Nachmittag des 26. April. Vierzehn Feldmarschalllieutenants trugen die Enden des Bahrtuches, und der Kaiser selbst wohnte der Einsegnung in der Stefanskirche bei, eine damals ganz unerhörte Abweichung von der strengen spanischen Etikette, die am Wiener Hofe herrschte. Das Grabmal des Prinzen Eugen befindet sich in der sogenannten „Kreuzcapelle" des Stefansdomes und enthält nebst dem Brustbild desselben eine Darstellung der Schlacht bei Belgrad; sein Herz wurde nach Turin gebracht, wo es in der Gruft des Hauses Savoyen, in der prächtigen Kirche auf Superga, beigesetzt wurde. Das Hof-Waffenmuseum im Arsenal bewahrt im zweiten Saal, in einem besonderen Glaskasten, den Doppelküraß, auf dessen Bruststück deutliche Kugelspuren sichtbar sind, ein ledernes Koller, ein Paar Panzerärmel, eine Tuchweste, den Commandostab und ein Büschlein Haupthaare des unvergeßlichen Helden.

Schon daß fünfzig Jahre fast ununterbrochener Kriege beinahe von selbst zu einer Geschichte der Thaten dieses Mannes werden, spricht für seine Bedeutung als Feldherr. Allerdings ist auch diese nicht unangefochten geblieben, und namentlich bemängelte man die Kühnheit seiner Unternehmungen, bei welchen er oft nicht allein sich selbst, sondern auch seine Armee einer großen Gefahr aussetzte. Es ist nicht zu leugnen, daß dies namentlich bei den Schlachten von Zenta, Hochstädt, Turin, Belgrad und Peterwardein zutrifft. Aber abgesehen davon, daß namentlich im Krieg denn doch nur der Erfolg entscheidet, ist nicht zu vergessen, daß Eugen, wie kein Zweiter, die Gabe besaß, den kühnsten Entschluß in der zweckmäßigsten und sichersten Weise auszuführen. Geradezu einzig war er in der Schärfe des Ueberblickes als Lenker der Schlacht, keine Phase des wechselnden Gefechtsbildes entging ihm, obwohl er sich oft selbst mitten im Kampf befand, jeder Gefahr wußte er im Moment zu begegnen, keine Blöße des Gegners ließ er ungenützt. Es mag sich vom theoretischen Standpunkt manches gegen seine Kriegführung einwenden lassen, im Ganzen aber ist man berechtigt, ihn den größten Feldherrn zu nennen, welchen Oesterreich je besaß.

Mit seiner militärischen Thätigkeit ist jedoch die Bedeutung des Prinzen Eugen nicht erschöpft, wenn auch hier nur angedeutet werden kann, daß sein Wirken als Staatsmann jenem als Feldherrn mindestens gleichwerthig zur Seite steht und er ein Freund und Beförderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen und der schönen Künste war. Den schönsten Ehrentitel enthält sein von Fernkorn modellirtes Standbild vor der k. k. Burg zu Wien (Bild S. 949), das ihn nennt: den „treuen Diener dreier Kaiser".

Auf Grund eines im Jahre 1726 geschlossenen Defensiv-Vertrages forderte Rußland in dem 1736 mit der Türkei ausgebrochenen Kriege die vertragsmäßige Hilfe Oesterreichs. Obwohl Sultan Mahmud I. in kluger Mäßigung erklärte, er werde in der Theilnahme der im Vertrage bestimmten Hilfstruppen Oesterreichs keine directe Kriegserklärung desselben erblicken, entschied man sich in Wien doch — in der Hoffnung, den in Italien erlittenen Gebietsverlust ersetzen zu können — zur Kriegführung im großen Stile. Leider fehlte es jedoch an allen Vorbedingungen zu derselben; besonders an gefüllten Staatscassen, einem wohlgerüsteten Heer und an — einem Feldherrn. Es kamen jene Tage, wo der Hofkanzler Philipp Ludwig Graf Sinzendorf, der früher zu den Gegnern des Prinzen gehörte, in den angstvollen Ruf ausbrach: „Wenn nur der einzige Eugen noch am Leben wäre, dann wäre uns Allen geholfen!"

Das ungefähr 30.000 Mann starke Hauptheer wurde unter den Oberbefehl des Feldmarschall Grafen Heinrich von Seckendorf gestellt, eines äußerst begabten Mannes, der auch als Diplomat Verdienstliches geleistet hatte und militärisch tüchtig gebildet war. Aber seine theoretischen Kenntnisse ersetzten den Mangel praktischer Feldherrngaben nicht. Ein kleineres Corps unter dem Feldmarschall Graf Olivier Wallis ging gegen die Walachei vor, ein zweites unter dem Prinzen Ludwig von Sachsen-Hildburghausen und dem Banus Graf Eßterhazy sollte in Bosnien einfallen.

Der Feldzug des Jahres 1737 wurde mit der Eroberung Nissas vielversprechend eröffnet. Aber es war dies der einzige Erfolg, und nun nahmen die Operationen einen trostlosen Fortgang. Der Prinz von Hildburghausen erlitt bei Banjaluka eine Niederlage und entging nur mit Mühe der völligen Vernichtung; Feldmarschall Graf Ludwig Andreas Khevenhüller wurde mit 40.000 Mann am 28. September



Prinz Eugen von Savoyen in der Schlacht bei Turin. (Seite 914.)

(Wandgemälde von Professor Karl Blaas im k. k. Arsenal zu Wien.)

r' siebenfach überlegenen Türken am Timok an-
t und konnte sich nach zweitägigen Kämpfen
ch hartem Verlust zur Hauptarmee durchschlagen.
elbst mußte Nissa wieder aufgeben und einen
eiligen Rückzug antreten. Uneingedenk der weisen
ung Eugen's wurde Graf Seckendorf des
ndos enthoben, in Graz gefangen gesetzt und in
chung gezogen, die natürlich resultatlos verlief.
In seiner Stelle übernahm Herzog Franz Stefan
othringen, seit zwei Jahren Gatte der Kaiser-
Maria Theresia, der den vorigen Feldzug
Seckendorf mitgemacht hatte, den Oberbefehl.
l der Herzog für die administrativen Zweige
erwesens viele Eignung besaß und auch tüchtig
isch gebildet war, fehlte ihm doch die eigentliche
rnbegabung. Auch der ihm als Berather an die
gestellte Feldmarschall Lothar Graf Königseck,
ugen's Tod Präsident des Hofkriegsrathes, er-
te derselben; es war also nicht zu wundern, daß
ldzug des Jahres 1738 noch ungünstiger verlief
ler des Vorjahres.

Erbittert über das Vorgehen Oesterreichs, verhielten
Türken den Russen gegenüber nur vertheidigungs-
und warfen ihre Hauptmacht gegen die Donau und
um den Krieg nach Ungarn tragen zu können.
i Vorjahre war das kaiserliche Heer unablässig zum
g gezwungen; am 27. Mai ging Mehadia ver-
am 5. Juli wurde nur mit äußerster Anstrengung
hementer türkischer Angriff auf das Lager bei
ia abgewehrt, im August gingen Neu-Orsova,
nbria, Uj-Palanka an die Türken verloren,
eselben standen vor Belgrad.

Der Herzog von Lothringen verließ das Heer,
n ihm zugesicherten Thron von Toskana ein-
ten, und mit ihm schied auch Graf Königseck.
berbefehl kam nun an Feldmarschall Graf Wallis,
der ein bedeutend verstärktes und gut gerüstetes
gebot. Dasselbe war, 56.000 Mann ohne die
rie und leichte Reiterei zählend, bei Pancsova
nengezogen. Ihm gegenüber standen 100.000
, unter Großvezier Elhadsch-Mohammed-
a, einem tapferen und erfahrenen Soldaten. Das
itige Kraftverhältniß war nicht so ungünstig, und
holt waren glänzende Siege gegen eine bedeutendere türkische Uebermacht erfochten
. Dazu aber gehörten Feldherren, wie Karl von Lothringen, Ludwig
Baden oder Eugen, und Graf Wallis war kein solcher.



Exercitium der Grenadiere. (Seite 945.)

Auf die wahrscheinlich absichtlich ihm zugemittelte falsche Nachricht, daß bei Kroczka nur die 12.000 Mann starke Vorhut des durch drei Tagmärsche davon getrennten türkischen Heeres stehe, ging Wallis mit einem Theile des Heeres über die Donau, um auf Kroczka loszugehen. Dabei beging er noch den unbegreiflichen Fehler, nur einen, noch dazu ungünstig situirten Weg zum Vormarsch einzuschlagen, obwohl deren vier nach Kroczka führten. Als im Morgengrauen des 23. Juli 1739 die Cavallerie des kaiserlichen Heeres aus dem tiefeingeschnittenen Hohlweg auf die von Kroczka abfallende Höhe debouchirte, sah man sich zu sehr unliebsamem Erstaunen nicht der Vorhut, sondern dem ganzen in Schlachtordnung aufgestellten Heer des Großvezirs gegenüber.

Sofort ging dasselbe zum Angriff über, und das zuerst aus dem Hohlweg vorgedrungene Kürassierregiment Graf Johann Palffy wird trotz tapferster Gegenwehr fast vollständig vernichtet, so daß nur 180 Mann entkamen. Und in Folge der unglückseligen Marsch-Dispositionen des Grafen Wallis ist es unmöglich, ausgiebige Hilfe zu bringen, da stets nur ein Regiment aus der engen, schluchtartigen Straße vorbrechen kann.

Die den Kürassieren Palffy's folgenden Savoyen-Dragoner werden von der Uebermacht der Türken in den Hohlweg zurückgeworfen und bringen die vier übrigen Cavallerieregimenter in Unordnung. Trotzdem schlugen sich die kaiserlichen Truppen ausgezeichnet; nebst der Cavallerie des rechten Flügels kamen nur 6 Infanterieregimenter und 18 Grenadier-Compagnien zum Schlagen, drei Viertheile der Armee blieben in Folge der verkehrten Anordnungen des Grafen Wallis müßige Zuschauer der Schlacht, die sich bis zum Abend hinzog. Hätten die Türken die Situation erfaßt und, an beiden Seiten der Schlucht vorrückend, ihre Uebermacht zu Flankenangriffen benützt, so wäre trotz aller Tapferkeit eine Katastrophe — der Untergang oder die Gefangennahme des kaiserlichen Heeres — unvermeidlich gewesen. Mit Einbruch der Dunkelheit gelang es, die Schlacht abzubrechen und unter dem Schutz der Infanterie des Prinzen von Hildburghausen einen geordneten Rückzug anzutreten.

Die Verluste dieses unglückseligen Tages waren sehr groß; die kaiserliche Armee verlor 5722 Mann an Todten, darunter die Generale Baron Wittorf, Graf Caraffa Baron Leysner und Prinz Waldeck, und 4536 Verwundete. Schlimmer noch waren die Folgen für die christliche Armee, welche alles Vertrauen zur Führung verloren hatte.

Schon am 26. Juli erschienen die Türken vor Belgrad und warfen die ersten Laufgräben auf. Der Commandant der Festung, Feldmarschallieutenant Jakob Baron Succow, richtete so klägliche Berichte über die Unhaltbarkeit Belgrads an den Grafen Wallis, daß dieser in seiner Stellung bei Pancsowa, von den Heeren des Seraskiers Tos Mohammed Pascha und des Großvezirs bedroht, mit dem letzteren Unterhandlungen anknüpfte und ihm Belgrad nach Schleifung der Festungswerke als Unterpfand für einen zu schließenden Frieden anbot.

Aber der Großvezier forderte die unbedingte Uebergabe Belgrads, wozu Wallis umsoweniger Lust hatte, als der Nachfolger Succow's, der Feldmarschalllieutenant Samuel von Schmettau erklärte, daß sich Belgrad mit geringer Nachhilfe im besten Vertheidigungszustande befinde.

Indessen fühlte sich Graf Wallis mit seinem auf 22.000 Mann zusammengeschmolzenen Heer im Lager bei Szurduk nicht mehr sicher und machte Anstalten,

nach Peterwardein zurückzugehen. Damit wäre ein Uebergreifen des Krieges nach Ungarn unvermeidlich gewesen, das man jedoch um jeden Preis verhüten wollte. Am 18. August erschien also Wilhelm Graf Neipperg im Lager des Großveziers, um einen „ehrsamen Frieden" zu unterhandeln. Durch nicht ganz aufgeklärte Vorgänge, angeblich weil Wallis erbittert über Neipperg's ihn übergehende Sendung war, kamen die Berichte Schmettau's, welche Belgrads Vertheidigungsfähigkeit darthaten, weder Neipperg noch dem Kaiser zu.

Unter diesen Umständen schloß Neipperg, gänzlich ohne Information und für die eigene Sicherheit fürchtend, am 18. September 1739 den berüchtigten Frieden zu Belgrad, durch welchen alle Errungenschaften des Passarovitzer Friedens verloren gingen und die Donau und Save wieder die Grenze gegen Osten bildeten.

Nur schweren Herzens und im Hinblicke auf die unsichere politische Lage, unterschrieb Karl VI. am 18. October diesen demüthigenden Frieden, dessen Schmach er so tief fühlte, daß er in einem besonderen Rundschreiben an die Mächte erklärte, Neipperg habe seine Vollmachten überschritten, und die kaiserliche Regierung sei nun leider außer Stand gesetzt, dasjenige, was deren Diener voreilig zugestanden, zu mißbilligen. Wallis und Neipperg theilten das Schicksal Seckendorf's und wurden erst nach dem Regierungsantritt Maria Theresia's aus der Gefangenschaft entlassen.

Für die ohnehin schwankende Gesundheit des Kaisers war eine solche heftige Gemüthsbewegung von den übelsten Folgen. „Belgrad ist mein Tod! Wenn Eugen das erlebt hätte!!" rief er wiederholt. In der That überlebte er den Abschluß dieses Friedens nur um ein Jahr; am 20. October 1740 verschied Karl VI., der letzte Sprosse des habsburgischen Mannesstammes.

Oesterreichisches Kriegswesen in der Eugen'schen Periode.

Im dreißigjährigen Krieg entstand die Form, in welche die kaiserliche Armee nach und nach hineinwuchs. Wir sehen während desselben die ältesten Regimenter entstehen, die taktische und administrative Eintheilung der Truppen gliedert sich nach bestimmten Gesetzen und deutlich erkennbar treten die großen Umrisse hervor, welche noch heute dem vielverzweigten Organismus des Heeres zugrunde liegen. Dadurch schränkt sich unsere Aufgabe bedeutend ein, denn es ist nur mehr nöthig, in großen Zügen jene Umgestaltungen zu schildern, welche die österreichische Armee im Einklang mit der Umbildung des gesammten europäischen Heerwesens erfuhr.

In der Hauptsache beruhte die Ergänzung des Heeres noch immer auf der Werbung, wie sie sich während des dreißigjährigen Krieges herausgebildet hatte. So blieb es auch bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, obwohl sich der Uebergang zur modernen Form der Heeresbildung — der Conscription — in manchen kleinen Zügen geltend machte. Ein Theil der kaiserlichen Regimenter war auf die „Reichswerbung" angewiesen, wozu ihnen durch besondere Uebereinkommen mit einzelnen Reichsfürsten bestimmte Werbeplätze gestattet wurden. Andere Truppenkörper jedoch, welche in den österreichischen Ländern angeworben wurden, erhielten später ihre Ergänzung theilweise durch die im Einvernehmen mit den Landständen veranlaßte Aushebung Einheimischer. Da die Aufbringung derselben in letzter Linie den

Herrschaften oblag, ist es nur natürlich, daß dieselben sich der zweifelhaften, unzuverlässigen und unruhigen Leute zu entledigen suchten, wodurch der Armee nicht das beste Material zugeführt wurde. Die Klagen über diesen Brauch werden häufig laut und Prinz Eugen verwahrt sich als Präsident des Hofkriegsrathes wiederholt dagegen, daß Landstreicher und Uebelthäter in den Soldatenrock gesteckt werden, um sich ihrer zu entledigen. Viel genützt scheinen diese Reclamationen nicht zu haben, denn wir begegnen noch viel später dem wunderlichen Brauch der „zwangsweisen Abstellung", welche ein gefürchtetes Schreckmittel der Patrimonialgerichte gegen notorische Raufer, Landstreicher und andere unliebsame Existenzen war.

Aber man suchte auch bessere Elemente für den Kriegsdienst zu gewinnen und festzuhalten; wiederholt wurden die Pfarreien angewiesen, in den Predigten die Vorzüge des „christlichen Soldatenstandes" zu preisen, und mit besonderen Edicten machte man bekannt, daß in der kaiserlichen Armee die Eintretenden nach Maß ihrer Anlassung in dem Kriegsdienst und deren sonst habenden Eigenschaften zu Unterofficiers oder auch noch weiters mit der Zeit würden avancirt werden.

Im Jahre 1722 erfloß eine Art Recrutirungs-Verordnung, welche eine merkwürdige Einrichtung trifft. Es ward nämlich den Hauptleuten gestattet, eine bestimmte Anzahl von Soldaten durch 9 oder 10 Monate zu beurlauben, und aus den solcherart ersparten Gebühren bildete man eine Recruten-Casse, aus welcher „die Recrutirung nach und nach dergestalt bestritten werden solle, daß man auch an dem Orte, wo die Regimenter liegen, sichere Leute annehmen könnte". Man wollte also mit der kostspieligen auswärtigen Werbung brechen und das Heer ganz aus den eigenen Ländern ergänzen. Dies wird ziemlich klar auch in einem Punkt angedeutet, der sagt, „es sei bei der Beschaffenheit der Recruten besonders zu sehen, daß sie keine Franzosen, Welsche oder aus Deutschland gebürtige sind, denn mit diesen ist selten etwas auszurichten, indem sie sich nicht leicht in die Kameradschaft nach unserer gewöhnlichen Art zu sein gewöhnen, auch die meisten Läufer und Großsprecher sind".

In solchen Zügen documentirt sich die langsame Umwandlung vom Söldnerheer des dreißigjährigen Krieges, das auf allen Straßen zusammengelesen wurde, zum Volksheer, das durch die heiligen Begriffe von Vaterland und Thron an seine Pflicht gebunden wird.

Weiter heißt es in dieser Richtung noch: „Es sind so viel möglich bekannte Leute auszusuchen, nämlich solche, deren Eltern und Befreundete bekannt und haussäßig sind. Sie dürfen nicht ungeschickt, einfaltig und talkigt sein, sondern müssen ein männliches Gesicht und gute Physiognomie haben und ist zu beurtheilen, ob sie armuths- oder nothshalber, oder ob sie etwas angestellt haben, daß sie etwa aus Furcht oder Strafe sich ins Soldatenleben begeben. Ferner ob sie Schelme, Diebe, Schinderknechte oder solche sind, die mit dem Staupbesen des Landes verwiesen wurden, und endlich ist zu beobachten, daß Niemand angenommen werde, der mit einem Leibesdefect, als Brüche oder mit dergleichen Zuständen behaftet ist . . . . Deserteurs aber sind unter keinem Vorwand anzunehmen, denn, wer einmal ein Schelm gewesen ist, bleibt ein solcher bis zum Ende seines Lebens. Junge Menschen von guten Eltern oder die Edelleute, wie nicht weniger die Studenten, die gute Fouriers abgeben können, sind allezeit anzunehmen."

Besonders eingeschärft wird, „daß unbedingt Niemand erzwungen werden darf, noch durch List persuadirt oder durch Trunkenheit zum Soldatenstande gebracht werde".

Dadurch unterschied sich das österreichische System vortheilhaft von dem preußischen, das noch unter Friedrich II. alle Mittel der List und Gewalt bei der Werbung gestattete.

Dem Gesetze nach stand noch immer dem Landesherrn das Recht des Aufgebotes zu, aber nur in den dringendsten Fällen, wenn es sich um vorübergehenden Schutz einzelner Landestheile handelte, machte man davon Gebrauch. So wurden 1663 in Ober- und Niederösterreich theilweise Aufgebote einberufen und 1683 erfolgte auch die Einberufung einer bestimmten Anzahl von Männern zur Handarbeit bei Ausbesserung der Festungswerke von Wien, wofür dieselben unentgeltliche Wohnung in den Vorstädten und täglich sechs Kreuzer erhielten. Auch während des baierischen Erbfolgekrieges erfolgte mit kaiserlichem Patent vom 23. November 1702 die Einberufung des Aufgebotes im Lande ob der Enns, und zwar wurde der fünfte Mann gemustert und an die Grenze geschickt, da es „für das österreichische Landvolk eine ewige Schande wäre, müßig zuzuschauen, wie sich die baierische Landfahne täglich stärke und dem diesseitigen Lande Verderben drohe".

Die Unzulänglichkeit des Aufgebotes für einen wirksamen Schutz der Landesgrenze trat auch diesesmal zu Tage. Die Stände beschlossen daher im Jahre 1704, ein sogenanntes „Landregiment" von 2000 Mann aufzustellen, wozu je fünfzehn Feuerstätten einen Mann ausrüsten und erhalten mußten. Dieses Regiment gefiel dem Prinzen Eugen, als er es in Linz musterte, so sehr, daß er den Ständen vorschlug, es statt der 1500 Recruten, die Oberösterreich für den künftigen Feldzug stellen sollte, dem Kaiser zu überlassen, womit die Stände sich auch einverstanden erklärten.

In Ungarn war die nationale Heeresverfassung unter den Stürmen der Kriege und der türkischen Herrschaft ganz untergegangen. Die gesetzlich bestehende Beisteuer zu Kriegszwecken wurde von den Landständen der unter dem kaiserlichen Scepter verbliebenen Landestheile derart geleistet, daß die Kosten für eine bestimmte Anzahl von Mannschaft übernommen und nach der Zahl der Häuser (Porten) vertheilt wurde. Indessen war bei den schwankenden Verhältnissen diese Beitragsleistung sehr precär und das Beste mußte immer der Patriotismus und die Opferwilligkeit einzelner treu zur kaiserlichen Sache haltender Magnaten thun.

Erst nach gänzlicher Befreiung und Beruhigung des Landes gingen die Stände an eine Regelung der Wehrverhältnisse. Da die alten Formen unhaltbar und zudem fast ganz vergessen waren, erklärte der Landtag von 1715 sich bereit, zu den Kosten der Unterhaltung eines stehenden Heeres beizutragen. Indessen wurde die Verpflichtung der Edelleute und aller Derjenigen, welche das Gesetz von Ungarn unter dieser Benennung begreift, zur Leistung persönlicher Kriegsdienste und Stellung der „Portal-Insurrection" ausdrücklich aufrechterhalten und das Recht des Monarchen, sie anzuordnen, anerkannt.

Die Grenzeinrichtung wurde trotz Ungunst der Zeiten nie ganz aufgegeben und kam durch die glücklichen Kriege Leopold I. zu erhöhter Bedeutung. Im Jahre 1652 belief sich die Zahl der zum Kriegsdienst und der Grenzbewachung Verpflichteten schon auf 8866 Mann. Um die gänzlich verwüsteten Grenzländer, welche nach und nach der Türkei abgenommen wurden, zu bevölkern, siedelte man in den Achtzigerjahren nicht blos Croaten, sondern auch Serben an, welche gegen Zusage der Religions- und Abgabenfreiheit die Verpflichtung der Grenzvertheidigung übernahmen. Namentlich nach dem Karlowitzer Frieden traten viele Serben oder Raizen nach

Oesterreich über und bildeten die neue Bevölkerung der durch lange Kriege und türkischen Druck entvölkerten Grenzländer. So entstanden 1699 das Karlstädter, Warasdiner und Banal-Grenzgeneralat, zu welchen 1702 das slavonische Grenzgeneralat kam, die sämmtlich auch in politischer Beziehung unter der Verwaltung des Hofkriegsrathes standen.

Die Befehlshaber der Grenzsoldaten hießen Capitain, der Banus führte den Titel Obercapitain. Sobald sie außer dem Lande fochten, wurden die Grenzer in Regimenter zusammengezogen. So finden wir 1659 im nordischen und 1663 im Türkenkriege die croatischen Regimenter Capilet und Couchenitz, 1674 in den Niederlanden die Regimenter Collalto und Andreas Palffy. Im Jahre 1683 bestanden drei croatische Regimenter: Lodron, Kery und Riccardi. Ungefähr um dieselbe Zeit tauchen als besondere Truppencorps auch die „Warasdiner" auf, deren 4000 unter Oberst Antonio Zichy 1687 in der Schlacht bei Nagy-Harsany mitfochten. Eigenthümlich ist es, daß wir die Croaten, welche noch im dreißigjährigen Krieg ausschließlich als leichte Cavallerie Verwendung fanden, nach demselben nur mehr als Fußvolk vertreten sehen.

Im spanischen Erbfolgekrieg tauchen auch zuerst die Panduren auf, worunter man eine von den Comitaten aufgestellte und unterhaltene Sicherheitstruppe verstand. In geringer Anzahl erscheinen sie 1701 als leichte Infanterie in der Armee, näher kennen lernen werden wir sie erst später. Auch die nach 150 Jahren zu einer Berühmtheit gewordenen Seressaner (von dem croatischen Worte Serez, das Rotte oder Truppe bedeutet) werden kurz nach dem Karlowitzer Frieden als besondere Gattung der Grenztruppen genannt, und manche ihrer Eigenthümlichkeiten, zum Beispiel die an das Türkische anklingende Benennung der Chargen, gingen später auf die Panduren-Freicorps über.

Man verlor auch das ökonomische Gedeihen der Grenze nicht aus den Augen und suchte namentlich die Landwirthschaft mit allen Mitteln zu heben. Schon 1724 wurde der Hanfbau angeordnet und später unterstützte man eifrig die Seidenraupenzucht, welche eine Zeitlang auch nicht ohne Erfolg betrieben wurde.

Die Stärke der kaiserlichen Armee war noch immer ganz wechselnd nach der Nothwendigkeit und dem Zustand der Finanzen. Ein systemisirter Friedens- und Kriegsstand war ja erst durch Einführung der Conscription nöthig und möglich.

Nach dem dreißigjährigen Krieg betrug die Kopfzahl der kaiserlichen Armee 25.000 Mann Fußvolk und 8000 Mann Reiterei. Die weitaus größte Mehrzahl dieser Truppen lag stets in Ungarn, ein Theil auch in den festen Plätzen der österreichischen Vorlande. Wien war z. B. mit Ausnahme der Stadtguardia bis zum Jahre 1722 ohne ständige Garnison und erhielt eine solche erst in Folge der wiederholten Schuhknecht-Revolten.

Ohne Artillerie und Grenztruppen bestand 1672 die kaiserliche Armee aus 20 Regimentern Cavallerie und 19 Regimentern Infanterie, von welchen die ersteren 890, die letzteren 2540 Mann zählten. Dies würde eine Gesammtstärke von 65.430 Mann ergeben, welche jedoch nicht erreicht wurde, da die Infanterie nie vollzählig war. Beim Tode des Kaisers Leopold I. zählte die Armee 85.000 Mann Infanterie, 28.300 Mann Cavallerie und 600 Mann Artillerie. Unter Josef I. stieg diese Anzahl um 7000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter, und in den ersten Jahren der Regierung Karl's VI. zählte die Armee fast 150.000 Mann, darunter 37.000 Reiter und 800 Artilleristen.

Im Jahre 1728 gab es 65 Infanterieregimenter à 3000 Mann, 1 Regiment iducken in gleicher Stärke, 17 Regimenter Dragoner à 1425 Mann, 26 Regimenter rassiere à 1428 Mann, 10 Regimenter Hußaren à 1200 Mann, was zusammen 9 Regimenter mit 271.353 Mann ergeben würde. Dieser Stand war übrigens hl nur nominell und wurde thatsächlich nie erreicht, denn wir wissen, daß die letzten iege Karl's VI. auch aus Mangel an Truppen so unglücklich verliefen. Freilich rde durch die damalige Gestaltung der österreichischen Länder, zu welchen Neapel) Sicilien, das heutige Belgien und die Vorlande am Rhein gehörten, h die Armee in viele, gar nicht in Verbindung stehende Theile zerrissen.

Nicht zu übersehen ist, daß in den meisten Kriegen jener Zeit zu der eigentlichen serlichen Armee noch die Reichscontingente oder durch besondere Verträge niethete Hilfstruppen deutscher Fürsten stießen. So war es im Türkenkrieg mit erischen, unter Eugen in Italien mit preußischen Truppen der Fall. Bei den eren, welche Eugen und Marlborough in Deutschland und den Niederlanden n Sieg führten, gehörte von der durchschnittlichen Stärke von 80 bis 100.000 Mann hstens ein Vierttheil dem kaiserlichen Heere an, das Uebrige bildeten die Holländer, nen, Engländer und die mit englischem und holländischem Gelde gemietheten ntingente deutscher Fürsten. Im Jahre 1712 besaß der Kaiser wohl ein eigenes r von 105.000 Mann, aber abgesehen von den in Ungarn stehenden Corps focht sselbe in den Niederlanden, am Rhein, in Italien und Spanien, konnte also für allein nirgends dominirend auftreten.

Uebrigens läßt sich ein Schluß auf die Intensität der damaligen Rüstungen aus n Umstande ziehen, daß um 1725 dem Prinzen Eugen für die Zwecke der Kriegs- waltung jährlich acht Millionen Gulden zur Verfügung standen.

* * *

Auch die Rangverhältnisse in der Armee kamen in festere Normen, welche in Hauptsache den heute üblichen vollkommen entsprechen.

Noch immer war der Titel Generallieutenant üblich, der jedoch nicht mehr n Begriff des selbstständigen Commandanten entsprach, sondern die höhere Bedeutung es Generalissimus, des Höchstcommandirenden aller kaiserlichen Streitkräfte, besaß d auch nur an eine Person verliehen wurde, während früher mehrere Generale ichzeitig den Titel eines Generallieutenants bekamen. Nach dem Tode des Mark- afen Ludwig von Baden wurde Prinz Eugen zum Generallieutenant ernannt d er war der letzte Träger dieser Würde, die später nicht mehr verliehen wurde. ne sehr hohe Auszeichnung war die Ernennung zum Reichsfeldmarschall, lche in der Regel nur deutschen Fürsten zukam, mit Zustimmung des Reichstages r auch an Prinz Eugen verliehen wurde.

Zunächst im Range standen unter dem Generallieutenant die Feldmarschälle, en es damals oft zwölf bis zwanzig gab. Dann kamen je nach ihrer Verwendung Generale der Cavallerie und die Feldzeugmeister, welch letzterer Rang och nicht mehr blos mit der Dienstleistung bei der Artillerie verbunden war, und n folgten, wie es noch heute der Fall ist, die Feldmarschallieutenants und Generalwachtmeister, die letzteren den heutigen Generalmajoren entsprechend.

Eine Zeitlang theilte man alle Chargen je nach ihrer Verwendung. Der Generalstab kaiserlichen Armee im Jahre 1683 unterschied zwischen den Generalen der Cavallerie,

zu welchen aber die verschiedenen Rangstufen gezählt wurden, und den Generalen über die Infanterie, unter welchen Feldmarschälle, Feldzeugmeister, Feldmarschalllieutenants, Generalwachtmeister und auch der General-Feldkriegs-Commissarius Seyfried Christof Graf Breuner aufgeführt wurden.

Dieselbe Theilung wurde bei der Aufzählung der Oberste und Oberstlieutenants eingehalten. Da in der kaiserlichen Armee noch jede feststehende Untertheilung in Corps oder Divisionen und Brigaden fehlte, führten viele Generale, welchen keine besondere Verwendung, die Führung eines Treffens oder eines Flügels zufiel, das Commando ihres Regimentes. Man stößt also in alten Rangslisten auf die Eigenthümlichkeit, daß solche Individuen zweimal aufgeführt werden, nämlich als General und als Oberst ihres Regimentes. Noch Khevenhüller nennt sich 1739 „General-Feldmarschall und Obrister über ein Regiment Dragoner".



Dragoner vom Regiment Savoyen. (Seite 917.)

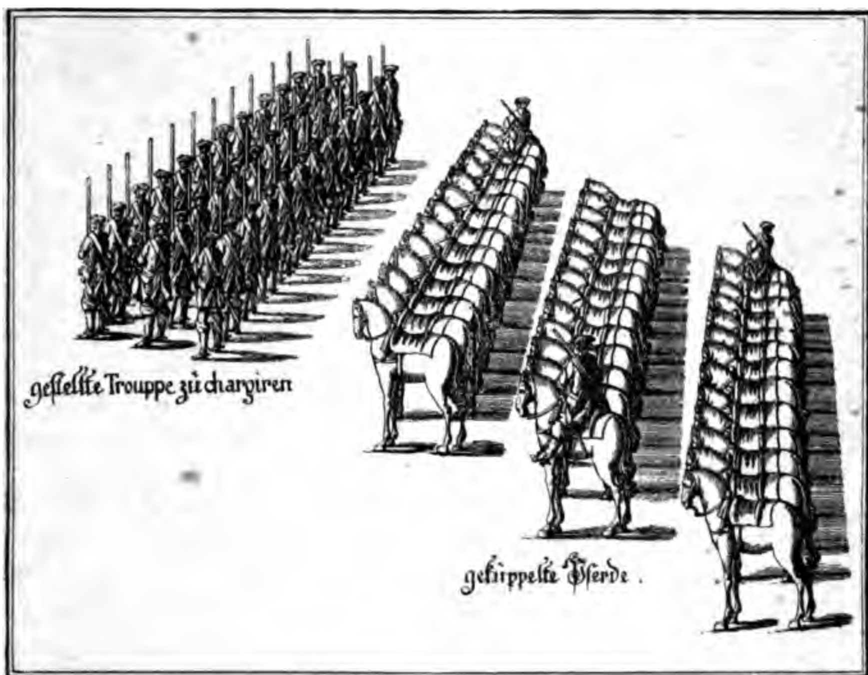
Man unterschied jedoch zwischen „wirklichen" und Titular-Obersten und verstand unter ersteren jene, welche zugleich die Inhabers-Rechte üben, unter letzteren solche, welche in Stellvertretung des Inhabers das Regiment commandirten. Das militärische Commando führte der Titular-Oberst kraft eines kaiserlichen Patentes, „nachdem ihm von dem Proprietaire, Eigenthümer und wirklichen Obersten die Verwaltung aufgetragen worden", wobei noch besonders eingeschärft wird, „und kann er ohne Vorwissen des würklichen Obristen und Proprietaire in der Oekonomie des Regimentes nichts thun."

Diese allerdings eigenthümliche Einrichtung findet ihre Erklärung darin, daß damals, wie schon erwähnt, die aus den Machtvollkommenheiten eines Inhabers oder wirklichen Obersten fließenden Einnahmen sehr beträchtlich waren.

Insoferne sich dieselben aus dem Verkauf der Officiersstellen zusammensetzten, wurden sie allerdings durch Prinz Eugen wesentlich geschmälert. Kaum zum Präſ-

denten des Hofkriegsrathes ernannt, erwirkte er ein strenges kaiserliches Verbot des Verkaufes von Officiersstellen, das später wiederholt eingeschärft und beim Regierungsantritt Karl's VI. neuerdings verlautbart wurde. Nur einer so anerkannten Autorität, wie Eugen es nach jeder Richtung war, konnte es gelingen, gegen einen Mißbrauch mit Erfolg anzukämpfen, an welchem so viele Interessen und Privilegien hingen. Denn nicht blos die Inhaber waren daran betheiligt, weil sie den Erlös einsteckten, sondern auch alle Jene, welche mit viel Geld und wenig Kenntnissen oder Verdiensten rasch emporzukommen suchten.

An offenem Widerstand oder Umgehungen fehlte es daher nicht, aber Eugen schritt in jedem Fall, der constatirt wurde, mit rücksichtsloser Energie ein. Als 1704 der General der Cavallerie Graf Sigmund Joachim Trauttmannsdorff, einer der



Exercitium der Cavallerie. (Seite 949.)

ältesten Generale, der mit Auszeichnung unter Eugen selbst gedient hatte, trotz des Verbotes eine Oberstlieutenantsstelle seines Regimentes verkaufte, wurde dieser Act rückgängig gemacht und Trauttmannsdorff aus dem activen Dienste entfernt. Ja, Prinz Eugen scheute sich auch nicht, den Monarchen selbst Vorstellungen zu machen, wenn dieselben bei Vergebung von solchen Stellen den mancherlei Einflüssen des Hofes mehr nachgegeben, als es im Interesse des militärischen Dienstes räthlich erschien. Mit wahrhaft männlichem Freimuth schrieb er 1705 an Kaiser Josef I., dem die Fähigkeit, abschlägige Antworten zu ertheilen, versagt schien: „Es wäre zwar von mir eine Vermessenheit, wenn ich mich unterfangen wollte, Eurer Majestät Maß und Ordnung vorzuschreiben, ob Sie diesem oder jenem mehr oder weniger Ihre kaiserlichen Gnadenbezeugungen zuzuwenden hätten. Allein meinem Amte liegt es ob, daß ich Ihnen nichts verhehle, was zu Dero Dienste ersprießlich oder schädlich sein

könnte. Ich bitte daher unterthänigst, Eure Majestät geruhen in Zukunft in den Beförderungssachen und übrigen Kriegsangelegenheiten das Gutachten des Hofkriegsrathes der allergnädigsten Beherzigung nicht für gänzlich unwürdig zu halten, noch zu gestatten, daß die Winkel-Recommandationen, wie man solche zu nennen pflegt, sich einschleichen, insbesondere von Seite derjenigen, deren Sphäre es nicht ist, und die nicht zu erkennen vermögen, von welcher Qualität und Capacität die Leute sind."

Mit Strenge sah der Prinz darauf, daß nicht ein Würdigerer einem minder Verdienstvollen, mochte derselbe welchen Standes immer sein, nachstehen mußte. Als der Sohn des Feldmarschalls Heister vor Belgrad gefallen war, wünschte jener lebhaft, dessen Regiment an den jüngeren Bruder Albrecht übergehen zu sehen. Prinz Eugen erklärte sich aber, obwohl er dem Feldmarschall sonst alle Theilnahme zuwendete, mit Rücksicht auf die geringe Eignung des Grafen Albrecht Heister entschieden dagegen und setzte die Ernennung eines anderen verdienten Officiers durch. Noch 1728 schrieb er aus Anlaß eines ähnlichen Falles: „So lange ich die Ehre habe, das Haupt des kaiserlichen Militärwesens zu sein, so lang soll wenigstens mit meinem Wissen ebensowenig in Zukunft, wie es bisher geschehen ist, irgend Einem, wer er auch sei, das mindeste Unrecht widerfahren."

In derselben Richtung war Prinz Eugen thätig, als er den Kaiser Karl VI. veranlaßte, die sogenannten „Expectanzen" vollkommen aufzuheben. Dieselben bestanden in dem allerdings nur ausnahmsweise vorkommenden Gebrauch: Kindern aus vornehmen Familien in der Kindheit schon Officiersstellen, besonders im Regimente des Vaters oder eines anderen Verwandten zu verleihen, welche, bis sie dieselben selbst einnehmen konnten, gegen geringes Entgelt von einem Stellvertreter versehen wurden. Dieser Unfug, durch welchen solche Stellen oft durch Jahre für würdige Officiere verschlossen blieben, wurde ganz abgestellt, und von 1720 an durfte keine Expectanz mehr verliehen werden.

Wenn regierende Fürsten deutscher Länder, wie es häufig vorkam, den Oberbefehl über ein kaiserliches Heer erhielten, so trat an die Stelle des von den übrigen Generalen und Officieren abzulegenden Eides ein Gelöbniß, das durch einen vom Kaiser abgenommenen Handschlag bekräftigt wurde.

Die oberste militärische Behörde war noch immer der Hofkriegsrath, dessen Bedeutung stets mehr wuchs, da ihm außer den Angelegenheiten der Grenze auch noch viel Einfluß in andere Dienstesszweige, namentlich auf die äußeren Angelegenheiten zustand. Die Bedeutung dieser Stelle erhellt schon daraus, daß die Türken, welche sich anstellten, als herrschten auch im Abendland die türkischen Einrichtungen, den Präsidenten des Hofkriegsrathes stets auf eine Stufe mit dem Großvezier stellten und ihm auch diesen Titel gaben.

Bis 1666 bekleidete Hannibal Fürst Gonzaga diese Würde; ihm folgte bis 1681 Raimund Fürst Montecuculi, dann kamen bis 1690 Markgraf Hermann von Baden, bis 1701 Rüdiger Starhemberg, bis 1703 Heinrich Fürst Mansfeld-Fondi, dem bis zu seinem Tode Prinz Eugen folgte. Von 1736 an war Lothar Graf Königseck Präsident des Hofkriegsrathes, welchem 1739 Josef Graf Harrach folgte.

Eine der Sonderbarkeiten österreichischer Verwaltung war es, daß seit Ferdinand II. neben dem Hofkriegsrath in Wien eine zweite solche Behörde in Graz bestand, welcher die Wehrverhältnisse der Länder der steierischen Linie des

Kaiserhauses unterstanden. Und trotz der schon lange vollzogenen Vereinigung mit den übrigen Erbländern bestand dieser Hofkriegsrath in Graz bis 1750 fort, der anfänglich nur eine Quelle von Reibungen und Verzögerungen, später aber ohne allen Einfluß war, dessenungeachtet aber ein Jahrhundert überdauerte.

Während des dreißigjährigen Krieges war das Personal des Hofkriegsrathes sehr angewachsen. Kaiser Ferdinand III. bestimmte daher 1650, „weilen Wir mit einer großen Anzahl der Hofkriegsräthe beladen seyn, die Mehrzahl aber nichts anderes als wenige Verschwiegenheit und sonsten allerley confusiones mit sich bringt", daß nebst den beiden Präsidenten nur fünf Räthe, die sich in die verschiedenen Verwaltungszweige theilen, vorhanden sein sollen. Bei dieser Gelegenheit wurde dem Hofkriegsrath die unverbrüchlichste Geheimhaltung der verhandelten Gegenstände — die „Gehaimb" — besonders zur Pflicht gemacht. Nach dem Status von 1672 bestand der Hofkriegsrath in Wien aus dem Präsidenten mit 1300 fl. Gehalt, acht Hofkriegsräthen mit je 1200 fl., 5 Secretären mit je 800 fl., einem Registrator und Expeditor mit je 600 fl., einem Adjuncten mit 420 fl., zwölf Kanzlisten mit je 220 fl. und drei Dienern mit je 120 fl. Gehalt. Der Gesammtaufwand betrug daher 19.520 fl. jährlich, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der Präsident und die Räthe außerdem noch sehr gut dotirte militärische Stellen bekleideten.

Im Jahre 1719 bestand der Hofkriegsrath in Wien außer dem Prinzen Eugen als Präsidenten und dem Vicepräsidenten Feldmarschall Graf Leopold Herberstein noch aus vier Feldmarschällen, zwei Feldzeugmeistern, vier Feldmarschalllieutenants und einem Generalwachtmeister, die sämmtlich in Wien anwesend sein mußten.

Das Wirken dieser obersten militärischen Behörde unterlag zu allen Zeiten einer nicht immer ganz billigen Kritik, welche sich auf das Bemühen unglücklicher Feldherren stützte, die Schuld an den Mißerfolgen dem Hofkriegsrath zuzuwälzen. Namentlich macht man bis in die neuere Zeit dem Hofkriegsrath den Vorwurf, daß er durch zu weit gehende Einflußnahme auf die Operationen die nöthige Selbstständigkeit der Befehlshaber gehindert habe. Es ist schon erwähnt worden, daß sich die allgemein verbreitete Anekdote, die Vorgeschichte der Schlacht bei Zenta betreffend, nicht als stichhältig erwiesen hat. Und auch im Allgemeinen beruht die so oft und heftig erhobene Anklage nicht auf Thatsachen. Allerdings wurde der Feldzugsplan jedesmal berathen und in großen Zügen festgestellt; das geschieht aber heute noch überall und ist besonders eine Nothwendigkeit, wenn, wie es damals fast immer der Fall war, mehrere Armeen gleichzeitig operiren und deren Bewegungen in einen gewissen Einklang gebracht werden sollen.

Begründeter ist ein anderer Vorwurf, welcher auf die oft sehr im Argen liegende Ausrüstung und Verpflegung der Armee hinzielt. Diese Uebelstände sind unbestreitbar und verkümmerten manchen schönen Erfolg. Aber sie fallen nicht dem Hofkriegsrath allein zur Last, der gewiß Alles gerne beigestellt hätte, sondern sie sind in der Hauptsache durch die fast immer sehr mißliche Finanzlage verschuldet worden. Wir werden noch darauf zurückkommen, mit welchen Schwierigkeiten die Verwaltung des Heerwesens in Zeiten verknüpft war, wo deren Erforderniß größer war als das ganze Staatseinkommen, wo alle Cassen leer und die Creditquellen erschöpft waren.

Unter Prinz Eugen wurde auch der General-Quartiermeisterstab, der Vorläufer des heutigen Generalstabes, in das Leben gerufen. Als Leiter desselben, der den Titel „General-Quartiermeister" führte, finden wir 1705 den General-

major Philipp Anton Baron Rieb, 1706 Generalmajor Baron Elster, 1737 Generalmajor Franz Baron Engelshofen, 1738 Feldmarschalllieutenant Graf La Beauffe und 1739 Oberst Johann Leopold Baron Bärnklau, der zu den wissenschaftlich tüchtigst gebildeten Militärs seiner Zeit zählte und als Feldmarschalllieutenant 1746 bei Roddofreddo fiel.

Sowie im dreißigjährigen Krieg gab es auch später General-Adjutanten, welche stets Stabsofficiere waren. Im Jahre 1683 versahen diese Functionen die sechs Obersten Johann Georg Hoffmann, Abraham Matthias Dolne, Heinrich Hasling, Philipp Anton Baron Rieb, Franz Karl Graf Auersperg und Lothar Graf Königseck. Die Obliegenheiten der General-Adjutanten lernen wir aus einer 1725 erlassenen Verordnung kennen, welche unter Anderem auch sagt: „Und ist eben der Mißbrauch wie in allen anderen Sachen wider den alten kaiserlichen Fuß eingeschlichen, daß zu dieser Charge junge Cavaliers befördert werden, die zuvor nicht gedient, ja sogar mit dieser Charge Rang eines Oberstlieutenants und folgends Oberst genommen haben, welches dieser Charge höchst disreputirlich, ja dem Herrendienst zuwider ist, dann vor Zeiten mature (reife) Officiere dazu erwählt worden seien, so große Experienz in Feld gehabt." Weiter heißt es: „daß es von jetzt an mature Officiere seien, welche des Commandierenden Humor zu studieren und sich darnach zu richten, den Sedem belli (Kriegsschauplatz), alle Posten, Wachten und Lager, sowie überhaupt die ganze Armee kennen, kurz ein Protokoll der Armee sein sollen." Wir haben also in den General-Adjutanten die Hilfsorgane des Feldherrn zu sehen. Die Zahl derselben stieg rasch; 1701 gab es deren 4 Oberste und 18 Oberstlieutenants, 1716 9 Oberste und 8 Oberstlieutenants. Eugen's Lieblingsadjutant war James Oglethorpe (geb. 1688, gest. 1785), ein reicher Engländer und Volontär in der kaiserlichen Armee, später Gründer und Oberbefehlshaber der Colonie Georgien in Nordamerika.

Auch die einzelnen Waffengattungen finden wir nach dem dreißigjährigen Krieg, abgesehen vom wechselnden Stande, bezüglich der taktischen Gliederung schon vielfach in Uebereinstimmung mit der neuen Zeit. Die Eintheilung des Regimentes in Bataillone und Compagnien wurde allgemein durchgeführt. Um 1630 bestand das Fußvolk der kaiserlichen Armee aus 10 Regimentern, welche in 2 Bataillone zu 5 Compagnien zerfielen. Der Regimentsstab bestand aus dem Obersten, 1 Oberstlieutenant, 1 Major, dem Regimentsquartiermeister, Auditor, Caplan, Secretär, Proviantmeister, Regimentsfeldscherer, Regimentstambour und Profoßen. Zur „Prima-Plana" einer Compagnie zählten der Hauptmann, der Lieutenant, der Fähnrich, der Sergeant, der Corporal, Fourier, Musterschreiber, der Feldscherer, ein Tambour und ein Pfeifer. An Mannschaft gehörten zur completen Compagnie 88 Musketiere, 48 Pikeniere und 8 Rundtartschiere (Rondarschiere), eine Art Fußvolk, welches runde Schilde führte, aber bald wieder aus der Armee verschwand.

Die Pikeniere kamen bis gegen Anfang des 18. Jahrhunderts im kaiserlichen Heere vor. Sie führten Piken von 15 bis 18 Fuß Länge, hatten Sturmhauben, Brust- und Rückenharnische. Schon um 1670 verringerte Montecuculi ihre Zahl noch mehr und mit der Einführung des Bajonets verschwanden die Pikeniere ganz.

Die Musketiere führten theilweise bis gegen 1670 noch die Gabelmuskete, welche jedoch immer mehr von der Flinte verdrängt wurde, die bedeutend leichter war und ein sogenanntes französisches oder Steinschloß besaß, statt des umständlichen Luntenschlosses. Schon bei der Belagerung von Ofen führte ein Theil des kaiserlichen Fuß-

volkes Bajonette, die jedoch mittelst eines in den Lauf passenden hölzernen Ansatzes aufgesteckt wurden, also beim Feuern abgenommen werden mußten. Erst um 1700 kamen die Bajonette mit durchlöcherter Dille auf, welche auch beim Schießen aufgesteckt bleiben konnten.

Die Bezeichnung Bajonet — richtiger Bayonett — stammt von der Stadt Bayonne in Frankreich, weil es daselbst entweder erfunden oder doch ehedem am besten verfertigt worden. Bayonne war übrigens schon in den mittleren Zeiten seiner guten Armbrüste wegen berühmt, daher die Armbrustmacher sich im Französischen einstens Bayonniers nannten.

Die Einführung von Papier-Patronen geschah bei der Cavallerie schon um 1660, beim Fußvolk wurden sie erst ein halbes Jahrhundert später allgemein gebraucht. Im Hof-Waffenmuseum (Saal II, achter Fensterbogen) befindet sich eine Luntenmuskete mit in den Lauf gestecktem Bajonet, wie sie um 1690 in der kaiserlichen Armee gebraucht wurde.

Der Stand der Infanterieregimenter nahm sehr rasch zu. Um 1650 betrug er, wie wir gesehen haben, 1500 Mann; im Jahre 1672 gab es schon 19 Regimenter zu 12 Compagnien und 150 Mann und beim Tode des Kaisers Leopold I. 37 Regimenter mit 15 Musketier- und 2 Grenadier-Compagnien. Unter Kaiser Josef I. kamen noch 3 Regimenter dazu und 1740 bestand das Fußvolk der kaiserlichen Armee außer den Grenztruppen aus 52 Regimentern, von welchen jedes einen Sollstand von 2308 Mann hatte.

Obwohl schon früher einzelne Versuche gemacht wurden, kamen eigentliche Grenadiere (besser wohl Granadiere) in der kaiserlichen Armee erst 1664 vor, wo ein kaiserlicher Befehl die Errichtung einer Grenadier-Compagnie von 200 Mann anordnete. Dieselbe hatte jedoch keinen langen Bestand, denn schon 1670 gab es bei jeder Musketier-Compagnie je 8 Grenadiere, die um 1700 in besondere Compagnien zusammengezogen wurden, deren es anfänglich eine, später zwei bei jedem Regiment Fußvolk gab.

Neben der Muskete oder Flinte führten die Grenadiere Handgranaten aus Eisen oder Glas, die mit Pulver gefüllt waren, mit einer Lunte entzündet und aus der Hand geschleudert wurden. Die besonderen Commandos für den Grenadier waren: „Versorgts Gewehr! Ergreift die Granate! Richtet her den Zünder! Ergreift die Lunte! Blast ab die Lunte! Zündet und werft die Granate! Versorgt die Lunte! Ergreifts Gewehr!" Khevenhüller's Werk (Observations-Punkte) bringt diese Commandos zur bildlichen Anschauung, von welcher wir hier (S. 933) eine Reproduction folgen lassen.

Die Officiere der Grenadiere führten Bajonet-Flinten, jene des übrigen Fußvolkes neben dem Degen die Partisane. Mit den Piken verlor die Infanterie auch die letzten Schutzwaffen, die Blechhauben, Brust- und Rückenstücke. Dagegen war eine gleichmäßige Uniformirung schon unter Kaiser Leopold I. allgemein eingeführt worden. Nach einem Normale aus dem Jahre 1720 bestand die Montirung des Musketiers aus folgenden Stücken: „Ein von dauerhaftem guten Tuch gemachter und mit Boy oder Futtertuch wohlgefütterter Rock mit einem dergleichen Kamisol; ein paar gute lederne Hosen, ein paar wollene starke Socken, ein paar juchtene, mit Pfundsohlen gemachte starke Schuhe, ein dauerhafter guter Hut, zwei Hemden, zwei Halstücher oder Flor, ein guter Ranzen, eine Patrontasche mit zugehörigen Riemen, ein Ober- und Untergewehr nebst Bajonet." Die Distinctionszeichen der Officiere bestanden in Tressen auf dem Hut, dem Rock und der Weste; auch Degenquasten wurden schon getragen.

Verhältnißmäßig noch rascher als das Fußvolk vermehrte sich die Reiterei, namentlich in Folge der Türkenkriege. Kaiser Leopold I. allein errichtete 14 Kürassier-, 11 Dragoner- und 5 Hußarenregimenter, so daß die kaiserliche Armee bei seinem Tode (1705), 20 Kürassier-, 10 Dragoner- und 5 Hußarenregimenter zählte, da 1 Kürassier und 2 Dragonerregimenter aufgelöst worden waren.

Unter Josef I. kamen noch 2 Dragonerregimenter dazu und beim Tode Karl's VI. gab es deren 18 Kürassier-, 14 Dragoner- und 8 Hußarenregimenter. Der Stand der Cavallerieregimenter war sehr wechselnd. Er betrug bald 800, 900 oder 1000 Mann und sank oft auf blos 500—600. Im Jahre 1695 wurden die Kürassiere auf 12 Compagnien (6 Escadronen) mit 1068 Mann bestimmt. Die Dragonerregimenter sollten 1000 Mann zählen, wurden jedoch 1702 um eine Grenadier-Compagnie vermehrt. Unter Kaiser Karl VI. erfolgte eine Neuorganisirung, nach welcher das Kürassierregiment aus 12 „ordinären" und 1 Carabinier-Compagnie mit zusammen 1009 Köpfen bestand. Gleich stark waren die Dragoner, welche statt der Carabiniers eine Grenadier-Compagnie zählten. Das Hußarenregiment bestand aus 5 Escadronen oder 10 Compagnien mit 809 Mann. Unter Berücksichtigung der oben mitgetheilten Anzahl der Regimenter ergibt sich also für die kaiserliche Cavallerie im Jahre 1740 ein Gesammtstand von 38.746 Mann.

Der Regimentsstab bestand unter Leopold I. aus dem Obersten, Oberstlieutenant, 1 Major, 1 Quartiermeister, dem Feldprediger, Auditor, 1 Adjutanten, 1 Profoßen und 1 Wagenmeister mit sechs Gehilfen, der jedoch später entfiel. Die Compagnie zählte 1 Rittmeister, 1 Lieutenant, 1 Cornet, 1 Wachtmeister, 3 Corporals; bis ungefähr 1700 zählten zur Prima-Plana einer Reiter-Compagnie auch ein Musterschreiber, 1 Feldscherer, 1 Sattler, 1 Quartiermeister und 1 Schneider. Diese entfielen, dagegen erhielten die Kürassiere einen Pauker, die Dragoner einen Trommler, die Carabiniers 1 Trompeter. Auch wurde jeder Compagnie 1 Fourier und 1 Schmied zugetheilt.

Die Errichtung der Grenadier- und Carabinier-Compagnien erfolgte im Jahre 1711. Sie führten lange krumme Säbel statt der schweren Palasche, die Grenadiere erhielten Bärenmützen, die Karabiniers Hüte, im Uebrigen waren sie dem Regiment gleich, zu dem sie gehörten. Wie schon aus der Bezeichnung hervorgeht, führten die Grenadiere Granaten, die Karabiniers kurze Flinten; beide waren auch zum Fußkampf bestimmt und einexercirt.

Die übermäßig schwere Rüstung der Reiter entfiel nach und nach und bestand gegen Ende des 17. Jahrhunderts nur mehr aus Helm und Küraß. Auch den letzteren versuchte man aus dickem Leder herzustellen und statt des Helmes wurde zeitweise, auch bei der schweren Reiterei, ein Hut eingeführt, der durch eiserne Kreuzbänder hiebfest gemacht wurde. Aber man griff stets wieder zum Helm zurück, der übrigens viel leichter war als jener der Kürassiere von früher. Die Pferde wurden jedes Schutzes, der Eisenschürze, Stirnen u. s. w., entkleidet, dagegen behielt man den schweren deutschen Sattel bei, der allerdings bequem für den Reiter, aber lästig für das Pferd war. Im Uebrigen wendete man auch der Conservirung der Pferde, schon aus finanziellen Gründen, ein größeres Augenmerk zu, legte aber besonderes Gewicht auf einen starken und schweren Pferdeschlag. Unter 16, mindestens 15 Faust, kam bei der deutschen Reiterei kein Pferd vor.

Außer den Degen und Säbeln führten die Kürassiere Pistolen, deren Länge man für besonders vortheilhaft hielt. Die um 1660 üblichen Pistolen hatten Rad-

schlösser und waren 20 Zoll lang. Die Dragoner und später auch die Grenadiere führten Flinten, die Carabiniers eine leichtere Gattung derselben, den Carabiner. Früher als beim Fußvolk verdrängte das Steinschloß die älteren Constructionen. Interessant für die Waffentechnik ist ein im Hof-Waffenmuseum befindlicher Radschloß-Revolver mit vier Läufen.

Das früher erwähnte Normale aus dem Jahre 1720 sagt über die Montirung des Reiters: „Ein vom guten Tuch gemachter und mit Boy wohlgefütterter Mantel, ein paar von guter Zackel- oder Hirschhaut gemachter Hosen, ein paar gute juchtene mit Pfundsohlen gemachte Stiefel, ein dauerhafter guter Hut, ein paar Hemden und Halstücher oder ein guter Flor dafür, eine Patrontasche mit zugehörigen Riemen, ein guter Degen mit ledernem Wehrgehänge, ein guter Carabiner und ein paar Pistolen, ein guter von trockenem Leder gemachter und mit Rehhaaren wohlgestopfter Sattel mit zugehörigen Pistolen-Halftern, gutes Hinter- und Vorderzeug sammt Gurten und Hauptgestell, Stangen, Steigbügel, Sporen, Kasquet und Küraß, ein gutes paar lederner Handschuhe."

Die unterscheidenden Kennzeichen zwischen den Kürassieren und Dragonern waren die Kopfbedeckungen, da erstere den Helm, letztere den aufgestülpten Hut trugen, und der Küraß, statt dessen die Dragoner wohl auch ein ledernes Koller, aber unter dem Rock, trugen. Die Hußaren trugen von jeher ihre Nationalkleidung, nur unterschieden sich die Regimenter durch die Farbe der Dolmans und Hosen, durch die Verschnürung, und einzelne trugen auch Stiefel von gefärbtem Leder. Außer ein paar leichten Pistolen führten sie kürzere und mehr gekrümmte Säbel als die übrigen Reiter. Eine eigene Form der ungarischen Reiterei waren die schon im dreißigjährigen Krieg genannten und bis 1670 vorkommenden „Panzerstecher". Sie waren mit einer schwarzen eisernen Stirnhaube gerüstet, von welcher ein Maschenpanzergehänge auf die Achseln herabfiel, endlich auch mit einem Panzerhemd, Panzerhosen und ungarischen Stiefeln bekleidet. Sie führten einen runden Schild und einen langen dünnen Degen, welcher auch zwischen die Fugen eines Harnisches oder die Maschen eines Panzers drang. Von einzelnen Adeligen auf eigene Kosten aufgestellt, wurden sie dann dem kaiserlichen Heere einverleibt und verschwanden mit der Bildung einer regulären ungarischen Reiterei.

Als solche entstanden die Hußaren, welche, wie wir gehört haben, in einzelnen Corps schon um 1600 vorkamen. Während des dreißigjährigen Krieges verschwanden sie unter dem Sammelnamen der Croaten, und erst unter Kaiser Leopold I. wurden wieder die von begüterten Officieren errichteten Hußarencorps in die Armee übernommen und ihnen die Einrichtung der übrigen Cavallerie gegeben. Die Hußaren sind der Typus der leichten Cavallerie und gingen dem Namen und der Uniformirung nach fast in alle europäischen Armeen über, ohne daß diese buntgekleideten Reiter übrigens jene Bedeutung hätten wie die ungarischen Hußaren, die im besten Sinne eine nationale Truppe sind. In dieser Hinsicht wird man das derbe Urtheil jenes Pußtensohnes nicht ganz ungerechtfertigt finden, der von einem reichverschnürten, mit Kalpak und Säbeltasche paradirenden, sogenannten Hußaren einer fremden Armee als „Bruder Hußar" angesprochen wurde. Kaltblütig maß der erstere die bunte Figur, dann sagte er: „Bruder? Ich Hußar — du Hanswurst!"

Aus den Hußaren kamen viele der glänzendsten und schneidigsten Reiterführer der kaiserlichen Armee. Hier ist schon jener Graf Adam Czobor zu nennen, welcher 1683 ein Hußaren-Freicorps errichtete, aus dem fünf Jahre später das erste reguläre Hußarenregiment (derzeit Nr. 9) wurde. Er diente in Ungarn und am

Rhein mit Auszeichnung und starb 1688 als General-Wachtmeister. Noch berühmter wurde Paul von Deak, der gleichfalls 1689 ein Hußarencorps errichtete, das 1696 übernommen wurde (heute Nr. 8). Als Oberst dieses Regimentes focht Deak bei Zenta und mit besonderer Auszeichnung in Italien, wo er an dem kühnen Zug gegen Mailand theilnahm. Im Jahre 1703 in Gefangenschaft gerathen, ließ er sich verleiten, französische Dienste zu nehmen; 1706 trat er zwar wieder in die kaiserliche Armee



Claude Alexander Graf Bonneval. (Seite 923.)

über, konnte jedoch sein früheres Ansehen nicht mehr gewinnen. Auch Ladislaus von Ebergeny kämpfte als Oberst des Hußarenregimentes Nr. 9 unter Eugen mit Auszeichnung, war gleichfalls bei dem Zuge nach Mailand und zeichnete sich besonders im Türkenkrieg von 1718 bis 1719 aus. Er starb 1723 als Feldmarschallieutenant.

Das Exercitium war noch immer sehr complicirt, der Commandos waren sehr viele und das einzelne ziemlich wortreich, wie z. B. „dupplirt Eure Reihen mit halben Gliedern jedes Zuges!“ oder: „Mit viertels Gliedern rechts und links gegen einander dupplirt Eure Reihen — Contramarsch!“ Laden und Feuern bedurften noch immer

ıfzehn Commando bei der Infanterie; sollte die Cavallerie das Feuergefecht führen, waren der Commandos und Tempos noch mehr. „Jede Compagnie gegen der 'tandart oder Mitte schließet Euch. Marsch! — Das Gewehr aus dem Haken! — ıs Gewehr über die Schulter! — Macht Euch fertig zum Absitzen. — Sitzt ab. — ıppelt Euer Pferd! — Tretet vor Euer Pferd! — Halt!" (Siehe das Bild eite 941.)



Prinz Eugen's Monument zu Wien. (Seite 931.)

Nachgerade bildete sich auch das Parade-Exerciren heraus; wir hören in hevenhüller's „Exercitium zu Pferd und zu Fuß (1720)" schon von Defilirungen ıd die verschiedenen Ehrenbezeugungen werden genau vorgeschrieben. Der Stabsofficier Pferd salutirte in der noch üblichen Weise durch Senkung des Degens. Vor einem eneral leistete der Infanterie-Officier die Ehrenbezeugung, indem er die Partisane chts vor sich auf den Boden stellte, mit der linken Hand den Hut zog und ihn gen das Knie hielt. Viel complicirter war die Salutirung vor dem Monarchen, ezu beugte er: „bei ebenfalls abgezogenem Hut, die Knie nach seitwärts, daß die eine sich kreuzten, und senkte die Spitze der Partisane nach abwärts". Das war

keineswegs leicht und kann auch nicht sehr hübsch ausgesehen haben. Auch für die Eidesleistung und andere feierliche Anlässe werden schon ganz bestimmte Ceremonien und Exercitien vorgeschrieben.

Hier ist auch wohl der Platz, um eines später gegen die Armeeverwaltung des Prinzen Eugen erhobenen Vorwurfs zu gedenken, der in der That nicht aller Begründung zu entbehren scheint. Er, der allerdings den Ernst und die Erfordernisse des Krieges wie kein Zweiter kannte, war nämlich ein abgesagter Feind aller Paraden und Friedens-Manöver und ging in dieser Beziehung offenbar zu weit. Es gibt eben kein anderes Mittel, um dem Soldaten ein allerdings sehr abgeblaßtes Bild vom Ernst seines Berufes zu geben, als solche Uebungen, die den einzelnen Theilen das Zusammenwirken verständlich und gewöhnt machen. Viel mochte auch zu dieser Abneigung Eugen's gegen das Friedensexerciren und Paradiren das Uebermaß beitragen, welches unter König Friedrich Wilhelm I. mit solchen Schaustellungen in Preußen getrieben wurde. Aber die Folge lehrte, daß dieses Uebermaß weniger schädlich wirkte als die Vernachlässigung der Uebungen in Oesterreich.

Die Artillerie entwickelte sich sehr langsam, obwohl in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts mehrere wichtige Verbesserungen fielen, unter welchen besonders die angeblich von einem Jesuiten gemachte Erfindung der Richtschraube auf die Sicherheit des Schusses und rasche Bedienung des Geschützes einwirkte.

Noch immer waren die einzelnen Geschütze sehr verschieden. Um 1660 gab es in der kaiserlichen Artillerie folgende Arten: Ganze und halbe Feldschlangen und Falconets, welche Kugeln von 16, 8, 4 und 2 Pfund schossen und 56, 33, 20 und 11 Centner Rohrgewicht hatten; weiters Halb-, Viertel-, Achtel- und Sechzehntel-Karthaunen, die eine Länge von 18, 16, 14 und 12 Schuh hatten und Kugeln zu 24, 12, 6 und 3 Pfund schossen. Die Haubitzen schossen Steine von 12 bis 48 Pfund, aber auch Kartätschen, Feuerkugeln u. s. w.

Bei den vielen Belagerungen jener Epoche kamen natürlich die Mörser besonders in Verwendung. Sie warfen 24 bis 100 Pfund Stein, jedoch construirte man auch ganz kleine Mörser, die auf einem Balken befestigt, mit diesem gerichtet und durch eine Leitung gemeinsam entzündet wurden. Schon damals beschäftigte man sich mit dem Problem, das den Mitrailleusen zu Grunde liegt, ohne daß indessen die „Orgelgeschütze“ jener Zeit sich in der Praxis viel besser bewährt hätten als ähnliche Constructionen unserer Tage. Daniel Kolmann, Zeugwart des kaiserlichen Zeughauses in Wien, construirte 1678 ein höchst sinnreiches Geschütz, das von hinten zu laden war und fünfzig Schüsse auf einmal abfeuerte. Aber auch diese „Todtenorgel“, wie sie hieß, fand in der Praxis keine Verwendung und das Modell ist noch heute im Hof-Waffenmuseum zu sehen. Auch gezogene Geschütze kamen schon vor, und König August II. von Sachsen und Polen spendete 1736 vier derselben an Kaiser Karl VI. Dieser Monarch beschäftigte sich überhaupt viel mit der Artillerie, und das Waffenmuseum im Arsenal bewahrt ein ihm gehöriges, zierlich gearbeitetes Artilleriebesteck, das zwei Raumnadeln, einen Zirkel, einen Maßstab, zwei Messer und eine Feile enthält.

Dem schwedischen Vorbild folgend, führte man die Regimentsgeschütze ein, die sich wiederholt im Kriege gegen die Türken bewährten. Namentlich Ludwig von Baden machte gerne von denselben Gebrauch; bei Tirmeniz schlug er 1688 mit 3000 Reitern und vier leichten Kanonen den mehrfach überlegenen Feind in die

Flucht, die erste erfolgreiche Verwendung des Cavalleriegeschützes in der kaiserlichen Armee. Bei Szlankament vereinigte Markgraf Ludwig 80 solcher Geschütze auf einer Anhöhe, deren Schnellfeuer die Türken vollkommen consternirte. Leichtigkeit der Bewegung und Schnelligkeit des Feuers waren die Kennzeichen dieser leichten Geschütze, die man deshalb auch „Geschwindstücke" nannte. Im Jahre 1703 kamen solche in Verwendung, welche in einer halben Minute geladen und abgefeuert werden konnten. Von anderen Erfindungen wären noch jene Bomben zu nennen, welche Graf Harsch bei der letzten Vertheidigung Freiburgs durch Rinnen in die Laufgräben rollen ließ. Im Jahre 1737 stellte Oberstlieutenant La Casse eine Maschine her, welche Granaten auf 500 Schritte mit großer Schnelligkeit warf.

Wie zahlreich die Artillerie war, mit welcher damals die Armeen in das Feld zogen, erhellt aus dem bei einzelnen Belagerungen verwendeten Material. Vor Ofen führte die kaiserliche Armee 12 ganze Karthaunen, 50 halbe und 36 Viertel-Karthaunen, 36 Falkonen, 80 Regimentsgeschütze, 8 Mörser mit 4 Centner, 10 mit 2 Centner, 12 mit $^1/_2$ Centner Bombengewicht, dann 12 Haubitzen mit 12 Pfund Geschoßgewicht und 20 Petarden. Hierzu kamen im Beginn der Belagerung 4000 Kettenkugeln, 84.000 Handgranaten, 8000 Brandkugeln und 2000 Carcassen.

Die Zahl der vorhandenen Geschütze — im Jahre 1705 lagen in Ofen allein 800 unmontirte Rohre — stand im Widerspruch mit der geringen Artilleriemannschaft. Dieselbe zählte im Jahre 1685 600 Mann in 6 Compagnien und stieg auch unter Karl VI. kaum auf 1000 Mann. Allerdings ist zu beachten, daß hiebei die Bespannung — die sogenannte „Roßpartei" nicht mitzählte.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß um Hebung des Artilleriewesens in der kaiserlichen Armee sich der Feldzeugmeister Christof Freiherr von Börner besonders verdient machte. Er stammte aus Mecklenburg und schwang sich durch Tapferkeit und technische Tüchtigkeit vom einfachen Constabel empor. Schon bei der Vertheidigung von Wien 1683 zeichnete er sich als „Stuckhauptmann" aus und commandirte als General unter Eugen die Artillerie in Italien und am Rhein. Er war bei allen Belagerungen der technische Beirath Eugen's, der ihn sehr hoch schätzte und stets den „braven Constabel" nannte. Er starb 1713.

Unter dem Artillerie-Director Marchese Degli Obizzi sank das Geschützwesen wieder sehr und Prinz Eugen weist mit der ihm eigenen Freimüthigkeit in mehreren Berichten an den Kaiser darauf hin, daß die Schuld an der geringen Befähigung des Chefs liege. Auf sein Betreiben wurde 1705 der Feldzeugmeister Karl Graf Rappach mit der Leitung des Artilleriewesens betraut. Diesem folgte 1720 Graf Max Starhemberg und 1723 Graf Wirich Daun, der tapfere Vertheidiger Turins.

Den Mangel an wissenschaftlich gebildeten Officieren in den technischen Waffen beklagte Prinz Eugen wiederholt. Besonders während der Belagerung der niederländischen Festungen machte sich dieser Mangel umsomehr fühlbar, als die Franzosen über ausgezeichnete Kriegsingenieurs verfügten, welche der Schule des berühmten französischen Marschalls Sebastian Le Prestre de Vauban entstammten. „Man besitze in der kaiserlichen Armee nicht einen einzigen Ingenieur, der eine Festung zu bauen verstehe," klagt Eugen 1710 dem Kaiser. „Da man die Ingenieure nicht bezahle, so seien sie aus Mangel wirklich zu Grunde gegangen, oder sie hätten sich, um dem Verderben zu entgehen, in andere Staaten gewendet."

Nach dem berühmten Rimpler, der übrigens, strenge genommen, nicht der österreichischen Armee angehörte, wird uns lange kein bedeutender Kriegsingenieur genannt. In den Türkenkriegen und bei der Belagerung von Belgrad (1693) fungirte General Kaisersfeld als Chef des Geniewesens, ohne daß viel über dessen Leistungen verlautete. Bekannter wurde Feldzeugmeister Gottfried Graf Wuttgenau, der die rühmliche Vertheidigung von Philippsburg leitete und 1736 zum „General-Commissarius über alle Festungen in den kaiserlichen Erblanden" ernannt wurde.

Als der Türkenkrieg bevorstand, errichtete man 1716 ein „Mineurs-Corps", das als eigentlicher Stamm der technischen Truppen der kaiserlichen Armee zu betrachten ist. Dasselbe formirte eine Compagnie und stand im Verbande mit der Artillerie.

Mit dem Sanitätswesen der Armee scheint es noch immer sehr schlecht bestellt gewesen zu sein, obwohl es an „Feldscherern" selbst bei den Compagnien nicht fehlte. Es ist dies aus einem Bericht über die „Oeconomia in Militärsachen" zu schließen, welcher 1673 erstattet wurde. Da heißt es: „Bei den Recruten könnte eine merkliche Wirthschaft eingeführt werden, indem die wenigsten Soldaten, wo es etwa zu großen Treffen kommt, ihr Leben vor dem Feinde aufgeben, sondern die Meisten durch Krankheiten und aus Noth einer geringen Medizin zu Grunde gehen, welches wir bei den jetzigen Feldzügen in Ungarn und im Reich sattsam erfahren. Und könnte Alles durch Bestallung eines Feldarztes und Apothekers und durch Herbeischaffung von wenigen Arzeneien verhütet werden." Es scheint also, daß das ärztliche Personal nur auf dem Papier stand, und mit dem Wissen der wirklich vorhandenen „Feldscherer" mag es wohl auch nicht absonderlich gut gestanden sein. Khevenhüller erwähnt in seinen „Observations-Punkten", daß 1718 die Compagnie-Feldscherer abgeschafft, dagegen dem Regiments-Feldscherer sechs Gehilfen beigesellt wurden, die „unter seinem Stock" stehen. Weiter heißt es: „es ist zu trachten, einen renommirten Mann zum Regiments-Feldscherer zu bekommen, welcher durch lange Practica in Spitälern und Armeen zur Perfection gekommen, und nicht etwa auf einige Recommandation einen wenig Practicirten anzunehmen ...... Es ist erforderlich, daß er ein Habiler Anatomicus seye, ohne welche Scienz keine großen Operationen zu machen fähig ist: er solle auch die Medicin etwas verstehen, wenigstens was zu denen ordinare Zuständen der Soldaten erfordert, als Fieber, Dissenterie, Colique und dergleichen."

Während der Regierungszeit der Kaiser Leopold I. und Josef I., welche zu den glanzvollsten Epochen der kaiserlichen Armee zählt, wurden zahlreiche Truppenkörper errichtet, welche ununterbrochen bis auf die Neuzeit fortbestanden. Der chronologischen Reihe nach sind es folgende: Im Jahre 1661 wurde das heutige Infanterieregiment Nr. 54, FZM. Franz Graf Thun-Hohenstein (Ergänzungsbezirk Olmütz), aus churbrandenburgischen Diensten übernommen und dem General Graf Ladislaus Sparr verliehen. Nach dessen Tod bekleidete von 1669 bis 1701 Feldmarschall Ernst Rüdiger Graf Starhemberg, der berühmte Vertheidiger Wiens, die Würde eines Regimentsinhabers. Aus dem Jahre 1662 stammt das Infanterieregiment Nr. 24, FML. Baron Rheinländer, das von dem Generalwachtmeister Spickh von Langenau errichtet wurde und sich derzeit aus dem Ergänzungsbezirke Kolomea in Galizien recrutirt; einzelne Abtheilungen desselben nahmen 1683 an der Vertheidigung Wiens theil. Das heutige Dragonerregiment Nr. 7 (letzter Inhaber war Herzog Wilhelm von Braunschweig) wurde 1663 als Kürassierregiment vom Generalwachtmeister Hans Heinrich von Garnier errichtet, erhielt 1670

den berühmten Feldmarschall Johann Heinrich Graf Dünewald (Bild S. 901) zum Inhaber, unter dem es in der Entsatzschlacht von Wien mitfocht. Die Umwandlung in Dragoner erfolgte mit 1. October 1867. Im Jahre 1672 entstanden das Infanterieregiment Nr. 25, FZM. Freiherr von Pürckher (Ergänzungsbezirk Losoncz), und die Dragonerregimenter Nr. 2 und 4. Das erstere wurde von Feldmarschall Johann Graf Sereni in Niederösterreich geworben und zeichnete sich besonders 1686 bei der Erstürmung von Ofen aus. Die Dragonerregimenter Nr. 2 und 4 wurden ursprünglich aus Kürassieren, und zwar das erstere vom Feldmarschall Anton Graf Caraffa, das andere vom FML. Freiherrn von Harant geworben und mit 1. October 1867 als Dragoner reorganisirt. Nr. 2 zeichnete sich besonders bei Zenta aus und zählte unter seinen Inhabern den Prinzen Maximilian Wilhelm von Braunschweig und Hannover (1693—1725), der in großherziger Weise zum Invalidenfond beisteuerte, den König Max II. von Baiern (1850—1864), den preußischen Feldmarschall Friedrich Graf Wrangel (1864—1877) und seit 1883 den früheren General-Cavallerieinspector Nikolaus Graf Pejacsevich. Nr. 4 trägt seit 1875 den Namen des Generalinspectors der Armee, Erzherzog Albrecht.

Im Jahre 1673 wurde das Infanterieregiment Nr. 23, FZM. Baron Döpfner (Ergänzungsbezirk Zombor), in Niederösterreich geworben und 1674 dem Markgrafen Hermann von Baden verliehen; 1809 zeitweilig aufgelöst, erfolgte die Wiederaufstellung 1814. Im folgenden Jahre entstand das Infanterieregiment Nr. 17, FZM. Baron Kuhn (Ergänzungsbezirk Laibach), dessen erster Inhaber Heinrich Graf von Reuß-Plauen war.

Nach sechsjähriger Pause wurde, der stets dringenderen Kriegsgefahr gegenüber, wieder an die Errichtung neuer Truppenkörper geschritten.

So errichtete 1681 Ludwig Anton Graf von Pfalz-Neuburg, ein Bruder der Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia, das Infanterieregiment Nr. 20 (Ergänzungsbezirk Neu-Sandec), das ruhmvoll an der Vertheidigung Wiens gegen die Türken theilnahm und zu seinen Inhabern den Feldmarschall Hanns Karl Graf Thüngen (1694—1708), den Feldmarschall Anton Graf Colloredo-Waldsee (1744—1785), den FZM. Ludwig Freiherrn von Welden (1849—1853) zählte. Seit dieser Zeit führt es den Namen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Deutschland und Preußen. Das Jahr 1682 brachte die Errichtung der Infanterieregimenter Nr. 18, 27, 45, 47, 59 und der Dragonerregimenter Nr. 9 und 13. Nr. 18, Großfürst Constantin von Rußland (Ergänzungsbezirk Königgrätz), wurde von Herzog Leopold von Lothringen in Mähren geworben und zeichnete sich 1688 vor Belgrad aus; Nr. 27, Leopold II. König der Belgier (Ergänzungsbezirk Graz), war vom FZM. Ottavian Graf Nigrelli errichtet, focht namentlich 1700 bei Chiari mit Auszeichnung und hat sich den Ruhm eines der tapfersten Regimenter der kaiserlichen Armee bis auf die Neuzeit, namentlich auch im Feldzug in Schleswig-Holstein 1864, bewahrt. Von den Inhabern ist der FZM. Johann Gabriel Marquis von Chasteler (1809—1826) zu erwähnen, der wegen seiner Theilnahme am Aufstand in Tirol so bekannt wurde, daß ein besonderes Decret Napoleon's I. (6. Mai 1809) anordnete, „einen gewissen Chasteler, angeblich General in österreichischen Diensten, als Räuberanführer und Veranlasser der an den Kriegsgefangenen verübten Mordthaten, wo man ihn immer ergreife, standrechtlich hinzurichten". Von 1853 führte das Regiment den Namen des Königs Leopold I. von Belgien bis zu dessen 1865 erfolgten Tod.

Das Infanterieregiment Nr. 45, Erzherzog Sigmund, wurde von Graf Joachim von Trauttmannsdorff errichtet, war von 1809—1814 aufgelöst, erhielt dann bei der Wiedererrichtung den Ergänzungsbezirk Treviso und 1867 jenen zu Sanok. Nr. 47, FML. Friedrich Freiherr von Beck, wurde von FML. Georg Freiherr von Wallis in Böhmen geworben, zeichnete sich 1691 bei Szlankamen und 1716 bei Temesvar besonders aus; von 1779—1823 führte es den Namen des FZM. Franz Graf Kinsky, der sich als Reorganisator der Militärakademie in Wr.-Neustadt unvergängliche Verdienste erworben hat. Der derzeitige Ergänzungsbezirk ist Marburg. Nr. 59, Erzherzog Rainer (Ergänzungsbezirk Salzburg), hatte zum ersten Inhaber den 1693 in kurbaierische Dienste übergetretenen FZM. Melchior Freiherr von der Beckh und nahm theilweise an der Vertheidigung Wiens 1683 theil. Unter den späteren Inhabern ragt der Sieger von Kolin, Feldmarschall Leopold Graf Daun (1740—1766), besonders hervor.

Das Dragonerregiment Nr. 9 wurde von Feldmarschall Julius Franz Herzog von Sachsen-Lauenburg als Kürassierregiment errichtet und schon 1798 in Dragoner umgewandelt. Nr. 13 bestand seit seiner Errichtung durch den Grafen Johann Heinrich von Kuefstein aus Dragonern und führt seit 1683 den Namen des Prinzen Eugen von Savoyen (Bild S. 908), dessen es sich zu allen Zeiten, besonders 1687, wo es vor Ofen zuerst in die türkischen Befestigungen eindrang, würdig erwies.

Das Jahr 1683 sah die Infanterieregimenter Nr. 35 und 36 entstehen. Das erstere verdankt seine Errichtung dem Generalwachtmeister Georg Friedrich von Württemberg, zeichnete sich 1687 bei Mohacs, besonders aber 1702 bei Luzzara aus, wo es, obwohl sämmtliche Officiere todt oder verwundet waren, unter Commando eines Corporals seine Stellung unerschütterlich behauptete. Unter den Inhabern war kurze Zeit (1686—1688) Graf Guido Starhemberg (Bild S. 909), der an militärischem Verdienst seinem Oheim Rüdiger mindestens gleich kam, obwohl dieser als Vertheidiger Wiens viel bekannter ist. Derzeit führt es den Namen des FZM. Josef Freiherrn von Philippovic, des Commandanten im bosnischen Occupationsfeldzug (Ergänzungsbezirk ist Pilsen). Nr. 36 wurde vom Feldmarschall Jakob Graf Leslie errichtet und führte später von 1737—1757 den Namen des Feldmarschalls Ulysses Graf Browne, der als einer der ausgezeichnetsten Heerführer im siebenjährigen Krieg in der Schlacht bei Prag tödtlich verwundet wurde und am 26. Juni 1757 während der Belagerung dieser Stadt starb. Als Regimentsinhaber folgte ihm sein erst 28 Jahre alter Sohn Josef, der 1759 den Folgen einer bei dem Ueberfall von Hochkirch erlittenen Wunde erlag. Seit 1876 ist FZM. Hieronymus Freiherr von Ziemiecki Inhaber des Infanterieregimentes Nr. 36, dessen Ergänzungsbezirk Jungbunzlau ist; bemerkenswerth ist wohl auch, daß Kronprinz Rudolf von 1878–1880 als Oberst das Regimentscommando führte.

Das Infanterieregiment Nr. 56, FML. Alois von Baumgarten (Ergänzungsbezirk Wadowice), wurde 1684 errichtet, zuerst dem FZM. Paul Anton von Houchin, 1699 aber dem berühmten Vertheidiger Turins, Feldmarschall Wirich Philipp Graf Daun, verliehen. Besonderen Ruhm erwarb sich das Regiment 1701 bei der Einnahme von Caneto und auch in den späteren Kriegen wird es als Regiment FM. Wenzel Graf Colloredo (1784—1825), FML. Karl Freiherr von Fürstenwärther (1825—1857) und FML. Franz Freiherr von Gorizutti (1857—1875) rühmlich erwähnt.

Eines der tapfersten Regimenter der kaiserlichen Armee, Nr. 42, seit 1879 Ernst ugust Herzog von Cumberland, früher von 1852 an König Georg V.)n Hannover (Ergänzungsbezirk Theresienstadt), wurde 1685 vom Bisthum Würz- urg in kaiserliche Dienste übernommen. Dasselbe genießt die Auszeichnung, wegen sonderer Tapferkeit in der Schlacht bei Wagram, bei allen Anlässen den Grenadier- arsch schlagen zu dürfen. Auch im Feldzug des Jahres 1859 erwarb sich dieses egiment hohen Ruhm. Von 1818—1851 führte es den Namen des Siegers von Jaterloo, des eisernen Herzogs Arthur von Wellington, kaiserl. Feldmarschall.

Aus dem Jahre 1688 stammen drei Cavallerieregimenter. Das Dragoner- :giment Nr. 11, Kaiser Franz Josef, wurde vom General der Cavallerie Donat Graf Heißler (Bild S. 901) auf eigene Kosten errichtet und zeichnete sich 1705 ei Schibo besonders aus, wo es die Verschanzungen der ungarischen Insurgenten zu Fuß erstürmte; das Hußarenregiment Nr. 9, General der Cavallerie Fürst Franz Liechtenstein, ist das älteste in der österreichischen Armee; es wurde 1688 vom Generalwachtmeister Graf Adam Czobor errichtet und diente als Stammtruppe für iese ausgezeichnete Reiterei. Im spanischen Erbfolgekriege bewährte sich dieses Regiment nter dem Commando des glücklichen und kühnen Parteigängers Oberstlieutenant Marquis 'Avia als vorzügliche leichte Cavallerie und ist namentlich der Zug nach Mailand .702 mitten durch die französische Stellung berühmt geworden. Von den späteren In- habern sind der General der Cavallerie Johann Graf Frimont (1806—1832) und Kaiser Nikolaus I. von Rußland (1833—1856) zu nennen.

Das heutige Ulanenregiment Nr. 6, Kaiser Franz Josef, wurde endlich 1688 vom Oberst Hannibal Graf Löwenschild auf eigene Kosten als Dragoner- regiment errichtet, zeichnete sich 1704 im Treffen bei Gyarmat gegen die ungarischen Insurgenten aus, führte von 1748 die Namen der österreichischen Herrscher von Erz- herzog Josef, dem nachmaligen Kaiser Josef II. an, wurde 1705 in Chevauxlegers, 1798 in Dragoner und 1851 in Ulanen umgewandelt. Das 57. Infanterieregiment (Ergänzungsbezirk Tarnow) wurde 1689 vom Herzog Albert von Sachsen-Coburg n Böhmen errichtet und führte von 1845—1853 den Namen des FZM. Julius Freiherrn von Haynau.

Im Jahre 1691 entstand unter dem ersten Inhaber Generalwachtmeister Nottgar Wilhelm Graf von Oettingen-Baldern das Infanterieregiment Nr. 7, FZM. Baron Dahlen (Ergänzungsbezirk Klagenfurt), das in der Kriegsgeschichte wieder- olt mit Auszeichnung genannt wird. In der blutigen Schlacht bei Custozza am !5. Juni 1848 that sich das Regiment bei Erstürmung und Vertheidigung des Monte Badio so hervor, daß der FZM. d'Aspre es nach der Schlacht mit entblößtem Haupt egrüßte.

Das Infanterieregiment Nr. 4 und das Hußarenregiment Nr. 8 entstanden im Jahre 1696. Das erstere wurde vom Hoch- und Deutschmeister Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg errichtet und führt seitdem den Namen des jeweiligen Großmeisters des deutschen Ordens, derzeit des Erzherzogs Wilhelm. Dieses Regiment, das seinen Ergänzungsbezirk in Wien hat, gehört zu den bekanntesten und volksthümlichsten der Armee und hat seinen Ruf als „Edelknaben“ nicht allein durch die dem Wiener eigene Lebensfreudigkeit, sondern auch durch eine bei allen Gelegenheiten bewährte Tapferkeit gerechtfertigt. Nicht umsonst singt man seit alten Zeiten:

„Deutschmeister-Edelknaben,
Schön's Regiment!
In der ein' Hand das G'wehr,
In der andern 's Ciment! (Biergefäß.)"

Das Hußarenregiment Nr. 8, General der Cavallerie Alexander Baron Koller, wurde gleichfalls 1696 von Oberst Paul Deak von Mihaly errichtet, der sich in den Kämpfen gegen die Türken und Franzosen als glücklicher Parteigänger bewies. Unter ihm focht das Regiment tapfer bei Rasch (1696) und Zenta (1697), mit besonderem Erfolg aber in Italien, wo es am berühmten Ueberfall von Cremona mitwirkte, bei Luzzara stritt und am Zuge nach Mailand unter Marquis d'Avia theilnahm.

Von 1730—1735 führte das Regiment den Namen des FML. Karl Josef Freiherr von Czungenberg. Dieser merkwürdige Mann war bei der Erstürmung Ofens 1686 mit seinem schon erwähnten Vater Czonka-Beg gefangen genommen und zur kaiserlichen Kriegsbeute geschlagen worden. Gleich jenem trat er zum Christenthume über, wurde in Wien sehr sorgfältig erzogen und in jungen Jahren der Armee zugetheilt. Im spanischen Erbfolgekrieg zeichnete er sich unter Prinz Eugen so aus, daß er 1730 schon Oberst und Inhaber des 8. Hußarenregimentes, 1733 Generalmajor und nach dem Ueberfall bei Colorno (1735), wo er die Cavallerie commandirte, Feldmarschall-lieutenant wurde. Auch in der Schlacht bei Parma (29. Juni 1734), besonders aber bei Guastalla (19. September 1734) zeichnete sich Czungenberg rühmlich aus. In letzterer Affaire schwer verwundet, hatte er das Unglück, im nächsten Jahre beim Ueberschreiten des Oglioflusses zu ertrinken. Mit ihm starb der Name, der schon seinem Vater verliehen wurde und aus dem türkischen Czonka-Beg umgebildet war, wieder aus.

Von den späteren Inhabern finden wir die berühmten Namen FM. Dagobert Sigmund Graf Wurmser (1775—1799) und General der Cavallerie Michael Freiherr von Kienmayer (1802—1828), welcher zu den tüchtigsten Reiterführern der Befreiungskriege gehörte.

Im Jahre 1698 wurde aus einem Theil des Infanterieregiments Nr. 11, des ältesten der kaiserlichen Armee, das Regiment Nr. 28, König Humbert von Italien (Ergänzungsbezirk Prag), errichtet und dem FZM. Franz Graf von Thürheim als erstem Inhaber verliehen. Unter seinen Nachfolgern sind die FZM. Theodor Graf Baillet de Latour, der als Opfer der Revolution von 1848 fiel, und Ludwig Ritter von Benedek zu nennen.

Der Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges drängte zu Rüstungen, so daß 1708 die Infanterieregimenter Nr. 15 und 41, das Dragonerregiment Nr. 6, das Hußarenregiment Nr. 15 entstanden. Nr. 15, Herzog Adolf von Nassau (Ergänzungsbezirk Tarnopol), wurde von dem Bischof von Osnabrück, Herzog Karl von Lothringen in Böhmen errichtet und zeichnete sich besonders in den Befreiungskriegen aus. Mit der Fahne des Grenadierbataillons dieses Regimentes, damals FZM. Baron Zach, in der Hand, führte Erzherzog Karl die Truppen zur Abwehr des letzten französischen Vorstoßes gegen das österreichische Centrum. Nr. 41, FML. Josef Freiherr von Vecsey (Ergänzungsbezirk Czernowitz), wurde vom Reichsfeldmarschall Christian Ernst Markgraf von Baireuth errichtet und zeichnete sich schon 1702 bei der Belagerung von Landau aus. Unter den späteren Inhabern ist am berühmtesten der Feldmarschall Blasius von Bender geworden (1778—1803), der 1790 in kurzer Zeit die empörten Niederlande zurückeroberte.

Das Dragonerregiment Nr. 6, General der Cavallerie Alexander Prinz von Hessen, wurde ursprünglich vom Reichsfeldmarschall Philipp Prinz von Hessen-Darmstadt aus Kürassieren geworben, that schon 1702 bei der Belagerung von Landau Dienste und wurde am 1. October 1867 als Dragonerregiment reorganisirt. Von 1762 bis 1779 führte es den Namen des Generals der Cavallerie Josef Graf von d'Ayaßaßa, eines tüchtigen Reiterführers der Theresianischen Kriege; ihm folgte bis 1792 der General der Cavallerie Heinrich von Jacquemin, gleichfalls einer der verdientesten Kämpfer dieser Periode. Von 1819 bis 1862 war der General der Cavallerie Ludwig Graf von Wallmoden-Gimborn Inhaber.



Samuel Oppenheimer, Eugen's Armeelieferant. (Seite 966.)

Während des spanischen Erbfolgekrieges dienten in diesem ausgezeichneten Regiment zwei hervorragende Persönlichkeiten; 1685 trat nämlich als Oberstlieutenant Jakob Fitz James Herzog von Berwik, ein natürlicher Sohn des vom englischen Thron vertriebenen Königs Jakobs II. aus dem Hause Stuart, ein, der gegen die Türken tapfer focht, vor Ofen verwundet wurde, später aber in französische Dienste trat, wo er Marschall wurde und 1733 bei der Belagerung von Philippsburg blieb. Gleichfalls als Oberstlieutenant diente einer der kühnsten österreichischen Parteigänger des spanischen Erbfolgekrieges, Baron Freiberg, in diesem Regiment. Bei dem mißglückten, aber ruhmvollen Ueberfall von Cremona wurde Freiberg nach wüthendem Kampf bis zum Po-Thore zurückgetrieben und von allen Seiten eingeschlossen. Dem französischen Major Mahoni, der ihm Pardon anbot, antwortete er: „Ist denn heute ein Tag, da man Pardon austheilt? Thut Eure Schuldigkeit!“ und fiel tapfer kämpfend. Derzeit

ist dem Regiment der frühere Fürst Alexander von Bulgarien als Oberst zugetheilt.

Das Hußarenregiment Nr. 15, FML. Moriz Graf Palffy, wurde 1701 von Christian Ernst von Baireuth aus Dragonern errichtet und leistete schon 1705 in Ungarn gute Dienste. Später unterlag es vielfachen Umwandlungen, 1760 in Chevauxlegers, 1763 wieder in Dragoner, 1798 in sogenannte leichte Dragoner, 1860 in Kürassiere, 1867 wieder in Dragoner, endlich mit 1. October 1873 in Hußaren.

Im Jahre 1702 entstanden die Infanterieregimenter Nr. 12 und 51 und das Hußarenregiment Nr. 3. Das Regiment Nr. 12, Erzherzog Wilhelm (Ergänzungsbezirk Komorn), wurde nach Errichtung dem Feldmarschall Adolf August Herzog zu Holstein-Ploen verliehen. Später führte es von 1739—1775 den Namen des Feldmarschalls Anton Otto Marquis Botta d'Adorna, der wiederholt in Italien rühmliche Dienste leistete und 1746 durch die Schlacht von Roddofreddo die verbündeten Franzosen und Spanier aus Oberitalien verdrängte. Von 1834—1842 war FML Leonhard Freiherr von Rothkirch-Panthen Inhaber, der den Ruf ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung genoß und als Militärschriftsteller thätig war. Das Infanterieregiment Nr. 51, Erzherzog Heinrich (Ergänzungsbezirk Klausenburg), wurde 1702 von Oberst Paul Bagosy als Haiduken-Corps errichtet und dann in ein reguläres Infanterieregiment umgewandelt.

Das Hußarenregiment Nr. 3, General der Cavallerie Prinz Emerich von Thurn-Taxis, errichtete der Generalwachtmeister Simon Graf Forgach auf eigene Kosten und schon 1703 that es im Treffen bei Losoncz gute Dienste.

Aus einzelnen Compagnien des 4. und 28. Regimentes formirte man 1705 das Infanterieregiment Nr. 16 (Ergänzungsbezirk Belovar), das dem FZM. Hugo Graf Virmont verliehen wurde. Von den späteren Inhabern ist vorzüglich zu nennen der Vice-Admiral Erzherzog Friedrich (1835—1847), dem die österreichische Kriegsflotte ihre ersten Lorbeeren verdankt. 1872 wurde dieser Truppenkörper mit den 1749 errichteten Grenz-Infanterieregimentern Nr. 5 und 6 verschmolzen und führt seitdem auch die Bezeichnung: Warasdiner Infanterieregiment.

In ähnlicher Weise wie das vorhergehende, entstand 1704 aus Compagnien des 11. und des 1748 aufgelösten Regimentes Ogilvy das Infanterieregiment Nr. 29, FZM. Anton Freiherr von Scudier (Ergänzungsbezirk Groß-Becskerek), dessen erster Inhaber Generalwachtmeister Johann Adam de Wendt war. Von 1760—1791 führte es den Namen eines der berühmtesten österreichischen Heerführer, des Feldmarschalls Gideon Freiherrn von Loudon (sprich Laudon); von 1803 bis 1818 war FZM. Carl von Lindenau, der tüchtige Taktiker und in Wien volksthümlich gewordene Sonderling, Inhaber, und von 1847 bis 1857 FZM. Ritter von Schönhals, der vertraute Freund und Rathgeber des Marschalls Radetzky, aus dessen Feder die meisten Proclamationen und Kundgebungen während des italienischen Feldzuges der Jahre 1848—1849 stammen.

Im Jahre 1709 wurde das 22. Infanterieregiment, FZM. Josef Freiherr von Weber (Ergänzungsbezirk Spalato), errichtet und dem FML. Engelhard von Plischau verliehen. Unter den späteren Inhabern ragt hoch empor der Feldmarschall Franz Moriz Graf von Lascy (sprich Läßky), der Reorganisator der Armee im 18. Jahrhundert.

Unter der Regierung des Kaisers Karl VI., die in kriegerischer Beziehung keine glückliche zu nennen war, entstanden 15 Infanterieregimenter, 5 Reitercorps und die erste regelmäßige technische Truppe. Aus dem Jahre 1715 stammen die Infanterieregimenter Nr. 3, 10, 43, 49. Das Regiment Nr. 3 (Ergänzungsbezirk Kremsier), das seit 1780 den ruhmgekrönten Namen des Siegers von Aspern für alle Zeiten trägt, wurde als Jung-Lothringen errichtet und dem damaligen Obersten Franz Stefan Herzog von Lothringen, später als deutschen Kaiser Franz I., verliehen. Nr. 10, FZM. Heinrich Freiherr von Handel (Ergänzungsbezirk Przemysl), wurde in Böhmen errichtet und dem FML. Heinrich Friedrich Prinz Württemberg verliehen. Von 1817—1869 führte es den Namen des aus neapolitanischen Diensten übergetretenen FZM. Alois Graf Mazzuchelli, der in der Armee wegen seiner hohen militärischen Bildung, nicht minder aber auch wegen der durch seine Bonhomie gemilderten Absonderlichkeiten bekannt war, die trotz seiner mangelhaften Kenntniß des Deutschen sich gern in drastisch-derber Weise Luft machten. Bekannt geworden ist die launige Art, mit der er den Conflict löste, in welchen er einst mit dem ihm untergebenen Officierscorps gerieth, weil er demselben eine Zumuthung stellte, welche nach Goethe der Ritter von Goetz von Berlichingen dem Bürgermeister von Heilbronn ausrichten ließ. Man verlangte Satisfaction für diese Beleidigung, und Mazzuchelli berief eine Officiersversammlung ein, in der er in seinem gebrochenen Deutsch-Italienisch eine Ansprache hielt, welche zwar den ihm entschlüpften Kraftausdruck bedauerte, aber jede Revocation ablehnte. „Denn der Reglement sagt: Suerst den Befehl befolgen, dann besweren. Aben Sie befolgt? Nein! Können sich auch nix besweren." Niemand konnte sich des Lachens enthalten, in das der launige und sonst allgemein beliebte General selbst am lautesten einstimmte. In nicht minder derber, aber treffender Weise entledigte er sich bei einer anderen Gelegenheit der Spötter, die bei einer Tafel über sein schlechtes Reiten stichelten, worin Mazzuchelli, der ursprünglich in der neapolitanischen Marine diente, allerdings viel zu wünschen übrig ließ. Mit der größten Gemüthsruhe entgegnete er: „Die Monarken aben swei Arten Diener; die einen dienen mit der Kop, die andern mit der H —; ick sein froh, daß ick kehör su der ersten."

Das Infanterieregiment Nr. 43, letzter Inhaber Stefan Freiherr von Jovanovits (Ergänzungsbezirk Karansebes), wurde in Krain geworben und dem Generalwachtmeister Franz Paul Graf Wallis verliehen. 1809 zeitweilig aufgelöst, stellte man es 1814 wieder her. Nr. 49 (Ergänzungsbezirk St. Pölten) wurde vom Reichs-Feldmarschall Karl Wilhelm Markgraf von Baden-Durlach errichtet und besaß von 1743—1746 den in der Schlacht am Tidone (10. August 1746) gefallenen Feldmarschalllieutenant Johann Freiherr von Bärenklau; einen der ausgezeichnetsten Generale seiner Zeit, zum Inhaber. Seit 1844 führt es für immerwährende Zeiten den Namen des Feldmarschalls Heinrich Freiherr von Heß.

Im Jahre 1716 wurde das churtrierische Regiment Alt-Lothringen in kaiserliche Dienste übernommen und dem Oberst Herzog Leopold von Lothringen verliehen. Es ist dies das heutige Infanterieregiment Nr. 1 (Ergänzungsbezirk Troppau), dessen Inhaber seit 1745 stets die deutschen, später österreichischen Kaiser waren.

Im gleichen Jahre wurde das Mineurcorps errichtet, aus welchem nach mancherlei Umformung das Genieregiment Nr. 1, Kaiser Franz Josef, entstand.

Im Jahre 1717 entstand das 26. Infanterieregiment, Großfürst Michael von Rußland (Ergänzungsbezirk Gran), das zum ersten Inhaber den Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Baireuth erhielt. Dieser errichtete 1718 als Dragoner das heutige Ulanenregiment Nr. 8, derzeitiger Inhaber Leopold Graf Sternberg, das 1779 in Chevauxlegers, 1798 in Dragoner und 1851 in Ulanen umgewandelt wurde. Von 1846 an führte es den Namen des Erzherzogs Ferdinand Max, des nachmaligen unglücklichen Kaisers Max I. von Mexiko.

Nach dem im Utrechter Frieden besiegelten Verzicht auf Spanien wurden jene Truppen, welche dort geworben und für Karl VI. gefochten hatten, von Oesterreich übernommen und nach und nach der Armee einverleibt. So wurde 1721 aus den spanischen Regimentern Ahumada und Alcaudete das 21. Infanterieregiment, Erzherzog Ernst (Ergänzungsbezirk Groß-Kanizsa), gebildet. Von 1790—1798 war es aufgelöst und erhielt bei der Wiedererrichtung den FML. Philipp Freiherrn von Vukassovich zum Inhaber, der 1788 als Hauptmann eine Expedition nach Montenegro leitete und seine erfolgreichen Dienste in der Schlacht von Wagram durch den Heldentod abschloß. Im gleichen Jahre wurde aus den drei spanischen Reitercorps Galbes, Vazquez und Cordova das heutige Dragonerregiment Nr. 5, das seit 1849 den Namen Kaiser Nikolaus I. von Rußland für immerwährende Zeiten führt, ursprünglich als Kürassiere errichtet. Unter den Regimentsinhabern ist der Feldmarschall Ludwig Andreas Graf Khevenhüller (1726—1744) hervorzuheben. Die endgiltige Umwandlung in Dragoner erfolgte mit 1. October 1867.

Im Jahre 1725 wurden die beiden ursprünglich ebenfalls der spanischen Armee angehörigen Regimenter Nr. 9 und 30 reorganisirt. Das erstere, derzeit den Namen des FZM. Friedrich Freiherrn von Packeny führend, wurde aus den früheren wallonischen Regimentern Los Rios und Bournonville formirt, recrutirte sich ursprünglich aus den Niederlanden und derzeit aus dem Ergänzungsbezirk Stry. Unter den Inhabern ragt der FM. Karl Graf Clerfayt (1775—1802) hervor. Nr. 30 (Ergänzungsbezirk Lemberg) wurde aus den wallonischen Regimentern Maldeghem, Lannoy und Marchese de Pancaliere gebildet, hatte von 1771—1815 den als Soldat, Diplomat, Schriftsteller, am meisten aber als Lebemann und Witzling berühmten Feldmarschall Prinz Karl de Ligne, nach diesem bis 1862 den Feldmarschall Laval Graf Nugent zum Inhaber und führt derzeit den Namen des FZM. Josef Freiherr von Ringelsheim.

Im gleichen Jahre wurde aus den wallonischen Reitercorps Graf Westerloo und Ferdinand de Ligne das 14. Dragonerregiment gebildet, das wiederholt als Chevauxlegers umgeformt, seit 1851 endgiltig als Dragonerregiment gestaltet wurde und seit 1835 den Namen des Feldmarschalls Alfred Fürst zu Windischgrätz, und zwar für immerwährende Zeiten führt. Ueber dieses ausgezeichnete Reiterregiment berichtet der „Militär-Schematismus" Folgendes: „Seit dem Jahre 1757 wurde im Regimente, zum Andenken an die ausgezeichnete Tapferkeit, welche es in der Schlacht bei Kolin mit seiner damals eben neu geworbenen, noch ganz jungen unbärtigen Mannschaft, trotz des unter Hinweisung auf diesen Umstand ausgesprochenen Zweifels des commandirenden Generals, bewiesen hatte, vom Obersten bis zum Gemeinen kein Schnurrbart getragen. Das Fortbestehen dieser auszeichnenden Erinnerung wurde von Sr. Majestät Kaiser Franz Josef I. unterm 5. October 1850 allergnädigst *genehmigt*. Anläßlich der im Jahre 1869 dem gesammten k. k. Heere gewährten Bart-

freiheit wurde jedoch mit der Allerhöchsten Entschließung vom 7. December 1869 die Form der vorerwähnten Auszeichnung abgeändert und dem Regimente das Recht ertheilt, seiner demselben ausnahmsweise belassenen Standarte ein besonderes Band mit dem als Devise eingestickten Stadtnamen „Kolin“ beifügen zu dürfen; neuerlich geruhten Se. Majestät mit Allerhöchstem Handschreiben vom 26. August 1875 zu bewilligen, daß das Regiment von seinem früheren Privilegium, keinen Schnurrbart zu tragen, wieder Gebrauch machen dürfe. Seit dem Jahre 1791 besitzt das Regiment eine große goldene Ehrenmedaille mit Oehr und Band an der Estandarte, mit dem Brustbild des Kaisers Leopold II. und mit der Aufschrift: „A la fidélité et valeur signalée du régiment de Latour Dragons, reconnue par l'Empereur et Roi.“ (Für die vom Kaiser und König anerkannte Treue und Tapferkeit des Regimentes Latour-Dragoner.)“

Im Jahre 1733 entstanden die Infanterieregimenter Nr. 14 und 21. Das erstere, seit 1851 den Namen Großherzog von Hessen führend (Ergänzungsbezirk Linz), wurde vom Feldmarschall Niklas Leopold Rheingraf von Salm-Salm errichtet und genießt den Ruf besonderer Tapferkeit, den es in seiner Zusammengehörigkeit mit dem Regimente Nr. 27, König der Belgier, als „schwarzgelbe Brigade“ (so genannt nach den Farben der Aufschläge) besonders 1864—1866 bewährte. Nr. 31, FZM. Friedrich Freiherr von Mondel (Ergänzungsbezirk Časlau), wurde vom Generalwachtmeister Franz Graf von Colmenaro auf eigene Kosten in Mailand errichtet.

Aus dem Jahre 1734 endlich stammen die Infanterieregimenter Nr. 19, 34, 40 und die Hußarenregimenter Nr. 4 und 6. Nr. 19 (Ergänzungsbezirk Raab) wurde vom FM. Leopold Stefan Graf Palffy auf eigene Kosten errichtet und führt den Namen des Kronprinzen Rudolf seit dessen Geburt. Nr. 34 (Ergänzungsbezirk Kaschau) wurde vom FZM. Ladislaus Freiherr von Kökenyesdy de Vettes auf eigene Kosten errichtet und hat (seit 1841) den jetzigen Deutschen Kaiser und König von Preußen zum Inhaber. Nr. 40, FZM. Gottfried Graf Auersperg (Ergänzungsbezirk Rzeszow), wurde vom Feldmarschall Wolfgang Sigmund Freiherr von Damnitz auf eigene Kosten errichtet. Das Hußarenregiment Nr. 4, General der Cavallerie Leopold Freiherr von Edelsheim-Gyulai, stellte der FML. Johann Nikolaus Graf Havor auf. Von den späteren Inhabern ist der schneidige Reiterführer General der Cavallerie Franz Graf Schlik (1849—1862) zu erwähnen. Das Hußarenregiment Nr. 6, König Karl von Württemberg, wurde vom General der Cavallerie Alexander Graf Karoly auf eigene Kosten in der Zips geworben. Von 1768—1791 führte es den Namen des aus dem siebenjährigen Krieg so rühmlich bekannten Feldmarschalls Andreas Graf Habik von Futak.

So wie das Vordringen Waldstein's an den Belt den Gedanken der Schaffung einer kaiserlichen Flotte geweckt hatte, geschah es auch durch die im Utrechter Frieden vollzogene Erwerbung der italienischen Küstenländer. Ja schon 1700 beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges begann man in Triest Schiffe auszurüsten. Allein die trostlose Leere der Cassen brachte das Unternehmen bald wieder zum Stillstand, da man ja ohnehin nicht daran denken konnte, mit der spanischen Flotte, welche damals den zweiten Rang in Europa einnahm, concurriren zu wollen.

Als man jedoch Neapel, Sicilien und Sardinien wirklich in Besitz genommen hatte, dachte man auch wieder an eine Kriegsflotte. Namentlich Prinz Eugen drängte zur Schaffung einer solchen, da er wohl einsah, daß ohne dieselbe

jene Länder jedem Angriff bloßgestellt und unhaltbar seien. Im Jahre 1719 wurde die Sache in Angriff genommen, der Bau eines Kriegs-Arsenals in Triest begonnen und die Angelegenheiten der Flotte dem Hofkriegsrath unterordnet. Zum Viceadmiral wurde der Engländer Lord Corbey ernannt, als Schiffsbaumeister fungirten Girolamo Davanzo und der Franzose Boyer.

Man betrieb den Bau und die Ausrüstung der Schiffe so energisch, daß 1725 eine kleine Flotille fertiggestellt war, auf deren Linienschiff, „Santa Elisabeta“, der Nachfolger des Lord Corbey, Viceadmiral Baron Deighman (Teichmann) seine Flagge aufzog.

Im Jahre 1754 zählte die kaiserliche Flotte unter Admiral Johann Lucas Graf Pallavicini bereits 3 Linienschiffe von 70, 60 und 40 Geschützen, 3 Galeeren von 30—40 Kanonen, 1 Fregatte, 2 Armanizzen von 30—32 Kanonen, 4 Galeeren, 1 Schebeke, 1 Felucca, dann Trabakeln, Tartanen und Pontonen, zusammen mit 500 Geschützen bewehrt. Die Bemannung, mehrere tausend Mann zählend, wurde meist von genuesischen, spanischen und venetianischen Officieren commandirt; zu Ruderknechten verwendete man Galeerensclaven.

Die ganz offen ausgedrückte übelwollende Haltung der Seemächte England und Holland hielt den Kaiser nicht allein ab, von der Flotte in dem Kriege von 1734 einen offenen Gebrauch zu machen, sondern sie brachte auch das ganze Werk zum Stillstande. Um die Garantie der Seemächte für die pragmatische Sanction zu erhalten, verzichtete Karl VI. sogar auf seinen weitaussehenden Plan, Oesterreich eine feste Stellung im Welthandel zu gewinnen, zu welchem Zwecke er in Wien und Ostende orientalische Compagnien gründete und mit werthvollen Privilegien ausstattete. Die junge Flotte kam noch unter Karl VI. so in Verfall, daß Admiral Pallavicini sein Amt niederlegte, das Seesoldatencorps aufgelöst wurde und man die Schiffe den Venetianern — aber vergeblich — zum Kauf anbot. Damit war der Plan, eine österreichische Kriegsflotte zu schaffen, neuerdings gescheitert.

Die in gewissen Zeiträumen immer wieder ausbrechenden Kriege mit den Türken, deren natürliche Operationsbasis fast immer die Donau war, ließen das Interesse an der Donauschifffahrt nie ganz erkalten.

Ein gegen Ende des 17. Jahrhunderts von einem Marquis de Fleury ausgehecktes Project, die Donau mittelst sehr flacher Kriegsschiffe, sogenannter „Klassikeln“, zu befahren, hatte keinen Erfolg. Franz Josef Wicardel Marquis de Fleury war unleugbar ein sehr gelehrter Herr und bewies, daß solche Fahrzeuge in Griechenland mit Vortheil gebraucht wurden, ja er wollte sogar wissen, daß die alten Deutschen ähnliche Fahrzeuge auf dem Rhein gebrauchten. Trotzdem der Hofkriegsrath und die Hofkammer abriethen, interessirte sich Kaiser Leopold doch für das Project und streckte dem Projectanten 10.000 Thaler vor, mit welchen Fleury mehrere solche „Klassikel“ baute, die mit 40 großen und 20 kleinen Geschützen ausgerüstet waren. Aber wie so manche andere Erscheinung früherer Zeiten erwiesen sich auch die „Klassikeln“ unbrauchbar, sie konnten in den auf der Donau so häufigen Stromschnellen kaum regiert werden, waren viel zu groß und mußten daher als völlig unbrauchbar wieder zerschlagen werden.

Am Ende des 17. Jahrhunderts bestand in Verbindung mit dem Oberstschiffamt in Wien auch schon ein Pontoniercorps, als dessen Commandant 1702 der aus Hannover kommende Oberstschiffamts-Oberstlieutenant Andreas Joachim von Becker

genannt wird. Derselbe wird als ausgezeichneter Mathematiker gerühmt und erfand lederne Pontons, welche stark genug waren, um eine Karthaune über die Donau zu führen.

Erst Karl VI. nahm nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges die Angelegenheit der Donauflotille wieder energisch in Angriff. Schon 1713 wurde im Prater zu Wien, ungefähr an Stelle des späteren Feuerwerksplatzes, eine Schiffswerfte errichtet, für welche zwei Schiffsbaumeister — Daniel Davids aus England und Friedrich Gerson aus Hamburg — verschrieben wurden. Schon im April 1716 war das erste Schiff, „Santa Maria“, das 64 Kanonen trug, fertig, und am 15. Mai konnten dieses und ein zweites Schiff von gleicher Größe vom Stapel gelassen werden. Am 15. Juli standen bereits sieben solcher Schiffe fertig und wurden vom Bischof Leopold Graf Kollonitz unter großen Feierlichkeiten, im Beisein des Hofes und aller Würdenträger geweiht, wobei sie außer den schon genannten die Namen „St. Leopold“, „St. Josef“, „St. Karl“, „St. Elisabeth“, „St. Stefan“ und „St. Franciscus“ erhielten. Sie waren 133 Ellen lang, 28 breit, und es ist sehr natürlich, daß Wiener Berichte melden, „daß man noch nie allhier so große Schiffe gesehen“. Drei dieser Schiffe, „St. Leopold“, „St. Josef“, „St. Karl“, fuhren noch 1716 unter dem Capitän Kaspar Schwendimann aus Augsburg nach Ofen und Peterwardein ab, und als 10 Schiffe fertig waren (die drei letzten hießen „Kapistran“, „Theresia“ und „Eugenius“), ernannte man den dänischen Schiffscapitän Peter von Anderson zum Viceadmiral und Commandanten der Donauflotille. Diese 10 Donaukriegsschiffe führten 400 Kanonen und kosteten den für die damalige Zeit ansehnlichen Betrag von 273.416 Gulden.

Gegen Ende Juni 1717 war die ganze Armada versammelt, um donauabwärts zu schiffen und am Kriege theilzunehmen. In der That leistete dieselbe vor Belgrad durch Beschützung der Donaubrücke und Theilnahme an der Beschießung der Festung werthvolle Dienste. Mit dem Ende des Türkenkrieges kam die Flotille jedoch in Vergessenheit; man dachte nicht mehr an die Ausbesserung der Schäden, geschweige denn an eine Vermehrung. Die zehn Schiffe verschollen, wahrscheinlich verfaulten sie oder wurden zerschlagen.

Erst 1737, als der unselige Krieg im Bunde mit Rußland unternommen wurde, baute man wieder 4 große Donauschiffe, von welchen eines 40, die übrigen 36 Kanonen führten. Zur Bemannung warb man Matrosen aus Genua, Hamburg und Liverpool. Am 1. Juli erfolgte die Weihe der Schiffe durch den Erzbischof Sigismund Graf Kollonitz, sie erhielten die Bezeichnung „der Adler“, „der Löwe des Meeres“, „der Wassermann“. Am 4. Juli fuhren sie unter Commando des Admirals Marchese Pallavicini nebst 4 Schaluppen von Wien ab nach Belgrad. Aber sie sollten nicht dahin kommen, sondern machten schauerliches Fiasco. Schon auf den Sandbänken des unteren Praters fuhren sie fest und konnten erst mit großen Anstrengungen wieder flott gemacht werden. Das größte der Schiffe fuhr dann wieder bei Petronell fest und man mußte sich entschließen, die fremden Matrosen durch einheimische, des Stromes kundige Schiffleute zu ersetzen. Aber auch mit der neuen Bemannung konnten die Schiffe den unglücklichen Gang des Krieges nicht beeinflußen und sie gingen ebenso spurlos unter wie ihre Vorgänger. Das Ende des Krieges machte auch allen weiteren Versuchen mit solchen Schiffen ein Ende, welche an sich für die Stromschifffahrt viel zu groß angelegt waren und im besten Falle keinen den großen Kosten entsprechenden Nutzen mit sich brachten.

Bei Besprechung der Verpflegsverhältnisse wird der Blick von selbst auf den finanziellen Zustand des Staates gelenkt, der allerdings auch in dieser Periode sehr viel zu wünschen übrig ließ. Trotz des größeren Gebietsumfanges und der mindestens gleich starken Bevölkerung Oesterreichs betrugen dessen Staatseinkünfte nur ein Fünftel derjenigen Frankreichs. Und doch sollten davon dieselben, ja, mit Rücksicht auf die Lage in Ungarn, sogar höhere Ausgaben bestritten werden. Der venetianische Botschafter Dolfin berichtet 1710: „Man schlägt die gewöhnlichen Einkünfte des Kaisers auf 14 Millionen Gulden an. In Wahrheit vermag man jedoch nicht auf 4 Millionen sicher zu rechnen und die Bedrängnisse des Hofes und der obersten Finanzbehörde sind ganz unbeschreiblich."

Natürlich war man stets bemüht, einem solchen Zustand abzuhelfen, der oft in den verhängnißvollsten Momenten die Kraft des Staates lahm legte. Aber alle in Vorschlag gebrachten Projecte blieben wirkungslos, denn daß das einzig mögliche Heilmittel in planmäßiger Hebung des Volkswohlstandes und einer auf breiter Basis aufgebauten, alle Stände gleichmäßig umfassenden Besteuerung bestand, sah man theils nicht ein, theils konnten solche Maßregeln bei den eigenartigen Zuständen, die Oesterreich noch immer in eine Reihe von nur lose verbundenen Staats-Partikeln zerlegten, nur sehr schwer durchgeführt werden.

Die finanziellen Bedrängnisse aber brachten sich in so kriegerischer Zeit zuerst im Heerwesen zum Ausdrucke. Wir wissen ja, wie bitter sich Eugen wiederholt in dieser Beziehung aussprach. Auch hier suchte man durch häufigen System-Wechsel den Uebelständen zu steuern, so lange aber die Grundursache, die finanzielle Noth, dauerte, war an eine radicale Besserung nicht zu denken.

Verhältnißmäßig gut war es mit dem Verpflegswesen der kaiserlichen Armee bestellt, so lange Feldmarschall Rudolf Graf Rabatta als General-Kriegs-Commissär an dessen Spitze stand.

Ein tapferer Soldat, der in mancher Schlacht seinen Degen mit den Türken gekreuzt hatte, besaß er auch nicht gewöhnliche wirthschaftliche Kenntnisse und so viele humane Bildung, daß er die Bedürfnisse des Heeres berücksichtigte, ohne die Bevölkerung mehr als nöthig zu belasten. Er war ein Meister darin, die Bedürfnisse eines Heeres zu veranschlagen, die Anlehen sicherzustellen und zu regeln, und da er selbst ein tadelloser, uneigennütziger Charakter war, konnte er gegen Unterschleife aller Art energisch vorgehen. Als er 1688 starb, änderten sich die Dinge unter seinem Nachfolger Caraffa, der weder an Fähigkeiten noch an Charakter mit ihm verglichen werden konnte, so sehr zu Ungunsten, daß sich die Klagen über mangelnde Verpflegung und ungenügende Ausrüstung der kaiserlichen Heere regelmäßig wiederholten.

Dieselben hallten so laut nach Wien, daß sie nicht überhört werden konnten. Man entschloß sich daher 1697 zu einem ersten Schritt und eine vom Kaiser eingesetzte „Deputation" berieth die Modalitäten der Heeresverpflegung. Diese Deputation bestand unter Vorsitz des kriegs- und geschäftskundigen Cardinals Leopold Graf Kollonitz aus Mitgliedern des Hofkriegsrathes, der Hofkammer und der verschiedenen ziemlich vielgestaltigen obersten politischen Behörden des Staates. Als Resultat dieser Berathungen entstand ein Militär-Verpflegs-Reglement, das interessant ist, weil darin zuerst die gesammtstaatliche Idee zum Ausdruck kommt. Dem Heerwesen gegenüber wurden die einzelnen Länder als untrennbares Ganzes aufgefaßt, das für die Kriegsbedürfnisse aufzukommen hat.

So richtig diese Idee war, so wurde in der Praxis dadurch nicht viel geändert, da dem Kern alles Uebels, dem Geldmangel, durch die schönsten Theorien nicht abgeholfen werden konnte, fast die Hälfte des Reiches, nämlich Ungarn und Siebenbürgen, gar keinen Ertrag lieferte und die Stände der übrigen Länder ihre einzige Lebensäußerung dadurch gaben, daß sie um die unentbehrlichsten Summen feilschten und jede Bewilligung verzögerten.

So schwankte man bezüglich der Verpflegung des Heeres fortwährend von einem System zum anderen, von jedem eine Besserung erwartend und jedes rasch auf-



Feldmarschall Graf Khevenhüller. (Seite 972 u. ff.)

gebend, wenn die alten Klagen nicht verstummten. Um 1660 wurde das sogenannte „Tractament", das für den Unterhalt jedes Soldaten ausgeworfen war, dem Quartiergeber, Bürger oder Bauer ausbezahlt und dieser mußte dafür Behausung, Kost, Trunk und Liegerstätte beistellen. Diese Art des Unterhaltes belastete die Länder in doppelter Weise, da zuerst durch die Steuer die Gelder für das Tractament aufgebracht werden mußten, dieses aber so niedrig bemessen war, daß kein Hauswirth sein Auslangen fand. Ein anderer Uebelstand war die Ungleichartigkeit der Verpflegung je nach dem Wohlstand des Landes, der Gegend, ja nach den Umständen und der Denkweise des einzelnen Quartiergebers. Dadurch, sowie bei der Abrechnung, kam es zu endlosen Streitigkeiten,

die in jener Zeit summarisch und selten zu Gunsten des wirklich Benachtheiligten ausgetragen wurden.

Man griff daher zu einem neuen System, indem man den Soldaten den halben Sold, für die andere Hälfte Naturalverpflegung gab. Aber dadurch fanden sich die Soldaten benachtheiligt, da sie behaupteten, stets zu wenig zu bekommen, obwohl die Herrschaften und Städte klagten, daß ihnen größere Lieferungen von Naturalien auferlegt wurden als nöthig und wozu sie verpflichtet waren.

Dadurch kam man dahin, den Soldaten und Officieren das Tractament ganz zu belassen, wogegen sie sich selbst zu verpflegen hatten. Aber nun stellte sich sofort die Nothwendigkeit besonderer Zuschüsse zur Verpflegung heraus, da man erklärte, mit dem Tractamente nicht bestehen zu können. Je nach den örtlichen Zeitverhältnissen stieg dadurch der Betrag für die einfache Soldatenration per Monat auf 4 und 5 Gulden, ja auch noch höher, ein Betrag, der uns allerdings sehr gering erscheint, dies aber mit Rücksicht auf den damaligen Geldwerth und die Preisverhältnisse thatsächlich nicht ist.

Im Felde mußten natürlich andere Maßregeln ergriffen werden, um den Unterhalt der Armee sicherzustellen, und es wurde schon um 1685 das System der accordirten Lieferungen zur Anwendung gebracht. Hiebei wirkten jedoch wieder die finanziellen Nöthen hemmend ein; zu einer Zeit, wo man zur Deckung der dringendsten Bedürfnisse Geld zu 20 und 24 Procent entnahm, konnte von einer Baarzahlung keine Rede sein. Die Lieferanten, welche Proviant, Fourage, Pferde oder Montur beistellten, nützten diese Lage, welche ja auch ihnen Opfer und ein erhöhtes Risico auferlegte, natürlich aus und stellten sehr hohe Preise. Dies konnte man ihnen umsoweniger verübeln, als sie kaum jemals mit Baargeld, sondern mit Anweisungen auf die Contributionen der einzelnen Provinzen bezahlt wurden. Diese waren aber nicht immer leicht flüssig zu machen und in der Regel mußte der Lieferant sich zu Abzügen herbeilassen und Geschenke an einflußreiche Ständemitglieder machen, um zu seinem Geld zu kommen.

Bekannt ist aus jener Zeit der Großlieferant und Banquier des Staates, Hoffactor Samuel Oppenheimer (Bild S. 957) geworden, ein Geschäftsmann von umfassendem Blick, nicht unbedeutender Bildung und so unzweifelhaftem Patriotismus, daß er besonders bei Prinz Eugen in hoher Gunst stand.

Es war im Jahre 1675 gewesen, die Herzoge von Lothringen und Sachsen-Eisenach eröffneten als Feldherren des Kaisers, an der Spitze zweier Armeecorps, den Feldzug gegen Frankreich, welches in seiner alten, tückischen Politik lange genug heimlich die Aufständischen in Ungarn mit Rath, Waffen und Munition unterstützt hatte, jetzt aber zu einem offenen Angriff auf die Reichsfestungen am Rhein überging. Die inneren Mittel des Staates waren beinahe ganz erschöpft, der Hofkammerpräsident war ohne Geld, der Credit gesunken, und trotz der unablässigen Vorstellungen der Feldherren litt die Armee Mangel an dem nöthigsten Rüstzeug, ja umsomehr an Lebensmitteln und Festungsvorräthen.

In dieser Noth, die wohl von Mund zu Mund ging, in der aber nirgends das Angebot der Hilfe ertönte, erschien eines Tages bei dem Generalcommissär des Heeres, Kaspar Zdenko Graf Kaplíř, ein schlichter Jude — Samuel Oppenheimer — und erbat sich, man möge ihm die Bedürfnisse der kaiserlichen Armee im Einzelnen klar darlegen. Dies geschah und in dem Manne erhob sich plötzlich ein gewaltiger Schützer. Von Haus zu Haus seiner Handelsfreunde in Wien und in den Provinzen eilend, erweckte und spornte er alle zur rastlosen Thätigkeit. Seine beredten Worte

rachten es so weit, daß er statt Geld blos seine Unterschrift bieten durfte, und im Frühjahr 1677 bewegten sich bereits zahllose Wägen und Viehtransporte auf den Heerstraßen nach Frankfurt, Philippsburg, Mainz, Worms, Speyer, Trier und Koblenz, welche — mit einem Worte — der Armee Alles brachten.

Das Heer drang bald vorwärts, 140.000 Mann bedurften neuerdings Löhnung, Montur, Pferde, Waffen, Munition u. s. w.; blos in Folge mündlichen Auftrages des Grafen Kaplir und ohne eine Zeile schriftlichen Contractes oder Bestätigungen schaffte Samuel Oppenheimer all dies herbei. Der Kaiser ließ ihn zu sich berufen, versicherte ihn seiner allerhöchsten Gnade, seiner Person und Familie den ausgedehntesten Schutz sowie den vollen Ersatz aller Vorschüsse. Zugleich stellte er ihm jede Gunstbezeigung zu erbitten frei. Samuel Oppenheimer erhielt ausnahmsweise bereits im Jahre 1697 die Erlaubniß, ein Haus in Wien besitzen zu dürfen, und der Titel Ober-Kriegs- und Hoffactor (soviel wie Hofbankier) sollte ihn gegen alle Unbill schützen. Leider war es späterhin ein undankbarer Pöbel, der am 21. April 1700 dieses sein Haus (Bauernmarkt Nr. 1, alt 577) stürmte, alle Hausgeräthe und Möbel zerschlug, Schriften und Bücher zerfetzte, Silbergeräthe und Waaren, wie das baare Münzgeld auf das Straßenpflaster schleuderte, bis endlich das Militär zum ernstlichen Einschreiten commandirt wurde und unter die trotzdem unabläßlich tobenden Wütheriche Feuer gab. Noch in derselben Nacht wurde auf Befehl des Kaisers die Untersuchung gepflogen, die wüthendsten Rädelsführer — zwei Rauchfangkehrer- und ein Schwertfegergeselle — aus den Betten geholt und nach dem Stadtgerichte gebracht, welches die Todesstrafe über alle Drei aussprach, die auch sofort an ihnen vollstreckt wurde. In der ersten Morgendämmerung hingen sie bereits an den Fenstergittern des arg verwüsteten Hauses, welcher Anblick die beabsichtigte Wiederholung der Schandthat im Keime erstickte.

Oppenheimer's Verlust durch diese Hausplünderung war höchst beträchtlich (über 100.000 Gulden) und dennoch war er es wieder, der im Jahre 1701 sich freiwillig zum Prinzen Eugen begab und ihm antrug, die sonst anderswo vergeblich gesuchten Gesammtbedürfnisse für dreißigtausend Mann auf Credit zu liefern. Da soll Prinz Eugen den Edlen tief bewegt an seine Brust gezogen und ausgerufen haben: „Ich darf es sagen, wir Soldaten haben Deutschland und die Christenheit mit unseren Degen gerettet, Sie aber haben dasselbe mit Ihrem biederen Herzen gethan!"

Samuel Oppenheimer (zu Heidelberg 1631 geboren) starb hochgeehrt zu Wien am 9. Mai 1703 und wurde auf dem israelitischen Gottesacker begraben, wo noch heute sein Grabstein sich befindet und mit Hochachtung für den edlen Mann, der auch 1698 Gründer des Israelitenspitales in Wien gewesen, besucht wird.

Die Gehalte waren im Verhältniß zum dreißigjährigen Krieg, namentlich in dessen ersterer Zeit zurückgegangen, obwohl sie in einzelnen höheren Chargen bedeutend die heutigen Bezüge überstiegen. Für die Befehlshaber gab es eigentlich keine normirten Gehalte; so bezog z. B. Herzog Carl von Lothringen 120.000 fl., Markgraf Ludwig von Baden 80.000 fl. jährlich. Die monatliche Gebühr betrug beim Obersten 450 fl., beim Oberstlieutenant 120 fl., beim Oberstwachtmeister 50 fl., beim Rittmeister 175 fl., beim Hauptmann 140 fl., beim Lieutenant bei der Cavallerie 70 fl., bei der Infanterie 40 fl., beim Cornet 50 fl., beim Fähnrich 38 fl; der Wachtmeister oder Feldwebel bekam 20 fl., der Corporal bei der Cavallerie 18 fl, beim Fußvolk 12 fl; der Feldscher 15 und 12 fl., der Caplan 20 fl., der gemeine Reiter 15 fl., der Fußsoldat $6^1/_2$ fl. monatlich.

Ein Verpflegsentwurf für das Jahr 1673 beziffert das Gesammterforderniß für das Heer folgendermaßen:

13 Regimenter zu Fuß à 2540 Mann	fl.	1,542.762
12 Regimenter zu Pferd à 890 Mann	„	1,068.768
2 Regimenter Dragoner à 890 Mann	„	170.928
Friedberger Garnison	„	4.560
Wiener Stadtguardia	„	23.012
2 mährische Garnisonen	„	18.972
Reformirte Individuen (auf geringeren Gehalt gesetzte)	„	48.352
Neue Zuwerbungs-Verpflegung, desgleichen des erhöhten Generalstabes Artiglerie	„	
Marcheses de Grana zu Köln, 1500 Mann	„	78.354
4 neue Regimenter zu Fuß, 8000 Mann	„	388.296
Palffy'sche Croaten, 880 Mann	„	85.464
3 Regimenter zu Pferd, 2670 Mann	„	267.182
2 Regimenter Dragoner und Croaten, 1760 Mann	„	170.928
Ein Compagnie zu Fuß in Leopoldstadt, 254 Mann	„	11.376
Erhöhter Generalstab	„	130.716
Erhöhte Artiglerie	„	140.544
Zusammen	fl.	4,150.214

Von dem diesfälligen Quantum kommt auf die kaiserlichen Erbländer, und zwar auf Böhmen 1,152.840 fl., Mähren 384.280 fl., Schlesien 768.560 fl., Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain) 922.272 fl., Niederösterreich 614.848 fl., Oberösterreich 307.424 fl.

Um 1720 wurde dem Prinzen Eugen für die Bestreitung des Heereserfordernisses ein Gesammtbetrag von 8 Millionen eingeräumt, ein allerdings geringer Betrag, der mindestens beweist, daß das Armee-Budget schon damals die vielbeklagte Eigenschaft des stetigen Anwachsens besaß.

Das General-Kriegscommissariat bildete unter Karl VI. eine Abtheilung des Generalstabes und stand stets unter einem höheren General. Im Felde befanden sich einzelne Abtheilungen dieser Behörde bei den Armeen, und dann war auch je ein Hofkammerrath zugetheilt. Die letztere Behörde, die ungefähr dem heutigen Finanz-Ministerium entspricht, hatte aber auch im Frieden einen gewissen Einfluß auf die Gebahrung des General-Kriegscommissariates.

Lange bevor durch die „Soldatenmutter", die große Kaiserin Maria Theresia, die erste größere staatliche Militärschule errichtet wurde, befaßte man sich schon mit der Idee derselben, deren Nothwendigkeit, bei dem steigenden Umfang der Kriegswissenschaften und der unabweisbaren Pflicht für die Nachkommen verdienter Officiere und Soldaten zu sorgen, von Tag zu Tag mehr empfunden wurde. Seit mit dem Sturz Waldstein's und der Zertrümmerung von dessen Besitz auch die von ihm erhaltene und seinerzeit erwähnte Unterrichtsanstalt ein Ende gefunden hatte, fehlte es in Oesterreich jungen Leuten an jeder Möglichkeit, sich methodisch für den Kriegsdienst zu bilden. Daß man aber das Bedürfniß einer solchen Anstalt lebhaft empfand, wird durch mehrere Projecte bewiesen, welche von 1680 an der Regierung vorgelegt wurden. Wenn keines derselben zur Ausführung kam und man die Sache nach oberflächlichen

rregungen wieder fallen ließ, so trug in erster Linie die Finanzklemme Schuld, welche ch in der Leopoldinischen Zeit die stete Folge und Begleiterin der ununterbrochenen riege war. Und doch gingen manche dieser Vorschläge von ganz richtigen Principien s, die später auch in der Hauptsache angenommen wurden, als man endlich daran ritt, die ersten militärischen Unterrichtsanstalten in das Leben zu rufen.

Besonders interessant ist der 1699 zu Klagenfurt in Druck erschienene: „Ent-urf Gymnasii militaris oder unvorgreifliches Dafürhalten, wie ein hocher Potentat d Kriegsfürst, sowohl in Fried- als Kriegszeiten mit schlechten und geringen Un-sten etliche tausend junge und recht exercirte Mannschaft aufbringen und erhalten un." Dieses Schriftchen erlaubt nicht nur belehrende Einblicke in das Heereswesen ner Zeit, sondern zeugt auch von ungewöhnlicher Begabung des Verfassers, des kaiser-hen Hauptmanns Ulrich Kolbmann, der in den Türkenkriegen tapfer gefochten d sich dabei eine gute Portion militärischer Einsicht und Menschenkenntniß erworben e. Natürlich kann man nicht mit allen Vorschlägen seines in zwölf Capitel getheilten jectes einverstanden sein, so z. B. wählt er die Zöglinge für das Gymnasium itari denn doch aus gar zu zweifelhaften Elementen, wenn er sagt: „Ist die Frage, her die Zöglinge genommen werden sollen, so ist hierauf die unvorgreifliche Meinung, iß man alle Jungen von 14 bis 18 Jahren hinweg nehmen soll, als welche betteln, i keinem Bauer bleiben, sonst entlaufen und nur dem Müssiggang und Schlenken hgehen, alle Spitzbüberei und andere Leichtfertigkeit treiben, den armen Leuten auf m Hals liegen und zu nichts Lust haben; item Kellnerjungen, die feiernd herum-ehen oder spielen und Schulden halber gefangen sitzen; item Handwerksburschen, so n Meistern entlaufen und ihrer Verbrechen wegen in Zuchthäuser kommen; arme udenten, die nur betteln und viaticiren (um Zehrpfennige laufen), nicht tüchtig zum udieren sind, auch kein Handwerk oder andere Handthierung lernen wollen, ingleichen r armer Leute, wie auch Soldatenkinder, deren Aeltern nicht so viele Mittel haben, ß sie ihnen ein Handwerk oder sonst etwas können lernen lassen."

Diese Musterkarte zweifelhafter Existenzen, welche die sittlichen Zustände der so oft rühmten „guten alten Zeit" in ganz merkwürdigem Licht erscheinen läßt, würde nun erdings nach heutiger Anschauung nur geeignet sein, eine Besserungsanstalt zu völkern, aber es fehlte damals noch an solchen, und so lag der Gedanke nahe, solche emente durch strenge Zucht zu brauchbaren Soldaten zu bilden. War ja doch noch l später, als schon die Conscription eingeführt war, für arbeitsscheue Leute, Exce-nten, ja zu Zeiten auch für politische Anrüchige, die zwangweise Abstellung zum litär allgemein üblich.

Eher werden wir uns mit den Ansichten Kolbmann's in anderen Beziehungen rstanden; so heißt es: „Belangend die Officiere und Vorsteher, die solchem Werke thig, erachte ich nach Proportion der Classen, wenn sie in 1000 Köpfen bestehen llen, hinlänglich einen verständigen, guten, wohlaufgeräumten Hauptmann, zwei der-lichen Lieutenants, einen trefflichen Trillmeister, der nach jetziger Zeit, Art und nier die Exercicien gründlich weiß und darin wohl erfahren ist; item zu je 20 Zög-ngen einen guten, verständigen Corporal, der nicht zornig, zankhaft, sondern der ugend mit guter Manier und Glimpf wohl vorzustehen weiß. So wären auch etliche lte Soldatenweiber bei jeder Classe wohl vonnöthen, welche die Kranken warteten, chten und die Jugend in der Sauberkeit und Reinigkeit zu erhalten wüßten. So ären auch jeder Classe ein Fourier, der zugleich die Stelle eines Musterschreibers

versehen könnte; item ein oder mehrere Feldscherer, drei Trommelschläg und ein Pfeifer, welche auch andere zu unterrichten wüßten, nöthig. So wird bei Aufrichtung dieses Werkes ein frommer gottesfürchtiger Priester erforderlich der nicht all zu sehr skrupulös oder zu hart mit den jungen Leuten verfährt, da sie nicht zu furchtsam gemacht werden mögen, denn so die Jugend einmal ins Fürcht kommt, verharrt sie gewöhnlich in ihrem Alter dabei, sondern er soll etwas lusti Humors, doch dabei exemplarisch sein, wöchentlich seine Messe fleißig verrichten, Leute hübsch zum Gebete ermahnen, öfters die Kinderlehre und den Katechismus digen, dann und wann einen gar Unerfahrenen zu sich kommen lassen, ermahnen selbst so viel möglich unterweisen.“

Bezeichnend für das Ausmaß an körperlicher Behendigkeit und Fertigkeit, man schon damals vom Soldaten verlangte, sind die folgenden Vorschläge K mann's, der sein „Collegium militare“ in zwei Classen, in jene der Novizen Veteranen theilt. Für die ersteren heißt es: „In der ersten Classe ist erste Lection, daß man lernt, wie man in guter gleicher Ordnung in Glied Reihe sich stellen soll. Das muß aber fein nach Proportion und regelmäßig gesch und Alles gleich einer Schnur gemäß gehalten werden; wie dann das Marsch sowohl auf als ab, offen und geschlossen, pro und contra, dann Schritt vor Sch fein gemachsam, dann stärker, dann in vollkommenen, starken Schritten, dann laufend und zuletzt im völligen Lauf und Sprung; denn wie nützlich die gute Ord im Marschiren ist, werden die erfahrensten Officiere und Soldaten nur allzuwohl w

„Die andere (zweite) Lection soll sein, wie man hurtig und geschwind Gräben, die wenigstens zwölf Schuh breit, springen, ingleichen zur Sommerszeit Wasser, Teich und Wassergräben schwimmen lernt, wie man sein Gewand und Ge auf Reisig, Röhre oder Flößlein angehängt, mit sich überbringen könne. Was d Schwimmen im Kriege oft und vielmal, sowohl bei Ueberfallung des Feindes, Schlag von Brücken und Stegen, als auch bei Einfällen für Vortheil und Nutzen gebracht mehr als zu bekannt.

„Die dritte Lection ist, daß man lerne, Hütten, Baraken und Lagerst bauen, entweder mit Läden oder Brettern, Stroh, Rohr, Reisig und was dergleic Materialien sind; denn oft kommt es vor, daß man commandirt wird auf die daher man Zelte und anderen Plunder zurücklassen muß und häufig länger, als vermeint hatte, vom Regiment wegbleiben und gleichwohl campiren und zu F liegen bleiben muß, sowohl im Regen, Schnee, Eis und Kälte, oh wie gut komm alsdann denjenigen, so sich gleich verbauen, Hütten und Baraken machen können, ich an mir selbst oft erfahren.

„Die vierte Lection will lernen, wie man sich fleißig gewöhnen soll, zie Bürden und Lasten zu tragen, sich auch zu üben, um allerlei Schanzzeug mach lernen, als kleine Schanzkörbe, Sandsäcke, Flechten von Rohr, Reisig, Binsen Stroh, item Pallisaden-, Sturm- und andere Pfahlspitzen und dergleichen mehr.

„In der zweiten Classe wird anfangs alles fleißig wiederholt, was in ersten vorgestellt worden, wird aber dabei noch ferner gelehrt, wie die Zöglinge dem Gewehre umgehen, Glieder und Reihen machen sollen, dann was Hoch- und stehen ist und alle Worte zu verstehen, so man beim Exerciren und Commandir gebrauchen pflegt. In der zweiten Lection sollen sie lernen alle Exercitien zu sowie mit der Muskete, der ganzen und halben ..., dann wie jeder Einzelne

Muskete und Pike auf die Erde gestellt, stehen, dieselben auf und von der Achsel ...en, wie er die Muskete laden, anschlagen und Feuer geben soll; was, weil es ... aus dem Gebrauch als aus Büchern gelernt werden kann und muß ich nicht ...nseriren (bekanntmachen) wollen, zumal jetzt fast täglich, sowohl zu Fuß ...zu Pferde Aenderungen und Neuerungen eingeführt werden.

„Schließlich sollen sie auch unterwiesen werden, mit Steinen und Granaten zu ...n, auch wie man soll Brücken bauen auf unterschiedliche Art, Holzböcke, Blenden, ...itter, Schranken und Schlagbäume, spanische Reiter, Wege verhauen und die ...enen zu eröffnen, in Summa Alles lernen, was in Kriegszeiten die Noth er...t. Ingleichen sollen sie unterrichtet werden mit Stücken umzugehen, Schiffe und ... zu regieren, wie nicht weniger in Schanzen, Miniren und Approchiren, denn ... eine große Hilfe, so man gleich Leute hat, die schon zu dem einen oder anderen ...und haben. Es könnte auch nicht schaden, wenn man etliche gute Talente und ...te, die Ingenieur-Artillerie- und Feuerwerkskunst lehrte; allein da bereits rechte ...mien, in denen man dergleichen Künste docirt, errichtet werden, will ich es dahin ... sein lassen."

Die Errichtung höherer Unterrichtsanstalten für die Specialwaffen ... man also am Schlusse des 17. Jahrhunderts schon ganz bestimmt in das Auge ... zu haben; nur die durch Krieg und verkehrte wirthschaftliche Maßregeln in ...reich chronisch gewordene finanzielle Noth war Ursache, daß die Ausführung dieser ... und der Kolbmann'schen Vorschläge unterblieb, der sein Ziel viel niederer ..., da nach seinen Worten nur so viel erreicht werden sollte, „damit Corporäle, ...r, Feldwebel mit der Zeit aus einem oder dem anderen Zögling gemacht werden ...n." Die 1666 von Johann Conrad von Richthausen, Freiherrn von ...s gegründete Unterrichtsanstalt hatte wohl in manchen Aeußerlichkeiten einen ...tärischen Anstrich, kann jedoch nicht als eigentliche militärische Unterrichtsanstalt ...sehen werden.

Der erste praktische Erfolg in dieser Richtung gebührt gleichfalls dem Prinzen ...gen, der stets darauf hinwies, in welcher Weise andere Staaten durch Schulen ...Kriegsbaukunst sich den Nachwuchs an Ingenieuren sichern. Lange bildete auch hier ...idige Geldfrage ein Hinderniß und erst 1717 gelang es dem Prinzen, die Gründung ... solchen Schule, übrigens in sehr bescheidenem Umfang, durchzusetzen. Das Ober...torium dieser Akademie führte Graf Wirich Daun, als sein Stellvertreter fungirte ...ral von Rappach. Zum Localdirector wurde der kaiserliche Oberingenieur ...der Graf Anguissola (geb. 1652, gest. 1730) ernannt, dem der Hofmathematicus ...Landesingenieur Johann Jakob Marinoni (geb. 1676, gest. 1755) beigegeben ... Aus diesen Beiden bestand ursprünglich das ganze Lehrpersonal und es bezog ...uissola 900 fl., Marinoni 600 fl. Jahresgehalt, wozu noch 100 fl. zur ...haffung der nöthigen Instrumente kamen; darin bestand, da die Zöglinge nicht ...nsam wohnten, sondern nur die Vorlesungen besuchten, der ganze Jahresaufwand ...rsten Militärakademie in Oesterreich. Die Vorträge wurden zuerst in der ...hnung des Subdirectors Marinoni in der Stadt, Annagasse (heute Nr. 16, ...997) gehalten, bis das Institut 1754 in das gräflich Königseck'sche Gebäude in ...pendorf und in neuerer Zeit auf die Laimgrube (Stiftsgasse) verlegt wurde.

Sogenannte Regimentsschulen für die Kinder der verheirateten Soldaten ...inen, wenn auch nicht systemisirt, doch bestanden zu haben. Wenigstens sagt

versehen könnte; item ein oder mehrere Feldscherer, drei Trommelschläge und ein Pfeifer, welche auch andere zu unterrichten wüßten, nöthig. So wird a bei Aufrichtung dieses Werkes ein frommer gottesfürchtiger Priester erforderlich se der nicht all zu sehr skrupulös oder zu hart mit den jungen Leuten verfährt, da sie nicht zu furchtsam gemacht werden mögen, denn so die Jugend einmal ins Fürcht kommt, verharrt sie gewöhnlich in ihrem Alter dabei, sondern er soll etwas lusti Humors, doch dabei exemplarisch sein, wöchentlich seine Messe fleißig verrichten, d Leute hübsch zum Gebete ermahnen, öfters die Kinderlehre und den Katechismus pr digen, dann und wann einen gar Unerfahrenen zu sich kommen lassen, ermahnen u selbst so viel möglich unterweisen."

Bezeichnend für das Ausmaß an körperlicher Behendigkeit und Fertigkeit, d man schon damals vom Soldaten verlangte, sind die folgenden Vorschläge Kol mann's, der sein „Collegium militare" in zwei Classen, in jene der Novizen u Veteranen theilt. Für die ersteren heißt es: „In der ersten Classe ist d erste Lection, daß man lernt, wie man in guter gleicher Ordnung in Glied u Reihe sich stellen soll. Das muß aber fein nach Proportion und regelmäßig gesche und Alles gleich einer Schnur gemäß gehalten werden; wie dann das Marschire sowohl auf als ab, offen und geschlossen, pro und contra, dann Schritt vor Schr fein gemachsam, dann stärker, dann in vollkommenen, starken Schritten, dann h laufend und zuletzt im völligen Lauf und Sprung; denn wie nützlich die gute Ordnu im Marschiren ist, werden die erfahrensten Officiere und Soldaten nur allzuwohl wiss

„Die andere (zweite) Lection soll sein, wie man hurtig und geschwind üb Gräben, die wenigstens zwölf Schuh breit, springen, ingleichen zur Sommerszeit üb Wasser, Teich und Wassergräben schwimmen lernt, wie man sein Gewand und Gew auf Reisig, Röhre oder Flößlein angehängt, mit sich überbringen könne. Was die Schwimmen im Kriege oft und vielmal, sowohl bei Ueberfallung des Feindes, Schlag von Brücken und Stegen, als auch bei Einfällen für Vortheil und Nutzen gebracht, mehr als zu bekannt.

„Die dritte Lection ist, daß man lerne, Hütten, Baraken und Lagerstätt bauen, entweder mit Läden oder Brettern, Stroh, Rohr, Reisig und was dergleich Materialien sind; denn oft kommt es vor, daß man commandirt wird auf die Eil daher man Zelte und anderen Plunder zurücklassen muß und häufig länger, als ma vermeint hatte, vom Regiment wegbleiben und gleichwohl campiren und zu Feld liegen bleiben muß, sowohl im Regen, Schnee, Eis und Kälte, oh wie gut kommt e alsdann denjenigen, so sich gleich verbauen, Hütten und Baraken machen können, wi ich an mir selbst oft erfahren.

„Die vierte Lection will lernen, wie man sich fleißig gewöhnen soll, ziemlic Bürden und Lasten zu tragen, sich auch zu üben, um allerlei Schanzzeug machen z lernen, als kleine Schanzkörbe, Sandsäcke, Flechten von Rohr, Reisig, Binsen ode Stroh, item Pallisaden-, Sturm- und andere Pfahlspitzen und dergleichen mehr.

„In der zweiten Classe wird anfangs alles fleißig wiederholt, was in de ersten vorgestellt worden, wird aber dabei noch ferner gelehrt, wie die Zöglinge mi dem Gewehre umgehen, Glieder und Reihen machen sollen, dann was Hoch- und Tie stehen ist und alle Worte zu verstehen, so man beim Exerciren und Commandiren z gebrauchen pflegt. In der zweiten Lection sollen sie lernen alle Exercitien zu Fu sowie mit der Muskete, der ganzen und halben Pike, dann wie jeder Einzelne mi

Muskete und Pike auf die Erde gestellt, stehen, dieselben auf und von der Achsel ren, wie er die Muskete laden, anschlagen und Feuer geben soll; was, weil es r aus dem Gebrauch als aus Büchern gelernt werden kann und muß ich nicht inseriren (bekanntmachen) wollen, zumal jetzt fast täglich, sowohl zu Fuß zu Pferde Aenderungen und Neuerungen eingeführt werden.

„Schließlich sollen sie auch unterwiesen werden, mit Steinen und Granaten zu n, auch wie man soll Brücken bauen auf unterschiedliche Art, Holzböcke, Blenden, itter, Schranken und Schlagbäume, spanische Reiter, Wege verhauen und die menen zu eröffnen, in Summa Alles lernen, was in Kriegszeiten die Noth er- rt. Ingleichen sollen sie unterrichtet werden mit Stücken umzugehen, Schiffe und e zu regieren, wie nicht weniger in Schanzen, Miniren und Approchiren, denn eine große Hilfe, so man gleich Leute hat, die schon zu dem einen oder anderen nd haben. Es könnte auch nicht schaden, wenn man etliche gute Talente und ne, die Ingenieur-Artillerie- und Feuerwerkskunst lehrte; allein da bereits rechte emien, in denen man dergleichen Künste docirt, errichtet werden, will ich es dahin lt sein lassen."

Die Errichtung höherer Unterrichtsanstalten für die Specialwaffen t man also am Schlusse des 17. Jahrhunderts schon ganz bestimmt in das Auge t zu haben; nur die durch Krieg und verkehrte wirthschaftliche Maßregeln in rreich chronisch gewordene finanzielle Noth war Ursache, daß die Ausführung dieser e und der Kolbmann'schen Vorschläge unterblieb, der sein Ziel viel niederer , da nach seinen Worten nur so viel erreicht werden sollte, „damit Corporäle, r, Feldwebel mit der Zeit aus einem oder dem anderen Zögling gemacht werden n." Die 1666 von Johann Conrad von Richthausen, Freiherrn von os gegründete Unterrichtsanstalt hatte wohl in manchen Aeußerlichkeiten einen ärischen Anstrich, kann jedoch nicht als eigentliche militärische Unterrichtsanstalt sehen werden.

Der erste praktische Erfolg in dieser Richtung gebührt gleichfalls dem Prinzen en, der stets darauf hinwies, in welcher Weise andere Staaten durch Schulen Kriegsbaukunst sich den Nachwuchs an Ingenieuren sichern. Lange bildete auch hier eidige Geldfrage ein Hinderniß und erst 1717 gelang es dem Prinzen, die Gründung r solchen Schule, übrigens in sehr bescheidenem Umfang, durchzusetzen. Das Ober- torium dieser Akademie führte Graf Wirich Daun, als sein Stellvertreter fungirte eral von Rappach. Zum Localdirector wurde der kaiserliche Oberingenieur nder Graf Anguissola (geb. 1652, gest. 1730) ernannt, dem der Hofmathematicus Landesingenieur Johann Jakob Marinoni (geb. 1676, gest. 1755) beigegeben . Aus diesen Beiden bestand ursprünglich das ganze Lehrpersonal und es bezog uissola 900 fl., Marinoni 600 fl. Jahresgehalt, wozu noch 100 fl. zur haffung der nöthigen Instrumente kamen; darin bestand, da die Zöglinge nicht nsam wohnten, sondern nur die Vorlesungen besuchten, der ganze Jahresaufwand rsten Militärakademie in Oesterreich. Die Vorträge wurden zuerst in der hnung des Subdirectors Marinoni in der Stadt, Annagasse (heute Nr. 16, 997) gehalten, bis das Institut 1754 in das gräflich Königseck'sche Gebäude in mpendorf und in neuerer Zeit auf die Laimgrube (Stiftsgasse) verlegt wurde.

Sogenannte Regimentsschulen für die Kinder der verheirateten Sol[illegible] inen, wenn auch nicht systemisirt, doch bestanden zu haben. [illegible]

Khevenhüller (Bild S. 965) in seinen „Observationspunkten“ bei den Obliegenhe
des Regimentspaters: „Wann das Regiment beysammen, solle der Pater Kinder
halten, damit die Kinder nicht wie das Vieh aufwachsen, davor jedweder, der K
hat, ihnen ein beliebe Discretion geben kann. Es solle auch ein Dragoner be
Regiment ausgesucht werden, welchen man Wachtfrey lassen kann, damit er die K
lesen und schreiben lerne, davor ein leidentliches begehren kann von demjenigen
seine Kinder dahin schicket, und soll der Regimentspater darüber die Inspection hab

* * *

Die erste Grundlage einer geordneten Versorgung der Militärinval
fällt ebenfalls in die uns jetzt beschäftigende Periode. Indessen hinderte auch hi
Geldnoth den Staat, werkthätig einzugreifen, obwohl wir gehört haben, daß der
Lazarus Schwendi schon vor mehr als einem Jahrhundert über den Mangel
Versorgung für dienstuntauglich gewordene Soldaten klagte. Die erste Grundlage
Invalidenfondes bildete ein 1692 vom Grafen Georg Szechenyi, Erzbischof
Gran und Primas von Ungarn, gewidmetes Capital von 175.000 Gulden
„Unterstützung invalider Krieger“. Die Zinsen desselben genügten jedoch wei
nicht, und erst als neue Spenden zuflossen und gewisse Abzüge von den Gehalten
Solden der Armee festgesetzt wurden, gelang es, das Versorgungswesen der A
systematisch zu regeln, wie wir später sehen werden.

Ein Vorschlag des Prinzen Eugen, nach dem Muster Frankreichs, aus
gedienten, zum Felddienst nicht mehr tauglichen Soldaten Invaliden-Compag
zu bilden und als Theil der Festungsbesatzungen zu verwenden, kam nicht zur
führung. Aus welchen Gründen dies nicht geschah, ist unbekannt. Gegen seine
führungen ließ sich wohl schwerlich etwas Triftiges einwenden. „Es werde durch
solche Einrichtung ein doppelter Vortheil erreicht“, setzt Prinz Eugen auseinan
„Einerseits würden die zum Felddienst untauglichen Officiere und Soldaten i
ständiger Weise versorgt, und nicht mehr, wie bisher, ihrer eigenen Regierung
Schmach, dem Elende preisgegeben. Andererseits aber könnten die altersverſ
Krieger, welche während ihrer langen Dienstzeit jedes Ungemach zu ertragen g
haben, in den Festungen, welche sich so oft in ungesunder Lage befunden, weit b
ausharren und bessere Dienste thun als neugeworbene Soldaten.“

Kriegführung und Disciplin.

In Bezug auf die Leitung von Operationen hatte der dreißigjährige Krieg
größte Umwälzung hervorgebracht. Aus einer Sache der Routine, die eben so
vom Zufall beeinflußt als nach der Schablone behandelt wurde, hatte sich die K
führung zu einer Wissenschaft emporgehoben, welche einen reifen, nach a
Richtungen durchgebildeten Geist und ein seltenes Zusammentreffen hervorrag
Charakter-Eigenschaften erforderte, um ganz beherrscht und tadellos ange
zu werden.

Mit dem ziellosen Hin- und Herziehen zu einem ganz untergeordneten oder
keinen Zweck, den mühseligen Märschen, die nichts erreichten als die Vernichtung
durchzogenen Länder, den blutigen Schlachten, die an der Sachlage nichts änd
mit all diesen Ergebnissen des Zufalls und einer planlosen Kriegführung, die
einzelnen resultatlos bleibenden Erfolg höher schätzte als das eigentliche Endziel

rieges, war es für immer vorbei. Man wurde sich nun schon beim Beginn des Krieges er den Zweck desselben klar und verfolgte zur Erreichung desselben einen bestimmten lan; die Strategie als Lehre von der Kriegführung war nun an die ihr ührende Stelle über der Taktik getreten, die nur einer einzelnen Action dient.

Schon Montecuculi (Bild S. 821) gehört ganz dieser neueren Feldherrn-ule an. Ihm ist nicht mehr die planlose Aufeinanderfolge, wenn auch siegreicher Ge-hte, Aufgabe der Kriegführung, sondern er stellt ihr schon eine höhere. Darum lärte er den Feldzug von 1675 für seinen ruhmwürdigsten, obwohl er keine glänzenden ege erfochten hatte; aber er selbst war nicht besiegt worden und hatte nichts igegeben und darin sah er mit Rücksicht auf die Ueberlegenheit des Gegners mit cht einen größeren Erfolg als in der mit blutigen Opfern erkauften Behauptung s einzelnen Schlachtfeldes, auf dem der Zufall die Gegner zusammengeführt, dessen ſitz dem Sieger nichts nützt, dessen Verlust dem Feind nicht schadet.

Auf Montecuculi folgten Karl V. von Lothringen (Bild S. 820), Ludwig n Baden (Bild S. 893) und endlich Eugen von Savoyen (Bild S. 908), welch terer sowohl dort, wo er allein commandirte, wie in seinem Zusammenwirken mit arlborough die bedeutendste Feldherrn-Erscheinung dieser neuen Epoche ist.

Auch der Festungskrieg nahm eine andere Entwicklung. Nach dieser Richtung ngen die Franzosen bahnbrechend voran, deren Marschall Vauban noch heute als bedeutendste Kriegsbaumeister gilt, obwohl sein System theilweise schon überholt . Unter den österreichischen Feldherren galt Ludwig von Baden als der erfahrenste Befestigungswerken und in der Belagerung von Festungen. Sein Werk waren auch 1703 angelegten berühmten Stollhofer Linien, welche den Zweck hatten, n Franzosen das Vorbrechen gegen Süd- und Mitteldeutschland zu erschweren. Sie en vom Bühlerthal über Kappel, Bimbuch, Leiberstung und Stollhofen bis Söllingen Rhein und bildeten ein großes, verschanztes Lager. Meist zusammenhängende mme, durch welche die zum Rhein fließenden kleinen Gewässer gestaut und künst-e Ueberschwemmungen hervorgebracht werden konnten, waren von kleinen Forts, rnschanzen und Redouten unterbrochen und durch Vorwerke verstärkt. Die Länge r Stollhofer Linien betrug eine Wegstunde, der Graben war 24 Schuh breit und Schuh tief, die Kronenhöhe der Brustwehr betrug 10 Schuh.

Die größeren Belagerungen wurden schon erwähnt. Als Beispiel dafür, was auch ein kleinerer Ort ohne besonders starke Befestigungen leisten kann, wenn entschlossener Commandant, eine tapfere Besatzung oder eine opferwillige Bevölkerung mmenwirken, sei hier der Belagerung von Villingen gedacht.

Villingen ist eine Stadt, damals Hauptort der kaiserlichen Besitzungen, in rderschwaben und besaß nur die mit Thürmen versehene Ringmauer, vor welcher doppelter Graben (Faussebraye) lag. Als Eugen 1704 seinen berühmten rallelmarsch mit dem Marschall Tallard vom Rhein an die Donau antrat, cher zur siegreichen Schlacht von Hochstädt führte, lag ihm daran, den Marsch Franzosen möglichst zu verzögern und sie zu schwächen. Er ertheilte daher auch dem Villingen commandirenden Oberst Baron Willstorf den Befehl, diesen Platz zu ten, und zwar mit dem Beisatz: „Das heißt — bis auf den letzten Mann, widrigen-s ich keine Entschuldigung annehmen werde.“

Die Besatzung bestand nur aus 700 Mann Infanterie, aber die Bevölkerung vom besten Geiste beseelt und unterstützte die Soldaten in der Abwehr. Am

15. Juli erschien der französische General Marquis Hautefort vor Villingen mit drei Brigaden Infanterie und einer Reiterbrigade, sowie mit 4 Vierundzwanzigpfündern und 8 Achtpfündern. Die Belagerungsarbeiten, welche sogleich begonnen wurden, fanden dadurch Erleichterung, weil die Stadt von mehreren Höhen beherrscht wurde, dagegen erschwerte der nasse, sumpfige Boden den Bau der Laufgräben und Batterien.

Am 16. Juli wurden die ersten Laufgräben ausgehoben, am 18. waren die Batterien fertig, und das Feuer gegen das Riedthor, das eine Art Ravelin bildete, begann. Am 19. Juli war eine 50 Schritt breite Bresche in der Mauer entstanden und man mußte sich auf einen Sturm gefaßt machen, dessen Ausgang bei der großen Uebermacht der Belagerer kaum zweifelhaft sein konnte. In der That rückten 2000 Franzosen in die Laufgräben mit Faschinen und Leitern ein, ohne jedoch weiter etwas zu unternehmen. Am 20. Juli wurden mehrere hundert glühende Kugeln in die Stadt geworfen, die an mehreren Orten zündeten. Aber man überließ das Löschen den Frauen, Kindern und Greisen, denn Alles, was Waffen tragen konnte, eilte auf die Wälle. Aber die Franzosen begnügten sich mit einer Kanonade, durch welche der Schutt der nunmehr 75 Schritte messenden Bresche so durchwühlt wurde, daß er eine förmliche Rampe bildete. Dessenungeachtet hoben die Franzosen am nächsten Tage die Belagerung auf, da Hautefort bei der entschlossenen Haltung der Vertheidiger einen Sturm scheute und der Kurfürst von Baiern der bevorstehenden Schlacht wegen alle Verstärkungen an sich zog. Als Prinz Eugen nach dem Tage von Hochstädt nach Villingen kam, ertheilte er der Besatzung, nicht minder aber auch der Bevölkerung die höchsten Lobsprüche.

Ein mächtiger Behelf, um in die Soldaten selbst einen anderen Geist, ein erhöhtes Standesbewußtsein zu bringen, war das Fortbestehen der einzelnen Truppenkörper: Einerseits bildete sich dadurch das Gefühl einer Zusammengehörigkeit, die Kameradschaft aus, anderseits wurde ein Wetteifer geweckt, der dem Regiment die Vorzüge höherer Tapferkeit und Verwendbarkeit vor anderen zu erwerben trachtete. Dadurch festigte sich aber auch die Disciplin und der Sinn für militärische Zucht; wenn die selbstständige Gerichtsbarkeit der Lanzknechte auch schon längst verschwunden war, so trat an deren Stelle der Sinn für die gemeinsame Ehre und den guten Ruf eines Regimentes.

Der Begriff unbedingter Subordination, von den höchsten bis zu den niedersten Chargen, wurde das erste und wichtigste Gesetz. Sehr viel trug zu dessen Einbürgerung Prinz Eugen bei. So wie er selbst das Beispiel vollkommener Unterordnung gegeben hatte, wenn er unter einem nicht ganz zweckmäßigen Commando oder einem ihm persönlich übelgesinnten Vorgesetzten, wie z. B. unter Caraffa, stand, so forderte und erzwang er auch die Befolgung seiner Befehle von allen Untergebenen. Diesen Grundsatz brachte er ohne Rücksicht zur Geltung, mochte es nun verdiente Generale, wie Bussy-Rabutin und Heister, betreffen oder Personen, welche glaubten, ihrer Familienverhältnisse wegen eine Ausnahme machen zu dürfen. Als Oberstlieutenant Gundacker Graf Althann, ein Verwandter des besonderen Günstlings des Kaisers Karl VI., sich trotz wiederholter Mahnung seinen Urlaub selbst verlängerte und nicht beim Regiment einrückte, stellte Eugen ihm eine bestimmte Frist, nach welcher er unfehlbar cassirt würde. Dem Kaiser gegenüber erklärte er, daß die Armee ohne Einführung des pünktlichen Gehorsams aller Glieder nicht fähig zur Ausführung ihrer Aufgabe sei.

Er faßte den Begriff der Disciplin aber auch in einem weiteren und volleren Sinn auf, indem er trachtete, jene Mannszucht, die früher in allen Kriegsartikeln

gepriesen und doch so schmählich verleugnet wurde, wirklich herzustellen. Ob im Krieg oder Frieden, ob in Freundes-, ob in Feindesland, hielt er mit unnachsichtlicher Strenge darauf, daß keine Gewaltthätigkeit gegen die Bevölkerung geübt wurde. Mit fühlbarer Befriedigung berichtet er an den Kaiser, daß in Italien trotz des Krieges der Landmann unbeirrt den Feldarbeiten obliege und sehr selten Klagen über die Soldaten vorkommen, jede derselben aber gründlich untersucht und der Schuldige strenge bestraft werde. Ein sicher unverdächtiger Zeuge, der englische Bevollmächtigte Saint-Saphorin, berichtet, daß nur höchst selten Beispiele von Ausschreitungen der Soldaten vorkamen, so lange Eugen das Kriegswesen leitete.

Um denselben vorzubeugen, war er auf ein vortreffliches Mittel verfallen. Jeder durch einen Soldaten oder Officier verursachte ungerechtfertigte Schaden mußte nämlich von dessen Regiment vergütet werden, das sich, wenn der Schuldige Vermögen hatte, diesen Ersatz verschaffen konnte. Dadurch wachte man in den Truppen und unter den Kameraden selbst, daß keine Excesse vorfielen, die dem Regiment nicht nur Unehre, sondern auch materiellen Verlust brachten.

Auch in dieser Hinsicht galt vor dem Prinzen Eugen kein Unterschied des Ranges oder Standes. So wie der Soldat gestraft wurde, der sich eine Willkür erlaubt hatte, erging es auch den höchstgestellten Generalen. Auf das bloße Gerücht hin, daß die Feldmarschälle Gronsfeld und Herbeville in Baiern sich Erpressungen erlauben, die noch fünfzig Jahre früher als ganz gewöhnlich galten, wurde ihnen eine scharfe Verwarnung und die Androhung strengster Maßregeln zutheil.

Besonders charakteristisch ist das Beispiel des Feldmarschalls Marquis Johann Merode-Westerloo. Aus einer der ersten niederländischen Familien stammend, hatte er einige Zeit im spanischen Heere gedient, machte sich aber schon hier mehr durch Hochmuth und Ehrgeiz als durch Befähigung und Verdienste bekannt. Als General der Cavallerie in kaiserliche Dienste übernommen, überwirft er sich mit Marlborough, gesellt sich sofort zu den Gegnern des Prinzen Eugen und macht dadurch seine Verwendung im Felde unmöglich. Dessenungeachtet zum Feldmarschall ernannt, strebt er in ebenso rastlosem als unberechtigtem Ehrgeiz das Gouvernement von Luxemburg an. Eugen sprach sich gegen diese Verleihung aus, die weder durch Westerloo's Fähigkeiten noch Charakter begründet war, und nun verließ der Marquis wüthend den Hof und begab sich nach Brüssel.

Dort betheiligte er sich an den gegen Eugen und dessen Stellvertreter im General-Gouvernement der Niederlande, Marquis Saint-Prie, gerichteten Umtrieben und kam in ärgerliche Conflicte mit seinem militärischen Vorgesetzten, dem Feldmarschall Behlen, weil er sich rohe Willkürlichkeiten bei seinem Regimente erlaubte. Dies zog ihm den scharfen Tadel des Prinzen Eugen zu, der nicht ohne Absicht beifügte, „er sei fest entschlossen, so lange sich die Leitung der kaiserlichen Armee in seinen Händen befinde, die Subordination aufrecht zu halten, wer immer als Verletzer derselben erscheine.“ Aber der Marquis Westerloo ließ sich nicht warnen, weil er zu jenen großen Herren gehörte, die gar nicht fassen können, daß etwas, was sie thun, unrecht ist. Nicht allein, daß er die dem Marquis de Prie, als ersten Beamten des Kaisers, gebührende Rücksicht wiederholt absichtlich verletzte, ließ er durch Soldaten seines Regimentes auf einem seiner Güter gewaltsam den Vollzug eines richterlichen Urtheils verhindern und benützte diese Soldaten überhaupt zu den willkürlichsten Bedrückungen seiner Unterthanen. Es kam so weit, daß der große Rath von Brabant sich der Sache

annahm und den Dorfschaften ausdrücklich erlaubte, die Sturmglocke zu ziehen und sich gewaltsam gegen das Kriegsvolk Westerloo's zur Wehre zu setzen (1724).

Nachdem der Kaiser seine Zustimmung ertheilt hatte, sprach der große Rath die Verhaftung Westerloo's und die Beschlagnahme seiner Güter aus. Er entzog sich durch die Flucht der ersteren Maßregel und eilte nach Wien. Hier wurde ihm jedoch sogleich Arrest angekündigt und er, nach langer Untersuchung, auf seine Güter verwiesen, wo er 1732 starb.

So wie Prinz Eugen bei aller Strenge gegen jedermann leutselig war, verlangte er auch von den Officieren, daß sie zwar Gehorsam und Zucht aufrechthielten, im Uebrigen aber den Soldaten mit Güte und ohne jene verletzende Rauheit behandeln, die gemeiniglich nur verdecken soll, daß derjenige, der sie gebraucht, der anderen Mittel, sich Respect zu schaffen, ermangelt. Einem Vortrag des später berühmt gewordenen Feldmarschalls Otto Ferdinand Graf Abensberg-Traun, der in diesem Sinne lautet, zollt Eugen seine volle Billigung. Graf Traun, damals (1728) noch Generalwachtmeister, schreibt: „Die Oberen und Commandanten der Regimenter sind gemeiniglich an derlei excesse, factionen und unzuläßliche conduite ihrer Subalternen Schuld, die gemeiniglich daher rühren, wenn sie nicht mit der Integritet, wie sie sollen, und unsre Pflicht mit sich bringt, selbige gouverniren. Der arme, gemeine Mann wird hier mehr als irgendwo sehr hart mitgenommen, auf seine Erhaltung schlecht gesehen, noch das wenige, was er bekommt, ihm wie es sein sollte, zu Nutzen gemacht, in Commandosachen wird nicht allezeit die Billigkeit in Acht genommen und der Soldat zu streng gehalten, dahingegen mir vorkommt, alles bei dem militair geschähe mit größerem Fleiße, wenn mehr durch Liebe und Gelindigkeit, als übermäßiger Schärfe jedermann zu seiner Schuldigkeit gehalten wird." Und Eugen selbst äußert sich, man solle „ohn Ursach den gemeinen Mann nicht zu sehr anstrengen und die Schärfe nur gebrauchen, wo die Güte, wie öfters geschieht, nichts verfanget".

Daß dabei von keiner falschen Sentimentalität die Rede ist, die bei der Beherrschung von Massen am wenigsten passend wäre, ist wohl selbstverständlich. So billigt Eugen das Vorgehen des Hauptmanns Troyer, der einen sich mit Gewalt widersetzenden Soldaten sofort tödtet, ausdrücklich.

Auch sträfliche Vernachlässigung der Pflichten oder Feigheit werden strenge geahndet. Als es durch Verschulden des wachhabenden Lieutenants bei der Belagerung von Wien (1683) den Türken gelang, sich in einem Winkel des Grabens am Burgravelin einzunisten, wurde er zum Tode verurtheilt, ihm aber freigestellt, einen Ausfall zur Verjagung der Türken zu machen. Er wählte das letztere und fiel hierbei.

Ein strenges Gericht wurde 1704 über die Garnison des Schlosses Altsohl gehalten, das man ohne besondere Nöthigung den ungarischen Mißvergnügten übergab. Der Commandant, Oberstlieutenant Peter von Gutthem, weil er „seiner gehabten Ordre kein Genügen gethan, bei vorgehend und verspürter Rebellion seine Schuldigkeit nicht obſervirt, gegen die Widerspenstigen, auch wirklich Desertirte und nachmals Eingebrachte keinen gehörigen Rigueur und Ernst gezeigt, noch auch zur Stillung des Tumultes die nöthig gewesene Schärfe angewendet, durch alles dieses aber sowohl, als auch der mit dem Feinde gepflogenen Familiarität und folglich der nachgehendst höchst schimpflich und zu großem Nachtheil Sr. kais. Majestät Allerhöchsten Dienste, geschlossenen Capitulation wegen, sich sehr sträflich gemacht und wider die kaiserlichen Kriegsrechte

schwerlich mißhandelt hat: als soll gedachter Peter von Gutthem seines Verbrechens wegen mit dem Schwerte vom Leben zum Tode hingerichtet werden". Gegen andere Officiere wurden Freiheitsstrafen verhängt, ein Fähnrich wurde auf ein halbes Jahr seiner Gage entsetzt, ein Feuerwerker und ein Soldat wegen Aufwiegelung zur Meuterei gehenkt.

Ebenso schlimm erging es den Oberofficieren, als nach dreizehntägiger Belagerung — am 6. September 1703 — die für unüberwindlich gehaltene und gut gerüstete Festung Alt-Breisach capitulirte, obwohl Markgraf Ludwig von Baden deren Vertheidigung bis zum letzten Mann befohlen hatte. Der Feldmarschalllieutenant Graf Johann Philipp von Arco als Commandant wurde sofort verhaftet, in Bregenz vor das Kriegsgericht gestellt, das am 4. Februar 1709 das Urtheil schöpfte: „Daß obgemeldeter Graf von Arco, weil er als gewesener Commandant der Festung nicht allein unmittelbar wider seine gehabte ordentliche Instruction und darüber geleisteten Eid allzubekannter Kriegsartikel, sondern zumalen auch und absonderlich wider höchst gedacht des kaiserlichen Herrn General-Lieutenants hochfürstl. Durchlaucht reiterirte positive Ordres, Inhalt deren er sich männlich vertheidigen und bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren gehabt, gehandelt, zu einer vigoreusen Resistence und Gegenwehr die gehörigen Anstalten nicht getroffen und er die äußeren Werke, Contreescarpen, mal à propos allzufrüh verlassen, besage des kaiserl. Leopoldini'schen Artikelbriefes Art. 43 mit dem Schwert vom Leben zum Tod hingerichtet und dessen Güter bis auf ein Quart, so zur Bestreitung der Kriegsrechts-Unkosten reservirt wird, von dem kaiserlichen Fiscus apprehendirt werden solle." Graf Arco erlitt die Todesstrafe in Bregenz; der unter ihm commandirende General Graf Marsigli wurde, mit Zerbrechung des Degens, cassirt; das letztere traf auch den Oberst Freiherrn von Eckh.

Auch für die Soldaten war die Grundlage des Rechtes in jener Zeit die peinliche Halsgerichtsordnung Caroli V; in rein militärischen Angelegenheiten aber galt der 1665 erlassene und 1699 erneuerte Artikelbrief des Kaisers Leopold I., der auf den älteren Kriegsartikeln fußt. Da diese Kriegsartikel bis 1779 galten, ist es nicht uninteressant, zu hören, was Art. 25 über Zauberei sagt: „Gottes Gesetze befehlen ebenmäßig, daß die Weißsager, Tagwehler, Zauberer und Beschwörer, Wahrsager, Zeichendeuter oder die Todten fragen und dergleichen, sollen zu Tode gesteinigt werden. Zwischen Zauberei ist aber ein Unterschied, dann hat Jemand mit Zauberei Schaden gethan, so ist die Straff des Feuers. Dergleichen Zauberer und Wettermacher findet man wenig unter den Soldaten, wohl aber primo, daß ein und anderer in Vergessung seines christlichen Glaubens mit dem Teuffel Verbindung aufgerichtet, die Heilige Dreyfaltigkeit verläugnet, sich dem Teufel mit Blut verschrieben und zu eigen ergeben hat; secundo andere, so sich zwar dem Teuffel nicht ergeben, doch solche Kunst gelernt, daß sie die künftigen Dinge sagen im Spiegel oder sonst andere Gestalt, den Teuffel um verlohrene Dinge um Rath fragen, im Creißdrehen u. dgl. tertio: andere welche nur (ohne mit dem Teuffel Bund zu machen noch sich eigen zu geben, noch mit diesen Teuffels-Künsten Schaden gethan) durch abergläubische Mittel als Characters, Zeichen, Bilder, Siegel, Bänder, unbekannte Wort, worunter die heilige Dreyfaltigkeit, Christus der Herr oder dergleichen eingemischt wird, Krankheiten curiren, durch Sieb und Schlüsseldrehen verlorene Dinge wieder bringen; Im ersten Fall ob solcher schon keinen Schaden gethan, wird er mit Feuer gestraffet, Im andern Fall mit dem Schwert. Im dritten Falle, nach Gestalt der Sache, zwar mit Gefängnus, Spitzruthenlauffen zu strafen und hilft kein Fürwenden daß es aus Armuth, Einfalt oder Unverstand

geschehen. Es gibt zwar andere die zur Vestigkeit (Festmachen) gewiße Zettel, Kräuter oder eingenähte Sachen haben, solchen soll man einen Zettel geben, wie denselben, ‚wo darauf geschrieben wäre: ‚Wehre dich Bernhäuter'." So Khevenhüller 1720 in seiner „Explication der Kriegs-Artikel".

Bei diesem Anlaß stoßen wir zuerst auf die Strafe des Spießruthenlaufens, die um 1700 in der kaiserlichen Armee aufgekommen sein dürfte. Wo die Obliegenheiten des Profoßen erklärt werden, sagt Khevenhüller darüber; „Bei der Execution der Spießruthen läßt der Profoß die Ruthen schneiden, nicht aber durch den Stecken-Knecht, außer es gehörte einen der etwas infames begangen hat oder in Henkers Hand gehöret hätte und vom Regiment aus begnadet worden und mit dieser Strafe belegt, dieses finde aber für eine Subtilität, die nicht viel hinter sich hat."

An und für sich wurde also diese Strafe ursprünglich nicht für ehrverletzend angesehen und es scheint, daß in der Vollziehung durch die Kameraden sich ein Rest der ehemaligen selbstgeübten Gerichtsbarkeit der Lanzknechte erhalten hat.

Nicht uninteressant ist auch, daß man einen Unterschied zwischen den Deserteuren machte. „Die Ueberläufer sollen, wenn sie ertappt, aufgehenkt werden; die aber zum Erbfeind übergehen, werden gespießet."

Ueber die Bedeutung der Bezeichnungen, welche beide richtig sind, cursiren verschiedene Meinungen. Spießruthen nennt man sie, weil sie spießig sind, sich beim Hauen im Fleische spießen; Spitzruthen werden nur jene Ruthen genannt, welche eine einzige Spitze haben und sonst glatt sind. Der richtige Ausdruck der Strafe wäre: „durch die Spitzruthen laufen", die Strafe wird aber kurzweg „Spießruthen-" oder auch „Gassenlaufen" genannt. Die Spießruthe kommt übrigens bereits als Spisholz im „Schwabenspiegel" (Sammlung der Gesetze, die im alten Schwaben, d. h. Alemannien, galten), also im 13. Jahrhundert, vor.

Vom Auditor, der an Stelle des Schultheiß getreten war, heißt es bei Khevenhüller: „Des Auditors Amt und Verrichtung besteht in Erhaltung rechtschaffener Justiz bei dem Regiment, ist dem Staat zugetheilt und unter des Obersten und Comandanten Befehl, welchem mit ihme das richterliche Amt zu verwalten und die Justiz zu administriren zugleich anvertraut worden. Es soll keiner zu einer Auditor-Stelle befördert werden, er habe denn durch ein vom General-Auditor gehaltenes Examen sich zu solcher Charge qualificiret und den gewöhnlichen Eid abgestattet."

Sehr weit ausgedehnt war das Recht des wirklichen Obersten in allen Rechtssachen, das sich im Begnadigungsrecht (Jus gladii et agratiandi) der Regimentsinhaber, theilweise bis in unsere Zeit fortgesetzt hat. Von Apellgerichten verlautet nichts, jedoch waren Urtheile über höhere Officiere der Bestätigung des Hofkriegsrathes zu unterziehen. Vom Standrecht heißt es: „Das Standrecht wird genannt Judicium Summarium, das innerhalb 24 Stunden muß gehalten werden, nach deren Verfließung es nicht mehr Stand hat; geschieht auch nicht leicht, außer wann Periculum in mora (Gefahr bei Verzug) oder ein Delictum (Verbrechen) zu oft begangen worden."

Eigentliche, allgemein verbindliche Reglements, welche die Pflichten und Obliegenheiten der einzelnen Grade bestimmt und Gleichartigkeit in alle Zweige des Dienstes gebracht hätten, gab es damals noch nicht. Indessen empfand man doch das Bedürfniß nach solchen Vorschriften, und vom Anfang des 18. Jahrhunderts finden sich Oberste, welche die Dienst- und Exercirvorschriften für ihre Regimenter sammeln und in Druck legen lassen.

Das erste derartige Dienstbuch für die Infanterie stammt vom Feldmarschall-lieutenant Maximilian Graf Regal als wirklicher Oberst des 36. Infanterieregiments; viel bekannter und durch ihre Reichhaltigkeit interessant sind die „Observations-Puncten, welche von Ihro hochgräflichen Excellence Herrn Ludwig Andreä des. h. Röm. Reichs-Grafen von Khevenhüller (Bild S. 965), Hofkriegsraths-Vice-Präsidenten, General-Feldmarschallen und Obristen über ein Regiment Dragoner bey dem ihme von Dero Kays. Majestät allergnädigst anvertrauten Dragoner-Regiment vorgeschrieben". Dieses Buch, das auch zahlreiche Illustrationen enthält (von denen wir S. 933 und 941 etwelche entnommen), ist das Vorbild aller späteren Dienst- und Exercir-Reglements und eine reiche Fundgrube interessanter Daten über die militärischen Verhältnisse in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Wir können uns nicht versagen, einige Punkte über die Pflichten der einzelnen Chargen aus diesem Buche mitzutheilen. Als Disciplinarstrafen, welche für Liederlichkeit und Nachlässigkeit im Dienst zuerkannt werden, führt Khevenhüller an: „Arrest, Eisen und Banden, Spitz-Ruthen oder Steigriemen, Prügel, Flinten- und Satteltragen, Straff-Wachten. — Da solches geschehen, muß derselbige sich der gnädigen Straff bedanken", ein sonderbar erscheinender Gebrauch, der aber nicht ohne einen freilich meist unverstanden bleibenden tieferen Sinn ist.

Vom Dragoner heißt es, er solle „mit diesem, was er von täglicher Löhnung bekommet, dergestalt wirthschaften, daß nichts verludert und durch die Gurgel gejagt werde." Er soll auch „auf den Fuß-Wachten, zum Exerciren und dergleichen Diensten sehr propre stehen und die Stiefel menagieren, eine Bürsten, um seinen Hut und seine Kleider auszuputzen, auf daß, wenn er visitirt wird, er den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes bekomme; sich täglich waschen, kämmen und sauber halten, seine Haare jederzeit im Zopf geflochten tragen, das Halsbindel wohl geschlossen, zweimal die Wochen wenigstens neu gewaschen anlegen, zweimal die Wochen barbieret und sich einen teutschen Bart züglen. Es glauben Manche, daß es einem Soldaten eine Schand' ist, seine Hembder selber zu waschen, welches das Contrarium beweiset in andrer Herren Diensten, wo keine Weiber geduldet werden.

„Wann er auf der Straffen gehet, den Hut wohl tragen und auffetzen, acht haben, daß er nicht henke, sondern wohl aufgestülpt stehe. Keinen Taback auf der Gassen rauche, welches in allen Vorfallenheiten zu beobachten, wann ein Officier ihm begegnet oder anredet, wann es auch ein fremder wäre, wann das Gewehr präsentirt wird, die Pfeiffen aus dem Maul, kein Geschrey oder Geschwätz dabei getrieben werde."

Vom Corporal heißt es, er bekleide „eine von den schwersten und fatigabelsten Chargen bei der Compagnie, indem er bald Tag und Nacht keine Ruhe hat. Dessentwegen man gesunde, nicht zu alte, nicht zu junge Leute dazu machen solle, welche Bescheidenheit haben, etwas lesen und schreiben können, nicht brutal, kein Vitium (Laster), als Rauber, Spieler und Sauffer; dann der dieses ein Mal in die Gewohnheit gebracht, hart oder gar nicht mehr sich corrigiret, soll auch auf die Soldaten nicht zu brutal sein, wie manche, so auf sie zuschlagen, so lange sie Kräfften haben."

Der Regimentsadjutant steht „unter dem Stock des Stabs-Officiers, welcher das Regiment commandiret; ist aber sehr schändlich, wenn man einen Regiments-Adjutanten prügeln muß. Der Adjutant solle gegen alle Officier höflich sein, da er unter ihnen ist, seinen Hut nicht auffetzen und Camerade mit machen wollen; sein Rang ist der älteste Wachtmeister."

Bezeichnend für die Gageverhältnisse ist namentlich, was über den Regimentspater gesagt wird: „Wann derselbe ein emsiger und exemplarischer Mann ist, sich in anderer Leute Händel nicht mischt, den Gottesdienst und Seelsorg mit bestem Fleiß abwartet, die Kranken öfters besuchet, selbe zur Buß und Liebe Gottes ermahnet, bei Sterbenden mit Trost und Ermahnung nicht aussetzet, kann man ihm von einer jeden Partei jährlich von dem Beichtzetttel einen Groschen zu seinem Douceur geben, weilen ohnedem seine Kayserliche Gage sich honnetement aufzuführen nicht erklecklich ist.“

Ganz besondere und schwer zu vereinbarende Ansprüche werden an den Oberstwachtmeister gestellt: „Er muß ein rechtes Protocoll des Regimentes sein, von allen und jeden wissen, deßwegen über alles und jedes ein Journal halten, unverdrossen, fleißig, positiv, exact, wachsam, phlegmatisch und vif, zugleich auch ernsthafftig sein, und im Feld alle Tage das Regiment visitiren.“

Noch immer war die weitaus größere Mehrzahl der Soldaten verheiratet, wodurch der Troß noch zu einem bedeutenden und sehr lästigen Anhängsel der Armee wurde. Es wird daher dem Profoßen zur Pflicht gemacht: „wann man marschiret, solle er alle Weiber, Jungen und anderen Troß zusammennehmen, niemand von selben bei währenden Marche bei Straff von sich lassen, würden solche nicht pariren, so solle er sie brav zerprügeln, die Weiber hernach bei dem Regiment angeben, so werden sie mit der Fiedel, derer der Profoß sich einige schaffen soll, abgestrafft werden.“ (Die Fiedel war ein violinförmiges Doppelbrett, in welches Kopf und Hände oder auch die Füße eingespannt wurden; so hieß auch der erste Grad der Folter, bestehend in einer Schnur, die um das Ende des Elbogens geschlungen und hin- und hergezogen wurde.) „Auch den Weibern, wann sie einige Regiments-Montirung anhaben, sie mag alt oder neu sein, soll sie der Profoß hinwegnehmen; sie können wohl von etwa abgelegter Montur ein Camisol haben, allein müssen die Aufschläge davon hinweggethan sein.“

* * *

Die naive Dichtkunst der Lanzknechte war lange verklungen und die folgenden traurigen Zeiten, die, wie in jeder anderen Beziehung, auch in literarischer sehr unerfreulich für das von Krieg und Parteihader zerwühlte Deutschland und das engverbundene Oesterreich waren, machten überhaupt der Poesie im Feldlager ein Ende. Aber wie der erste Sonnenstrahl des Frühlings der erstarrten Erde schon Blüthen entlockt, so genügte auch der Aufschwung der militärischen Zustände, der von 1683 datirt, um die Soldaten-Poesie wieder in ihre Rechte einzusetzen. Schon manches der Gedichte, welches zum Lob der Vertheidigung Wiens oder der Eroberung Ofens gesungen wurde, dürfte aus soldatischen Kreisen stammen oder ahmt den entsprechenden Ton wenigstens glücklich nach. Als nun die lichtvolle Gestalt Eugen's immer mehr in den Vordergrund trat und seine Thaten ihn nicht blos zum Abgott seiner Soldaten, sondern zum gefeierten Helden in ganz Europa machten, da entstand unter Becherklang und Schwertgeklirr das unvergleichliche Lied:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!“

Voll Anschaulichkeit und urwüchsiger Kraft, von einem Feuer, das nur der Begeisterung eines siegesfreudigen Soldatenherzens entstammen kann, ist es nicht blos das Muster eines herrlichen Soldatenliedes, sondern auch dem Volksliederschatz des

deutschen Volkes einverleibt worden und hat noch mehr als hundert Jahre später Ferdinand Freiligrath zu einer trefflich nachempfundenen Ballade begeistert, welche das Entstehen des Liedes von der Eroberung Belgrads schildert. Wir können diesen Abschnitt unseres Werkes nicht würdiger schließen, als indem wir zuerst das Gedicht Freiligrath's und dann das berühmte Soldaten- und Volkslied bringen.



Entstehen des Prinz Eugen-Liedes.

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donau-Ufer!
Pferde steh'n im Kreis umher,
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Carabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das öst'reich'sche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder,
Von den Tschakos weht die Feder,
Lieut'nant würfelt und Cornet.

Neben seinen müden Schecken
Ruht auf einer woll'nen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreu'n!

Vor acht Tagen die Affaire
Hab', zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht;
Selber auch gesetzt in Noten;
D'rum, ihr Weißen und ihr Rothen
Merket auf und gebet Acht!"

Und er singt die neue Weise,
Einmal, zweimal, dreimal leise (Bild S. 981)
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!“
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen
Und sich auf die Seite schleichen,
Zu der Marketenderin.

Das erwähnte Volkslied (im Jahre 1711 veröffentlicht) lautet folgendermaßen:

Lied von der Eroberung Belgrads.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wied'rum liefern
Stadt und Festung Belegrad;
Er ließ schlagen eine Brucken,
Daß man kunnt hinüberrucken
Mit der Armee wohl für die Stadt.

Am einundzwanzigsten August soeben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken futraschiren
So viel als man kunnt verspüren
An die dreimalhunderttausend Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zusammenkommen
Sein' General und Feldmarschall;
Er thät sie recht instrugiren,
Wie man sollt' die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

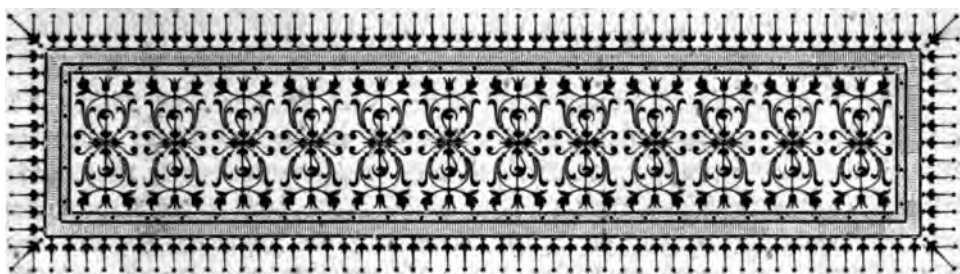
Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerte,
Ganz still ruckt man aus der Schanz';
Die Musketier' wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer streiten —
Es war fürwahr ein schöner Tanz.

Ihr Constabler auf der Schanze,
Spielet auf zum Kriegestanze
Mit Karthaunen groß und klein!
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen alle davon.

Prinz Eugenius auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarschall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
„Halt' Euch brav, Ihr deutschen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an!“

Prinz Ludewig, der mußt' aufgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugen war sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.





Fünftes Buch.

Die Zeit Maria Theresia's und Josef's II.



Alle Bemühungen des Kaisers Karl VI., seiner Tochter unangefochten ihr Erbe zu sichern, erwiesen sich fruchtlos. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so richteten sich von allen Seiten begehrliche Blicke auf die österreichischen Länder, eine Gier nach fremdem Besitz, die desto widerlicher wirkte, weil sie die brutale Gewalt mit ganz unhaltbaren Rechtsansprüchen zu verhüllen strebte, beseelte fast alle europäischen Cabinette. Mit schmerzlichen Opfern hatte der Kaiser die Anerkennung und Gewährleistung der pragmatischen Sanction erkauft, aber in dem Moment, wo sie sich bewähren sollte, vergaß man auf alle Verträge und Versprechungen, sondern dachte nur daran, aus dem reichen Erbe des letzten männlichen Habsburgers sich ein Beutestück zu sichern. Die traurige Lehre, daß alle Verträge weder Willkür noch Gewaltthat aus der Politik verbannen können, wird leider auf allen Blättern der Geschichte — auch jener der jüngsten Zeit — gepredigt; aber in so abstoßender Weise tritt sie kaum in einem zweiten Fall zu Tage, wie nach dem Tode Karl's VI.

Nun erkannten die Staatsmänner, welche diesen Monarchen berathen hatten, wie wahr die vornehm belächelte Mahnung des Prinzen Eugen sei, daß „ein Heer von 200.000 Mann und ein gefüllter Schatz besser seien als alle Tractaten". Zum größten Uebel fehlte es aber auch an diesen beiden Dingen, um den von allen Seiten aufsteigenden Gefahren begegnen zu können.

Der unglückliche Verlauf der letzten beiden Kriege, namentlich des Feldzuges gegen die Türken, durch welchen alle Errungenschaften der letzten Siege Eugen's verloren gingen, war nicht ohne Einfluß auf die Armee geblieben. Die begeisterte Siegeszuversicht, welche unter der Führung Eugen's geherrscht hatte, war einer gedrückten Stimmung gewichen, da sich keiner der Generäle, welche nach ihm ein selbstständiges Commando geführt, bewährt hatte.

Der nominelle Stand der kaiserlichen Armee belief sich beim Tode Karl's VI. auf 135.000 Mann, thatsächlich aber befanden sich nur 68.000 Mann unter den Waffen. Und diese waren zerstreut über das weite, unzusammenhängende Ländergebiet des damaligen österreichischen Staates; mehr als die Hälfte stand in den Niederlanden und der Lombardie, ziemlich gut besetzt waren auch die Festungen Ungarns und Siebenbürgens, aber gerade jene Länder, welche diesesmal den ersten Angriff aushalten sollten, waren nahezu wehrlos. So standen z. B. in Schlesien nur 3 Bataillons Infanterie und 2 Grenadier-Compagnien, in ganz Böhmen nur 1 Bataillon und 1 Grenadier-Compagnie.

Wenn die günstige Gelegenheit als triftige Entschuldigung für Rechtsbruch und Gewaltthat gelten kann, so kommt sie allerdings jenen zu, welche die Hände nach dem Erbe Maria Theresia's (Bild S. 988) ausstreckten. Dem unbefangenen Sinn jedoch wird ein solches Vorgehen vielleicht noch abstoßender erscheinen, weil ein plötzlicher Angriff auf den Schwachen stets feig und tückisch erscheint. Die anfängliche Sicherheit, in welcher man sich in Wien wiegte, wurde zuerst durch den Protest des Kurfürsten Karl Albert von Baiern gestört, der als Gatte einer Tochter Kaiser Josef's I. Anspruch auf das gesammte Erbe machte, obwohl er bei seiner Vermählung auf alle Ansprüche, die daraus abgeleitet werden konnten, verzichtet hatte. — Viel gefährlicher als dieser Gegner war ein anderer, der mit völliger Bedenkenlosigkeit in der Wahl der Mittel die Kühnheit des Entwurfes, die Energie der That verband. Friedrich II. von Preußen (Bild S. 997), der erst im gleichen Jahre seinem Vater Friedrich Wilhelm I., einem unerschütterlichen Anhänger Karl's VI., auf den Thron gefolgt war, erhob auf Grund längst erloschener Verträge Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf. Sein Gesandter Graf Gotter notificirte diese in Wien mit dem Anerbieten, gegen die Abtretung dieser Gebiete ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen und die Wahl des Großherzogs Franz Stefan (Bild S. 989) zum deutschen Kaiser zu sichern. Ohne einen Augenblick zu schwanken, erwiderte der letztere, daß er weder für die Kaiserkrone noch für den Besitz der ganzen Welt irgend ein Recht seiner Gemahlin oder auch nur eine Handbreite ihrer rechtmäßig ererbten Länder aufgeben würde.

Man hatte in Berlin keine andere Antwort erwartet, und der König schreibt darüber selbst: „Da zu erwarten war, daß mein Anerbieten abgelehnt werden würde, so war Graf Gotter für diesen Fall ermächtigt, der Königin von Ungarn den Krieg zu erklären. Die Armee war eifriger als der Gesandte, sie rückte zwei Tage vor der Ankunft Gotter's in Wien schon in Schlesien ein.“

In der That stand das preußische Heer am 16. December 1740 in Schlesien, 40.000 Mann stark und so reichlich ausgerüstet, daß ein gleichzeitiger Bericht sagt, man habe „noch nie eine so große Menge Kanonen in Europa gesehen“. In dem Zustand Schlesiens lag für Friedrich II. die vorläufige Rechtfertigung, wenn er den Ehrgeiz seiner Soldaten damit stachelte, daß sie über die Truppen siegen würden, die unter Prinz Eugen im höchsten Ruf standen. Wenn er aber von der Begeisterung, dem Ruhmesdurst seiner Generäle spricht, so ist dies nicht ganz richtig, denn die angesehensten derselben, z. B. der berühmte Feldmarschall Schwerin, mißbilligten das Unternehmen, und Fürst Leopold von Anhalt, der „alte Dessauer“, der unter Prinz Eugen ruhmvoll gedient hatte, nannte den Einfall in Schlesien „eine politische Ruchlosigkeit“, wofür er vom König einen Verweis einstecken mußte.

Von einer eigentlichen Vertheidigung Schlesiens gegen die in zwei Heersäulen unter dem König und Schwerin einbrechenden Preußen konnte keine Rede sein. Was man an Truppen rasch nach Schlesien geworfen hatte — ungefähr 7000 Mann — genügte kaum zur Besetzung der zahlreichen kleinen Festungen, deren Werke sich aber meist in schlechtestem Zustand befanden. So war der Wall von Glogau ganz verfallen und der Graben mit Schutt ausgefüllt, so daß man an manchen Stellen zu Pferd darüber kommen konnte; die Befestigungen von Brieg waren noch im Zustande, wie sie nach der Belagerung durch die Schweden blieben. Neisse und Breslau befanden sich zwar in gutem Zustande, hätten aber zur wirksamen Vertheidigung starker Besatzungen bedurft.

Unter diesen Umständen war die Aufgabe des Commandanten der kaiserlichen Truppen in Schlesien eine ganz hoffnungslose, und es ist ein unvergängliches Verdienst des Feldmarschalllieutenants Ulysses Max Graf von Browne, daß er durch seine klugen Maßregeln die Fortschritte der Preußen so viel als möglich hemmte und auch die in Schlesien zerstreuten Truppen vor Vernichtung oder Gefangennahme bewahrte.

Graf Browne gehörte zu den fähigsten Generälen seiner Zeit. Einer alten irländischen Familie entstammend, hatten schon sein Vater und Oheim ehrenvoll in der kaiserlichen Armee gedient und Graf Ulysses, am 23. October 1705 geboren, schlug in sehr jungen Jahren die gleiche Laufbahn ein. Im Feldzuge von 1733 focht er mit Auszeichnung in Italien und führte mehrmals mit Erfolg unabhängige Commandos. Schon 1734 wurde er Oberst, im nächsten Jahre Generalwachtmeister und nach seiner Theilnahme am Kriege gegen die Türken, in dem er Banjaluka belagerte, avancirte er zum Feldmarschalllieutenant. Als Commandirender in Schlesien zog er die zerstreuten Garnisonen bei Neisse zusammen, versah dieses mit Besatzung und Kriegsvorräthen und zog sich dann Schritt für Schritt, stets kämpfend und doch seine Truppen nie gefährdend, vor der preußischen Uebermacht nach Mähren zurück.

Das rasche Vordringen der Preußen lieferte ihnen die meisten Städte in die Hände. Glogau, wo General Wallis mit 1000 Mann lag, wurde cernirt; Liegnitz von Schwerin mit einem Handstreich genommen; Breslau, das sich in ziemlich zweideutiger Weise geweigert hatte, eine kaiserliche Garnison aufzunehmen, schloß am 3. Jänner 1741 mit Friedrich II. eine Art Neutralitätsvertrag, nach welchem es sowohl von preußischen als österreichischen Truppen unbesetzt bleiben sollte. Am 4. Jänner kam der König zu einem „freundschaftlichen Besuch" in die Stadt und gab mehrere Festlichkeiten, zog aber zum Schutz seiner Magazine 1000 Mann in die Vorstädte Breslaus.

Am 6. Jänner 1742 fiel das von 300 Mann besetzte, aber nur durch ganz verfallene Werke vertheidigte Ohlau in die Hände der Preußen. Dagegen setzten die kleinen Garnisonen von Ottmachau und Namslau den Fortschritten der Preußen entschiedenen Widerstand entgegen und erst die Beschießung mit schwerem Geschütz erzwang die Uebergabe. Mitte Jänner 1742 konnte Friedrich II. nach Berlin schreiben: „Ich bringe die Figur von ganz Preußen in Ordnung, denn ganz Schlesien ist genommen, bis auf das Nest Neisse."

Das entsprach zwar der Wahrheit nicht ganz, denn erst nach dem blutigen Treffen bei Grätz (25. Jänner) räumte Browne Schlesien, und außer Neisse hielten sich auch Brieg und Glogau noch. Ja, das erstere „Nest" wehrte sich unter dem

wackeren Oberst von Roth ganz energisch. Man brannte die Vorstädte ab, hackte im Hauptgraben täglich das Eis auf, verwandelte aber durch Aufspritzen von Wasser das Glacis und die Wälle in spiegelglatte Abhänge, welche jede Annäherung unmöglich machten. Nach einer heftigen Beschießung, welche den Sinn der Besatzung und der Bürger nicht beugte, begnügte man sich mit einer Cernirung, wie sie auch Brieg und Glogau gegenüber angewendet wurde.

Unterdessen sammelte sich in Mähren nun der Kern der Truppen Browne's, ein etwa 35.000 Mann starkes Heer, dessen Oberbefehl jedoch leider nicht diesem, sondern dem aus dem türkischen Feldzug unliebsam bekannten Feldmarschall Wilhelm Reinhard Graf Neipperg anvertraut wurde, der erst von Maria Theresia aus der Haft entlassen worden war. Es fehlte Neipperg nicht an Kriegserfahrung und Gewandtheit, die ihn indessen mehr zum Diplomaten als zum Feldherrn befähigt hätte. Nicht an den geistigen Eigenschaften mangelte es ihm hiezu, wohl aber an jenen des Charakters. Statt der Bedächtigkeit des Erwägens und der Kühnheit der That, ohne die im Kriege nichts Ganzes zu erzielen ist, kam er aus dem Schwanken und Zaudern nicht heraus; er ergriff nur halbe Maßregeln, die auch nie einen ganzen Erfolg bringen können. Statt nach dem Plane Browne's sofort nach dem Eintreffen der ersten Verstärkung wieder in Schlesien einzubrechen und die zerstreuten preußischen Quartiere einzeln anzugreifen, band Neipperg diesem thatenlustigen General durch strenge Befehle die Hände, weil er das Verdienst eines Sieges über Friedrich II. mit niemandem theilen wollte. So vergingen kostbare Wochen und Browne mußte sich damit begnügen, 600 Mann Verstärkung nach Neisse zu werfen und durch kleine Reiterscharmützel, in welchen namentlich die kaiserlichen Hußaren sich hervorthaten, die Preußen zu beunruhigen.

Friedrich II. kehrte Ende Februar eilig von Berlin nach Schlesien zurück. Er hatte die Gefahren seiner Lage erkannt und zog die Armee in eine enge Stellung zusammen, welche durch die Wegnahme Glogaus gesichert werden sollte. Dieser Platz hatte unter Feldmarschalllieutenant Graf Wallis bisher allen Angriffen widerstanden, obschon die Werke in Trümmer lagen, es an Geschützen, Laffetten und Bedienungsmannschaft fehlte und auch Proviantmangel eintrat. Ein Ueberfall brachte Glogau endlich am 9. März 1741 in die Gewalt der Preußen. In finsterer Nacht gelangten ihre Colonnen unter Führung des Erbprinzen von Anhalt-Dessau bis an die Wälle; rasch wurden die halbverfaulten Palissaden eingerissen, die unaufmerksamen Wachen überwältigt und ein Thor den harrenden Truppen geöffnet. Ein Versuch des tapferen Obersten Reisky, die Eindringenden wieder zu werfen, erlahmte mit dem Tode des Führers, und Wallis mußte sich mit dem Reste der Besatzung gefangen geben.

Nun rückte auch Neipperg über die schlesische Grenze, um das von der ganzen preußischen Armee bedrohte Neisse zu entsetzen. Auch er machte den so oft vorkommenden Fehler, den Werth eines festen Platzes zu überschätzen. Um Neisse zu halten, ging er der gesammelten preußischen Armee entgegen, nachdem er versäumt hatte, sie früher in ihren isolirten Stellungen anzugreifen.

Auch jetzt noch rückte er so langsam vor, daß Friedrich II. Zeit hatte, seine detachirten Abtheilungen an sich zu ziehen und auf seinen, eines solchen Angriffes nicht gewärtigen Gegner loszugehen. Am 10. April wurde Neipperg in Mollwitz aus der Behaglichkeit des Mittagsmahles durch die Meldung vom angriffsweisen Vorrücken des preußischen Heeres aufgeschreckt. Nur dem raschen Handeln und der Aufopferung

s tapferen Generals Karl Joachim Baron Römer, der sich an der Spitze der valler̈ie dem Feinde entgegenwarf, war es zu danken, daß die kaiserliche Armee ihre chlachtordnung herstellen konnte.

Beide Theile waren ungefähr 20.000 Mann stark, doch zählten die Preußen), die kaiserlichen 16 Kanonen. Die Schlachtordnung war im Verhältniß zur Truppenhl sehr breit, in zwei Treffen formirt, an den Flügeln die Reiterei, zwischen welche i den Preußen Grenadiercompagnien eingetheilt waren.

Um 2 Uhr Nachmittags rückten sie zum Angriff vor, wobei ihre vierfach überjene Artillerie großen Schaden that. Ungestüm verlangten die kaiserlichen Hußaren rgeführt zu werden. „Wir wollen uns nicht wie die Hunde im Stillstehen tödten ssen!" riefen sie. General Römer ertheilte den Befehl zur Attaque, und im ersten nlauf wurde die Reiterei des rechten Flügels geworfen und neun Kanonen erobert. In aufhaltbarer Flucht sprengten die preußischen Reiter an der Schlachtordnung entlang; bei m Versuche, sie aufzuhalten, wurde auch der König mit seiner Begleitung mitgerissen.

Aber an dem preußischen Fußvolk, das unter der strengen Zucht Friedrich Wilhelm's I. herangebildet war, brach sich der Angriff der österreichischen Cavallerie. ünfmal wurde derselbe wiederholt, aber die preußischen Bataillone standen wie Mauern, nd ihr Feuer, dessen Exactheit auf dem Exercirplatz eingeübt war, wirkte verheerend. eneral Römer selbst fiel, und endlich mußte die erschöpfte kaiserliche Reiterei von eiteren Anriffen ablassen.

Aehnlich verlief die Schlacht auf dem linken Flügel der Preußen, wo Feldarschallieutenant Berlichingen gleichfalls die Reiterei warf, aber gegen das Fußlk nichts vermochte. Ein Versuch, die kaiserliche Infanterie zum Angriff vorzuführen, ißlang vollständig und gab der schon gewonnenen Schlacht eine unheilvolle Wendung.

Erschüttert durch das mörderische Feuer der Preußen, schwankten die langstreckten Linien der kaiserlichen Infanterie und suchten ihr Heil in einer Aufstellung n größerer Tiefe. Auf diese richtete nun Feldmarschall Schwerin, der den König wogen hatte, den Kampfplatz zu verlassen, aber selbst mit unerschütterlicher Ruhe e Schlacht leitete, das concentrirte Feuer seiner noch immer überlegenen Artillerie id ging dann nochmals zum Angriff vor.

Die kaiserliche Armee hielt demselben nicht mehr Stand; die Cavallerie war schöpft, das Fußvolk aber nach Bewaffnung und Uebung dem preußischen Heer nicht wachsen; es waren nicht mehr jene unerschütterlichen Bataillone, welche Eugen bei Malplaquet und Belgrad zum Sieg führte. Um 7 Uhr Abends hatte sich der fängliche Sieg in eine unzweifelhafte Niederlage verwandelt, der Rückzug mußte igetreten werden, welchen die Preußen jedoch wegen Mangels an Reiterei nicht zu ören vermochten. Der Verlust der Kaiserlichen betrug 4410 Todte und Verwundete, ner der Preußen 4613. Auch neun Kanonen erbeuteten die letzteren.

König Friedrich II. erhielt erst am nächsten Morgen die Nachricht, daß sein eer, statt der Niederlage, die ihn vom Schlachtfeld getrieben, einen Sieg erfochten ibe. Er war der Meinung, daß Schwerin ihn absichtlich vom Schlachtfeld entfernt itte und trug ihm diesen Rath lange nach. „Ich habe bei dieser Gelegenheit gelernt", gte er später, „daß man nie zu frühe die Hoffnung verlieren soll". Uebrigens berichtet er in diesem Falle, wie auch in manchem späteren, in seinen Schriften die von m gemachten Fehler mit einer Offenheit, die bei einem Feldherrn von so anerkannter edeutung wirklich selten ist.

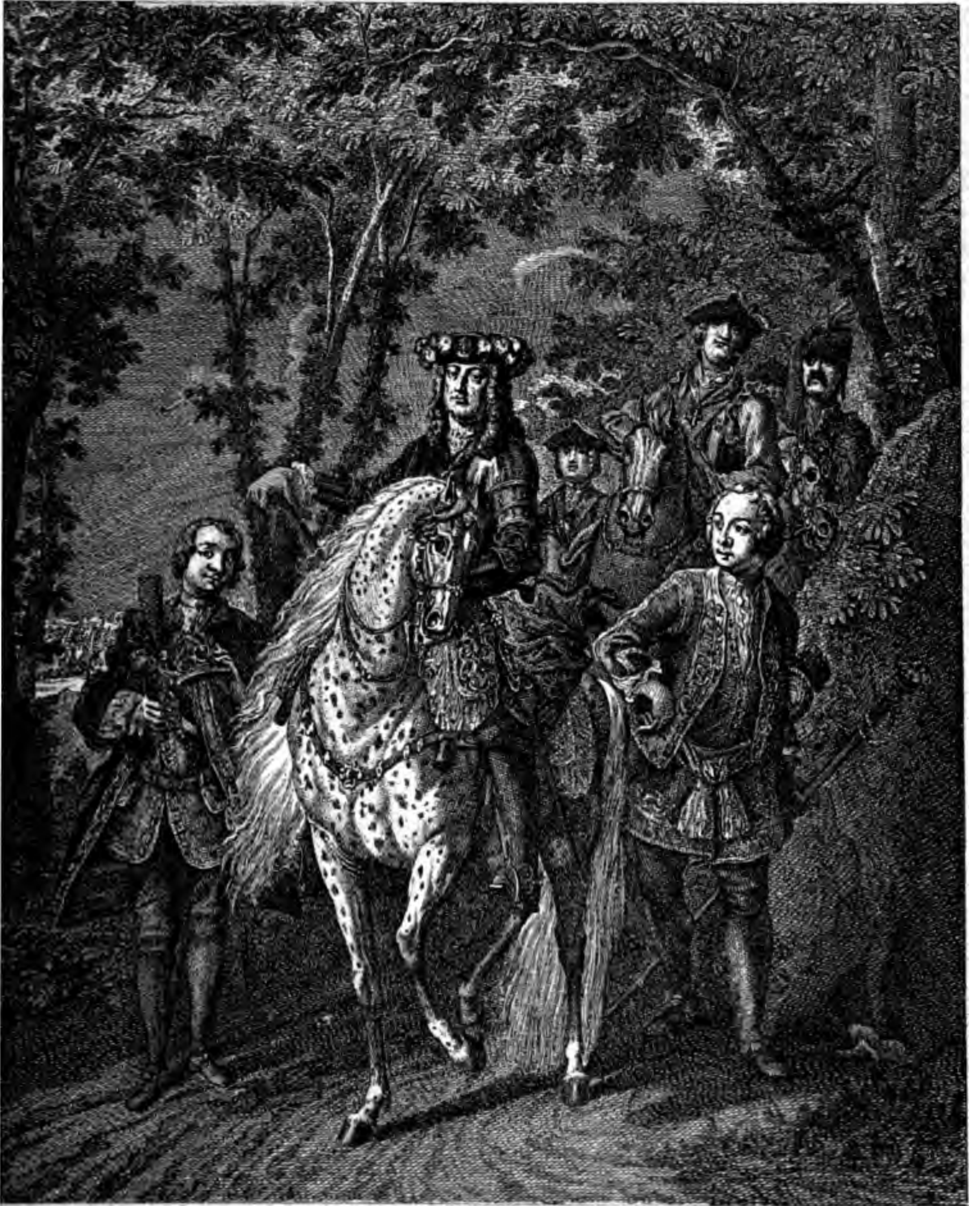
In militärischer Beziehung nützte König Friedrich II. diesen Sieg w
aus, obwohl dadurch das Selbstvertrauen seiner Truppen mächtig gehoben wu
Zunächst machte er sich an die Belagerung von Brieg, das am 5. Mai nach m



Maria Theresia, Königin von Ungarn. (Seite 984 u. ff.)
(Gleichzeitiger Originalstich von J. E. Ridinger.)

tägiger Beschießung capitulirte. Aber um so bedeutsamer waren die politischen Fol
die sich wahrhaft erdrückend für die Sache Maria Theresia's gestalteten. N
immer hatte man an vielen Höfen gezaudert, sich offen an die Seite des Preuß
königs zu stellen, aber der Sieg des letzteren über die kaiserliche Armee machte 1

uch den Zaudernden Muth, sich an dem Raub zu betheiligen, und überall erhielt :ne Partei die Oberhand, welche behauptete, nun sei der Moment gekommen, die Macht des Hauses Habsburg für immer zu brechen und aus den Trümmern derselben



Franz Stefan von Lothringen. (Seite 984 u. ff.)
(Gleichzeitiger Originalstich von J. E. Ridinger.)

den Länderhunger der Anwärter zu befriedigen. Die Seele dieses Planes war Frankreich, das in dem Marschall Karl Ludwig August Fouquet Graf von Belleisle einen seiner besten Generäle und Diplomaten nach Deutschland schickte. Am 18. Mai 1741 wurde zwischen Frankreich und Baiern jener berüchtigte Vertrag von Nymphenburg

abgeschlossen, wodurch ersteres sich verpflichtete, Baiern in Erwerbung der österreichischen Staaten und der Kaiserwürde zu unterstützen, wogegen es Alles beanspruchte, was in den Niederlanden und am Rhein von französischen Heeren erobert würde. Vergebens warnten seine treuesten und erfahrensten Diener, Allen voran der wackere Kanzler Unertel, den schwachen, aber ehrgeizigen Kurfürsten Karl Albert vor dieser Verbindung mit den Franzosen, indem sie darauf hinwiesen, wie schlimm dieselbe seinem Vater Max Emanuel im spanischen Erbfolgekriege bekommen habe. Als die Kriegspartei in einem verschlossenen Saal des Nymphenburger Schlosses berieth, stieg Unertel von außen auf eine Leiter, schlug das Fenster ein und rief, den Kopf zum Loch hineinsteckend, dem Kurfürsten zu: „Um Gotteswillen keinen Krieg mit Oesterreich, keinen Bund mit Frankreich, denken Sie, gnädiger Herr, doch an Ihren Vater!"

Aber auch diese Warnung verhallte. Karl Albert war vom Glanz der Kaiserkrone verblendet und schloß unter dem Drängen der vom Grafen Törring geführten Kriegspartei den verhängnißvollen Vertrag. Wenige Tage später traten Sachsen, das Mähren bekommen sollte, und Spanien, das Anspruch auf die italienischen Besitzungen erhob, dem Nymphenburger Vertrage bei, der am 4. Juni auch von Friedrich II. anerkannt wurde.

So rüstete fast ganz Europa gegen Maria Theresia, die ihrerseits nicht auf einen einzigen Bundesgenossen zählen konnte. Die Seemächte England und Holland verhielten sich anfänglich neutral, obwohl die Volksstimmung namentlich in England begeistert für Maria Theresia Partei nahm; Rußland war durch Frankreich in einen Krieg mit Schweden verwickelt worden, und die Türkei bewährte sich auch in diesem Falle, wie so oft früher, als ein loyalerer Nachbar, wie so mancher christliche Staat. Obwohl man in Wien einen Angriff auf Ungarn fürchtete und es an französischen Aufreizungen dazu nicht fehlte, wies Sultan Mohammed V. jeden solchen Gedanken feierlich von sich und ließ in Wien erklären: „Er wolle am Treubruch des Preußenkönigs, ‚für welchen Gott ihn strafen werde', keinen Antheil haben". Als Wien in einer glänzenden Illumination die Geburt des ersehnten Thronerben Josef (13. März 1741) feierte, wobei es an Ausfällen auf die Feinde Oesterreichs nicht fehlte, gehörte das Haus des türkischen Gesandten zu den reichst geschmückten.

Wirkt das Bild der jungen Fürstin, welche entschlossen den Kampf um ihr gutes Recht mit so vielen und scheinbar übermächtigen Gegnern aufnahm, heute noch mit voller Macht auf jedermann, so war es damals in noch viel höherem Grade der Fall. Hoch flammte die patriotische Begeisterung in der Bevölkerung auf, jedermann fühlte das Schmähliche eines Vorgehens, durch welches die Theile eines mächtigen Staatswesens von begehrlichen Nachbarn auseinandergerissen werden sollten, ohne daß dem Volk selbst dabei eine Stimme eingeräumt wurde. Während sich von Nord und West die feindlichen Armeen gegen das Herz des Staates heranwälzten, rief Maria Theresia die Tapferkeit und Opferwilligkeit der Ungarn für sich auf, die ihr in der denkwürdigen Ständesitzung vom 11. September zugesichert wurden.

Schon zwei Tage später wurden ihr die Propositionen unterbreitet, nach welchen eine allgemeine Adels-Insurrection aufgeboten und 100.000 Mann auf die Beine gebracht werden sollten. Blieben viele Versprechungen, sowohl der Zahl als namentlich auch der Kriegstüchtigkeit nach, theilweise unerfüllt, so ist doch unleugbar, daß der Anstoß zur energischen Antheilnahme des Volkes am Kampfe für das Recht der Herrscherin und des Staates von Ungarn ausging. In Schaaren strömten überall Recruten zu, die unabweisbaren schweren Lasten des Krieges wurden willig getragen

und der Patriotismus Einzelner that noch mehr, wie die rasch in das Leben gerufenen Freicorps, mit welchen wir uns noch eingehender beschäftigen werden, bewiesen.

Mit gutem Recht sagt ein österreichischer Historiker: „Europa begann zu ahnen, welche Kräfte in Oesterreich schlummern; gewöhnt an Cabinetskriege und an Heere von gepreßten Soldaten und Miethlingen, sah man jetzt auf einmal ein ganzes Volk in stürmischer Begeisterung für seine Herrscherin und für die Größe des Reiches sich in Waffen erheben und auf einmal stand das für todt ausgeschriene Oesterreich in neuer kriegerischer Mächtigkeit da".

Im August 1741 begann König Friedrich II. mit seinem auf 63.000 Mann angewachsenen Heer die Operationen in Schlesien wieder. Aber er ging, nachdem er am 10. August Breslau, und zwar diesesmal ohne Rücksicht auf die sogenannte „Neutralität", besetzt, sehr langsam vor, da schon die von England vermittelten Unterhandlungen schwebten, welche im October zu dem Vertrage von Kleinschnellendorf führten. Derselbe war eine Art Waffenstillstand, der jedoch geheim bleiben sollte. Neipperg zog sich unbehelligt nach Mähren zurück; zum Schein setzte König Friedrich die Belagerung Neisses fort, das sich am 31. October ergab, alle anderen Feindseligkeiten aber wurden bis zum Friedensschluß eingestellt, in welchem Niederschlesien und Neisse an Preußen abgetreten werden sollten.

Für Oesterreich war dieser Vertrag, der übrigens wohl von keiner Seite ganz aufrichtig gemeint war, von großem Vortheil, denn man sah sich dadurch eines Gegners, mindestens für kurze Zeit, entledigt, um alle Kraft zur Abwehr einer noch dringenderen Gefahr gebrauchen zu können.

Am 31. Juli 1741 hatten sich die Baiern schon des damals reichsunmittelbaren Bisthums Passau bemächtigt und rüsteten zwei Armeen aus, von welchen jene, welche sich in Schärding sammelte, gegen Wien vordringen, die andere aus der Oberpfalz Böhmen bedrohen sollte. Zur Verstärkung der Baiern zog ein 40.000 Mann starkes französisches Heer unter Belleisle heran, das bei Passau unter den Oberbefehl des Kurfürsten Karl Albert trat; ein zweites unter Maillebois stand am Oberrhein, um die Engländer und Holländer in Schach zu halten, falls sie sich offen für Maria Theresia erklären sollten. Ein Versuch, die österreichischen Vorlande halten zu wollen, würde vollkommen aussichtslos gewesen sein, denn 5000 Mann kaiserlicher Soldaten reichten kaum zur Besatzung von Festungen hin. Um alle Kräfte zur Vertheidigung Freiburgs verwenden zu können, entschloß man sich sogar, Breisach, die in früheren Kriegen so heiß umstrittene Festung, aufzugeben, und am 5. September erfolgte die Sprengung der Werke. Aber die Franzosen wollten sich überhaupt mit keiner Belagerung aufhalten, sie strebten Passau zu und nach der Vereinigung brach das französisch-baierische Heer in Oberösterreich ein.

Ohne Widerstand zu finden hielt Karl Albert seinen Einzug in Linz, wo er sich die Huldigung erzwang. Wie es trotzdem mit der Volksstimmung aussah, geht aus der Thatsache hervor, daß die Befehlshaber der Verbündeten nicht allein die Waffen, sondern auch die — Bratspieße confisciren ließen, damit die erbitterten Oberösterreicher keine Angriffe auf baierische oder französische Soldaten unternehmen konnten. In Wien war man, als die Verbündeten auch nach Niederösterreich vorrückten und bis gegen Tulln streiften, auf das äußerste vorbereitet und ließ sich auch nicht schrecken, als die Kunde verbreitet wurde, der frühere österreichische General Schmettau, der

in preußische Dienste getreten war und sich im Gefolge des Kurfürsten von Baiern befand, habe geschworen, Wien mit glühenden Kugeln zu vernichten.

Wohl hatte der zum Stadt-Commandanten ernannte Feldmarschall Graf Ludwig Andreas Khevenhüller (Bild S. 965) nur ungefähr 8000 Mann zusammengezogen und die Festungswerke Wiens waren nicht im besten Zustande. Aber rasch hatten sich 11.000 Bürger, Studenten und Handwerker unter die Waffen gestellt und Alles arbeitete unverdrossen an den Verschanzungen, wie es 1683 der Fall war. So dachte man Wien hinlänglich gesichert, um die Ankunft des sich in Ungarn bildenden Heeres erwarten zu können.

Die Rücksicht auf die Volksstimmung war es wahrscheinlich, welche den Kurfürsten auf seinem Marsch nach Wien Halt machen ließ, obwohl General Schmettau ihn mit allen Mitteln der Ueberredung zu dessen Fortsetzung zu bewegen suchte. — Samuel von Schmettau hatte unter Prinz Eugen lange gedient und galt als tüchtiger, kenntnißreicher General. Desto schlimmer stand es in anderer Beziehung mit ihm, denn er war als ganz scrupellos, verschwenderisch und habgierig bekannt. Schon 1735 wegen Unterschleifen in Untersuchung, sah er sich beim Beginn des Krieges neuerdings wegen einer bedeutenden Summe in Gefahr, vor Gericht gestellt zu werden. Er verließ heimlich das kaiserliche Heer und trat in preußische Dienste. Friedrich II. nahm ihn zwar an, räumte ihm aber keinen Einfluß auf die Operationen ein und hielt ihn fern von seiner Person — das verdiente Los des Ueberläufers, den man benützt, aber mißachtet.

Wenn Karl Albert gegen den an sich richtigen Rath dieses Mannes von Oberösterreich aus nach Böhmen abschwenkte, statt weiter nach Wien vorzubringen, so bestimmte ihn auch sein Mißtrauen gegen die Sachsen, welche gleichfalls mit einem Heer von 20.000 Mann in Böhmen eindrangen. Auf verschiedenen Straßen zogen 80.000 Mann stark die französisch-baierischen Heere gegen Prag, das unter Karl Graf Ogilvy nur eine Besatzung von 2500 jungen, erst ausgehobenen Soldaten besaß. Wohl zog Neipperg aus Schlesien herbei, aber mit seiner gewohnten Langsamkeit traf er erst im November in Znaim ein, wo auch Feldmarschall Fürst Christian Lobkowitz mit den aus Böhmen zurückgezogenen Truppen zu ihm stieß.

Ueber dieses Heer, das 40.000 Mann zählte und stark genug gewesen wäre, um unter Führung eines entschlossenen Feldherrn die einzelnen Heersäulen der Verbündeten anzugreifen, übernahm der Gatte Maria Theresia's, Großherzog Franz Stefan (Bild S. 989) den Oberbefehl. Aber so viele gute Eigenschaften dieser Fürst auch besaß, zur Leitung einer Armee unter so schwierigen Verhältnissen taugte er nicht und seine ganze Charakter-Anlage war nicht die eines Feldherrn, so gründliche Kenntnisse er auch in einzelnen militärischen Fächern besitzen mochte. Das thatsächliche Commando lag also noch immer in Neipperg's Hand und dieser operirte trotz Maria Theresia's Mahnung: „nicht weiter zu tandeln, sondern Prag um jeden Preis zu retten", so langsam, daß er erst am 23. November vor Tabor eintraf, nachdem vier Tage früher die einzelnen Abtheilungen des baierisch-französischen Heeres sich vor Prag vereinigt hatten.

Mit Rücksicht auf die Nähe des kaiserlichen Heeres war es mißlich, eine förmliche Belagerung zu eröffnen. Die Schwäche der Garnison und die schlechten Vertheidigungs-Anstalten waren zudem kein Geheimniß, und so entschloß man sich, auf den Rath des Grafen Moriz von Sachsen, zu einem Handstreich. Dieser berühmte französische

General, ein Sohn des Kurfürsten August des Starken und der schönen Gräfin Aurora von Königsmark, war in den Knabenjahren schon durchgebrannt, um unter Eugen in den Niederlanden zu dienen, focht dann mit Auszeichnung gegen die Türken und stand seit 1720 in französischen Diensten.

Der nach seinem Entwurf in der Nacht vom 25. November von zwei Seiten unternommene Angriff auf Prag hatte nach kurzem Kampf vollkommenen Erfolg. Da man auf strenge Mannszucht hielt, ging diese Eroberung sehr glatt ab und nach gleichzeitigen Berichten oblagen am nächsten Morgen die Bewohner Prags ihren Geschäften, als ob nichts geschehen wäre.

Durch die Einnahme Prags hatte die kaiserliche Armee ihren Hauptzweck verfehlt, denn jetzt konnte von einem Angriff auf die doppelt überlegenen Gegner keine Rede mehr sein. Sie bezog daher eine ziemlich feste Stellung zwischen Donau und Moldau, die insoferne glücklich gewählt war, als sie jeden Vorstoß der Gegner in die deutschen Erblande durch eine Flankenstellung unmöglich machte und zugleich das Unternehmen Khevenhüller's, mit dem wir uns gleich beschäftigen werden, deckte.

Kurfürst Karl Albert, ein geistreicher, aber schwacher Mann, glaubte seine Sache schon gewonnen und schwelgte in dem äußeren Glanz seiner Erfolge. Am 19. December 1741 nahm er die Huldigung als König von Böhmen entgegen, zu welcher sich ein großer Theil des böhmischen Adels einfand und sogar Würden aus seiner Hand annahm. Am 24. Jänner 1742 aber erfolgte seine theilweise nur durch Drohungen erzielte einstimmige Wahl zum römisch-deutschen Kaiser, welcher am 12. Februar die Krönung zu Frankfurt folgte.

Aber damit war der Höhepunkt jener Erfolge, die er sich durch seinen Pact mit den Franzosen für immer zu sichern wähnte, schon erreicht, ja überschritten und eine Reihe von Demüthigungen begann, welche ihn seine Kaiserwürde als schmerzliche Last empfinden ließen.

Während sein eigentlich bisher doch nur dem Namen nach erworbenes Besitzthum Böhmen unter der Einquartierung von fünf verschiedenen Armeen — der Kaiserlichen unter Neipperg bei Budweis, den Franzosen, Baiern und Sachsen, endlich 12.000 Preußen, die um Königgrätz und Leitmeritz standen — seufzte, wurde sein Stammland Baiern von den furchtbarsten Leiden des Krieges heimgesucht.

In Wien hatte sich während dieser Vorgänge in Böhmen eine Armee von nahezu 20.000 Mann gesammelt, zu welchen auch ein Theil des ungarischen Aufgebotes gestoßen war. Ihr werthvollster Bestandtheil aber waren die leichten Truppen, darunter Trenk's berühmte und berüchtigte Panduren und andere von ungarischen Magnaten errichtete Freicorps, welche unter kühnen und kenntnißreichen Führern, wie der schon genannte General Bärenklau, Oberst Menzel und Franz Freiherr von der Trenk, der eigentlichen Armee die Wege bahnten und bald der Schrecken der Feinde wurden. Feldmarschall Ludwig Andreas Graf Khevenhüller (Bild S. 965), in dem die guten Traditionen der Eugen'schen Zeit noch fortwirkten und der auch der einzige General war, welcher sich in dem unseligen Türkenkrieg 1737 seinen Ruf rein erhalten hatte, war nicht der Mann, eine solche Armee ungenützt verkümmern zu lassen.

Da für Wien im Moment nichts zu besorgen war, faßte Khevenhüller den kühnen Entschluß, den Krieg in das Land des Feindes zu tragen. Im December 1741 brach er mit 15.000 Mann von Wien auf und seine weit vorgeschobenen leichten

Truppen standen schon nach wenigen Tagen vor Linz, das von 15.000 Franzosen unter Heinrich Friedrich Graf von Segur besetzt und durch starke Feldverschanzungen gedeckt war. Die einzelnen Posten der Gegner wurden überrumpelt, und in wenigen Tagen hatten die Hußaren Menzel's und die Panduren Trenk's über 1600 Gefangene gemacht.

Nachdem sich Khevenhüller bei Waidhofen durch einige aus Italien gezogene Regimenter verstärkt hatte, die nun den Kern für die übrige erst ausgehobene und ungeschulte Mannschaft bildeten, brach er gegen Linz auf und entsendete ein fliegendes Corps unter dem umsichtigen Bärenklau gegen Schärding.

Obwohl die Streitkräfte sich gleich waren, schritt Khevenhüller vor Linz doch von Erfolg zu Erfolg. Mehrere Versuche Segur's, sich durchzuschlagen, wurden vereitelt; am 25. Jänner nahmen die Oesterreicher die Vorstädte und am nächsten Tage übergab der französische Commandant die Stadt und erhielt gegen das Versprechen, ein Jahr nicht gegen Oesterreich zu fechten, freien Abzug mit seinen Truppen. König Friedrich, der jeden Erfolg der Oesterreicher mit Unbehagen verfolgte und sich schon lange nicht mehr an den Vertrag von Kleinschnellendorf hielt, sagte über Khevenhüller: „Die Welt hörte zum Erstaunen, daß 15.000 Oesterreicher ebensoviel Franzosen in Linz blokiren konnten. So sehr kann ein einzelner Mann seinem Heer das Uebergewicht über die Truppen des Feindes verschaffen." Maria Theresia aber nannte Khevenhüller ihren „Ritter".

Am 7. Jänner 1742 hatte Bärenklau unterdessen schon Schärding genommen und sogleich die Hußaren Menzel's über den Inn geworfen. Ein Versuch des Grafen Toerring, des Hauptes der baierischen Kriegspartei, Schärding wieder zu gewinnen, mißlang, und Bärenklau drang, dem Geworfenen auf dem Fuß folgend, mit seinem Corps in Baiern ein, schlug Toerring bei Braunau nochmals entscheidend, wobei er 5 Kanonen und 10 Fahnen eroberte. In völliger Auflösung zerstoben die baierischen Truppen, und einen Versuch, die Landbewohner gegen die Oesterreicher aufzubieten, schlugen die kaiserlichen Generäle durch die Erklärung nieder, daß sie solche Kämpfer nicht als reguläres Militär behandeln und Repressalien üben würden. Diese Drohung hatte desto mehr Gewicht, als die Schaaren Menzel's und Trenk's ohnehin nicht am sanftesten verfuhren, namentlich den Panduren ging der Schrecken ihres Namens weit voraus.

Es möge hier noch eine ungemein heitere Episode eingeschaltet werden. Als Graf Segur gegen Wien rückte, war auch das schöne Städtchen Dürrenstein mit seiner herrlichen alten Burgruine, welthistorisch berühmt durch den, wenn auch kurzen Aufenthalt des gefangenen Heldenkönigs Richard Löwenherz, von feindlicher Gewalt bedroht, rettete sich jedoch durch eine wahrhaft köstlich zu nennende Kriegslist.

Die Baiern waren nämlich bis herab nach Stein und Mautern gedrungen und hatten also ihr Lager ganz nahe bei Dürrenstein aufgeschlagen, das sie zu überrumpeln gedachten. Aber als der Commandant durch sein Fernrohr nach dem Städtchen blickte, um seine endgiltigen Dispositionen zu treffen, entfuhr ihm ein lauter Fluch. Seine Kundschafter hatten ihn benachrichtigt, daß Stadt und Feste schutzlos wären — und siehe da! er bemerkte deutlich aus jeder Schießscharte der Mauerumwallung eine Geschützmündung hervorragen, zahlreiche bordirte Hüte spazierten hinter den Brüstungen herum; ein Rittmeister, den er mit einer Escadron auf Recognoscirung ausgeschickt hatte, und der sich ziemlich weit vorwagte, brachte die Nachricht, er habe deutlich die

Alarmtrommeln rasseln und die Commandorufe ertönen hören. Es läge somit eine starke Besatzung in der Stadt, und er habe trachten müssen, so schnell als möglich aus der Schußweite zu kommen.

Der Commandant hatte andere Dinge zu thun, als sich mit der Blocade und Erstürmung einer anscheinend so wohlvertheidigten Stadt zu befassen, umsomehr, als Feldmarschall Khevenhüller bereits mit dem Gros seiner Armee im Anmarsche war und der baierischen Armee leicht den Rückzug abschneiden konnte. Deshalb zog es der Commandant vor, wieder in das Hauptquartier des Kurfürsten abzurücken.

Kaum aber war dies geschehen, als sich die Thore von Dürrenstein öffneten, sich die Bevölkerung auf den Wällen zeigte und jubelnd die dräuenden Geschütze, deren Anblick dem Feinde so viel Furcht einjagte, umtanzte; ja sogar die Geschütze, wie kleine Kinder die Spielballen, federleicht aufhob und gegeneinander schwang, daß rasselndes Geräusch ertönte.

Die Geschütze waren eben nichts als — harmlose Ofenröhren, die auf angestrichenen Holzgestellen, Blöcken oder alten Wagenrädern ruhten; es erwies sich ferner die zahlreiche Bemannung, in der Nähe besehen, höchstens als erschreckend für genäschige Sperlinge, denn sie bestand aus zahlreichen langen — hölzernen Stangen, auf welchen dreieckige Hüte, mittelst Kreide weiß bordirt und nach Militärsitte aufgestülpt, angebracht waren, die hinter den Brüstungen als Mannschaft figuriren mußten.

So war also das Arsenal beschaffen, mit welchem beim Heranrücken der Feinde die Wälle, nach einer Idee des Bürgermeisters, armirt wurden, und jeder Bürger hatte unter fröhlichem Gelächter und voll bester Hoffnung für das Gelingen sein Schärflein an Ofenröhren, Rädern, Hüten u. s. w. aus der eigenen Wirthschaft beigestellt. Ein invalider Corporal war, in Begleitung einiger aufgeweckter Schuljungen, fleißig bemüht gewesen, auf gewaltigen Trommeln rasselnd und martialische Commandoworte ausstoßend durch die Straßen zu ziehen. Und so kann es dem Feinde wahrlich nicht für übel genommen werden, daß er sich von der allem Anscheine nach so wohl vertheidigten Stadt zurückschrecken ließ — eine geschichtliche Thatsache, auf welche noch heute die Nachkommen der Bewohner Dürrensteins mit Stolz blicken.

Am 25. Jänner nahm Bärenklau Passau und die Feste Oberhaus, wo er 50 Geschütze erbeutete, und am 12. Februar — am gleichen Tage, wo der Kurfürst als Karl VII. zum deutschen Kaiser gekrönt wurde — erschien Menzel vor München, das sich ihm ohne Schwertstreich ergab. Bevor Khevenhüller sich wieder mit Bärenklau vereinigen konnte, um den unter Harcourt zur Rettung Baierns heranrückenden Franzosen die Spitze zu bieten, mußte er mit dem Kern seines Heeres nach Mähren rücken. Die Aufgabe, das eroberte Baiern zu vertheidigen, verblieb Bärenklau, der über ungefähr 8000 Mann gebot. Ihm gegenüber stand der in baierische Dienste getretene Friedrich Heinrich Graf Seckendorf, gleichfalls einer der compromittirten Generäle aus dem Türkenkrieg — dessen aus Baiern und Franzosen bestehendes Heer jenem Bärenklau's weit überlegen war. Trotzdem behauptete sich Bärenklau bis in den October, und erst als Seckendorf den Landsturm aufrief, so daß Bärenklau für seine Rückzugslinie besorgt sein mußte, räumte er München und zog sich hinter den Inn zurück.

Die Erfolge der kaiserlichen Waffen in Oberösterreich und Baiern beunruhigten Friedrich II. auf das lebhafteste, und er zeigte sich ohne Rücksicht auf den Vertrag

von Kleinschnellendorf sofort geneigt, den dringenden Hilferufen des neuen Kaisers nachzukommen. Das geeignetste Mittel erschien ein Vorstoß gegen Mähren, wodurch auf der kürzesten nördlichen Linie Wien bedroht wurde.

Schon seit November 1741 lag eine preußische Abtheilung vor der Festung Glatz, dem letzten schlesischen Ort, der sich in kaiserlicher Gewalt befand. Der Vertheidiger, Oberlieutenant Fontanella, verfügte über kaum 2000 Mann, that aber seine Schuldigkeit als wackerer Soldat und vertheidigte sich so energisch, daß er erst am 14. Jänner 1742 die Stadt übergab und sich in die Citadelle zurückzog. Dort behauptete er sich noch bis 24. April, an welchem Tage er wegen Mangels an Lebensmitteln gegen freien Abzug capitulirte. Nur 560 Mann der Besatzung waren noch am Leben, aber auch von diesen waren nur 260 im Stande, abzuziehen, und nur 10 Mann waren gesund und dienstfähig, als die tapfere Schaar endlich in Brünn einrückte.

In Olmütz sammelte Friedrich II. ein aus 15.000 Preußen, 13.000 Sachsen und 5000 Franzosen bestehendes Heer, das Mähren erobern und durch das Vordringen gegen Wien die Oesterreicher zum Aufgeben Baierns und Oberösterreichs zwingen sollte. Aber die vorsichtige Haltung des Feldmarschalls Lobkowitz, der vor Allem die reichen kaiserlichen Magazine rettete, das feindselige Benehmen der Bevölkerung, nicht zum mindesten aber das Mißtrauen der Verbündeten gegeneinander brachten diesen Plan zum Scheitern. Die sächsischen Generäle, welche Friedrich II. selbst Absichten auf Mähren zutrauten, legten jedem Unternehmen Hindernisse in den Weg und trennten sich endlich ganz von den Preußen, um sich in Böhmen mit Marschall Broglie zu vereinigen. Ein Versuch, Brünn zu nehmen, mißlang durch die tapfere Vertheidigung des Generals Roth und an eine Belagerung war wegen Mangels an Geschütz nicht zu denken.

Mit bitterem Spott weist Friedrich II. auf die bekannte Verschwendung seines sächsischen Verbündeten hin, indem er sagt: „Man hat den König von Polen um Kanonen gebeten, er schlug sie ab, weil es ihm an Geld fehlte, und doch hat er soeben 400.000 Thaler zum Ankauf eines seltenen grünen Diamanten verwendet." Nach dem Abzug der Sachsen mußte auch Friedrich II. vor den anrückenden Oesterreichern und der öfter auftretenden feindseligen Haltung der Bevölkerung Mähren räumen. Dieser ganz unfruchtbar gebliebene Feldzug hatte den Verbündeten schwere Opfer gekostet; von den Sachsen kam kaum die Hälfte nach Böhmen zurück, und nicht viel geringer waren die Verluste der Preußen, die sich jedesmal durch Verschanzungen und Barricaden gegen nächtliche Ueberfälle sichern mußten. „Mähren ist ein böses Land", schreibt Friedrich II., „und der Feldzug mißlang, weil die Franzosen sich wie Narren benahmen und die Sachsen wie Verräther".

An die Spitze des in Böhmen stehenden, wesentlich verstärkten kaiserlichen Heeres war endlich statt des doch unmöglich gewordenen Neipperg Prinz Karl Alexander von Lothringen, ein Schwager der Kaiserin, berufen worden. Auch diese Wahl konnte keine glückliche genannt werden, denn wenn auch Prinz Karl nicht ohne militärische Talente und Kenntnisse war, überwog doch seine Hinneigung zu den Freuden der Tafel und anderen Genüssen viel zu sehr, um ihn, wie es von übereifrigen Lobrednern geschah, mit seinem gleichnamigen Großvater vergleichen zu können. Oft von fremder Meinung abhängig und dann wieder starr auf seiner eigenen bestehend, kam die Kriegführung Karl's von Lothringen nie aus dem Schwanken heraus, wodurch mancher Erfolg ungenützt blieb.

Diese Uebelstände machten sich gleich beim Beginn seines Commando geltend.
itt nach dem Rathe des kriegserfahrenen Browne sich auf die Franzosen unter
oglie zu werfen und diesen aus Böhmen zu vertreiben, während Friedrich II.



Friedrich II. von Preußen. (Seite 984 u. ff.)
(Gleichzeitiger Originalstich von J. E. Ridinger.)

h in Mähren stand, kam Karl von Lothringen zu keinem Entschluß. Endlich
chte er sich auf, um die ohnehin auf dem Rückzug aus Mähren begriffenen Preußen
zugreifen, ohne sie indessen zum Stehen bringen zu können. Allerdings that er ihnen
len Abbruch und seine leichten Truppen nahmen ihnen nach und nach 60 Kanonen

und 600 Wagen ab. Aber Friedrich II. erreichte trotzdem seine Magazine in Böhmen und bezog bei Chrudim eine feste Stellung, in welcher er seine Verstärkungen aus Schlesien erwarten konnte. Noch schlimmer war der Verlust Egers, des wichtigsten Punktes im westlichen Böhmen. Broglie fühlte sich durch Eger in seiner natürlichen Rückzugslinie bedroht und sendete Moriz von Sachsen zu dessen Wegnahme ab. Oberst Doffing, der nur über 809 Mann — noch dazu meist Invaliden — gebot, leistete durch drei Wochen tapferen Widerstand und capitulirte erst am 22. April, als jede Hoffnung auf einen Entsatz sich als trügerisch erwiesen hatte, gegen freien Abzug.

Prinz Karl von Lothringen mußte wieder, um den Feind zu erreichen, nach Böhmen zurückkehren, und von Wien aus drängte man ihn, die Rückeroberung Prags zu ermöglichen. König Friedrich II. hoffte durch einen Sieg einen Druck auf die unter Englands Vermittlung angesponnenen Friedensunterhandlungen zu üben und zog ihm entgegen. Wo sich die Bahn des von Nord nach Süd ziehenden kaiserlichen Heeres mit jener der Preußen, die von Ost nach Westen marschirten, kreuzte, kam es am 17. Mai 1742 zu dem Zusammenstoß, welcher die Schlacht bei Czaslau oder — nach dem Knotenpunkt der preußischen Stellung — bei Chotusitz genannt wird.

Die beiden Heere waren an Kopfzahl ungefähr gleich stark und zählten je 30.000 Mann; nur an Artillerie waren die Preußen, welche 80 Geschütze hatten, um das Doppelte überlegen. Militärische Kritiker von österreichischer Seite tadeln die Dispositionen des Prinzen Karl scharf: „Die ganze Anordnung war übereilt und ohne Berücksichtigung des Terrains geschehen; der linke Flügel der Reiterei stand in der Luft, der rechte hatte einen Bach und durchschnittenes Terrain vor sich".

Unter dem Prinzen Karl befehligte Feldmarschall Graf Königseck, gleichfalls einer der unglücklichen Generale aus dem letzten Türkenkrieg; die Reiterei des linken Flügels stand unter Feldmarschalllieutenant Karl Graf Batthyany-Strattmann, einem schneidigen Reiterführer ohne höhere militärische Begabung, jene des rechten unter General Franz Wilhelm Rudolf Graf Hohenems, die Infanterie unter Feldzeugmeister Adam Freiherr von Thüngen.

Die Schlacht begann am frühen Morgen mit einer lebhaften Kanonade, in welcher die numerische Ueberlegenheit der preußischen Artillerie sich dadurch geltend machte, daß der im Abmarsch begriffene linke Flügel der Oesterreicher etwas in das Schwanken kam. Dagegen gingen der rechte Flügel und die Mitte so erfolgreich vor, daß der Schlüsselpunkt der preußischen Stellung, Chotusitz, umgangen und genommen wurde und der ganze linke Flügel der Preußen wich. Ein energisches Verfolgen dieses Vortheils durch einen Druck nach rechts hätte die preußische Stellung aufrollen und den schon halb errungenen Sieg zu einem entscheidenden machen müssen. Aber nun machte sich der Mangel einer kräftigen Schlachtleitung fühlbar, welche alle Truppen stets fest unter einen Willen zwingt, wie es Eugen's großer Vorzug war. Die siegreiche Reiterei überließ sich der Plünderung des feindlichen Lagers, statt den errungenen Vortheil weiter zu verfolgen, ein Theil der Infanterie folgte diesem Beispiel. Dadurch gewannen die Preußen Zeit, sich zu sammeln und das Gefecht herzustellen.

Um Chotusitz wurde blutig gerungen, aber schließlich mußten die Oesterreicher es gänzlich räumen. Als die Reiterei des linken österreichischen Flügels nach längerem Gefecht vor der preußischen wich, ließ Friedrich II., nach dieser Seite beruhigt, den rechten Flügel seiner Infanterie während des Kampfes eine gelungene Rechtsschwenkung

ziehen, durch welche die Oesterreicher in der Flanke gefaßt und zum Rückzug ge-
ungen wurden, der unverfolgt und in guter Ordnung gegen Konnow angetreten
rde. Obwohl sich die österreichische Infanterie sehr gut geschlagen hatte, erwies sich
h, so wie bei Mollwitz, die preußische durch Bewaffnung und Uebung überlegen. Die
rnen Ladstöcke der Preußen konnten rascher gehandhabt werden als die hölzernen
Oesterreicher, welche leicht zerbrachen und dadurch die intensive Fortsetzung des Feuers
digten. Der Verlust an Todten und Verwundeten betrug bei den Oesterreichern,
che auch 14 Standarten und Fahnen erbeutet hatten, 4000 Mann, bei den Gegnern
0, dagegen hatten diese über 2000 Gefangene gemacht und 18 Kanonen erobert.

Diese Schlacht, welche dem Sieger nicht den gehofften Erfolg brachte, machte
e Theile zum Frieden geneigt, was bei Friedrich II. umsomehr der Fall war,
neuerliche Unternehmungen wegen eines Zusammenwirkens mit den Franzosen am
nseitigen Mißtrauen scheiterten. Schon am 11. Juni wurden zu Breslau die
liminarien und 28. Juli der definitive Friede zu Berlin geschlossen, in welchem
Preußen fast ganz Schlesien mit Ausnahme der Fürstenthümer Teschen und
oppau — 641 Quadratmeilen mit 1,400.000 Einwohnern — abgetreten wurde.

So schwer Maria Theresia dieses Opfer wurde — „sie vergißt in diesem
igen Fall die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen
lesier sieht", berichtet der englische Gesandte — so mußte es doch gebracht werden,
n sich des gefährlichsten Feindes zu entledigen und alle Kräfte zur Befreiung
hmens von Franzosen und Baiern verwenden zu können.

Karl von Lothringen zog die Truppen des Feldmarschalls Lobkowitz
n sich und drängte die Franzosen an allen Punkten nach Prag zurück. Bei Pisek
mmen die Hußaren Nadasdy's über den Fluß und erkletterten, einer auf des
dern Schultern steigend, die Mauern, ohne auf die nachrückende Infanterie zu
rten. Unter fortwährenden Gefechten räumten die Franzosen das ganze nördliche
d westliche Böhmen, mit Ausnahme von Eger, und concentrirten ihre Truppen in
ag, wo Belleisle und Broglie um den Oberbefehl stritten.

Ein unter Harcourt heranziehendes Hilfscorps konnte in Folge von Kheven-
ller's trefflichen Maßregeln nicht nach Böhmen durchdringen, obwohl dieser nur
r 18.000 Mann gebot.

Am 27. Juni langte die österreichische Armee in der Stärke von 44.000 Mann
Prag ein, und Großherzog Franz Stefan (Bild S. 989), der Gemahl Maria
eresia's, übernahm das Commando über das Belagerungsheer.

Die am 17. August beginnende Beschießung aus 36 Mörsern und 100 schweren
onen wurde eifrig fortgesetzt, ohne indessen die Franzosen, die eine Art Schreckens-
ment in der ihnen wenig geneigten Stadt eingeführt hatten, in ihrer muthigen
tung erschüttern zu können. Wiederholte mit mehreren tausend Mann unternommene
fälle wurden zurückgewiesen und es stellte sich Proviantmangel ein, so daß ein
nd Rindfleisch 2 bis 3 fl., ein Strich Mehl 20 fl. kostete. Selbst an Pferdefleisch
nn es zu mangeln, obwohl die Garnison, welcher Belleisle als Muster von
ferkeit und Entsagung voranleuchtete, schon über 7000 Pferde zur Verproviantirung
fert hatte.

Um Prag und dessen tapfere Besatzung zu retten, wurde die bisher am Nieder-
n stehende, 70.000 Mann starke Armee des Marschalls Maillebois in Eil-
rschen nach Böhmen gezogen, bei Hohenstrauß vereinigt sich derselbe am

19. September mit Harcourt, und 60.000 Mann stark dringen sie im Böhmerwal
vor, stets gefolgt von der beobachtenden Armee Khevenhüller's. Unter Rücklassun
eines Beobachtungscorps unter Festetits brach das österreichische Heer unte
Karl von Lothringen von Prag auf, um Maillebois den Weg zu verlege

Dieser dringt bis Plan vor, da er aber keine Schlacht wagen will, kann
die ihm überall entgegentretenden Oesterreicher nicht werfen, weder Prag erreichen n
sich mit Broglie, der mit 60.000 Mann von dort abgezogen war, vereinigen. E
geradezu unerklärliche Kopflosigkeit beherrschte die französischen Operationen. Brogli
sendet einen Theil seiner Truppen nach Prag zurück und tritt mit den anderen n
Sachsen über. Maillebois geht nach Baiern zurück, nachdem er durch schwier
Märsche, Mangel und resultatlose Gefechte 15.000 Mann eingebüßt hatte. Ihm a
dem Fuße folgte das österreichische Hauptheer unter Karl von Lothringen u
Khevenhüller; indessen kam es zu keinen ernstlichen Kämpfen mehr, sondern b
Theile bezogen die durch den Inn getrennten Winterquartiere.

Nur 20.000 Mann unter Feldmarschall Fürst Christian Lobkowitz waren
Einschließung Prags in Böhmen geblieben, erwiesen sich jedoch zu dieser Aufgabe
schwach. An jeder anderen Rettung verzweifelnd, durch Mangel auf das äußer
getrieben, entschloß sich Belleisle, Prag zu verlassen. Nur 4000 Kranke und Rec
valescenten unter dem tapferen Franz von Chevert bleiben zurück, mit 11.000 Ma
zu Fuß, 3000 Reitern, 30 Geschützen und 300 Wagen durchbricht Belleisle in
Nacht des 16. December 1742 das Cernirungscorps, um nach Eger zu gelang
Aber der furchtbar strenge Winter und die Erbitterung der Bevölkerung machten di
Marsch zu einer schreckensvollen Tragödie. Wenig mehr als die Hälfte gelangte n
Eger, und von diesen waren viele krank und litten an schweren Frostschäden. N
kurzer Rast wurde der Marsch nach Baiern fortgesetzt, aber nur Trümmer der sto
Armee, welche bestimmt war, Oesterreich zu vernichten, kamen dort an.

Chevert verweigerte jede ungünstige Capitulation und drohte, Prag ein
äschern und in die Luft zu sprengen, wenn man ihm nicht freien Abzug gewähre.
war ein Gebot der Menschlichkeit und der Rücksicht auf die Stadt, es nicht zu ein
solchen Aeußersten kommen zu lassen; am 26. December wurde ein Uebereinkomm
geschlossen, das Chevert den freien Abzug nach Eger einräumte. Als am 2. Jänner 17
die französische Besatzung — wahre Jammergestalten — von Mangel und Krankhe
gebeugt, abzog, wurde Fürst Lobkowitz so ergriffen, daß er für die Schwäch
zahlreiche Wägen zur Verfügung stellte. Auf dem Militär-Backhaus in der Hyber
gasse hatten die Franzosen die charakteristische Inschrift angebracht, die auch bis
unser Jahrhundert erhalten blieb: „L'art de vaincre est perdu, sans l'art
subsister" (Die Kunst, zu siegen, ist verloren, ohne die Kunst, sich erhalten
können).

Wir haben nun nur noch einen Blick nach Italien zu werfen, wo durch Span
Begehrlichkeit gleichfalls noch in diesem Jahre der Kampf entbrannt war. An d
Spitze der in Mailand stehenden kleinen Armee stand Feldmarschallieutenant O
Graf Abensberg-Traun, vielleicht der fähigste General aus Eugen's Sch
Traun theilte das bittere Schicksal Guido Starhemberg's, stets unter d
schwierigsten Verhältnissen, welche keinen ganzen Erfolg gestatten, zu commandiren,
verdient aber auch wie jener das hohe Lob: trotz widriger Umstände stets Vorzüglich
geleistet zu haben.

Obwohl Traun im Beginne des Jahres 1742 noch neue Regimenter an Khevenhüller's Armee in Oberösterreich abgeben mußte und er mit kaum ..000 Mann den vom Herzog von Montemar geführten Spaniern (26.000 Mann) gegenüberstand, konnten diese doch keine Erfolge erringen, ja Traun unterwarf sich ...r Modena und vereitelte die Vereinigung der modenesischen Truppen mit den ...aniern. Montemar fiel in Ungnade und wurde durch den aus den Niederlanden ...mmenden General Gages ersetzt, der die stricte Weisung erhielt, den Po zu über...eiten und die Oesterreicher anzugreifen. Gages dachte dieser Ordre am besten ...zukommen, wenn er Traun überraschte. Von einem Ball weg begab er sich zum ...r, das in aller Stille sich sammelte und den Pannaro überschritt.

Traun jedoch war vorsichtig und ließ sich nicht überraschen, aber er folgte ...m Gegner, und als derselbe am 8. Februar 1743 wieder über den Pannaro ...ck wollte, griff Traun ihn mit Ungestüm an. Die Schlacht dauerte bis zum ...ndbunkel und kostete den Spaniern 3970 Mann, den Oesterreichern nur 1703. ...Eile zog sich Gages bis nach Rimini zurück und hatte alle Lust zu einem ...eren offensiven Vorgehen verloren.

Traun erhielt die verdiente schmeichelhafte Anerkennung seines Verdienstes ...ch die Kaiserin, die ihn ihren „Schild" nannte. Da er aber in richtiger Erkenntniß ...r Lage und der beiderteiligen Streitkräfte dem Verlangen, er solle die Spanier ...reifen und bis Neapel vordringen, nicht nachkommen wollte, legte er den Ober...fehl in Italien nieder, welcher nun dem Feldmarschall Fürst Lobkowitz über...agen wurde.

Obwohl Preußen vorläufig aus der Reihe der Kämpfenden geschieden war, er...erte sich 1743 doch der Schauplatz des Krieges, und so wie vor vierzig Jahren, ...t man allerorten, den ganzen Rhein entlang, in Baiern, in Piemont und Unter...lien. Diese Erweiterung des Krieges wurde durch die neu auflodernde Kriegslust ...nkreichs, das begierig war, die Mißerfolge des vergangenen Jahres wett zu machen, ... durch das offene Eintreten von England für Maria Theresia verursacht.

Es war ein Ehrenpunkt für Frankreich, seinen Schützling, Kaiser Karl VII., ...der in den Besitz seines Stammlandes Baiern zu bringen. Zu diesem Zwecke ...ten sich 55.000 Mann Franzosen mit 35.000 Mann Baiern vereinigen. Aber ...rschall Broglie hatte die Erlebnisse des Vorjahres noch nicht verwunden und ...te seine Uebermacht nicht auszunützen. Khevenhüller, der ungefähr 65.000 Mann ...der Donau zusammengezogen hatte, kam ihm zuvor und wußte die Vereinigung ... Franzosen und Baiern zu hindern. Bei Simbach erlitten die letzteren am 8. Mai ... empfindliche Niederlage, und nacheinander fielen nun Dingelfing, Landau ... andere feste Orte in die Hände der Oesterreicher. Auch Deggendorf, das ...oglie für uneinnehmbar erklärt hatte, erlag am 27. Mai einem kühnen Angriff ...owne's, der mit 3000 Mann die von 6000 Franzosen vertheidigte Stadt nahm.

Nun machte Broglie eine Rückwärtsbewegung bis an die Isar. Dieser mußten ... auch die Baiern anschließen, deren Commando nun Seckendorf statt des Grafen ...erring führte, von welch letzterem ein Münchener Witz meinte: „er gleiche den ...mmeln, von welchen man auch nur höre, wenn sie geschlagen werden."

Unaufhaltsam drangen die Oesterreicher vor, deren Oberbefehl nominell Karl ... Lothringen übernommen hatte, während ihn thatsächlich noch immer Kheven...ller führte. Statt den Uebergang über die Isar zu forciren, setzte die österreichische

Armee auf das rechte Ufer der Donau über und stand im Rücken der Gegner, di
dadurch neuerlich zum Weichen gezwungen wurden. Am 7. Juni mußte Karl VI
neuerlich aus München fliehen, das zwei Tage später Bärenklau besetzte. Amber
und Straubing fielen gleichfalls und Broglie ging bis Donauwörth zurück. E
war so erfüllt von Schrecken, daß er dem Kaiser erklärte, über den Rhein geh
zu müssen, obwohl erst ansehnliche Verstärkungen unter Noailles zu ihm gesto
waren.

In dieser traurigen Lage blieb dem Kaiser Karl VII. nichts über, als An
knüpfungspunkte mit den Oesterreichern zu suchen. In Niederschönfeld wurde ein
Waffenstillstand zwischen Karl von Lothringen und Seckendorf geschlosse
in Folge dessen die Truppen Karl's VII. Baiern ganz räumten und dem weiter
Kampf der Oesterreicher mit den Franzosen fern blieben — eine furchtbare Demüthigu
für den eitlen Mann, der sich vermessen hatte, Oesterreich zu zertrümmer
und nun ihnen sein Stammland überlassen mußte, das Bärenkl
besetzte, während die österreichische Hauptarmee den Franzosen folgte. Hart bedrän
von der nachfolgenden leichten Cavallerie, namentlich von den Hußaren Menze
und Franz Nadasdy's, eilte Broglie dem Neckar zu, und im Juli übersch
er mit seiner ganz entmuthigten Armee den Rhein.

Nicht besser erging es den Franzosen am Niederrhein. Dort hatte sich die so
nannte „pragmatische Armee“ gesammelt, bestehend aus 16.000 Endländ
unter dem energischen Franzosenfeind Lord Stair, 16.000 Hannoveranern u
12.000 Oesterreichern, welche Feldmarschall Prinz Aremberg befehligte. Stai
richtiger Vorschlag, in Frankreich selbst einzufallen, scheiterte an dem Widerst
der Oesterreicher, welche im Frühjahr vor allem wünschen mußten, Deutschland v
den Franzosen gereinigt zu sehen. Man zog daher rheinaufwärts, aber so langs
daß man erst im Mai am Main ankam. Die Unklarheit der Commandoverhältn
machte die Operationen der pragmatischen Armee überhaupt schwankend und b
besserte sich auch nicht sonderlich, als König Georg II. von England am 19. M
in Aschaffenburg das Obercommando übernahm. Ihm gegenüber stand der Herzog v
Noailles mit 70.000 Mann.

Schwierigkeiten in der Verpflegung bestimmten König Georg II., den Rück
gegen Hanau anzutreten. Marschall Noailles faßte sofort den ganz richtigen Entschl
den Gegner während dieser Bewegung anzugreifen, schwächte aber unbegreiflicherw
durch ganz unnöthige Detachirungen sein bedeutend überlegenes Heer so, daß er
35.000 Mann, ungefähr 10.000 weniger als die Verbündeten, bei sich behielt.
Einheit der Commandos und das günstige Terrain hätten indessen dieses Mißverhält
ausgleichen können, als es am 27. Juni 1743 bei Dettingen zur Schlacht k

Aber die französische Vorhut unter dem Herzog von Grammont griff zu f
an und die berittenen Garden geriethen, allzuhitzig einen momentanen Vortheil v
folgend, unter das vernichtende Feuer der österreichischen und hannoveranischen Bataill
Sie wurden nahezu vernichtet, denn was diesem Feuer nicht erlag, ging im Main
Grunde. Noailles vermochte den Tag nicht mehr zu retten und mußte froh s
daß er seine erschütterten Truppen unbehelligt bei Seligenstadt sammeln konnte.
Oesterreicher verloren nicht ganz 1000, die Engländer und Hannoveraner 2000 Ma
der Verlust der Franzosen wurde von diesen selbst auf 2600 Mann angegeben,
Zahl, die aber in gewohnter Schönfärberei viel zu minder gegriffen war.

Der Sieg von Dettingen gehörte leider zu jenen, welche dadurch allen Werth ieren, weil sie unbenützt bleiben. Statt die erschütterte Armee Noailles nach sten zu werfen, wodurch die Lage des aus Baiern abgehenden Broglie eine rhaft verzweifelte geworden wäre, setzte die pragmatische Armee ihren Rückzug gegen nau fort und auch das Drängen Browne's vermochte nicht, ein energisches ammenwirken mit der großen österreichischen Armee herzustellen. König Georg II., in der Schlacht bei Dettingen den sprichwörtlichen kaltblütigen Muth des ländersbewährt hatte, war kein Feldherr. So gelang es Noailles, seine Truppen er zu ermuthigen, von welchen er einen Theil an Broglie überließ, mit dem t überschritt er unbehelligt am 17. Juli den Rhein.

Auch die weiteren Operationen der Verbündeten waren nicht von bedeutenderem olg begleitet, obwohl zu Hanau in besonderen Conferenzen die Rollen vertheilt wurden. derholte Versuche zum Rheinübergang mit der Armee Karl's von Lothringen langen, obwohl die Hußaren Menzel's und die Panduren Franz von der Trenk's : hinein nach Lothringen und Elsaß schwärmten und den Schrecken ihres Namens) den Franzosen bekannt machten. So verfloß viel Zeit, und die günstige Gelegen=, den Krieg nach Frankreich zu verpflanzen, ging ungenützt vorüber. Die Haupt=ld lag an dem Zaudern Georg's II., der nicht über Worms hinauskam, wo ein er Vertrag zur Bekämpfung Frankreichs und Spaniens vereinbart wurde, welchem mehr auch Sardinien beitrat.

Gegen dieses entlud sich auch noch im gleichen Jahre der Groll Frankreichs. r der Versuch, noch im Herbste die Alpen zu überschreiten, scheiterte an früh ein=enden großen Schneefällen und dem tapferen Widerstand des piemontesischen Heeres. t dem Verlust des Gepäckes, der Feldgeschütze und mehr als der Hälfte des Heeres hlte das spanisch=französische Heer diesen Einfall.

Nicht viel besser verlief der gleiche Angriff im Jahre 1744. Ein Heer von 000 Spaniern unter dem Infanten Don Philipp, und 20.000 Franzosen unter Prinzen Conti, machte zwar anfänglich einige Fortschritte. Aber die Belagerung von General Leutrum tapfer vertheidigten Cuneo mißlang, die Schlacht bei donna del Olmo blieb unentschieden und wieder erzwang das Wetter den Rückzug Franzosen und Spanier, welcher besonders durch die Angriffe der aus religiösen inden erbitterten Waldenser verlustreich wurde.

In Mittelitalien konnte Lobkowitz den Feldzug mit einer Armee von vier=tausend Mann gegen Gages eröffnen, der nur 10.000 Mann hatte, und sich ohne Kampf an die neapolitanische Grenze zurückzog. Mit den österreichischen stärkungen war der treffliche Graf Ulysses Browne gekommen, der von nun an ntlich die Seele der Heeresleitung war.

Noch war nicht entschieden, auf wessen Seite sich Neapel, auf dessen Thron ein hn Königs Philipp V. von Spanien und der ehrgeizigen Isabella von rma saß, neigen würde. Aber Maria Theresia träumte davon, auch die ihrem er entrissenen Provinzen wieder zu gewinnen, und gab den Befehl, Neapel anzu=ifen. Dies entschied natürlich, und am 13. April vereinigte sich das neapolitanische r mit dem der Spanier unter Gages. Lobkowitz versäumte wiederholt günstige legenheiten zum Angriffe, und obwohl es an blutigen Gefechten nicht fehlte, errang er der Gegner besondere Vortheile. Die wichtigste Unternehmung war der von owne ausgeführte Ueberfall von Velletri (11. August), wobei es auf die

Gefangennahme des Königs von Neapel und des Herzogs von Modena abgesehen war. Der Ueberfall gelang, indem Browne mit seinen Truppen durch ein gesprengtes Thor in die stark besetzte Stadt eindrang und in der ersten Verwirrung sieben Regimenter aufrieb oder gefangen nahm.

Aber im Straßenkampf lockerte sich die Mannszucht, die croatische Infanterie konnte der Versuchung, zu plündern, nicht widerstehen und zerstreute sich in die Häuser. Dadurch gewannen die Gegner Zeit. Der König und der Herzog entkamen aus der Stadt und vom nahen befestigten Lager trafen frische spanische und neapolitanische Truppen ein. Browne machte dem unnützen Straßenkampf, der besonders von den Schweizer Regimentern des Königs von Neapel mit Erbitterung geführt wurde, durch seinen Rückzug ein Ende, ohne daß die nun in bedeutender Ueberzahl befindlichen Gegner es gewagt hätten, ihm zu folgen. Er führte 2 Generale, 85 Stabsofficiere, mehrere hundert andere Gefangene, 1000 Pferde und 12 Fahnen mit sich, die von den Soldaten gemachte Beute, besonders an Silbergeschirr, war aber so groß, daß einzelne buchstäblich der Last erlagen.

Nach solchen Erfahrungen verlor Gages trotz seiner Ueberzahl alle Lust zur Offensive; aber auch den Oesterreichern wurde dieselbe unmöglich gemacht, da die Ordre kam, nur 10.000 Mann zur Beobachtung der Neapolitaner zu verwenden, alle übrigen Truppen aber dem König von Sardinien zur Verfügung zu stellen. Damit war der Krieg für das Jahr 1744 in Italien beendet.

Desto heißer war er an anderen Punkten entbrannt. Doch als man noch die Vorbereitungen dazu traf, erlitt die Armee einen schmerzlichen Verlust. Am 23. Jänner 1744 erlag Feldmarschall Ludwig Andreas Graf Khevenhüller (Bild S. 965) in Wien im Alter von 61 Jahren einer Krankheit, zu welcher die Anstrengungen der letzten Jahre den Grund gelegt hatten.

Der Tod dieses Mannes, durch dessen Wirken in der Zeit der größten Bedrängniß zuerst wieder eine Wendung zum Besseren herbeigeführt wurde, war um so empfindlicher, als nach allen Anzeichen sich der Kriegssturm mit erneuerter Heftigkeit zu erheben drohte. Maria Theresia brach bei der Nachricht seines Todes in Thränen aus und rief: „Ich verliere den treuesten Diener und einen Beschützer, dem nur Gott lohnen kann.“ Khevenhüller selbst durfte sich in seinen letzten Stunden mit Recht darauf berufen, daß er nie einen ungerechten Heller erworben, niemand aus bloßer Neigung belohnt und niemand aus Mißgunst geschadet habe. Er war nicht blos ein umsichtiger tapferer Feldherr, sondern auch von unermüdlichem Eifer in den Geschäften, stets besorgt um das Wohl der Soldaten und ein Freund der schönen Wissenschaften. Seine „Observationspunkte“ für das eigene Dragonerregiment haben wir als Grundlage des Dienst- und Exercir-Reglements schon gewürdigt.

Gewiß täuschte sich niemand darüber, daß im Berliner Frieden bezüglich Schlesiens noch nicht das letzte Wort zwischen Oesterreich und Preußen gesprochen worden sei. In je glücklicherer Weise sich Maria Theresia ihrer übrigen Feinde entledigte, desto näher lag der Gedanke, den Krieg mit dem einzigen Gegner wieder aufzunehmen, welcher bisher dem Reich einen schmerzlichen Verlust auferlegt hatte. Dachte doch Maria Theresia, wie schon erwähnt, sogar daran, die ihrem Vater abgenommenen Besitzungen in Süditalien wieder zu gewinnen, wie viel mehr mußte sie also die Aussicht, das werthvolle und unmittelbar angrenzende Schlesien rückzuerobern, reizen



Karl Albrecht (VII.) von Baiern. (Seite 1008.)

Moriz von Sachsen. (Seite 1012.)

Feldmarschall Schwerin. (Seite 1010.)

Der „alte Dessauer". (Seite 1016.)

Die feindlichen Heerführer.

König Friedrich täuschte sich auch hierüber nicht. Er vermehrte und übte seine Armee unablässig und ließ die Plätze Reisse, Glatz, Kosel, Glogau und Brieg ganz neu befestigen. Dabei folgte er dem Gange des Krieges und der Politik mit scharfem Auge; jeder Erfolg der österreichischen Waffen rückte ihm den Moment näher, wo sich deren ganze Kraft gegen ihn kehren würde, und er beschloß, dem zuvorzukommen, so lange er noch Bundesgenossen im Felde fand. Bestärkt wurde er in dieser Absicht noch, als er auf allerdings ziemlich unsaubere Art durch den Verrath des sächsischen Beamten Friedrich Wilhelm Menzel in Kenntniß der geheimen Verhandlungen mit Sachsen kam, durch welche dieses auf die Seite Oesterreichs gezogen werden sollte.

Schon im Mai 1744 schlossen unter Patronanz Frankreichs Kaiser Karl VII., Preußen, Hessen-Kassel und Kurpfalz eine neue Union zur Rettung der „deutschen Freiheit", welche angeblich durch Oesterreich bedroht sein sollte. Es war dies eine bloße Spiegelfechterei, denn wenn die deutsche Freiheit einen gefährlichen Gegner hatte, so war er zu allen Zeiten in Frankreich zu suchen, das eben durch österreichische Waffen von deutschem Boden vertrieben werden sollte. Aber es ist das traurige Kennzeichen der hohen Politik, daß sie nie das sagt, was sie denkt, und nie das thut, was sie sagt. Im Juni trat Frankreich der Union bei, wozu es die Berechtigung aus dem westphälischen Frieden ableitete. Wenige Wochen später erklärte der preußische Gesandte Graf Dohna in Wien, sein Monarch könne nicht länger zusehen, daß Oesterreich die kaiserliche Würde unterdrücke und die Reichsverfassung umstoße. Es waren das sehr durchsichtige Vorwände, denn niemand stand der kaiserlichen Würde und der Reichsverfassung kühler gegenüber, als Friedrich II.; er bangte eben für das, was er im ersten schlesischen Kriege an sich gerissen, und allein darum griff er wieder zum Schwert.

Wir nehmen nun die Darstellung des Krieges in Deutschland 1744 auf.

Frankreich hatte gewaltige Rüstungen gemacht und stellte drei Heere auf. Eines sollte unter Franz de Franquetot Herzog von Coigny aus dem Elsaß vorbrechen, das mittlere unter dem Marschall Moriz von Sachsen gegen den Main ziehen, ein drittes unter dem Herzog von Noailles in den Niederlanden einfallen. Das letztere hatte die leichteste Aufgabe, da die Engländer, durch einen stuartischen Aufstand in Schottland beschäftigt, nur mit schwachen Kräften auftreten konnten. Voraussichtlich war daher nur ein Festungskrieg zu führen, in welchem die Franzosen damals unbestrittene Meister waren. Friedrich II. sagt darüber: „Die Stärke der französischen Waffen zeigt sich bei der Belagerungskunst, sie haben die geschicktesten Ingenieure in Europa, und das zahlreiche schwere Geschütz, welches sie verwenden, sichert ihnen den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen. Brabant und Flandern sind der erste Schauplatz ihrer Kriegsthaten, weil hier ihre Ingenieure den ganzen Umfang ihrer Kunst zeigen können. Sie sind glücklicher im Belagerungskrieg, als in dem der offenen Feldzüge und Schlachten." Friedrich II. kannte seine Leute, denn er schrieb dies lange früher, ehe er durch die Schlacht bei Roßbach den unumstößlichen Beweis dafür lieferte. Zum Heer des Marschalls Noailles, wo die billigsten Lorbeeren winkten, begab sich auch König Ludwig XV. selbst, der übrigens von keiner Art des Krieges als von den galanten Kämpfen seines sittenlosen Hofes etwas verstand.

In der That wurden in rascher Folge Courtray, Ypern, Furnes und *einige kleinere* Plätze genommen; die englisch-österreichische Armee war zu schwach, um

ein ernstes Hinderniß bilden zu können, auch waren die Führer, General Wade, der Graf von Nassau, der das holländische Hilfscorps commandirte, und der österreichische General Karl Maria Raimund Prinz von Aremberg, stets uneinig. Erst die von Deutschland kommenden ungünstigen Nachrichten machten den wohlfeilen Siegen der Franzosen in den Niederlanden ein Ende. Das österreichische Hauptheer sammelte sich in der Stärke von 50.000 Mann bei Heilbronn. Das Obercommando führte Prinz Karl von Lothringen, an dessen Seite stand als maßgebender Berather statt Khevenhüller nun der gleich tüchtige Graf Otto Traun.

Während Coigny den Uebergang über den Rhein plante, um sich mit dem kleinen baierischen Heer zu vereinigen, kamen ihm die Oesterreicher zuvor. In vorzüglicher Weise wußte man die Franzosen über den Punkt des Ueberganges auf das linke Rheinufer zu täuschen. Der unermüdliche Bärenklau demonstrirte in der Nähe von Mainz und an anderen Orten, so daß die Franzosen rathlos den Strom auf und ab zogen, um den Uebergang zu verhindern.

Bei einer dieser Scheinbewegungen fand ein schon wiederholt genannter Mann, General Johann Daniel Freiherr von Menzel, seinen Tod. Er war der Sohn eines sächsischen Feldscherers, den 30. September 1698 geboren, diente zuerst im sächsischen, dann im russischen Heere, trat aber noch unter Karl VI. in die österreichische Armee. Als Führer der leichten Vortruppen leistete er in Baiern und am Rhein sehr gute Dienste und seine Husaren werden stets neben den Panduren Trenk's genannt. Aber leider wetteiferte er mit diesem nicht nur in der Raschheit und Kühnheit seiner Züge, sondern auch in der Härte, mit welcher er gegen die Landbewohner verfuhr. Dabei war er hochfahrend und unverträglich, so daß er nicht allein wiederholt mit Trenk, sondern auch mit dem ungleich tüchtigeren Bärenklau in Conflicte kam. Einer der erwähnten Scheinübergänge wurde auch bei Stockstadt unweit Worms gemacht, wo man sogar auf einer Rheininsel einen förmlichen Brückenkopf anlegte.

Nach einem von Bärenklau zu Ehren des Landgrafen von Hessen-Darmstadt am 25. Juni 1744 gegebenen Mahl, bei welchem auf das Wohl Maria Theresia's tüchtig gebechert wurde, besichtigte Menzel nochmals die Befestigungsarbeiten auf der Insel. Er setzte sich ganz überflüssig dem französischen Feuer so aus, daß er einen tödtlichen Schuß in den Unterleib erhielt, welchem er am nächsten Tage erlag. Menzel war nicht ohne Verdienst, aber er wie Franz von der Trenk (Bild S. 1012) sind Erscheinungen, welche eigentlich einer früheren Zeit angehören und in die moderne Kriegführung nicht mehr hineinpaßten.

Die Täuschung der Franzosen gelang vollkommen. Während sie glaubten, jeden möglichen Uebergangspunkt zu bewachen, ging Trenk mit seinen Panduren bei Schröck am 1. Juli auf Schiffen über den Rhein, zersprengte die nächststehenden drei baierischen Reiterregimenter und gab dadurch dem österreichischen General Ferdinand Graf Strassoldo Zeit, hier und bei Weißenburg befestigte Brücken zu schlagen, auf welchen die ganze Armee das linke Rheinufer erreichte und sich in das Elsaß ergoß.

Die leichten Truppen des Grafen Franz Nadasdy nahmen im ersten Anlaufe Weißenburg und Lauterburg. Das erstere wurde wohl nochmals von dem mit 40.000 Mann heranziehenden Coigny erstürmt, aber nur mit großen Verlusten, denn die österreichische Besatzung unter Oberst Forgach weigerte sich, dem Befehl, sich aus Weißenburg zurückzuziehen, Folge zu leisten, und setzte den Franzosen, als die Munition verschossen war, mit der blanken Waffe einen so tapferen Widerstand entgegen,

daß sie über 1500 Mann verloren. Coigny wagte nicht Stand zu halten, er zog sich zuerst an die Matter, dann an die Zorn zurück. Hagenau, Bischweiler und Zabern wurden von den Oesterreichern genommen, deren Vortruppen bis an die Thore Straßburgs streiften. Dieser Scheinübergang des österreichischen Heeres, dessen Hauptverdienst wohl Traun und Bärenklau zukommt, wird als Meisterstück der Taktik noch heute gepriesen und erregte in halb Europa einen Sturm von Enthusiasmus. Endlich war es gelungen, die Franzosen, welche so oft ohne Grund Deutschland zum Tummelplatz ihrer Heere gemacht hatten, auf ihrem eigenen Boden anzugreifen. Leider machte der Gang der Dinge auf anderen Gebieten die daran geknüpften Hoffnungen zunichte.

Die Kunde von dem Erscheinen der Oesterreicher in Elsaß zerstörte die Siegesträume Ludwig's XV. Rasch wirft er 70.000 Mann unter Noailles rheinabwärts, ein gleich starkes Heer unter Moriz von Sachsen bleibt in den Niederlanden. Der König selbst erkrankt in Metz, um nicht an den Ungewißheiten und Fährlichkeiten eines Krieges theilnehmen zu müssen. Der Oberbefehl geht an Noailles über, der aber auch jetzt noch keinen directen Angriff auf die Oesterreicher wagt, sondern seinerseits bei Kehl auf das rechte Rheinufer übergehen will, um auch den Gegner zum Rückzug dahin zu zwingen.

Unterdessen war Friedrich II. in Böhmen eingefallen und die Armee von Karl von Lothringen war dort nöthiger als am Rhein. Der Rückzug über denselben im Angesicht eines überlegenen Feindes war aber wo möglich noch schwieriger als früher der Uebergang. Noailles verzichtete auf seinen früheren Plan und suchte nun, gedrängt vom nunmehr preußischen General Samuel Graf Schmettau, die Oesterreicher zum Halten und Schlagen zu zwingen, um Friedrich II. vollkommen freie Hand in Böhmen zu verschaffen. Aber die Bewegungen der Oesterreicher waren so rasch und geschickt, daß am 23. August schon der größte Theil ungefährdet über den Rhein war, bevor Noailles Gelegenheit zum Angriff fand. Ein Angriff auf die von Leopold Graf Daun, dem späteren gefeierten Feldherrn, geführte Nachhut bei Augenheim wurde glänzend abgewiesen, obwohl er mitten in der Nacht und in echt französischer Weise unter Trompeten- und Paukenschall unternommen wurde. Die Oesterreicher ließen sich durch diese spectakelnde Inscenirung nicht verblüffen, sondern empfingen die Franzosen mit einem furchtbaren Feuer, das sie in wilde Flucht trieb, wobei Noailles mit dem Pferd stürzte und in Gefahr gerieth, von seinen eigenen Leuten zertreten zu werden.

Prinz Karl von Lothringen warf Verstärkungen nach Freiburg, ließ ein Corps von 12.000 Mann zur Behauptung Baierns unter Bärenklau bei Ingolstadt zurück und erreichte unangefochten Böhmen.

Bärenklau konnte sich gegen den durch 20.000 Franzosen verstärkten Seckendorf nicht halten. Er legte eine starke Garnison nach Ingolstadt und beschränkte sich auf die Behauptung des Inn zwischen Schärding und Braunau. Dadurch wurde dem Schattenkaiser Karl Albrecht VII. (Bild S. 1005), der seine mißliche Rolle als willenloses Werkzeug Frankreichs bitter empfand, der Trost zutheil, nochmals in seine Hauptstadt einziehen zu können, um dort — zu sterben (20. Jänner 1745).

Das Gros des französischen Heeres zog unter Coigny vor Freiburg, ein Corps von 15.000 Mann — die sogenannte „Huldigungs-Armee“ — erzwang in den österreichischen Vorlanden die Huldigung für Karl VII.

Die Befestigungen von Freiburg waren schon alt und auch nicht mehr im besten Stande. Trotzdem war der Commandant, Feldmarschallieutenant Wolfgang Baron Damnitz, zum äußersten Widerstand entschlossen. Er gebot über eine Besatzung von 7000 Mann, darunter 199 Artilleristen, 300 Husaren und 70 Dragoner.

Schon am 18. September stand das 7000 Mann starke Heer mit 107 Kanonen und 70 Mörsern vor Freiburg, dessen Angriff gegen die durch die Dreisam gedeckte Seite begann, welche erst abgeleitet werden mußte. Interessant für den damaligen Kriegsbrauch ist, daß ein Vertrag geschlossen wurde, nach welchem die Franzosen ihr Feuer nicht auf den Dom, bekanntlich eines der schönsten kirchlichen Baudenkmale Deutschlands, richten sollten, während die Belagerten versprachen, das Loretto-Berglein zu verschonen, weil von dort der nun wieder kriegerisch gestimmte König Ludwig XV. in beschaulicher Ruhe den Fortgang der Belagerung zu beobachten wünschte.

Thätig unterstützt von der Bevölkerung that die Besatzung ihr Bestes, obwohl die Franzosen die Belagerungsarbeiten mit Eifer betrieben und ein so furchtbares Feuer unterhielten, daß an manchen Tagen gegen 300 Bomben in die Stadt fielen. Am 6. October entstand durch die Beschießung ein Feuer in der Stadt, das durch mehrere Tage währte und nur durch das entschlossene Eingreifen der Bevölkerung endlich eingedämmt werden konnte. Am 12. October sprengte eine Kugel das Thor eines Pulvermagazins, zertrümmerte ein Pulverfaß — und starr vor Schrecken erwartete man eine Explosion. Aber der Ingenieurhauptmann de la Motte stürzte sich mit Todesverachtung in den gefährlichen Raum, warf die glimmenden Holztrümmer heraus oder dämpfte sie und beugte dadurch einer furchtbaren Katastrophe vor.

Am 18. October waren die Franzosen mit ihren Arbeiten den Außenwerken auf drei Klafter nahe gekommen. In der nächsten Nacht erfolgte ein mächtiger Sturm, der mit Hilfe der von Damnitz vorbereiteten Minen glücklich abgeschlagen wurde und den Franzosen 700 Todte und die doppelte Anzahl Verwundete kostete. Ein neuer Sturm am 20. kostete den Belagerern zwar 800 Todte, brachte aber einen Theil des bedeckten Weges in ihren Besitz. Obwohl sich ein Theil der männlichen Bevölkerung an der Vertheidigung betheiligte, kam die Garnison fast gar nicht mehr aus dem Dienst.

Da am 5. November auch zwei Ravelins in die Gewalt der Franzosen fielen, knüpfte Baron Damnitz Unterhandlungen an und man sagte ihm gegen Uebergabe der Stadt und der beiden Schlösser freien Abzug für die Garnison zu. Als jedoch am 7. das Predigerthor an die Franzosen übergeben und sie dadurch die Herren der Stadt waren, wollten sie schmählicherweise nichts mehr von dem freien Abzug wissen.

Damnitz zog sich sofort in die Schlösser zurück, gegen welche die Franzosen Batterien aufführten. Auf die Vorstellungen Damnitz' erwidert Coigny, von den durch Ludwig XV. gewährten Bedingungen nichts zu wissen, der König war aber schon abgereist, um sich in Paris als Sieger beräuchern zu lassen. Es kam zu einem Waffenstillstand, und als am 24. November die Zustimmung von Wien eintraf, schloß Damnitz eine neue Capitulation ab. Die Besatzung verließ mit allen Kriegsehren die Festung, die Soldaten gaben die Waffen ab, ohne aber in französische Dienste gezwungen zu werden. Die Officiere behielten ihre Degen. Von der Besatzung waren 511 Mann gefallen, 190 an Krankheiten gestorben, 1455 lagen an Verwundungen darnieder. Die Franzosen hatten 4550 Mann an Todten, 9226 an Verwundeten verloren. Um sich die Straße nach Süddeutschland zu öffnen, sprengten sie sofort nach der Besitznahme die Festungswerke von Freiburg.

Wir können nun den Feldzug in Böhmen verfolgen, wo in der nächsten Zeit die eigentlich entscheidenden Schläge fielen.

Fast gleichzeitig mit den Eröffnungen des preußischen Gesandten in Wien setzte Friedrich II. seine Armee von 80.000 Mann in Bewegung. Schwerin (Bild S. 1005) kam aus Schlesien, der Erbprinz von Dessau durch die Lausitz, der König selbst durch Sachsen, das zur Gestattung des Durchmarsches gezwungen wurde. Eine Reserve-Armee von 17.000 Mann stand unter dem Fürsten von Anhalt in Brandenburg, eine zweite von 22.000 Mann unter General Marwitz in Schlesien.

Die drei in Böhmen einfallenden Armeen hatten ein gemeinsames Ziel — Prag. Böhmen war nahezu wehrlos, denn die nächste österreichische Armee von 20.000 Mann stand unter Batthyany in Baiern; in Prag waren unter Feldmarschalllieutenant Ferdinand Philipp Graf Harsch 1600 Mann, welche, selbst die werkthätige Theilnahme der Bevölkerung vorausgesetzt, nicht hinreichten, um den ausgedehnten Platz, der eher ein verschanztes Lager als eine eigentliche Festung war, zu vertheidigen.

Ohne Widerstand zu finden, vereinigten sich die drei preußischen Corps vor Prag, dessen Einschließung am 2. September vollendet war. Ein Angriff auf die reichen österreichischen Magazine in Beraun wurde durch Batthyany's rechtzeitiges Erscheinen vereitelt. Er konnte zwar diese Magazine retten, war aber sonst zu jeder Unternehmung gegen die vierfach überlegenen Preußen zu schwach. Ebenso war der gutgemeinte Versuch, Prag ernstlich zu vertheidigen, bei der Unzulänglichkeit der Mittel vollkommen aussichtslos. Am 12. September erstürmte Schwerin den dominirenden Žižkaberg, und als das Bombardement an mehreren Stellen zündete und 150 Häuser in Asche legte, drang die Bürgerschaft ungestüm auf Uebergabe. Harsch konnte nicht daran denken, gegen den Willen der Bevölkerung den Widerstand fortzusetzen, am 16. September capitulirte er, am 17. zogen die Preußen in Prag ein.

Sogar der sonst so klarblickende Friedrich II. überließ sich, in der Meinung, die Franzosen würden die österreichische Armee am Rhein festhalten, einem derzeit noch ganz unberechtigten Siegesjubel. Als er sich vom Gegentheil überzeugen mußte, rief er freilich unwirsch: „So geht's, wenn man mit Lumpen Verträge schließt." Uebrigens gesteht der König auch diesesmal, daß er schwere Fehler beging. Statt sich auf Batthyany zu stürzen, der Pilsen mit den Magazinen deckte und die Verbindung mit der heranziehenden Armee Karl's von Lothringen suchte, verlor er Zeit mit der Einnahme des durch seine Lage sehr festen Tabor, und auch die nach blutigem Kampf vollbrachte Eroberung von Budweis brachte ihm weiter keine Vortheile.

Am 26. September betrat das österreichische Heer unweit Taus schon böhmischen Boden, und am 1. October stieß bei Mirotis Graf Batthyany zu demselben, wodurch es 50.000 Mann stark wurde.

Traun bewies wieder sein ausgezeichnetes Talent. Je eifriger der König im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit eine Schlacht herbeizuführen suchte, desto sorgfältiger wichen die Oesterreicher einer solchen aus. Dagegen machten sie trefflichen Gebrauch von der großen Zahl ihrer leichten Truppen. An 1000 Husaren umschwärmten wie peinigende Mückenschwärme die preußische Armee, erschwerten deren Verpflegung und schnitten ihr alle Verbindung ab. Dazu kam noch der Haß der Bevölkerung, die bei der Annäherung der Preußen sich verbarg und ihnen nur verödete Dörfer, leere Fluren überließ. König Friedrich II. mußte sich zum Rückzug entschließen und

konnte nicht einmal die mit so vielen Opfern erworbenen Städte Tabor und Budweis behaupten. Das letztere fiel am 21. October trotz tapferer Vertheidigung durch einen verwegenen Angriff Trenk's, der wenige Tage darauf auch Frauenberg nahm und bei diesen Affairen an 2000 Gefangene machte.

Ein noch bedenklicherer Vorfall war für Friedrich II. der offene Uebertritt Sachsens auf die Seite Maria Theresia's. Erbittert über die rücksichtslose Vergewaltigung des eigenen Landes durch Friedrich II., ließ August III. sein 20.000 Mann starkes Heer zu Karl von Lothringen stoßen, der jetzt über 70.000 Mann gebot. Man verfolgte nun den ganz richtigen Zweck, die Preußen aus Böhmen zu verdrängen und wo möglich von Schlesien abzuschneiden, aber man scheute sich, die richtigen Mittel hiezu anzuwenden. Jene Vorsicht, die früher geboten war, erwies sich jetzt, wo die Umstände zu einer energischen Offensive drängten, schädlich. Auch als Friedrich II. bei Marschowitz eine Schlacht wagen wollte, um eine Entscheidung herbeizuführen, nahm man dieselbe nicht an, obwohl fast alle österreichischen Generäle dazu drängten. Die Räumung Böhmens wurde zwar erzielt und Friedrich II. schreibt selbst den Oesterreichern den Erfolg dieses Kriegsjahres zu, aber von ihm ist wohl die unbefangene Beantwortung der Frage kaum zu erwarten, ob es nicht durch energische Ausnützung der gebotenen Vortheile möglich gewesen wäre, dem Krieg ein Ende zu machen, oder doch wenigstens dessen Fortsetzung auf fremdem Boden zu spielen.

Der schon erwähnte Tod Kaiser Karl's VII. veränderte zudem die politische Lage ganz. Abgesehen davon, daß man am baierischen Hofe nunmehr dem Frieden zuneigte, war auch der Union eigentlich der thatsächliche und rechtliche Boden entzogen. Wenn der Krieg dessenungeachtet mit neuer Heftigkeit auch im Jahre 1745 fortdauerte, so war es Frankreichs Schuld, dessen König Gefallen an den bisher errungenen wohlfeilen Lorbeeren fand, und dem der Aufenthalt in einem sicheren Feldlager picante Abwechslung nach den ermüdenden Festen seines üppigen Hofes bot. Dagegen war im Jänner 1755 eine Quadrupel-Allianz zwischen Oesterreich, Sachsen, England und Holland zu Warschau geschlossen worden. Ein besonderer Vertrag zwischen den beiden ersteren Staaten bestimmte, daß man nicht eher die Waffen aus der Hand legen sollte, bis nicht Schlesien für Oesterreich, Magdeburg nebst dem Saalkreis für Sachsen gewonnen wären.

Diese Abmachungen, welche Friedrich II. nicht geheim blieben, mußten ihn zur Anspannung aller Kräfte anspornen. Er war dazu umsomehr gedrängt, als er gleich beim Beginn des Jahres der baierischen Bundesgenossenschaft verlustig wurde. Mit drei Corps unter Aremberg, Batthyany und Bärenklau drangen die Oesterreicher schon im Mai in Baiern vor und hoben die isolirten Besatzungen auf. Die Hessen wurden über den Inn geworfen und zur Waffenstreckung gezwungen, die Baiern aber über München hinausgedrängt, daß Friedrich II. mit Recht von ihnen sagte: „Sie irren so confus einher, wie eine Herde ohne Hirten."

Nachdem der junge Kurfürst wieder aus München geflohen und auch das französische Hilfscorps unter Segur bei Pfaffenhofen geschlagen worden war, trat man in Unterhandlungen, und am 22. April wurde der Friede zu Füssen geschlossen, der dem Kurfürsten Max Josef sein Land wieder einräumte. Schlagfertig entgegnete derselbe auf die Vorwürfe des preußischen Gesandten: „Was haben Sie an meinem Vorgehen auszusetzen? Fanden Sie es nicht vortrefflich, als der König

von Preußen vor drei Jahren zu Breslau Frieden schloß, ohne sich im geringsten um meinen Vater zu kümmern?"

Kaum war der Feldzug in Baiern beendet, so begann jener in Belgien, wo Moriz von Sachsen (Bild S. 1005) an der Spitze eines trefflichen Heeres von 80.000 Mann am 1. Mai den Angriff auf Tournay eröffnete, das von 9000 Holländern vertheidigt wurde. Das 55.000 Mann starke Heer der Verbündeten (darunter 8000 Oesterreicher unter Feldmarschall Königseck) wurde vom Herzog von Cumberland zum Entsatz Tournays herbeigeführt. Marschall Moriz von Sachsen ließ 20.000 Mann vor Tournay und bezog mit dem Rest seines Heeres eine Stellung an



Franz von der Trenk. (Seite 1007.)

der Schelde, deren natürliche Stärke die französischen Ingenieure durch zahlreiche Erdwerke und Verhaue erhöhten, die mit 260 Kanonen besetzt waren.

Gegen den Rath Königseck's wagte der Herzog von Cumberland den Angriff und am 11. Mai 1745 kam es zur blutigen Schlacht bei Fontenoy. Die ersten Angriffe der Holländer mißlangen und entmuthigten dieselben so, daß sie theils in Verwirrung das Schlachtfeld verließen, theils jeden weiteren Angriff versagten. Auch der rechte Flügel, aus Engländern bestehend, focht unglücklich, da er unter dem überlegenen französischen Geschützfeuer stand. Trotzdem gelang es einem mächtigen, von Königseck ausgeführten Angriff, das französische Centrum zu sprengen, so daß Moriz von Sachsen die Schlacht für verloren hielt und den König zur Rettung seiner Person auffordern läßt. Aber Ludwig XV. kann an keine Nie-

wo er dabei ist, und diese Eitelkeit hatte glückliche Folgen für seine Sache. Moriz von Sachsen rafft alle seine Reserven zusammen und faßt den im Centrum vordringenden Feind von beiden Flanken. Er konnte dies wagen, da die Holländer des linken, die Engländer des rechten Flügels nicht mehr in die Schlacht eingriffen, die sich sonst für die Franzosen vernichtend hätte gestalten müssen.

Das Centrum — aus österreichischen und hannoverschen Truppen bestehend — kann diesem umfassenden Angriff nicht Stand halten, aber es geht Schritt für Schritt, fortwährend kämpfend, zurück. Neben Königseck zeichnete sich der Herzog von Cumberland aus, der stets im dichtesten Feuer hielt und die Truppen zur Ausdauer ermahnte.



Ulysses Graf Browne. (Seite 985 u. ff.)

Die Verluste der Verbündeten, welche bis Ath zurückgingen, waren sehr groß, sie betrugen an Todten und Verwundeten 14.000 Mann, jener der Franzosen belief sich auf 9000 Mann. In Folge dieser Schlacht ging eine ganze Reihe von Festungen an die Franzosen verloren. Bis zum October nahmen sie Tournay, Ostende, Neuperth und Ath, ohne daß die [illegible] es gewagt hätten, ihnen ernstlich entgegenzutreten. Es war dies der erste [illegible] welche [illegible]greich für die Franzosen verlief.

Von österreichischer Seite legte [illegible]ng gegen Friedrich II., dessen Lage am [illegible] weigerten, ihm directe Hilfe zu [illegible] Hinweis auf ihre Erfolge in [illegible]ter: „Die Schlacht bei [illegible] Stavender

geschlagen oder als wenn Peking erobert worden wäre." Diese Aeußerung stimmte den auf die Erfolge der französischen Waffen eitlen Ludwig XV., der deren Verdienst sich selbst zuschrieb, nicht günstiger. Friedrich II. blieb auf seine eigene Kraft angewiesen, und wie er von sich selbst sagte, daß er in der verzweifeltsten Lage stets die meisten Hilfsmittel in sich selbst finde, erhob sich jetzt erst sein Feldherrntalent auf die von Mit- und Nachwelt angestaunte Höhe.

Ihm gegenüber standen 85.000 Oesterreicher unter Karl von Lothringen und 30.000 Sachsen unter dem Herzog von Weißenfels; diesen hatte er nicht viel mehr als 60.000 Mann gegenüberzustellen. Aber während seine Gegner ihre Kraft zersplitterten, um Jägerndorf, Kosel und andere Orte zu nehmen, zog Friedrich II., während er einen scheinbaren Rückzug gegen Glogau antrat, alle verfügbaren Truppen bei Frankenstein an sich. Noch immer glaubte man im österreichischen Hauptquartier, nur seinem Rückzug folgen zu dürfen, als Friedrich II. schon alle Vorbereitungen zu einer Angriffsschlacht getroffen hatte und in Wahrheit sagen konnte: „Der König benahm dem Zufall allen Einfluß, den ihm nur Vorsicht und Sorgfalt zu entreißen vermögen."

Als er am 1. Juni die österreichischen Colonnen von Landshut her in die Ebene rücken sah, rief er triumphirend aus: „Jetzt sind sie da, wo wir sie haben wollen!" Am frühesten Morgen des 4. Juni wurde die Schlacht durch einen vehementen Angriff auf den linken Flügel, welchen die Sachsen bildeten, eröffnet. Nach kurzem, heftigem Kampf mußten dieselben weichen, und noch immer glaubte man im österreichischen Hauptquartier, die Sachsen seien angriffsweise gegen Striegau vorgegangen. Erst nach 7 Uhr wurde man über die Sachlage klar, und nun war nicht nur die Gelegenheit, den angreifenden Preußen in die Flanke zu fallen, verpaßt, sondern die Oesterreicher selbst wurden während des Aufmarsches von zwei Seiten zugleich angegriffen.

Trotzdem schlugen sie sich mit gewohnter Bravour und die österreichische Reiterei ging unter persönlicher Führung des Prinzen von Lothringen fünfmal vor. Das letztemal antworteten die Preußen mit einem Gegenangriff, dem die schon erschöpften Schwadronen nicht Stand hielten, und auch das tapfer fechtende Fußvolk mußte gegen 9 Uhr Vormittags vom Platze weichen, nachdem 20 Bataillone gesprengt waren. Der Rückzug ging, durch Nadasdy's leichte Reiterei gedeckt, in Ordnung vor sich, mußte aber bis Königgrätz ausgedehnt werden, wo die Oesterreicher eine sehr feste Stellung bezogen. Ihr Verlust in der unglücklichen Schlacht bei Hohenfriedberg betrug 15.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, jener der Preußen kaum ein Viertel dieser Zahl.

Zufrieden damit, Schlesien vom Feinde befreit zu haben und seine Armee in Feindesland erhalten zu können, folgte Friedrich II. nach Böhmen und lagerte sich den Oesterreichern gegenüber. Außer kleinen Neckereien fiel nichts mehr vor; Karl von Lothringen mußte einen Theil seiner Truppen an die Armee am Rhein abgeben und Friedrich II. war umsoweniger zu einem Wagniß genöthigt, da seine politische Situation sich wesentlich gebessert hatte, indem er durch den Vertrag von Hannover (26. April 1745) der Gegnerschaft Englands und Hollands entledigt wurde. Der Feldzug am Rhein war von um so größerer Wichtigkeit, als die Kaiserwahl in Frankfurt am Main bevorstand, für welche die Mehrheit der Kurstimmen dem Großherzog Franz Stefan von Toscana, Gemahl Maria Theresia's, gesichert waren.

Nicht nur in der Absicht, die Wahl zu stören und zu beeinflußen, war ein französisches Heer von 50.000 Mann unter Ludwig Franz von Bourbon Prinz von Conti über den Rhein gegangen und hatte bei Aschaffenburg Stellung genommen. Um demselben entgegenzutreten, zog Traun die Corps von Batthyany und Aremberg zu einem Heer von ungefähr 45000 Mann zusammen, dessen nominellen Oberbefehl Großherzog Franz Stefan selbst übernahm. Ohne bedeutenderen Zusammenstoß gelang es Traun, die überlegenen Franzosen über den Main zu manövriren; als der unermüdliche Bärenklau bei Biberitz über den Rhein ging, beeilte sich Prinz Conti gleichfalls, ungefährdet hinüberzukommen, wobei er sein ganzes Gepäck verlor. Nun konnte am 13. September 1755 die Wahl stattfinden, welche, wenn auch unter Protest der Kurstimmen von Brandenburg und Pfalz, auf den Gemahl Maria Theresia's fiel, der als deutscher Kaiser sich Franz I. nannte und am 4. October gekrönt wurde (Bild Seite 989).

In Wien war man mit der zuwartenden Kriegführung des Prinzen von Lothringen seit Hohenfriedberg nicht einverstanden, da dieselbe dem Lande Böhmen furchtbare Lasten auflud, ohne daß dadurch irgend etwas erreicht wurde. Prinz Karl trug Scheu, sich im offenen Feld mit seinem Gegner zu messen, und wollte wieder das System anwenden, das im Vorjahre sich unter anderen Umständen bewährt hatte. Um ihn zum Handeln zu bewegen, sendete man ihm den Feldmarschall Georg Fürst Lobkowitz und den Herzog Karl Maria Raimund von Aremberg zu. Der erstere war allerdings ein Freund des kühnen Draufgehens, vom Herzog von Aremberg aber bemerkt Friedrich II. in seinen Memoiren, das hohe Alter habe seine Unentschlossenheit noch vermehrt und im Kriegsrath habe er stets der Meinung des letzten Redners zugestimmt.

In der That scheint der Einfluß Lobkowitz' überwogen zu haben, denn Prinz Karl gab seine Stellung auf und machte einige Bewegungen, welche Friedrich II. Besorgnisse wegen seiner Rückzugslinie und der Sicherheit seiner Magazine in Schlesien einflößen mußten. Er brach daher am 18. September gleichfalls auf, und nun begann ein völliger Wettmarsch, wer früher Trautenau, den entscheidenden Punkt für den Grenzübergang, gewinnen würde. In der denkbar ungünstigsten Stellung, welche seinen Rücken und seine rechte Flanke bloßstellte, wurde dem König am 30. September Früh — 4 Uhr — gemeldet, daß die Oesterreicher in völliger Kampfbereitschaft heranrückten.

Hatte sich Friedrich II. bei Hohenfriedberg als Meister darin bewiesen, durch die einleitenden Bewegungen den Erfolg einer Schlacht zu sichern, so wußte er diesesmal durch Entschlossenheit und glänzende Führung den Sieg trotz der ungünstigsten Umstände zu erringen. Er sagt selber über diese Schlacht (bei Soor 30. September 1755): „Es wäre weit gefährlicher gewesen, sich in Gegenwart einer so nahestehenden Armee durch die Engpässe zurückzuziehen, als die Oesterreicher anzugreifen. Der Prinz von Lothringen hatte ganz sicher auf den Rückzug der Preußen gehofft und demnach seine Maßregeln ergriffen; er wollte alsdann mit der Nachhut ein Treffen beginnen, das gewiß zu seinem Vortheil ausgeschlagen wäre. Aber der König entschloß sich ohne Bedenken zum Angriff, denn es war weit ehrenvoller, gänzlich zugrunde gerichtet zu werden, indem man sein Leben theuer verkaufte, als auf einem Rückzug umzukommen, der sicherlich in eine schimpfliche Flucht ausgeartet wäre."

Unter dem empfindlichen Geschützfeuer der in geordneter Schlachtstellung stehenden Oesterreicher vollzog König Friedrich II. den Aufmarsch und eine Schwenkung

seiner Armee, um dieselbe aus ihrer ungünstigen Situation zu bringen. Wenn es ein Beweis für die vorzügliche Schulung der Preußen war, daß sich diese Bewegung ohne Stockung und Verwirrung unter dem feindlichen Feuer vollzog, so war es ein unverantwortlicher Fehler der österreichischen Schlachtleitung, daß sie diese Operation nicht durch einen energischen Angriff aufhielt und störte.

Erst als die Preußen in ihre Stellungen eingerückt und gleichsam bereit zum Empfange waren, griff die österreichische Reiterei an, durchbrach zwar das erste Treffen des Gegners, wurde aber vom zweiten geworfen und trug die Verwirrung bis in die eigenen Schlachtreihen zurück. Nun ging das preußische Fußvolk vor, erlitt aber durch das dominirende Feuer der Oesterreicher furchtbare Verluste und mußte weichen. Durch einen übereilten Gegenangriff gab die Infanterie des Prinzen Karl die Vortheile der Stellung auf, wurde gleichfalls vom zweiten Treffen der Preußen geworfen, das sich während der Verfolgung der Höhen bemächtigte. Der linke österreichische Flügel war kampfunfähig und auch die übrige Schlachtlinie konnte sich nicht lange behaupten, sondern zog sich unter dem Schutze der dichten Waldungen zurück.

In vierstündiger Schlacht hatte Friedrich II. durch seine überlegene Taktik sich aus einer höchst gefährlichen Lage befreit und einen Sieg errungen, der desto bemerkenswerther ist, als er nur über 20.000 Mann, der Prinz von Lothringen über 35.000 verfügte. Die Fehler, welche er in der Leitung des Marsches gemacht, hatte er durch die Führung in der Schlacht vollkommen ausgeglichen. Sein Verlust betrug 4000 Mann, jener der Oesterreicher nahezu das Doppelte.

Nach fünftägiger Rast auf dem Schlachtfelde zu Soor gingen die Preußen nach Schlesien zurück; der König begab sich, den Feldzug für beendigt haltend, nach Berlin. Aber in Wien und Dresden war man nicht dieser Gesinnung. Im Gegentheil zog man 10.000 Mann unter General Ferdinand Graf Grünne von der Rheinarmee herbei, welche, mit den Sachsen vereint, eine Theilung der preußischen Macht herbeiführen und der Hauptarmee Karl's von Lothringen das Vordringen gegen Berlin selbst erleichtern sollten. Aber Friedrich II. verfolgte alle Maßregeln seiner Gegner scharfen Blickes und errieth deren Zweck. Fürst Leopold von Dessau (Bild S. 1005) erhielt Befehl, sein Heer bei Halle zu sammeln und die Sachsen durch einen Vormarsch auf Dresden festzuhalten; der König selbst eilte zur schlesischen Armee, um mit derselben dem Angriff der Oesterreicher zuvorzukommen. In dieser Phase des Krieges zeigte sich der immense Vortheil, welchen Friedrich II. dadurch voraus hatte, daß er König und Feldherr in einer Person, der alleinige Leiter und Herr seiner Truppen war, während die Operationen seiner Gegner von Wien beeinflußt waren und auch nicht so leicht ein Zusammenwirken der einzelnen Heerestheile herzustellen war.

Bevor die Sachsen und Oesterreicher noch ganz im Klaren über ihre Absichten waren, vereitelte der Fürst von Dessau durch seinen blitzschnellen Angriff dieselben schon. Bei Hennersdorf vernichtete er ein sächsisches Corps und schob sich zwischen die sächsische Hauptarmee, bei welcher auch Grünne war, und die Armee des Prinzen Karl. Noch wäre es Zeit zu einem kühnen Angriff auf den Dessauer gewesen, bevor König Friedrich II. herankam, aber der Prinz von Lothringen war kein Mann kühner Entschlüsse. Er trat, die Sachsen und Grünne ihrem Schicksal überlassend, den Rückzug nach Böhmen an, der durch einen frühen Winter und Proviantmangel sehr verlustreich wurde.

Auf Andrängen des Königs von Sachsen, der selbst nach Prag eilte und erklärte, zu Unterhandlungen mit Preußen gezwungen zu sein, brach aber Prinz Karl wieder nach Sachsen auf.

Nach einem höchst beschwerlichen Marsch kam er am 13. December in Dresden an, in dessen Nähe — bei Kesselsdorf — die sächsische Armee und das Corps Grünne standen. Ihnen gegenüber lagerte der alte Dessauer, der Leipzig besetzt und sich bei Meißen durch das Corps des Generals Lehwald verstärkt hatte. Die nächsten Operationen sind nur durch den falschen Ehrgeiz des sächsischen Generals Rutowski zu erklären, der sich den Preußen allein gewachsen glaubte und die Lorbeeren des gehofften Sieges mit niemand theilen wollte. Statt sich mit Karl von Lothringen zu vereinigen, wies er dessen Anerbieten einer Unterstützung zurück und blieb bei Kesselsdorf stehen, diese Stellung allerdings durch Verhaue und Erdwerke möglichst verstärkend.

Am 15. December Mittags griff der alte Dessauer an. Er führte 35.000 Mann und war seinen Gegnern nur um 1000 Mann überlegen. Ein von den preußischen Grenadieren ausgeführter Sturm auf die Anhöhen von Kesselsdorf gelang zwar anfänglich, aber die erschütterten Bataillone konnten sich nicht halten und die mit einem Opfer von 1500 Mann errungene Position mußte in wilder Flucht wieder geräumt werden. Statt diese Stellung festzuhalten und von den Flanken auf die wankenden Preußen zu wirken, ging das Centrum Rutowski's in Verfolgung der Gegner von den Anhöhen herab und fiel in das preußische Lager ein, um zu plündern.

Wie schon oft, war auch bei Kesselsdorf damit der Wendepunkt der Schlacht gekommen. Fürst Leopold von Dessau ließ seine Dragoner auf die Plünderer einhauen, die entweder niedergemacht oder versprengt wurden, und General Lehwald nahm nun mit zwei Bataillonen das früher so heiß umstrittene Kesselsdorf fast ohne Kampf. Damit war die Schlacht, welche kaum drei Stunden dauerte, entschieden; die Sachsen traten den Rückzug an, das Corps Grünne's, das kaum in das Gefecht gekommen war und dessen Mitwirkung Rutowski in seiner eitlen Verblendung absichtlich verhindert hatte, wurde von Freund und Feind vergessen und ging am Abend nach Dresden, um sich mit Karl von Lothringen zu vereinigen, der bei Beginn des Kanonendonners seine Armee hatte antreten lassen, aber durch die Flüchtlinge der Sachsen bald belehrt wurde, daß er zu spät komme. Der Vorschlag des Prinzen Karl, am nächsten Tage vereint den Fürsten von Dessau anzugreifen, bevor der noch zwei Tagemärsche entfernte König von Preußen herankäme, ward von Rutowski mit dem Hinweise auf die gänzliche Entmuthigung seiner Truppen abgelehnt. Graf Rutowski war ein Halbbruder des Marschalls Moriz von Sachsen, hatte jedoch nur dessen galante Neigungen, nicht aber dessen Feldherrntalent. Es blieb keine andere Wahl, als abermals den Rückzug anzutreten und bei Pirna eine beobachtende Stellung einzunehmen.

Die Schlacht bei Kesselsdorf, mit welcher der alte Dessauer seine Soldatenlaufbahn schloß, hatte den Preußen fast 5000, den Sachsen nur 3000 Mann gekostet, dagegen verloren die letzteren 6000 Gefangene.

Die Kriegslust war auf allen Seiten merklich abgekühlt und ein entschiedener Druck der auswärtigen Mächte trug noch dazu bei, die Streitenden dem Frieden geneigt zu machen. Rußland drohte auf die Seite der Gegner Friedrich's II. zu

treten, dessen Cassen vollkommen erschöpft waren, und England erklärte, die Subsidien einzustellen, falls Maria Theresia nicht mit Preußen Frieden schließe. Da gab es nicht mehr viel zu zaudern, und am 25. December 1745 — schon 10 Tage nach der Schlacht bei Kesselsdorf — wurde der Friede zu Dresden unterzeichnet. Er bestätigte die Abtretung Schlesiens an Preußen, das dagegen die Anerkennung der vollzogenen Kaiserwahl aussprach.

Von den zahlreichen Gegnern, die vor fünf Jahren gierig auf die österreichischen Länder eingedrungen waren, blieben nunmehr Frankreich und Spanien über und der Krieg schränkte sich auf Italien und die Niederlande ein.

Wir haben gehört, daß Ende 1744 Fürst Lobkowitz durch die Rückberufung des größten Theiles seiner Truppen genöthigt war, bis Imola zu retiriren. Mit nur 12.000 Mann stand er im Frühjahr 90.000 Franzosen, Spaniern und Neapolitanern gegenüber. Da erübrigte denn keine Wahl, als sich noch weiter zurückzuziehen, um dem einzigen Bundesgenossen, dem König Karl Emanuel von Sardinien näher zu sein, dessen Haltung übrigens anfing schwankend zu werden.

Trotz ihrer Uebermacht griffen die Gegner aber das kleine Corps von Lobkowitz nicht an, obwohl sie auch nordwärts zogen. Man wollte den Krieg energisch führen und das von Gages geführte Heer mit jenem des Don Philipp vereinigen. Dies geschah zu Genua, dessen altersschwache Republik gezwungen wurde, sich am 29. Juni 1745 den Gegnern Maria Theresia's beizugesellen. Vor dem Schlagen im offenen Felde hatten aber die spanischen Heerführer eine merkwürdige Scheu; sie wichen dem österreichisch-sardinischen Heer, bei dem Graf Schulenburg an die Stelle von Lobkowitz getreten war, förmlich aus und begnügten sich mit der Bezwingung einiger fester Plätze, wie Tortona, Alessandria und Pavia.

Schlimmer war es, daß am 19. December 1745 die Stadt Mailand in die Gewalt Don Philipp's fiel, während die Citadelle von den Venetianern besetzt blieb. Wir werden sofort begreifen, warum die österreichischen Generäle nichts dagegen thun konnten, wenn wir nur eine Stelle aus dem Berichte des Feldmarschalls Fürst Wenzel Liechtenstein lesen, der im October das Obercommando übernahm. Er schreibt an die Kaiserin: „Das Heer sei abgeschnitten von Deutschland und der Monarchie und unvermögend, die Reste der Lombardie zu decken, Pizzighetone sei gänzlich verfallen, Mantua durch Eintrocknung der Seen und Moräste seiner natürlichen Vertheidigung beraubt. Uebrigens fehle es zu einer solchen an Allem: an Mannschaft, an Lebensmitteln, an Geld. Die Officiere hätten durch sechs Monate keine Gage erhalten und lebten schlechter wie die Soldaten."

In solcher Lage überdauerte die österreichische Armee den Winter in einer festen Stellung zwischen Novara und Vercelli. Der Dresdener Friede gestattete, ausgiebige Verstärkungen nach Italien zu werfen, bei welchen sich tüchtige Generale, wie Graf Ulysses Browne und Bärenklau, befanden. Man konnte den Krieg in anderem Stil führen, nachdem die den Winter über angeknüpften Unterhandlungen sich zerschlagen hatten.

Als Curiosität ist nicht uninteressant, daß einer der eifrigsten Mahner zum Frieden Sultan Mohammed V. war, der sogar vorschlug, der Papst solle einen allgemeinen Friedenscongreß einberufen, bei welchem er sich durch den frömmsten und gelehrtesten Derwisch vertreten lassen werde. Nicht ohne Berechtigung und Ironie sagte der Sultan zum französischen Gesandten: „Ist es nicht schmachvoll, daß ihr

Christen, die ihr den wahren Glauben haben wollt, aus eurer Mitte den Geist der Duldsamkeit und Milde ganz verbannt, und daß wir Moslims, die ihr Ungläubige scheltet, euch die friedlichen Stimmungen einflößen müssen, die ihr von selbst haben solltet!"

Der im Frühjahr 1746 angewendeten kräftigen Offensive der Oesterreicher und Sarden waren die Franzosen und Spanier, deren Führer stets uneinig waren, nicht gewachsen. Am 6. März nahm der tüchtige sardinische Generallieutenant Asti und am 11. wurde die Citadelle von Alessandria entsetzt, deren tapfere Besatzung sich schon tagelang von je fünf Unzen Brot per Mann nährte. Ein entschlossener Vorstoß von Browne und Bärenklau gegen die Adda machte Fürst Wenzel Liechtenstein Luft, vertrieb die Spanier unter Don Philipp, der sich schon als Herrscher fühlte, aus Mailand; Casale, Valenza und Gustalla wurden gewonnen.

Am Taro vereinigten sich am 11. April die österreichischen Corps, über welche nun Fürst Liechtenstein den Oberbefehl übernahm. Ein Versuch, Parma zu halten, mißlang kläglich; am 20. April verließ es der spanische General Castelar mit mehr als 10.000 Mann, von welchen er ein Dritttheil durch die nachsetzenden Hußaren Nadasdy's verlor, und zwei Tage später nahmen die Oesterreicher Parma mit seinen großen Magazinen.

Die nächsten Operationen drehten sich um den Besitz von Piacenza, das nach dem Wunsch der Königin von Spanien um jeden Preis gehalten werden sollte. Aber solche Wünsche von Mächtigen zählen nichts, wenn der furchtbare Kriegsgott die eisernen Würfel schüttelt.

Gages mußte sich zu einem Angriff entschließen, welcher die Oesterreicher von ihrem Besitz abdrängen und in das Gebirge werfen sollte. Am 15. Juni kam es zur blutigen Schlacht von Piacenza, in welcher der aus Franzosen unter Johann Baptist Maillebois bestehende rechte Flügel der Verbündeten gänzlich geschlagen wurde, der rechte Flügel der Oesterreicher sich im hartnäckigen Kampf gegen den überlegenen Feind behauptete. Sie verloren 4000 Mann an Todten und Verwundeten, die Gegner 12.000 und außerdem ebensoviel an Gefangenen.

Nun gab es kein Halten mehr; die Geschlagenen zogen über den Po, Liechtenstein suchte sie festzuhalten und folgte ihnen auf den Fuß. Schon am 16. Juni kam es bei Roddofreddo zwischen der Vorhut der Oesterreicher unter Bärenklau in dem weit überlegenen spanisch-französischen Heer abermals zum Schlagen. Der stürmische Angriff Bärenklau's, der dem Feind beim Uebergang über den Tidone zuvorkam und ihn im Rücken angriff, verwirrte die schon entmuthigten Gegner, so daß ihre völlige Vernichtung unausbleiblich schien. In diesem Moment würde Bärenklau von einer Kugel niedergestreckt, und die dadurch entstehende Stockung benützte Gages, um sein Heer über den Tidone zu retten. Der Verlust Bärenklau's war tief zu beklagen; er war erst 46 Jahre alt, gehörte zu den fähigsten Generälen seiner Zeit und war ein unantastbar edler Charakter, der bewies, daß man kühn und unternehmend sein konnte, ohne jenen Ruf auf sich zu laden, der heute noch auf Trenk und Menzel lastet.

Castelar bewies sich in Piacenza nicht verläßlicher als in Parma; er beeilte sich, obwohl er über eine zahlreiche Besatzung gebot, zu capituliren, wobei 90 Kanonen, 30 Mörser und über 300.000 Geschosse in die Hände der Oesterreicher fielen.

Zerwürfnisse zwischen dem neuen spanischen Oberbefehlshaber Minas und dem französischen General Maillebois beförderten noch den Rückzug der Verbündeten, die bis Genua wichen, wo Minas sich einschiffte.

Anfangs September standen die Oesterreicher vor Genua, das sich nur widerwillig der Aufforderung zur Capitulation fügte. Während Marquis Anton Botta d'Adorna, ein geborener Genuese, mit einer großen Besatzung in Genua zurückblieb, trieb Browne (Bild S. 1013) die Franzosen über den Var zurück und erschien mit 30.000 Mann am 7. December vor Antibes in der Provence, das er einzunehmen und zum Stützpunkt seiner Stellung zu machen gedachte. Bei der Wegschaffung der zur Belagerung erforderlichen schweren Geschütze von Genua brach jedoch ein schon lange vorbereiteter, höchst gefährlicher Aufstand aus. Botta d'Adorna, mehr Diplomat als Soldat, vielleicht auch durch Rücksichten auf seine Vaterstadt beeinflußt, verstand nicht strenge zu sein, als es noch Zeit war, den Funken auszutreten, und wendete erst Gewalt an, als dieselbe nur dem Winde glich, der mit vollen Backen in den entfesselten Brand bläst. Nach mehrtägigen verlustreichen Kämpfen mußte er Genua räumen und hatte auf dem Rückzug gegen Parma so viele Angriffe des Landvolkes abzuwehren, daß er 3000 Mann verlor.

Dadurch war auch das Schicksal von Browne's Zug in die Provence entschieden. Er mußte um seine Rückzugslinie umsomehr besorgt sein, als die Franzosen ansehnliche Verstärkungen erhalten hatten und ihm nun in Belleisle ein ganz anderer Gegner die Spitze bot, als der zaudernde Maillebois. Ohne von Belleisle angegriffen zu werden, ging Browne am 3. Februar 1747 über den Var zurück und gönnte seinen Truppen in Nizza die wohlverdiente Ruhe.

Ueber Maria Theresia's ausdrücklichen Befehl wendete man der Wiederbezwingung Genuas alle Aufmerksamkeit zu. Aber sie erwies sich sehr schwierig; eine Belagerung war wegen Mangels an schwerem Geschütz nicht wohl denkbar, eine Aushungerung konnte nicht erzielt werden, da die Franzosen trotz der englischen Schiffe Proviant auf dem Seeweg einzuschmuggeln wußten, der Erfolg eines Ueberfalles war bei der Stimmung des Volkes sehr ungewiß und kostete auf jeden Fall so viele Opfer, daß sich Schulenburg, der an Botta's Stelle getreten war, nicht dazu entschließen konnte.

Endlich entschloß man sich doch zur Belagerung und am 17. April 1747 schlossen die Oesterreicher Genua ein. Browne plante einen neuen Vorstoß gegen die Provence, aber die Voraussetzung desselben, die Bezwingung Genuas, traf nicht zu, und als Belleisle zum Entsatz heranrückte, hob man am 7. Juli die Belagerung auf.

Aber auch die Franzosen konnten nicht gegen Piemont vordringen. In den kleineren Treffen wurden sie stets geschlagen, und bei einem Angriff auf das von den Oesterreichern und Sarden vertheidigte Col d'Assieste (19. Juli) erlitten sie eine arge Schlappe, welche ihnen 4000 Mann kostete. Der Rest des Jahres verstrich unter gegenseitigen kleinen Neckereien, der Krieg neigte sich seinem Ende zu, das von allseitiger Erschöpfung erzwungen wurde.

Entschieden günstig verlief der Feldzug der Jahre 1746—1747 in den Niederlanden für die Franzosen, weil sie in dem Marschall Moriz von Sachsen einen Heerführer besaßen, von dem ein Biograph mit Recht sagt: „Das Geschick hat ihm Alles gewährt, nur keinen seiner würdigen Gegner."

Beim Beginn des Feldzuges von 1746, dem die Franzosen am 20. Februar durch die Einnahme Brüssels sein Gepräge verliehen, zählten diese 142.000 Mann, die Verbündeten nicht ganz 70.000. — Den Oberbefehl führte anfänglich der schon erwähnte Feldmarschall Fürst Karl Batthyany, der vielleicht unter allen österreichischen Generälen am wenigsten geeignet war, einem Moriz v. Sachsen entgegenzutreten.

Uebrigens verhinderte schon seine Minderzahl jedes offensive Auftreten. Er hielt seine Armee bei Löwen versammelt, ohne den Fall Antwerpens hindern zu können, worauf Prinz Conti, gedeckt vom Marschall von Sachsen, die Belagerung von Mons, der stärksten belgischen Festung, begann.

Im Juni traf Lobkowitz mit 16.000 Mann ein, und Karl von Lothringen übernahm nun den Oberbefehl über das durch englische Verstärkungen auf fast 80.000 Mann gebrachte verbündete Heer. Aber auch jetzt noch war dasselbe weder der Zahl, viel weniger aber in Bezug auf die Führung den Franzosen ebenbürtig. Prinz Karl konnte weder den Fall von Mons, noch von Charleroi und Namur hindern und erlitt am 11. October 1746 bei Raucaux in einer großen Schlacht eine Niederlage, die ihm 4500, den Franzosen 3000 Mann kostete.



Friedrich II., nach der Schlacht ausruhend. (Seite 1038.)
(Fries von A. v. Heyden in Graf Moltke's Arbeitszimmer.)

Nun besaßen die Oesterreicher in Belgien nur mehr Luxemburg, Limburg und Mastricht; trotz der englischen Subsidien war die Geldnoth so groß, daß die Löhnung der Mannschaft seit einem Jahr, die Gagen der Officiere seit 19 Monaten nicht beglichen werden konnten. Diesen Verhältnissen entsprechend war auch die Kriegführung. Während der französische General Löwendahl, ein geborener Liefländer, in Holland einrückte und ohne Anstrengung mehrere kleine Festungen nahm, rückte Moriz von Sachsen gegen Mastricht. Nochmals stellten sich ihm die Verbündeten am 2. Juli 1747 bei Layeld entgegen.

Aber trotz der Tapferkeit der englischen Truppen, welchen der Herzog von Cumberland wieder voranleuchtete, blieb der Sieg den Franzosen. Fünf mit aller Kraft unternommene Angriffe auf das Dorf Layeld wurden abgewiesen, aber Moriz von Sachsen kannte keine Schonung für seine Soldaten, wenn es den Erfolg galt, er ließ zum sechstenmale stürmen, und nun wichen die Engländer und Holländer. Der rechte von den Oesterreichern unter Batthyany gebildete Flügel war gar nicht in das Gefecht gekommen und deckte nun den Rückzug. Der Herzog von Cumberland gesteht selbst zu, daß „der rechte Flügel eine so gesicherte Stellung hatte, daß er weder angegriffen werden, noch selbst in die Schlacht eingreifen konnte", was allerdings gerade nicht für die taktische Voraussicht des Obercommandos spricht. Der Verlust der Engländer und Holländer betrug 6000, jener der Franzosen 9000 Mann. Da sie keinen Angriff auf Mastricht wagen wollten, griff Löwendahl die Festung Bergen op Zoom an, das berühmteste Bauwerk des genialen Ingenieurs Coehorn, und bezwang sie am 16. September durch einen kecken Ueberfall.

Obwohl die Erschöpfung sich allgemein geltend machte und auch das reiche Frankreich kaum mehr die Kosten des Krieges aufbringen konnte, entwarf man doch großartige Kriegspläne für das Jahr 1748. Es scheint aber, als ob dieselben nicht ganz ernst gemeint gewesen waren und mehr den Zweck hatten, schon eingeleitete Unterhandlungen zu beeinflußen. Wenn man liest, daß die Verbündeten in Holland fast 200.000 Mann, die Oesterreicher in Italien 60.000 Mann aufstellen wollten, so klingt das sehr imponirend, aber zu diesen Plänen paßt es gar nicht, wenn gleichzeitig Batthyany klägliche Berichte über den Zustand von Mastricht nach Wien richtet und sich beschwert, daß keinerlei Vorsorge für den Feldzug getroffen sei.

In der That brachte man in den Niederlanden kaum das Drittheil der präliminirten Truppenzahl zusammen, und Moriz von Sachsen konnte am 3. April 1748 das von 10.000 Holländern und 500 Oesterreichern besetzte Mastricht einschließen. Am 7. Mai erfolgte die Capitulation, aber schon hatten England, Holland und Frankreich am 30. April einen Frieden geschlossen, der so ziemlich Alles beim Alten ließ, nur sollte Oesterreich als Ersatz für die Räumung der ganz von den Franzosen besetzten Niederlande Parma, Piacenza und Guastalla an den spanischen Infanten Don Philipp abtreten.

Maria Theresia empfand auch dieses in Wahrheit geringfügige Opfer umso schmerzlicher, als sie nebst der Hoffnung, Schlesien wieder zu gewinnen, auch jene anderen Pläne, welche sie in Bezug auf die italienischen Besitzungen hegte, aufgeben mußte. Denn es stand außer Frage, daß Oesterreich allein den Krieg nicht fortführen konnte. So erfolgte denn am 18. October 1748 die allseitige Ratification des Friedens zu Aachen, wobei Wenzel Anton Graf Kaunitz (der nachmalige so berühmte Staatskanzler und Fürst), der bisherige Botschafter in Paris, Oesterreich vertrat.

Wenn Maria Theresia, über die gebrachten Opfer hinwegsehend, dieselben mit den furchtbaren Gefahren verglich, von welchen die Monarchin vor acht Jahren bedroht war, so hatte sie alle Ursache, zufrieden zu sein. Dank ihrer Standhaftigkeit und Klugheit sowie durch den Opfermuth des Volkes hatte der österreichische Staat eine der härtesten Kraftproben überwunden und stand trotz der gebrachten Opfer ansehnlicher und geachteter da als beim Beginne des langen und schweren Kampfes.

Der siebenjährige Krieg.

Die Friedenszeit, welche Oesterreich nach dem Frieden zu Aachen gegönnt war, widmete Maria Theresia der reformatorischen Thätigkeit. Auf allen Gebieten der inneren Verwaltung wurden neue Bahnen eingeschlagen und die Grundfesten gelegt, auf welchen sich der Gesammtstaat Oesterreich bis auf unsere Tage weiter entwickelte. Denn erst seit der Regierungszeit Maria Theresia's kann von einem solchen die Rede sein, der an die Stelle eines nur durch die Person des gemeinsamen Monarchen verbundenen Länder-Conglomerates trat. Es kann hier nicht näher auf diese segensreichen Reformen in der inneren Verwaltung eingegangen werden, nur ist zu betonen, daß dieselben auch nicht ohne tiefgehenden Einfluß auf das Heer blieben. Wir werden später sehen, daß diese Periode überhaupt auch für alle Zweige des Armeewesens nicht ohne reiche Früchte blieb und es vollkommen gerechtfertigt war, wenn die Gegner im nächsten Krieg unliebsam überrascht und mit nicht ganz leichtem Herzen ausriefen: „Das sind nicht mehr die alten Oesterreicher!“

Der Verlust Schlesiens war für Maria Theresia eine Wunde, die sich nicht schloß. Um die Möglichkeit, es wieder zu gewinnen, drehte sich die ganze Politik Oesterreichs, so daß die Spannung aus dem Verhältnisse zu Preußen nicht schwinden konnte.

Graf Wenzel Kaunitz, der seit 1752 die äußere Politik Oesterreichs leitete, vollzog in Uebereinstimmung mit Maria Theresia eine vollkommene Schwenkung, indem er den bisherigen, unerbittlichen Feind der habsburgischen Monarchie, Frankreich, zum Bundesgenossen warb und sich von England, dem treuen Alliirten des letzten Krieges, trennte. Da auch Rußland und Schweden für Oesterreich gewonnen waren, schien die Isolirung Preußens vollkommen gelungen, — ein diplomatisches Meisterstück, das noch heute angestaunt wird, obwohl es, wie das bei gar so schlau eingefädelten Operationen meist der Fall ist, nicht die gehofften Früchte trug.

Ein Zerwürfniß zwischen England und Frankreich über die Grenzen der beiderseitigen Besitzungen in Nordamerika (1755) machte die veränderte Gruppirung der Mächte in Europa offenbar. Österreich sagte seine Hilfe gegen Frankreich zu, wenn England neuerdings zur Wiedererhebung Schlesiens beitragen wollte. In dem Bestreben, einen allgemeinen Krieg zu verhindern, lehnte der ältere Pitt diesen Antrag ab und schloß am 16. Jänner 1756 einen Vertrag mit Preußen, der die Neutralität aller übrigen Staaten sichern sollte, dem letzteren Staat aber den Beistand Englands zusicherte, für den Fall er angegriffen werden sollte. Die Antwort darauf war ein am 1. Mai 1756 zu Versailles abgeschlossenes Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und Oesterreich, das in seinen bekanntgegebenen Artikeln nur eine Garantie der beiderseitigen Besitzungen enthielt.

Weniger harmlos waren die geheimen Artikel, welche die Zufriedenstellung beider Mächte auf preußische Kosten festsetzten und worin die Rückerwerbung

Schlesiens an erster Stelle stand. Der Beitritt Rußlands und Sachsens zu diesem Vertrag, dessen geheime Artikel durch Verrath zur Kenntniß Friedrich's II. kamen, machten denselben noch bedrohlicher für Preußen. Sofort war der König entschlossen, auch diesesmal den Gegnern zuvorzukommen, und als wiederholte Anfragen über den Zweck der Rüstungen in Wien ausweichend beantwortet wurden, erfolgte nach kurzer mündlicher Verständigung der Einmarsch in Sachsen.

In drei Colonnen, 70.000 Mann stark, mit 224 Kanonen, brach das preußische Heer vor. Am 9. September 1756 stand König Friedrich II. schon in Dresden, Herzog Ferdinand von Braunschweig nahm Leipzig, das dritte Corps unter dem Herzog August Wilhelm von Bevern stand bei Chemnitz. Die sächsische Armee, ungefähr 17.000 Mann stark, wurde wieder von dem uns schon unvortheilhaft bekannten General Graf Rutowski befehligt, welcher unschlüssig bei Pirna in einem Lager stehen blieb, statt sich so rasch als möglich mit der österreichischen Armee zu vereinigen.

Diese war noch nicht vollkommen gesammelt und ihr Führer, der tüchtige Feldmarschall Graf Maximilian Ulysses Browne (Bild S. 1013), gebot über wenig mehr als 25.000 Mann. König Friedrich ließ ungefähr 30.000 Mann zur Einschließung der Sachsen in Pirna zurück und 40.000 rückten unter Keith und dem Herzog von Bevern in Böhmen ein, dessen Grenze ein drittes Heer von 35.000 Mann unter Schwerin von Schlesien aus überschritt.

Zwischen den beiden ersteren Corps, bei welchen auch Friedrich II. sich befand, und dem kaiserlichen Heer, mit welchem Browne den Entsatz der Sachsen versuchen wollte, kam es am 1. October 1756 bei Lobositz an der Elbe zur Schlacht. Ein von achtzig Schwadronen österreichischer Cavallerie ausgeführter Angriff eröffnete das Gefecht. Das erstemal abgewiesen, wurde derselbe wiederholt und die preußische Reiterei geworfen, aber an der mauerfesten Haltung des Fußvolkes scheiterten die weiteren Fortschritte. Auch die Preußen konnten, nachdem sie Lobositz in Brand geschossen und die Anhöhen vor demselben erstürmt hatten, nicht mehr vordringen, so daß die Schlacht schon um 3 Uhr Nachmittag abgebrochen wurde. Ohne geschlagen zu sein, räumte Graf Browne am nächsten Tage das Schlachtfeld, um von seiner festen Stellung bei Budin neuerdings die Befreiung des sächsischen Heeres zu versuchen. Aber auch die Preußen, höchst unliebsam überrascht durch die Tüchtigkeit des Gegners, zogen sich gegen die sächsische Grenze zurück; sie hatten 3300, die Oesterreicher etwas mehr als 2000 Mann verloren.

Ein kühner Versuch Browne's, die Sachsen zu befreien, den er am 11. und 12. October unternahm, mißglückte in Folge des eingetretenen Unwetters und der zaudernden Haltung Rutowski's, der sich am 15. mit 12.000 Mann ergeben mußte. Die Mannschaft wurde zwangsweise in die preußische Armee eingereiht, doch gelang es der Mehrzahl, zu entfliehen und sich auf österreichisches und polnisches Gebiet zu retten.

Die während des Winters unterhaltenen eifrigen Unterhandlungen fielen ganz zum Vortheile Maria Theresia's aus. Am 17. Jänner 1757 erklärte der Reichstag zu Regensburg den Einfall Friedrich's in Sachsen für einen Landfriedensbruch, womit die Aufstellung einer „eilenden Reichshilfe" verbunden war. Am 31. März aber erklärten Frankreich und Schweden auf Grund des westphälischen Friedens den Krieg an Preußen und eine französische Armee unter Karl von Rohan Prinz von

Soubise rückte in Geldern ein. Wie es sich mit dieser „eilenden Reichshilfe" verhielt und wie wenig Nutzen die Sache Maria Theresia's von diesen Bundesgenossen hatte, werden wir während der Erzählung der weiteren Begebenheiten noch zur Genüge erfahren.

Den Oberbefehl über das ansehnlich verstärkte und reichlich mit Artillerie versehene Heer übernahm im Frühjahr 1757 wieder Prinz Karl von Lothringen, da Browne in Wien mit seinen Vorschlägen nicht durchgedrungen war. Er blieb aber bei der Armee und außer ihm commandirten noch die Feldzeugmeister Graf Königseck und Graf Fabriz Serbelloni unter dem Prinzen von Lothringen.

In fünf Colonnen drang Friedrich II. in der zweiten Hälfte April gegen Böhmen vor und drückte seine Gegner unter blutigen Reitergefechten gegen Prag zurück. In den ersten Tagen des Mai standen sich die feindlichen Armeen in nächster Nähe dieser Stadt gegenüber; die Kaiserlichen östlich davon, zwischen dem rechten Ufer der Moldau und dem linken der Elbe, die preußische auf dem linken Moldau-Ufer, während Graf Schwerin mit seinem Corps bei Brandeis lagerte.

Um der Vereinigung des Prinzen von Lothringen mit der ungefähr 60.000 Mann zählenden Armee des Feldmarschalls Daun zuvorzukommen, setzte Friedrich II., 20.000 Mann vor Prag zurücklassend, über die Moldau, zog den Feldmarschall Schwerin an sich und schritt am 6. Mai zum Angriff auf die Oesterreicher. Er zählte 63.000 Mann und 192 Geschütze, die Oesterreicher waren 60.000 Mann (mit 178 Geschützen) stark.

Deren Aufstellung war für eine zum Schutz von Prag zu schlagende Defensivschlacht berechnet und namentlich die Position des linken Flügels so stark, daß derselbe unangreifbar erschien. Friedrich II. beschloß daher den Hauptstoß durch Schwerin gegen den rechten kaiserlichen Flügel, der unter Browne bei Sterbohel stand, auszuführen.

Gegen 10 Uhr begann die Schlacht mit wiederholten Reiterangriffen, bei welchen die Preußen stets neue Truppen heranzogen, während ein großer Theil der kaiserlichen Cavallerie auf Fouragirung abwesend war. Als der in die Schlacht eingreifende Theil derselben endlich geworfen wurde und Prinz Karl von Lothringen selbst herbeieilte, um die kaiserlichen Schwadronen wieder zu sammeln, befiel ihn ein so heftiges Unwohlsein, daß er vom Pferd stürzte und nach Prag gebracht werden mußte.

Graf Browne übernahm die Leitung der Schlacht. Das verheerende Feuer der gut postirten Geschütze und die Standhaftigkeit des kaiserlichen Fußvolkes gebot den weiteren Fortschritten der Preußen Einhalt und schon schickte sich Browne zum Gegenangriff an. Da traf ihn, als er die Grenadiere selbst zum Sturm vorführte, eine Kanonenkugel, die ihm den rechten Fuß zerschmetterte, und fast gleichzeitig fiel Graf Schwerin (Bild S. 1005) von fünf Kugeln tödtlich getroffen, als er seine weichenden Bataillone zum Stehen bringen wollte.

Aber auf Seite der Preußen war König Friedrich da, während es den Oesterreichern an jeder einheitlichen Leitung fehlte. Der Grenadierangriff wurde abgewiesen, obwohl beim ersten Ansturm zwölf Geschütze und mehrere Fahnen erbeutet wurden. Unter fortwährenden erbitterten Kämpfen wichen die tapferen Grenadiere wieder, sie hatten fast alle Officiere verloren und keine andere Munition mehr, als die sie in den Patrontaschen der Feinde fanden. Ein von 26 frischen Bataillonen unternommener Gegenstoß entschied endlich die Schlacht vollkommen zu Ungunsten der

Oesterreicher. Die Preußen, unter Prinz Heinrich, dem tapferen Bruder des Königs, drangen in einer vom Žižkaberg abfallenden Schlucht vor und trennten dadurch die österreichische Armee in zwei Theile. Der kleinere von 12.000 Mann zog sich gegen Tabor zurück, der größere warf sich unter Rettung der Geschütze und Wägen nach Prag.

Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr groß, die Kaiserlichen verloren 412 Officiere und 12.912 Mann, die Preußen 340 Officiere und 12.069 Mann. Da wird es begreiflich, wenn Friedrich II. klagt: „Die Schlacht bei Prag war eine der mörderischesten des Jahrhunderts; in ihr stürzten die Säulen der preußischen Armee; — eine Zahl alter Officiere und Soldaten, welche zu ersetzen ein blutiger und grausamer Krieg nicht die Gelegenheit gab, ging zu Grunde. Der Tod des Feldmarschalls Schwerin allein wog 10.000 Mann auf."

Friedrich II. hatte geglaubt, in der Schlacht bei Prag die ganze österreichische Armee vor sich zu haben. Als er vom Heranziehen Daun's hörte, sendete er demselben sofort 25.000 Mann unter dem Herzog von Bevern entgegen, während er mit dem Reste seines Heeres ohne Anstrengung Prag zu bezwingen gedachte. Aber darin sollte er sich getäuscht sehen, obwohl er kein Mittel der Einschüchterung versäumte.

Seine noch immer 50.000 Mann starke Armee reichte nicht einmal hin, die von 40.000 Mann vertheidigte Stadt, die einen Umfang von mehr als zwei Meilen hatte, vollkommen zu cerniren, geschweige, daß an eine regelmäßige Belagerung gedacht werden konnte. Auch ein Handstreich war bei der starken Besatzung sehr gewagt und Friedrich II. wollte daher versuchen, ob er die Räumung der Stadt nicht durch ein rücksichtsloses Bombardement erzwingen konnte. Dasselbe begann, nachdem am 9. Mai auch der Žižkaberg mit starken Opfern von den Preußen erstürmt worden war und wiederholte Aufforderungen zur Uebergabe abgelehnt wurden, am 30. Mai. Graf Browne, der von seinem Krankenbette aus alle Anstalten leitete, ließ dem König entgegnen: „Der Commandant hoffe sich durch gute Vertheidigung der Stadt die volle Achtung seines erlauchten Gegners zu verdienen." — Aus fünf Batterien ergoß sich ein fast ununterbrochener Hagel von Geschossen über die schwergeprüfte Stadt, so daß stündlich an mehreren Orten zugleich Brände aufloderten. Wurden auch mehrmals durch Ausfälle kleine Vortheile errungen, ja sogar einmal eine der Batterien ganz zerstört, so übte das kaum eine Wirkung auf die Heftigkeit des Bombardements.

Am 3. Juni wurden allein 1708 Bomben, 3864 Vollkugeln und 40 Carcassen in die Stadt geschleudert und so heftige Brände entfacht, daß ganze Häuserreihen in Schutt und Asche zusammensanken. Ein in der Nacht vom 9. auf den 10. Juni unternommener großer Ausfall brachte jene Batterie, welche die Kleinseite verheerte, in die Hände der Kaiserlichen, und alle Versuche der Preußen, sie wieder zu gewinnen, blieben erfolglos. Desto furchtbarer wüthete das Feuer nun gegen die Alt- und Neustadt, in welchen man schon mehrere hundert gänzlich verwüstete Häuser zählte. — Auch der Proviant wurde bei einer Bevölkerung von 80.000 Menschen und einer Besatzung von 40.000 Mann schon knapp, so daß die Frage eines Durchbruches der letzteren schon erwogen wurde, in welchem Falle Prag natürlich in die Gewalt der Preußen gefallen wäre. Zum Glücke fiel auf einem nahen Schlachtfeld ein entscheidender Schlag, durch welchen die Situation vollkommen geändert wurde.

Die Schlacht bei Kolin.

Im Beginn des Jahres 1757 hatte sich in Mähren eine Reserve-Armee gebildet, die ungefähr 30.000 Mann zählte und unter Commando des Feldmarschalls Graf Leopold Daun (Bild S. 1028) stand. Es war dies ein Sohn des ausgezeichneten kaiserlichen Heerführers Graf Wirich Daun, den wir in der vorausgehenden Epoche kennen lernten.

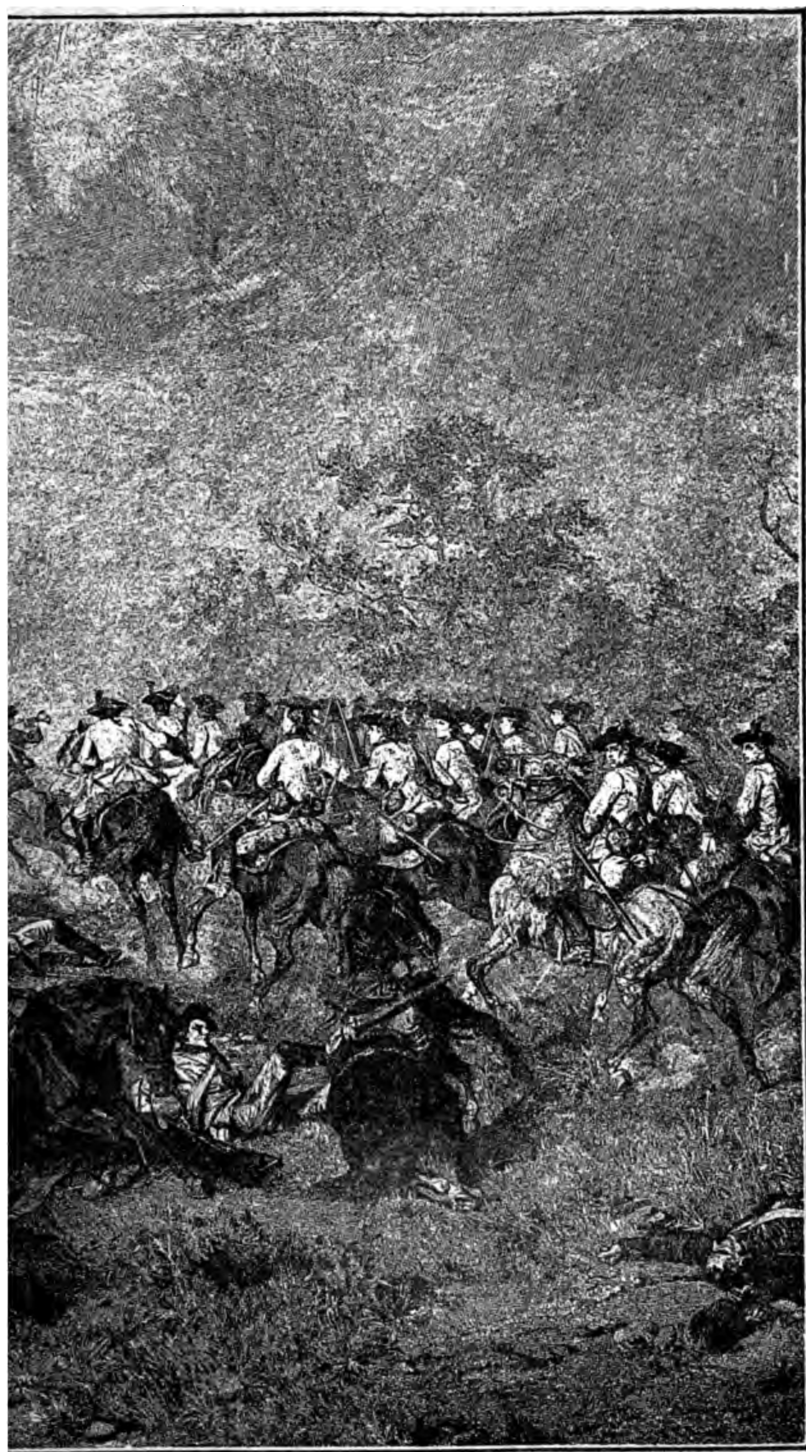
Graf Leopold wurde am 25. September 1705 geboren und erhielt seine militärische Ausbildung noch unter den Augen des Vaters, dessen Vorsicht und Kaltblütigkeit sich im Sohne noch potenzirten. Schon im sicilianischen Kriege von 1718 bis 1720 focht Graf Leopold Daun tapfer mit und bewährte sich als so ausgezeichneter Officier, daß er noch von Karl VI. zum Feldmarschalllieutenant befördert wurde. Besonders Graf Khevenhüller hielt große Stücke auf ihn und empfahl ihn noch vor seinem Tode der Kaiserin angelegentlich. Während der Friedensjahre von 1748 bis 1756 stand Daun als Feldzeugmeister an der Spitze der erst geschaffenen Militärbildungsanstalten und hatte überhaupt großen Einfluß auf die Reformen im Heerwesen.

Gleich sehr Hofmann wie Soldat, dabei kalt und streng, besaß er wenig Sympathien in der Armee, er wurde geachtet und gefürchtet, erwarb sich aber nie jene begeisterungsvolle Hingebung, welche Eugen und nach ihm allenfalls Loudon, oder später Erzherzog Karl und Radetzky genossen hatten. „Mitten im Lager blieb Daun derselbe, wie in der Antichambre“, sagt Hormayr richtig von ihm; „ernst, abgemessen, spähend, ein Feind des fröhlichen Muthwillens, den man dem Soldaten zur Erholung von tausendfältigem Ungemach wohl gönnen mag und der nicht selten mit dem Geist eines Heeres zugleich steht und fällt. Seine Physiognomie war ganz unbedeutend. Nur ein Schmeichler konnte in diesen Zügen lesen, welcher Geist dahinter waltete. Seinem Vaterland und seinem Monarchen mit Gut und Blut zugethan, unbestechlich, überaus mäßig, ein kalter Verächter persönlicher Gefahr, war er in den Künsten der Krieges und Friedens und selbst des Hoflebens wohlerfahren, den verführerischen Spielen der Einbildungskraft ganz unzugänglich, biegsam und schlau, aber kalt von Kopf und Herz.“

Dieser Charakterschilderung entspricht auch die Methode seiner Kriegführung, die vorsichtig und berechnend war und allerdings vielleicht manche günstige Gelegenheit verpaßte, aber nie etwas auf das Spiel setzte. Sein Grundsatz, daß man nie ein Unternehmen wagen dürfe, wenn dessen Erfolg nicht fast sicher war, hat ihm viele Kritik und den Beinamen des „österreichischen Fabius Cunctator“ zugezogen, nach jenem römischen Feldherrn, der zum Verderben seines Heeres als Gegner Hannibal's dieselbe Maxime befolgte. Aber es ist nicht zu übersehen, daß sie sich im Falle Daun's bewährte und vielleicht bei einem Gegner, der, wie Friedrich II., in seinen Entschlüssen schwer zu errathen und dabei reich an oft allzu kühnen Auskunftsmitteln war, die einzig richtige sein mochte. Gewiß ist, daß Daun, obwohl an eigentlichem Feldherrn-Genie unleugbar unter Friedrich II. stehend, diesem doch mehrere wuchtige Schläge beibrachte, ohne je entscheidend von ihm besiegt zu werden, und darin liegt eine nicht zu widerlegende Rechtfertigung seiner Kriegführung, wie hart dieselbe auch von persönlichen Gegnern und unberufenen Kritikern angegriffen worden sein mag. Bezeichnend für seine Denkweise ist sein Verhalten in einem Kriegsrathe, der über eine etwas gewagte Unternehmung beschließen sollte.



Feldmarschall Daun auf dem Koliner Schlach



r de Ligne-Dragoner, 1757. (Seite 1032.)

„Und was werden wir machen, wenn die Sache unglücklich ausfallen sollte?“ fragte Daun. „In diesem Falle müßte man der Kaiserin allerdings rathen, so rasch als möglich Frieden zu schließen“, lautete die Entgegnung. „Nein, nein!“ rief Daun mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. „Nie werde ich meine Monarchin in die Lage versetzen, Frieden schließen zu müssen, ohne eine schlagfertige Armee zur Verfügung zu haben.“

Dieser Mann nun stand an der Spitze der Armee, von welcher man die Rettung Prags hoffte, „dessen Erhaltung“, wie Maria Theresia an den Prinzen Karl von Lothringen schrieb, „die Erhaltung des ganzen Königreichs, der übrigen Erblande, ja das Heil der römischen Monarchie war“.

Auf die Nachricht von den raschen Fortschritten Friedrich's II. beschleunigte Daun seinen Marsch, so daß er am Tage der Schlacht von Prag bei Deutschbrod stand. Auf die Nachricht vom Ausgang derselben ging er in eine feste Stellung hinter Kuttenberg zurück, ohne seine Ueberlegenheit über den Prinzen von Bevern auszunützen. Nicht um einen Vortheil über diesen, sondern um die Rettung Prags war es ihm zu thun, und um dieser sicher zu sein, mußte er seine Armee schonen, welche den Kern der aus der ganzen Monarchie heranziehenden Verstärkungen bildete. Sogar die nur aus drei Bataillonen bestehende Besatzung Wiens wurde abberufen und der Wachtdienst in der Hauptstadt nur von der Bürgerschaft versehen. Nachdem auch die 12.000 Mann des rechten Flügels, welche nach der Prager Schlacht bis Tabor wichen, unter dem General von Brettlach zum Heere Daun's gestoßen waren, verfügte er über 50.000 Mann, und Graf Kaunitz selbst überbrachte ihm die „unbeschränkte Vollmacht, nach seiner besten Einsicht zu handeln“.

Am 12. Juni trat Daun seinen Vormarsch gegen Prag an, den Herzog von Bevern vor sich hertreibend. Auf dessen Nachricht, daß Daun gegen Prag ziehe, während der König ihn im vollen Rückzug gegen Mähren wähnte, brach Friedrich II. mit einem Theile des Belagerungscorps auf und vereinigte sich am 14. Juni bei Kaurzim mit dem Prinzen von Bevern, wodurch sich seine Truppenzahl auf 36.000 Mann stellte.

Daun war stetig, aber langsam vorgerückt und stand am 17. zwischen Kolin und Planian. Er war über alle Bewegungen und die Stärke seines Gegners vollkommen unterrichtet, da die Landbevölkerung jede Gelegenheit benützte, um ihre Anhänglichkeit an die kaiserliche Sache zu bethätigen. Eine lustige Anekdote erzählt von einem pfiffigen Bäuerlein, das mit einem fetten, wohlgenährten und einem sehr dürren Hammel in das preußische Lager zog. Für den ersteren fanden sich bald Käufer, aber den letzteren wollte niemand erstehen, obwohl der Eigner es an Versuchen nicht fehlen ließ. So hatte er Gelegenheit, kreuz und quer das feindliche Lager zu durchziehen, und da er für jedes Bataillon, das er zählte, eine Erbse aus der rechten in die linke Jackentasche steckte, brachte er ziemlich genaue Nachricht über die Stärke des Gegners in das österreichische Hauptquartier.

Schon am Abend des 17. Juni stand die kaiserliche Armee in vollständiger Schlachtordnung, die sich von den Dörfern Hradenin und Poborz über die Komjaheker Höhen gegen Svojšič dehnte. Beim letzteren Orte stand auch das Reservecorps unter Feldmarschallieutenant Friedrich Graf Wied-Runkel. Der Schlüsselpunkt der kaiserlichen Aufstellung waren die Komjaheker Höhen, die aber nicht die Bezeichnung *als Berge* verdienen und welche auch keine „schroffen unersteiglichen Abfälle“ haben,

die es in einzelnen gleichzeitigen Schlachtberichten heißt. Wichtiger noch als durch ihre dominirende Lage waren dieselben dadurch, daß sie jene Verschiebungen der Truppen verbargen, welche Daun vornahm, als er den Schlachtplan des Königs erkannte.

Als Friedrich II. am Morgen des 18. Juni 1757 vom Kirchthurm zu Planian aus die Stellung seiner Gegner überblickte, entwarf er die Angriffsdisposition so, daß er mit schiefer Schlachtordnung, nämlich mit vorgeschobenem linken und zurückgenommenem rechten Flügel anrückte. Dadurch sollte die Hauptwucht seines Angriffes den kaiserlichen rechten Flügel treffen, dieser selbst umgangen und gegen die Rückzugslinie der kaiserlichen Armee geworfen werden. Im Falle des Gelingens durfte allerdings eine entscheidende Niederlage derselben erwartet werden.

Aber Daun erkannte die Absicht seines Gegners, als er von der Komjaheker Anhöhe den Bewegungen der preußischen Heersäulen aufmerksam folgte. Es war, als ob der König unentschlossen wäre, denn er stellte die schon am Morgen begonnene Vorwärtsbewegung wieder ein und ging sogar wieder über die von Kolin nach Planian ziehende Reichsstraße zurück. Schon wollte Daun seinerseits den abziehenden Gegner angreifen, als sich in der ersten Nachmittagsstunde die preußische Schlachtlinie wieder vorwärts bewegte, und nun war es Daun sofort klar, daß der Hauptstoß seinem rechten Flügel gelten würde. Nun beorderte er Wied's Reserve, sich hinter Krzehorz aufzustellen, eine Bewegung, die in kürzester Zeit und ungesehen von den Preußen vollzogen wurde, die noch immer die Hauptstärke des Gegners auf dem linken Flügel vermutheten.

Gegen 2 Uhr Nachmittags erfolgte der erste Angriff der Preußen gegen Krzehorz durch ein Infanteriecorps des Generals Hülsen und die Hußaren Ziethen's. Die leichte Cavallerie Franz Nadasdy's und einige Grenzbataillone hielten nicht Stand, sondern mußten sich mit Preisgebung einer Batterie in das am Ostabhang der Komjaheker Berge liegende Eichengehölze zurückziehen. Gegen dieses richtete sich nun der Angriff der nachdrängenden Preußen, der jedoch erst gelang, als neue Bataillone herangezogen wurden. Aber statt daß damit, nach der Vorstellung ihrer Schlachtleitung, die Schlacht schon entschieden war, stand man erst vor dem eigentlichen Beginne derselben. Denn aus dem Gehölz vorbrechend, sah sich Hülsen vor dem Reservecorps des Generals Baron Wied, dem er nach kurzem Kampf den Eichenwald wieder überlassen und bis Krzehorz weichen mußte.

Viel günstiger hatten sich die Verhältnisse gleich vom Anfange im Centrum für die Oesterreicher angelassen. Hier richtete sich der Angriff der Preußen direct gegen den Komjaheker Berg und erfolgte natürlich durch die schiefe Schlachtordnung der Preußen etwas später als jener gegen Krzehorz. Die im ersten Treffen stehenden Reiterregimenter schwenkten beim Nahen der Preußen ab, um der Infanterie Raum zur Entwicklung ihres Feuers zu geben, das vernichtend auf die preußischen Colonnen wirkte und sie auf der ganzen Linie zurückwarf. Aber immer von Neuem sammelten sich diese tapferen Bataillone, so daß der Angriff auf diese Höhen sechsmal wiederholt wurde, freilich immer mit dem gleichen Mißerfolg, denn die während der Friedensjahre durch Fürst Wenzel Liechtenstein ganz neu organisirte Feld-Artillerie bestand an diesem Tage ihre Probe. Das furchtbare Feuer derselben riß förmliche Furchen in die preußischen Bataillone, obwohl dieselben, unter den Augen Friedrich's II. fechtend, sich stets schnell wieder zusammenschlossen.

Zuletzt entbrannte der Kampf am linken Flügel der Kaiserlichen. Hier ließ Daun angriffsweise vorgehen, um die Vorwärtsbewegung der Preußen zu hemmen und ihre Schlachtlinie zu brechen. Mit gleicher Tapferkeit wurde hier um den Besitz des Dorfes Chocenic gestritten, und Daun erreichte seinen Zweck, indem der preußische rechte Flügel in den entscheidenden Kampf im Centrum nicht mehr eingreifen konnte.

Es war auf beiden Seiten ein heldenhaftes Ringen. Ein österreichischer Bericht sagt mit Recht: „Jedermann that seine Schuldigkeit, Viele aber mehr als diese." Das Infanterieregiment Botta hatte bei der Abwehr der stürmenden Preußen schon seine ganze Munition verschossen, als dieselben abermals anrückten. Ohne zu wanken, hielt es stehenden Fußes deren Feuer aus und warf sich dann unter Führung seines tapferen Obersten, Fürsten Ulrich Kinsky, mit dem Bajonette auf die Gegner, dieselben ebenfalls zurücktreibend.

Mit frischen Kräften hatte General Hülsen unterdessen einen neuen Angriff auf das Corps des Generals Wied unternommen. Gleichzeitig in der Front und Flanke vorgehend, gelang es den Preußen, einige kaiserliche Schwadronen zu werfen, daß auch die Infanterie in Verwirrung gebracht wird. Vergebens wirft sich das ungarische Infanterieregiment Haller dem vordringenden Feind mit übergeschwenktem Gewehr, den Säbel in der Faust, entgegen, — es muß mit großem Verlust weichen und ein Theil der Truppen des Generals von Wied wendet sich zur Flucht. Schon wird das Fußvolk des Centrums von zwei Seiten angegriffen, so daß es nothwendig war, vorn und rückwärts, gleich dem zweiköpfigen Janus, Augen zu haben. — Das Schicksal des Tages neigte sich sichtbar zu Gunsten der Preußen!

Aber nun faßte Daun jene Cavallerieregimenter zusammen, welche früher sein erstes Treffen gebildet hatten. Sie wurden unter den Generalen Serbelloni, Benedict Daun und Starhemberg den siegreichen preußischen Infanterie-Bataillonen in die Flanke geworfen. Darunter befand sich auch das Dragonerregiment Prinz de Ligne (heute Nr. 14), dessen junge unbärtige Mannschaft von den wetterharten Soldaten abstach. Geringschätzig meinte Daun, als sich der Oberst des zur Reserve bestimmten Regimentes die Erlaubniß erbat, an der Attaque theilnehmen zu dürfen: „Que voulez-vous faire avec vos blancs-becs?" (Was wollen sie mit ihren Grünschnäbeln anfangen?) gab aber doch seine Zustimmung (Bild S. 1028). Und diese „Grünschnäbel", wie man das französische „blancs-becs" sinngemäß übersetzen muß, gehörten zu den tapfersten Streitern des Tages und errangen sich, wie schon erwähnt (S. 960), die noch immer bestehende Auszeichnung, daß die Officiere wie die Mannschaft glatte, unbärtige Gesichter behalten.

Der Ueberfall der kaiserlichen Reiterei war ein furchtbarer und warf einige Bataillone sofort über den Haufen, andere bildeten Carrés und erwehrten sich noch einige Zeit der wie toll dreinhauenden Reiter. (Siehe das Bild.) Aber endlich erlahmte ihre Kraft, sie wurden zersprengt, gefangen oder sie fielen unter den Streichen der nachsetzenden Oesterreicher. Nun sammelten sich auch die Bataillone des Grafen Wied nochmals und gingen gegen den Feind vor. Die siegreiche Cavallerie warf sich auf die Infanterie des linken preußischen Flügels. In nicht viel mehr als einer halben Stunde war die Situation vollkommen geändert und die Niederlage der Preußen entschieden. Ihr linker Flügel unter General Hülsen war in vollständiger Auflösung und riß in seiner regellosen Flucht, die gegen Planian und Nimburg zu ging, bald auch die übrigen Heerestheile mit. Nur die musterhafte Haltung einiger preußischer Cavallerieregimenter



Das Regiment der Unbärtigen bei Kolin, 1757.

unter persönlicher Führung des berühmten Hans Joachim von Ziethen (Bild S. 1021) deckte den Rückzug und verhinderte die gänzliche Versprengung der preußischen Armee.

Friedrich II. hatte den Verlauf der Schlacht von dem seither nach ihm benannten Hügel bei Kolin verfolgt. Anfänglich war er sehr gut gelaunt und richtete in gebrochenem Böhmisch Ansprachen an die umstehenden Bauern. Als einige Kugeln in der Nähe einschlugen, mahnte er zum Zurückgehen mit dem scherzhaften Beisatz: „Bei euch ist es unnütz, wenn ihr sterbt!“ Als die Schlacht sich zu seinen Ungunsten zu wenden schien, scherzte er: „Gukai, gukai, sedlaci, jak kralowna wyhrawa!“ (Schaut nur Bauern, wie euere Königin gewinnt!) Aber diese Stimmung hielt nicht an, und als die Niederlage entschieden war, entgegnete er, auf die Frage eines Generals, wohin er den Rückzug antreten solle, grimmig: „Nach Spandau!“ — Als die Niederlage entschieden war, übergab der König den Befehl an den Prinzen von Anhalt-Dessau mit dem Auftrag, sich gegen Nimburg zurückzuziehen. Er selbst verließ das Schlachtfeld im Galopp und kam gegen 10 Uhr in Nimburg an. Dort ruhte er, auf einer Brunnenröhre sitzend und mit dem Stock im Sande zeichnend, einige Zeit aus (Bild S. 1021), worauf er sich auf einer Bank vor dem Hause eines Bäckers zu einem kurzen Schlummer ausstreckte. Nach Mitternacht eilte er gegen Prag weiter.

Der Sieg der österreichischen Armee, der erste entscheidende, welcher über Friedrich II. errungen wurde, war der schweren Opfer werth, welche er gekostet hatte. Die österreichische Armee zählte 6474 Mann todt und verwundet, 1640 wurden vermißt. Zu den Todten zählten Feldmarschallieutenant Gustav Baron Lützow und General Wolf, die Mehrzahl der Generale, darunter Daun selbst, war verwundet worden. Sehr groß erscheinen die preußischen Verluste; sie verloren 13.773 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, außerdem 22 Fahnen und 45 Geschütze.

Noch schwerwiegender waren für Friedrich II. die anderen Folgen dieser Schlacht. Abgesehen davon, daß eine so empfindliche Niederlage seine bisherige Siegeslaufbahn unterbrach, waren auch alle Früchte des vor- und diesjährigen Feldzuges verloren und der Rückzug aus Böhmen unvermeidlich. Bisher stets bemüht, den Krieg im fremden Lande und auf Kosten desselben zu führen, war er jetzt mit einem Schlage in die Defensive zurückgeschleudert und mußte voraussehen, daß sich die Kämpfe innerhalb seiner Grenzen fortsetzen werden. Aber er war vorurtheilslos genug, die Erfolge seiner Gegner und deren Tapferkeit anzuerkennen. Kurz nach der für seine Waffen so verhängnißvollen Schlacht schrieb er: „Die kaiserlichen Grenadiere sind eine bewunderungswürdige Truppe; sie vertheidigten eine Höhe, welche zu nehmen meine beste Infanterie nicht im Stande war. Die Feinde hatten auch den Vortheil einer zahlreichen und gut bedienten Artillerie, sie macht dem Liechtenstein, der ihr vorsteht, alle Ehre.“

Das Bombardement von Prag währte bis zum 19. Juni fort, hörte jedoch gegen Abend plötzlich auf. Die Nachricht vom Siege bei Kolin, durch eine berittene Marketenderin nach Prag gebracht, löste den angstvoll in der Stadt eines Sturmes Harrenden das Räthsel des plötzlichen Schweigens der preußischen Batterie in freudiger Weise. Am 20. Juni noch räumten die Preußen ihre Stellung am Žižkaberg und sofort nahmen 25.000 Mann der kaiserlichen Truppen die Offensive gegen sie auf. Am weißen Berg kam es zu einem harten Kampf, der mit dem Rückzug der Preußen unter Marschall Keith (Bild S. 1021) endete, dem der bald so berühmt werdende Oberst Gideon Loudon mit leichten Truppen auf dem Fuße folgte.

Prag war befreit, denn König Friedrich II. mußte um jeden Preis auf seinen Rückzug bedacht sein. Mit seinem geschwächten und im Selbstvertrauen erschütterten Heer stand er zwischen der siegreichen Armee Daun's und der nun wieder aus Prag vorbrechenden des Prinzen von Lothringen, und zudem drangen die Franzosen von Westen, die Russen von Osten, die Schweden von Norden gegen seinen Staat heran. Mit möglichster Raschheit eilte König Friedrich in getrennten Colonnen der Grenze zu, wobei er durch die energische Verfolgung der Oesterreicher -- namentlich der leichten Truppen unter den Generalen Beck, Nadasdy und Oberst Loudon — empfindliche Verluste erlitt. Am 21. Juli stand kein Preuße mehr auf böhmischem Boden und er blieb in den weiteren fünf Kriegsjahren auch fast ganz von den directen Lasten und Leiden derselben verschont. Unmittelbar folgend rückten die Oesterreicher in Sachsen und Schlesien ein.

Am 26. Juni erlag in Prag der tapfere Browne seiner Wunde; seine letzten Tage waren verklärt von dem Triumph der kaiserlichen Waffen und der Rettung der Stadt, deren Vertheidigung er seine letzten Kräfte gewidmet hatte. Mit gutem Fug sagt ein Biograph über ihn: „Der österreichische Staat verlor in ihm den ausgezeichnetsten Feldherrn, den er seit dem Tode des Prinzen Eugen besessen hatte, der in hohem Grade die Liebe und Achtung des Heeres genoß, und dessen früher Tod nicht ohne nachtheilige Folgen für den eben begonnenen Feldzug blieb. Browne vereinigte die methodische Kriegskunst Khevenhüller's mit der klugen Vorsicht Traun's und der kühnen Entschlossenheit Eugen's. Als Privatmann besaß er liebenswürdige Eigenschaften. Er war ein guter Familienvater, ein heiterer Gesellschafter, ein gewandter Hofmann und im Fache der Diplomatie ebensowenig fremd als in jenem des Krieges. Browne stand auch bei seinem gekrönten Gegner in so hoher Achtung, daß ihn Friedrich II. wiederholt „seinen Lehrer in der Kriegskunst“ nannte. Zwei seiner Söhne dienten ehrenvoll in der Armee und erhielten, wenn sie auch die Bedeutung des Vaters nicht erreichten, doch dessen Namen in Erinnerung.

Der Sieg bei Kolin wurde in der ganzen Monarchie mit begeistertem Jubel begrüßt. Niemand aber empfand seine Bedeutung und die Pflicht der Dankbarkeit gegen die Helden, die ihn erkämpft hatten, tiefer als Maria Theresia. In einem Dankschreiben an Daun nennt sie den 18. Juni 1757 den „Geburtstag der Monarchie“. Am Tage, wo sie die Nachricht von diesem Erfolg ihrer Armee erhielt, am 22. Juni 1757, rief sie als herrliche Gabe für die Armee den militärischen Maria Theresien-Orden (Bild S. 1036) in das Leben, dessen erstes Großkreuz sie an Daun verlieh. Noch jetzt ist dieser Orden die höchste Auszeichnung, welche ein Officier der österreichischen Armee sich erringen kann, und auch in ausländischen Soldatenkreisen hoch angesehen und respectirt.

* * *

Mehr als einen Monat ruhten die Operationen der kaiserlichen Armee. Erst Anfangs September 1757 wendete sich die Hauptarmee gegen den in Schlesien stehenden Herzog von Bevern, welcher das preußische Gros commandirte, während König Friedrich II. selbst sich mit ungefähr 20.000 Mann gegen die langsam nach Osten drängende französische und Reichsarmee wendete. Bei Moys unweit Görlitz kam es am 7. September zwischen den beiderseitigen Vorcorps zu einem blutigen

Treffen. General Nadasdy durchbrach die ziemlich feste Stellung des preußischen Generals Hans Karl von Winterfeld und zersprengte dessen Truppen. Winterfeld selbst, ein persönlicher Freund Friedrich's II., erhielt eine tödtliche Wunde, welcher er am nächsten Tage erlag.

Erst vor Breslau kam der Rückzug der Preußen zum Stehen; der Herzog von Bevern bezog zum Schutze der Stadt ein verschanztes Lager. Das kaiserliche Heer nahm ihm gegenüber bei Lissa eine feste Stellung ein, in welcher man sich bis in den November beobachtend gegenüberstand.

Die Oesterreicher blieben indessen während dieser Zeit nicht unthätig. General Graf Franz Nadasdy belagerte das vom General von Seers tapfer vertheidigte Schweidnitz, das am 13. November capituliren mußte. Die Besatzung erhielt freien Abzug, aber man erbeutete 174 Geschütze, viele Vorräthe und eine reichgefüllte Kriegscassa. Noch berühmter aber wurde der in diese Zeit fallende kühne Reiterzug des Generals Andreas Graf Haddik nach Berlin. Mit ungefähr 3500 Mann brach er am 11. October aus der Nähe von Dresden auf und stand nach 5 Tagen vor den Thoren von Berlin, — eine mit Recht angestaunte Marschleistung.

Obwohl ein Angriff auf das Kottbuserthor nur theilweise gelang, räumte General Rochow, der über 7000 Mann gebot, doch die preußische Hauptstadt, welcher Haddik nun eine Contribution von 185.000 Thaler auferlegte. Am 17. October brach Haddik, da Fürst Moriz von Anhalt-Dessau mit überlegenen Kräften vorrückte, wieder von Berlin auf und erreichte, nachdem er die preußische Geschützgießerei in Spandau zerstört hatte, ungefährdet seine alten Cantonnements in Sachsen.

Auf die Nachricht, daß König Friedrich II., der seine wenig gefährlichen westlichen Gegner abgeschüttelt hatte, zum Entsatze Breslaus heranrückte, entschloß man sich endlich im österreichischen Hauptquartier, wo Karl von Lothringen und Daun eine Art von Doppelcommando führten, zum Angriff auf die Stellung des Herzogs von Bevern.

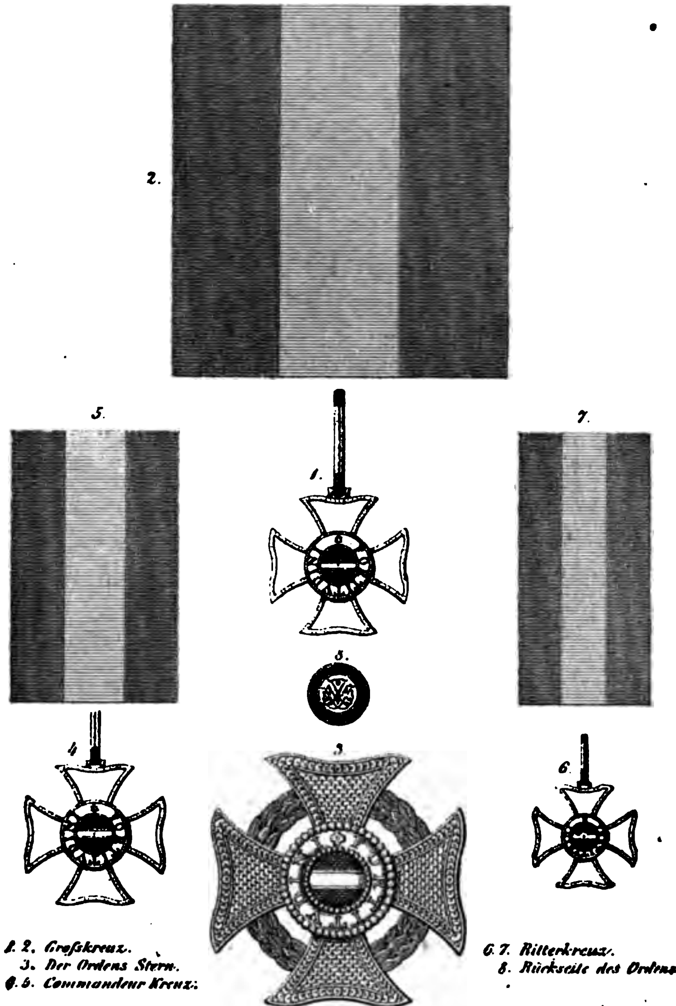
Derselbe wurde am 22. November in einer Colonne unternommen und führte zur blutigen Schlacht bei Breslau. Im Angesichte der Gegner wurden unter dem Schutz einer heftigen Kanonade über das die preußische Front deckende Flüßchen Lahn Brücken geschlagen. Die Stellung des Gegners war sehr stark und durch Feldschanzen, Redouten, Verhaue und Gräben gedeckt. Schritt für Schritt nur konnten die Kaiserlichen vordringen, namentlich bei Pilsnitz kam es zu erbitterten Ringen und erst der vierte Ansturm brachte dieses Dorf in die Hände der Oesterreicher.

Erst als die Dunkelheit anbrach, wichen die Preußen aus allen Stellungen im Westen von Breslau und zogen sich in die Festung zurück. Dieser heiße Tag kostete ihnen 9600 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, außerdem 5 Fahnen und 36 Geschütze; die Oesterreicher verloren 6000 Mann.

Noch in der Nacht verließ der Prinz von Bevern Breslau, indem er auf das rechte Oderufer überging. In der Stadt blieb nur General Leßwitz mit einigen tausend Mann zurück, welche jedoch schon am 24. November capitulirten. Am gleichen Tage fiel der Prinz von Bevern während eines Recognoscirungsrittes außer seinem bei Protsch geschlagenen Lager in die Gefangenschaft einer Compagnie Kroaten von den leichten Truppen des Generals Beck.

Nach diesen Erfolgen konnte Schlesien als erobert angesehen werden und das Jahr 1757 schien mit einem vollkommenen Mißerfolge der Preußen abschließen zu

wollen. Im Osten hatte sie auch mit wenig Glück gegen die mit 80.000 Mann einrückenden Russen gefochten. Memel war verloren gegangen und trotz aller Tapferkeit seiner Truppen mußte der Feldmarschall Lehwald in der blutigen Schlacht bei Großjägerndorf (30. August 1757) vor der russischen Uebermacht weichen. Aber schon zeigte sich jene Lauheit in der russischen Kriegführung, welche später den Preußen



Der militärische Maria Theresien-Orden (Seite 1034.)

so oft zugute kam. Die russischen Generale wußten, daß der Thronfolger Großfürst Peter ein Bewunderer Friedrich's II. und ein Gegner des Krieges mit Preußen sei; sie erfochten also im Namen der Kaiserin Elisabeth Siege, nützten sie aber aus Rücksicht auf den Thronfolger nicht aus. So trat Graf Apraxin nach der Schlacht bei Großjägerndorf den Rückzug an und ging sogar über den Niemen zurück, ohne in diesem Jahre noch etwas zu unternehmen.



Karl von Lothringen. (Seite 996.)

Wenzel Fürst Liechtenstein. (Seite 1019.)

Franz Graf Nadasdy. (Seite 1002.)

Karl Fürst Batthyany. (Seite 998.)

Die kaiserlichen Feldherren.

Nicht viel erfolgreicher war die Kriegführung der in Preußisch-Pommern eingefallenen Schweden, welchen es trotz der französischen Subsidien an Kriegsmaterial fehlte. Vollends kläglich aber ging es im Westen zu, wo eine französische Armee von 100.000 Mann unter dem Marschall d'Estrées zwar am 10. Juli 1757 bei Hastenbeck über den Herzog von Cumberland siegte und Hameln nahm, was zur Auflösung der englisch-hannoveran'schen Armee führte. Im September war endlich auch die buntzusammengewürfelte Reichsarmee beisammen und setzte sich unter dem Herzog Josef von Sachsen-Hildburghausen von Fürth aus in Marsch, um sich in Thüringen mit der französischen Armee des Marschalls d'Estrées zu vereinigen. Dem beschloß Friedrich II. zuvorzukommen. Blitzschnell warf er sich zwischen dieselbe und erzwang den Rückzug des Prinzen von Soubise. Haddik's Unternehmen rief den König nach Brandenburg zurück, aber als diese Gefahr vorüber war, eilte er mit ungefähr 24.000 Mann in forcirten Märschen wieder gegen die Saale. Prinz Soubise und der Herzog von Hildburghausen hatten sich vereinigt und geboten über mehr als 40.000 Mann, mit welchen sie einen Angriff auf den bei Roßbach lagernden König beschlossen.

Aber Friedrich II. kam ihnen zuvor; blitzschnell warf er sich auf die im Marsch begriffenen Verbündeten und errang am 5. November den berühmten Sieg bei Roßbach. In kaum zwei Stunden war die französische und Reichsarmee vollkommen geschlagen und die glänzenden Reiterattaquen des Generals Friedrich Wilhelm von Seydlitz (Bild S. 1021) zersprengten dieselben in alle Winde. Eine Spottmünze auf den Prinzen Soubise, der beim Beginne der Schlacht im Bade saß, zeigte ihn in der Wanne sitzend, mit der Umschrift: „Das ist ein Feldherr, der sich gewaschen hat!"

Der zweite Theil des Feldzuges von 1757 wird mit Recht für den glänzendsten Beweis von Friedrich's II. großem Feldherrn-Genie gehalten. Kaum hatte er sich bei Roßbach seiner gefährlichen Bedränger im Westen entledigt, als er am 10. November nach kurzer Rast von Leipzig aufbrach, den Marschall Keith zur Sicherung seiner rechten Flanke gegen die österreichischen Generale Haddik und Loudon zurücklassend. Mit der Hauptarmee brach er nach Schlesien auf und vereinigte sich bei Parchwitz mit den Resten des Bevern'schen Corps.

Gegen den Rath Daun's, der es für besser hielt, den Angriff des Königs in der vortheilhaften Stellung von Breslau zu erwarten, brach Prinz Karl von Lothringen sein Lager ab und ging dem König entgegen. Am 4. December bezog er im Angesichte des Gegners eine Stellung zwischen Neumarkt und Lissa, deren Nachtheil namentlich in der übermäßigen Ausdehnung bei geringer Tiefe bestand. Einen solchen Fehler ließ ein Meister der Schlachtentaktik, wie Friedrich II., nicht ungenützt. Wieder wendete er die schiefe Schlachtordnung an, indem er den Hauptangriff seines schräg formirten Heeres gegen den feindlichen linken Flügel richtete, um durch dessen Ueberflüglung die Stellung des Gegners ganz aufzurollen und diesen von seiner Rückzugslinie abzudrängen. Besser als bei Kolin gelang ihm dieses Manöver, als es am 5. December 1757 zur Schlacht bei Leuthen kam.

Der vom General Nadasdy geführte linke Flügel der Kaiserlichen konnte dem energischen Angriff nicht Widerstand leisten. Ein dominirender Punkt des Schlachtfeldes, der Kieferberg bei Sagschütz, ging verloren und die schüttere Schlachtordnung wurde derart durchbrochen, daß der linke Flügel ganz isolirt stand und vollkommen geworfen ward. Alle Versuche, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, scheiterten

an dem mörderischen Feuer der Preußen. Bei dem Dorfe Leuthen hielt der geschlagene Flügel wieder Stand und wich erst von Neuem, als Leuthen nach dreimaligem Sturm von den Preußen genommen wurde. Das Regiment „Roth-Würzburg", das Leuthen vertheidigte, verlor, in diesem Kampfe von 1700 Mann so viele, daß nur 4 Officiere und 33 Mann sich aus dem brennenden Dorf retten konnten. Ebenso litten andere Truppenkörper; vom Regiment Daun blieb kaum ein Bataillon über. Das Regiment Wallis schmolz auf drei Compagnien zusammen und von Baden-Durlach blieben nur ein Officier und 8 Mann über. Es war trotz des ungünstigen Ausganges in Wahrheit ein Ehrentag des österreichischen Fußvolkes. Nur Schritt für Schritt wich unablässig kämpfend die österreichische Schlachtlinie zurück, und erst die Dunkelheit erzwang die Waffenruhe. Die Verluste der Oesterreicher waren ausnehmend groß; 6000 Mann waren todt und verwundet, die doppelte Zahl fiel in Gefangenschaft, dagegen zählten die Preußen nur 3000 Mann an Todten und Verwundeten. Die eisernen Würfel waren wieder zu Gunsten Friedrich's II. gefallen und der größte Theil der bisherigen Erfolge ging mit einem Schlag verloren, da Schlesien nicht länger zu halten war.

Eines neuen Angriffes gewärtig, harrte die kaiserliche Armee einen Tag in ihrer früheren Stellung aus, dann wurde der Rückzug über die Grenze angetreten, um Winterquartiere in Böhmen und Mähren zu beziehen. Breslau ging, nach tapferer Vertheidigung durch Feldzeugmeister Salomon Sprecher von Bernegg, am 21. December 1757 an die Preußen verloren, Liegnitz capitulirte erst am 29. December, nachdem der tapfere Oberst Bilau sich freien Abzug mit allen Waffen und Kriegsgeräth erstritten hatte. Mit Ausnahme von Schweidnitz war Schlesien wieder verloren und das wechselreiche Kriegsjahr 1757 endete trotz der Ströme von Blut, welche vergossen worden waren, doch so ziemlich unter denselben Verhältnissen, wie es begonnen hatte.

Mit der Begründung, daß er fürchte, sein eigenes widriges Schicksal auf die Unternehmungen der Armee zu übertragen, legte Prinz Karl von Lothringen im Februar 1758 das Obercommando nieder. Er selbst wies auf den vom Glück begünstigten General Daun als geeignetsten Nachfolger hin. Das Glück allein war es indessen doch nicht, was die Uebernahme der Armeeleitung durch Daun erwünscht, ja nothwendig machte.

Im April 1758 mußte endlich auch General Thürheim, der Schweidnitz tapfer vertheidigt hatte, capituliren. Nun war Schlesien ganz befreit, und Friedrich II. brach mit 40.000 Mann über Troppau in Mähren ein. Sein Marsch ging gegen Olmütz, das Feldzeugmeister Ernst Graf Marschall mit 9000 Mann besetzt hielt.

Die von Friedrich II. begonnene Belagerung dieser Festung ging nicht recht vorwärts, denn die Vertheidigung war eine musterhafte, und bei einem großen Ausfalle wurden die preußischen Werke zerstört und viele Geschütze vernagelt.

Daun stand bei Leitomischl und zog von allen Seiten Verstärkungen an sich. Erst als seine Armee 70.000 Mann zählte, brach er gegen Olmütz auf, umging in einem Flankenmarsch über Prerau die preußische Armee und stand am 1. Juli im Rücken derselben vor Olmütz. Ein rascher Angriff warf einen Theil der Cernirungsarmee auseinander und stellte die Verbindung zwischen der Armee Daun's und der Festung her.

Dadurch war jeder weitere Versuch gegen Olmütz ganz vergeblich, und ein neuer Verlust erzwang den Rückzug der Preußen. Man erhielt nämlich im französischen

Hauptquartier Nachricht, daß über Troppau ein großer für die Belagerungsarmee bestimmter Proviant-Convoi im Anmarsch sei. Unter Führung der Generäle Gideon Baron Loudon und Josef Graf Siskovics wurde am 30. Juni der berühmte Ueberfall bei Domstadzl ausgeführt und nach tapferer Gegenwehr die preußische Bedeckung zersprengt, mehrere tausend Mann gefangen und 2000 Wägen, 13 Kanonen, 3000 Pferde und mehrere hundert Stück Vieh erbeutet. Diese glänzende Waffenthat lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf Loudon, der bisher nur in der Armee als kenntnißreicher und tapferer Officier bekannt war.

Dieser Schlag erzwang den sofortigen Rückzug der preußischen Armee, welchen Friedrich II. über Böhmen antrat, stets verfolgt und geneckt von den zahlreichen leichten Truppen der kaiserlichen Armee. Diese selbst schlug bei Zittau ein Lager, da man in Wien eine gemeinsame Operation der österreichisch-russischen Armee vereinbaren wollte. Ein Corps drang gegen das vom General Fouqué vertheidigte Schlesien vor; General Franz Graf Nadasdy drang mit seinen Husaren bis Frankfurt an der Oder, Loudon dehnte seine Streifzüge bis in das Herz der Mark Brandenburg aus.

Die Russen, von dem General Fermor statt des bei der Kaiserin in Ungnade gefallenen Apraxin befehligt, rückten so langsam vor, daß sie erst im August vor Küstrin erschienen. Friedrich II. wollte um jeden Preis diesen Platz retten und griff mit nur 32.000 Mann am 25. August die Russen bei Zorndorf an. Es war dies eine der blutigsten Schlachten des siebenjährigen Krieges, in welcher der Sieg wieder durch die vehementen Reiterangriffe des Generals Seydlitz für Friedrich II. gerettet wurde. Ganze Bataillone von Russen mußten bis auf den letzten Mann zusammengehauen werden, da sie die Ergebung verweigerten. Der Rückzug Fermor's über die Weichsel erlaubte es dem König, sich nach Sachsen zu wenden, wo sein Bruder Heinrich sich nur mit Mühe gegen Daun behauptete. Im Westen erlitten die Franzosen am 23. Juni bei Krefeld durch den Herzog Ferdinand von Braunschweig eine Niederlage, welche ihnen alle Lust zu weiteren Unternehmungen raubte.

Von seinem Lager bei Görlitz brach Daun am 26. August auf, um sich mit der Reichsarmee unter dem Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken zu vereinigen und Dresden zu befreien. Aber mit jener Raschheit, welche in diesem Kriege Friedrich's Operationen auszeichnete, warf er sich wenige Tage nach dem Siege bei Zorndorf der von Loudon geführten Vorhut entgegen und drängte sie gegen Stolpen zurück, wo Daun eine so feste Stellung inne hatte, daß der König erklärte, er habe keine Lust, „sich daran die Nase zu zerstoßen," sondern sich bei Bautzen lagerte. Nun brach Daun gegen Schlesien auf und Friedrich folgte ihm auf den Fuß. Bei Putzkau kam es zu einem scharfen Treffen mit der preußischen Vorhut, welcher Loudon 500 Gefangene und 3 Kanonen abnahm.

Bei Hochkirch hielt Daun an und verkehrte seine Front, die nachrückenden Preußen erwartend. Seine Stellung, in deren Front der Ort Hochkirch lag, war in jeder Beziehung ausgezeichnet gewählt. Selbst im Besitze der dominirenden Höhen war das österreichische Heer durch mäßige Höhenzüge und dichte Waldungen so bedeckt, daß seine Bewegungen nicht beobachtet werden konnten. Auf die Eigenthümlichkeit vieler Daun'scher Stellungen weist ein militärischer Kritiker hin, wenn er sagt: „Daun war ein militärischer Geheimnißkrämer; er liebte es nicht blos, seine Operationen dem Gegner zu verheimlichen, sondern weihte auch seine Unterbefehlshaber nicht *gerne* und erst im letzten Moment in dieselben ein."

Indessen bewährte sich diese Methode auch in diesem Falle. König Friedrich II. war der Meinung, Daun befinde sich auf vollem Rückzug nach Böhmen, und erst als am 10. October seine Colonnen schon auf Kanonenschußweite den Oesterreichern gegenüberstanden, erkannte er seinen Irrthum. Ein Rückzug im Angesichte des gerüsteten Gegners mochte ihm schimpflich und gefährlich erscheinen und er bezog der österreichischen Stellung gegenüber zwischen Hochkirch und Weißenberg ein Lager. Nur die Unkenntniß über die Situation der österreichischen Armee macht es erklärlich, daß Friedrich II. eine Stellung wählte, welche von vornherein die Niederlage mit sich brachte. Das von seinen Truppen belegte Terrain war von so vielen Schluchten und Wasserrissen durchzogen, daß die Verbindung sehr erschwert und namentlich der rechte Flügel ganz isolirt wurde. Gerade diesen umfaßte aber das Corps Loudon's, hinter dichtbewaldeten Höhen verborgen, in Flanke und Rücken.

Vergebens erwartete Daun durch drei Tage, daß auch diesesmal der König, seiner Gewohnheit nach, zum Angriff vorgehen werde. Da aber ein solcher nicht erfolgte, beschloß Daun seinerseits offensiv vorzugehen, um den König nicht aus der ungünstigen Situation entwischen zu lassen, in welche er sich selbst gebracht hatte.

Für die ersten Morgenstunden des 14. October wurde der Angriff auf das preußische Lager bestimmt, zu dem die genauesten Vorschriften in einer besonderen Generals-Disposition erlassen wurden. Die Hauptrolle fiel Loudon zu, der den Angriff auf den Schlüsselpunkt der Stellung, auf Hochkirch, ausführen sollte. Noch am Vortage ließ Daun, um den Gegner in Sicherheit zu wiegen und jeden Gedanken an ein offensives Vorgehen von kaiserlicher Seite zu verscheuchen, vor seiner Fronte Verschanzungen und Redouten aufwerfen, als wolle er sich gegen einen Angriff sichern.

In den ersten Nachtstunden des 13. October rückte in tiefster Stille die kaiserliche Armee aus dem Lager, in dem aber die Wachtfeuer fortloderten, um den Gegner vollends zu täuschen. Am 14., um 4 Uhr Morgens, standen die kaiserlichen Truppen in voller Gefechtsbereitschaft nur wenige Schritte von den preußischen Stellungen.

Punkt 5 Uhr begann der Angriff, welcher die Preußen vollkommen überraschte Im ersten Anlaufe wurden die Vorposten geworfen, eine bei Hochkirch postirte Batterie, dieser Ort und das wichtige Steindörfel genommen. Erst nach und nach sammelten sich die Preußen, so daß sie an einen geordneten Widerstand denken konnten; aber jede Abtheilung eilte, sobald sie die Waffen ergriffen hatte, gegen den andringenden Feind und ein erbitterter Kampf wogte hin und her. Hochkirch wird von den unter Befehl des Königs selbst heranrückenden Regimentern wieder genommen und nun entspinnt sich vor und in dem Orte grimmiges Würgen, Brust an Brust, bis das von den Höhen herabdonnernde Geschützfeuer der Oesterreicher und ein von zwei Seiten durch sieben Infanterieregimenter und die leichten Reiter Loudon's ausgeführter Sturm die Preußen zum Aufgeben von Hochkirch zwang.

Damit war die Niederlage des Königs entschieden, denn auch im Centrum wurde die starke, durch Redouten geschützte Stellung von Rodewitz, hinter welchem sich das Lager befand, genommen. Diesen Erfolgen gegenüber konnte der Mißerfolg des kaiserlichen rechten Flügels nicht in das Gewicht fallen, und als die Preußen sonst überall wichen, warf auch hier ein Angriff der kaiserlichen Cavallerie unter Graf Lascy die preußischen Infanterie-Bataillone. Gegen 10 Uhr Vormittags war die Armee des Königs im vollen Rückzuge, welchen er selbst in glücklicher Weise in der Richtung gegen die schlesische Grenze leitete.

Das fünfstündige Ringen hatte furchtbare Opfer gekostet. Die Preußen verloren 10.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, außerdem 110 Geschütze, 32 Fahnen, das ganze Lager mit fast allem Gepäck. Unter den Todten befand sich der vertrauteste Freund Friedrich's, der Marschall Jakob von Keith (Bild S. 1021) und Herzog Friedrich Franz von Braunschweig, dem eine Kanonenkugel den Kopf wegriß. Der österreichische Verlust betrug 5000 Mann an Todten und Verwundeten.

Von Loudon's leichten Truppen verfolgt, zog die preußische Armee nach Schlesien, weil Friedrich II. die vom General Ferdinand Philipp Graf Harsch belagerte Festung zu entsetzen wünschte.

Daun wendete sich dagegen nach Westen und vereinigte sich endlich am 7. November bei Parma mit dem Reichsheere. Der Wunsch, Dresden wieder zu gewinnen, scheiterte an den Rücksichten, die man auf die sächsische Regentenfamilie zu nehmen hatte, welche jede Beschädigung der Residenzstadt um jeden Preis vermieden wissen wollte. Man mußte also von einer Beschießung Umgang nehmen und sich auf einen Sturmangriff beschränken, der am 9. November theilweisen Erfolg hatte. Um die Fortschritte der Kaiserlichen zu hemmen, ließ der preußische Commandant Dresdens, Graf Schmettau, ganze Straßenreihen niederbrennen, und dieses Vorgehen bewog Daun, dem die Schonung der Stadt zum obersten Gesetz gemacht war, jeden weiteren Angriff einzustellen und nach Böhmen zurückzukehren. Dasselbe thaten auch die in Schlesien stehenden Corps, nachdem König Friedrich und Prinz Heinrich die Aufhebung der Belagerungen von Neisse und Kassel erzwungen hatten.

Wieder war ein Kriegsjahr beendet, das zwar für die Waffen Oesterreichs ehrenvoll genannt werden mußte, aber im Großen und Ganzen die Sachlage unverändert gelassen hatte. Es war daher natürlich, daß man in Wien darauf drang, durch allseitige energische Kriegführung die Entscheidung herbeizuführen. — Man vereinbarte, daß die Verbündeten im Jahre 1759 eine Macht von 350.000 Mann in das Feld stellen sollten. Davon sollte Oesterreich 109.000 Mann, Rußland 76.000, Schweden 12.000, Sachsen 100.000, Frankreich 115.000 stellen; 20.000 Mann kamen auf die Reichsarmee. Alle diese in langen winterlichen Berathungen vereinbarten Ziffern blieben aber nur auf dem Papier und die thatsächlich in das Feld gestellten Armeen erreichten bei weitem diese Höhe nicht. Thatsächlich brachte man ungefähr 260.000 Mann auf, welchen Friedrich II., freilich mit scrupulöser Anstrengung aller Hilfsmittel, 205.000 Mann gegenüberstellte. Dieses numerische Uebergewicht der Verbündeten wurde dadurch aufgewogen, daß Friedrich unbedingt über seine Streitkräfte gebot und sie in einheitlichem Geiste verwenden konnte, während es schwer war, unter den Höfen einen gemeinsamen Plan festzustellen, noch schwerer, die Feldherren zu dessen Durchführung zu vermögen.

Das Frühjahr 1759 verlief unter gegenseitigen Neckereien. Ein Streifzug des Generals Heinrich August Baron de la Motte Fouqué nach Mähren mißlang vollkommen; dagegen führte Prinz Heinrich einen Einfall nach Böhmen durch, der den Oesterreichern in Folge Plünderung und Zerstörung der reichen Magazine in Prag, Budin und Komotau erheblichen Schaden brachte.

Schon nahte der Sommer, als durch den Vormarsch der russischen Armee unter Peter Simon Graf Soltikoff die Operationen großen Stiles eröffnet wurden. Sie näherten sich langsam der Oder und nun rückte auch Daun aus Böhmen in die

Oberlausitz ein, um die Bewegungen der Russen zu unterstützen und die Vereinigung mit ihnen anzubahnen. Die letzteren zu hindern, schob König Friedrich seine Armee an der schlesischen Grenze dazwischen und bezog bei Löwenberg ein festes Lager, dem gegenüber sich Daun bei Marklissa aufstellte. Nachdem die Russen den preußischen General Karl Heinrich von Wedel am 23. Juli bei Kay empfindlich geschlagen hatten, drangen sie bis an die Oder vor und nahmen eine Stellung bei Kunersdorf ein. Dort vereinigte sich Loudon nach einem meisterhaften Marsch mit den Russen, welchen er 18.000 Mann zuführte. Die russische Armee zählte 46.000 Mann Infanterie, war schwach an Reiterei, dagegen mit 300 Geschützen versehen, welche zur Vertheidigung der besetzten Hügelreihen trefflich gestimmt und durch förmliche Batterien, Verhaue und Gräben gedeckt waren.

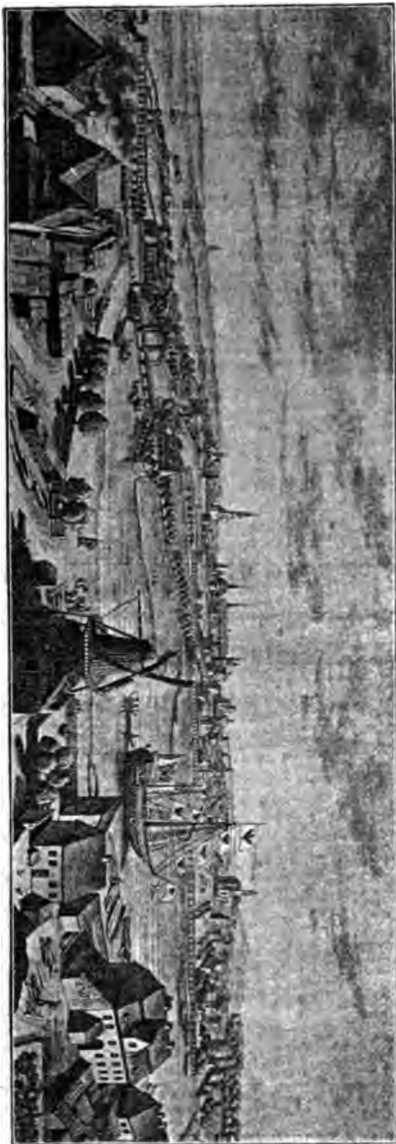
König Friedrich II. hatte den Oberbefehl über das Daun gegenüberstehende Heer an seinen Bruder Heinrich übertragen und hatte sich aus dem Wedel'schen Corps und anderen Verstärkungen eine neue Armee von 48.000 Mann mit 233 Geschützen gebildet, mit welchen er gegen Kunersdorf zog.

Am 12. August, Mittags, begann mit einer furchtbaren Kanonade die Schlacht bei Kunersdorf, nachdem ein Scheinangriff des Generals Friedrich August von Fink den russischen General Soltikoff über die Absicht des Königs getäuscht und diesem Zeit gegeben hatte, den linken Flügel der Russen zu umfassen. Ein energischer Angriff der preußischen Infanterie vertrieb die russischen Bataillone von den ersten Höhenreihen, worauf sich Soltikoff zum Rückzug entschloß. Aber Friedrich II. wollte ihn nicht so leichten Kaufes entkommen lassen; er setzte den Angriff fort, nahm auch die nächsten Anhöhen und Kunersdorf selbst, die Mehrzahl der russischen Armee war vollkommen geschlagen und neunzig Kanonen waren an die Preußen verloren gegangen. Doch der König strebte nach einem eclatanten Sieg und drängte mit seinen Schaaren gegen die letzten Positionen der Russen über dem nach diesem Schlachttag benannten „Loudonsgrund“.

Hier aber kam durch das concentrirte Feuer der russischen schweren Geschütze die Schlacht zum Stehen und auch mehrere Angriffe der berühmten Reiterei des Generals Seydlitz wurden so wuchtig abgewiesen, daß die geworfenen Schwadronen auch einen Theil der Infanterie in Verwirrung brachten. Diesen Moment benützte General Loudon zu einem Angriff, welcher mit einem Schlag die Situation vollkommen änderte. Mit vier berittenen Grenadiercompagnien und zwei Dragonerregimentern, im Ganzen 14 Schwadronen, rückte er, begünstigt von den Terrainverhältnissen und den dichten Rauchwolken, welche über dem Schlachtfeld lagerten, ungesehen in die Flanke der Preußen, welche sich noch immer standhaft auf ihrem eroberten Terrain behaupteten.

Aber der gegen ihre Flanke und den Rücken gleichzeitig und unvorbereitet wie ein Wetterstrahl hereinbrechenden österreichischen Attaque waren die schon erschöpften und durch den Kampf schon gelockerten Reihen nicht mehr gewachsen. Sie lösten sich in wilder Flucht auf und trugen Schrecken und Verwirrung in die noch haltenden Theile des Heeres. Alle Versuche, der vollkommenen Auflösung zu steuern, waren vergeblich; man hörte auf die Commandos und Bitten der Officiere und Generale nicht, die endlich gezwungen waren, sich dem Strom der Fliehenden anzuschließen. Friedrich II. verlor zwei Pferde unter dem Leibe und nur ein goldenes Etui, das er in der Tasche trug, lähmte die Kraft einer seine Brust treffenden Flintenkugel. Ein Versuch, sich in

der ursprünglichen Stellung zu behaupten, wurde durch einen neuen Angriff Loudon's, wobei auch russische Bataillone mitwirkten, mit leichter Mühe vereitelt und weiter ging nun die Flucht, „in einem Zustande, wie die preußische Armee noch nie gewesen war“, berichtet ein Theilnehmer dieses Rückzuges. „Fünfzig Kanonen und der rechtzeitige Einbruch einer intacten Cavallerie verwandelte den schon errungenen Sieg in eine Niederlage, von der bis dahin in der preußischen Armee kein Beispiel gewesen war“, bemerkt ein anderer militärischer Fachmann.


Berlin im 18. Jahrhundert. (Seite 1051.)

Der Verlust der Preußen betrug 550 Officiere und 18.000 Soldaten, darunter Major Ewald von Kleist, ein damals viel gelesener Dichter. Außerdem erbeuteten die Sieger 172 Geschütze und 28 Fahnen. Aber auch die Russen und Oesterreicher verloren an Todten und Verwundeten über 15.000 Mann.

Leider ging der Erfolg dieser blutigen Schlacht auch durch das Zaudern der Russen verloren. Hätten sie sich der von Loudon mit ganz unzulänglichen Kräften unternommenen Verfolgung angeschlossen, so wäre wohl kein Mann der preußischen Armee über die Oder entkommen. Aber Soltikoff blieb bis zum 17. August bei Kunersdorf stehen und ging auch dann so langsam vor, daß Friedrich II. seine Armee bei Lebus wieder sammeln und die Versuche Haddik's und Loudon's, nach Berlin vorzudringen, abwehren konnte. Nach zwecklosem Hin- und Hermarschiren führte Soltikoff seine Armee trotz der Vorstellungen der kaiserlichen Generale und der directen Befehle aus Petersburg schon im September über Schlesien nach Polen und König Friedrich II. konnte seine frisch gesammelte Kraft gegen Daun wenden.

Der in letzter Stunde errungene Sieg war, wenn auch die Russen mit gewohnter Tapferkeit gefochten hatten, doch nur dem kühnen Eingreifen Loudon's zu danken. Wir wollen daher bei dieser Gelegenheit dem schon wiederholt genannten tapferen General einige Zeilen widmen, da sein Name nicht allein zu den in der Armee gefeiertsten gehört, sondern neben dem des Prinzen Eugen auch am meisten volksthümlich geworden ist.

Ernst Gideon Freiherr von Loudon (Bild S. 1045) entstammte einer ursprünglich schottischen, dann in Lievland ansässigen verarmten Adelsfamilie. Im Jahre 1716 geboren, trat er schon 1732 in die russische Armee, aus welcher er 1739 als

Oberlieutenant austrat. Zuerst suchte er in Berlin eine Verwendung, aber Friedrich II., nicht ahnend, daß er einen seiner gefährlichsten Gegner der Zukunft vor sich hatte,



Feldmarschall Loudon in der Schlacht. (Seite 1046.)

wies ihn ab, „weil ihm das Gesicht dieses Menschen mißfalle" — auch eine Analogie mit Prinz Eugen, der in ähnlicher Weise in Paris abgefertigt wurde. Nun wendete sich Loudon nach Wien, wo er, ohne Empfehlung oder Unterstützung, kein anderes

Unterkommen fand als bei dem Trenk'schen Pandurencorps. Wie peinlich ihm auch oft diese Stellung sein mochte, so verdankte er gewiß dieser Dienstzeit seine hervorragende Befähigung für den kleinen Krieg, die später zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Er trat — angeblich wegen Zerwürfnisse mit seinem Chef über dessen grausame Kriegführung — aus diesem Corps wieder aus und war nun einige Zeit ohne feste Stellung, so daß er sich kümmerlich mit Schreibereien und mathematischen Arbeiten durchbringen mußte.

Der Verwendung des Fürsten Kaunitz verdankte er seine Wiederanstellung in einem Grenzregiment, in dem er zum Major avancirte. Die Friedensjahre brachte er in der Grenze zu und beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges zog er als Oberstlieutenant ins Feld, wurde aber bald Oberst. Einige selbstständige Commanden, die er glücklich durchführte, lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn und bald galt er als einer der tüchtigsten Führer der leichten Truppen, an welchen das kaiserliche Heer so reich war. Schon 1757 wurde er General, nach dem Ueberfall bei Domstadtl Feldmarschall-lieutenant und nach dem Sieg bei Kunersdorf Feldzeugmeister.

Leutselig und gerade, gerecht und uneigennützig, dabei trotz rastloser Unternehmungslust kaltblütig und tapfer, war Loudon in der Armee allgemein beliebt. Er war, wenn auch in den militärischen Fächern tüchtig gebildet, ein echter Soldat und gab sich nur als solcher, so daß er seinen Untergebenen viel näher stand als jene Generäle, bei welchen im Umgang mindestens der Militär vor dem Diplomaten und Hofmann ganz zurücktrat.

Wortkarg, fast menschenscheu, wich er allen Festlichkeiten aus und erschien bei denselben nur, wenn er absolut nicht anders konnte. Einst vermißte ihn Maria Theresia bei einem großen Hoffeste und fragte nach ihm. „Sehen ihn Euer Majestät nicht dort hinter der Thüre?" entgegnete der Herzog von Aremberg. „Wie gewöhnlich verbirgt er sich aus Scham über seine großen Verdienste."

Hager, von düsterem Gesichtsausdruck, mit schlichten rothen Haaren, war auch sein Aeußeres nicht sehr bedeutend. Aber im Donner der Schlachten war er ein Anderer, dann hob sich die Gestalt im Sattel, das gewöhnlich kalt blickende Auge loderte und fuhr blitzend über die Wahlstatt, jede Blöße des Gegners erspähend, die Seinen durch Wort und Beispiel anfeuernd (Bild S. 1045). Einer seiner schönsten Charakterzüge war die vollkommene Selbstlosigkeit, die er besonders durch neidloses Anerkennen fremden Verdienstes bewies. Noch höher als Maria Theresia schätzte Josef II. den wackeren Loudon, obwohl derselbe in dem damals allmächtigen Hofkriegsraths-Präsidenten, Graf Lascy, eben keinen vorurtheilslosen Beurtheiler fand.

Wir nehmen nun die Darstellung der weiteren Kriegsereignisse des Jahres 1759 auf. Prinz Heinrich wurde in Sachsen derart von Daun in Schach gehalten, daß er es nicht hindern konnte, als das Reichsheer unter dem Herzog von Zweibrücken vor Dresden erschien und am 4. September den General Schmettau zur Capitulation zwang. Wiederholte Versuche, welche Prinz Heinrich und König Friedrich selbst machten, das schon durch seine Hilfsquellen wichtige Dresden wieder erringen zu können, scheiterten an der Wachsamkeit Daun's, der bei Schilda eine vortheilhafte Position bezogen hatte.

In der Absicht, Daun auf seinem voraussichtlichen Rückzug nach Böhmen anzugreifen, beorderte König Friedrich II., der bei Meißen zu seinem Bruder Heinrich gestoßen war, den General Fink mit 13.500 Mann in den Rücken

Daun's nach Maxen. Aber auch diese Unternehmung nahm einen unerwarteten Verlauf. Daun schob sich mit einigen gut verschleierten Bewegungen mit seiner Hauptarmee zwischen Fink und den König, um diesen zu hindern, seinem General beispringen zu können. Durch das Reichsheer und einzelne detachirte österreichische Corps ließ er aber die Stellung Fink's von allen Seiten einschließen. Am 20. November erfolgte der allgemeine Vormarsch, der bei dem coupirten unwegsamen Terrain und dem herrschenden Glatteis von furchtbaren Schwierigkeiten begleitet war.

Aber immer enger zog sich der Ring um das Fink'sche Corps zusammen, dessen Durchbruchsversuche auf allen Seiten zurückgewiesen wurden. Schon hatte Fink Maxen räumen müssen und seine ganze Artillerie verloren, als Daun einen concentrischen Angriff gegen ihn vorbereitete. Die Vernichtung vor sich sehend, streckte der preußische General am 21. November 1759 mit fast 12.000 Mann die Waffen. Das war der berühmte „Finkenfang bei Maxen", wie der Volkswitz diese Affaire nannte. In kleinerem Maßstabe wiederholte sich dieselbe bei dem Dorfe Kölln, unweit von Meißen, wo der preußische General Diericke mit 2000 Mann am 3. December durch Feldmarschallieutenant Philipp Levin Baron Beck zur Waffenstreckung gezwungen wurde. Zum erstenmale blieben die österreichischen Lande, mit Ausnahme von Oesterreichisch-Schlesien, sogar von der Last der Winterquartiere befreit, denn die Armeen Daun's und des Königs Friedrich blieben in Sachsen stehen.

Die Franzosen hatten auch in diesem Jahre nur kläglichen Mißerfolg geerntet, der ihrem früheren militärischen Ruhm gar nicht entsprach. Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte am 31. Juli 1759 seine Gegner, die Marschälle Victor Franz von Broglie und Ludwig Heinrich Marquis von Contades, bei Minden mit dem englisch-hannover'schen Heer völlig geschlagen und sie bis an den Rhein zurückgeworfen.

Der Gesammtverlauf dieses Feldzugsjahres war indessen für König Friedrich umso ungünstiger gewesen, als seine Mittel zu versiegen drohten. Seine alten, kampf- und sieggewohnten Truppen schmolzen immer mehr zusammen und konnten, wenn auch der Zahl nach, so doch dem Geist und der Brauchbarkeit nach nicht so rasch ersetzt werden. Darum charakterisirte Friedrich II. seine Armee in dieser Periode selbst, daß ein großer Theil derselben nur aus der Entfernung zu zeigen, aber nicht zu gebrauchen war.

Bei dieser Gelegenheit ist nicht uninteressant, auch das gleichzeitige Urtheil Friedrich II. über die Armee und Kriegführung der Oesterreicher kennen zu lernen. Er schreibt: „Die Entwürfe der österreichischen Feldherren gründen sich auf erdrückende Uebermacht; sie befolgen den Grundsatz, nichts ohne die größte Sicherheit des Erfolges zu unternehmen, mittelst Schein- und Seitenangriffen die preußische Hauptmacht in eine falsche Richtung abzulenken, bloß da mit Nachdruck zu Werke zu gehen, wo der Widerstand nur schwach sein kann und sich in der Vertheidigung zu halten, wenn die Preußen stark sind."

Besonders betont Friedrich, daß die österreichischen Generäle sich ausgezeichnet auf die Wahl und Ausnützung günstiger Stellungen verstünden. „Vor sich Wasser oder hohle und tiefe Wege, die Flügel an Hohlwege, Moräste, Abgründe, Flüsse oder Städte gelehnt, so lagern sie jederzeit; jegliche Anhöhe auf ihren Seiten nutzen sie, um seitwärts streichende Geschütze darauf zu pflanzen; im Rücken sichern sie sich auch Hinterhalte. So decken sie sich von allen Seiten. Mit außerordentlicher Vorsicht lassen

sie vorher die Gegend untersuchen, mit äußerster Vorsicht bringen sie jedes Kriegswerkzeug an die passendste Stelle. Sie wollen sich niemals zur Schlacht zwingen lassen und suchen durchschnittenes Land zum Schauplatz des Krieges. Auf Wegen zwischen Gebirgen, Gehölzen und Sümpfen führen sie wo möglich ihre Bewegungen aus. Eine zweite Ueberlegenheit der Oesterreicher besteht in der Menge und Bedienung ihrer Geschütze, die sie auf mäßige Höhen zu stellen lieben, weil von solchen das wirksamste Feuer ausgeht. Sie ordnen mit vieler Kunst ihr Heer in drei Treffen, das erste am Fuß der Anhöhe und auf ihrer sanften Erhebung, in erhöhter Stellung das zweite, welches wie das erste viele Geschützreihen zwischen sich hat und außerdem einige Reiterei zu des ersten Treffens Unterstützung, wie zur Verfolgung des geschlagenen Feindes. Ihr drittes Treffen dient zur Verstärkung derjenigen Stellen, wo der Feind durchzubrechen droht. Ein drittes Uebergewicht haben sie durch die Zahl ihrer leichten Truppen, welche, wenn das Heer sein Lager verläßt, die Bewegungen verdecken."

In dieser Richtung bemerkt Friedrich II., obwohl er den Gegner vollkommen würdigt, doch: „Daun benutzt seine leichten Truppen nicht genug; namentlich versteht er nicht, mit ihnen die Zufuhr abzuschneiden und die Magazine zu bedrohen, das preußische Heer zu umfassen und im Rücken zu bedrohen. Er sondert gern kleinere Heerhaufen ab. Zur größeren Sicherheit seiner Seiten, behufs leichterer Beobachtung des Feindes und um den Angreifern in Seite und Rücken zu fallen, stellt er solche ein paar tausend Schritte von seinem Lager auf. Wenn das Hauptheer in Bewegung ist, besetzen solche Abtheilungen die Gegend zur Seite der Straße, Berggipfel und Wälder. Um dem Feind zu schaden, macht Daun häufig starke Absendungen, niemals unter 3000 Mann, und zuweilen fünf- oder sechs solche zur selben Zeit. Zu Kriegslisten verwendet er die Reiterei. Wenn er sie in voller Reihe aufmarschiren läßt, so hat er einen unerwarteten Hintergedanken."

Daun war allerdings viel zu methodisch und vorsichtig, ja zu kalten Temperamentes, um viel Gefallen am kleinen Krieg zu finden. Aber er fand in dieser Beziehung seine Ergänzung in Loudon, neben dem noch Haddik, Nadasdy, Beck und andere als Meister kühner und rascher Streifzüge zu nennen sind. Ueberhaupt hatte Friedrich in den letzten Jahren durch den Tod auf dem Schlachtfeld oder durch das Alter seine besten Generäle, wie Schwerin, Winterfeld, Keith, den alten Dessauer, Lehwald u. s. w., verloren, ohne daß für dieselben ein Nachwuchs herangebildet gewesen wäre. Seydlitz und Ziethen waren ausgezeichnete Reitergeneräle, aber keine Feldherren, und abgesehen vom König selbst, wäre als solcher nur noch dessen Bruder Heinrich zu nennen, der ihm mindestens ebenbürtig war und von welchem Friedrich selbst rühmt, er sei der einzige preußische Heerführer, der nie einen Fehler gemacht habe.

So war Friedrich's Lage beim Beginn des Feldzugsjahres 1760 in jeder Beziehung eine sehr mißliche. Den 200.000 Mann, welche gegen ihn in das Feld rückten, hatte er nicht mehr als 90.000 Mann gegenüberzustellen, damit sollten die Russen abgewehrt, Schlesien vertheidigt und der noch in seiner Gewalt befindliche Rest von Sachsen behauptet werden. Prinz Heinrich mit 35.000 Mann erhielt die Aufgabe, den Russen entgegenzutreten, der König selbst nahm mit dem Hauptheer eine Stellung in Sachsen ein, welche ihm gestattete, Daun zu beobachten und nöthigenfalls auch dem in Schlesien commandirenden General Fouqué beizuspringen.

Der Angriff auf den letzteren war einer österreichischen Armee von 50.000 Mann übertragen, deren Commando in die Hände Loudon's gelegt wurde. Seine erste Ab-

sicht ging auf die Eroberung von Glatz. Durch ein Scheinmanöver wußte er Fouqué, der nur über 15.000 Mann gebot, so zu täuschen, daß dieser Breslau bedroht glaubte und seine feste Stellung bei Landshut aufgab, um die Landeshauptstadt zu decken. Loudon rückte nun, ohne einen Schwertstreich, in die Stellungen bei Landshut ein und begann die Belagerung von Glatz. Einem directen Befehl des Königs folgend, machte Fouqué nun einen Versuch, den Oesterreichern Landshut wieder zu entreißen, obwohl er sich über die Gefahren dieses Unternehmens nicht täuschte. Und doch schien dasselbe zu gelingen, denn Loudon wich ohne nennenswerthen Widerstand zurück.

Aber dieses Weichen war wohlberechnet und hatte nur den Zweck, Fouqué vollkommen einzuschließen. Zu spät erkannte dieser seine Lage, und auch die Weisung des Königs, sofort auf Breslau zurückzugehen, war unausführbar, jeder Ausweg war abgeschnitten und Fouqué dem Schicksal des Generals Fink ausgesetzt, das er aber mannhafter von sich abzuwehren suchte.

In den ersten Morgenstunden des 23. Juni eröffnete Loudon den Angriff auf das verschanzte Lager bei Reichshennersdorf. Die Meldung eines Generals, daß die Truppen bei dem strömenden Regen nicht feuern könnten, beantwortete Loudon mit dem lakonischen Hinweis darauf, daß es auch bei den Preußen regnet. In vier Colonnen gingen die Oesterreicher gegen die durch natürliche Lage und Befestigungen sehr starken Stellungen der Preußen vor, welche trotz tapferen Widerstandes überall weichen mußten. Bei Tagesanbruch konnte Loudon den Angriff auf Landshut selbst anordnen, zu dessen Räumung die Preußen nur durch eine mörderische Kanonade gezwungen werden konnten. Nun war die Situation Fouqué's schon ganz unhaltbar, und er trat den Rückzug über den Bober an.

Aber Loudon war ihm auch hier zuvorgekommen und hatte gleich beim Beginne des Kampfes starke Cavallerie-Abtheilungen über diesen Fluß geschickt, um auch die letzte Lücke zu verschließen, durch welche ein Entschlüpfen möglich gewesen wäre. Nun bildete Fouqué aus seinen zusammengeschmolzenen Truppen ein großes Carré, das lange allen Angriffen widerstand und erst durch einen combinirten Angriff gesprengt werden konnte. Das preußische Fußvolk kämpfte in einzelnen Klumpen fort, es wurde kein Pardon gegeben und genommen, und die Pallasche der österreichischen Dragoner thaten eine furchtbar blutige Arbeit.

Fouqué selbst kämpfte wie ein gemeiner Soldat, bis er, aus drei Wunden blutend, mit seinem erschossenen Pferd stürzte. Sein wackerer Reitknecht wehrte die eindringenden Gegner ab, bis österreichische Officiere dazukamen und den preußischen General retteten. Als Oberst Baron Voit ihm sein Pferd anbot, meinte Fouqué lächelnd: „Ich werde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute verderben", worauf Voit rasch die hübsche Antwort gab: „Mein Sattelzeug wird durch das Blut eines Helden einen unschätzbaren Werth erhalten!" Nun ließ sich Fouqué zu Loudon führen, der ihn mit der größten Auszeichnung empfing.

Jetzt erst streckte der Rest der Preußen unter den Generälen Schenkendorf und Malachowski die Waffen, 8318 Mann mit 77 Geschützen, 36 Fahnen und vielen Wägen. Nur 250 Mann gelang es zu entfliehen, alle übrigen Leute des Fink'schen Corps — über 6000 Mann — lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld. Die Oesterreicher hatten 800 Todte und 2100 Verwundete.

Schlesien lag nun offen vor den Siegern da. Ende Juli capitulirte schon das von General Harsch belagerte Glatz, wobei 2000 Mann, 200 Geschütze und große

Vorräthe an Munition und Proviant in die Hände der Sieger fielen. Loudon selbst rückte von Landshut in Eilmärschen gegen Breslau, um diese Stadt noch eher zu bezwingen, als Prinz Heinrich sich von den Russen losmachen und zum Schutz heranziehen konnte.

Am 31. Juli war Loudon vor Breslau angekommen, das an General Boguslav Friedrich von Tauenzien einen entschlossenen Commandanten hatte. Die Aufforderung zur Uebergabe beantwortete Tauenzien ablehnend, mit dem Beisatze, „daß die Drohung, man werde im Weigerungsfalle auch das Kind im Mutterleibe nicht verschonen, ihn umsoweniger schrecken könne, als weder er noch seine Soldaten sich in gesegneten Umständen befänden." Ein Sturm auf die durch tiefe Wassergräben umschlossene Stadt schien zu riskant, zu einer Belagerung fehlte es an Material, also ging Loudon am 5. August beim Herannahen des Prinzen Heinrich nach Striegau zurück.

In Sachsen hatte Daun durch meisterhafte Bewegungen alle Versuche des Königs Friedrich, zur Rettung Fouqué's nach Sachsen durchzubrechen, vereitelt. Nun richtete der König sein Bestreben darauf, Dresden wieder in seine Gewalt zu bringen, das von 14.000 Mann österreichischen und Reichstruppen besetzt war. Vom 14. bis 26. Juli beschoß er Dresden so heftig, daß fünf Kirchen und 400 Häuser vernichtet wurden; beim Herannahen Daun's aber mußte er die Belagerung aufheben und zog in einem viertägigen Eilmarsch nach Schlesien, wohin ihm sofort auch Daun folgte, der sich am 8. August bei Jauer mit Loudon vereinigte.

Mit Hilfe eines russischen Corps unter Zacharias Fürst Tschernischeff suchte Daun nicht allein die Verbindung des Königs mit dem Prinzen Heinrich zu hindern, sondern auch den ersteren in seiner Stellung bei Liegnitz vollkommen einzuschließen. Loudon sollte den Rücken und die linke Flanke umfassen, Lascy den rechten Flügel, den Angriff gegen die Fronte behielt sich Daun selbst vor.

Wahrscheinlich wäre dieser Plan ebenso geglückt wie jener bei Hochkirch, wenn ihn nicht Friedrich II. rechtzeitig errathen, oder nach einer anderen Version durch Verrath zur Kenntniß desselben gekommen wäre. Mit jener Kühnheit und taktischen Meisterschaft, die seine Kriegführung gerade im Momente der höchsten Gefahr auszeichnet, beschloß Friedrich, derselben durch einen Angriff seinerseits zuvorzukommen und sich durch die Armee Loudon's einen Weg nach Glogau zu bahnen, wo Prinz Heinrich stand.

Am 15. August, um 4 Uhr Morgens, begann der Kampf. Anfänglich vollkommen überrascht, leisteten die Oesterreicher zwar hartnäckigen Widerstand, da aber Daun und Lascy noch zu weit waren, um in die Schlacht einzugreifen, mußte Loudon das Schlachtfeld räumen, was, durch ein überwältigendes Geschützfeuer gedeckt, in größter Ordnung geschah. Die Schlacht bei Liegnitz wird neben jener von Roßbach für eine der bedeutendsten Leistungen Friedrich's II. gehalten und frischte seinen schon etwas erblaßten Kriegsruhm wieder auf. Obwohl nur zwei Stunden dauernd, hatte sie den Oesterreichern doch 3800 Mann an Todten und Verwundeten, 2100 Mann an Gefangenen und 68 Kanonen, den Preußen 3500 Todte und Verwundete, 10 Kanonen und 6 Fahnen gekostet.

Daun und Loudon zogen sich nach Striegau zurück. Friedrich II. aber zog seinen Bruder Heinrich an sich, wodurch seine Armee sich wieder auf 50.000 Mann mit 52 Kanonen hob.

Die Bundesgenossenschaft der Russen hatte sich wieder von sehr zweifelhaftem Werthe bewiesen, und erst als an Soltikoff's Stelle wieder Fermor getreten war, ließen sie sich zu einem gemeinsamen Unternehmen gegen Berlin bewegen. 22.000 Russen unter Totleben und Tschernischeff am rechten und 20.000 Oesterreicher unter Lascy am linken Oderufer vereinigten sich nach forcirten Märschen am 6. October 1760 vor Berlin (Bild S. 1044), zu dessen Vertheidigung nur 6000 Mann zur Verfügung standen. Am 9. capitulirte die Stadt nach dem Rückzug dieser Truppen und wurde zur Zahlung von 1,500.000 Thaler Contribution und 20.000 Thaler für die feindlichen Corps verhalten. Zahlreiche Vorräthe an Waffen und Munition wurden erbeutet oder vernichtet und beim Nahen König Friedrich's, der eilends aus Schlesien kam, der Rückzug angetreten.

Daun war dem König gefolgt, und als er die Nachricht vom gesicherten Abmarsch der russischen Corps erhielt, wendete er sich nach Sachsen, in der richtigen Voraussetzung, daß sich der König nun gegen dieses anscheinend wehrlose Land kehren werde. Bei Torgau wählte Daun eine vorzügliche Stellung und vereinigte sich hier wieder mit Lascy.

In der That hatte Friedrich II. den Weg nach Sachsen eingeschlagen, befand sich aber, als er sah, daß Daun ihm zuvorgekommen sei, in der übelsten Lage, denn er mußte fürchten, von den Russen und Oesterreichern vereint angegriffen zu werden, wobei er kaum dem Schicksal entgangen wäre, von dem ganzen östlichen Grundstock seiner Länder abgeschnitten zu werden. Friedrich II. blieb seinem Grundsatz, daß in verzweifelter Lage der kühnste Rathschluß auch der beste sei, treu und wagte einen Angriff auf Daun's feste Stellung. Dieselbe umfaßte die von Torgau gegen Norden streichenden Suptitzer Berge und war in der Fronte durch ein von vielen Bächen und Teichen durchzogenes Sumpfterrain gedeckt. Hier sollte General Ziethen mit dem rechten Flügel die Oesterreicher angreifen, während der König selbst durch einen Flankenmarsch den rechten Flügel Daun's umgehen und durch den Domritzer Wald den Rücken der österreichischen Stellung anfallen wollte.

In diesem Walde stießen am Vormittag des 3. November 1760 österreichische Reiterabtheilungen auf die marschirenden preußischen Colonnen. Sie erlitten zwar schwere Verluste, aber Daun erhielt nun Nachricht über das Vorhaben des Gegners und konnte darnach seine Maßregeln treffen. Durch eine förmliche Tournirung seiner Armee machte das erste Treffen Front gegen den König, das zweite gegen Ziethen, so daß eigentlich zwei Schlachten zu gleicher Zeit geschlagen wurden.

Am Nachmittag erst begann der preußische Angriff, der jedoch an dem vernichtenden Feuer der österreichischen Artillerie scheiterte. König Friedrich selbst erklärte, nie eine furchtbarere Kanonade gehört zu haben. Auch als die Preußen bei einem zweiten Vorgehen bis auf die Suptitzer Höhen gelangten, warf Daun sie mit der Reserve-Infanterie wieder hinab und ein dritter Angriff wurde in glänzender Weise durch die kaiserliche Reiterei abgeschlagen. Auch Ziethen hatte Lascy gegenüber keine Vortheile erringen können und mit dem Anbruch der Dunkelheit mußte die Schlacht für die Preußen verloren gegeben werden.

Aber der Zufall, der auch im Kriege eine sehr große Rolle spielt, wendete schließlich ohne Kampf den Preußen den Erfolg des Tages zu. Zwischen den Teichen der sumpfigen Niederung führte ein Damm zu den Anhöhen von Suptitz. Diesen wichtigen Punkt, der während des Tages stark umstritten war, hatte Daun gut

besetzen und durch schwere Geschütze bestreichen lassen. Beim zweiten Angriff der Preußen war er jedoch im Schenkel verwundet worden und begab sich, nachdem die Schlacht entschieden schien, nach Torgau.

Sein Nachfolger im Commando, General Karl Graf O'Donnell, glaubte einige Aenderungen in der Aufstellung vornehmen zu müssen und versuchte auch in unbegreiflicher Verblendung die Räumung der Position auf den Damm. Die Einwendungen der dort postirten Officiere wies er mit dem Hinweis auf die Pflicht unbedingten Gehorsams ab und bedrohte sie mit den Kriegsgesetzen, worauf sie sich unter Verwahrung fügten und den Damm räumten. Diesem Fehler O'Donnell's folgte ferner noch ein blinder Zufall.



Leopold Graf Daun. (Seite 1048.)

Ziethen brach nämlich noch in der Nacht auf, um den Rückzug des Königs zu decken. Eine der Colonnen unter dem später berühmt gewordenen Oberstlieutenant Richard Joachim Heinrich von Möllendorf verlor die Richtung, gerieth auf den Suptitzer Damm und besetzte denselben, als die Sachlage erkannt wurde. Sofort auf die erste Nachricht hievon stellte Ziethen seine Bewegung ein, schob immer mehr Truppen auf den Damm und über diesen gegen die Höhen und bekam so fast ohne Kampf die während des Tages so heiß umstrittene Position in seine Gewalt.

Zum Glück erhielt Daun noch früher Kenntniß hievon, bevor ein allgemeiner Angriff auf die nun gesprengte Stellung der Oesterreicher erfolgen konnte. Er ordnete sofort den Rückzug gegen Dresden an, der noch in der Nacht in größter Ordnung und ohne alle Verluste vollzogen werden konnte.

Die Schlacht bei Torgau war die letzte große Action dieses Krieges; sie kostete den Preußen 14.000, den Oesterreichern 16.000 Mann.

Von dem Kriegsschauplatz im Westen ist gar nichts Besonderes zu melden, obwohl die Franzosen 115.000 Mann auf den Beinen hatten. Herzog Ferdinand von Braunschweig wußte sie, obwohl bedeutend schwächer, in Schach zu halten, denn der Geist der Turenne, Vendôme und Moriz von Sachsen war von den französischen Generälen gewichen, welche jene Schlachten am meisten liebten, die im Boudoir geschlagen wurden, und nur gegen solche Festungen sich kühn zeigten, die von Reifröcken verschanzt waren.

Uebrigens erlahmte das Kriegsfeuer allenthalben. Russen, Franzosen und Schweden hatten dasselbe nie sehr kräftig lodern gefühlt und die letzteren beiden auch keinerlei



Andreas Graf Haddik. (Seite 1056 u. ff.)

Lorbeeren gepflückt. Sachsen empfand die Lasten des Krieges in so entsetzlicher Weise, daß es naturgemäß zum Frieden neigte. Friedrich II. endlich sah von Jahr zu Jahr seine Hilfsquellen mehr schwinden und mußte sich selbst gestehen, daß ohne einen glücklichen Umschwung der Verhältnisse der schließliche Ausgang des Krieges nur ein ungünstiger für ihn sein konnte. Aber auch in Oesterreich war man des Krieges schon müde und manche Anzeichen sprachen dafür, daß selbst Maria Theresia den Frieden herbeiwünschte. Ein Beweis ihrer edlen Gesinnung ist es, daß auf ihre besondere Anordnung den verwundeten Preußen der ungehinderte Gebrauch der böhmischen Heilquellen gestattet wurde.

Trotz dieser allgemeinen Stimmung wollte man doch im Jahre 1761 mit vermehrten Streitkräften den Kampf aufnehmen. Thatsächlich stellten die Gegner des

Königs von Preußen 300.000 Mann in das Feld, welchen dieser nur 170.000 Mann entgegensetzen konnte. Dadurch war schon gegeben, daß er seine Kriegführung ändern, sich auf die Vertheidigung beschränken und sein Ziel in der Behinderung des Gegners, nicht aber in der eigenen Offensive sehen mußte.

Im April 1761 endete ein an der schlesischen Grenze abgeschlossener Waffenstillstand, und Loudon drang, ohne erheblichen Widerstand zu finden, bis gegen Liegnitz vor. Dort bezog er, um die Russen unter Buturlin zu erwarten, eine feste Stellung. Aber der russische General nahte umso langsamer, als man täglich den Tod der Kaiserin Elisabeth und damit eine völlige Schwenkung der Politik erwartete. So wurde es dem König nicht schwer, diese Vereinigung lange zu verhindern, die sich erst am 19. August bei Jauer vollzog.

Einer solchen Macht konnte der König nicht im offenen Feld gegenübertreten. Er wählte daher bei Bunzelwitz unweit Schweidnitz eine vortheilhafte Stellung, die er durch Befestigungen und Verhaue in eine nahezu unangreifbare Festung verwandelte. Dessenungeachtet wollte Loudon den Angriff wagen, scheiterte aber mit diesem Vorhaben an der Weigerung der russischen Generäle, welche es um jeden Preis vermeiden wollten, mit Rücksicht auf die Stimmung ihres künftigen Herrschers, dem König von Preußen einen entscheidenden Schlag beizubringen.

Die Lage desselben war trotzdem eine verzweiflungsvolle. Von allen Seiten hermetisch eingeschlossen, stellte sich bald Lebensmittelmangel im Lager ein; bald gab es nichts mehr als grobes Brot, sogar das Stroh fehlte für die Lagerstätten, furchtbare Seuchen rissen ein und eine Katastrophe schien unabwendbar. Da kam dem König die Rettung wieder aus den Reihen seiner sogenannten Gegner; als Loudon neuerdings auf einen Angriff drang, erklärte Buturlin, wegen der Schwierigkeit der Verpflegung abziehen zu müssen. In der That brach er, nur 12.000 Mann unter Tschernitscheff zurücklassend, am 9. October auf und ging langsam nach Polen zurück.

Nun konnte auch König Friedrich sein Lager verlassen, das ihm zum verderbenvollen Gefängniß geworden war; er zog sich, in der Hoffnung, Loudon werde ihm folgen und dadurch seine Verbindung mit Sachsen aufgeben, gegen Neisse zurück. Doch der österreichische Feldherr, des zwecklosen Herummanövrirens müde, entsprach den Erwartungen des Königs nicht, sondern benützte seine Entfernung zu seinen kühnsten Thaten.

Seine Absicht ging nämlich auf eine Eroberung von Schweidnitz, das damals eine sehr starke Festung und von verschiedenen Forts umgeben war. Die Besatzung bestand aus 4000 Mann unter General Zastrow.

Für den 1. October, 3 Uhr Früh, war der Angriff bestimmt und alle Details desselben festgestellt. Um den Gegner nicht zu alarmiren, sollte so lange als möglich das Feuer vermieden, sondern mit dem Bajonet vorgegangen, kein Geschütz benützt werden als das dem Feind abgenommene. Nach Eroberung der Forts muß man sofort gegen die Stadt vordringen, um wo möglich mit den weichenden Feinden selbst in dieselbe einzudringen. Während von einer Seite ein Scheinangriff stattfand, sollten vier Colonnen gleichzeitig gegen die Außenwerke vorgehen.

Obwohl General Zastrow durch einen Deserteur von dem Vorhaben Loudon's in Kenntniß gesetzt war, also von einer Ueberraschung keine Rede sein konnte, hatte der trefflich geleitete und mit bewunderungswürdiger Tapferkeit ausgeführte Angriff doch vollen Erfolg. Einzelne Werke leisteten hartnäckigen Widerstand, aber mit Tages-

anbruch waren alle genommen und General Zastrow mußte sich mit 3776 Mann ergeben. Riesige Vorräthe an Geschossen und Munition, wohlgefüllte Magazine und 211 Kanonen waren die Frucht dieses kühnen Ueberfalles, der den Oesterreichern 500 Todte und 1179 Verwundete gekostet hatte. Eine weitere Folge war, daß dieselben, auf Schweidnitz gestützt, die Winterquartiere in Schlesien beziehen konnten und Friedrich II. dadurch gezwungen war, seinen geplanten Zug nach Mähren aufzugeben.

Auf den übrigen Kriegsschauplätzen ging es ganz still her. In Sachsen kam es zwischen Daun und Prinz Heinrich nur zu kleinen Gefechten. Die Russen nahmen das lange und hartnäckig vertheidigte Kolberg, und die Franzosen richteten trotz ihrer Mehrzahl, wie gewöhnlich, in diesem Kriege gar nichts aus.

Trotzdem war das Gesammtergebniß des Jahres ein ungünstiges für Friedrich II.; denn so gering auch im Grunde die erlittene Einbuße war, so fiel sie doch bei seiner Lage schwer in das Gewicht, und es ist sehr erklärlich, daß er den schlimmsten Befürchtungen Raum gab. Wenn er trotzdem jeden Gedanken an einen demüthigenden Frieden abwies, so werden wir einer solchen Standhaftigkeit gewiß die Anerkennung nicht versagen können.

Mit Ausnahme eines kleinen Theiles von Sachsen besaß er nichts mehr von seinen Eroberungen; Loudon lag in Schlesien und hielt dessen natürliche Festung, die Grenzgebirge, besetzt und die Russen standen in Preußen, Pommern und einem Theile der Mark, so daß Friedrich II. der Hilfsquellen aller dieser Länder beraubt war. Nicht mehr als 60.000 Mann konnte er mit Beginn des Jahres 1762 in das Feld stellen, die Cassen und Magazine waren leer, es fehlte an Pferden und Kriegsgeräth. Da begreift es sich, wenn Friedrich in gedrückter Stimmung war und nach Berlin schrieb: „Wir leben in traurigen Zeiten und in einer verzweifelten Lage. Ich selbst gleiche dem Helden eines Trauerspiels, stets dem Untergange nahe, stets in Gefahr. Aber dennoch wollen wir auf eine günstige Wendung der Dinge hoffen."

Und diese Zuversicht sollte den König allerdings nicht täuschen. Der Amtsantritt des friedlich gesinnten Ministeriums Bute war noch ein herber Schlag für Friedrich II., denn dasselbe zeigte sich nicht mehr geneigt, weitere Subsidien zu zahlen. Dagegen verwandelt der am 5. Jänner 1762 eintretende Tod der Kaiserin Elisabeth die Situation vollständig, denn der von Bewunderung für den Preußenkönig erfüllte Nachfolger derselben, Czar Peter III., verfügte sogleich die Einstellung der Feindseligkeiten. Tschernischeff mußte sich von Loudon trennen, am 16. Februar wurde ein Waffenstillstand geschlossen, welchem am 5. Mai der unter den günstigsten Bedingnissen für Preußen vereinbarte Friede mit Rußland und am 22. Mai jener mit Schweden folgte. Ja, am 19. Juni wurde sogar ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, das die 20.000 Mann Tschernischeff's dem König zur Verfügung stellte.

Durch die rücksichtsloseste Anspannung der Volkskraft und so harte Maßregeln in dem von ihm besetzten Theile von Sachsen, daß es deshalb sogar zu Zwistigkeiten zwischen dem König und dem Prinzen Heinrich kam, war es dem ersteren gelungen, doch wieder ein Heer von 120.000 Mann mit 667 Kanonen aufzubringen. Davon standen 78.000 Mann und das russische Corps unter dem König in Schlesien, 42.000 Mann unter Prinz Heinrich in Sachsen.

Daun selbst stand dem König gegenüber, in Sachsen commandirte anfänglich Feldmarschall Serbelloni, und als dieser nicht einmal das Vordringen einzelner Streif-

corps nach Böhmen hinderte, der schneidige Reitergeneral Andreas Graf Haddik (Bild S. 1053). In Gemeinschaft mit der Reichsarmee, die Prinz Stollberg führte, brachte Haddik dem Prinzen Heinrich am 15. October bei Freiberg eine Schlappe bei, die dieser jedoch vierzehn Tage später beim gleichen Orte durch eine Niederlage vergalt, welche den Oesterreichern 4000 Gefangene und 31 Geschütze kostete und sie zum Rückzug in die feste Stellung von Dippoldiswalde zwang.

Daun verfügte in Schlesien nur über ungefähr 90.000 Mann, von welchen jedoch nach Abzug der Besatzungen nur 60.000 Mann auf die Feldarmee kamen. Die Absicht Friedrich's war vor Allem auf die Rückeroberung von Schweidnitz gerichtet, das Daun mit seiner Armee deckte. Trotz aller Operationen und kleinen Vortheile konnte der König jedoch Daun nicht zum Aufgeben seiner Stellung und zum Rückzug nach Böhmen zwingen. Er wünschte dies um so dringender, als durch die am 9. Juli eingetretene Entthronung des Czars Peter III. ein abermaliger Wechsel in der russischen Politik eintrat. Denn Katharina II. berief sofort ihre Truppen ab und es war sehr ungewiß, ob sie sich nicht wieder den Gegnern Friedrich's beigesellen werde.

Um aus der momentanen Situation noch möglichst viel Nutzen zu ziehen, bewog Friedrich II. den General Tschernischeff, noch drei Tage an seiner Seite zu bleiben, wenn auch ohne sich an dem Kampf zu betheiligen. Das war von großem Vortheil für den König, denn Daun mußte, als es am 20. Juli bei Burkersdorf zum Kampf kam, zwei Brigaden zur Beobachtung der Russen detachiren. Dadurch änderte sich das Machtverhältniß noch mehr zu Gunsten der Preußen und Daun mußte weichen, um in einer neuen Stellung Glatz und Böhmen zu decken.

Nun konnte Friedrich die ihm so sehr am Herzen liegende Belagerung von Schweidnitz unternehmen, deren eigentliche Leitung in den Händen des Generals Tauenzien lag. Am 7. und 8. August wurden die Laufgräben eröffnet und der König setzte voraus, der Platz werde in zehn bis zwölf Tagen bezwungen sein. Aber er hatte nicht mit der Tapferkeit der Besatzung gerechnet, die in dem Feldzeugmeister Franz Graf Guasco einen ebenso kenntnißreichen als tapferen Commandanten hatte. Schon am 26. September schrieb der König: „Ich habe mit zu viel Eigendünkel das Ende der Belagerung auf den 12. angegeben. Wir müssen sechs Wochen verwenden, um einen Platz wieder zu nehmen, welchen wir in zwei Stunden verloren haben.“ Aber aus den sechs Wochen wurden deren neun.

Die mit allen Anstrengungen betriebenen Belagerungsarbeiten wurden durch häufige Ausfälle gestört, die Stürme wurden abgeschlagen und dem in großartiger Weise betriebenen Minenkrieg traten die Belagerten erfolgreich mit Gegenminen entgegen. Mit Ende September übernahm Friedrich II. ungeduldig selbst die Leitung der Belagerung, mußte aber am 4. October seufzend gestehen, daß bei der hartnäckigen Vertheidigung ein Ende noch nicht abzusehen sei.

Da legte sich wieder der Zufall, dem er schon Manches zu danken hatte, zu seinen Gunsten in das Mittel. Am 8. October durchschlug eine Bombe die Decke eines großen Pulvermagazins des Jauerniker Fortes und sprengte dieses mit 260 Mann in die Luft. Dadurch wurde der Graben verschüttet und eine Bresche geöffnet. Zwar wurden die am nächsten Tage unternommenen Stürme abgewiesen, aber da die Schäden nicht mehr ausgebessert werden konnten, entschloß man sich, nach zweimonatlicher Vertheidigung, zur Capitulation.

Am 11. October marschirte die Besatzung, 218 Officiere und 8694 Mann, mit allen kriegerischen Ehren aus der Festung und streckte dann die Waffen. Die Belagerung hatte den Preußen 3500, den Oesterreichern 3000 Mann gekostet. Friedrich II. empfing den Grafen Guasco an der Spitze seines Stabes mit großer Auszeichnung und sagte zu ihm: „Mein Herr, Sie haben Allen, welche Plätze zu vertheidigen haben, ein schönes Beispiel gegeben; ich drücke Ihnen meine Bewunderung aus, obwohl Ihr tapferer Widerstand mich schwere Opfer gekostet hat.“

Mit dem Fall von Schweidnitz, welchen Friedrich nur als ein Erforderniß der Waffenehre ansah, erlosch der Krieg, dessen alle Theile überdrüssig waren. Schon am 24. November wurden in Schlesien und Sachsen Waffenstillstandsverträge abgeschlossen und die Diplomaten traten bald darauf im Schlosse Hubertsburg bei Dresden zu Unterhandlungen zusammen. Es gab eben keine sonderlich schwierige Arbeit, denn es war von vornherein klar, daß der Friede auf Grund des Besitzstandes vor dem Kriege abgeschlossen werden würde. Preußen sagte die Unterstützung der Wahl des Erzherzogs Josef zum römischen König zu und Maria Theresia entschloß sich zur Rückgabe der thatsächlich eroberten Grafschaft Glatz. Sachsen wurde von den Preußen geräumt. Am 10. Februar 1763 wurde der Friede zu Paris zwischen England und Frankreich geschlossen, fünf Tage später jener zu Hubertsburg zwischen Oesterreich und Preußen.

Thatsächlich hatte in diesem langen und blutigen Krieg niemand das erreicht, was er im Beginne wünschte. Trotzdem war derselbe nicht ohne wichtige Folgen. Vor Allem war er für Oesterreich eine glänzend ausgefallene Probe über den Werth der Theresianischen Reformen in Staat und Heer. Gefestet im Innern, achtunggeischend nach außen stand die Monarchie am Schlusse eines Krieges, der alle Hilfsquellen in Anspruch genommen hatte. Nicht minder zufrieden durfte Preußen sein, das sich seiner zahlreichen Feinde rühmlich erwehrt und auch nicht einen Fuß breit Landes eingebüßt hatte.

Geradezu beschämend war der ganze Verlauf für die einst so gefürchtete Kriegsmacht Frankreichs gewesen; auch im Heerwesen war jene Fäulniß zu Tage getreten, welche den ganzen Staatskörper durchwühlte und zur gewaltsamsten Katastrophe der neueren Geschichte führte. Nicht ohne Wichtigkeit ist es auch, daß Rußland zum erstenmale seine Macht bei der Entscheidung mitteleuropäischer Fragen zur Geltung gebracht hatte und dadurch ein neuer Factor in das Gleichgewicht der Kräfte eingetreten war, der sich zu Zeiten sehr fühlbar macht und von vielen nur mit Argwohn und Abneigung betrachtet wird.

Der baierische Erbfolgekrieg.

Zwei Dritttheile der bisherigen Regierungszeit Maria Theresia's waren unter Kriegen verlaufen. Sie hatte nicht gezögert, wenn es galt, für die Ehre und Macht des Staates zum Schwert zu greifen, und in Wahrheit konnte ihr größter Gegner, Friedrich, sagen: „Maria Theresia hat ihrem Thron und ihrem Geschlecht Ehre gemacht, als Frau führte sie Pläne aus, würdig eines großen Mannes.“

Aber sie hatte auch die furchtbaren Lasten und Leiden des Krieges kennen gelernt und war nun bestrebt, sie von ihrem Reich, ihrem Volke ferne zu halten, so lange es sich mit der Ehre und dem Bestand des Staates vertrug. Aus diesem Grunde namentlich

war sie eine Gegnerin mancher Pläne und Vorkommnisse; welche in den nächsten Jahren die österreichische Politik beeinflußten. In erster Linie steht hier die Theilung Polens, welcher Maria Theresia so widerstrebte, daß sie Kaunitz daran mahnte, „das offenbare Recht, alle Billigkeit und die gesunde Vernunft" seien dagegen. Nur die Vorstellung, daß man entweder einen Krieg mit Rußland und Preußen aufnehmen, oder sich durch Mitwirkung an dem Theilungsacte gegen Nachtheile sicherstellen müsse, bewog sie zur Zustimmung, „weil so viele große und gelehrte Männer es wollen". In Folge des am 5. August 1772 unterzeichneten Tractates von Petersburg fielen an Oesterreich 1500 Quadratmeilen polnisches Gebiet, mit 2,600.000 Einwohnern, woraus unter der Bezeichnung „Königreich Galizien und Lodomerien" eine neue Provinz gebildet wurde.

Eine weitere unblutige Erwerbung erfolgte 1775, wo Fürst Kaunitz anläßlich des zwischen der Pforte und Rußland geschlossenen Friedens von Kutschuk-Kaniardschi auf Grund einer ehemaligen Zusammengehörigkeit mit Siebenbürgen Ansprüche auf einen Theil der Moldau erhob.

Da zugleich General von Splenyi mit einem österreichischen Corps einrückte, konnte die eben noch von den Russen besiegte Türkei ihre Zustimmung nicht versagen und sie nahm dieselbe so ernst, daß sie den moldauischen Fürsten Ghika enthaupten ließ, weil er auf russische Intriguen diese Abtretung an Oesterreich hintertreiben wollte. Aus diesem 189 Quadratmeilen umfassenden Gebiet wurde zuerst der Czernowitzer Kreis des Königreichs Galizien gebildet, welcher dann als Provinz Bukowina in ein besonderes Verwaltungsgebiet umgewandelt wurde.

Viel weitaussehender war ein von Josef II., der nach dem am 18. August 1765 erfolgten Tod seines Vaters diesem als deutscher Kaiser und Mitregent der österreichischen Monarchie folgte, entworfener Plan zur Erwerbung Baierns. Mit dem Tode des Kurfürsten Max Josef (30. December 1777) erlosch nämlich die Wittelsbachische Hauptlinie und die Erbfolge kam der pfälzischen Linie zu. Aber auch das Haupt derselben, Kurfürst Karl Theodor, war kinderlos, so daß nun ein Seitenstamm, die Herzoge von Zweibrücken, Aussicht auf die baierische Erbfolge hatte. Auf Grund alter Belehnungen erhob nun Oesterreich Ansprüche auf Niederbaiern und wußte den Kurfürsten Karl Theodor zum Abschluß einer Convention zu bringen, welche diese Ansprüche als rechtsgiltig anerkannte und beträchtliche Theile von Baiern sofort an Oesterreich abtrat.

Preußen sah in einer solchen Vergrößerung Oesterreichs auf deutschem Gebiet eine Bedrohung seiner eigenen Stellung und unterstützte daher energisch den Protest des zunächst berechtigten Agnaten, des Herzogs von Zweibrücken. Während noch die Unterhandlungen schwebten, rückten österreichische Truppen in Niederbaiern und der Grafschaft Mindelheim ein, obwohl Maria Theresia wieder einem Krieg widerstrebte und an Kaunitz schrieb: „Selbst wenn unsere Ansprüche auf Baiern nachweisbarer und begründeter wären, als sie es sind, müßte man Anstoß nehmen, einen allgemeinen Brand wegen eines Einzelnvertrages zu veranlassen. Wir werden zu zahlen haben, unsere Völker neuerdings bedrängen müssen, um die Schulden zu tilgen und, dem Anwachsen unserer Besitzungen entsprechend, eine noch umso größere Armee erhalten müssen."

Doch die Dinge waren bereits zu weit gediehen, als daß die Friedensliebe Maria Theresia's einen Conflict hätte beschwören können. Am 3. Februar 1778

erklärte eine preußische Note, daß man „nach vergeblich angewendeten gütlichen Mitteln, wiewohl ungern, den einzig übrigen Weg erwähle, um sich der Zersplitterung Baierns zu widersetzen“. Da man von beiden Seiten schon lange gerüstet hatte, war sofort der Feldzug eröffnet und am 5. Juli drang das preußische Heer unter Führung des Königs von Schlesien aus in Böhmen ein.

Die Unzufriedenheit Maria Theresia's mit dem Krieg war kein Geheimniß, und thatsächlich führte ein Vertrauensmann von ihr, der später vielgenannte Minister Thugut, noch immer die Unterhandlungen fort. Schon dieser Umstand mußte lähmend auf die Operationen wirken. Aber auch aus anderen Gründen hatten dieselben mit wenigen Ausnahmen mehr den Charakter eines Friedens-Manövers als des blutigen Ernstes. In König Friedrich II. war das kriegerische Feuer schon erloschen, für ihn galt es nicht mehr, Feldherrnruhm zu erwerben, sondern den erworbenen zu bewahren, und daß dies oft sehr schwierig ist, hatten ihn die letzten Feldzugsjahre des siebenjährigen Krieges gelehrt. Er selbst bezeichnete den baierischen Erbfolgekrieg als „eine Erbärmlichkeit, das Werk eines erschöpften Greises ohne Kraft und Aufschwung“.

An der Spitze der österreichischen Armee aber stand Kaiser Josef II. (Bild S. 1061) selbst, der bisher den Krieg aus eigener Anschauung nach nicht kannte und — seiner sonstigen großen Eigenschaften unbeschadet — aller Feldherrngaben ermangelte. So ehrenvoll für sein Herz die wiederholt ausgesprochene Scheu, das Leben seiner Soldaten auf das Spiel zu setzen, auch sein mag, der Feldherr darf solchen Erwägungen nicht zugänglich sein, wenn er seinen Zweck erreichen will. An der Seite des Kaisers stand der Feldmarschall Moriz Graf Lascy, der unter Daun rühmlich gefochten und sich als vorzüglicher Administrator bewiesen hatte. Für die Leitung einer großen Armee zum Fassen und Durchführen umfassender Pläne fehlte ihm aber jene Charakterenergie, welche gewissermaßen der Kitt aller bedeutenden Eigenschaften sein muß, deren der tüchtige Feldherr bedarf.

Diese Verhältnisse wirkten natürlich auch weiter, so daß selbst schneidige Generäle, wie Loudon und Haddik, in diesem wunderlichen Krieg ihre Thatenlust erlahmen fühlten, ja fast zaghaft wurden. Durch die Schwierigkeit, die in den Niederlanden, Ungarn und Italien zerstreuten Truppen zu vereinigen, war der österreichische Aufmarsch bedeutend verzögert worden. Das Hauptcorps unter Führung des Kaisers concentrirte sich bei Jungbunzlau und Jicin, das zweite unter Loudon war gegen die sächsische Grenze gewendet, von wo Prinz Heinrich, nebstbei gesagt gleichfalls diesem Kriege abgeneigt, mit einer preußisch-sächsischen Armee drohte. Der preußische Kriegsplan war von selbst gegeben; den von Sachsen und Schlesien getrennt eindringenden Corps war Prag als Vereinigungspunkt bezeichnet, welchem dieselben in diesem Kriege sehr ferne bleiben sollten.

Unter kleinen Plänkeleien rückte die preußische Armee bis Welsdorf vor, wo sie am 8. Juli der in einer sehr starken von Schanzen gedeckten Stellung der Oesterreicher, die sich längs der Elbe von Armau bis Königgrätz dehnte, sehr nahe kam. Eines preußischen Angriffes gewärtig, wurde nunmehr das bisher in Mähren stehende Reservecorps des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und des Fürsten Karl Liechtenstein in die Nähe von Königgrätz gezogen, aber dieser Angriff blieb aus. Friedrich II., der seine Armee auf fremdem Boden ernährte, scheute einen Angriff auf die vorzügliche Stellung der Kaiserlichen, die ihrerseits diese Vortheile nicht aufgeben mochten, um sich dem ungewissen Ausgang einer Feldschlacht auszusetzen. So

blieb es bei kleinen Scharmützeln und Vorpostenneckereien zwischen zwei Armeen, auf welche die Blicke von ganz Europa gerichtet waren.

Prinz Heinrich erzwang zwar durch geschickte Märsche den Einbruch in Böhmen und brachte auch der bei Böhmisch-Zwittau stehenden Vorhut Loudon's unter General de Vins eine Schlappe bei. Loudon zog nun Verstärkungen an sich und setzte sich zwischen Backofen und Münchengrätz an der Iser fest. Dort wollte ihn Prinz Heinrich nicht angreifen, weil, wie Friedrich II. in seinen Memoiren sagt, „des Helden Seele durch langen Trübsinn umnachtet wurde, so daß der vorwärtsstrebende Muth erlöscht und er unthätig stehen bleibt".

Verschiedene Versuche des Königs, die Elbe zu überschreiten und sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen, scheiterten an der Wachsamkeit der Oesterreicher, deren leichte Truppen unter dem später berühmten General Dagobert Graf Wurmser (Bild S. 1061) manchen kleinen Vortheil über den Gegner errangen. Dafür entschädigten sich die Preußen, indem ihre Generäle Werner und Stutterheim in das nur schwach besetzte Oesterreichisch-Schlesien einbrachen, Brandschatzungen erhoben und das Land förmlich aussogen. Namentlich General Stutterheim trieb es in Troppau so arg, daß er endlich auf Betreiben des Erbprinzen von Braunschweig abberufen wurde.

Auf beiden Seiten litt unter der bisherigen Kriegführung auch die Zuversicht der Soldaten, besonders im preußischen Heere riß eine unmuthige Stimmung ein, welche durch die Strenge des Königs, Verpflegsschwierigkeiten und einen früh eintretenden Herbst noch vermehrt wurde.

Aus all diesen Gründen entschloß sich endlich Friedrich II., sein Lager bei Lauterwasser am 8. September zu verlassen und im Angesichte des Feindes einen Marsch anzutreten, von dem er später selbst sagt, „er könne nicht begreifen, daß er ihn damals unternommen, noch weniger aber, daß es die Oesterreicher ungestraft geduldet hatten".

Bei früheren Gelegenheiten hatte Lascy wiederholt darauf hingewiesen, daß die Märsche der Preußen trefflich zu einem Flankenangriff ausgenützt werden könnten. Kaiser Josef II. aber hatte solche Vorschläge stets mit der Hinweisung, daß die Preußen ohnehin bald Böhmen verlassen müßten, also köstbares Blut nutzlos fließen würde, abgelehnt. Als nun der Kaiser von einer Anhöhe aus den gewagten Marsch des Gegners beobachtete, meinte er doch selbst, man könnte dessen Vorhut und Flanke angreifen. Da wurde in Lascy der soldatische Mißmuth so groß, daß sogar die Geschmeidigkeit des Hofmannes nicht mehr hinreichte, ihn zu zähmen. Unwirsch stieß er hervor: „Freilich — das ginge ganz gut — wenn ich jetzt im Momente Cavallerie aus der Hosentasche ziehen könnte."

Bei Wildschütz blieb Friedrich II. wieder eine Woche stehen, dann zog er unter einer gewaltigen Kanonade bis Altstadt, am 15. September war er in Trautenau, lagerte dann bis Mitte October bei Schatzlar, worauf er nach Schlesien zurückging. Die Unbilden des Wetters, Mangel an Verpflegung und die Neckereien der österreichischen leichten Truppen hatten den Preußen Verluste an Menschen und Gepäck gekostet, wie es kaum in einer Schlacht der Fall gewesen wäre.

Prinz Heinrich allein, der am 30. September schon seinen Rückzug nach Sachsen vollzogen hatte, gibt seinen Verlust auf 2000 Mann und 3000 Pferde an. Es fehlte an Wägen, um die Kranken und Verwundeten fortzuschaffen, welche man in besonderen Schreiben der auch bereitwillig gewährten Fürsorge der Oesterreicher empfahl.

Man war auf beiden Seiten mit dieser Art der Kriegführung nicht einverstanden. Wohl lautet ein österreichisches Urtheil sehr lobend: „Vielleicht ist noch kein Krieg mit so viel Klugheit und Vorsicht geführt worden, als der jetzige“, aber die öffentliche Meinung und jene der Soldaten acceptirte diese Worte nicht. Denn der Krieg hatte



Liechtenstein. Wurmser. Haddik. Erzh. Maximilian. Lascy. Loudon. Josef II. Prinz Coburg.

Josef II. an der Spitze seiner Armee. (Seite 1059 u. ff.)

große Opfer erfordert und doch hatte man nicht einmal den Versuch gemacht, den Feind mindestens vom eigenen Land ferne zu halten. Eine strategische Weisheit, welche Alles geschehen läßt, um selbst nichts thun zu dürfen, war dem Denken des Volkes und eines großen Theiles der Armee unverständlich.

Aufrichtiger urtheilte ein preußischer Kritiker, wenn er sagt: „Unser ganzer Feldzug ist auf einen Hußaren- und Patrouillenkrieg hinausgelaufen, der nichts entscheidet.“

Ein Krieg aber, der keine Entscheidung bringt, ist — wenn man auch den schönen Theorien der „Friedensfreunde“ noch so wenig praktischen Werth zuerkennen mag — nie zu rechtfertigen. Der Volkswitz ließ sich auch einen so dankbaren Gegenstand nicht entgehen, in Oesterreich gab man diesem Krieg die geringschätzige Bezeichnung „der Zwetschkenrummel“, in Preußen spottete man über den „Kartoffelkrieg“.

Nur in Oesterreichisch-Schlesien ging es etwas ernsthafter zu und hier dauerten die Feindseligkeiten auch noch länger fort. Im October 1778 war der kaiserliche General Marquis Botta zum Rückzug gezwungen worden, so daß Mähren bedroht erschien. Erst als Feldzeugmeister Karl Freiherr von Elrichshausen mit Verstärkungen anlangte, wurden die Preußen unter dem Erbprinzen von Braunschweig wieder bis Troppau zurückgedrängt. Doch kam es hier zu keiner rechten Winterruhe. Der preußische Generallieutenant von Möllendorf unternahm im Februar 1779 einen bis nach Ossegg reichenden Streifzug nach Böhmen. Noch berühmter aber wurde der Einfall, welchen Feldmarschall Graf Wurmser (Bild S. 1061) im Jänner in die Herrschaft Glatz machte.

Eine Abtheilung unter Führung des Obersten Moriz August von Benjovsky (Bild S. 1068), auf welchen wir noch zurückkommen werden, überrumpelte am 18. Jänner die Stadt Habelschwert, wobei der preußische General Prinz Adolf von Hessen-Philippsthal, 7 Officiere und 714 Soldaten gefangen genommen wurden. Nur eine Infanterieabtheilung der Preußen leistete, in ein Carré zusammengeballt, hartnäckigen Widerstand. Erst die aufopferungsvolle Tapferkeit des Husarenrittmeisters Ratkowsky machte eine Bezwingung dieses Carrés möglich. Mit gewaltigem Satze sprang er in dasselbe, so daß durch die Last des gleich dem Reiter von den Bajonetten durchbohrten Pferdes der dichte Klumpen auseinander gedrängt wurde. „Tragt mich auf die preußische Kanone“, sagte der Tapfere, als man ihn — zu Tode verwundet — aus dem Knäuel der Körper hervorzog, „sie soll mein Sterbebett sein, ein ehrenvolleres kenne ich nicht.“

Ein ähnlicher Versuch des Feldmarschalllieutenants Olivier Graf Wallis, Neustadt und Schlesien zu überrumpeln, scheiterte im Februar 1779 an der Standhaftigkeit des preußischen Obersten von Winterfeld, der sich so lange vertheidigte, bis der nahende Succurs Wallis zum Rückzug zwang.

Ein am 19. März 1779 abgeschlossener Waffenstillstand machte allen weiteren Feindseligkeiten ein Ende. Schon im Sommer des vorigen Jahres hatte Maria Theresia durch einen eigenhändigen Brief an Friedrich II. Unterhandlungen angeknüpft, welche — ohne Wissen und später ohne Zustimmung Josefs II. fortgesetzt — am 10. Mai 1779 zum Frieden von Teschen führten. In diesem erhielt Oesterreich einen etwa 70 Quadratmeilen umfassenden Landstrich zwischen Donau und Inn — das heutige Innviertel — wogegen es auf alle anderen, aus der Convention mit Karl Theodor fließenden Ansprüche verzichtete. Zum erstenmale war Maria Theresia mit Friedrich II. zufrieden und rühmte, daß er „edel gehandelt“ habe, während der König in einem Schreiben an die Kaiserin äußerte: „Des Charakters Eurer Majestät war es würdig, Beweise von Hochherzigkeit und Mäßigung in einer streitigen Angelegenheit zu geben, nachdem Sie Ihr väterliches Erbe mit einer heldenmüthigen Festigkeit behauptet haben.“

Die zwei Monarchen, von welchen Bürger in seiner berühmten Ballade vom Schluß des siebenjährigen Krieges noch sang:

„Der König und die Kaiserin,
Des langen Haderns müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;“ —

diese zwei langjährigen erbitterten Gegner wirkten einträglich zusammen, um den baierischen Erbfolgekrieg rasch zu endigen, gewiß eine der seltsamsten Wandlungen der Politik, die zu allen Zeiten an Ueberraschungen reich ist.

Bevor wir weiterschreiten, müssen einige Worte jenem Manne gewidmet werden, welchen wir anläßlich des Ueberfalles auf Habelschwert kennen gelernt haben. Moriz August Graf von Benjovsky gehört durch seine Schicksale und seinen Unternehmungsgeist zu den merkwürdigsten Männern seiner Zeit, obwohl er weit entfernt von dem gewöhnlichen Abenteurerthum war. Als Sohn eines kaiserlichen Generals 1741 geboren, trat er früh in die Armee, machte die ersten Jahre des siebenjährigen Krieges mit, verließ aber, einem Ruf seines Oheims — eines reichen Gutsbesitzers in Polen — folgend, 1758 schon den österreichischen Dienst. Der Tod seines Vaters machte seine Rückreise nach Ungarn nothwendig, und als er hier bezüglich der Erbschaft Schwierigkeiten fand, machte er mehrjährige Reisen, auf welchen er sich tüchtige Kenntnisse im Seewesen erwarb. Als Erbe seines Oheims ging er 1767 nach Polen zurück, nahm dort an einer gegen die Russen gerichteten Conföderation theil und wurde zum General ernannt. In einem Gefechte verwundet und gefangen, wurde er in Kasan internirt, nahm aber dort Antheil an einer Verschwörung, nach deren Entdeckung er 1770 nach Kamtschatka verwiesen wurde. Schon auf dem Transport dahin wußte er sich ein Uebergewicht über seine Schicksalsgenossen zu erwerben, das noch stieg, als er bei einem heftigen Sturm an Stelle des vollkommen unfähigen Capitäns das Schiff durch seine Führung rettete. Dadurch empfahl er sich auch dem Gouverneur Nilow, der ihm mancherlei Begünstigungen einräumte und den Unterricht seiner Kinder übertrug.

Benjovsky gewann die Gunst des Gouverneurs in so hohem Grade, daß dieser seine Freilassung erwirkte und die Verlobung mit der Tochter Aphanasia zugab, welche eine schwärmerische Neigung für Benjovsky gefaßt hatte. Dieser war jedoch schon an die Spitze eines auf Befreiung der Verwiesenen gerichteten Geheimbundes getreten und wendete alle ihm gewährten Begünstigungen nur zur Beförderung dieser Zwecke an; ja er verschwieg aus diesem Grunde sogar, daß er schon längst verheiratet war. Das beispiellose Vertrauen des Gouverneurs und die Bestechlichkeit anderer Beamten machten es Benjovsky lange Zeit möglich, ungehindert alle Vorbereitungen zu treffen; er schuf sein Haus zu einer förmlichen Festung um und organisirte die Verwiesenen unter einer strammen Disciplin. Als endlich der Gouverneur doch Argwohn faßte, erhielt der Graf durch Aphanasia eine Warnung, er trotzte nun den Geboten des Gouverneurs offen, lieferte den Regierungstruppen siegreiche Gefechte und erstürmte sogar das Fort, wobei Nilow das Leben verlor. Da er sich auf die Länge natürlich nicht behaupten konnte, bemächtigte er sich des russischen Kriegsschiffes „Peter und Paul“, auf dem er am 11. Mai 1771 mit 96 Personen, unter welchen sich auch Aphanasia befand, Kamtschatka verließ.

Auf einer stürmischen Fahrt nach Macao verlor er durch den Tod Aphanasia und zahlreiche seiner Begleiter, wurde aber überall mit Auszeichnung aufgenommen, da ihm der Ruf seiner merkwürdigen Schicksale und seiner Thatkraft voranging.

Diese Eigenschaft empfahl ihn der Regierung von Frankreich, wohin er sich gewendet hatte, so daß sie ihn mit der Aufgabe betraute, eine Colonie auf Madagaskar anzulegen. Benjovsky faßte in der That rasch Fuß auf dieser Insel und gewann das Vertrauen der wilden Völkerschaften in so hohem Grade, daß sie ihn zu ihrem König wählten. Dies weckte jedoch das Mißtrauen der französischen Regierung, er wurde abberufen und wendete sich, da man ihn mit fast offener Feindseligkeit behandelte, von Frankreich wieder nach Oesterreich.

Als Oberst des Szekler Hußarenregimentes nahm er am baierischen Erbfolgekrieg theil und führte den Ueberfall von Habelschwert unter Wurmser's Obercommando aus. Obwohl zum General avancirt, konnte er Madagaskar nicht vergessen, und da es ihm nicht, wie er gehofft hatte, gelang, den Kaiser zur Ausrüstung einer Expedition zu bewegen, verließ er 1783 abermals den österreichischen Dienst und ging nach London. Auch dort vermochte er nicht die Regierung für seine Pläne zu gewinnen und rüstete nun selbst drei Schiffe aus, mit welchen er 1785 nach Madagaskar zurückkehrte. Frankreich, das schon vor hundert Jahren auf diese Insel, deren wilde Bevölkerung ihm noch heute so viele Schwierigkeiten macht, mehr Gewicht legte, als sie werth zu sein scheint, sah diese Expedition mit scheelen Augen an. Als die Maßregeln Benjovsky's offen darauf abzielten, für sich eine unabhängige Erbschaft zu etabliren und die Franzosen zu vertreiben, sendeten diese von Isle de France aus Truppen gegen ihn. Bei einem der ersten Zusammenstöße ließen seine Schwarzen ihn im Stiche und Benjovsky selbst fiel durch eine Kugel (23. Mai 1786).

Er ist ein merkwürdiges Beispiel dafür, wie schwer sich ein hochbegabter und selbst edel angelegter Charakter wieder in dem alten Geleise des Lebens zurecht findet, wenn er durch eine Verkettung von Umständen einmal auf das wogende Meer der Abenteuer geschleudert wurde. Auf jeden Fall ist er eine höchst interessante Erscheinung, deren sympathisches Andenken durch keinen der Flecken getrübt wird, welche sonst meist solchen Existenzen ankleben.

Der Türkenkrieg unter Josef II.

Obwohl wir wissen, daß Josef II. schon anläßlich seines Zusammentreffens mit Friedrich II. in Mährisch-Neustadt seinem Mißtrauen gegen Rußland Ausdruck gegeben hatte, ließ er sich doch — wahrscheinlich um Rußland ganz von Preußen abzuziehen — anläßlich des Besuches, welchen er 1787 der Kaiserin Katharina II. in Chersson abstattete, zu einem gegen die Türkei gerichteten Bündniß bewegen. Auch er stand schon vor der Schwierigkeit, entweder mit den Waffen für die Türkei eintreten zu müssen, deren Verfall kaum abwendbar erscheint, oder darauf zu achten, daß sich derselbe in einer die Lebensinteressen Oesterreichs schonenden Weise vollziehe. Er wählte das letztere und trat zu diesem Zwecke mit dem Hintergedanken, die 1739 verlorenen Gebiete wieder zu gewinnen, an Rußlands Seite, obwohl gerade dieser letzte Türkenkrieg trotz der russischen Bundesgenossenschaft mit schweren Verlusten für Oesterreich abgeschlossen hatte.

Trotzdem zögerte er übrigens, als 1787 ein Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausbrach, so lange als möglich, und erst als seine angebotene Vermittlung von der Pforte abgelehnt wurde, erklärte er derselben am 2. Februar 1788 den Krieg. Es war dies im Momente, wo von innen und außen Schwierigkeiten aller Art aufstiegen, ein verhängnißvoller Schritt.



Die Belagerung von Schabatz, 1789.

Kaiser Josef II. rollt Lascy das leere Pulverfaß hin, damit sich der greise Held niedersetzen könne.

Da man schon seit dem Vorjahre auf den Krieg gefaßt war, stellte Oesterreich 245.000 Mann mit 898 Geschützen und 36.000 Pferden in das Feld, die zahlreichste und bestgerüstetste Armee, welche es je besaß.

An die Spitze derselben trat Kaiser Josef II. selbst (Bild S. 1061), sein Oberbefehl war jedoch thatsächlich nur ein nomineller, denn die eigentliche Leitung lag in den Händen des kränklichen Lascy, „seines Lehrers in den Zick-Zack-Märschen und verkünstelten Operationsplänen“, wie eine herbe, aber treffende Kritik sagt.

Es wird Gelegenheit sein, die großen Verdienste Lascy's zu würdigen, daß er aber keine Feldherrnbegabung besaß, beweist der von ihm entworfene Operationsplan gegen die Türkei unwiderleglich. Statt mit seiner imposanten Macht wuchtige Schläge zu führen und rasch vorzudringen, verzettelte er das Heer auf einer vom Dnjester bis an das Adriatische Meer reichenden Aufstellung, die Alles schützen sollte, thatsächlich aber überall zu schwach war und leicht durchbrochen werden konnte.

In sechs Corps riß Lascy die österreichische Armee aus einander, die unabhängig von einander operiren sollten und so weit entfernt waren, daß keines dem Andern beispringen konnte. Die bei Peterwardein gesammelte Hauptarmee unter dem Oberbefehl des Kaisers und Lascy's sollte gegen Serbien vordringen. In der Bukowina stand Prinz Josias von Sachsen-Coburg (Bild S. 1061), in Siebenbürgen General Dominik Graf Fabris, im Banate Wilhelm Friedrich Graf Wartensleben, in Slavonien Mittrowsky und in Croatien endlich Karl Fürst Liechtenstein und Josef Baron De Vins.

Aber abgesehen von dieser fehlerhaften Aufstellung war die Kriegführung überhaupt eine so langsame, daß man die Gelegenheit verpaßte, über die Donau und Save vorzudringen, bevor sich das gegen Oesterreich bestimmte Türkenheer gesammelt hatte.

Ein mißglückter Angriff auf Dubitza und die Belagerung des unbedeutenden Schabatz kosteten werthvolle Zeit. An der letzteren nahm auch der Neffe des Kaisers, Erzherzog Franz, theil, welcher die erste Kanone gegen die Festung abbrannte. Vor Schabatz ereignete sich auch eine hübsche Episode. Der Kaiser befand sich mit seinem Stabe in einer Batterie, um die Beschießung der Festung zu verfolgen. Da bemerkte er, daß dem kränklichen Lascy das Stehen beschwerlich wurde, und Josef II. rollte demselben mit eigener Hand ein leeres Pulverfaß zum Sitzen herbei, ein schönes Beispiel von Fürstendankbarkeit, die sich nicht mit der Verleihung von Orden und Würden begnügt, sondern es auch nicht verschmäht, sie in rein menschlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. (Siehe das Bild.)

Schabatz fiel am 20. April, und nun — schlief die Kriegführung ganz ein. Das Hauptheer lagerte sich in der sumpfigen Gegend von Semlin und ließ den Türken Zeit, von allen Seiten mit starken Corps heranzurücken. Die furchtbare Hitze des Sommers, die Sumpfluft, der Mangel an trinkbarem Wasser füllten die Spitäler und kosteten der Armee große Opfer. Innerhalb zehn Monate hatte man 172.000 Kranke und 33.000 Todte, blos in Folge von Fiebern und Dissenterien.

Aber auch in ganz nutzlosen und unrühmlichen Kämpfen gingen viele Leute zu Grunde. Denn die Türken durchbrachen an mehreren Orten die dünne, einem Cordon ähnelnde Stellung, wobei es nicht ohne schmerzliche Verluste abging. Am 7. August erfolgte mit bedeutenden Kräften ein Einfall in das Banat, der zwar durch die heldenmüthige Ausdauer des Majors von Stein bei der Vertheidigung der berühmten Veteranischen Höhle einen Aufenthalt erlitt, aber endlich doch den Rückzug des kaiser-

lichen Heeres nothwendig machte. Dieser gestaltete sich durch die energische Verfolgung der Türken sehr verlustreich und übte den schlimmsten Einfluß auf die ohnehin schon sehr gedrückte Stimmung der Truppen.

Nur dadurch läßt sich die bekannte Unglücksnacht von Karansebes (21. September 1788) erklären. Auf dem Rückzug von dort nach Lugos entstand in der Dunkelheit ein falscher Alarm, welcher genügte, die ganze Armee in Verwirrung zu setzen und fast alle Bande der Ordnung zu lösen. Einzelne Abtheilungen feuerten gegen einander, andere rissen einfach aus. Der Kaiser wurde beim Bemühen, die Ordnung aufrecht zu erhalten, im Gedränge fortgerissen und von seinem Gefolge getrennt, das er erst nach langem Herumirren wieder fand. Erzherzog Franz wurde von gleichen Erlebnissen nur dadurch bewahrt, daß General Kinsky ein Carré um den Erzherzog schließen ließ, das er an der Straße gesammelt hielt, bis sich der Tumult gelegt hatte.

Eine von militärischer Seite ausgehende Schilderung sagt weiter: „Wenn sich der Schrecken der Ueberraschung für Augenblicke alter, gedienter, an Ordnung und Manneszucht gewohnten Truppen bemeistern konnte, so läßt sich leicht beurtheilen, was dessen Fortpflanzung unter dem Trosse der voranziehenden Reit- und Packknechte, Zelt- und Kesselpferde und der fahrenden Bagage für Unheil erzeugen mußte. Hier kannten Unordnung und Verwirrung gar kein Ziel. Die Führer der Packpferde schnitten die Gurten der Sättel ab, warfen die Last mitten auf die Straße, schwangen sich auf die Pferde und rannten unter dem Geschrei: „Die Türken sind da! — Rette sich wer kann! — Alles ist verloren!“ — in gestrecktem Pferdelauf davon. Die Fuhrknechte der Reserve-Artillerie wie des übrigen Fuhrwesens schnitten die Stränge ab und eilten ebenfalls davon. Die einzeln dabei commandirten Soldaten feuerten ihre Gewehre ab, ohne zu wissen auf wen und warum; sie vermehrten dadurch die Angst und Verwirrung unter dem Trosse. Kurz, die ganze Straße war bedeckt von den wie wahnsinnig rennenden Menschen zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen — schreiend, fluchend, weinend — Alles umwerfend, was ihnen in den Weg kam. Sie war besäet mit Sätteln, Packtaschen, Zelten, Kesseln, Pferdepflöcken, Kisten, Geräthe aller Art. Die Unordnung unter diesem Troß war grenzenlos — über allen Ausdruck, über alle Beschreibung.“

Durch das sinnlose Feuern — denn in der Verwirrung wurden sogar Geschütze gelöst — wurden endlich zu allem Uebel auch die Türken, welche der Armee knapp folgten, aufmerksam gemacht und sendeten zahlreiche Cavallerie nach. Beim Morgengrauen kam dieselbe vor dem Defilé von Karansebes an, ihre wiederholten Angriffe wurden aber durch einige intact gebliebene Cavallerieregimenter abgewiesen.

Am folgenden Tage erst setzte die wieder gesammelte Armee unangefochten ihren Marsch fort und bezog bei Lugos ein Lager. Dort blieb sie auch und bei Beginn der schlechten Jahreszeit räumten die Türken das Banat wieder.

Nur auf den beiden äußersten Flügeln der langgestreckten Stellung konnte man sich einiger Erfolge rühmen. In Croatien war an Stelle des Generals der Cavallerie Fürst Karl Liechtenstein (Bild S. 1037), endlich Loudon getreten, welcher anfänglich — wie man allgemein annahm, auf Lascy's Betreiben — gar kein Commando erhalten hatte. Er nahm am 26. August Dubitza, am 3. October Novi und besetzte einen Theil von Bosnien. Das von der Bukowina in die Moldau vorrückende und durch Russen verstärkte Corps besetzte Jassy und am 29. September ergab sich dem Prinzen Josias die hartnäckig vertheidigte Festung Choczim.

Am 18. November verließ der Kaiser, der sich im Lager von Semlin den Todes-n geholt hatte, die Armee mit dem gleichfalls sehr kranken Lascy. Der Oberbefehl rde anfänglich an den Feldmarschall Graf Haddik übertragen, der jedoch wegen nes hohen Alters selbst bald um Enthebung bat, und nun geschah erst das, was hl von Anbeginn das beste gewesen wäre — man legte das Commando in Loudon's nde.

Der Kaiser, welcher stets noch hoffte, wieder zur Armee gehen zu können, war Winter über unablässig bemüht, alle Anstalten für den Feldzug von 1789 zu ffen. Wie im Vorjahre wurde die Eroberung Belgrads in Aussicht genommen, Josef II. fragte einst Loudon, wie lange er wohl zu derselben brauchen dürfte. Benn alles Nöthige zur Stelle ist — zwei Wochen", entgegnete Loudon bedächtig. as ist denn doch etwas viel gesagt", schaltete Lascy kopfschüttelnd ein. „Ja, n lieber Freund, wir müssen ihm das schon glauben", sagte nun mit feinem Spotte Kaiser, „denn wir zwei — ich und Sie — haben noch keine Festungen eingenmen!"

Die Eroberung von Türkisch-Gradiska (9. Juli 1789) durch Loudon ffnete den Feldzug, während Haddik die Türken in einer Reihe von glücklichen fechten aus dem Temeser Banat vertrieb und die Belagerung von Belgrad vor-eitete. Nach dem durch Krankheit und Alter erzwungenen Rücktritt Haddik's nahmen Operationen unter Loudon's Leitung einen rascheren Fortgang. Der verdienst-le Feldzeugmeister Karl Graf Clerfayt schlug die Türken am 28. August bei sova und zwang sie zum Rückzug über die Donau, und nun konnte sich die Haupt-mee gegen Belgrad wenden.

Am 12. und 13. September wurde die Save überschritten und am 14. war die nschließung, an welcher auch die Tschaikisten-Flotille theilnahm, vollendet. n gleichen Tage brannte Erzherzog Franz wieder die erste Kanone gegen Belgrad und wurde das Bombardement bis zum 30. September eifrig unterhalten. Der diesem Tage von vier Colonnen unternommene Sturm auf die Vorstädte gelang lständig; trotz verzweifelten Widerstandes der Türken, die aus jeder Gasse und jedem us mit der blanken Waffe vertrieben werden mußten, drangen die österreichischen uppen doch bis auf das Glacis der Festung vor, auf dem in der folgenden Nacht h die erste Parallele aufgeworfen wurde. Die Beschießung wurde mit so großem chdruck fortgesetzt, daß thatsächlich die Erde bebte und alte, schlachtengewohnte Sol-ten erklärten, noch nie ein so furchtbares „Höllenconcert" erlebt zu haben. Großes rdienst an dem glücklichen Fortgange der Belagerung fiel dem kenntnißreichen Feld-gmeister Theodor Baron Rouvroy zu, der das Ingenieur- und Artilleriewesen tete. Loudon schätzte ihn besonders hoch und empfand es schmerzlich, als ein bös-iges Lagerfieber am 30. September diesen ebenso tapferen als verwendbaren General nwegraffte.

Am 6. October standen mehrere Theile der Festung in Flammen und die meisten tterien derselben waren durch das überlegene Feuer der Oesterreicher demontirt. Auf s Begehren des Commandanten Osman Pascha um einen fünfzehntägigen Waffen-lstand antwortete Loudon lakonisch: „Nicht 15 Stunden!" und ließ die Beschießung t verdoppelter Kraft fortsetzen. Ein unter Abdi Pascha anrückendes türkisches Heer gte gar keine Lust, handgemein zu werden, und ließ sich von den leichten Truppen s Obersten Stefan von Mihalyevich aufhalten. Innerhalb 24 Stunden waren

50.000 Geschosse schweren Calibers auf Belgrad geschleudert worden, so daß Osm Pascha, an einen Entsatz verzweifelnd, die Capitulation am 7. October Früh an

Am 9. erfolgte die Uebergabe, wobei die 25.000 Mann starke Besatzung Waffen strecken mußte. Die Sieger erbeuteten 351 Geschütze, 34 Mörser, 6000 Cen Pulver, riesige Massen anderer Vorräthe, viele Schiffe ꝛc. Der Gesammtwerth Beute soll 20 Millionen Gulden betragen haben. Die Kaiserlichen verloren wäh der ganzen Belagerung nur 300 Todte und 740 Verwundete. Als nach damal Sitte der Courier mit der Siegesnachricht in Begleitung zahlreicher blasender Postil in Wien einritt, wurde die Bevölkerung von einen wahren Freudentaumel ergri



Oberst Benjovsky. (Seite 1062.)

es war eine tröstende, herzerhebende Kunde in sehr trüber Zeit. Loudon und Eroberung von Belgrad wurden in einer ganzen Fluth von Gedichten — besser gemeint als gereimt — gefeiert. Kaiser Josef II. übersendete an Loudon ganz in Brillanten bestehende Großkreuz des Theresien-Ordens, das bisher nur Großmeister getragen worden war.

Loudon benützte noch den Rest der günstigen Jahreszeit, um auch Passa witz und Semendria zum Fall zu bringen, und beim Ende des Feldzuges ein großer Theil von Serbien und Bosnien in den Händen der österreichischen Trup — Auch im Osten hatte Prinz Josias von Sachsen-Coburg schöne Er errungen, nachdem mit dem verderblichen Co[illegible]stem Lascy's gebrochen und



Maria Theresia und Josef II. (Seite 1072 u. ff.)

Truppen in großen Massen zusammengefaßt waren. Am 1. August schlug Prinz Josias die Türken bei Fokschany, daß sie ihr ganzes Lager im Stiche lassen mußten, und noch glänzender war der am 22. November erfochtene Sieg bei Martinestie. Hier standen 20.000 Oesterreicher und 7000 Russen gegen eine dreifache türkische Uebermacht, welche so entscheidend geschlagen wurde, daß sie sich in wilder Flucht auflöste. Auf dem Schlachtfelde blieben 5000 Mann und mehrere tausend kamen auf der Flucht um; drei Lager mit allem Gepäcke, 2000 Wagen, 84 Kanonen, 104 Standarten und Roßschweife fielen den Siegern in die Hände. Eilend suchte der Großvezier hinter der Donau Schutz, wohin ihm aber Friedrich Fürst Hohenlohe-Kirchberg mit einem Corps folgte, das noch mehrere schöne Erfolge errang und tief in die Walachei vordrang.

Schon in der letzten Lebenszeit Josef's II., der am 20. Februar 1790 starb, waren Verhandlungen angeknüpft worden, da Rußland den Krieg nur sehr lässig führte und die allgemeine Lage dringend einen Abschluß desselben erforderte. Es war eine der ersten Sorgen des nachfolgenden Kaisers Leopold II., den Frieden mit der Türkei herzustellen, und dem Waffenstillstand von Giurgewo folgte am 2. August 1790 der Vertrag von Sistowa. Mit Ausnahme des Bezirkes von Alt-Orsowa und eines kleinen Landstreifes von Türkisch-Croatien längs der Unna, welche an Oesterreich abgetreten wurden, trat wieder der gegenseitige Besitzstand vor dem Kriege in Kraft.

Der Aufstand in den Niederlanden.

Mancherlei Neuerungen Josef's II., der in seinen wohlgemeinten Reformen allzu rasch und ohne Rücksicht auf die Stimmungen und liebgewordenen Vorurtheile der Bevölkerung vorging, hatten schon gegen die Mitte der Achtzigerjahre eine hochgradige Erregung in den österreichischen Niederlanden erzeugt. Unter dem Einflusse einer durch das Beispiel Frankreichs aufgestachelten Demokratie und der Geistlichkeit, die sich besonders durch einige Verfügungen Josef's getroffen fühlte, wurde die Situation endlich so gespannt, daß die Stellung des wohlmeinenden Generalgouverneurs, des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen (Gemahls der Erzherzogin Christine), sich ganz unhaltbar gestaltete.

Sein Nachfolger, General Graf Josef Murray, machte die Lage durch unentschlossenes Schwanken zwischen Strenge und Nachgiebigkeit noch schlimmer und wurde Ende 1788 für die Civilverwaltung durch Graf Ferdinand Trauttmannsdorff ersetzt. Die wichtige Stelle eines Commandanten aber erhielt Feldzeugmeister Graf Richard d'Alton, der den Ruf eines tüchtigen energischen Generals besaß. Leider scheint man neben anderen Mißgriffen in Bezug auf die Niederlande besonders unglücklich in der Auswahl der Persönlichkeiten gewesen zu sein.

Wiederholte blutige Zusammenstöße des Militärs mit dem Volk erhöhten die Erregung und es brach endlich ein offener Aufstand aus, der von den ehrgeizigen Advocaten van der Noot und Vonck geleitet wurde und in der auf holländischem Boden gebildeten „Patrioten-Armee" des Obersten van der Meersch einen Rückhalt fand.

Auch d'Alton war am unrechten Orte energisch und erließ am 19. October 1789 eine ganz unsinnige Proclamation, welche alle Orte mit der Brandlegung bedrohte, die sich dem Aufstande anschließen würden, [illegible] wo sich Bewaffnete aufhielten. Die

Antwort hierauf war der Einmarsch der „Patrioten-Armee“ am 5. October, welche bei Tournhaut sogar ein siegreiches Treffen gegen das schwache kaiserliche Truppencommando bestand. Nun versagte aber die Energie d'Alton's. Statt vor Allem die „Patrioten-Armee“ aus dem Lande zu jagen, ließ er sich in einen ungünstig verlaufenden Straßenkampf in Brüssel ein (10. December 1789), der mit dem Rückzug der kaiserlichen Truppen endete. Aehnlich erging es in den meisten Städten; die schwachen vereinzelten Garnisonen wurden überwältigt und entwaffnet und nur ein kleiner Theil der Truppen gelangte nach Luxemburg. Nach dem Beispiel der Stände von Flandern erklärten sich auch die übrigen Provinzialstände für unabhängig, und mit der Föderationsacte vom 20. Jänner 1790 wurde vollends die Losreißung von der österreichischen Herrschaft vollzogen.

Daß Vorsicht — gepaart mit rechtzeitig angewendeter Energie — diesen Sturm hätte beschwören können, lehrte die Folge. Nach dem Frieden von Sistowa wendete sich Leopold II. den Niederlanden zu. Ein Manifest versprach Wiederherstellung der Verfassung, forderte aber Unterwerfung. Im größeren Theil des Landes war man der sogenannten Unabhängigkeit ohnehin schon müde, denn die beiden Führer van der Noot und Vonck waren sich in die Haare gerathen und der erstere übte eine Art Schreckensregiment aus, das viel drückender war als die österreichische Herrschaft.

Die Behauptung von Luxemburg war hauptsächlich dem dortigen Commandanten Feldzeugmeister Blasius Freiherr von Bender zu danken, der sich durch Tapferkeit und Verwendbarkeit von den untersten Chargen emporgeschwungen und namentlich im siebenjährigen Krieg wiederholt ausgezeichnet hatte. Unter dessen Commando sammelte sich in Luxemburg eine Armee von 30.000 Mann, deren Einmarsch angedroht wurde, wenn nicht bis 21. November 1790 die Unterwerfung Belgiens unter die österreichische Herrschaft erfolge. Die Frist verfloß unter dem Toben der Parteien; ein Vorschlag des Congresses in Brüssel, Erzherzog Karl, den Sohn des Kaisers, zum Souverain der österreichischen Niederlande zu machen, blieb unbeachtet, und am 22. November überschritt Bender die Maas. Man leistete kaum einen nennenswerthen Widerstand; die „Patrioten-Armee“ warf die Gewehre weg und lief davon, ihr schlossen sich alle besonders gravirten Individuen an.

Am 25. November zog Bender in Namur ein, am 2. December stand er vor Brüssel, dessen unbedingte Unterwerfung binnen 24 Stunden fordernd. Man wagte keinen Widerstand und am nächsten Tage zogen die Truppen in Brüssel ein, von dem besseren und größeren Theil der Bevölkerung als Befreier von wüster Gewaltherrschaft begrüßt. Diese rasche Unterwerfung der österreichischen Niederlande brachte für Bender die Ernennung zum Feldmarschall. Es sei gleich hier erwähnt, daß er sich 1794 durch die tapfere achtmonatliche Vertheidigung von Luxemburg auszeichnete, das er erst am 5. Jänner 1795, vom Hunger bezwungen, übergab. Es war dies die letzte Waffenthat des hochbetagten Mannes, der in einer fünfundsechzigjährigen Dienstzeit in 29 Feldzügen, 12 Schlachten und 9 Belagerungen gefochten hatte und am 20. November 1798, 85 Jahre alt, starb.

Wir schließen diese Periode schon unter dem Wetterleuchten der großen französischen Revolution, von welcher neue furchtbare Kämpfe, die durch mehr als zwanzig Jahre währten, ihren Ausgang nahmen.

50.000 Geschosse schweren Calibers auf Belgrad geschleudert worden, so daß Osman Pascha, an einen Entsatz verzweifelnd, die Capitulation am 7. October Früh anbot.

Am 9. erfolgte die Uebergabe, wobei die 25.000 Mann starke Besatzung die Waffen strecken mußte. Die Sieger erbeuteten 351 Geschütze, 34 Mörser, 6000 Centner Pulver, riesige Massen anderer Vorräthe, viele Schiffe etc. Der Gesammtwerth der Beute soll 20 Millionen Gulden betragen haben. Die Kaiserlichen verloren während der ganzen Belagerung nur 300 Todte und 740 Verwundete. Als nach damaliger Sitte der Courier mit der Siegesnachricht in Begleitung zahlreicher blasender Postillons in Wien einritt, wurde die Bevölkerung von einen wahren Freudentaumel ergriffen,



Oberst Benjovsky. (Seite 1062.)

es war eine tröstende, herzerhebende Kunde in sehr trüber Zeit. Loudon und die Eroberung von Belgrad wurden in einer ganzen Fluth von Gedichten — meist besser gemeint als gereimt — gefeiert. Kaiser Josef II. übersendete an Loudon das ganz in Brillanten bestehende Großkreuz des Theresien-Ordens, das bisher nur vom Großmeister getragen worden war.

Loudon benützte noch den Rest der günstigen Jahreszeit, um auch Passarowitz und Semendria zum Fall zu bringen, und beim Ende des Feldzuges war ein großer Theil von Serbien und Bosnien in den Händen der österreichischen Truppen. — Auch im Osten hatte Prinz Josias von Sachsen-Coburg schöne Erfolge errungen, nachdem mit dem verderblichen Cordonssystem Lascy's gebrochen und die

erfloß ein Edict: „es hatten Ihre Majestät zu bewilligen geruht, daß Dero sämmtliche, sowohl Infanterie- als Cavallerieregimenter, in denen Oesterreichisch-, wie auch Böhmisch- und Mährischen Erblanden die sich anmeldende taugliche Leute mittelst Capitulation auf die Zeit des fürdauernden Krieges, jedoch in letzteren beiden Landen keine andere, als welche Deutsche oder doch dieser Sprache wohl kundig seiend zu Diensten anwerben können und ihnen hierbei die Hoffnung zu geben seyn, daß sie, nach Maß ihrer Anlassung in dem Kriegsdienst und deren sonst habenden Eigenschaften zu Unter-Officiers oder auch noch weiters mit der Zeit würden avancirt werden." Weiters versprach dasselbe Edict, „daß auch von Seiten des Civiles auf derlei Capitulanten, wenn solche nach geendigtem Krieg nicht mehr in Militär-Diensten verbleiben, sondern sich irgendwo ansäßig machen wollen, vor Allen auf sie reflectiret und dieselbe nach Maß ihrer besitzenden Wissenschaft oder erlernter Kunst, Profession oder Handwerk auf ihr allmaliges Ansuchen bei sich ereignenden Aperturen vorzüglichen untergebracht oder zum Bürgerrecht und Meisterschaft befördert werden sollen".

Es sei hier die Bemerkung gestattet, daß man schon damals, wie die von uns hervorgehobene Stelle beweist, die heute von mancher Seite angezweifelte Nothwendigkeit einer allgemeinen Dienstsprache in der Armee einsah und sich bemühte, deren Kenntniß sicherzustellen, bevor der Mangel derselben Anlaß zu „patriotischen Befürchtungen" geben konnte.

Im Jahre 1771 erhielten alle Regimenter bestimmte Werbcantone in den Erbländern, womit der naturgemäße Uebergang zu der im Jahre 1780 erfolgenden hochwichtigen Einführung einer geregelten Conscription gemacht war, durch welche die Werbung aller conscribirten Unterthanen in den Erblanden von selbst entfiel. Die Werbbezirke waren bei diesem ersten Conscriptionssystem so eingetheilt, daß sich die Infanterieregimenter Nr. 3, 4, 14, 23, 24 und 49 aus Niederösterreich, Nr. 50 und 59 aus Oberösterreich, Nr. 16, 27 und 45 aus Steiermark, Nr. 26 aus Kärnten, Nr. 13 und 43 aus Krain, Görz und Gradiska, Nr. 10, 11, 15, 17, 18, 21, 25, 28, 35, 36, 42, 47, 54, 57 aus Böhmen, Nr. 1, 7, 8, 12, 22, 29, 40 aus Mähren, Nr. 20 und 56 aus Schlesien ergänzten. Galizien ward in 37 Werbbezirke getheilt und jedem erbländischen Infanterieregiment je ein solcher zugetheilt. Die Hälfte des Präsenzstandes von 120 Mann per Compagnie mußte durch inländische Recruten gedeckt sein, 60 durften Ausländer sein, deren Zahl durch Werbung und Reengagirung zu ergänzen war. Zur Erhöhung auf den Kriegsstand von 160 Mann hatte jede Compagnie noch 70 beurlaubte Inländer im Stand zu führen.

Die Cavallerie ergänzte sich entweder direct aus den Infanterieregimentern oder aus deren Werbbezirken, welche auf die einzelnen Reiterregimenter vertheilt wurden. Zur Artillerie kamen meist Freiwillige oder man überwies derselben taugliche Individuen aus anderen Truppen.

Das Handgeld für die inländischen Recruten betrug nach einer Verordnung vom Jahre 1777 3 fl.; Adelige, Beamte und alle gesetzlich Befreiten sowie deren Söhne erhielten, wenn sie freiwillig Dienste nahmen, ein Handgeld von 10 fl.; für jeden im Reiche recrutirten Mann wurden dem Werbeofficier 35 fl. bezahlt, wovon dieser das vereinbarte Handgeld und die Kosten bis zum Truppenkörper zu bestreiten hatte.

Im Zusammenhang mit Josef's II. anderen Reformen erfolgte 1788 eine Verordnung, nach welcher die Juden künftig gleichfalls zum Kriegsdienst heranzuziehen und

in dieser Hinsicht nur den allgemeinen Vorschriften unterworfen waren, also auch Unterofficiere und Officiere werden konnten. Am 12. Mai 1789 erfolgte in Prag die erste Aushebung jüdischer Recruten, welche meist zum Fuhrwesen abgegeben wurden. Im Jahre 1790 gab es schon 2500 jüdische Soldaten in der kaiserlichen Armee.

Unter Kaiser Josef II. (Bild S. 1069) wurde auch ein eigenes Regiment gebildet, das ganz aus Juden bestand; besonders eifrig drängten sich die galizischen Juden zur Aufnahme in dasselbe. Es war eine höchst rührende Scene, als diese Juden von dem Prager Oberrabbiner zu ihrem neuen Beruf eingesegnet wurden. Der hochangesehene Greis fuhr eigens zu diesen Leuten in die Caserne, wo sie bis zum baldigen Abmarsche versammelt waren, und hielt ihnen daselbst folgende charakteristische Rede, die allen Anwesenden Thränen entlockte; sie lautete wörtlich:

„Meine Brüder, die Ihr immer meine Brüder waret, noch jetzt es seid und immer sein werdet, so lange Ihr fromm und rechtschaffen handelt! Gott und unser allergnädigster Kaiser wollen, daß Ihr zum Militärdienst genommen werden sollt! Schickt Euch daher in Euer Schicksal, folgt ohne Murren, gehorchet Euren Vorgesetzten, seid treu aus Pflicht und geduldig aus Gehorsam! Vergeßt aber nicht Eure Religion, schämt Euch nicht, Juden unter so vielen Christen zu sein; betet Gott täglich gleich bei Eurem Aufstehen an, denn Gottesdienst geht vor Allem. Der Kaiser selbst ist schuldig, Gott anzubeten, und alle seine Diener, die gegenwärtigen“ — hier machte er eine höfliche Verbeugung gegen die anwesenden Officiere — „und die nicht gegenwärtigen, beten täglich ihren Schöpfer an. Seid immer Gott getreu im Herzen, weicht in keinem Falle von dem Glauben Eurer Väter und dient unserem allergnädigsten Landesfürsten mit gutem Willen und rastloser Thätigkeit. Erwerbt Euch und unserer Nation Dank und Ehre, damit man sehe, daß auch unsere bisher unterdrückte Nation ihren Landesfürsten und ihre Obrigkeit liebt und ihr Leben im Fall der Noth aufzuopfern bereit ist. Ich hoffe, daß wir durch Euch, wenn Ihr Euch ehrlich und treu, wie es jedem Unterthan zusteht, aufführt, auch noch jener Halbfesseln werden entledigt werden, die uns zum Theil noch drücken, und welchen Ruhm und welche Liebe werdet Ihr nicht davontragen bei allen rechtschaffenen Menschen so gut wie bei allen Euren Mitbrüdern! Und hiemit will ich Euch noch aus innigem Herzen meinen Segen geben. Der Herr segne Euch und behüte Euch!“

Nur bezüglich Ungarns, der Lombardei, Tirols und der Niederlande wurde vorläufig noch mit Rücksicht auf die verfassungsmäßigen Vorrechte dieser Länder von der Einführung einer allgemeinen Conscription Umgang genommen. Zwar errichtete man 1744 in Tirol ein bleibendes „Landregiment“, das jedoch nicht blos aus Tirolern bestand, sondern nur auf Kosten des Landes geworben und unterhalten wurde, und ähnlich verhielt es sich mit den als „wallonisch oder lombardisch“ bezeichneten Truppenkörpern, die sich alle nur durch Werbung ergänzten.

In Ungarn hatte man sich schon 1715 unter Abweichung von der bisherigen Form der Wehrverfassung zur Anerkennung eines „regulären Kiegsfußes“ entschlossen, das heißt, das Land verpflichtete sich unter Aufgebung der gänzlich veralteten Lehensmiliz zur Unterhaltung einer beständigen, regulären Wehrkraft, deren Kosten jedoch vom Landtag bestimmt wurden. Außerdem aber bestand die Pflicht der Edelleute, in Person und mit ihren Banderien Dienste zu leisten, noch immer fort, und diese Art der Wehrpflicht begriff man unter der Bezeichnung „Insurrection“.

Als Maria Theresia die Hilfe der Ungarn anrief, rüstete das Land sechs

Infanteriecorps von 21.600 Mann aus. Diese erreichten jedoch bei weitem die nominirte Stärke nicht und auch über Ausrüstung und Verwendbarkeit klagten die Generäle. Dagegen thaten die von den Adeligen ausgerüsteten Reitercorps theilweise sehr gute Dienste. Im Jahre 1764 trat man an den Landtag mit dem Ansinnen heran, das gesammte Insurrectionswesen so zu reformiren, daß ein Ueberschlag über die Streitkräfte des Landes gemacht werden könne. Aber die Stände verhielten sich dagegen ablehnend, erklärten sich jedoch bereit, zur Ergänzung der regulären Kriegsmacht Ungarns, welche ungefähr 50.000 Mann betrug, ebensoviel sogenannte Waffenzöglinge in Evidenz zu halten. Auch ein viel energischerer Versuch, welchen Josef II. mit der Einführung der Conscription machte, scheiterte an dem einmüthigen Widerstand der Comitate.

Der Grundgedanke des Grenzinstitutes, das ganze türkische Nachbargebiet mit einer stets waffenfähigen Bevölkerung zu umgeben, wurde consequent weitergebildet. Schon 1747 entstand die Banater Grenze, 1764 entstand die Szekler Grenze und 1766 die wallachische in Siebenbürgen, womit der ganze Umfang der Landesmarken gegen Südosten durch militärisch-organisirte Grenzgebiete geschützt war. Zur Erhöhung der militärischen Schlagfertigkeit begann 1746 in Croatien die Zusammenfassung der Grenzsoldaten in Regimenter, welche 1769 sich mit den Nummern 60 bis 76 an die übrigen Infanterieregimenter anschlossen. Die zeitweilig bestandenen Grenz-Cavallerietruppen wurden 1780 aufgelöst, und auch der Versuch, eine besondere Grenzartillerie zu schaffen, hatte keinen Bestand.

Dagegen erhielten sich die 1747 errichteten Czaikisten als „Titler Grenzbataillon" bis in unsere Tage. Vom Stabsorte Titel in der slavonischen Militärgrenze benannt, gehörte diese Truppe zu den permanent aufgestellten Grenztruppen und that Dienste auf den in der Donau, Save und Theiß stationirten bewaffneten Booten (Czaiken), welche in Kriegszeiten eine bestandene Flotille bildeten.

Aus dem ersten und zweiten Banal- und dem Oguliner und Ottochaccer, Szluiner und Liccaner Grenzregiment — also den eigentlich croatischen — hob man die schon kurz erwähnten Seressaner aus, welche eine Art von Gendarmeriecorps für den Sicherheitsdienst bildeten. Die Seressaner je eines Regimentsbezirkes standen unter ihrem Harambaschy, dem Vicebaschy (Corporäle und Gefreite) beigegeben waren. Bekannt waren sie auch durch ihre malerische reiche Nationaltracht, die aus blauen oder weißen verschnürten Jacken, engen Wollhosen und Opanken, besonders aber dem wollenen rothen Mantel und einer gleichfarbigen Mütze bestand. Der breite Gürtel barg meist reich eingelegte Pistolen und den nationalen Handschar, außerdem führten sie lange türkische Flinten, die oft von großem Werth waren. Bei einem größeren Aufgebot von Grenztruppen dienten sie als Stabswache, im Türkenkrieg von 1788—1790 gab es aber auch ein Seressaner-Freicorps.

Es wurde schon erwähnt, daß man unter Freicorps die meist auf Kosten eines Einzelnen oder einer Stadt und eines Landes nur auf Kriegsdauer geworbenen Truppen verstand. Sie bestanden aus Fußvolk oder Reiterei, oft auch aus beiden, waren aber selten stärker als ein Bataillon und dienten meist zum kleinen Krieg, in welchem sie theilweise Vorzügliches leisteten. Indessen wird man zugeben müssen, daß diese Leistungen sehr durch den Nachtheil beeinträchtigt wurden, welchen diese Freicorps unleugbar durch ihren Mangel an Mannszucht und Disciplin meist mit sich brachten.

Im österreichischen Erbfolgekrieg war die Zahl der Freicorps eine sehr große. Am bekanntesten wurden darunter wohl die Trenk'schen Panduren, die wir näher

50.000 Geschosse schweren Calibers auf Belgrad geschleudert worden, so daß Osman Pascha, an einen Entsatz verzweifelnd, die Capitulation am 7. October Früh anbot.

Am 9. erfolgte die Uebergabe, wobei die 25.000 Mann starke Besatzung die Waffen strecken mußte. Die Sieger erbeuteten 351 Geschütze, 34 Mörser, 6000 Centner Pulver, riesige Massen anderer Vorräthe, viele Schiffe 2c. Der Gesammtwerth der Beute soll 20 Millionen Gulden betragen haben. Die Kaiserlichen verloren während der ganzen Belagerung nur 300 Todte und 740 Verwundete. Als nach damaliger Sitte der Courier mit der Siegesnachricht in Begleitung zahlreicher blasender Postillons in Wien einritt, wurde die Bevölkerung von einen wahren Freudentaumel ergriffen,



Oberst Benjovsky. (Seite 1062.)

es war eine tröstende, herzerhebende Kunde in sehr trüber Zeit. Loudon und die Eroberung von Belgrad wurden in einer ganzen Fluth von Gedichten — meist besser gemeint als gereimt — gefeiert. Kaiser Josef II. übersendete an Loudon das ganz in Brillanten bestehende Großkreuz des Theresien-Ordens, das bisher nur vom Großmeister getragen worden war.

Loudon benützte noch den Rest der günstigen Jahreszeit, um auch Passarowitz und Semendria zum Fall zu bringen, und beim Ende des Feldzuges war ein großer Theil von Serbien und Bosnien in den Händen der österreichischen Truppen. — Auch im Osten hatte Prinz Josias von Sachsen-Coburg schöne Erfolge errungen, nachdem mit dem verderblichen Cordonssystem Lascy's gebrochen und die

Ihre Tracht ähnelte jener der Seressaner, jedoch trugen sie Czakos. Die Bärte und Haare waren in Zöpfchen geflochten, und sie führten auch eine mehr lärmende als harmonische Musik mit sich, welche als erstes Beispiel der sogenannten „türkischen Musik" angesehen wird, die später sich in allen Armeen einbürgerte. Bisher hatten die einzige Musik bei den Truppen der Trommler (Bild S. 1076) und der Pfeifer (Bild S. 1077) abgegeben.

Am 15. Mai standen die von Trenk als Oberstlieutenant geführten Panduren schon in Schlesien; sie hatten schon auf dem Marsch dahin ihre vorzügliche Befähigung im Plündern bewiesen, hielten sich aber auch tapfer vor dem Feind und leisteten im kleinen Krieg durch die Schnelligkeit ihrer Märsche, die Gewandtheit des einzelnen Mannes vortreffliche Dienste.

Als der Krieg gegen die Baiern und Franzosen mit erneuerter Energie aufgenommen wurde, erhielt Trenk 1744 den Auftrag, sein Pandurencorps zu ergänzen und zu verstärken; für jeden Mann erhielt er 80 Gulden, wovon jedoch Bekleidung und Rüstung zu bestreiten war. In kurzer Zeit hatte er 2500 Mann zu Fuß und 130 zu Pferd beisammen, und am 6. April 1744 konnte er sein Corps schon wieder in Wien besichtigen lassen, wo die wilden Kerle in grünen und gelben Uniformen, rothen flatternden Mänteln, mit den türkischen Roßschweifen statt der Fahnen nicht geringes Erstaunen erregten.



Pfeifer. (Seite 1077.)

Am 24. Juni traf er im Hauptquartier zu Wahldorf ein und nun war er mit seinen Panduren stets an der Spitze der Armee, der Schrecken der Feinde, die beim bloßen Anblick dieser wild malerischen Truppe sehr oft Reißaus nahmen, nicht weniger aber auch durch Grausamkeit und Plünderungslust die Geißel der durchzogenen Länder. Trenk, der nur durch barbarische Strenge, seine ungewöhnliche Körperkraft und eine jede Gefahr mißachtende Tollkühnheit sein Ansehen dieser wilden Schaar gegenüber wahren konnte, hatte nicht die Fähigkeit, solchen Excessen vorzubeugen, die sogar sehr oft unter seinen Augen, ja auf sein Geheiß unternommen wurden.

Was Feldmarschall Khevenhüller über die Freicorps sagt, gilt wohl hauptsächlich den Panduren. „Die Freicorps", berichtet er nach Wien, „üben vielfältige Mordbrennereien aus bloßer Lust. Sie haben Unschuldige nach Belieben an die Stadtthore oder an die nächsten Bäume gehangen, Kirchen beraubt und heilige Gefäße verunreinigt, zertrümmert und Gold und Silber und Edelsteine der Reichen an Juden verschachert; sie haben die Bauern der baierischen Landfahnen mit abgeschnittenen Nasen und Ohren nach Hause geschickt, ehrbaren Frauen und Mädchen auf dem Rücken der gebundenen Hausväter Gewalt angethan und alsdann noch in die Flammen geschleudert, Säuglinge aufgespießt und den Hunden vorgeworfen".

Immer dringender wurden die Klagen in Wien, besonders da Trenk, auf seine Unentbehrlichkeit pochend, sich gegen seine Vorgesetzten auflehnte und in Conflicte mit

Menzel, Bärenklau u. s. w. kam. Lange konnte man sich nicht entschließen, ernstlich gegen ihn einzuschreiten, da es doch auch nicht geleugnet werden konnte, daß er werthvolle Dienste geleistet hatte. Aber sein Walten in Baiern, wo er seiner Zügellosigkeit und Habsucht vollkommen freien Lauf ließ, erforderte endlich doch ein entschiedenes Vorgehen. Er wurde nach Wien zur Verantwortlichkeit geladen und der Proceß gegen ihn eingeleitet, aber auf Maria Theresia's Einschreiten wieder niedergeschlagen.

Nur Trenk's toller Trotz konnte die darin liegende Warnung verkennen, welche seine gütige Monarchin ihm zukommen lassen wollte. Statt dieselbe zu beherzigen, vermehrte er seine Unbotmäßigkeit und machte sich so viel neue Feinde, daß sein Proceß neuerdings aufgenommen und er zum Tode durch das Schwert und zur Confiscation seines Vermögens, das angeblich durch die Plünderungen auf 2 Millionen angewachsen war, verurtheilt wurde. Maria Theresia hob auch dieses Urtheil auf, und nun wurde über Trenk lebenslängliche Haft auf dem Spielberg bei Brünn ausgesprochen. Er starb, nachdem er sich einem frömmelnden Mysticismus hingegeben hatte, durch welchen übrigens sehr oft seine rohe Wildheit durchbrach, schon am 4. October 1749, wahrscheinlich in Folge eines selbst genommenen Giftes, da er genau die Zeit seines Todes voraussagte.

In seinen letzten Stunden trug er die Kapuzinerkutte und wünschte auch in derselben begraben zu werden, damit, wie sein Testament sagte, „der Teufel um seine arme Seele betrogen sei, auf die er sich schon so sehr gefreut habe". Zum Erben setzte er den preußischen Trenk, den durch seine Gefangenschaft in Glatz und Magdeburg bekannten Friedrich Freiherrn von der Trenk ein, welcher, obgleich viel begabter und kenntnißreicher, doch an Unstetheit und heftigem Wesen eine gewisse Charakterähnlichkeit mit seinem österreichischen Vetter nicht verleugnen konnte. Friedrich von der Trenk trat nach seiner Freilassung als Major in österreichische Dienste, wurde wegen der sehr überschätzten Erbschaft des Pandurenführers in 63 Processe verwickelt, machte sich durch seine Unverträglichkeit, die überall Gegner und Neider witterte, auch in Wien unmöglich und endete als echter Abenteuerer unter der Guillotine (7. Juli 1794), nachdem er als Bewunderer der französischen Revolution nach Paris gekommen und durch den Augenschein zu einem Gegner derselben geworden war.

Die Erbschaftssucht war überhaupt die Ursache seiner langjährigen entsetzlichen Gefängnißleiden. Trenk hatte von dem Erbe seines Vetters nur 80.000 Gulden zugesprochen erhalten und diese wurden ihm nicht einmal ausgezahlt, sondern blieben fernerhin unter die Administration betrügerischer Schurken gestellt. Als nun Trenk im Jahre 1754 die Nachricht erhielt, daß seine (zum zweitenmale mit dem Grafen Lostange vermählte) Mutter gestorben sei, begab er sich, der Regulirung dieser Erbschaft wegen, nach Danzig, welcher Umstand von seinen Feinden in Wien dazu benützt wurde, ihn, wenn möglich, auch noch um die 80.000 Gulden zu prellen, weshalb man ihn zu verderben beschloß.

Man setzte sich in Verbindung mit einem bei der Berliner Gesandtschaft angestellten österreichischen Legationssecretär, einem nichtswürdigen Spion und Verräther, bestach denselben, und der ehrvergessene Mann spielte dem König von Preußen ein gefälschtes Document in die Hände, in welchem sich Trenk angeblich verpflichtete, den König, sobald dieser zur Armee-Inspicirung nach Königsberg kommen werde, zu ermorden.

Friedrich II., der einen heftigen und auch nicht unberechtigt zu nennenden Groll gegen seinen ehemaligen Adjutanten, Ordonnanzofficier und Günstling hegte, ließ sich wirklich täuschen und erwirkte von der damals noch freien Stadt Danzig die Auslieferung des Unglücklichen. Der Bürgermeister Rutten, welcher grimmigen Haß gegen alle Oesterreicher hegte, weil seine beiden liederlichen Söhne zu Wien, als Mitglieder einer bachantischen Gesellschaft, der sogenannten „Feigenbrüder", schwer bestraft worden waren (1751), ließ Trenk des Nachts im Bette überfallen, und derselbe mußte, trotz seines Protestes und des Hinweises auf seine Eigenschaft als k. k. Rittmeister, den dazu abgeschickten zwei Commissären und 20 Grenadieren folgen.

Trenk wurde nach Magdeburg geschleppt und zunächst, unter der Beschuldigung beabsichtigten Königsmordes, bei Wasser und Brot in eine Casematte eingeschlossen. Er machte ein paar mißlungene Fluchtversuche und wurde deshalb in ein neues Gefängniß gebracht, das eigens für ihn auf der Sternschanze erbaut ward. In diesem gräßlichen Kerker verbrachte er zehn volle Jahre und damit vollzog sich das große Märtyrerthum seines Lebens, das ihn weltberühmt gemacht hat.

Um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen, ließen ihn seine Wächter mit einer nur drei Fuß langen, aber sehr schweren Kette an die Mauer festschmieden, um seinen Leib einen handbreiten eisernen Ring legen, von welchem eine kurze Kette herabhing, an der wieder eine dicke eiserne Stange von zwei Fuße Länge befestigt war, mit Handschellen an den Enden, in welche die Handgelenke des Gefangenen geschlossen wurden. Nach beendigter Procedur ließ man ihn allein; vier feste Thüren wurden verschlossen und es umgab ihn Grabesstille.

Und in der That war dieses eigens für Trenk gebaute Gefängniß ein Grabgewölbe. Der Kerker war acht Fuß breit und zehn Fuß lang; ein sehr kleines, mit Eisenstäben und Drahtgittern wohlverwahrtes Fenster in der sechs Fuß dicken Mauer ließ nur trübe Dämmerung und niemals einen Sonnenstrahl hindurch. Unter der Stelle, an welche der Gefangene festgeschmiedet war, befand sich ein aus vier übereinander gemauerten Ziegelsteinen gebildeter Sitz; diesem gegenüber war mit rothen Ziegeln der Name „Trenk" in der Wand ausgemauert. In den Fußboden war ein Leichenstein eingelegt, ebenfalls mit dem Namen „Trenk" und überdies mit einem Todtenkopf bezeichnet — mit schauerlicher Deutlichkeit auf den Zweck hindeutend — der Gefangene sah zu seinen Füßen sein Grab. Trenk hat seine Lebensgeschichte verfaßt und drucken lassen (Wien 1787) und das Titelkupfer zeigt ihn in seinem entsetzlichen Kerker. Im Jahre 1763 endlich erhielt Trenk durch einen königlichen Gnadenbrief die Freiheit.

Das Andenken der Franz Trenk'schen Panduren, welche 1756 in ein Infanterieregiment umgewandelt wurden, erlosch in Croatien lange nicht und ihr Name ging auf die vom Lande zur Bekämpfung der räuberischen Grenz-Begs errichteten Streifcorps über. Daß man es auch mit deren moralischen Qualitäten nicht zu streng nahm, wird dadurch bewiesen, daß Kaiser Josef II., um einen gefürchteten dalmatinischen Räuber Namens Sotschiwitschka, der auf eigene Faust mit den Türken und auch mit vermöglichen Christen grimmige Fehde führte, unschädlich zu machen, denselben zum Harambaschy der Panduren ernannte und mit Ländereien in der Grenze belohnte.

Von anderen Freicorps, die während des österreichischen Erbfolgekrieges errichtet wurden, sind noch zu nennen: jenes des Hauptmannes Bethune, das meist

in den Niederlanden focht, das Soroi'sche Freicorps, 1000 Mann stark, aus Belgiern und Italienern errichtet, die deutsche Jägercompagnie des Hauptmannes Pfeiler, welche sämmtlich nach dem Frieden zu Aachen aufgelöst wurden.

Im siebenjährigen Krieg entstanden zwei Bataillone Loudon-Grenadiere, meist aus Deserteurs errichtet und nach der Uniform „Grün-Loudon" genannt, das aus Schlesiern bestehende Beck'sche Bataillon, das deutsche Freijägercorps des Hauptmannes Otto und das erst 1761 errichtete Freibataillon des Herzogs Anhalt-Zerbst.

Im kurzen baierischen Erbfolgekrieg entstanden nicht weniger als 13 Freicorps, darunter eines von Tiroler Scharfschützen, und auch der Josefinische Türkenkrieg rief mehrere hervor. Nützlich machte sich das serbische Freicorps unter Major Michailovich, doch gab es außerdem auch ein slavonisch-bosnisches, ein siebenbürgisches, ein Banat-Seressaner Freicorps, ein moldau-walachisches Freiwilligen- und Arnauten-Corps, das sich unter dem Major Josef Beddeus von Scharberg namentlich in den Schlachten von Fokschan und Martinestie auszeichnete.

Von den heute noch bestehenden Regimentern fällt die Errichtung vieler in die Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, also in die Jahre 1741 bis 1747. Im ersteren Jahre entstanden gleich sieben Infanterieregimenter und ein Hußarenregiment, und zwar die Infanterieregimenter: Nr. 2, errichtet vom Generalwachtmeister Ladislaus Freiherrn von Ujvary, führt seit 1814 für immerwährende Zeiten den Namen Kaiser Alexander I. von Rußland (Ergänzungsbezirk Kronstadt); Nr. 31, errichtet vom Feldzeugmeister Samuel Freiherrn von Haller von Hallerstein, führt derzeit den Namen des Großherzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz (Ergänzungsbezirk Hermannstadt); Nr. 32, errichtet vom Feldzeugmeister Ignaz Graf Forgach, hat den Ergänzungsbezirk Budapest.

Nr. 37, errichtet vom Oberst Thomas Szirmay, führte von 1850—56 den Namen des russischen Feldmarschalls Fürst Paskewitsch-Eriwanski, seit jener Zeit aber ist Erzherzog Josef Inhaber (Ergänzungsbezirk Großwardein); Nr. 52, errichtet vom Feldmarschalllieutenant Graf Wolfgang Bethlen, wird heute nach dem Erzherzog Friedrich benannt und hat den Ergänzungsbezirk Fünfkirchen; Nr. 53 entstand aus den Trenk'schen Panduren, welche 1745 in ein Pandurenregiment verwandelt, 1748 als slavonisches Pandurenbataillon reducirt und 1756 definitiv als Infanterieregiment umgestaltet wurden. Derzeitiger Inhaber ist Erzherzog Leopold (Ergänzungsbezirk Agram).

Es fällt sofort auf, daß alle diese Regimenter den von den Ungarn aufgebotenen Streitkräften ihr Entstehen verdanken. Das Gleiche ist der Fall mit dem Hußarenregiment Nr. 10, das vom Feldmarschalllieutenant Johann von Beleznay errichtet wurde, 1802 den Namen des Generals der Cavallerie Josef Freiherr von Stipsitz, eines tüchtigen Reiterführers der Befreiungskriege, erhielt, seit 1814 aber für immerwährende Zeiten nach König Friedrich Wilhelm III. von Preußen benannt wird.

Das Infanterieregiment Nr. 55, 1742 als niederländisches Nationalregiment errichtet, nannte sich von 1811 bis 1855 nach dem Feldzeugmeister Friedrich von Bianchi Herzog von Casalanza, einem besonders verdienstvollen General der kaiserlichen Armee; heute führt es den Namen des Feldmarschalllieutenants Leopold Graf Gondrecourt (Ergänzungsbezirk Brzezan).

Das Husarenregiment Nr. 2 wurde 1743 von den siebenbürgischen Ständen errichtet, zählte später den vielverdienten Palatin Erzherzog Josef und den König Ernst August von Hannover zu seinen Inhabern, und führt derzeit seit 1852 den Namen des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch von Rußland. Im Jahre 1744 errichteten die ungarischen Stände das Infanterieregiment Nr. 44, das seit 1830 den Namen des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht führt; Ergänzungsbezirk ist Kaposvar.

Von den Ständen Tirols wurde 1745 das Tiroler Feld- und Landregiment errichtet, das bis 1762 bestand, dann aber in das erste Siebenbürger Walachen-Grenzregiment umgewandelt wurde. 1849 erhielt es die Bezeichnung erstes Romanen-Grenz-Infanterieregiment und 1851 wurde es in ein Linien-Infanterieregiment (Nr. 46) mit dem Ergänzungsbezirk Szegedin umgestaltet. Seit 1766 führt es stets den Namen seiner Inhaber, unter welchen der aus dem Befreiungskrieg uns bekannte Feldmarschalllieutenant Johann Gabriel Marquis von Chasteler und der Banus Feldzeugmeister Josef Graf Jellačić zu erwähnen sind. Außerdem wurden 1746 die Grenz-Infanterieregimenter Nr. 1 (Liccaner), Nr. 2 (Ottoccaner), Nr. 3 (Oguliner), Nr. 4 (Szluiner) errichtet, welche am 1. October 1873 mit dem Banat-Grenz-Infanterieregiment verschmolzen und als Linien-Infanterieregiment Nr. 79 (Ergänzungsbezirk Ottočac) reorganisirt wurden. Es trägt für immerwährende Zeiten den Namen des Banus Feldzeugmeister Baron Jellačić.

Auch das heutige Infanterieregiment Nr. 70, Feldzeugmeister Franz Freiherr Philippović (Ergänzungsbezirk Peterwardein), ist aus dem 1747 errichteten Peterwardeiner Grenzregiment entstanden. Die Umwandlung erfolgte gleichfalls mit 1. October 1873 und der erste Inhaber war bis 1874 der russische Feldmarschall Graf Berg.

Im Jahre 1747 entstanden die Grenz-Infanterieregimenter Nr. 6 (Warasdiner Szt. Georger), Nr. 7 (Brooder), Nr. 8 (Gradiskaner), Nr. 9 (Peterwardeiner), welche heute mit den Regimentsbezirken Nr. 16, 70 und 78 verschmolzen sind. 1749 wurde das Warasdiner Kreuzer-Grenzregiment Nr. 5, 1750 die beiden Banat-Grenzregimenter errichtet, die seit 1873 gleichfalls in den obigen Linienregimentern aufgegangen sind.

Der Zeit des siebenjährigen Krieges, wo die Theresianische Armeereform schon in der Hauptsache durchgeführt war, entstammen viel weniger Truppenkörper.

Das Infanterieregiment Nr. 39 wurde 1756 von Johann Oberst Graf Palffy, einem Sohn des hochverdienten Palatins, auf eigene Kosten errichtet. Lange Zeit führte es später 1827—1866 den Namen des bekannten Thronprätendenten Portugals, Don Miguel; heute ist Großfürst Alexis von Rußland Inhaber (Ergänzungsbezirk Debrezin). Im gleichen Jahre errichtete der Gatte Maria Theresia's auf seiner Herrschaft Hollitsch das Husarenregiment Nr. 1, das seither stets die Namen der österreichischen Monarchen führt.

Im Jahre 1758 entstand das Dragonerregiment Fürst Löwenstein, das nach mehrfachen Metamorphosen endlich 1751 in das Ulanenregiment Nr. 7, Erzherzog Karl Ludwig, umgestaltet wurde. Im gleichen Jahre wurde auf Lascy's Betreiben das erste Pionniercorps aufgestellt, das 1843 mit dem 1767 errichteten Pontonniercorps vereinigt und mit 1. Februar 1867 als Pionnierregiment neu formirt wurde.

Im Jahre 1762 entstanden die Infanterieregimenter Nr. 5 (Ergänzungsbezirk

Szathmár-Neméthy), dessen letzter Inhaber der unglückliche König Ludwig II. von Baiern war, und Nr. 6, König Karl I. von Rumänien (Ergänzungsbezirk Neusatz). Das letztere wurde aus dem zweiten Szekler Grenz-Infanterieregiment und dem Titler Grenzbataillon gebildet. Ebenfalls 1762 entstand das Hußarenregiment Nr. 11, das als Szekler Grenzhußaren errichtet und 1850 umgewandelt wurde, seit welcher Zeit General der Cavallerie Herzog Alexander von Württemberg Inhaber ist.

Im Jahre 1763 wurde das heutige Infanterieregiment Nr. 58 von Frankreich übernommen. Von den Inhabern müssen genannt werden: der aus dem französischen Kriege bekannte Feldzeugmeister Johann Peter Freiherr von Beaulieu und Erzherzog Stefan. Derzeit führt es den Namen des Erzherzogs Ludwig Salvator; Ergänzungsbezirk ist Stanislau.

Als Carabiniere wurden 1768 die Dragonerregimenter Nr. 1 und 3 errichtet, welche von 1798—1867 aus Kürassieren bestanden. Das erstere führte stets den Namen der österreichischen Monarchen, Nr. 3 hieß zuerst Herzog Albert von Sachsen-Teschen und seit 1822 führt es die Namen der sächsischen Regenten, derzeit seit 1873 des Königs Albert.

Im Jahre 1772 wurden endlich aus den bisher bestandenen Artilleriebrigaden die Artillerieregimenter Nr. 1, 2 und 3 formirt, welche jedoch in Folge der wiederholten Reorganisirungen dieser Waffe mit den heute bestehenden Artillerieregimentern Nr. 1 bis 3 nur die Nummern gemeinsam haben.

Bei den Hofgarden hatten sich im Laufe der Jahre Unzukömmlichkeiten eingeschlichen, welche dringend eine Abstellung bedurften.

Mit dem Wegfall mancher mit den Zeitverhältnissen unverträglichen Ehrenvorrechte war auch das Ansehen der Garden gesunken, und es war wohl eine Folge der andauernden Finanzklemme, daß man ihnen verschiedene Beneficien zuwandte, welche zwar die materielle Stellung verbessern mochten, aber mit dem Standesdecorum ganz unverträglich waren. Schon die Verfügung Josef's I., daß den Leibgarden in den Neubauten der Vorstädte unentgeltliche Einquartierung zukam, mußte dem Geiste dieser Corps Abbruch thun; noch schlimmer aber war es, daß jeder Gardist die Bewilligung erhielt, jährlich 60 Eimer Wein oder Bier auszuschenken zu dürfen. Nun verwandelten sich die meisten nach und nach in Schenkwirthe, und auch andere Gewerbe mußten die Gardisten ganz handwerksmäßig ausgeübt haben, da eine Verordnung aus dem Jahre 1726 es direct untersagt, daß Trabanten oder Hartschiere neben ihrem Dienst ein Gewerbe führen und Gesellen halten, und endlich wurde die Aufnahme von Handwerkern ganz eingestellt.

Der Unterschied zwischen Trabanten und Hartschieren scheint nur in der Bewaffnung gelegen zu sein. Die ersteren trugen nämlich Hellebarten, wie sie noch heute bei der Trabanten-Leibgarde üblich sind, die Hartschierer aber Cousa, gerade, sensenartige Klingen auf einem Schaft. Auf den Abbildungen der älteren Erbhuldigungszüge, dann der Leichenbegängnisse (Bild S. 521) ist ersichtlich, daß die übrige spanische Hofkleidung vollkommen gleich war, nur schritten auf der einen Seite der kaiserlichen Sänfte oder des Wagens Hellebardierer, auf der andern Cousenträger.

Einschneidende Neugestaltungen erfuhren die Hofgarden unter Maria Theresia. Nach dem Beispiele des französischen und der italienischen Höfe wurde 1748 eine Schweizergarde errichtet, von deren Wachtstube der rechtseitige Flügeltract des Franzensplatzes seinen Namen „Schweizerhof" hat. Diese Garde bestand

jedoch durchaus nicht aus lauter Schweizern und trug jenes mittelalterliche Kostüm, wie es noch heute bei der päpstlichen Schweizergarde üblich ist. In Oesterreich bestand sie jedoch nur bis zum Jahre 1767 und ging dann in die noch bestehende Trabanten-Leibgarde über.

Im Jahre 1760 errichtete Maria Theresia die ungarische adelige Leibgarde, welche ursprünglich neben ihrer Bestimmung zum Hofdienst als eine Art militärische Bildungsanstalt „für jene Adeligen diente, welche dazu gewählt wurden, in ihrer früheren Jugend aber nicht die Gelegenheit gehabt haben, diese Bildung zu erhalten". Der ungarische Landtag widmete für diese Garde jährlich 100.000 fl.; die croatischen Stände gaben 4000 fl.; Siebenbürgen errichtete 20 Stiftungsplätze für siebenbürgische Adelige mit 1000 fl. — Zur Unterbringung dieser Garde wurde der prachtvolle Trautsohn'sche Palast in Wien gekauft, am 28. September 1760 erfolgte in Preßburg mit großem Gepränge die Eidesleistung und am 1. October that die Garde in ihren prunkvollen Uniformen den ersten öffentlichen Dienst beim Einzug der Prinzessin Isabella (Elisabeth) von Parma, der Braut des Erzherzogs Josef.

Auch die Hartschierengarde wurde einer gründlichen Umgestaltung unterzogen, welche dieses Institut wieder seinem ursprünglichen Zwecke nahe brachte. Im Jahre 1763 erfolgte nämlich unter Auflassung der „Hartschierer" die Errichtung der „adeligen deutschen Arcieren-Leibgarde", welche aus verdienstvollen, auf dem Schlachtfelde verwundeten oder sonst im Dienste halbinvalid gewordenen Officieren zusammengesetzt wurde, „um diesen einen Ersatz für ihre unterbrochene rühmliche Laufbahn finden zu lassen". Am 29. December 1763 legte diese Garde unter ihrem ersten Kapitän, dem Feldmarschall Ferdinand Karl Graf Aspremont-Lynden (geb. 1689, gest. 1772), im unteren Belvedere den Eid ab. Ursprünglich trug die deutsche Garde in Gala über der reich bordirten Uniform ärmellose Flügelröcke von schwarzem Sammt mit Goldborten.

Von Kaiser Josef II. wurde 1782 auch eine polnische adelige Leibgarde errichtet, die ein reiches Nationalkostüm trug und mit der Lanze bewaffnet war. Aber schon Leopold II. löste dieselbe 1791 wieder auf.

Für den inneren Hofdienst bestand endlich neben der Schweizergarde eine Leibgarde zu Fuß, welche 60 Mann stark war und eine hechtgraue Uniform mit schwarzem Sammt besaß. Aus ihr ging bei einer späteren Reorganisirung (1802) die Hofburgwache hervor, die im Volksmunde, des Corporalstockes wegen, den jeder Mann führte, „Staberlwache" hieß.

Der Stand der österreichischen Armee zeigte fortwährend eine steigende Tendenz. Abgesehen davon, daß das Gleiche bei allen europäischen Armeen der Fall ist, darf nicht übersehen werden, daß diese Standeserhöhungen durch die veränderte Heeresergänzung erleichtert, ja geradezu bedungen wurden. Zudem war nur bei den stets geringer an Zahl werdenden Geworbenen eine bestimmte Dienstzeit vereinbart, für den inländischen mittelst der Conscription abgestellten Soldaten war die Dienstpflicht lebenslänglich.

Beim Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges bestand die Armee aus:

52	Infanterieregimenter	à 2308	Mann	=	120.016 Mann
18	Kürassierregimenter	„ 1009	„	=	18.162 „
14	Dragonerregimenter	„ 1008	„	=	14.112 „
8	Hußarenregimenter	„ 809	„	=	6.472 „
		Zusammen .		.	158.762 Mann.

Dieser Stand war aber nur nominell; zum Beispiel hatten die in den Niederlanden, Ungarn und der Lombardei liegenden 37 Infanterieregimenter einen Abgang

von 26.463 Mann, die daselbst dislocirten 19 Regimenter Cavallerie waren mit 3694 Mann und 5078 Pferden unter dem systemisirten Stand. Derlei Abgänge, die ihre Erklärung in der schon sonst beklagten Geldnoth fanden, wurden später abgestellt.

Beim Beginn des siebenjährigen Krieges zählte die kaiserliche Armee:

54 Infanterieregimenter (39 deutsche, 1 spanisches, 5 walachische und 9 ungarische) à 2408 Mann	=	130.032 Mann
41 Cavallerieregimenter (18 Kürassier-, 12 Dragoner-, 11 Hußarenregimenter) à 610—812 Mann		29.151 „
dazu unregelmäßige ungarische Truppen		36.000 „
gibt einen Gesammtstand von		195.183 Mann,



Franz Moriz Graf Lascy. (Seite 1086.)

der jedoch im Laufe dieses Krieges wiederholt wesentlich erhöht wurde.

Die thatsächlich im Feld stehende Armee bestand 1756 aus 67.424 Mann Infanterie, 14.229 Mann Cavallerie, 12.241 Mann unregelmäßigen leichten Truppen, zusammen alle 93.894 Mann.

Beim Tode Kaiser Josef's II. gab es 59 Infanterieregimenter (41 erbländische, 11 ungarische, 5 walachische und 2 italienische), 17 Grenz-Infanterie-, 11 Kürassier-, 7 Dragoner- 6 Chevauxlegers-, 8 Hußarenregimenter und 1 Grenz-Hußarenregiment, 3 Regimenter Artillerie, 1 Pontonnier- und 1 Czaikistenbataillon, 1 Mineur- und 1 Sappeurcorps. Der Gesammtstand ist mit Rücksicht auf den eben herrschenden Krieg auf mindestens 250.000 Mann zu veranschlagen.

Wenn daher unserer Zeit der Vorwurf gemacht wird, daß sie das Anschwellen der stehenden Heere, den sogenannten Militarismus begünstigt, so ist dieser Vorwurf

nicht ganz begründet, denn die Neigung zu dieser steten Steigerung der Wehrkraft läßt sich schon seit mehr als einem Jahrhundert nachweisen und sie findet ihren Rückhalt in der fortschreitenden Entwicklung der Wehrverfassung, welche dem Staat für seine Vertheidigung die volle Volkskraft zur Verfügung stellt.

Wie viel an dieser Steigerung des Standes aller Armeen die moderne Politik Schuld trägt, die den sorglich behüteten Frieden stets zu einer Drohung Aller gegen Alle macht, das ist hier nicht weiter zu untersuchen. Wir begnügen uns nur mit dem Nachweise, daß auch das Anschwellen der Armeen das Product einer historischen Entwicklung ist, und daß Oesterreich, wenn es derselben folgt, nur dem unabweisbaren Beispiel der großen Continentalstaaten nachstrebt.



Alexander von Brambilla. (Seite 1095.)

An der Spitze des gesammten Kriegswesens stand noch immer der Hofkriegsrath in Wien, dessen wesenloser Zwilling, der Hofkriegsrath in Graz, endlich 1750 beseitigt wurde. Damit war eine durchgreifende Reorganisation dieser obersten Armeebehörde verbunden, welche sich seit 1753 in drei Departements für das Militärgerichtswesen, für die ökonomischen und militär-politischen Angelegenheiten gliederte.

Wie Maria Theresia mit sicherer Hand die richtigen Männer für die Lenkung des Staatswesens in Kaunitz, Haugwitz und Chotek auf jene Plätze stellte, für welche sie am besten taugten, so bewährte sie den gleichen Scharfblick auch bei jenen, welchen sie die Reorganisirung des Kriegswesens anvertraute. Nach dem Feldmarschall Graf Lothar Königseck, der als mittelmäßiger und allzu bedächtiger Feldherr von den Soldaten den Spottnamen „General Rasttag“ erhielt, aber ein kenntnißreicher und tüchtiger Administrator war, traten in den Marschällen Daun

(Bild S. 1052) und Lascy (Bild S. 1084) zwei Männer an die Spitze des österreichischen Kriegswesens, deren Verdienste um die Entwicklung desselben nicht genug gewürdigt werden können. Namentlich Lascy, der nach dem Tode Daun's Präsident des Hofkriegsrathes wurde, aber auch schon früher sehr einflußreich war, ist als Schöpfer des modernen österreichischen Heeres zu bezeichnen.

Franz Moriz Graf Lascy (sprich Läsky) war am 2. October 1725 zu Petersburg geboren; sein Vater, der Sprosse eines alten irländischen Geschlechtes, stand als Feldmarschall und Gouverneur von Lievland in russischen Diensten. Schon 1743 trat der junge Lascy in die österreichische Armee und machte sich durch Tapferkeit und Verwendbarkeit so bekannt, daß er rasch die unteren Grade erklomm, schon 1745 Hauptmann und Major, 1748 Oberstlieutenant und 1750 Oberst wurde. Beim Beginn des siebenjährigen Krieges Generalmajor, wurde er bald Feldmarschalllieutenant und erhielt gleichzeitig mit Loudon das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens. Von Daun, der sehr große Stücke auf ihn hielt, wurde er 1760 als Feldzeugmeister mit der Leitung eines selbstständigen Corps betraut, das er im Vereine mit den Russen auf dem zweiten Zuge nach Berlin führte. Nach der Schlacht bei Torgau sollte Lascy Feldmarschall werden, lehnte es aber in edler Bescheidenheit ab, um ältere verdiente Generäle nicht zu kränken. Nach dem Kriege erhielt er mit dem Titel eines „General-Inspectors der Armee" entscheidenden Einfluß auf das Reorganisirungswerk und 1766 trat er als Feldmarschall an die Spitze des Hofkriegsrathes.

Je mehr Kaiser Josef II. sich während seiner Mitregentschaft von den übrigen Geschäften, um Conflicten auszuweichen, fern hielt, desto eifriger widmete er sich dem Heerwesen. Diese Thätigkeit brachte ihn in engen Verkehr mit Lascy, der in jeder Beziehung tüchtig gebildet war und die Ideen seiner Zeit in sich aufgenommen hatte. So bildete sich, abgesehen von dem tiefen Vertrauen, das Josef II. in militärischen Dingen auf Lascy setzte, ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zwischen diesen beiden Männern heraus, das auch ihrem gemeinsamen Wirken sehr zugute kam. Während Lascy 1775, seiner Kränklichkeit wegen, die Leitung des Hofkriegsrathes dem General der Cavallerie Baron Siskowitz überließ, sind die Briefe Josef II. voll scherzhafter Klagen über die Schwierigkeiten, welche sich zeigen. „Sie können sich denken, wie schwer mir all diese ‚Siskowitzereien' das Arbeiten machen", setzte der Kaiser einst bei.

Seine andauernde Kränklichkeit nöthigten Lascy, 1774 von der Leitung des Hofkriegsrathes zurückzutreten, die nun in die Hände des Feldmarschalls Graf Hadik (Bild S. 1053) überging. Indessen blieb er Mitglied des Staatsrathes und war in militärischen Dingen der einflußreichste Rathgeber des Kaisers. Hatte schon der baierische Erbfolgekrieg Zweifel an der Feldherrnbegabung Lascy's geweckt, so erhielten dieselben durch den Verlauf des Feldzugsjahres 1788 eine unwiderlegliche Bestätigung, ohne daß dadurch seine eminente Bedeutung als Administrator der Armee geschmälert werden konnte.

Allerdings fehlte es ihm auch in dieser Beziehung nicht an Tadlern. Man rügte es, daß er sich in alle Details mengte und seine Zeit und Kraft auf Kleinigkeiten versplittere. Aber als gründlicher Kenner aller Zweige des Kriegswesens wußte er, wie wichtig häufig solche Kleinigkeiten werden konnten, und er war seines Feldes so mächtig, daß er über den Details nie das Ganze, über dem Beiwerk nie den belebenden Geist vergaß. Sein Grundsatz, „die möglichst zahlreichen Kriegsheere mit den möglichst

geringen Kosten in brauchbaren Stand zu setzen und zu erhalten", schließt ja das Um und Auf der Aufgabe und des Bestrebens aller Kriegsminister ein.

Graf Lascy starb am 30. November 1801 in Wien und hat seine Ruhestätte inmitten seiner reizenden Schöpfung, des Parkes von Neuwaldegg, an der Seite seines Freundes und Kriegsgefährten, des Feldzeugmeisters Johann Georg Graf Browne, gefunden. Dieser ebenso kenntnißreiche als tapfere General war 1741 als Sohn eines russischen Generals in Moskau geboren, zeichnete sich schon bei Torgau besonders aus und hatte dann hervorragenden Antheil an der Eroberung Belgrads unter Loudon. Browne war auch als Militärschriftsteller thätig und starb 1794.

Die Gliederung und Benennung der Generals-Chargen wurde unter Maria Theresia in jener Weise festgesetzt, wie sie noch heute besteht. Auch wurde eine bestimmte Uniformirung für die Generalität festgesetzt, nämlich der weiße, goldbordirte Rock, rothe, gleichfalls mit Borten besetzte Weste, Stiefelhose und hohe Stiefel. Seit 1785 wurde die goldene Schärpe oder Feldbinde, welche früher von allen Officieren getragen werden konnte, ausdrücklich nur der Generalität vorbehalten. Unser Bild (S. 1069), Kaiser Josef in Militärtracht an der Seite seiner erhabenen Mutter, zeigt diese Generalsuniform deutlich.

Die Zahl der Generäle war eine verhältnißmäßig sehr bedeutende. Den Titel eines Generalissimus führte während der Regierung Maria Theresia's nur deren Schwager, der Prinz Karl von Lothringen. Außerdem gab es 1747 noch 27 Feldmarschälle, 12 Generäle der Cavallerie und 19 Feldzeugmeister, dann 73 Feldmarschalllieutenants.

Nach dem Hubertsburger Frieden zählte die Armee 24 Feldmarschälle, 10 Generäle der Cavallerie, 30 Feldzeugmeister, 86 Feldmarschalllieutenants und 16 Generalmajore; beim Tode Maria Theresia's gab es aber nicht weniger als 367 Generäle, verhältnißmäßig also viel mehr als heutzutage.

Im Verlauf der Zeiten und begünstigt durch die Finanznoth in den ersten Kriegsjahren hatte sich der schon von Prinz Eugen abgestellte Unfug des Stellenkaufes wieder eingeschlichen, von dem ein Zeitgenosse treffend sagt: „Er schiebt den Niedrig gebornen oder Unbemittelten, mag er auch noch so verdient sein, wenn nicht ein besonderer Glücksfall die Augen auf ihn lenkt, in den Hintergrund und leistet nur der geistesbaren Rangssucht Vorschub."

Die Zusammensetzung des Generalstabes lernen wir aus einer 1747 erlassenen Marschordnung kennen. Derselbe bestand aus dem Generallieutenant oder commandirenden General, dessen Gebühren und Naturalportionen nach Belieben festgesetzt wurden. Weiter werden beim Generalstab je ein Feldmarschall, General der Cavallerie, Feldzeugmeister, Feldmarschalllieutenant und General-Feldwachtmeister (Generalmajor) mit je einem Adjutanten aufgeführt. Dann folgen: der General-Quartiermeister, der Feldsuperior (Pater superiori cum socio), der Generaladjutant, der General-Quartiermeister-Lieutenant, der Stabsquartiermeister, Stabsfouriere, Feldprotomedico, Feldmedico, der Stabschirurg sammt Gesellen, die ganze Feldapotheke sammt den Personali, der General-Wagenmeister und dessen Lieutenant, der Capitaine des guides, Generalauditor und dessen Lieutenant, der Gerichtsschreiber und die Amtstrabanten, der General-Gewaltige und der Profoßen-Lieutenant, der Freimann und die Steckenknechte. Besondere Abtheilungen des Hauptquartiers waren die Feldkriegs-

kanzlei, das Kriegscommissariat, das Feldproviantamt, das Kriegszahlamt und das Feldpostamt.

* * *

Die kaiserliche Infanterie blieb nach Stand und Zusammensetzung unverändert bis zum siebenjährigen Krieg. Während desselben wurde das Regiment auf vier Bataillone und drei Grenadiercompagnien verstärkt, danach aber der Stand wieder auf drei Bataillone und zwei Grenadiercompagnien festgestellt, wobei die zwei ersten Bataillone je sechs, die dritte nur vier Compagnien zählte. Interessant war die Rangseintheilung der einzelnen Unterabtheilungen. Das erste Bataillon hieß das Leib- oder Inhaber-Bataillon, das zweite das Oberst- und das dritte das Oberstlieutenants-Bataillon; es hing das mit den damaligen Verpflegsverhältnissen zusammen, welche nicht blos dem Inhaber des Regiments, sondern auch dem Commandanten der Unterabtheilung gewisse Nebeneinkünfte sicherten. Diese flossen bei den Bataillonen jenen zu, nach welchen dieselben benannt waren.

Ein ähnliches Verhältniß obwaltete auch bei den Compagnien. Es gab da vier Stabscompagnien, nämlich die Leib- oder Inhaber-Compagnie, die Oberst-, Oberstlieutenants- und Majors-Compagnie, deren Commando von sogenannten Kapitän-Lieutenants geführt wurde, welche zwar den Rang, aber nicht die Einkünfte eines Hauptmannes hatten. Eventuell gab es auch noch eine zweite Majors-Compagnie, die übrigen eilf hießen ordinäre Compagnien.

Der Stand des Infanterieregiments wurde 1769 folgendermaßen zusammengesetzt: Stab 37 Köpfe, zwei Grenadiercompagnien 226 Mann, 4 Stabscompagnien 452 Mann, 12 ordinäre Compagnien 1356 Mann, zusammen 2071 Mann; dieser Stand erhöhte sich im Krieg pr. Compagnie um 35 Mann, also mit den zugetheilten Chargen und Troßknechten auf 2728 Mann. Außer den bei den Compagnien eingetheilten Tambours und Pfeifers (Bilder S. 1076 und 1077) konnte jedes Regiment acht Spielleute (Hautboisten) halten, der allerdings kleine Anfang der nachmals so berühmt gewordenen österreichischen Militärmusiken, über welche späterhin noch eingehender zu sprechen sein wird.

Während des Türkenkrieges erfolgte eine bedeutende Standeserhöhung, durch welche ein Regiment auf zwei Grenadier- und 18 Füsiliercompagnien mit einem Stand von 4476 Köpfen kam.

Wichtige Verbesserungen wurden in der Bewaffnung und Ausrüstung der Infanterie vorgenommen. Die leichten, meist irregulären Fußtruppen und die Freicorps erhielten theilweise Doppelflinten, bei welchen ein Lauf glatt und einer gezogen war. In den ersten Schlachten gegen Friedrich II. hatte sich die Ueberlegenheit der eisernen Ladstöcke über die hölzernen, die während der Action brachen und viele Leute am Feuern hinderten, so deutlich gezeigt, daß schon 1742 die Einführung der ersteren mit aller Energie in Angriff genommen wurde.

Nach dem siebenjährigen Krieg erhielt die ganze Infanterie nebst dem Bajonet noch leichte Säbel, wie sie von den Grenadieren stets getragen wurden. Röcke und Mäntel, die bisher weit und schlotternd waren, mußten nun nach preußischem Muster eng und anliegend sein; statt der dreieckig aufgestülpten Filzhüte erhielt die Infanterie lederne Casquets, deren Vordertheile bedeutend höher und mit Messingemblemen verziert waren. Die Officiere behielten die Hüte, bekamen aber Degen statt der Parti-

sanen; alle Stabs- und Oberofficiere, die Auditore und alle Chargen bis zum Feldwebel trugen außer Dienst spanische Rohre mit goldenen oder seidenen Quasten, die Corporäle dagegen führten als Abzeichen ihrer Würde den verhängnißvollen „Haslinger“ (einen Stock von Haselnußholz), der auch im Dienst nicht abgelegt, sondern mittelst einer Schlinge am Brustriemen aufgehängt wurde. Der Gebrauch der Handgranaten verschwand um 1760, die Grenadiere jedoch behielt man als schwere Infanterie- und Elitetruppe bei. Nur die Granate aus Messing auf der Kopfbedeckung und dem Brustriemen erinnerte noch an den Ursprung dieser Waffengattung.

König Friedrich II. rühmte die Tapferkeit der österreichischen Grenadiere und äußerte sich anläßlich eines Besuches im Lager bei Mährisch-Neustadt beim Defiliren derselben: sie glichen „den Söhnen des Mars“.

Von welchem Geist man bei diesen Umgestaltungen der Uniformirung ausging, beweist eine Bemerkung Kaiser Josef's II. zu einem an Maria Theresia gerichteten Act des Hofkriegsrathes. Er schreibt, „man müsse den falschen Begriff der Schönheit in den soliden der Gutheit verwandeln“ und „außerdem den Commandeuren begreiflich machen, es sei besser, nicht mit der äußerlichen Putzschönheit, wohl aber mit der Abrichtung, Verläßlichkeit und dem guten Esprit zu prangen“. Und Maria Theresia setzt mit einem zum Amtsstil wunderlich passenden Ausbruch mütterlichen Stolzes bei: „Freuet mich unendlich, wie Ihro Majestät der Kaiser wegen der übertriebenen Putzelereien gedenket. Sauberkeit und Uniformität machen die größte Schönheit des Militaris. Alles übrige, was dem Dienst nichts nützet, taugt nichts.“

Die leidige Mode, welche ja bis zu einem gewissen Grad auch die Uniformirung beeinflußt, beanspruchte freilich bezüglich der Haare eine gewisse Berücksichtigung. Bis 1776 war eine Frisur mit auf beiden Seiten gedrehten Lockenrollen vorgeschrieben, dann kam glattes mit „Schmiere und Puder“ verklebtes Haar, im Nacken aber ein steifer, kurzer Zopf an die Reihe. Mit der Herstellung dieser Frisuren waren bei jeder Compagnie besondere Leute betraut und die Corporäle hatten vor Paraden darauf zu sehen, daß die Soldaten auf dem Bauch schliefen, um den schon am Vortage eingeflochtenen Zopf zu schonen.

Dagegen war nur einzelnen Truppengattungen der Schnurrbart gestattet, und zwar trugen ihn Husaren und ungarische Grenadiere lang und aufgewichst, Dragoner und Carabiniers kurz und an den Mundwinkeln gestutzt. Es scheint fast, als hätte Heine mit seinem malitiösen Vers nicht so Unrecht:

Der Schnurrbart ist am Ende doch nur
Des Zopfthums neuere Phase;
Denn was man früher am Rücken trug,
Das hängt jetzt unter der Nase.

Der Stand der Cavallerieregimenter blieb unverändert bis 1780. In diesem Jahre wurde ein Kürassierregiment mit 6 Escadronen und 1059 Mann, ein Dragoner- oder Chevauxlegersregiment mit 6 Escadronen und 1173 Mann, ein Husarenregiment aber mit 8 Escadronen und 1557 Mann systemisirt.

Die im Jahre 1784 errichteten Ulanen wurden ursprünglich in Divisionen zu 2 Escadronen bei den Chevauxlegersregimentern eingetheilt und erst 1790 in ein eigenes Ulanenregiment zusammengezogen.

Die Cavallerie numerirte ursprünglich nicht nach den einzelnen Arten, sondern

im Ganzen, so daß z. B. 1769 Nr. 1 Kaiser-Chevauxlegers, Nr. 2 Kaiser-Hußaren, Nr. 3 Großherzog Toscana-Kürassiere waren u. s. w. Zur selben Zeit waren die bisher bestandenen Carabinier- und Grenadiercompagnien zu Pferd in zwei besondere Carabinierregimenter zusammengezogen und zwei Dragoner- in Chevauxlegersregimentern verwandelt worden, welch letztere die eigentliche leichte Cavallerie unter den erbländischen Truppen vertreten sollten.

Im Jahre 1769 gab es 2 Carabinier-, 15 Kürassier-, 11 Dragoner-, 2 Chevauxlegers- und 15 Hußaren-, zusammen 45 Reiterregimenter. In der nächsten Zeit verminderte sich diese Zahl auf 37, eine Einbuße, welche ausnahmslos die schwere Cavallerie traf. Man zählte nämlich 1780 2 Carabinier-, 10 Kürassier-, 6 Dragoner-, 6 Chevauxlegers- und 13 Hußarenregimenter; 1791 aber gab es nur 35 Cavallerieregimenter, nämlich 2 Carabinier-, 9 Kürassier-, 6 Dragoner-, 7 Chevauxlegers-, 10 Hußarenregimenter und 1 Ulanenregiment, außerdem auch noch ein 1790 in Galizien errichtetes Ulanen-Freicorps von 6 Escadronen.

Die Kürassiere trugen den Brustharnisch, welcher im Feldzuge gegen die Türken versuchsweise nebst Helmen bei einigen Dragonerregimentern zur Anwendung kam. Sonst trug die Cavallerie mit Ausnahme der Hußaren, welche Czakos hatten, durchwegs dreiseitig aufgestülpte Hüte mit kurzem Federbusch. Die Kürassiere und Dragoner hatten weiße, Carabiniers und Chevauxlegers grüne Röcke, die Hußaren dunkel- oder lichtblaue, auch grüne Attilas und Dolmans.

Bei den Dragonern kamen statt der Bajonetflinten Carabiner zur Anwendung und statt der Trommeln und Heerpauken wurden allgemeine Trompeten eingeführt. Das Hof-Waffenmuseum bewahrt übrigens noch ein Paar von Maria Theresia selbst gestickte Paukendecken. Bei den Ulanen kam die alte ritterliche Waffe: die Lanze mit gezacktem Wimpel, wieder zur Anwendung. Außerdem führten sie Säbel und 2 Pistolen.

Am einschneidendsten war die Umgestaltung, welche die österreichische Artillerie unter der Leitung des Feldmarschalls Fürsten Wenzel Liechtenstein (Bild S. 1037) erfuhr, den wir als umsichtigen Feldherrn und Sieger in der blutigen Schlacht bei Piacenza schon kennen lernten.

Unter ihm und seinem gleich tüchtigen Nachfolger, dem Feldzeugmeister Theodor Baron Rouvroy, wurde die österreichische Artillerie in ein bestimmtes System gebracht und namentlich die Scheidung der eigentlichen Feldartillerie von der schweren oder Belagerungsartillerie durchgeführt. Die Erfahrungen im ersten schlesischen Kriege und in den Feldzügen gegen die Franzosen legten dem Fürsten Liechtenstein den Gedanken nahe, durch Verkürzung des Rohres und Regulirung des Geschoßcalibers dem Feldgeschütz eine größere Beweglichkeit zu geben, ohne dessen Feuerwirkung zu beeinträchtigen. Diesen Gesichtspunkten entsprach das von Liechtenstein unter Mitwirkung des Feldzeugmeisters Anton Baron Feuerstein ausgearbeitete System, nach welchem es nur 4 Gattungen Feldgeschütze mit der einheitlichen Rohrlänge von 16 Kugeldurchmessern gab. Es waren dies 12-, 6- und 3pfündige Kanonen und 7pfündige Haubitzen, welche sich nur durch die Metallstärke und Bohrungsdurchmesser unterschieden.

Zu den schweren oder Batteriegeschützen zählten die 24-, 18- und 12pfündigen Kanonen, dann die 10- und 12pfündigen Haubitzen, endlich 10-, 30-, 60- und 100pfündige Bombenmörser. Mit den ersten nach diesem System angefertigten Geschützen wurden von 1745 bis 1753 eingehende Versuche auf der Simmeringer-Heide

vorgenommen und dann die Umgestaltung des Geschützwesens so rasch betrieben, daß es seine Wirksamkeit schon in den ersten Feldzügen des siebenjährigen Krieges erproben konnte. Wir haben gehört, daß Friedrich II. wiederholt der österreichischen Artillerie mit großem Lobe gedachte.

Auf die Vereinfachung der Geschützbedienung wurde großes Augenmerk gerichtet, die Richtmaschinen statt der Schutzkeile eingeführt, die Ladeschaufeln entfernt und statt derselben Patroncartouchen aus Wollzeug hergestellt, endlich kamen zur Entzündung die sogenannten Brandeln und Zündlichter zur Verwendung. Durch alle diese Maßregeln erreichte man es, daß aus einem Feldgeschütz (Bild S. 1093) ohne Aenderung des Zieles 13 bis 14 Schüsse in der Minute abgegeben werden konnten.

Diese Maßregeln bedangen auch eine Vermehrung des Mannschaftsstandes, der 1748 bei der Artillerie schon 1000 Mann, 1755 aber, wo das Corps in 24 Compagnien eingetheilt wurde, das Doppelte betrug. Um dieselbe Zeit errichtete man zur Geschützbedeckung auch ein Regiment, Artilleriefusiliere, das aber bald wieder aufgelassen wurde. In einem Feldzug hatte dann später jedes Infanteriebataillon einen Corporal und 29 taugliche Soldaten als Handlanger an die Artillerie abzugeben.

Um die taktische Verwendung größerer Geschützmassen zu erleichtern, zog man die Feldgeschütze noch während des Krieges in Batterien von 10 Geschützen zusammen, und 1764 formirte die ganze Feldartillerie drei Brigaden, jede zu 10 Compagnien, mit einer Gesammtmannschaft von 4488 Mann. Endlich erfolgte 1772 die Errichtung von 3 Artillerieregimentern, jedes zu 16 Compagnien. Jedes Regiment hatte eine Stärke von 2145 Mann. Das Artillerie-Feldzeugamt, zu welchem die gesammte Festungs- und Garnisonsartillerie gehörte, zählte 1633 Mann; im Ganzen bestand also die österreichische Artillerietruppe aus 7816 Köpfen, während sie noch unter Karl VI. aus nur 800 Mann bestand. In diesen Zahlen spricht sich der riesige Aufschwung aus, welchen diese Waffengattung nahm, ein Aufschwung, an welchem der römisch-deutsche Kaiser Franz I., der tüchtige, theoretische Kenntniß in der Mechanik und Chemie besaß, einen bedeutenden Antheil hat.

Mit dieser Reorganisirung war die Ausscheidung des Mineurcorps und der sogenannten „Roßpartei" verbunden; statt letzterer wurde ein besonderes von der Artillerie gesondertes Fuhrwesencorps errichtet, welches die Bespannung der Geschütze und Munitionswägen besorgte.

Die Uniformirung der Artillerie war graubraun mit hochrothem Kragen und Vorstoß, dann aufgeschlagenen Hüten à la Corse mit Federstutz, die sogar bei der Mannschaft mit schmalen Goldbörtchen eingefaßt waren. Diese Hüte wurden zeitweilig durch niedere dreiseitig aufgestülpte ersetzt, kamen aber bald wieder in Anwendung und verblieben der Artillerie dann bis in die Mitte unseres Jahrhunderts.

Am 1. November 1786 errichtete Kaiser Josef II. aus den vorzüglichsten Chargen der Artillerie das Bombardiercorps zu 4 Compagnien, das eine Pflanzschule für tüchtig gebildete Artilleristen werden sollte und jenen Ruf wissenschaftlicher Ausbildung, dessen sich die österreichische Artillerie erfreute, in erhöhtem Maße genoß. Zum ersten Commandanten dieses Elitecorps wurde Oberstlieutenant Leopold Unterberger ernannt, der Lehrer des späteren Kaisers Franz II. und anderer kaiserlicher Prinzen war und 1818 als Freiherr und Feldzeugmeister starb. Er war ein gründlich gebildeter Artillerist und Ingenieur und hinterließ eine große Reihe von mathematischen und militärwissenschaftlichen Werken.

Das Geniewesen stand bis zur großen Reorganisation des Jahres 1772 noch immer theilweise unter dem Feldzeugamte. Es fehlte also an einer Zusammenfassung und einheitlichen Leitung, woran auch nichts dadurch geändert wurde, daß Prinz Karl von Lothringen (Bild S. 1037) den Titel eines Generaldirectors des Ingenieurcorps- und Fortificationswesens führte.

Durch die Umgestaltung der Artillerie kam endlich auch die schon lange als nothwendig erkannte Reform des Geniewesens in Fluß und es wurden demselben alle hieher gehörigen Corps unterstellt. Dazu zählte das schon 1716 errichtete Mineurcorps, das 1748 als Mineurbrigade von 4 Compagnien neu formirt wurde; weiters das 1760 in das Leben gerufene Sappeurcorps von 3 Compagnien, das schon bei der Belagerung von Glatz und der Vertheidigung von Schweidnitz ausgezeichnete Dienste leistete (der erste Commandant war der kenntnißreiche und tapfere Major Johann Baron Bechardt, der 1789 als Feldmarschalllieutenant vor Belgrad verwundet wurde und am 4. Mai wahrscheinlich in Folge Vernachlässigung seiner Wunde starb, weil er es ablehnte, sich aus dem Gefechte zurückzuziehen, und unverbunden noch einen Bericht über die Affaire dictirte); das 1758 auf Lascy's Betreiben unter Commando des Majors Baron Schmidburg errichtete Pionnierbataillon, das wiederholt reducirt, aber stets wieder von Neuem aufgestellt wurde; endlich das 1739 entstandene Pontonniercorps, das von einem Brücken-Oberhauptmann commandirt wurde und sich besonders 1757 in der Schlacht bei Breslau auszeichnete, wo unter dem heftigsten feindlichen Feuer in einer halben Stunde sieben Brücken über die Lohe geschlagen wurden. Im Jahre 1767 erweiterte man dieses Corps unter dem Oberstschiffamts-Oberstlieutenant Baron Ripke zu einem Pontonnierbataillon von 4 Feld- und 1 Stammcompagnie, welch letztere bei dem Oberstschiffamte in Wien blieb, während die anderen 4 Compagnien anfänglich nach Esseg, dann nach Klosterneuburg gelegt wurden.

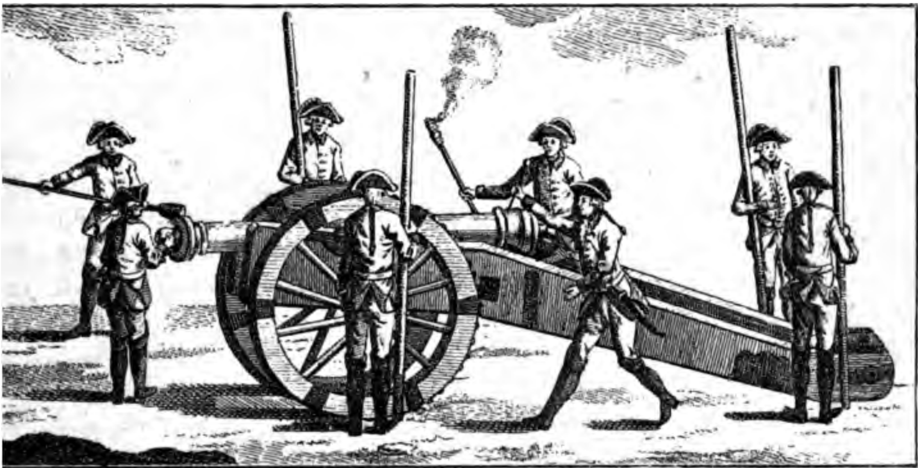
Wie schon kurz erwähnt, löste man 1772 bei der Reorganisation der Artillerie die sogenannte „Roßpartei" gänzlich ab und es entstand das Fuhrwesencorps, das in Divisionen eingetheilt war und nicht allein die Artilleriebespannung, sondern überhaupt den ganzen normalen Militärtransportdienst versah. Als Curiosum sei erwähnt, daß 1788 in Ungarn und Galizien eine „Ochsenbespannungs-Division" versuchsweise aufgestellt, aber nach zwei Jahren wieder aufgelassen wurde.

Die Donauschifffahrt für Militärzwecke kam während der Regierung Maria Theresia's gänzlich in das Stocken. Durch die Errichtung des Czaikistenbataillons war für die Bewachung der Grenzflüsse gesorgt, und erst 1768 machte man wieder auf der neuen Schiffamtswerfte zu Klosterneuburg Versuche mit dem Bau von Donau-Kriegsschiffen. Am 14. April 1768 lief dort eine nach den Entwürfen des Schiffsbaumeisters Ernst Achsberg ausgeführte Fregatte vom Stapel sie scheint sich aber ebensowenig bewährt zu haben als ihre Vorgängerin, denn es verlautet über das weitere Schicksal des Schiffes gar nichts. Die zunehmende Versandung des Donaucanals machte auch das „Streifschiff-Arsenal" beim Neuthor unbrauchbar, und schon aus sanitären Gründen verfügte Josef II. die Auflassung und Austrocknung des Beckens, auf dessen Platz dann die „Verpflegsbäckerei" untergebracht wurde.

Noch schlimmer erging es mit der Marine. Beim Tode Karl's VI., der aus politischen Gründen schon seine hochfliegenden Pläne zur Schaffung einer österreichischen

macht aufgegeben hatte, waren 9 Kriegsschiffe mit zusammen 210 Kanonen, 6 Galeeren je 36 Kanonen vorhanden. Aber dieser Besitz erwies sich beinahe als eine Ver- nheit. An eine Vermehrung oder nur Benützung war nicht zu denken, da man Ursache hatte, die Empfindlichkeit der Engländer und Holländer zu schonen, und drohte die Gefahr, daß die Schiffe verfaulten und ganz werthlos würden. Erst 58 gelang es, die größeren Schiffe und die ganze Arsenaleinrichtung zu verkaufen, die kleineren Schiffe blieben, um die Küsten zu schützen. Diesem System blieb man n auch treu, und auch der Gedanke Josef's II. beim Ausbruch des Türkenkrieges, ıffahrer als Kriegsschiffe auszurüsten, blieb unausgeführt. Die österreichische Flagge schwand ganz von dem Meer und der mächtig aufblühende Handel Triests war kommen schutzlos, so daß sogar eine Anzahl von dortigen Kaufherren auf eigene ten in Fiume eine Galeotte bauen und ausrüsten ließen, um mindestens im Adria- jen Meere einigen Schutz zu finden.

Einer der wichtigsten Theile der Theresianischen Armeereformen betraf die Ver-



Artillerie mit Feldgeschütz. (Seite 1091.)

legung. Das gänzlich veraltete frühere System, das allen Unterschleifen günstig r, wurde verlassen und feste Normen entworfen, welche den Staat und die Soldaten glichst gegen solche Financirungen schützten. Die Methode, nach welcher der Soldat ie Verpflegung vom Bürger oder Landmann gegen eine besondere mit den Land- nden zu pflegende Abrechnung erhielt, wurde gänzlich aufgehoben und statt dessen t Ausnahme der Natural-Brotportionen die Verpflegsgebühr dem Soldaten in baarem lde erfolgt, zugleich aber die Einrichtung gemeinsamer Menageführung angeordnet d nach Kräften befördert. Im Kriege wurde unter dem Namen „Kriegs- oder ldbeitrag" eine Erhöhung der Verpflegsgebühren ausbezahlt. Für die Infanterie tand die monatliche Gebühr in 3 fl., welche sich bei der Cavallerie für die Winter- nate auf 4½ fl. erhöhte.

Von großer Wichtigkeit war auch die 1746 erlassene Bagageordnung, durch lche endlich der willkürlichen Ausdehnung des Trosses wirksam vorgebeugt wurde. ırauf deutet die Eingangsbemerkung hin, daß diese Ordnung erflossen sei, „um denen s Feld ziehenden Generalen, auch anderen Regiments-Offizieren und Militär-Stabs-

Parthehen Maſs und Ziel zu ſetzen, was jeden an Wagen und Pferden mitzunehmen erlaubt ſeye und anmit, ſowohl ſie ſelbſten respectu deren mit namhaften Aufwand und öfters nach ſich gezogenen eigenen Ruin gehaltenen übermäßigen Bagagen zu ihren ſelbſtigen Nutzen behörig einzuſchränken, als vorzüglich Unſere und andere fremde Länder von dem auf denen Marchen dardurch ihnen zugewachſenen ſehr empfindlichen Laſt zu erleichtern, dann die vielfältig ſich ereignende ſchädliche Anordnungen, Hinderniſſen und Verzögerungen die ſonderlich in Gebürgen, engen Paſſen und Defileen durch ſo häufige Bagagen ohnvermeidentlich entſtehen müſſen, abzuſtellen".

Weiters heißt es: „Unſer Dienſt erheiſchet daſs die Offiziers ſich ſtets bei denen Trouppen befinden, mithin keiner bei der Bagage, außer welcher nach Erforderniß deren Umſtänden darzu commandirt wird, und ſich alſo ein jeder des Fahrens, es wäre dann Blessuren oder Leibesgebrechen halber, enthalten ſolle; ſo wird auch keinem Generale oder Stabs-Offizier erlaubet ſein, ſeine Ehe-Consortin wehrenden Feldzug mitzuführen, auf den Fall aber daß ja ein oder anderer Oberoffizier, von Hauptleuthen oder Rittmeiſter anzufangen, aus beſonderen erheblichen Urſachen gedrungen wäre, ſolche ſeine Ehe-Gattin mitzunehmen, hätte ſelbige ſich zum Reiten zu bequemen folgſam die ſich äußerende Marchen zu Pferd zu machen."

Im Jahre 1751 erfloß auch die erſte allgemein verbindliche Adjuſtirungs-Vorſchrift, durch welche namentlich alle willkürlichen koſtbaren Bordirungen, das Ausnähen der Knopflöcher mit Gold und Silber u. ſ. w. abgeſtellt wurden. Gold- oder Silberborten auf Rock und Weſten durften nur Stabsofficiere tragen, den Officieren der Infanterie waren auch die Borten an den Hüten unterſagt. Um in die Mannſchafts-Uniformirung Gleichmäßigkeit zu bringen und überhaupt ein auf beſſere Staatswirthſchaft abzielendes Syſtem einzuführen, wurde mit Rescript vom 25. September 1767 den Regimentern die Beſchaffung von Montur, Lederwerk und Feldrequiſiten entzogen und die Errichtung eigener ärariſcher Monturscommiſſionen angeordnet.

Natürlich fanden alle dieſe Reformen auch ihren finanziellen Ausdruck. Im Jahre 1773 betrug das Militärbudget ohne Penſionen 17 Millionen Gulden, alſo doppelt ſo viel als unter der Verwaltung des Prinzen Eugen. Berückſichtigt man aber den weſentlich erhöhten Stand, die Verrechnung der koſtſpieligen techniſchen Waffen und die Schlagfertigkeit der Armee, ſo wird man dieſe Steigerung ſehr gering finden.

Großartig waren die Fortſchritte zu nennen, welche in dieſer Periode das Militär-Unterrichtsweſen machte. In erſter Linie ſteht hier die Militär-Akademie, welche Maria Thereſia in großartiger Erweiterung einer von dem Hofkammerrath Johann Richthauſen Freiherrn von Chaos gemachten Stiftung in das Leben rief. Ueber ihre Anordnung wurde ſchon 1747 von einer eigenen Commiſſion ein Entwurf über die Einrichtung der neuen Militär-Akademie ausgearbeitet, durch welche für den wiſſenſchaftlich gebildeten Nachwuchs an Officieren geſorgt werden ſollte.

Nach dieſem Entwurf wurden eigentlich zwei Anſtalten in Ausſicht genommen, nämlich das in der Burg zu Wiener-Neuſtadt unterzubringende Cadetencorps für 200 Zöglinge und die Militärpflanzſchule in Wien (in der heutigen Stifts-caſerne im 7. Bezirk, Neubau), welche für 100 Zöglinge im Alter von 9 bis 13 Jahren beſtimmt und als Vorſtufe des Cadetencorps gedacht war.

Nach Durchführung der nöthigen Baulichkeiten trat das Cadetencorps in Wiener-Neuſtadt 1752, die Militärpflanzſchule 1754 in das Leben. Local-

:tor der ersteren Anstalt wurde Generalmajor Graf Thürheim, die Pflanzschule te Generalmajor von Kleinhold, als Oberdirector beider Anstalten fungirte)marschall Graf Daun, der Sieger von Kolin. Die Unterrichtsgegenstände waren: tification, Arithmetik, Geographie, deutsche, französische, italienische und böhmische 'ache, Exerciren, Fechten mit dem Degen und den Partisanen, Reiten und Tanzen.

Am 14. März 1769 sprach Maria Theresia die Vereinigung dieser beiden talten zu einer „Militärakademie in Wiener-Neustadt" aus, wogegen Gebäude in Wien der gleichfalls zu einer Akademie für 124 Zöglinge erweiterten genieurschule übergeben wurde. Ein neuer Stiftsbrief Kaiser Josef's II. vom April 1786 setzte die Zahl der Zöglinge des Neustädter Institutes auf 460 fest erklärte das Gebäude mit sämmtlichen Annexen für eine „militärische Besitzung".

Die Glanzperiode der Militärakademie war, als sie unter der Direction des)gebildeten und geistvollen Generals Franz Josef Graf Kinsky stand. Ein ebenso tiger Soldat als Administrator, nebstbei ein begeisterter Freund der Jugend, bereitete Kinsky für sein Amt durch eingehende Studien und Reisen, die ihn auch in berühmte Anstalt Pestalozzi's führten, vor. Auf Grund eines von ihm ausgearbeiteten nes wurde Kinsky 1779 zum Director der Akademie ernannt, welcher er, von)erholten Dienstleistungen in den Feldzügen von 1788, 1793, 1794 und 1796 :sehen, bis zu seinem am 9. Jänner 1805 erfolgten Tode vorstand und durch e auf pädagogischen Grundsätzen beruhende Leitung zur höchsten Blüthe brachte. Es : nur der verdiente Zoll der Dankbarkeit, daß die unter seiner Direction ausldeten Officiere ihm 1830 im Garten der Neustädter Akademie ein würdiges ıkmal setzten.

Neben der Ingenieurakademie bestand auch eine 1778 unter Leitung des Feld)meisters Graf Josef Colloredo errichtete höhere Artillerieschule, welche in : gewisse Verbindung mit dem Bombardiercorps gebracht wurde.

Eine Schöpfung Kaisers Josef's war die 1785 errichtete und trefflich ausattete medicinisch-chirurgische Josefs-Akademie, welche den Uebelständen feldärztlichen und Militär-Sanitätswesen abzuhelfen bestimmt war. Nach der Widmung Kaisers hatte diese Anstalt eine dreifache Bestimmung: 1. sollte sie tüchtige Feldte ausbilden; 2. eine gelehrte Corporation zur Förderung der medicinischen Wissenrften und 3. eine ständige Feld-Sanitätscommission zur Berathung und Entscheidung itärischer Sanitätsangelegenheiten sein. Zum ersten Director des Josefinums wurde Anreger dieser Idee, der kaiserliche Leibarzt Hofrath Johann Alexander Ritter ı Brambilla (geb. 1728, gest. 1800, Bild S. 1085) bestimmt und seiner :dienste wegen zum Stefansordensritter ernannt.

Wie übel es mit dem feldärztlichen Personal bestellt war, beweist ein Vorfall) dem Feldzug gegen die Türken, obwohl damals schon die ersten in der Josefsıdemie ausgebildeten Aerzte zur Armee eingetheilt wurden. Der Kaiser bemerkte nlich im Feldspital zu Semlin einen jungen Soldaten, der den Arm in der Schlinge g. Zu seinem nicht geringen Erstaunen erfuhr der Kaiser, daß der Mann nicht wundet, sondern von dem „Feldscherer" anläßlich eines Aderlasses ziemlich bedeutend letzt worden sei. Josef II. ließ den ungeschickten Operateur kommen und stellte zur Rede. Nach vielem Zittern und Zagen gestand der Mensch endlich, daß er ie Spur von medicinischen oder chirurgischen Kenntnissen besitze, sondern nichts mehr ein Schneiderlein sei, das flink mit der Nadel umzugehen wisse, und vielleicht darum

auf hochmögende Verwendung als Wundarzt angestellt worden sei, ohne dass man sich weiter um seine Qualification bekümmert habe! Ein scharfes Donnerwetter des Kaisers machte solche Dinge für die Zukunft unmöglich, der famose Arzt aber wurde als Tambour in ein Infanterieregiment eingereiht.

Die Josefs-Akademie wurde wiederholt reorganisirt, ganz aufgelöst, wieder errichtet und abermals aufgelassen. Aber jedesmal stellte sich nach der letzteren Maßregel wieder das Bedürfniß nach einem solchen Institut ein, und in neuester Zeit wurde die Frage, ob es nicht wieder in das Leben zu rufen sei, von Seite der Heeresleitung sehr dringend aufgeworfen.

Die Fürsorge des Kaisers dehnte sich jedoch auf alle Angehörigen des Heeres aus, und er ließ im Jahre 1782 bei 18 deutschen und 12 ungarischen Infanterieregimentern Erziehungshäuser für Soldatenkinder errichten, „um verdienten Soldaten die Erziehung ihrer Kinder zu erleichtern und aus letzteren brauchbare, wackere Unterofficiere zu bilden". Hier ist auch das 1775 in das Leben gerufene und 1786 von St. Pölten nach Hernals verlegte Officierstöchter-Erziehungsinstitut zu erwähnen.

Auch die Invalidenversorgung gelangte in der uns beschäftigenden Zeitperiode endlich zu einer festen Gestaltung. Das Bedürfniß darnach wurde schon lange empfunden und man war seit Jahrzehnten eifrig bemüht, einen zu diesem Zweck zu widmenden Fond zu schaffen. Den Stamm desselben bildete das vom Erzbischof Georg Szechenyi 1692 gespendete Capital von 146.000 Gulden, wozu sich noch mancherlei Stiftungen und Legate gesellten. Zur Stärkung des Fonds wurde einige Zeit von jeder Mundportion der Officiere und Gemeinen ein Kreuzer abgezogen, auch die während der dreimonatlichen Gagecarenz der Officiere ersparten Gebühren und die Erträgnisse des sogenannten Fremdenrechtes (Albinagium), das darin bestand, daß die Verlassenschaft eines im Inlande gestorbenen Fremden dem Landesherrn zufiel, wurden dem Invalidenfond zugewendet. Dadurch kam derselbe in die Lage, seit 1721 bestimmte Gebühren an die Invaliden zu entrichten, und 1727 konnte das Invalidenhaus in Pest errichtet werden.

Durch die Stiftung des Prinzen Maximilian von Hannover im Betrage von 125.000 Gulden war man 1750 in der Lage, die Invalidenhäuser in Wien, Prag und Pettau zu errichten, und 1754 erfolgte eine Regelung der Invalidengehalte. In Verbindung mit dem Großarmenhaus bestand in Wien zwar schon auf Grund einer von Dr. Johann Theobald Frank 1686 gemachten Stiftung ein sogenannter „Invalidenhof", der aber ursprünglich mehr ein Soldatenspital war und erst seit 1750 zur Versorgung von gebrechlichen Veteranen verwendet wurde. Erst 1783 verfügte der Kaiser die Uebersiedlung der Invaliden in das noch heute benützte Gebäude auf der Landstraße, das ursprünglich ein Sommerpalast des Prinzen Maximilian von Hannover und dann vom Erzbischof Sigismund Graf Kollonitsch als Spital eingerichtet worden war. Der Invalidenhof in der Alserstraße wurde abgebrochen, um Raum für das allgemeine Krankenhaus zu schaffen.

Durch alle diese Maßregeln, welche den ganzen Heeresorganismus umfaßten, wurde naturgemäß auch ein mächtiger Einfluß auf den Geist der Armee ausgeübt. Sie fühlte sich nicht mehr blos während des Krieges als eine Nothwendigkeit, sondern die ihr auch während der Friedensjahre zugewendete umfassende Vorsorge lehrte sie, sich überhaupt als wichtiges Glied des Staatsorganismus zu betrachten.

Dieses Bewußtsein machte sich in manchen Aeußerlichkeiten kund, gab aber im Ganzen dem Geist in der Armee eine ganz neue Richtung. In höchst bezeichnender Weise äußert sich ein Officier jener Zeit über diese Wandlung in folgenden Sätzen:

„Die Zeiten waren vorüber, wo die brandenburgische Büchse, die in einer Minute fünfmal losging, unseren wackeren alten Knasterbärten wie verhext erschien. Unser Militärwesen hatte bisher viele und wichtige Verbesserungen erfahren und wir haben es den obersten Einsichten unserer hohen und weisen Regentin zu danken, dass der Militärdienst in Vergleich der früheren Zeiten alle möglichen Vorzüge erhalten hat, die ihn in den Augen des Unterthans und des Fremden liebenswürdig und seiner dermaligen Beschaffenheit nach ansehnlich machen. Da die Uniform ehemals weit unter den spanischen Mantel erniedrigt, da sie fast gänzlich von der Antichambre ausgeschlossen war, so erschien sie nun seit der glücklichen Regierung unserer Monarchin ganz unbehindert bei Hofe und zeigte sich nun bei Courtagen in ihrem vollen Glanze. Die durchlauchtigste Amazone, die sich selbst zu Pferd, in weiß und rothen Uniformen, à la tête ihrer Völker zu zeigen gewohnt war, gab dadurch dem ganzen Kriegsheer die gnädigsten Beweise ihres Wohlgefallens. Der Officier ging nunmehr zu Hofe wie zu seiner Wachtparade und spanische Etikette ist ihm entbehrlich geworden."

Das Hauptverdienst, daß das Ehrenkleid des Soldaten sich gleichberechtigt neben dem Hofkostüme behauptete, gebührt wohl Josef II., der nach dem Tode seines Vaters zuerst selbst in Uniform bei Hoffesten erschien und dasselbe auch von den Generälen und Officieren verlangte. Indessen ist es ebenso wichtig, daß auch Maria Theresia keine Gelegenheit, den Geist der Armee zu heben, ungenützt ließ. Sie nahm wiederholt selbst Revuen ab, wie z. B. die der Panduren auf dem Wiener Glacis (Bild S. 988), sorgte für gerechtes Avancement und bewies allen Bedürfnissen und gerechten Ansprüchen der Armee so viel Entgegenkommen, daß sie eine während des Erbfolgekrieges geprägte Medaille mit gutem Recht „mater castrorum" — die Mutter der Heereslager — nennen konnte.

In diesem Sinne schuf Maria Theresia auch in dem schon erwähnten ihren Namen tragenden Orden (Bild S. 1036) ein höchst werthvolles Ehrenzeichen, das ursprünglich der Belohnung höchster militärischer Tugenden gilt. Das erste seither zeitgemäß umgestaltete Statut enthielt unter Anderem die Bestimmung, daß weder hohe Geburt noch langwierige Dienste, oder vor dem Feind erhaltene Wunden, noch viel weniger aber andere Rücksichten Ansprüche auf Verleihung des Ordens geben, sondern „diejenigen einzig und allein sollen in den Orden aufgenommen werden, welche nicht nur nach Ehre und Pflicht ihrer Schuldigkeit ein völliges Genüge geleistet, sondern sich noch über das durch eine besondere herzhafte That hervorgethan oder kluge und für den Militärdienst ersprießliche Rathschläge nicht nur an die Hand gegeben, sondern solche auch mit vorzüglicher Tapferkeit auszuführen geholfen haben". Alle Oberofficiere, ohne Rücksicht auf den Grad und ohne Unterschied der Religion und anderer Umstände, können diesen Orden erhalten, der an keine bestimmte Zahl der Mitglieder gebunden ist, weil, wie die Statuten treffend sagen: „Je höher diese steigt, desto mehr die dabei vor Augen gehabte nützliche Absicht erreicht wird."

Bei der ersten am 7. März 1758 stattfindenden Verleihung des Maria Theresien-Ordens erhielten das Großkreuz Prinz Karl von Lothringen, Graf Leopold Daun, Franz Graf Nadasdy, Andreas Graf Haddik, das Kleinkreuz die Feldmarschalllieutenants Baron Sincere, Nikolaus Esterhazy, Friedrich

Wied und Ludwig Starhemberg, die Generalmajore Baron Franz Janus und Fürst Ullrich Kinsky, die Obersten Gideon Loudon, Franz Marquis Los-Rios, Friedrich Elmendorf, Josef Graf Ayassassa, Karl Baron Amadei, Josef Graf Saint-Ignon, endlich die Oberstlieutenants Sylvester Rasumovsky und Andreas Graf Poniatowski. Kaiser Josef II. fügte 1765 noch eine Mittelclasse, die Commandeure, zwischen die Großkreuze und Ritter ein.

Eine weitere Anerkennung militärischer Verdienste lag in der von der Kaiserin Elisabeth Christine, der Witwe Karl's VI., gemachten Stiftung für solche Generäle und Stabsofficiere, welche dreißig Jahre treu und brav in der österreichischen Armee dienten. Von Maria Theresia 1771 wesentlich erweitert, verleiht seitdem die Elisabeth Theresien-Militärstiftung sechs Stiftungsplätze mit der Jahresdotation von 1000, acht mit 800 und sieben mit 500 fl. Mit der Stiftung ist ein ordenähnliches Abzeichen verbunden.

Kaiser Josef II. endlich schuf, seiner ganzen Geistesrichtung entsprechend, auch für die Mannschaft eine ähnliche Auszeichnung statt der bisherigen Geldbelohnungen. Um das Ehrgefühl zu beleben und dem Verdienste dauernde Vortheile zu sichern, ließ Josef II. 1788 goldene und silberne „Militär-Ehren-Medaillen" prägen, welche sein Bildniß und die Inschrift „Der Tapferkeit" zeigten. Mit der goldenen Medaille war der lebenslängliche Genuß der Bezüge jener Gage verbunden, welche der damit Betheilte zur Zeit der Verleihung inne hatte, mit der silbernen die Hälfte dieser Bezüge. Die erste Betheilung mit diesen Medaillen geschah im Lager bei Peterwardein. Durch Kaiser Franz Josef I. wurde zu der silbernen Tapferkeitsmedaille eine zweite Classe hinzugefügt, mit welcher keinerlei Bezug verbunden ist.

Dem Gedanken der Einheit und Continuität der Armee, welcher Maria Theresia und ihren militärischen Rathgebern bei ihren Reformen vorschwebte, mußte vor Allem auch durch die Gleichartigkeit der Dienstesvorschriften entsprochen werden. Während es früher im Belieben jedes Inhabers lag, für sein Regiment ein Reglement zu erlassen, und noch 1746 der Prinz von Hildburghausen eine „reguläre Kriegsverfassung" für die in Croatien stehenden Truppen, der General Engelshofen eine gleiche für Slavonien erließ, wurden nun allgemein verbindliche Normen festgesetzt. Das erste Dienstreglement, unter Oberleitung Daun's von den Generälen Winkelmann und Radicati nach preußischem Muster ausgearbeitet, erschien 1749.

Das Exercirreglement für die Infanterie war eine Arbeit des Generals Guasco und für die Cavallerie erschien ein solches von General Ayassassa verfaßt. Das Ingenieurcorps erhielt 1748 ein in deutscher und französischer Sprache gedrucktes Reglement.

In demselben spielte der Stock noch immer eine gewaltige Rolle, aber doch machte sich schon das Bestreben geltend, dessen Gebrauch einzuschränken und möglichst der Willkür des Vorgesetzten zu entziehen. Schon mit einer Verordnung von 1752 werden die Regimentsadjutanten, welche im Range eines Wachtmeisters standen, dann die Regimentschirurgen und andere gleichstehende Chargen der Allgewalt des Stockes ganz entzogen. Wiederholte Decrete schärfen ein, daß die Strafe nie den Charakter einer Mißhandlung annehmen dürfe. Ein Normale vom 25. Jänner 1763 verordnet, daß bei nöthiger schleuniger Bestrafung mit dem Stocke eine festgesetzte Zahl von Streichen *nicht überschritten* werden dürfe; nach Beschaffenheit des Vergehens durfte der Com-

pagniecommandant höchstens 25, der Subalternofficier 7, der detachirte Unterofficier nur 3 oder 4 Streiche geben. Für größere Verschuldungen bestand das Gassenlaufen, das bei der Infanterie mit Spießruthen, bei der Cavallerie mit dem Steig- oder Packriemen vollzogen wurde. Das strafweise Gewehrtragen, wobei je nach dem Delict mehrere Gewehre durch ein oder zwei Stunden aufgelegt wurden, kam in Folge einer Verordnung vom Jahre 1774 wieder ab.

Kriegsbrauch und Kriegsrecht, die trotz mancher Bemühungen auch heutzutage noch einer umfassenden Codification harren, waren besonderen Vereinbarungen mit dem Gegner vorbehalten. So wurde z. B. gleich im Beginne des Erbfolgekrieges, am 22. April 1742, zu Proboleten in Böhmen ein Uebereinkommen über das zu beobachtende Kriegsvölkerrecht zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossen. Dasselbe ist in mehrfacher Beziehung interessant. Noch immer herrscht der Brauch, für jene Gefangenen, welche nicht gegen solche gleichen Ranges ausgetauscht werden konnten, Lösegeld zu verlangen. Dem erwähnten Uebereinkommen ist ein förmlicher Tarif angeschlossen, nach welchem für einen Marschall 25000, für einen Feldmarschalllieutenant 5000, den Generalmajor 1500, den Oberst 670, den Oberlieutenant 300, den Major 150, den Hauptmann 100, den Lieutenant 40, den Reiter 7, den Infanteristen 4 fl. gezahlt werden mußten. Jedoch konnte der Ueberschuß an Leuten einer bestimmten Kategorie dadurch ausgeglichen werden, daß für höhere Chargen eine bestimmte Anzahl Soldaten zur Auswechslung angerechnet wurden. Ein besonderer Artikel untersagt es, „die Gefangenen ganz auszuziehen".

Merkwürdige Einblicke in die damals geltenden Grundsätze des Kriegsbrauches gestatten auch folgende Bestimmungen: „Die Generale, Gouverneurs und Commandanten der Festungen sollen nicht befugt sein, Truppen oder Milizen Pässe zu ertheilen, um auf Streifpartien auszugehen, wenn sie an der Zahl geringer als 19 Mann zu Fuß oder 15 zu Pferd ausmachen. Jede Streifparthie, welche in geringerer Zahl mit den Waffen in der Hand gefangen würde, soll als Räuber angesehen und behandelt, auf alle Fälle zwei Monate mit schwerem Arrest belegt, wenn sie aber wirklicher Plünderungen und Mordthaten überwiesen wurden, nach den Rechten gestraft werden."

„Man ist auch beiderseitig übereingekommen, daß kein Kriegsgefangener anderwärtig als bei den kriegführenden Mächten Dienst nehmen könne und daß nicht erlaubt sein solle, besagte Gefangene entweder mit Gewalt zur Dienstnehmung zu zwingen oder durch weitere Entfernung und sonst einiges üble Traktament wider ihren guten und freien Willen dazu zu verleiten."

Da eine ähnliche Uebereinkunft mit Preußen nicht bestand, steckte Friedrich II. die meisten Gefangenen zwangsweise unter seine Regimenter; im siebenjährigen Krieg geschah dies namentlich mit der bei Pirna gefangenen sächsischen Armee. Indessen machte sich dieses System bald unmöglich, denn diese Zwangssoldaten blieben stets unverläßlich und waren wohl die Hauptursache der zahlreichen Desertionen von der preußischen Armee. Artikel 60 jenes Uebereinkommens endlich verbietet feierlich: „sich keiner Kugeln von Zinn oder anderem Metall als Blei, ingleichen keiner vergifteten Draht- oder anders wider den allgemeinen Brauch figurirten Kugeln weder einer unter den Christen verbothenen und unzulässigen Sache gegen das Leben der Menschen und des Viehes zu gebrauchen".

Im Großen und Ganzen sah es aber im Erbfolgekrieg noch von allen Seiten ziemlich schlimm mit der Beobachtung jener Grundsätze des Völkerrechts aus, durch welche man die Lasten und Leiden des Krieges zu mildern und demselben einen grau-

samen Charakter zu nehmen suchte. In dieser Beziehung zeigte sich jedoch schon im siebenjährigen Krieg ein wesentlicher Fortschritt zum Besseren, der, soweit es die österreichischen Truppen betrifft, auf die geringere Verwendung der Freicorps und die im Allgemeinen gefestete Disciplin und die echt soldatische Denkart, die immer tiefer wurzelte, je mehr die Armee den bloßen Söldlingscharakter verlor, zurückzuführen ist.

Die weisen Reformen Maria Theresia's umfaßten eben alle Seiten des Heerwesens und unterließen es nicht, über den materiellen Verbesserungen auch den Geist der Armee auf eine der Zeit entsprechende höhere Stufe zu heben. So wurde unter Maria Theresia in Wahrheit eine neue Wehrmacht geschaffen, in welcher jedoch alle Vorzüge der alten österreichischen sorgfältig erhalten blieben.

Wir können die Betrachtungen nicht besser schließen als mit den Worten Friedrich's II., der über die Reformen Maria Theresia's sagt: „Durch diese Bemühungen erreichte das Kriegswesen in diesem Lande eine hohe Stufe der Vollkommenheit wie noch nie unter den Kaisern des Hauses Oesterreich, und eine Frau führte Dinge aus, die eines Mannes würdig waren."

In welcher Weise Kaiser Josef II. auf den von seiner erlauchten Mutter gelegten Grundlagen mit Hilfe bewährter Rathgeber weiter baute, wurde schon dargelegt. Seine Denkweise und seine Anhänglichkeit an das vaterländische Heer aber tritt nirgends so edel und menschlich schön hervor als in dem berühmten Armeebefehl, welchen der Kaiser wenige Tage vor seinem Tode erließ. Derselbe lautet:

„Weil Seine Majestät sich dem Ende Ihres Lebens nähern, so hielten Sie es für undankbar, wenn sie nicht der gesammten Armee für die bei allen Gelegenheiten und ohne Ausnahme bewiesene Treue, Tapferkeit und Unverdrossenheit Ihre volle Zufriedenheit zu erkennen geben. Seine Majestät mußte die Armee aber, weil Sie dieselbe bei einer im Feldzug sich zugezogenen Krankheit nicht hatten verlassen wollen, nun früher ganz verlassen, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur und von Ihrer Leibesbeschaffenheit zu erwarten gewesen wäre.

„Soldat zu sein, war von jeher Allerhöchst Ihre vorzügliche Neigung, sowie die Beförderung des Wachsthums an Ansehen, an innerlichen Kräften und an Werth der ganzen Armee stets der Gegenstand Ihrer größten Sorgfalt gewesen.

„Als Landesfürst hatte Seine Majestät Alles beigetragen und als Kriegsgefährte alles Ungemach und alle Gefahren mit Bereitwilligkeit getheilt. Was immer zur Heilung der erkrankten und verwundeten Mannschaft, zu ihrer Erleichterung und Erhaltung ersonnen werden konnte, ist von Seiner Majestät nie außer Acht gelassen worden und jeder einzelne Mann war Ihnen schätzbar.

„Der vorige Feldzug hat alle Wünsche, die Seine Majestät für die Ehre der Armee in Ihrem Vaterherz genährt haben, vollkommen gekrönt und dieselbe hat in ganz Europa das Ansehen, welches sie verdient, erworben. Seine Majestät nehmen die trostreiche Beruhigung mit sich, sie werde sich ferner bestreben, diesen Ruhm zu erhalten.

„Da Seine Majestät nach Ihrem Hinscheiden für die Armee nichts mehr thun können, so wollten sie ihr diese dankbaren Gesinnungen mit dem innigsten Wunsche zu erkennen geben, daß sie dem Staate und Seiner Majestät immer ebenso getreu zugethan sein möge."

* * *

Der heftig aufflammende Patriotismus der Bevölkerung, der sich auch in der kampfesmuthigen Begeisterung der Armee äußerte, macht es leicht begreiflich, daß während der beiden großen Kriegsperioden Maria Theresia's eine bedeutende Anzahl von Kriegs- und Soldatenliedern entstand. Indessen dürften nur sehr wenige derselben unmittelbar aus dem Feldlager oder der Caserne selbst stammen, sondern meist Producte der eben damals ihre ersten schüchternen Schritte wagenden schönen Literatur Oesterreichs sein. So wie Gleim seine berühmten „Lieder eines preußischen Grenadiers" sang, begeisterte sich auch mancher österreichische Tyrtäus an den Großthaten des eigenen Heeres. Besonders zahlreich sind die Spottgedichte auf Karl VII., und der Verlauf des siebenjährigen Krieges brachte auch solche auf Friedrich II. zum Vorschein.



Das erste Freundschaftsbündniß zwischen Oesterreich und Preußen. Seite 1109.)

So lautet zum Beispiel ein 1759 erschienenes Spottlied:

„Schulmeister Loudon hat den Preuß
Die teutsche Sprach gelehret
Und das berlinerische Jeh
In gutes Geh! verkehret.
Jetzt rufen sie mit Fug: Ach Je!
Und müssen rascher gehen,
Schulmeister legt die Ruthen auf,
Da fühlen sie die Wehen.

Es blühet Oesterreicher Ruhm,
Dem Fritzen bleibt der Jammer,
Mit vielen zog er bei uns vor,
Mit wenigen zur Kammer.
Die Helden Loudon und Daun,
Das sind die zwei Doctores,
Und mit der rechten teutschen Sprach
Lernt Friederich die Mores."

Es sei hier die Bemerkung gestattet, daß es für die Charakteristik der Heerführer jener Zeit nicht ohne Wichtigkeit ist, daß hauptsächlich Feldmarschall Loudon (Bild S. 1108), der Held der damaligen Kriegspoesie und seine Volksthümlichkeit so groß

war, daß er sogar von einem wahrscheinlich 1788 entstandenen allgemein verbreiteten Gassenhauer mit dem Refrain „Loudon, Loudon! Loudon tauch' an!" besungen wurde, worin ein leichtverständlicher Protest gegen die Kriegführung Lascy's lag.

Ein anderes Lied aus dem December 1788 hat den Titel: „Urlaub der Croaten von Loudon". Dasselbe beginnt:

So ziehst du Vater aus dem Feld
Von deinen Kindern fort?
Erlaub' uns noch, erlaub' o Held
Den Kriegern noch ein Wort.

Wir danken dir für all' den Ruhm,
Den du uns zugeführt.
O! nimm dies für dein Eigenthum,
Den Zoll, der dir gebührt.

Des Feindes Schwert war nicht so hart,
Als dieser Abschied ist:
Von ihm floss nicht auf diesem Bart
Das Leid, das jetzo fließt.

Selbstverständlich schließt das Gedicht mit der Bitte:

„Und kommt der Lenz, komm Vater du
Zu deinen Kindern mit,
Ein Sommer gibt uns Friedensruh',
Der nächste Frühling blüht!"

Es ist unschwer zu erkennen, daß diese Lieder der damaligen Schriftstellerwelt entstammen, ja, bei einzelnen, die 1778 und während des Türkenkrieges erschienen, ist die Manier Alois Blumauer's, die sich mit Vorliebe auf schlüpfrigem Terrain bewegte, deutlich wahrnehmbar.

Unzweifelhaft echtes Soldatenlied ist das folgende aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, das die Leiden und Freuden des Soldatenlebens mit Naivetät und Anschaulichkeit schildert.

„Kein besser Leben ist auf dieser Welt zu denken,
Als wenn man ißt und trinkt und läßt sich gar nichts kränken;
Denn ein Soldat im Feld dem Herren dienet treu,
Hat er gleich nicht viel Geld, hat er doch Ehr' dabei!

Sein Häuslein ist sehr klein, von Leinwand ausgeschnitten,
Wie auch das Bett allein mit Stroh ist überschüttet,
Der Rock ist meine Decke, worunter ich schlaf' ein,
Bis mich der Tambour weckt, dann muß ich munter sein.

Wenn's heißt: der Feind rückt an und die Karthaunen blitzen,
Da freut sich Jedermann, zu Pferd muß Alles sitzen,
Man rückt in's weite Feld und schlägt sich tapfer 'rum,
Der Feind kriegt Schläg für Geld, wer's Glück hat, kommt davon.

Bekomm' ich einen Schuß, aus meinem Glied muß sinken,
Hab' weder Weib noch Kind, die sich um mich thun kränken,
Sterb' ich nun in dem Feld, Sterben ist mein Gewinn,
Sterb' ich auf frischer That, vor'm Feind gestorben bin.

Wenn ich gestorben bin, so thut man mich begraben,
Mit Trommeln und mit Spiel, wie's die Soldaten haben,
Drei Salven gibt man mir wohl in das Grab hinein,
Das ist Soldatenmanier, laßt andre lustig sein!"

Nicht ohne Schwung ist der „Schlachtruf eines Ungarn" (1788), welcher beginnt:

„Wohlauf ins Getümmel,
Du furchtbares Heer!
Schon ziehen wie Nebel
Mit Lanzen und Säbel
Die Türken daher.

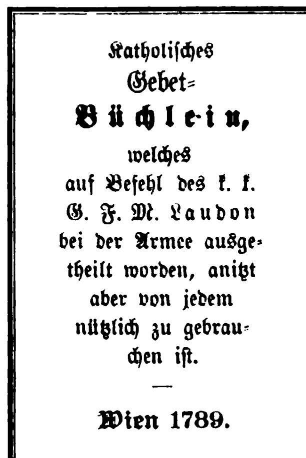
Heran Janitscharen!
Heran doch zur That!
Und kommt ihr wie Götter
Im Donnergeschmetter;
Euch steht der Kroat!

Wir sehen dem Spahi
Mit Trotz ins Gesicht,
Gelang es den Reitern
Auch Blitze zu schleudern,
Sie schrecken uns nicht ....

Denn wir treiben zornig
Den Feind vor uns her,
Wohlauf ins Getümmel,
Schon steiget vom Himmel
Der Halbmond ins Meer!"

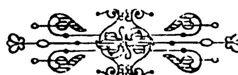
Es möge ferner hier schließlich einer der nunmehr größten literarischen Curiositäten gedacht werden, welche in jenen Tagen erschien — Loudon's Armee-Gebetbuch, welches der hochberühmte Feldherr drucken ließ und selbst verfaßte.

Es ist dies ein Andachtsbuch für männiglich des ganzen Heeres, in einer Auflage von vielen, vielen tausenden Exemplaren zur einzelnen Vertheilung an die Mannschaft. Der Titel lautete:


Katholisches
Gebet-
Büchlein,
welches
auf Befehl des k. k.
G. F. M. Laudon
bei der Armee ausgetheilt worden, anitzt
aber von jedem
nützlich zu gebrauchen ist.

Wien 1789.

Das Büchlein ist genau so groß wie der vorstehend eingedruckte Rahmen. Der innere Raum des Schriftsatzes oder der sogenannten Columnen ist von einer eben solchen Linie eingefaßt. Der Titel ist so gebaut wie hier. Das Büchlein ist 96 Seiten stark. Der Inhalt besteht aus den gewöhnlichen katholischen Gebeten in abgekürzter Form. Es ist sehr zart und nett in Leder gebunden, vorne und rückwärts mit beblümtem Papier (Vorsetzpapier) gefüttert. Die Blümchen sind aber so klein und zart, daß man annehmen kann, das Papier sei eigens zu diesem Büchelchen angefertigt worden, um dem Formate zu entsprechen. Dasselbe ist wohl auch bei dem äußerst dünnen Deckel und Lederüberzug der Fall, denn es ist keine Spur von Plumpheit daran, ebensowenig bei den Bänden des Rückens. Das Ganze stellt sich wie ein sehr proportionirter Foliant dar, durch ein Verkleinerungsglas angesehen. Das hier beschriebene Original — wahrscheinlich das einzige noch existirende — besaß Schreiber dieser Zeilen, aus seiner Hand ging es in den Besitz des renommirten Antiquars und historischen Schriftstellers Franz Gräffer (gest. 1852) über; wo es heute sich befindet, ist uns nicht bekannt.





Sechstes Buch.

Die Franzosenkriege von 1792 bis 1815.



Daß die Wehrkraft der Staaten im innigsten Zusammenhange mit den allgemeinen politischen Verhältnissen steht und sich in der Armee alle moralischen und materiellen Factoren, welche die Macht oder Schwäche eines Reiches ausmachen, wie in einem Brennpunkte sammeln, das läßt sich an keinem zweiten Beispiele so glänzend nachweisen wie an den ersten Kriegen gegen Frankreich am Schlusse des vorigen Jahrhunderts.

Die allgemeine Fäulniß, welche den französischen Staat durchwühlte, hatte auch vor dem Heere nicht Halt gemacht. Der hohe Kriegsruhm, welchen es durch Jahrhunderte genossen hatte, war im siebenjährigen Kriege gänzlich verblichen, Corruption und Günstlingswirthschaft zerpflückten die Lorbeerkränze, welche ein Turenne, Condé, Moriz von Sachsen, Catinat und Vendôme errungen hatten. Durch jene Truppen, welche unter Lafayette ruhmvoll gegen die Engländer in Nordamerika fochten, kamen Ansichten und Begriffe in die Heimat mit zurück, welche in crassem Widerspruche mit den staatlichen Verhältnissen Frankreichs standen und Ursache waren, daß die ersten Schritte der Revolution gerade in dem tüchtigsten Theile der Armee mit Begeisterung begrüßt wurden, während ein großer Theil der Führer und Officiere durch Familienverbindungen und materielle Interessen an die herrschende Mißwirthschaft geknüpft war. Darum fand das unter dem furchtbaren Ansturm der Revolution wankende und endlich zusammenbrechende Königthum auch keine Stütze an der französischen Armee, die, innerlich gespalten, ohne Vertrauen auf sich und die Führer, ja selbst nicht ohne Groll gegen ein System war, das es nicht einmal verstanden hatte, die glänzenden Erinnerungen früherer Waffenthaten ungetrübt aufrecht zu erhalten.

Mit einem solchen Heere, das, von der allgemeinen Corruption angefressen, jetzt auch noch durch den Umsturz aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse bis in die Grundfesten erschüttert wurde, trat Frankreich fast ganz Europa entgegen, als

dasselbe endlich gegen die Ausschreitung der Revolution einschreiten zu müssen glaubte. Was Wunder, daß der Beginn des Kampfes für die französischen Waffen abermals ungünstig war! Standen doch den festgefügten Truppen Oesterreichs und Preußens, deren Zuversicht sich in glücklichen Feldzügen gehoben hatte, nur ordnungslose Schaaren gegenüber, in welchen alle Bande strammer Soldatenzucht gelöst waren. Und statt der Feldherren, die unter den größten Kriegsmeistern, unter Friedrich II., Daun und Loudon ihre Schule durchgemacht hatten, standen an der Spitze der französischen Armee entweder Männer, die sich schon als untüchtig erwiesen hatten, oder unbekannte Neulinge, durch die Laune der Pariser Schreckensmänner emporgehoben und stets in der Gefahr schwebend, jeden Mißerfolg mit dem Kopf bezahlen zu müssen.

Nur die Uneinigkeit der Verbündeten, die Unzulänglichkeit der anfangs aufgebotenen Streitkräfte machten es Frankreich möglich, mit solchen Soldaten dem Angriff fast ganz Europas Widerstand zu leisten, bis sich diese demoralisirten, schlecht gekleideten und Mangel leidenden Bataillone zu begeisterten, kampf- und sieggewohnten Heeren zusammenschlossen. Denn die weise Mahnung des alten Kaunitz, daß nichts so sicher den völligen Sieg der Revolution herbeiführen werde, als eine gewaltsame Einmischung von außen, erfüllte sich buchstäblich: den Angreifern gegenüber verstummte selbst der im Innern des Landes wüthende Parteihader; statt der früheren Armee aus Miethlingen bildeten sich wirkliche Volksheere, die sich fortwährend aus allen Schichten ergänzten und von einer gewaltig entflammenden Begeisterung getragen wurden. Jener hohe Schwung, welcher dem Beginn der großen französischen Revolution nicht abzusprechen ist, wirkte nun auch auf die Armee und verlieh derselben eine innere frische Kraft, gegen welche die methodische Kriegskunst der gegnerischen Heerführer nicht Stand halten konnte.

Denn die französischen Generäle, zum Theile im amerikanischen Krieg gegen die Engländer gebildet, sahen bald ein, daß alle Begeisterung und aller Todesmuth ihrer Schaaren nicht hinreichten, um die festgefügten Bataillone der Gegner, die nach einem feststehenden Schema verwendet und geführt wurden, zu werfen. Man mußte also die ganze Form der Kriegführung ändern und die seit Friedrich II. übliche Form, welche bezeichnend die „Lineartaktik“ genannt wurde, weil sie die Bewegungen der Armee auch auf dem Schlachtfeld in starre Formeln preßte, ganz verlassen.

Und diese Aufgabe lösten die französischen Heerführer der Revolutionsperiode in meisterhafter Weise, indem sie den streng geregelten Schlachtlinien der Gegner ihre leicht beweglichen, sich an die Verhältnisse des Schlachtfeldes anschmiegenden Schaaren gegenüberstellten. Diese Kampfweise entsprach nicht nur dem Nationalcharakter der Franzosen, indem die Selbstständigkeit und Bravour des Einzelnen wieder mehr zur Geltung kam, sondern sie war auch den damaligen Verhältnissen der französischen Armee trefflich angepaßt. Ein theilweiser Mißerfolg dieser scheinbar regellosen Schlachtstellungen wurde nicht so verhängnißvoll wie bei den methodisch entworfenen und oft etwas gekünstelten Formationen der Gegner. Erzherzog Karl sagt in einem seiner ausgezeichneten Werke über diesen Punkt die trefflichen Worte:

„Die vorzüglichsten Veränderungen in der Art Krieg zu führen, welche die letztverflossenen französischen Kriege zur Folge hatten, gründen sich auf eine größere Mobilität der Truppen und folglich der Armeen, welche einestheils durch das Bedürfniß, andererseits durch den Nationalcharakter des französischen Volkes hervorgebracht wurde.

Der Revolutionskrieg entstand plötzlich, ohne daß die gehörigen Vorbereitungen zur Aufstellung und Verpflegung der Armeen vorangehen konnten, daher das Requisitionssystem in eigenen sowohl als in fremden Ländern und aus diesem die Möglichkeit von schnelleren, rascheren und unerwarteten Bewegungen, weil nicht mehr so beträchtliche Magazine erforderlich waren und daher das, einer Armee bei jeder Bewegung so hinderliche Proviantfuhrwesen vermindert werden konnte. Die französischen Armeen wurden in der Eile von ausgehobenen Bauern zusammengestellt. Das Schwerste bei Bildung der Soldaten, das Geschlossenbleiben, konnte man ihnen in der kurzen Zeit nicht beibringen; man benutzte dafür den Vortheil ihres von Natur aus kühnen, leicht empfänglichen, ja leichtsinnigen Charakters und ließ sie zerstreut fechten."

„Die Veränderungen in der Kriegskunst waren anfänglich ein Bedürfniß gewesen, man organisirte sie in den folgenden Feldzügen und bildete ein System daraus, welches, da es den französischen Armeen durch die dadurch erzielte Schnelligkeit aller Bewegungen eine entschiedene Ueberlegenheit über alle anderen verschaffte, auch durch diese angenommen werden mußte. Die Folgen davon waren die so schnell aufeinander folgenden Märsche; daher der Einfluß von entfernten feindlichen Bewegungen auf die Aufstellung der Armeen und die Combinirung von Manövern auf größeren Distanzen, welches alles bisher unbekannt war. Die größere Mobilität der Truppen vereinigt mit der Art, zerstreut zu fechten, veränderte die Stellungskunst (Taktik) auch und erschwerte den Vertheidigungskrieg der Gegenden, welche nach der bisherigen Formirung der Armeen und ihrer Art zu fechten unzugänglich und undurchdringlich waren, folglich als Appui der Flügel benützt oder gar nicht besetzt wurden, nun keine Hindernisse mehr darbieten und nicht nur durch einzelne Truppen, sondern auch durch ganze Corps durchzogen werden. Diese Veränderung erzeugte bei Vielen den Wahn, sich nie sicher zu glauben, als wenn sie alles besetzt, indessen Andere als erklärte Feinde jeder Neuerung auch die geringste Vertheilung ihrer Truppen während eines Gefechtes als schädlich und unzweckmäßig tadelten."

Aus diesen Aeußerungen eines Feldherrn, welcher die Uebergangsperiode mitmachte, ist unschwer zu erkennen, wie gewaltig die Umwälzung in der Kriegführung war. Da ist es denn nicht zu wundern, wenn eine ganze Reihe tüchtiger Generäle, unter einem ganz anderen System herangebildet und grau geworden, sich nur nothgedrungen den neuen Maximen fügten, die ihren Gewohnheiten und Erfahrungen widersprach, und daher den jungen französischen Generälen unterliegen mußten, welche die Schöpfer dieser „Taktik der Beweglichkeit" waren.

Jene Wirkung in die Ferne aber, welche Erzherzog Karl ganz richtig als Folge der rascheren Mobilität der Truppen und Armeen charakterisirt, erhob die Kriegführung an sich auf einen höheren wissenschaftlichen Standpunkt, indem durch das Zusammenwirken selbst räumlich getrennter Armeen die höchste Blüthe der Kriegswissenschaft — die Strategie — zur vollen Wirkung kam.

Nun drehte sich der einzelne Kampf, ja sogar der ganze Feldzug nicht mehr blos um das Schicksal einer Armee, sondern es wurden höhere Ziele damit verbunden, ein bestimmter Grundgedanke beherrschte alle Bewegungen; ja, Kriegführung und Politik durchdrangen sich oft so, daß sie kaum zu trennen waren.

Indessen fehlte es Jenen gegenüber, welche sich ablehnend gegen die neue Methode der Kriegskunst verhielten, auch an Anderen nicht, welche diese Richtung übertrieben und urtheilslos als veraltet und unbrauchbar verachteten. An Beispielen für diese

Richtung fehlt es unter den jüngeren Generälen der französischen Republik nicht und einzelne derselben, wie Hoche, Desaix und Andere, wurden nur durch einen frühen Tod davor bewahrt, den gesunden Kern des alten Systems anerkennen zu müssen.

Denn ein übermächtiges militärisches Genie, vielleicht das gewaltigste, das es je gegeben hat, erschien nun auf den Schlachtfeldern, um der ganzen Kriegskunst neue Bahnen zu weisen und die alten Formen mit den Vorzügen der Beweglichkeit und weitreichenden Wirkung zu erfüllen. Erzherzog Karl drückt dies in dem Satze aus: „Napoleon stellte Ordnung in Frankreich und bei seiner Armee her. Die zerstreute Fechtart mußte wieder der geschlossenen, die wilden Angriffe den regulären Manövern den Platz räumen.“

Napoleon Bonaparte war zu einer solchen theilweisen Umkehr schon durch das Gigantische seiner Unternehmungen gezwungen. Er verwendete Heeresmassen, die nur durch Zusammenfassung und einheitliche Leitung zu lenken waren, er dehnte die Wirkung seiner Operationen auf so große Länderstrecken aus, daß umgekehrt wieder nur das planmäßige Wirken von Massen Erfolg haben konnte. Ein Meister der Schlacht, war er, wo möglich, noch größer im Entwurf und dem Lenken der Märsche; er schuf aus seiner Armee Theile eines Ganzen, die seinen Ideen unbedingt folgten und doch im Nothfalle so viel Selbstständigkeit besaßen, um aus eigener Initiative zum Gelingen des gemeinsamen Zweckes beitragen zu können. So schuf er sich eine Reihe von ausgezeichneten Generälen, die zwar gleich ihm aus dem Revolutionsheer hervorgegangen waren, sich aber seinem überlegenen Genie unterordnen mußten. Wer es nicht that, wie Carnot oder Moreau, wurde dazu durch politische Meinungsverschiedenheit, vielleicht doch auch verletzte Eigenliebe bewogen, denn die Ueberlegenheit Napoleon's als Feldherr läßt sich nicht ernstlich bestreiten.

Diese wird auch nicht durch den endlichen Mißerfolg in Frage gestellt. Es hat mit der Bedeutung Napoleon's als Feldherr nichts zu thun, daß er Europa ein System auferlegen wollte, das den Fürsten und Völkern gleich unerträglich war und das aufrecht zu halten endlich selbst seine Machtmittel und seine Kriegskunst nicht mehr hinreichten. Man kann seine ausschweifenden Pläne, seinen unersättlichen Länderhunger, der aller Grenzen spottete und vor keiner gewaltsamen Lösung zurückschreckte, verdammen, ohne deshalb, wie es leider so gerne geschieht, die persönliche Bedeutung und das Genie eines Mannes verkleinern zu wollen, der die Beweise seiner Größe mit unverlöschlichen Flammenzügen in das Buch der Geschichte eingetragen hat. Namentlich wir Oesterreicher haben keine Ursache, an der Größe Napoleon's zu mäkeln, denn an ihr ermessen wir erst das unvergängliche Verdienst jener Männer, welche trotz aller Unfälle unerschüttert für die Freiheit und das Recht Europas eintraten und zuerst dem beispiellosen Siegeslauf dieses allgewaltigen Mannes ein Halt geboten!

Wir stehen vor einer mehr als zwanzigjährigen Kriegsperiode, welcher diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt werden, um die Gesammtauffassung der bewegten Kampfbilder, die sich vor uns entrollen, zu erleichtern.

Der Krieg gegen Frankreich bis zum Frieden von Campoformio (1792 bis 1797).

Als Kaiser Franz II. (Bild S. 1117) nach dem am 1. März 1792 erfolgten Tode seines Vaters Leopold II. (Bild S. 1116) den österreichischen Thron bestieg,

war es zweifellos, daß jene Zurückhaltung, mit welcher man bisher den Verlauf d französischen Revolution verfolgte, nicht mehr lange aufrecht zu halten sein werde. U es war im Allgemeinen, speciell aber besonders in Oesterreich, nicht so sehr die Sa der Fürsten und Cabinette, sondern die Bevölkerung verlangte in ihrer Mehrheit den Kri Das öffentliche Bewußtsein empörte sich gegen die grausame Ausartung jener edlen Grun sätze, welche beim Beginne der Bewegung in ganz Europa freudig begrüßt worden ware



Feldmarschall Loudon. (Seite 1101.)

Schon die Zusammenkunft der Herrscher von Oesterreich und Preußen Pillnitz (August 1791) hatte eine sichtbare Spitze gegen Frankreich, obwohl nur e Defensivbündniß der beiden Staaten und die vollständige und aufmerksame Beobachtu Frankreichs vereinbart wurden.

Beim Abschiede der Monarchen nahm König Friedrich Wilhelm II. vo Preußen den anwesenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm (III.) an der Ha und führte ihn dem Erzherzog Franz (II.) mit den Worten zu: „Sie haben je

hen, meine Herren, wie herzlich die Väter sich lieben; Ihre Sache wird es sein, se **Freundschaft auch nach unserem Tode fortzusetzen**" (Bild S. 1101).

Aber die öffentliche Meinung drängte zum Krieg; Preußen stellte eine Armee 50.000 Mann an der Rheingrenze auf, und die darüber geführte drohende Sprache Regierung in Paris wurde am 7. Jänner 1792 mit dem Abschluß einer förm-



Feldmarschall Wurmser. (Seite 1132.)

en Allianz zwischen Oesterreich und Preußen beantwortet, welche auch ersteres zu rtigen Rüstungen verpflichtete.

Der Tod des vorsichtigen und unter dem Einfluß von **Kaunitz** jedem gewalt-ten Eingreifen in die inneren Verhältnisse Frankreichs abholden Kaisers **Leopold** II. ild S. 1116) gab nun auch am Wiener Hofe der Kriegspartei die Oberhand. Ihrem ıflusse konnte sich auch der damalige kaum vierundzwanzigjährige neue Herrscher,

Franz II. (Bild S. 1117), nicht ganz entziehen, obwohl er keine kriegerisch angelegte Natur war und keine Spur jenes gefährlichen, fürstlichen Ehrgeizes hatte, der den Glanz der Krone nur durch blutige Kriege erhöhen zu können glaubt. Diese Wendung drückte sich in dem Sinken des Einflusses aus, welchen Fürst Kaunitz durch mehr als vierzig Jahre auf die auswärtige Politik geübt hatte; endlich trat er, die üblen Folgen einer bewaffneten Intervention in Frankreich vorhersehend, ganz von seinem Posten zurück, „um nicht am Ende seiner Laufbahn Ansehen und Reputation einzubüßen“.

Unter seinem Nachfolger Graf Philipp Cobenzl wurde das Verhältniß zu Frankreich so gespannt, daß am 20. April 1792 die Kriegserklärung gegen den „König von Ungarn und Böhmen“ erfolgte. Acht Tage später fielen die schon längst an der Grenze angesammelten Truppen in die österreichischen Niederlande ein, von dessen Bewohnern man noch immer sehr irrthümlicherweise eine Sehnsucht nach den französischen Befreiern vermuthete. In vier ziemlich langgestreckten Stellungen war die ganze damalige Wehrkraft Frankreichs an den Grenzen vertheilt. Die Nordarmee unter Marschall Johann Baptist Graf Rochambeau, 51.000 Mann stark, dehnte sich von Dünkirchen bis Philippeville aus, sie war nebst der 62.000 Mann zählenden Centralarmee zum Angriff auf die Niederlande bestimmt. An der Spitze der letzteren stand General Gilbert Motier de Lafayette, der einzige General, welchem ein günstiger Ruf voranging, von dem man aber wußte, daß er die Wendung, welche die Revolution nahm, offen mißbilligte. Die Rheinarmee unter Marschall Luckner zählte 40.000 Mann, die Südarmee unter General Montesquieu, welche an den Alpen und Pyrenäen vertheilt war, 62.000 Mann. Jedoch bedeuten alle diese Zahlen nur den nominellen Stand, der thatsächliche war weit geringer.

Den beiden ersteren Armeen, welchen der Angriff auf die Niederlande zufiel, standen unter dem General-Statthalter Feldmarschall Herzog Albert von Sachsen-Teschen 25 Bataillone, 23 Compagnien und 34 Escadronen in der Gesammtstärke von 30.190 Mann gegenüber, eine umso geringere Zahl, als die früher so wichtigen belgischen Festungen theils aufgelassen, theils sehr vernachlässigt waren. Herzog Albert zog die ihm nach Besetzung der wichtigsten Festungen bleibenden Truppen zwischen Maas und Tournay mit der Centralstellung bei Leuze zusammen.

Der erste Angriff der Franzosen verlief ziemlich kläglich und zeigte die gänzliche Zerrüttung ihrer Truppen. General Biron mit 12.000 Mann ging gegen Mons, General Dillon mit 4000 Mann gegen Tournay vor, Lafayette aber sollte von Metz nach Namur marschiren und durch die Wegnahme Brüssels die Kaiserlichen im Rücken bedrohen. Bei Jemappes erfolgte der erste Zusammenstoß. Aber eigentlich kam es gar nicht zu einem solchen, denn nach den ersten gewechselten Schüssen riß die Cavallerie Biron's vor dem vierfach schwächeren Gegner aus und bot dadurch dem Fußvolk den erwünschten Vorwand, mit Rücklassung der Geschütze und Bagage, desgleichen zu thun. Noch schlimmer ging es bei der Colonne des General Dillon zu, der bei Marquain auf drei Bataillone und sechs Escadronen Oesterreicher unter den Obersten Pforzheim und Vogelsang stieß. Einige Kanonenschüsse erschreckten die Franzosen so, daß sie in wilder Flucht wieder der Grenze zueilten, wohin ihnen die Kaiserlichen mit klingendem Spiel nachrückten.

In kleinen Trupps kamen die französischen Soldaten in Lille an und dort entstand eine Meuterei, welcher General Dillon zum Opfer fiel. Er wurde von den

über Verrath schreienden Soldaten niedergehauen und sein Leichnam verbrannt. Damit war auch dem beabsichtigten Vormarsch Lafayette's ein Halt geboten. Leider waren die Streitkräfte des Herzogs Albert nicht so, daß er diese Zustände in der französischen Armee seinerseits zu einer kräftigen Offensive hätte benützen können, sondern er mußte sich damit begnügen, noch mehrere Versuche Luckner's, der statt Rochambeau an die Spitze der Nordarmee getreten war, und Lafayette's, in Belgien einzudringen, abzuweisen. Es war diese Selbstbeschränkung umso gebotener, als der Herzog von seinen ohnehin nur geringen Streitkräften 13 Bataillone, 18 Compagnien und 12 Escadronen unter seinem fähigsten General, dem Feldzeugmeister Franz Sebastian Graf Clerfayt (geb. 1733, gest. 1798, Bild S. 1125), abgeben mußte, um den Vormarsch eines preußischen Heeres unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig zu unterstützen.

Zu wundern war es nach den bisherigen Ergebnissen der Kriegführung eben nicht, daß man im preußischen Heere überzeugt war, leichtes Spiel mit den Franzosen zu haben, und Herzog Ferdinand von Braunschweig, dessen Name an die glänzendsten Zeiten der preußischen Siege erinnerte, den bevorstehenden Feldzug nur eine „militärische Promenade" nannte. So kam es, daß man denselben mit ungenügenden Kräften und ziemlich planlos unternahm, daß man beispiellos langsam vorrückte, alle Operationen ohne Zusammenhang und Energie blieben, so daß das ganze Unternehmen, auch keinen ernsten Widerstand der Franzosen vorausgesetzt, scheitern mußte. Thatsächlich aber war die Stimmung der Rheinarmee eine viel bessere als jene der Nordarmee und sie besaß in Karl Franz Dumouriez und Franz Christian Kellermann zwei tüchtige Generäle. Endlich war auch das französische Volk und die Armee durch das berüchtigte Manifest des Herzogs von Braunschweig, das er am 25. Juli 1792 von Koblenz erließ, und das ziemlich überflüssig mit dem „Untergang von Paris" drohte, auf das äußerste erbittert.

Mit geradezu unbegreiflicher Langsamkeit bewegte sich die Armee des Herzogs von Braunschweig, bei welcher sich der König und der Kronprinz von Preußen befanden, vorwärts. Sie bestand aus 72.000 Mann preußischer Truppen, 6000 Hessen und einem 14.000 Mann starken, von den geflüchteten französischen Prinzen aufgebrachten Emigranten-Corps. Außerdem sollte das über Luxemburg heranziehende Corps des Grafen Clerfayt sich bei Longwy mit dem Herzog von Braunschweig verbinden.

Fast drei Wochen brauchte derselbe, um die französische Grenze zu erreichen, die er erst am 19. August überschritt. Selbst die abnorme Witterung eines sehr früh eintretenden Herbstes mit endlosen Regengüssen, welche alle Wege grundlos machten, konnten ein solches Zaudern nicht erklären. Am 20. August stand man vor Longwy, in dessen Nähe Clerfayt schon seit vier Tagen wartete. Nach zweitägiger Beschießung ergab sich diese kleine, aber ziemlich starke und wohlausgerüstete Festung, und nun ging es im alten, langsamen Tempo gegen Verdun, das sich am 2. September mittelst Capitulation ergab.

Aber der Herzog von Braunschweig bekam erst jetzt einen Begriff von der wahren Natur des Feldzugs. Statt daß man, wie die Emigranten vorgespiegelt hatten, von der Mehrzahl der Bevölkerung als Befreier begrüßt worden wäre, zeigte sich überall die feindseligste Stimmung und man konnte sich nicht länger darüber täuschen, daß der Krieg nicht blos gegen das Schreckensregiment in Paris, das gerade diesen

Einmarsch zur Ausdehnung seiner Macht benutzt hatte, sondern gegen das ganze französische Volk zu führen war.

Unter diesen Umständen wollte der Herzog von Braunschweig an der Maas Halt machen, um Verstärkungen zu erwarten und besseres Wetter eintreten zu lassen, der von den Emigranten beeinflußte König Friedrich Wilhelm II. aber drängte vorwärts. Durch diesen Zwiespalt wurden die Operationen noch mehr gelähmt, obwohl sich der Herzog schließlich dem königlichen Willen fügen mußte.

Wir besitzen in der „Campagne in Frankreich" eine Schilderung dieses wunderlichen Feldzuges von Goethe, der denselben im Gefolge des Herzogs von Weimar mitmachte. In seiner objectiven klaren Weise läßt der große Dichter trotz aller diplomatischen Zurückhaltung doch die ganze Zerfahrenheit der nutzlosen, ewig langen Märsche und die herrschende gedrückte Stimmung klar erkennen. So schildert er das Verhältniß der obersten Gewalten in folgender köstlicher Weise: „Nun sahen wir über Hügel und Thal des Königs Majestät sich eiligst zu Pferd bewegend, wie der Stern eines Kometen, von einem langen, schweifförmigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vorbeigeschwunden, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte und das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an sich und nach sich zog. Wir nun — obgleich mehr zum Beobachten, als zum Beurtheilen geneigt — konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten doch die obere sei, welche wohl im zweifelhaften Falle zu entscheiden habe? Unbeantwortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen."

Der Wille des Königs siegte und man brach nach Verdun auf. Aber nun zeigte sich erst der Nachtheil des langsamen Vordringens, denn Dumouriez hatte sich der Pässe des Argonnerwaldes, die er nicht mit Unrecht die „Thermopylen Frankreichs" nannte, bemächtigt. Allerdings schien es den Franzosen an einem Leonidas zu fehlen, denn ein energischer Angriff Clerfayt's zwang Dumouriez, am 12. September den Paß von Grandpré aufzugeben, wodurch seine ganze Stellung unhaltbar und er zum Rückzug gegen Menehould gezwungen wurde. Aber der Herzog von Braunschweig unterließ es auch, diesen Vortheil auszunützen, und folgte so langsam, daß Dumouriez Zeit hatte, seinen schon schwankenden Truppen neue Zuversicht einzuflößen und bei Valmy eine feste Stellung zu beziehen.

Hier schien es nun am 20. September zu einer Entscheidung kommen zu müssen, denn die Heere standen sich gegenüber und ein von Kellermann eröffneter Artilleriekampf verlief sehr ungünstig für die Franzosen, deren Truppen durch das Explodiren einiger Pulverkarren in Verwirrung gebracht wurden. Ein kräftiger Angriff würde sie gewiß über den Haufen geworfen haben, aber der Herzog von Braunschweig begnügte sich mit der zwecklosen, den ganzen Tag währenden Kanonade, durch welche er den Rückzug des Gegners erzwingen zu können glaubte. Aber Kellermann hielt aus und die Franzosen zogen aus dieser Scheu, ihnen ernstlich auf den Leib zu gehen, neues Selbstvertrauen.

Am nächsten Tage begannen Unterhandlungen, wobei Dumouriez die Errichtung des National-Convents in Paris, die Abschaffung des Königthums und die Gefangennahme der königlichen Familie mittheilte. Auf diese Nachrichten wollte Friedrich Wilhelm II. nochmals den Vormarsch gegen Paris forciren, aber die Lage des Heeres, das entmuthigt, durch Krankheiten und schlechte Verpflegung geschwächt war,

verbot jetzt ein solches Unternehmen. Am 30. September begann der Rückzug, welchen Dumouriez angeblich in Folge eines geheimen Vertrages nicht hinderte, der aber noch immer verlustreich genug war.

Clerfayt, der die einzigen leider ungenützt bleibenden Vortheile erfochten hatte, zog nordwärts, um sich wieder mit Herzog Albert zu vereinigen, die preußische Armee aber gab Longwy und Verdun auf und überschritt am 23. October, in einer der völligen Auflösung nahen Verfassung, die meisten Geschütze und Wägen zurücklassend, wieder die Grenze.

Dieser schmähliche Ausgang eines mit so großer Zuversicht begonnenen Unternehmens war von den schlimmsten Folgen. Der ganze Mittelrhein lag wehrlos da, und als der französische General, Adam Philipp Graf Custine, mit 18.000 Mann von Landau aus vorbrach, fand er fast keinen Widerstand. Die kleinen Reichscontingente waren weder zahlreich noch kriegstüchtig genug; mächtigere Reichsfürsten, wie der Landgraf von Hessen-Darmstadt, entzogen sich der gemeinsamen Pflicht der Vaterlandsvertheidigung unter dem Vorwand, daß noch kein Reichskrieg erklärt sei, so daß Custine in einem wahren Siegeslauf Worms und Speyer nahm und anfangs October vor Mainz stand.

Auch diese wichtige Festung, welche das Herz Deutschlands beschützen sollte, war in schlechtestem Vertheidigungszustand und der Commandant, der kurmainzische General von Gymnich ein alter Mann von so geringer Kriegskenntniß, daß er sich durch die Drohungen der Franzosen einschüchtern ließ und ihnen am 21. October Mainz übergab, zu dessen ernstlicher Belagerung ihnen derzeit alle Mittel gefehlt hätten. Von Mainz aus sendete Custine ein kleines Corps gegen Frankfurt, das am 22. October besetzt und zur Zahlung einer Brandschatzung von zwei Millionen Livres gezwungen wurde. Nun erst raffte man sich zur Abwehr auf und von der im Luxemburg'schen stehenden Armee des Herzogs rückten die besterhaltenen Corps gegen Süden, um sich mit den gutgeschulten Truppen des Landgrafen von Hessen-Darmstadt zu vereinigen. Frankfurt wurde am 2. December erstürmt und Custine zog sich, 10.000 Mann in Mainz zurücklassend, wieder über den Rhein zurück. Mehrere Versuche des französischen Generals Peter Ruel Graf Beurnonville, an der Mosel vorzudringen, wiesen die in der verschanzten Stellung bei Pellingen stehenden Oesterreicher unter General Fürst von Hohenlohe zurück.

Aber auch auf die Lage des Herzogs Albert in den Niederlanden wirkte der Ausgang des Feldzuges in der Champagne unheilvoll ein. Er mußte am 8. October die Belagerung von Lille aufgeben und sich nach Maas zurückziehen, da Dumouriez sich mit einem fast 80.000 Mann zählenden Heere wieder gegen die Niederlande wendete.

Schon am 3. November 1792 standen sich die beiden Armeen im Angesichte. Die Oesterreicher hielten die Höhen vor Maas bei den Dörfern Jemappes, Suesmes und Bartaimont besetzt und hatten dieselben durch vierzehn kleine Redouten und eine terrassirte Aufstellung von Artillerie verstärkt. Aber sie zählten nur 14.000 Mann, während Dumouriez, unter dem die Generäle Beurnonville und Philipp Egalité Herzog von Chartres (ein Sohn des mit der Revolution fraternisirenden Herzogs von Orleans) commandirten. Dem Herzog Albert standen die Generäle Clerfayt und Beaulieu zur Seite und als Generalmajor bestand der jugendliche Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl, seine Feuertaufe.

Die dreifache Ueberzahl erlaubte Dumouriez, schon vor der Schlacht die Umgehung der österreichischen Stellung einzuleiten. Eine furchtbare Kanonade eröffnete am 6. November den Kampf. Wiederholte Angriffe der Franzosen auf Jemappes und Suesmes scheiterten an dem heldenmüthigen Widerstand der Oesterreicher. Aber die Uebermacht war zu groß. Da Jemappes durch einen directen Angriff nicht zu nehmen war, ließ Dumouriez es umgehen. Ein gelungener Angriff der österreichischen Reiterei brachte das Schicksal der Schlacht nochmals in das Schwanken; den Franzosen standen jedoch noch frische Truppen zu Gebote, welche das Gefecht herstellten und das von Clerfayt mit bewunderungswürdiger Tapferkeit vertheidigte Jemappes von drei Seiten angriffen. Erst als Beaulieu aus Suesmes weichen mußte und seine Stellung ganz unhaltbar wurde, räumte Clerfayt Jemappes, womit die Schlacht zu Gunsten der Franzosen entschieden war. Der Rückzug der Oesterreicher gegen Brüssel vollzog sich in vollkommener Ordnung, keine Kanone, kein Wagen fiel in die Hände der Feinde. Fast ein Drittel der Armee, gegen 5000 Mann, war todt oder verwundet; der Verlust der Franzosen wird von ihnen selbst viel höher angegeben.

Hatte sich die Tapferkeit der Oesterreicher auch unter den widrigsten Verhältnissen so glänzend bewährt, daß die Franzosen keinen directen Angriff mehr wagten, so lag das Land doch offen vor den Franzosen, die nach einander Brüssel, Gent, Antwerpen, Namur und Lüttich besetzten. Clerfayt, der den Oberbefehl übernommen hatte, konnte es nicht wagen, ihnen nochmals die Stirne zu bieten, und zog sich nach Osten zurück. Im December 1792 war ganz Belgien in französischer Gewalt und Dumouriez betrat sogar durch die Einnahme von Aachen den deutschen Boden.

Von den hochfliegenden Plänen einer Invasion in Frankreich und Niederwerfung der Revolution war beim Beginne des Feldzuges 1793 keine Rede mehr, obwohl die Verirrungen der Schreckensherrschaft in Paris ihre Höhe erreichten und am 21. Jänner auch das Haupt Ludwig's XVI. unter der Guillotine fiel. Unter dem Eindruck dieser Greuel schloß sich fast ganz Europa an Oesterreich und Preußen an und mit Ausnahme von Schweden, Dänemark, der Schweiz und der Türkei traten alle Staaten der Coalition gegen Frankreich bei. Indessen war es nur Wenigen recht Ernst, und die Hauptlast des Krieges mußte wie im Vorjahre von Oesterreich allein getragen werden.

Nach einem zwischen dem kaiserlichen Oberfeldherrn, Feldmarschall Prinz Josias von Sachsen-Coburg, und dem Herzog von Braunschweig vereinbarten Plan wollte man sich im Jahre 1793 darauf beschränken, das Verlorene wieder zu gewinnen — das heißt, die Franzosen über die Maas zurückzuwerfen und Mainz wieder zu gewinnen. Die Streitkräfte wurden derart vertheilt, daß 66.000 Mann (darunter 55.000 kaiserlicher Truppen) am Niederrhein, ein ausschließlich kaiserliches Corps von 33.500 Mann zwischen Maas und Mosel und 99.000 Mann (darunter 24.000 Kaiserliche) am oberen Rhein standen.

Aber auch diesesmal wurden die vereinbarten Zahlen nicht erreicht und die unter des Prinzen von Coburg Oberbefehl stehende Armee in den Niederlanden war nie viel stärker als 50.000 Mann. Das Gleiche war übrigens auch bei den Franzosen der Fall, welche angeblich 70.000 Mann in den Niederlanden, 20.000 an der Mosel, 30.000 am Mittelrhein und 15.000 am Oberrhein zusammengezogen hatten.

Die Armee in den Niederlanden war in fünf Corps getheilt, deren stärkstes vom Prinzen Josias selbst geführt wurde, einem General der alten Schule, der sich im

siebenjährigen Kriege verdient und 1789 als Sieger bei Fockschan und Martinestie bekannt gemacht hatte. Die Vorhut führte Erzherzog Karl (Bild S. 1124), die anderen drei Corps wurden von den Generalen Latour, Prinz von Württemberg und Franz Baron Wenkheim commandirt, welch letzterer die Verbindung mit den etwa 11.000 Mann zählenden Preußen unter Prinz Friedrich von Braunschweig herstellte.

Schon beim Ueberschreiten der Roer am 1. März stieß man auf die Vortruppen der Franzosen, die sich jedoch langsam zurückzogen. Erzherzog Karl wartete unter einem hinhaltenden Geschützkampf das Nahen des Prinzen von Coburg ab und machte dann eine Rechtsschwenkung gegen Aldenhoven, um die Flanke der Franzosen zu gewinnen. Beim ersten Anlaufe wurden einige dominirende Höhen genommen und von dort aus 14 Geschützen ein so kräftiges Feuer eröffnet, daß die französischen Batterien nach zwei Schüssen wieder verstummten und das erste Treffen ihrer Stellung erschüttert wurde. Der Erzherzog benutzte dies zu einem gegen Front und Flanke ausgeführten Cavallerieangriff, dem die Franzosen nicht Stand hielten. Der Erzherzog führte selbst das Dragonerregiment Latour gegen den Feind und rief seiner Reiterei zu: „Die Franzosen glauben unüberwindlich zu sein, zeigt Euch als Männer, als brave Wallonen und jagt sie zum Teufel!"

Und es geschah nach seinen Worten. Die Franzosen suchten vergeblich Schutz in einem Gehölz, wohin ihnen aber die wackeren Dragoner und Hußaren folgten, und als nun auch der Prinz von Coburg zum Angriff auf ihr zweites Treffen vorging, räumten die Franzosen ziemlich eilig das Feld und wichen bis gegen Aachen zurück. Nach dem Berichte des Prinzen von Coburg kam das Hauptverdienst am Siege bei Aldenhoven dem Erzherzog Karl, dem Feldzeugmeister Clerfayt und dem Obersten Mack zu, der die Angriffsdispositionen entworfen hatte.

Karl selbst schrieb Mack alle Ehren des Tages zu und äußerte sich in einem Brief an denselben: „Nur Ihr Tag ist der erste März, Ihnen haben wir zu danken, daß wir die Roer nicht verlassen, — Ihnen, daß der Entschluß gefaßt wurde, über dieselbe zu gehen. Sie entwarfen, Sie führten den so trefflich auseinandergesetzten Plan zum Uebergang, ein Vorbild aller Dispositionen zu gleichen Unternehmungen aus. Ohne Sie hätten wir die Verschanzungen von Hüningen nicht angegriffen, ohne Sie würde die Meinung derjenigen befolgt worden sein, welche diese Stellung für unüberwindlich hielten und unverrichteter Dinge wieder abziehen wollten."

Es klingt aus dem letzten Satze fast etwas wie ein Protest gegen die allzu vorsichtige Kriegführung des Prinzen von Coburg, ein Protest, der allerdings nicht unberechtigt war, wie die Folge lehrte.

Schon am 2. März bestand Erzherzog Karl ein siegreiches Gefecht bei Herle, Aachen wurde von den Kaiserlichen besetzt und der französische General Miranda zur Aufhebung der Belagerung von Mastricht gezwungen. Auch in Tongern konnte sich derselbe in Folge eines von Karl am 4. März bei Merlin erfochtenen Sieges nicht halten und nach einem von dem Prinzen von Württemberg bei Aigneux bestandenen blutigen Reitergefecht fiel auch Lüttich mit sehr großen Vorräthen von Geschützen und Munition, wohlgefüllten Cassen und Magazinen in die Hände der Kaiserlichen.

So war binnen wenigen Tagen viel mehr erreicht worden, als man sich zum Ziel des ganzen Feldzuges gesetzt hatte. Es scheint fast, als wäre der Prinz von

Coburg über seine raschen Erfolge erschrocken, denn statt die in Verwirrung weichenden Franzosen sofort aus den Niederlanden zu drängen, machte er am linken Maasufer Halt, um sich über die weiteren Schritte mit dem preußischen Hof ins Einvernehmen zu setzen. Dies gab dem aus Holland abberufenen Dumouriez Zeit, seine Armee bei Löwen zu sammeln und neu zu organisiren, worüber allerdings seine bisher in Holland gemachten Eroberungen zum größten Theile wieder verloren gingen.

Sobald Dumouriez die Ordnung bei seiner Armee wieder hergestellt hatte, zu welchem Zwecke er nicht nur das Officiercorps säuberte, sondern auch den Uebergriffen der Conventscommission entgegentrat, so ging er dem Prinzen von Coburg entgegen.



Kaiser Leopold II. (Seite 1107.)

Nur durch Siege konnte sich Dumouriez bei der zwischen ihm und dem Convent in Paris herrschenden Spannung behaupten, nur durch Siege konnte er die Armee an sich fesseln, daß sie ein williges Werkzeug seiner politischen Pläne wurde, welche wahrscheinlich auf Unterdrückung des Schreckensregimentes und Wiederherstellung der constitutionellen Monarchie abzielten. Er concentrirte daher seine Armee, welche 55.000 Mann Infanterie und 6500 Reiter zählte, bei Cumptich und trat am 16. März den Vormarsch gegen Tirlemont an, das Tags vorher von den Oesterreichern besetzt worden war.

Nach kurzem Gefecht mußten dieselben diesen Ort wieder räumen und Dumouriez besetzte rasch eine die Straße nach Lüttich beherrschende Stellung bei Goidshaven. Ihm gegenüber stand zwischen der großen und kleinen Geeste die österreichische Armee, welche 38 Bataillone und 57 Escadronen, zusammen 36.749 Mann zählte. Schon am 16.

schien sich aus einer lebhaft unterhaltenen Kanonade eine Schlacht entwickeln zu wollen, aber dem Prinzen von Coburg erschien seine vom Gegner überhöhte und in den Flanken bedrohte Stellung zu ungünstig und auch Dumouriez hatte noch nicht alle Truppen an sich gezogen. Der erstere brach daher Nachmittags das Gefecht ab und ging in eine Stellung zwischen Neerwinden und Racour zurück, welche ihm den Besitz der dominirenden Höhen sicherte.

Am 18. März kam es zur Schlacht, welche nach dem vor dem linken Flügel der Oesterreicher liegenden Städtchen Neerwinden benannt wird. Den ersten energischen Vorstoß der Franzosen unter Miranda mußte der von Erzherzog Karl befehligte rechte Flügel aushalten. Trotz zäher Vertheidigung war derselbe zum Weichen



Kaiser Franz II. (Seite 1107 u. ff.)

gezwungen und das Gefecht kam hier erst zum Stehen, als das zweite Treffen zur Unterstützung heranrückte.

Auch der gegen Mittag erfolgende allgemeine Angriff, welchen Dumouriez selbst leitete, war anfänglich von Erfolg begleitet, Oberwinden, Neerwinden und Racour fiel in ihre Hände, und im Besitze der Höhen richteten sie ein verderbliches Feuer gegen die Oesterreicher. Nun rückte aber Clerfayt mit der Reserve heran und ein erbitterter Kampf um Racour und Oberwinden beginnt, in dem diese Orte wiederholt genommen und verloren werden. Erst ein glänzender Reiterangriff Clerfayt's wirft die französische Cavallerie, welche auch das Fußvolk des ersten Treffens in Verwirrung bringt, und nun fallen die obigen Orte und auch das gleichfalls lebhaft umstrittene Neerwinden in die Hände der Oesterreicher. Nur die feste

Haltung des zweiten französischen Treffens unter dem General Thouvenot wendete auf diesem Punkte eine vernichtende Niederlage ab.

Die eigentliche Entscheidung fiel aber auf den linken Flügel der Franzosen, wo Erzherzog Karl einen vollständigen Sieg errang. Erst beim Dorfe Dormant fand das Vordringen Miranda's eine Schranke. Um diesen Ort und das nahe Orsmael wurde mit beispielloser Erbitterung gestritten. Dreimal drangen die Franzosen ein, mußten aber jedesmal wieder weichen; aber bis jetzt hatte Miranda nur die weniger tüchtigen Nationalgarden im Gefechte gehabt, und er bereitete sich nun vor, den Angriff mit seinen Kerntruppen, den Linienregimentern, zu erneuern. Das österreichische Fußvolk hatte seine Munition verschossen und die Lage war sehr bedenklich, als Erzherzog Karl den kühnen Entschluß faßte, seinerseits angriffsweise vorzugehen. Mit dem Bajonet warf sich die kaiserliche Infanterie auf die schon erschütterten Nationalgarden, welche bald wichen und die Verwirrung weiter trugen. Gleichzeitig ging die kaiserliche Reiterei vor und nun wendete sich der ganze linke Flügel zur Flucht, welche bis Tirlemont ging. Die Gefechte des nächsten Tages hatten nur den Zweck, die Verfolgung zu hemmen, um den Franzosen Zeit zum Rückzug und zum Sammeln zu geben.

Der Verlust der Oesterreicher betrug am 18. und 19. März 2844 Mann an Todten und Verwundeten, jener der Franzosen über 4000 Mann, außerdem büßten sie 30 Kanonen ein. Der Tag von Neerwinden begründete den militärischen Ruhm des Erzherzogs Karl und brachte ihm das Großkreuz des Maria Theresiens-Ordens.

Die Folgen dieser Schlacht waren für Dumouriez geradezu niederschmetternd. Unter der energischen Verfolgung durch die österreichische Vorhut, deren Führung wieder Erzherzog Karl übernommen hatte, kamen die Franzosen zu keiner Sammlung mehr, und der panische Schrecken riß so ein, daß die Armee in wenigen Tagen durch Massendesertionen auf 20.000 Mann zusammenschmolz. Ein Versuch, bei Löwen Stand zu halten, mißglückte, denn obwohl das französische Feuer furchtbare Lücken in den Reihen der Oesterreicher riß, drangen diese doch unaufhaltsam vor und am Abend des 22. März war Dumouriez gezwungen, gegen das Versprechen der Räumung von Brüssel, um einen Waffenstillstand anzusuchen. Obwohl unverfolgt, artete der weitere Rückzug der Franzosen in eine völlige Flucht aus und erst in Ath konnte Dumouriez wieder Halt machen.

Die Stellung des französischen Feldherrn war sehr gefährlich, denn mittlerweile hatte der Convent beschlossen, ihn unter Anklage zu stellen, was ganz gleichlautend mit dem Tode unter der Guillotine war. Er knüpfte daher, in der Meinung, seines Heeres sicher zu sein, Unterhandlungen mit dem Prinzen von Coburg an, um mit diesem vereint der Schreckensregierung des Conventes ein Ende zu machen. Er fügte sich auch der von Oberst Mack im Namen Coburg's gestellten Bedingung, die Niederlande zu räumen, und ging am 30. März über die Schelde zurück.

Aber er hatte sich über die Stimmung des Heeres getäuscht. Dasselbe war, durch die Conventsdeputirten gegen ihn aufgestachelt und ohne Vertrauen in seine Führung, nicht Willens, ihm auf seinem neuen Weg zu folgen. Fast alle Officiere fielen von ihm ab und er mußte, um Zeit zu gewinnen, sogar zur Verhaftung der Conventsmitglieder schreiten, die immer offener gegen ihn auftraten. Aber auch die Soldaten sagten sich von ihm los, nachdem sie eine Deputation an ihn gesendet hatten, um seine Pläne zu erfahren — ein Vorgang, welcher Schiller die Idee zu einer berühmt

gewordenen Scene in seinem „Wallenstein" gegeben haben soll. Am 5. April mußte er — wie ein Jahr früher Lafayette — in Begleitung weniger Anhänger in das Lager der Oesterreicher fliehen, um beim Gegner Schutz vor seiner terroristischen Armee zu suchen.

Ein rascher Einmarsch in Frankreich hätte, da die Waffen der Verbündeten auch an anderen Punkten siegreich waren, vielleicht dem Krieg ein frühes Ende gemacht und jener Idee zum Sieg verholfen, in deren Namen man zu den Waffen gegriffen hatte. General August Heinrich Picot von Dampière, obwohl ein tapferer Mann, wäre mit dem gänzlich demoralisirten Heer, das er an Stelle von Dumouriez commandirte, umsoweniger in der Lage gewesen, ernsthaften Widerstand zu leisten, als er beträchtliche Truppenmengen zur Bekämpfung des Aufstandes in der Vendée abgeben mußte.

Jedoch Prinz Coburg, an sich kein Mann des raschen Entschlusses und der kühnen That, fand in dem Verhältniß zu den Verbündeten einen triftigen Vorwand, sich mit der Befreiung der Niederlande zu begnügen und erst wieder Unterhandlungen über die weiteren Schritte einzuleiten. Anfangs April trat in Antwerpen ein Kriegsrath zusammen, welcher endlich das beschloß, was von vorneherein das Klügste gewesen war, nämlich den Angriff auf Frankreich.

Durch Verstärkungen war die Armee Coburg's auf 50.000 Mann gebracht worden, und er bezog bei Onnaing ein Lager, um die Belagerung von Valenciennes und Condé einzuleiten. Die letztere Festung wurde auch eingeschlossen, ohne daß Dampière einen Versuch machte, es zu hindern.

Außer kleineren Gefechten verlief der ganze April ereignißlos — eine Zeit, welche der französische Feldherr zur Verstärkung seiner Armee auszunützen wußte, denn er sammelte 55.000 Mann. Endlich ergriff er selbst die Offensive. Ein Versuch, die Cernirung von Condé zu erzwingen, scheiterte jedoch und führte zu dem blutigen Treffen von Quivrain, in dem zum erstenmale der Name des Fürsten Karl Schwarzenberg als Oberstlieutenant mit besonderer Auszeichnung genannt wurde.

Die zaudernde Kriegführung der Verbündeten in dieser Zeit kennzeichnet ein Kritiker treffend in folgender Weise: „Nicht genug, daß 80.000 Alliirte einem fast vernichteten Feinde die Gefälligkeit erzeigten, einstweilen und bis er wieder im Feld erscheinen konnte, sich einzig mit festen Plätzen abzugeben, so griffen sie nicht einmal diese ernsthaft an, sondern tändelten acht kostbare Wochen um zwei wenig bedeutende Festungen herum. Damit ihnen aber selbst nach dem Fall dieser Plätze die dadurch entstandene Oeffnung ja nichts nütze, wollten sie dann die beiden Endpunkte dieser Linie, Lille und Dünkirchen, angreifen, womit abermals nichts gewonnen war. Wenn auch alle diese angegriffenen Festungen fielen, stand das Spiel ungefähr so, wie wenn dies nicht eintrat."

Es ist dies wieder einer jener in der neueren Kriegsgeschichte nicht seltenen Beweise, daß Festungen häufig dem Besieger dadurch gefährlich werden, wenn man sie nicht angreift, die Kraft desjenigen aber lähmen, der mehr Gewicht auf ihre Eroberung legt, als sie verdienen.

Einem Befehl des Convents folgend, ging endlich Dampière offensiv vor. Am 8. Mai kam es zu einem vierzehnstündigen Kampf bei Vicogne, in welchem der rechte Flügel der Oesterreicher unter Clerfayt den Angriff der ganzen französischen Armee aushielt.

Man schlug sich resultatlos bis zum Abend, als Dampière von einer Kanonenkugel tödtlich getroffen wurde und die Franzosen, darüber bestürzt, ziemlich regellos wichen, ohne jedoch verfolgt zu werden.

Nun bereitete man sich auch bei den Verbündeten zum Handeln vor und unternahm am 23. Mai einen Angriff auf das feste Lager von Famars. Der energische Widerstand der Franzosen unter General Lamarche ließ es zu keinem vollen Erfolg kommen, als man aber am nächsten Tage den Angriff wiederholen wollte, zeigte sich, daß die Franzosen die Stellung geräumt und sich bis unter die Kanonen von Bouchain zurückgezogen hatten.

Nun betrieb man auch die Belagerung von Condé und Valenciennes energischer. Am 11. Juli ergab sich, vom Hunger bezwungen, die erstere Festung, am 28. capitulirte das in einen Schutthaufen verwandelte Valenciennes, nachdem 156.272 Centner Pulver verbraucht worden waren. Der neue Oberbefehlshaber der Franzosen, General Adam Philipp Graf Custine, konnte nicht daran denken, den Fall dieser Plätze verhindern zu wollen, sondern begnügte sich mit kleinen Neckereien, welche seinen Truppen dazu dienten, ihre schon sehr erschütterte Haltung wieder zu gewinnen.

Um den Zusammenhang der Gesammt-Operationen nicht zu verlieren, müssen wir nun einen Blick auf den östlichen Kriegsschauplatz werfen, wo es sich um das zweite für dieses Jahr in Aussicht genommene Hauptunternehmen, um die Rückeroberung von Mainz handelte.

Dieselbe sollte von einem preußischen Corps unter General Adolf Friedrich Kalkreuth durchgeführt werden, und zwar unter dem gemeinsamen Schutz der Armeen des Herzogs von Braunschweig und des österreichischen Generals Dagobert Graf Wurmser (Bild S. 1109). Der letztere, ein schneidiger Soldat aus der Schule Loudon's, schlug vor, über den Rhein zu gehen und sich des Elsaß zu bemächtigen. Aber der Herzog von Braunschweig hatte seit dem Vorjahre ein Grauen vor jeder Offensive und blieb bei Mainz stehen.

Die Belagerung dieses Platzes schritt ziemlich rasch vor und mehrere Versuche, die Aufhebung derselben zu erzwingen, welche Custine und dessen Nachfolger Alexander Vicomte von Beauharnais machten, schlugen gänzlich fehl. Am 25. Juli 1793 capitulirte Mainz, womit auch dieser Theil des ursprünglichen Programmes erfüllt war.

Nun entstand die Frage: was weiter? welche im Kriegsrathe der Verbündeten eine so unglückliche Beantwortung fand, daß alle bisherigen Erfolge wieder verloren zu gehen drohten. Denn die Armee des Herzogs Josias von Sachsen-Coburg, stark genug, um das Innere von Frankreich ernstlich zu bedrohen, theilte sich; er selbst beginnt die Belagerung von Quesnoy, der Herzog Friedrich von York mit 15.000 Mann Engländern und Oesterreichern marschirt gegen Dünkirchen, um diesen Ort zu nehmen.

Diese Disposition war desto fehlerhafter, als sich Frankreich der drohenden Invasion gegenüber zu den äußersten Anstrengungen aufrafft. Das vom Convent decretirte „Aufgeboth in Massen" führt den republikanischen Armeen ausgiebige Verstärkungen zu, deren Mannschaften zwar wenig kriegsgeübt, aber von Begeisterung erfüllt sind. Ganz Frankreich verwandelt sich in ein Heerlager und nach den bedrohten Grenzen eilen die mangelhaft bewaffneten, nothdürftig uniformirten, oft barfüßigen Bataillone, aus welchen sich aber eigentlich jene bewunderten und gefürchteten Armeen

zusammensetzten, welche dann durch fast zwanzig Jahre Europa unterjochten. Die Leitung dieser Rüstungen lag in den Händen Lazare Carnot's, eines überzeugungstreuen Republikaners und gründlich gebildeten Soldaten und Ingenieurs, der zuerst jenen Massenkrieg organisirte, welcher dann durch Napoleon I. weiter ausgebildet wurde.

Mit einer Armee von 60.000 Mann eilte General Johann Nicolaus Houchard nordwärts und griff am 6. September bei Hondscote den englischen General Freitag an, der die Belagerung von Dünkirchen decken sollte. Nach zweitägigen Kämpfen blieb Houchard Sieger und erzwang dadurch die Aufhebung der Belagerung. Immer weiter drang er vor, bis das nach der Einnahme von Quesnoy (11. September) frei werdende Corps des österreichischen Generals Beaulieu herbeikam und Houchard am 15. September am Renderbach so empfindlich schlug, daß die Franzosen in völliger Auflösung bis nach Lille wichen. Houchard büßte diesen Mißerfolg ebenso wie Custine unter der Guillotine.

Nun trat Johann Baptist Jourdan, einer der tüchtigsten französischen Generäle, an die Spitze der Nordarmee. Er sammelte bei Guise ein Heer von 75.000 Mann, mit dem er den bei Wattignies stehenden Prinzen von Coburg angriff. Dieser gebot zwar über 65.000 Mann, hatte aber mehr als die Hälfte aus übergroßer Sorgfalt nach allen Seiten detachirt, so daß er, als es am 15. October zur Schlacht kam, nur über 30.000 Mann verfügen konnte. Der rechte Flügel und das Centrum der Oesterreicher erwehrten sich der ungestümen französischen Angriffe glücklich und errangen sogar einige Vortheile, nur am linken Flügel gelang es den Franzosen, etwas Terrain zu gewinnen. Während der Nacht verstärkte Jourdan hier die Truppen und bemächtigte sich am Morgen des 16. des Ortes Wattignies. Dies beunruhigte den Prinzen von Coburg so sehr, daß er, obwohl auf den meisten Punkten siegreich und einer ausgiebigen Verstärkung durch den Herzog von York sicher, den Kampf nicht mehr aufnahm, sondern den Rückzug antrat. Jourdan, der den ersten Theil seiner Aufgabe, Frankreich vom Feinde zu befreien, erfüllt hatte, folgte ihm nicht, und beide Theile bezogen die Winterquartiere.

Eine gleich unerfreuliche Wendung hatte der Krieg am Rhein genommen. Auf die dortige Kriegführung blieb auch die politische Spannung nicht ohne Einfluß, welche in Folge der zweiten Theilung Polens zwischen Rußland und Preußen unter diesen Staaten und Oesterreich eingetreten war, dessen Politik seit Cobenzl's Rücktritt von Franz Baron Thugut geleitet wurde, der die Revolution glühend haßte, aber auch Preußen nicht geneigt war.

Alles Drängen des österreichischen Hofes, um den Herzog von Braunschweig zur Thätigkeit zu bewegen, erwies sich vergeblich. Er kam aus den Vorbereitungen nie heraus und hatte mit der Anlegung von Magazinen, Recognoscirungen u. s. w. so viel und so lange zu thun, daß stets die günstige Gelegenheit verstrich. Verschiedene Versuche Wurmser's, sich der wichtigen Weißenburger Linien zu bemächtigen, scheiterten, weil Ferdinand von Braunschweig, trotz des Drängens seines Souveräns, seine Mitwirkung oder Unterstützung versagte, ja es gewann fast den Anschein, als ob ihm die Mißerfolge der österreichischen Waffen nicht unwillkommen wären. Erst spät im September einigte man sich über einen Kriegsplan, der in der Trennung der französischen Rhein- und Mosel-Armee und Wegnahme der Weißenburger Linien bestand, — Unternehmungen, die schon lange vollzogen sein konnten.

Wieder mußte Wurmser das Beste thun. Er forcirte die hartnäckig vertheidigten Stellungen an der Lauter, nahm Lauterburg, Zabern und Weißenburg und jagte die Franzosen nach kurzer Rast in Hagenau bis unter die Wälle von Straßburg (17. October).

Dem Plan Wurmser's, das ganze Elsaß zu erobern, setzte abermals der Herzog von Braunschweig Widerstand entgegen und so gewannen die Franzosen Zeit, die Rhein- und Moselarmee wesentlich zu verstärken und ihnen in den Generälen Lazare Hoche und Heinrich Pichegru tüchtige Führer zu geben, deren Thatenlust durch das im Falle ungünstiger Erfolge drohende Schicksal natürlich angespornt wurde.

Hoche benützte den Rückzug des Braunschweigers am 28. November zu einem Angriff auf dessen Stellung bei Kaiserslautern. Obwohl doppelt überlegen, erlitten die Franzosen in den dreitägigen Kämpfen doch so große Verluste, daß bei einiger Energie die völlige Auflösung der Moselarmee zu erzielen gewesen wäre. Aber Herzog Ferdinand ließ sie unbehelligt abziehen und hinderte auch die Vereinigung von Hoche mit Pichegru nicht.

Diese wendeten sich nun gegen Wurmser, der seine Stellung von der Zorn bis Weißenburg hatte. Am 8. December wurde er bei Reichshofen, am 10. bei Pirmasens und Weißenburg, am 12. bei Lembach angegriffen, erwehrte sich aber seiner Gegner trotz deren Ueberzahl. Besonders blutig ging es am 15. und 16. December her, wo die Stellung Wurmser's auf allen Punkten angegriffen wurde. Mit Unterstützung des Herzogs von Braunschweig wurden aber die Franzosen diesesmal noch abgewiesen, während sie am 22. December nach blutigem Kampf Fröschweiler erstürmten, viele Geschütze nahmen und dadurch den Rückzug Wurmser's gegen Weißenburg erzwangen.

Unablässig drängte Hoche nach und am 30. December mußte Wurmser, dessen Armee furchtbar gelitten hatte und 10.000 Kranke und Verwundete zählte, bei Philippsburg über den Rhein gehen.

Politische Zwistigkeiten und militärische Fehler hatten zusammengewirkt, um den so verheißungsvoll beginnenden Feldzug zu einem so wenig erfreulichen Ende zu bringen. Oesterreich sollte in den nächsten Jahren noch öfters die Erfahrung machen, daß eine Bundesgenossenschaft ebensogut eine Fessel, als ein Vortheil sein kann. Schwere Jahre mußten vorübergehen, bittere Erfahrungen gemacht werden, ehe man sich wirklich zu einem planvollen Zusammengehen entschloß.

In militärischer Beziehung ist die alte methodische Kriegskunst, an der die Generäle der Verbündeten noch hingen, für den Mißerfolg verantwortlich zu machen. Die ängstliche Bedächtigkeit, welche Alles zu decken suchte und sich am liebsten hinter „Linien“ aufstellte, verleitete zu weitgedehnten Aufstellungen, welche trotz aller Bravour der Truppen gegen die wiederholten concentrischen Angriffe der Franzosen nicht behauptet werden konnten.

Für das Jahr 1794 entwarf General Karl von Mack einen von allen Verbündeten gutgeheißenen Feldzugsplan, nach welchem die Hauptarmee von den Niederlanden aus gegen Paris vordringen sollte. Das englisch-holländische Corps war zu einer Landung in der Vendée bestimmt, um den dortigen Aufstand zu unterdrücken. Die linke Flanke des Hauptheeres deckte ein österreichisches Corps, das in Luxemburg stand, an dieses schloß sich die preußisch-sächsische Armee, die bei Mainz unter Heinrich Graf Möllendorf stand, der statt des Herzogs von Braunschweig

das Commando übernommen hatte, und von dieser südwärts am Oberrhein war die Reichsarmee und die Reste des Wurmser'schen Corps unter Herzog Albert Casimir von Sachsen-Teschen (Gemahl der Erzherzogin Christine) aufgestellt.

Das Commando der Hauptarmee, welche an 160.000 Mann zählte und in der Hauptsache aus kaiserlichen Truppen nebst Engländern und Holländern bestand, lag wieder in den Händen des Prinzen von Coburg. Sein Centrum stand zwischen Valenciennes und Bavay, der linke Flügel unter General Graf Kaunitz bei Mons, der rechte, von Clerfayt befehligt, hielt Westflandern besetzt.

Die Franzosen hatten fast 250.000 Mann auf die Beine gebracht, eine Ueberzahl, welche indessen durch die größere Disciplin und Kriegsgewohnheit der verbündeten Truppen wohl ausgeglichen wurde. Die sehr starke Nordarmee befehligte Pichegru, an sie schloß sich östlich die Ardennenarmee unter Charbonnière, dann die Moselarmee unter Jourdan, gegen Süden die Rheinarmee unter Michaud.

Am 14. April 1794 traf Kaiser Franz II. in Begleitung seiner Brüder Josef und Karl, welch letzterer seit dem Vorjahre General-Statthalter der Niederlande war, in Valenciennes ein, und am 16. hielt er über das von Josias von Sachsen-Coburg selbst befehligte Centrum Heerschau.

Am 17. April begann der Prinz von Coburg, in dessen Hauptquartier der Kaiser verblieb, seine Operationen, welche zuerst der Wegnahme von Landrecy galten. In acht Heersäulen rückte die Armee vor und drückte mit unwiderstehlicher Wucht die Gegner über die Oise und Sambre. In wenigen Tagen war Landrecy eingeschlossen und der rechte Flügel der französischen Nordarmee völlig isolirt. Ein Versuch derselben, sich wieder zu vereinigen, führte am 21. April an der Helpe zu einem erbitterten Treffen, das mit der Niederlage der Franzosen endigte.

Schon am 26. April kam es bei Landrecy selbst zu einem neuen Zusammenstoß, da die Franzosen mit sieben Corps einen combinirten Angriff auf die österreichische Stellung unternahmen, zu welchem auch die Ardennenarmee mitwirkte. Die etwas complicirte Operation mißlang aber vollständig und die vereinzelten Angriffe der französischen Colonnen wurden glänzend abgewiesen. Dem General Chappuis gelang es zwar, bis zum verschanzten Lager des Herzogs von York durchzudringen, aber dieser Erfolg brachte ihm Verderben. Zwei vehemente Reiterangriffe, von Oesterreichern und Engländern unter Fürst Karl Schwarzenberg ausgeführt, warfen seine ganze Colonne über den Haufen, so daß 6000 Gefangene mit Chappuis selbst und 30 Kanonen den Verbündeten in die Hände fielen. Kaiser Franz war während des Kampfes mit Erzherzog Karl durch die Reihen der Soldaten geritten und hatte sie zu muthigem Ausharren ermahnt, was mit begeisterten Zurufen erwidert wurde. Als Folge dieses siegreichen Tages ergab sich Landrecy am 30. April.

Dagegen erlitt der rechte Flügel der Verbündeten unter Clerfayt am 29. April eine ziemlich bedeutende Schlappe. In der Absicht, die von Lille gegen Courtray marschirenden Generäle Moreau und Souham im Rücken zu fassen, bezog Clerfayt bei Moeseron eine feste Stellung. Um der ihnen drohenden Gefahr zu entgehen, entschlossen sich die Franzosen kurzweg Kehrt zu machen und Clerfayt anzugreifen. Trotz verzweifelten Widerstandes konnten sich die Oesterreicher gegen die Uebermacht nicht behaupten, sondern mußten mit Verlust von 1200 Gefangenen und 33 Kanonen weichen. Dagegen erfocht Kaunitz mit dem linken Flügel mehrere Siege über Jourdan, der vergeblich versuchte, den Uebergang über die Sambre zu forciren, und



Erzherzog Karl. (Seite 1115 u. ff.)

über General Desjardins siegte er am 13. Mai in dem blutigen Treffen bei Grandremy.

Ein von General Mack entworfener Plan, die französische Armee von Lille ganz abzudrängen und mit einem Schlag zu vernichten, glich dem Unternehmen der Franzosen auf Landrecy. Das nothwendig bis auf eine Stunde klappende Zusammenwirken der einzelnen Heerestheile war nicht zu erreichen, und es wurde Moreau nicht schwer, das Mißlingen einer so complicirten Operation auszunützen. Bei Tourcoing warf er sich am 18. Mai auf den Herzog von York, trieb ihn aus dieser wichtigen Stellung und brachte ihm, da die vorausgesehene Unterstützung ausblieb, eine vernichtende Niederlage bei.



Feldzeugmeister Graf Clerfayt. (Seite 1127.)

Dagegen erfochten die Oesterreicher am 22. Mai in der zwölfstündigen Schlacht bei Tournay oder Port-à Chin einen glänzenden Sieg über Pichegru, der diesem allein an Gefangenen 7000 Mann kostete. Während der Schlacht war Kaiser Franz stets im vordersten Treffen, die Soldaten durch Beispiel und Zuspruch zu den höchsten Anstrengungen aneifernd. Auch Erzherzog Karl, der nun wieder ein Commando führte und durch einen Cavallerieangriff auf die Flanke der Franzosen den Sieg entschied, war während der ganzen Schlacht nicht aus dem Sattel gekommen und hatte sich mit nichts erfrischt als mit ein paar Trunk Wasser aus dem Hut seiner Ordonnanzen.

Am 20., 24. und 26. Mai wurde hart gekämpft, um Jourdan den Sambreübergang zu wehren, und am 1. Juni führte eine Bedrohung von Charleroi zu einer heißen Schlacht, in welcher der Prinz von Oranien mit Hilfe eines vom

Kaiser selbst von Tournay herbeigeführten Corps den Sieg über die Franzosen errang.

Diese unablässigen, oft sehr verlustreichen Kämpfe hatten aber die Kräfte des verbündeten Heeres erschöpft, während die Franzosen ihre Lücken durch die aus dem Innern Frankreichs herbeieilenden Bataillone rasch wieder ergänzen konnten. Durch die Vereinigung der Nord- und Ardennenarmee verfügten sie über nahezu 80.000 Mann, welchen der Prinz von Coburg nur seine sehr zusammengeschmolzene Armee entgegenzustellen hatte.

Diese Ueberlegenheit erleichterte Pichegru's Operationen. Er begann die Belagerung Yperns nur in der Absicht, Clerfayt dadurch heranzulocken. Sein Plan gelang. In der Hoffnung, durch den Prinzen von Coburg unterstützt zu werden, eilte Clerfayt herbei, um den wichtigen Platz zu retten. Pichegru aber ließ das vom Prinzen gesendete Corps aufhalten und griff am 13. Juni den bedeutend schwächeren Clerfayt bei Rousselaer an. Die anfänglichen Erfolge der Oesterreicher wurden durch das zähe Ausharren des Generals Macdonald werthlos gemacht, da dieser bis zum Anlangen von Verstärkungen sich behauptete, vor welchen Clerfayt weichen mußte. Vier Tage später kam Ypern an die Franzosen.

Mit wechselndem Glück kämpfte man noch immer an der Sambre. Am 16. Juni büßte Jourdan seinen abermaligen Versuch, sie zu überschreiten, mit einer Niederlage, welche ihm der Prinz von Oranien nach mörderischer Schlacht beibrachte. Aber mit jeder solchen Affaire veränderte sich das Kräfteverhältniß zu Ungunsten der Verbündeten, und als Jourdan einige Tage später den gleichen Versuch wiederholte, war der Prinz von Oranien zu schwach, um ihn daran zu hindern. Nun schloß Jourdan Charleroi ein, das sich am 26. Juni ergab, während der Prinz von Coburg am gleichen Tage sich mit Oranien vereinte und, um diesen Platz zu retten, die Schlacht bei Fleurus schlug.

Anfänglich drangen die Oesterreicher auf allen Punkten siegreich vor. Der Prinz von Oranien und General Latour warfen die Franzosen bis an die Sambre zurück, die Generäle Quosdanovich und Beaulieu dringen an beiden Ufern dieses Flusses vor und Erzherzog Karl nimmt das Dorf Fleurus. Aber die Nachricht vom Fall Charleroi's lähmt die Thatkraft des Prinzen von Coburg, es tritt eine Pause in seinen Dispositionen ein, welche die französischen Generäle trefflich auszunützen wissen. Sie bringen frische Truppen in den Kampf und stellen im Centrum die Schlacht wieder her, wo sie sogar Vortheile erringen. Um den Besitz von Fleurus entspinnt sich ein grimmiger Kampf, man schlägt sich in dem brennenden Ort, ohne daß die stets neu heranziehenden Bataillone Jourdan's denselben erobern können.

Da ertheilte der Prinz von Coburg gegen Abend den Befehl zum Rückzug: vergebens wendete Erzherzog Karl ein, daß man auf beiden Flügeln siegreich, der Kampf im Centrum noch nicht entschieden und ein glücklicher Ausgang der Schlacht zu erwarten sei, der auf die Stimmung der Truppen günstig wirken werde, während ein freiwilliger Rückzug derselben verderblich werden müsse. Vergebens! Der Prinz von Coburg beharrt darauf, die Schlacht abzubrechen, da deren Zweck — die Rettung Charlerois, — vereitelt sei, und nach zwölfstündigem Kampf und schmerzlichen Verlusten geben die Oesterreicher die schon erkämpften Vortheile auf und treten, ohne eine Kanone oder Fahne verloren zu haben, den Rückzug freiwillig an.

Dieser Tag entschied über den Besitz der Niederlande. Zwar versuchte Prinz

Coburg, sich noch einige Zeit zu halten, weil er auf die Unterstützung des Feldmarschalls Möllendorf rechnete. Aber diesem fehlte es nicht an Vorwänden, sie zu versagen, ganz so wie im Vorjahre der Herzog von Braunschweig sich gegen Wurmser verhalten hatte. Mons, Lüttich und Brüssel fielen in die Gewalt der Franzosen, am 23. Juli räumte das englische Corps unter dem Herzog von York Antwerpen und zog sich nach Holland zurück; auch das so heiß umstrittene Landrecy konnte nicht behauptet werden. Unter diesen Umständen blieb keine andere Wahl, als über die Maas zurückzugehen und die Niederlande ganz zu räumen, um deren Besitz seit drei Jahren so hart gekämpft wurde, auf deren Boden so viele und glorreiche Schlachten geschlagen worden, und welche den Verbündeten im letzten Feldzuge allein gegen 55.000 Mann gekostet hatten. Der noch vor Kurzem so vortreffliche Geist der Truppen war vollständig gebrochen, die Entmuthigung eine allgemeine, das Vertrauen in die Führung vollkommen geschwunden.

Am 29. August 1794 legte Prinz Josias von Sachsen-Coburg den Oberbefehl „aus Gesundheitsrücksichten" nieder. Auch die wohlwollendste Beurtheilung kann ihn nicht mit dem Vorwurfe verschonen, daß diese traurige Wendung der Dinge zum großen Theile durch sein ängstliches und widerspruchsvolles Verhalten verschuldet wurde. Er hinterließ die odiose Aufgabe, den Rückzug ganz durchzuführen und den Geist der Armee wieder zu heben, dem tüchtigsten der älteren Generäle, dem Feldmarschall Clerfayt (Bild S. 1125).

Graf Franz Clerfayt von St. Croix entstammte einem alten niederländischen Geschlechte und wurde am 14. October 1733 in Hennegau geboren. Für den Kriegsdienst erzogen, trat er schon sehr früh in die österreichische Armee und zeichnete sich bereits im siebenjährigen Kriege so aus, daß er nach dem Hubertsburger Frieden das Theresienkreuz erhielt. Im ersten Jahre des Türkenkrieges unter Josef II. war er einer der wenigen Generäle, die glücklich fochten, und 1789 siegte er bei Mehadia, bei Selia und Kalafat. Sein Wirken in den drei Feldzugsjahren in den Niederlanden haben wir in großen Zügen verfolgt und es erübrigt nur zu erwähnen, daß er mit seinem geschwächten und entmuthigten Heer den Rückzug über die Maas und den Rhein in so großer Ordnung vollzog, daß ihn die Franzosen nicht ernstlich zu behelligen wagten. Mit Recht rühmt die Inschrift auf seinem Grabdenkmal (am Friedhof zu Hernals bei Wien), daß er an allen Flüssen, wo die österreichischen Waffen klirrten, werthvolle Dienste geleistet hatte. Er war nicht blos ein tüchtiger Feldherr, obwohl auch er sich der alten methodischen Schule der Lineartaktik nicht ganz entwinden konnte, sondern ein lauterer Charakter, dem alle höfische Glätte fehlte, unter welcher manche Generäle seiner Zeit ihre Unbedeutsamkeit zu verbergen wußten. Streng im Dienst, besaß er doch die Liebe und das Vertrauen der Soldaten, für deren Bedürfnisse er sorgte und welchen gegenüber er eine unbegrenzte Freigebigkeit übte. Ein Feind allen Prunkes, schmückte er sich nur an Schlachttagen mit den Insignien seiner Würde, weil dies nach seinen Worten „die höchsten Festtage" des Kriegers sind. Graf Clerfayt gehört zu jenen Generälen, die wohl keine glänzenden Thaten verrichteten, deren Verdienst aber größer ist, weil sie unter den widrigsten Verhältnissen das Möglichste leisteten.

Nicht erfreulicher als in den Niederlanden verlief der Feldzug am Rhein. Hier lag die Hauptschuld an der zweideutigen Haltung des Feldmarschalls Möllendorf, dessen ungefähr 60.000 Mann zählendes Corps eigentlich gar nicht mehr im Namen

Preußens am Kriege theilnahm, da es durch einen wunderlichen Vertrag an England und Holland verkauft worden war. Dessenungeachtet setzte Möllendorf das Benehmen des Herzogs von Braunschweig fort, dessen eigentlicher Zweck sich erst später zeigen sollte.

Im Mai 1794 überschritten Möllendorf und der die Reichsarmee führende Herzog von Sachsen-Teschen den Rhein. Man war den beiden schwachen französischen Armeen, die unter Michaud in den Vogesen und unter Moreaux (nicht zu verwechseln mit dem berühmten Moreau) bei Kaiserslautern standen, reichlich gewachsen. Mitte Mai griff Möllendorf die feindlichen Stellungen bei Neustadt und Kaiserslautern an und beim letzteren Orte erlitten die Franzosen auch am 23. Mai eine tüchtige Niederlage. Aber damit war auch der Thatendrang Möllendorfs erschöpft. Weder die Vorstellungen des Herzogs Albert, noch das Drängen der Engländer, die streng genommen seine Kriegsherren waren, brachten ihn vorwärts. Er erklärte stets, auf Instructionen aus Berlin warten zu müssen, und da diese nie eintrafen, geschah gar nichts. Möllendorf ließ die Vereinigung der beiden französischen Armeen zu und weigerte sich auch, durch sein Eingreifen die Preisgebung der Niederlande abzuwenden zu helfen.

Die Franzosen hatten diese Unthätigkeit der Gegner bestens ausgenützt und reichlich Verstärkungen für die Rhein-Armee herangezogen, so daß sie endlich die Offensive ergreifen konnten. Am 2. Juli griff der feurige Ludwig Desaix das Reichsheer bei Schweigenheim an, während sich General Laurenz Gouvion-Saint-Cyr zwischen dieses und das österreichische Corps des Prinzen Hohenlohe schob. Aber das glänzende Eingreifen der von Herzog Albert geführten Reiterei vereitelte den Angriff der Franzosen, welche ziemlich eilig wieder in ihre alten Stellungen zurückgingen.

Nach einer Reihe kleinerer Gefechte, die viel Blut kosteten, ohne irgend eine Entscheidung zu bringen, griff Desaix am 13. Juli gleichzeitig die Preußen und das Corps Hohenlohe's an. Das letztere behauptete sich, Möllendorf aber räumte ohne geschlagen zu sein seine Stellung und nöthigte dadurch auch die Oesterreicher und die Reichsarmee zum Rückzug. Am 15. Juli mußte das linke Rheinufer geräumt werden, aber auch jetzt war Möllendorf zu keinem gemeinsamen Handeln zu bringen, oder er hielt, was noch schlimmer war, die getroffenen Vereinbarungen nicht. Das letztere führte den Verlust der starken Stellung bei Pellingen herbei, in welcher sich General Ernst Graf Blankenstein durch mehrere Tage mit drei Bataillonen und wenigen Reitern gegen 25.000 Franzosen hielt. Aber die zugesagte preußische Unterstützung blieb aus, Blankenstein mußte weichen, wodurch Trier und die Verbindung mit der Armee in Luxemburg und dem Niederrhein verloren ging.

Auch ein im September gemachter Versuch, Trier zurückzuerobern, blieb resultatlos, obwohl am 20. ein bedeutender Erfolg über die Franzosen errungen wurde. Doch Möllendorf stellte im Moment, wo die Gegner auf der ganzen Linie wichen, seinerseits jedes Vorrücken und der Sieg blieb unausgenützt.

Nach vergeblichen Versuchen, sich an der Roer zu halten und stets auf das Eingreifen der Preußen vergeblich hoffend, war Clerfayt endlich von der Uebermacht Jourdan's auch über den Rhein gedrängt worden, welcher am 6. October bei Köln überschritten wurde. Nun hatte Möllendorf einen Vorwand, seine für unüberwindlich gehaltene Stellung gleichfalls aufzugeben, und am 22. October setzte auch er, „politischer Verhältnisse" wegen, wie der Herzog Albert meldete, auf das rechte

Rheinufer über. Nun war die Stellung bei Coblenz, welche die Oesterreicher unter Michael Baron Melas noch inne hatten, gleichfalls unhaltbar und am 23. October mit Uebermacht angegriffen, mußte auch dieser über den Rhein weichen. Dieses unglückliche Jahr hatte die Niederlande und mit Ausnahme von Luxemburg und Mainz das ganze linke Rheinufer gekostet.

Nicht erfolgreicher war in Italien gekämpft worden, wo Andreas Massena und der junge Napoleon Bonaparte, dessen Name schon durch die Eroberung von Toulon bekannt geworden war, die Alpen überschritten und sich die Ausfallsthore gegen Ober-Italien sicherten.

Während Pichegru, begünstigt vom Wetter, das ihm über die zahlreichen Flüsse, Canäle und über die gestauten Teichwasser Brücken von Eis schlug, in einem berühmt gewordenen Winterfeldzuge ganz Holland eroberte, ging auch die erste große Coalition gegen Frankreich in die Brüche.

Das Signal dazu gab Preußen, dessen Heere schon lange eine zweideutige Rolle gespielt hatten, dessen Diplomaten seit December schon unterhandelten und endlich am 5. April 1795 den berüchtigten Frieden von Basel schlossen, in welchem alle preußischen Besitzungen am linken Rheinufer — gegen die Zusicherung von Entschädigungen im Innern Deutschlands — an Frankreich abgetreten wurden.

Damit war auch der erste Schritt zur Zerstörung des deutschen Reiches in seiner damaligen Gestalt gethan, die allerdings nur mehr eine hohle Form ohne Kraft und Macht nach innen oder außen war. Wie wenig die einzelnen Reichsfürsten selbst mehr zum Reich hielten, trat in der nächsten Zeit immer klarer hervor, denn die zunächst Bedrohten suchten sich auf Kosten der Gesammtheit zu salviren, und endlich blieb Oesterreich allein als Kämpfer für die Unabhängigkeit und Integrität des Reiches. Nur an England fand es einen unerschütterlichen Bundesgenossen, dessen Subsidien des Last des Krieges erleichterten, ja die Führung desselben allein ermöglichten.

Das Obercommando der Armee am Rhein lag in den Händen Clerfayt's, der bis in den Sommer hinein bestrebt war, seine Armee zu ergänzen und zu reorganisiren.

Zum Glück waren auch die französischen Befehlshaber Pichegru und Jourdan nicht in der Lage, größere Unternehmungen zu beginnen. Nach dem Sturze des Schreckensregimentes machte sich statt der jahrelangen fieberhaften Aufregung eine naturgemäße Erschlaffung geltend; die politischen Gegensätze, welche die Regierung beeinflußten und schwankend machten, brachten sich auch in der Armee zur Geltung und lähmten die frühere Energie der Kriegführung. Namentlich wirkten auf diese auch die finanziellen Nöthen ein, mit welchen die Republik heimgesucht war. Die Verpflegung stockte, das im Innern des Landes furchtbar entwerthete Papiergeld fand, zur Soldzahlung verwendet, nirgend Geltung. Es herrschte also, wenn nicht die schonungslos betriebenen Requisitionen abhalfen, bitterer Mangel unter den französischen Truppen, und so zahlreich auch die Nachschübe aus dem Innern waren, schwächten doch die massenweisen Desertionen die Heere stets wieder.

Mit Ausnahme eines glänzenden Gefechtes, in dem General Graf Wartensleben am 3. April 1795 die Franzosen aus ihrer Mainz bedrohenden Stellung am Hartenberg hinausjagte, verhielt man sich längs des Rheines bis in den Herbst nur beobachtend. Ein schmerzlicher, aber nicht abwendbarer Verlust war der Fall von Luxemburg. Nach achtmonatlicher Einschließung mußte der greise Bender endlich am 7. Juni 1795 zur Capitulation schreiten — vom Hunger, aber nicht durch die

feindlichen Waffen bezwungen. In den letzten Wochen waren die nie sehr reichlichen Proviant-Vorräthe vollkommen aufgezehrt und man behalf sich mit den seltsamsten und ekelhaftesten Nahrungsmitteln. Brot aus Kleien und Baumrinde, das Fleisch von Katzen, Hunden und Ratten waren noch nicht die schlimmsten Speisen, die von den zu Skeletten abgemagerten Soldaten mit wilder Gier verschlungen wurden. Als unausbleibliche Folge stellten sich dann auch noch Krankheiten ein und sie bezwangen endlich auch Bender's unerschütterliche Standhaftigkeit, welcher auch der Gegner seine Anerkennung nicht versagen konnte.

Erst in den letzten Monaten des Jahres 1795 nahm der Krieg am Rhein einen ernsteren Charakter an. Jourdan hatte seine Armee auf 85.000 Mann gebracht und forcirte den Uebergang über den Rhein, welcher ihm von dem gegenüberstehenden schwachen österreichischen Corps nicht streitig gemacht werden konnte. Dessen Lage wurde auch erschwert durch die kaum mehr zweideutig zu nennende Haltung der pfälzischen Regierung, welche den österreichischen Truppen Mannheim verschloß, diesen wichtigen Platz aber auf die erste Drohung am 19. December an die Franzosen übergab.

Ihren weiteren Absichten auf Heidelberg trat aber Clerfayt entgegen und im Vertrauen auf die Tüchtigkeit seiner Truppen ergriff er trotz seiner numerischen Minderzahl eine kräftige Offensive. Schon der Angriff der Franzosen auf den Ort Handschuchsheim zog ihnen am 24. September 1795 eine tüchtige durch General Veit Baron Quosdanovich beigebrachte Schlappe zu.

Mit nicht mehr als 40.000 Mann überschritt nun Clerfayt bei Seligenstadt den Main und stand nach einem brillant durchgeführten Manöver am 10. October im Rücken Jourdan's, dessen Armee zwischen Main und Nidda vertheilt war und sich zum Angriff auf Mainz vorbereitete. In der Schlacht bei Höchst erlitt Jourdan mit der Maas-Sambre-Armee eine entscheidende Niederlage, die ihn auf das linke Rheinufer zurückwarf.

Nun wendete sich Clerfayt gegen die 40.000 Mann starke Rhein-Mosel-Armee Pichegru's, welche sich vor Mainz durch überaus starke Befestigungen gesichert hatte. Eine ununterbrochene Linie von 20 Fuß breiten, 10 Fuß tiefen Gräben, 8 Fuß starken Schanzen, eine dreifache Palissadenkette und zahlreiche stark armirte Vorwerke und Redouten umgaben die französische Stellung. Clerfayt aber, obwohl an Streitkräften kaum gleich stark, entschloß sich trotzdem für den Angriff, den er sorgfältig vorbereitete. Dabei gelang es ihm, die Franzosen so vollständig über seine Absicht zu täuschen, daß er in der Nacht vom 28. und 29. October seine Armee unbemerkt in die Festung brachte.

Der am nächsten Morgen in Form eines Ausfalles erfolgende Angriff überraschte die Franzosen vollständig. Im ersten Anlauf wurden alle dominirenden Punkte genommen und um Mittag war die ganze Befestigungslinie in den Händen der Kaiserlichen. Die Franzosen, 1700 Gefangene und 138 Geschütze zurücklassend, wichen ordnungslos bis an die Pfriem zurück.

Ohne zu rasten drängte Clerfayt nach und warf Pichegru in einer Reihe blutiger Gefechte immer weiter nach Westen, trefflich unterstützt durch Wurmser, der die Neckargegend säuberte und die Wiedereinnahme Mannheims vorbereitete. Wiederholte Versuche Jourdan's, den Rhein wieder zu übersetzen und sich mit Pichegru zu vereinigen, wurden glücklich vereitelt. Am 15. November war Mannheim in Folge eines kühnen Vormarsches des Generals Graf Latour von allen Seiten ein-

geschlossen und nach mehrtägigem Bombardement ergab sich der Platz, wobei 10.000 Mann Kriegsgefangene wurden.

Nun war das rechte Rheinufer wieder frei und die beiderseitige Erschöpfung sowie der ungewöhnlich rauhe Winter erzwangen eine Waffenruhe, welche für 5 Monate vereinbart wurde. Clerfayt hätte seine lange ehrenvolle Laufbahn nicht schöner beschließen können als mit diesem kurzen, aber ruhmreichen Feldzug. Seine Reise nach Wien glich einem Triumphzug; überall umjubelte man ihn, der Kaiser verlieh ihm das goldene Vlies. Die Bevölkerung feierte ihn als den Retter Deutschlands. Nur der Minister Thugut war mit dem Abschluß des Waffenstillstandes nicht einverstanden und daraus entwickelte sich eine Spannung, welche Clerfayt zur Niederlegung des Oberbefehles veranlaßte. Er starb am 20. Juli 1798 in Wien und fand, wie schon erwähnt, seine Ruhestätte auf dem Ortsfriedhofe in Hernals.

Leider entsprach der Verlauf des Krieges in Italien den in Deutschland erfochtenen Vortheilen gar nicht. Keiner der österreichischen Generäle, welche im Oberbefehl wechselten, weder De Vins noch Graf Wallis, waren ihren Gegnern gewachsen und auch das Einvernehmen mit dem die sardinische Armee commandirenden General Colli war nicht das beste.

Auch in Italien kamen die Operationen erst im Spätherbst in rascheren Fluß. Am 23. November 1795 griff nach mehreren einleitenden Gefechten General Bartholomäus Scherer mit überlegener Macht die zu viel ausgedehnte Stellung der Oesterreicher bei Loano an. Dieser Fehler rächte sich empfindlich, indem das bei Rocca Barbena stehende Centrum unter General Eugen Graf Argenteau durchbrochen und dadurch auch die glücklicher fechtenden Flügel zum Rückzug gezwungen wurden, der sich bis Alexandria erstreckte.

Der harte Winter unterbrach auch in Italien den Krieg, der im März 1799 mit verstärkten Kräften wieder aufgenommen wurde. Die österreichisch-sardinische Armee zählte ungefähr 50.000 Mann, die vom Feldzeugmeister Baron Beaulieu befehligt wurden. Er war ein gründlich gebildeter Soldat, der schon bei Kolin und Leuthen gefochten hatte und auch in den ersten niederländischen Feldzügen gute Dienste leistete. Aber er war 70 Jahre alt und nicht frei von den gewöhnlichen Folgen des Greisenthums. Eigensinnig und reizbar, entfremdete er sich seine Untergebenen, eine anfängliche Hast nach Erfolgen verleitete ihn zu falschen Schritten und machte dann einer übergroßen Aengstlichkeit Platz, die in den alten Fehler, Alles schützen zu wollen, verfiel. Die Wahl Beaulieu's zum Befehlshaber war um so unglücklicher, als er in Napoleon Bonaparte einen Gegner fand, bei dem sich das höchste militärische Genie mit der Thatkraft und natürlichen Entschlossenheit der Jugend verband.

Beaulieu hatte einen ziemlich complicirten Angriffsplan entworfen, nach welchem die feindliche Armee in der Flanke gefaßt und aufgerollt werden sollte. Die Einnahme von Voltri am 11. April bildete das erste Glied dieses Planes, aber sie blieb auch das einzige. In einer seine ganze spätere Kriegführung charakterisirenden Weise warf sich Bonaparte bei Montenotte mit drei Divisionen auf das die Mitte der kaiserlichen Aufstellung bildende Corps des Generals Argenteau (12. April 1796), das völlig umzingelt ward. Tapfer kämpfend schlägt sich die wackere Schaar durch und erreicht, nachdem sie 40 Stunden unter den Waffen stand, kämpfte und marschirte, nach schweren Verlusten Pareto. Schon dieser erste Schlag vernichtete den künstlichen Plan Beaulieu's — seine Aufstellung war gesprengt.

Mit einer den methodischen Beaulieu verblüffenden Schnelligkeit nutzte Bonaparte diesen ersten Erfolg aus. Bei Millesino (13. und 14. April) überfällt er die 2000 Mann des Generals Provera, wirft sie gegen Costaria und zwingt sie zur Waffenstreckung, am gleichen Tage schlägt Massena bei Dego abermals Argenteau, dessen Truppen vollständig zersprengt wurden.

Am nächsten Tage nahm zwar der kühne Oberst Philipp Vukassovich, der schon 1788 einen berühmt gewordenen Zug nach Montenegro ausgeführt hatte, Dego durch einen glücklichen Handstreich wieder und jagte die ganze Division Massena's in die Flucht, aber schon am gleichen Tage kehrte dieser mit Verstärkungen zurück und rächte seine Niederlage mit der fast völligen Vernichtung der von Vukassovich geführten Trupen.

Nur der schleunigste Rückzug konnte die getrennten Theile der Armee Beaulieu's retten; es war dies um so dringender, als Sardinien schon am 28. April einen Waffenstillstand mit Bonaparte abschloß.

Unaufhaltsam drängte dieser den über Ticino und Po weichenden Schaaren Beaulieu's nach; am 10. Mai erfolgt durch das blutige Treffen bei Lodi auch die Forcirung der Addalinie, Mailand wird blokirt und ergibt sich am 29. Juni, die Oesterreicher weichen über den Mincio, ihnen auf den Fuß folgen die Franzosen, welche schon am 5. Juni vor Mantua stehen und dessen Einschließung vollziehen.

Dieser beispiellose Siegeslauf erschloß den Franzosen ganz Italien und er äußerte sofort seine politischen Folgen, denn die meisten Staaten waren gezwungen, Verträge mit Frankreich abzuschließen, durch welche ihre Unabhängigkeit ganz illusorisch wurde.

Die Unfähigkeit Beaulieu's war zu unwiderleglich bewiesen, um nicht einen Wechsel im Obercommando zu veranlassen. Am 26. Juni verließ er die Armee und fand seinen Nachfolger an dem Feldmarschall Graf Dagobert Wurmser. (Bild S. 1109.)

Dieser tapfere Soldat hatte, aus Elsaß stammend, die ersten Feldzüge des österreichischen Erbfolgekrieges in französischen Diensten mitgemacht, war 1762 in österreichische Dienste getreten und machte sich besonders durch den glücklichen Ueberfall auf Habelschwert (1779) bekannt. Seine erfolgreiche Verwendung in den Feldzügen am Rhein fand schon Erwähnung und es war ihm auch 1796 eine führende Rolle dort zugedacht, als ihn die schlimme Wendung der Dinge nach Italien rief.

Wurmser war ein tüchtiger Soldat, dessen Kühnheit und Energie auch durch das Alter nicht beeinträchtigt wurde. Wenn auch kein Feldherr mit großen Conceptionen und tiefer theoretischer Bildung, war Wurmser doch einer der tüchtigsten Generäle jener Zeit, dem das Unterliegen gegen einen so bedeutenden Gegner, wie Bonaparte es war, umsoweniger anzurechnen ist, weil er die Fortführung einer schon halb verlorenen Sache unter den schwierigsten Verhältnissen übernahm.

Doch wir müssen hier die Schilderung der Begebenheiten auf dem italienischen Kriegsschauplatz unterbrechen und nach Deutschland unsere Blicke wenden, um nicht den chronologischen Faden zu verlieren. Es liegt ja ein Kennzeichen der gänzlich veränderten Kriegführung darin, daß die Ereignisse auf räumlich weit von einander entfernten Operationsfeldern sich beeinflußen und oft im innigsten Zusammenhang stehen. Zudem treten wir in eine bedeutungsvolle Phase dieses Krieges ein — in den ersten Feldzug, welchen Erzherzog Karl als selbstständiger Befehlshaber durchführte.

* * *

Erzherzog Karl (Bild S. 1124) wurde als das fünfte Kind aus der Ehe des damaligen Großherzogs Leopold von Toskana mit Maria Louise, Infantin von Spanien, am 5. September 1771 geboren. Schwächlicher Körperconstitution und in den ersten Kinderjahren von vielen Krankheiten heimgesucht, zeigte der Prinz schon früh einen ungewöhnlich ernsten Charakter, der wenig Gefallen an den Spielen der Kindheit fand. Selbst die fast allen Knaben eigene Lust am Soldatenthum nahm bei dem kleinen Erzherzog Karl einen Zug des Concreten und Praktischen an. Als sein Oheim, Kaiser Josef II., 1776 in Florenz verweilte, pflanzte sich der Prinz mit seinem Miniaturdegen vor den Zimmern desselben auf und antwortete auf die verwunderte



Paul Baron Kray. (Seite 1136 u. ff.)

Frage, was er da mache, ganz ernsthaft: „Ich bewache meinen Oheim".

Unter der Leitung trefflicher Lehrer, des Generals Lilio Baron Spannocchi und des Grafen Sigmund Hohenwart, später Erzbischof von Wien, entwickelten sich die geistigen Anlagen des begabten Knaben rasch, und er erwarb sich eine umfassende Bildung und jenen scharfen Blick, von welchem er später bei Beurtheilung der verschiedensten politischen und wirthschaftlichen Fragen so glänzende Beweise gab. Nicht zu unterschätzen ist aber in dieser Beziehung auch der Einfluß seines Vaters, der in Toskana eine in ganz Europa gepriesene, musterhafte Verwaltung einführte, und seiner geistvollen Tante Maria Christine, der Gattin des Prinzen Albert von Sachsen-Teschen. Den Vorrang vor allen übrigen Studien räumte er aber den militärischen

Fächern ein; unter den Classikern bevorzugte er Cäsar und Tacitus, und Mathematik betrieb er mit besonderem Eifer.

Im Jahre 1792 führte der Ernst des Krieges den Prinzen auf das Schlachtfeld. In welcher Weise er sich als ebenso umsichtiger wie tapferer Führer bewährte, ist bereits wiederholt erwähnt worden. Nur seine nie sehr feste Gesundheit, welche unter den Strapazen der ersten Feldzüge bedenklich gelitten hatte, erzwang im Jahre 1795 sein Fernebleiben vom Kriegsschauplatz. Er brachte diese unfreiwillige Muße in Wien zu, eifrig mit Studien beschäftigt, namentlich im innigsten Verkehr mit dem als Militärtheoretiker hochangesehenen General Karl von Lindenau, welcher als Lehrer der jüngeren kaiserlichen Prinzen fungirte — in Wien aber, wegen seiner Schrullen und Eigenthümlichkeiten, eine wohlbekannte Straßenfigur war.

Als der Rücktritt Clerfayt's vom Obercommando der Armee in Deutschland entschieden war, richteten sich alle Blicke auf den Erzherzog. Er besaß nicht allein die Zuneigung und das Vertrauen der Soldaten, sondern auch die Bevölkerung begrüßte seine Ernennung mit Freude. Mit 25 Jahren trat Karl einen Wirkungskreis an, dessen Bürde für viel ältere Männer von langjähriger Erfahrung zu schwer war. In welcher Weise er ihn ausfüllte, werden wir alsbald erfahren. Daß er sich aber selbst über die Größe und Verantwortlichkeit seiner Aufgabe nicht täuschte, erhellt aus den Worten, die er selbst über den Beruf und die nöthigen Eigenschaften eines tüchtigen Feldherrn sagt. In der Vorrede zu den „Grundsätzen der Strategie“ heißt es: „Ein kluger, erfahrener und entschlossener Feldherr ist der edelste Stein in der Krone seines Monarchen. In seiner Hand liegt die Rettung oder das Verderben des Vaterlandes. Ohne Muße, ohne Vorbereitung, im Drange des Augenblickes, wo alles in und um ihn tobt, wo hundert Gegenstände seine Sinne fesseln und auf seine Empfindung wirken, muß er oft Entschlüsse fassen, die über das Schicksal von Millionen entscheiden, und diesen Entschlüssen muß die Erkenntniß des Wahren vorangehen — des Wahren, das in gewöhnlichen Verhältnissen nur durch reife Ueberlegung entdeckt und von dem Scheinbaren und Falschen unterschieden wird. Jede Ausführung ist mit einem unvermeidlichen Zeitbedarf verbunden und oft bietet sich dem Feldherrn der Gegenstand, der seine Entscheidung erfordert, erst in dem Augenblicke dar, wenn er schon zur Ausführung schreiten sollte. Dann drängen sich Erkenntniß, Entschluß und Vollendung so schnell auf einander, daß der Feldherr die Fähigkeit besitzen muß, mit dem nämlichen Blicke das Ganze zu umfassen, die Folgen seiner Beschlüsse zu durchschauen und in dem nämlichen Momente den Besten zu wählen und die zweckmäßigste Art der Ausführung zu bestimmen.

„Nur Jenem ist ein solcher kräftiger, eindringender, umfassender Blick gestattet, der durch tiefes Nachdenken die Natur des Krieges ergründet, die wesentliche Erkenntniß seiner Gesetze erlangt und sich diese Wissenschaft ganz zu eigen gemacht hat; nur Jenem, der in der Erfahrung die bestätigte Wahrheit vorausgegangener Maximen schöpfte und die Kunst ihrer Anwendung lernte — nur Jenem endlich steht die Befugniß frei, schnell und mit Zuversicht zu entscheiden, dem volle Kenntniß die Ueberzeugung gewährt, daß er richtig entscheiden werde ....

„Ein großer Zweck kann nur durch große Anstrengungen erreicht werden; groß ist aber auch die Belohnung in dem Danke des Vaterlandes, in der Achtung der Zeitgenossen und der Nachwelt; groß in dem Selbstgefühl, von dem Bewußtsein der Kraft und eigener Thaten erzeugt!

„Wissenschaftliches Streben und Erfahrung bilden den Feldherrn; nicht blos eigene Erfahrung — denn welches Menschenleben ist thatenreich genug, um sie in vollem Maße zu gewähren, und wer hätte wohl je Uebung in der schweren Kunst des Feldherrn, ehe er zu jener erhabenen Stelle gelangt? — sondern Bereicherung des eigenen Wissens durch fremde Erfahrung, durch Kenntniß und Würdigung früherer Nachforschungen, durch Vergleichung berühmter Kriegsthaten und folgenreicher Ereignisse aus der Kriegsgeschichte."

Diese hohe Auffassung von den Pflichten des eigenen Amtes durchwehte auch Karl's ganzes Wirken. Vermochte er auch nicht jene Erfolge zu erzielen oder festzuhalten, welche seiner Begabung, seinem unermüdlichen Eifer entsprochen hätten, so wurde dadurch das Urtheil der Mit- und Nachwelt nicht beeinflußt. Selbst sein großer Gegner Napoleon I. anerkannte das Genie und die Charaktergröße des Erzherzogs und rief einst aus: „Hier ist ein Mann, der nie ein Wort des Tadels auf sich ziehen wird — der Erzherzog Karl! Dieser Mann hat einen Geist aus der Heldenzeit und ein Herz aus dem goldenen Zeitalter. Er ist ein großer Feldherr, ein tugendhafter Mensch — damit ist Alles gesagt, was des größten Fürsten Ruhm ausmachen kann!"

Nach Ablauf des noch von Clerfayt abgeschlossenen Waffenstillstandes begannen im Juni 1796 die Feindseligkeiten. Die schwachen österreichischen Posten wichen bis Mannheim zurück, und nachdem Johann Baptist Kleber bei Düsseldorf den Rhein überschritten und am 4. Juni bei Altenkirchen gesiegt hatte, konnte Jourdan's Hauptheer ungehindert auf das rechte Ufer übergehen.

Die Gesammtzahl der französischen Streitkräfte am Rhein betrug 154.000 Mann, davon entfielen auf die unter Jourdan am Oberrhein stehende Armee 76.000 Mann, auf die von Johann Victor Moreau gegen die Pfalz geführte 78.000 Mann. Dem ersteren stand Erzherzog Karl mit 101 Bataillons und 139 Escadronen, zusammen 91.000 Mann, dem letzteren Wurmser mit 78 Bataillonen und 134 Escadronen, zusammen 82.000 Mann, gegenüber. Diese relative Ueberzahl der kaiserlichen Feldherren kam ausschließlich auf die Cavallerie, welche um 25.000 Pferde stärker war als jene der Franzosen, die ihrerseits etwas mehr Fußvolk besaßen.

Außerdem mußten von der Truppenzahl der beiden deutschen Armeen die ziemlich starken Besatzungen von Mainz, Ehrenbreitstein, Mannheim und Düsseldorf abgezogen und auch berücksichtigt werden, daß jene nicht blos aus kaiserlichen Truppen, sondern auch aus reichsständischen Contingenten bestand, auf welche in Folge der schwankenden politischen Haltung der Höfe nicht ganz sicher gerechnet werden konnte.

Unter diesen Verhältnissen war der Vorschlag des Erzherzogs, sich gegenüber der günstigeren Position der Franzosen anfangs defensiv zu verhalten, unstreitig sehr begründet. Aber unter dem Einfluß des damals allmächtigen Ministers Thugut entschied sich der Wiener Hof, den beiden Feldherren Erzherzog Karl und Wurmser die Eröffnung einer kräftigen Offensive aufzutragen, deren Ziel die Eroberung Landau's und das Eindringen in den Elsaß sein sollte. Bevor jedoch die Operationen noch in Gang kamen, berief man Wurmser nach Italien, und er wurde durch Feldzeugmeister Graf Latour ersetzt, jedoch mit der Unterordnung unter den Erzherzog, so daß alle deutschen Streitkräfte unter einheitlichem Commando standen.

Nach den ersten schon erwähnten Erfolgen der Franzosen ging Erzherzog Karl mit 12 Bataillonen und 61 Escadronen am 15. Juni über den Main und überfiel

den linken Flügel der Franzosen. Bei Altstetten schlug er noch am gleichen Tag den General Franz Josef Lefebure so entscheidend, daß die ganze Armee Jourdan's bei Neuwied über den Rhein weichen mußte. Ein äußerst blutiges Rückzugsgefecht, das General Paul Baron Kray (Bild S. 1133) am 20. Juni bei Uckerath gegen Kleber schlug, vervollständigte diesen Erfolg, der Jourdan in seine ursprünglichen Stellungen zurückwarf.

Dagegen hatte sich Latour von Moreau überraschen lassen. Dieser setzte am 23. Juni bei Straßburg über den Rhein, jagte die bei Kehl stehenden Reichstruppen in die Flucht, nahm Kehl, siegte am 28. bei Oberkirchen und Renchen, so daß er in Besitz der wichtigsten Schwarzwaldpässe kam und nach einem siegreichen Gefecht vom 5. Juli bis an die Murg vordrang.

Rasch zog Erzherzog Karl, den weitaus größten Theil seiner Armee zur Beobachtung Jourdan's zurücklassend, rheinabwärts und vereinigte sich am 9. Juli mit Latour. Die blutige Schlacht bei Malsch (20. Juli) endete zwar mit dem Rückzug des Corps Desaix gegen Rastatt, konnte aber die Armee Moreau's nicht am Vordringen gegen Süddeutschland hindern.

Zu einem entscheidenden Schlage war überhaupt jede der beiden Armeen zu schwach. Erzherzog Karl entwarf daher jenen berühmten Plan, daß sowohl er vor Moreau, wie Feldzeugmeister Wilhelm Friedrich Graf Wartensleben vor Jourdan, Schritt für Schritt, jede günstige Position vertheidigend, zurückweichen sollten, bis eine Vereinigung der beiden Armeen erzielt und es dann möglich ist, den einen oder anderen der Gegner entscheidend zu schlagen.

Widrige Zufälle aller Art störten diesen Plan des Erzherzogs, aber er hielt unerschütterlich daran fest. Graf Wartensleben, zwar ein verdienstvoller General, war ganz in den Traditionen der alten Schule befangen, unterstützte die Absichten des Erzherzogs nur mangelhaft, weil er auf die Behauptung einzelner Punkte mehr Gewicht legte als auf die Vereinigung. Besonders empfindlich aber trafen den Erzherzog die einseitigen Friedensschlüsse der meisten deutschen Reichsstände mit Frankreich, durch welche nach Abberufung deren Contingente seine Armee auf 25.000 Mann herabschmolz.

Unerschüttert behielt er aber sein Ziel im Auge. Am 11. August kämpfte man den ganzen Tag mit großer Erbitterung bei Neresheim, ohne daß sich ein Theil hätte den Sieg zuschreiben können. Alle möglichen Verstärkungen an sich ziehend, ging der Erzherzog am 13. über die Donau, zu deren Schutz er Latour zurückließ, um selbst zu Wartensleben's Corps zu stoßen und Jourdan anzugreifen. Nun fiel Latour die Rolle des schrittweisen Zurückweichens zu, denn nach des Erzherzogs eigenen Worten „thut es nichts, wenn Moreau auch bis nach Wien kommt; wenn ich Jourdan schlage, muß auch jener wieder weichen".

Die Vereinigung mit Wartensleben vollzog sich theilweise am 19. August bei Altmühl in der Oberpfalz und nun ging es vorerst auf den rechten Flügel Jourdan's los. Schon am 23. erlitt derselbe bei Neumarkt unter Johann Baptist Bernadotte eine gänzliche Niederlage und die Reihe kam an das Centrum. Die Schlacht bei Amberg (24. August) wurde für Jourdan's Armee geradezu verhängnißvoll, da der Erzherzog durch eine glänzende Operation den Rest von Wartensleben's Corps in die Flanke der französischen Stellung disponirte. Auf dem Schlachtfelde vollzog sich die gänzliche Vereinigung der beiden österreichischen Corps,

während die Franzosen ganz erschüttert bis an den Main wichen. Ihnen folgte auf dem Fuße Erzherzog Karl, um ihnen keine Pause zur Sammlung zu gönnen.

Am 1. September fiel Würzburg in die Gewalt der Kaiserlichen und am 3. kam es bei dieser Stadt zur Schlacht, da Jourdan sich in der Meinung, der Erzherzog habe seine Kräfte getheilt, um Latour zu helfen, wieder für stark genug zum Angriff hielt. Die anfänglichen Erfolge der Franzosen verwandelten sich durch das exacte Zusammenwirken der auf dem Schlachtfelde einlangenden österreichischen Colonnen in ihr vollkommenes Gegentheil. Ein glänzender Cavallerieangriff, welchen Wartensleben mit 24 Escadronen Kürassieren machte, die schwimmend den Main passirt hatten, warf die französischen Reiter über den Haufen, und auch die Infanterie konnte sich nicht halten, als der tapfere Kray mit acht Grenadier-Bataillonen vordrang. Ein glänzender Sieg wurde erfochten, welcher den bisher noch intacten linken Flügel Jourdan's in halber Auflösung zurückwarf, so daß er 1000 Gefangene und 7 Kanonen in den Händen der Sieger ließ. Unter den tapfersten Kämpfern dieses Tages wurde Fürst Johann Liechtenstein genannt, der später mit Recht so hochgefeierte Führer der österreichischen Reiterei.

Am folgenden Morgen capitulirte auch die Citadelle von Würzburg mit 94 Geschützen und einer reich gefüllten Kriegscassa. Als die siegreiche Armee am Nachmittag durch Würzburg zog, war der Erzherzog der Gegenstand begeisterter Ovationen, die er jedoch mit den Worten: „Ich kann mich nicht aufhalten, denn ich muß bei meinen Soldaten sein," ablehnte. Das deutsche Volk blickte allenthalben mit Begeisterung zu dem jugendlichen Helden empor, dessen Gestalt als beharrlicher Kämpfer für Deutschlands Ehre sich so lichtvoll von dem trübseligen Hintergrund abhob, welchen die schwache, wankelmüthige und — würdelose Politik der meisten deutschen Höfe bildete. Sogar der schon in Agonie liegende Reichstag zu Regensburg raffte sich zu einem Danksagungsschreiben an Erzherzog Karl auf, und der König von Schweden stellte als Reichsfürst den Antrag, ihm ein Monument zu setzen, was der Erzherzog jedoch unter Hinweis auf die schweren Lasten, welche der Krieg den Völkern auferlege, bescheiden ablehnte.

Die meisterhaften Bewegungen Karl's hatten den vollkommen entmuthigten Schaaren Jourdan's die natürliche Rückgangslinie verlegt und sie mußten durch die unwegsamen Berge des Spessart weichen. Ueberall erhob sich das Volk, um Rache für die bisherigen Bedrückungen zu nehmen, so daß der Rückzug verlustreicher wurde, als die bisherigen Niederlagen. Nur General Peter Severin Marceau, der bisher Mainz belagert hatte, deckte mit seinem Corps den Rückzug, wurde aber am 19. September bei Höchstebach geschlagen und fiel tödtlich verwundet in Gefangenschaft.

Erzherzog Karl behandelte den General, dessen tapfere und kluge Haltung er würdigte, mit der größten Auszeichnung, sendete ihm seinen eigenen Arzt und stattete ihm einen Besuch ab. Marceau starb am 21. September, der Erzherzog ordnete an, daß die Leiche in Begleitung der mit dem General gefangenen Franzosen und unter Ehren-Escorte österreichischer Kürassiere an die Maas-Armee ausgeliefert werde. So ehrt der ritterliche Gegner die Tapferkeit und das Verdienst auch an Jenen, die er eben noch mit allen Waffen des Geistes und der Gewalt bekämpft hatte!

Ende September waren die Truppen Jourdan's mit Ausnahme einiger fester Plätze auf das linke Rheinufer gedrängt und von ihnen keine weitere Gefahr zu besorgen.

Nun konnte sich der Erzherzog gegen Moreau wenden, der bis an den Lech vorgedrungen war und am 24. August bei Friedberg einen Sieg über Latour erfochten hatte, obwohl der Erzherzog diesem bestimmt untersagt hatte, sich in ein größeres Engagement einzulassen. Das Mißgeschick Jourdan's nöthigte aber auch Moreau zum Aufgeben der bisherigen Erfolge, denn vor sich hatte er das Corps Latour's, bei Ulm sammelte sich ein anderes unter General Nauendorf, und Erzherzog Karl zog mit seiner siegreichen Armee heran, um auch ihm das Schicksal Jourdan's zu bereiten. Daß Moreau demselben entging, beweist wohl, wie verdient der Ruf ist, welchen dieser berühmte Rückzug von der Donau an den Rhein genießt. Indessen wäre derselbe kaum gelungen, wenn Graf Latour, von dem ein Kritiker sagt, er sei ein ebenso tapferer Soldat als schlechter Feldherr gewesen, seine Aufgabe, Moreau um jeden Preis festzuhalten, vollkommen erfaßt hätte. Aber Latour wollte, obwohl fast um die Hälfte schwächer, Moreau allein schlagen, statt ihn der heranziehenden Armee des Erzherzogs entgegenzutreiben. So errang er zwar gegen die Nachhut einige Vortheile, wurde aber bei Biberach am 2. October von Moreau vollständig geschlagen, wodurch dieser sich für einige Tage Ruhe verschaffte. Statt diese aber zum Rückzug auf das linke Rheinufer zu benützen, wendete er sich stromaufwärts und wurde nun doch mit der Armee des Erzherzogs handgemein, der die Corps von Latour und Nauendorf an sich gezogen hatte.

Am 20. October kam es zum äußerst blutigen Treffen bei Emmendingen, das sich erst nach hartnäckigem Kampf zu Gunsten der Oesterreicher entschied. Erzherzog Karl zeigte sich überall, wo Gefahr drohte, und führte eine wankende Truppe mit dem Zurufe: „Kinder! ich bin da! — wo ich bin, retirirt man nicht!" in das Gefecht zurück.

Nun ließ Moreau das Corps von Desaix bei Breisach über den Rhein gehen, er selbst zog gegen Hüningen, um unter dem Schutz dieser Festung das schwere Geschütz und die Bagage retten zu können.

Bei Schlingen kam es am 24. October nochmals zur Schlacht, welche nach Verlust der beherrschenden Stellung bei Kandern sich wieder zu Ungunsten Moreau's entschied. Erzherzog Karl selbst leitete den Angriff auf den mit Schanzen bedeckten Kanderner-Berg und kämpfte in den vordersten Reihen, so daß an seiner Seite zwei Grenadiere getödtet wurden. Die Truppen blieben die Nacht über unter dem Gewehr, aber Moreau entzog sich durch einen eiligen Rückzug der voraussichtlichen weiteren Niederlage und ging auch noch mit dem Rest seiner Armee auf das linke Ufer des Rheins. Den angebotenen Waffenstillstand lehnte Erzherzog Karl ab, um noch die beiden letzten von den Franzosen am rechten Stromufer besetzten Punkte Kehl und Hüningen zu nehmen. Das erstere fiel, tapfer von Desaix vertheidigt, erst am 9. Februar 1797 durch Capitulation.

Bezeichnend für den damals in der Armee herrschenden Geist ist folgende Episode aus der Belagerung von Kehl. Der Erzherzog hatte in Anbetracht der strengen Kälte und der großen Strapazen angeordnet, daß jeder Mann des Belagerungs- und Cernirungs-Corps eine tägliche Fleisch- und Weinzulage empfangen solle. Da fand sich eine Deputation des Chevauxlegers-Regimentes Karacsai (heute Ulanen-Regiment Nr. 7) mit der Bitte im Hauptquartier ein, zu Gunsten der in den Laufgräben und Batterien befindlichen Infanterie auf diese Beneficien verzichten zu dürfen, da diese so viel auszustehen habe, während die in Cantonirung liegenden Reiter es ohnehin *gut hätten*, sich doch hie und da wärmen und die Wäsche wechseln könnten.

Am 2. Februar capitulirte auch der Brückenkopf von Hüningen, dessen Belagerung ldmarschallieutenant Fürstenberg leitete, womit das rechte Rheinufer vollständig n den Franzosen gesäubert war. Erzherzog Karl's genialer Plan hatte sich glänzend währt, indem zwei starke feindliche Heere, die auf dem Wege waren, in das Herz n Deutschland und an die Grenze von Oesterreich vorzudringen, empfindlich geschlagen d zum Rückzug genöthigt wurden. Mit dankbarer Verehrung wendeten sich alle icke auf den jugendlichen Heerführer, der inmitten der Gefahr standhafter ausgehalten tte als jene Reichsstände, die sich beim bloßen Drohen derselben in die Arme des gners geworfen hatten.

Alle Erfolge dieser heißen Kämpfe wurden aber durch des Mißgeschick der kaiser- hen Waffen in Italien in Frage gestellt. Durch Beaulieu's erzwungenen Rückzug ch Südtirol war Ober-Italien mit Ausnahme des Castells von Mailand und antua für die Oesterreicher verloren gegangen. Das erstere, nur cernirt und aus honung für die Stadt auch nur lässig vertheidigt, ergab sich am 29. Juni 1796 d nun wurde die Belagerung des von Feldmarschallieutenant Josef Graf Canto Irles vertheidigten Mantua mit erhöhtem Nachdrucke fortgesetzt.

Diesen Platz zu retten, mußte Wurmser's erstes Augenmerk sein, der, von utschland durch Tirol anrückend, über 40.000 Mann sammelte und zu beiden Seiten s Gardasees in Italien einrückte.

Die Lage Bonaparte's war eine so gefährliche, daß er ganz gegen seine wohnheit einen Kriegsrath einberief, sofort mit großen Verlusten an Kriegsgeräth d Munition die Belagerung von Mantua enthob und seine weit zerstreute Armee der oberen Minciolinie zusammenzog. Er beschloß den Fehler Wurmser's, der in Theilung der Armee lag, rasch auszunützen. Bei Lonato erlitt Quosdanovich, lcher die eine Colonne führte, eine Schlappe gegen den tüchtigen General Peter ugereau, wodurch Wurmser, der am 2. August in Mantua eintraf, bestimmt rde, jenem Verstärkungen zuzuschicken.

Dieses Corps und zugleich jenes von Quosdanovich griff Bonaparte am August mit ganzer Kraft bei Castiglione an, und es gelang ihm, beide zu iegen und nach verschiedenen Richtungen zu drängen. Am 5. erneuerte Wurmser, mit dem Rest seiner Armee von Mantua herbeigeeilt war, den Kampf bei Castiglione. vor jedoch Bonaparte's Lieblingsmanöver, die Sprengung des gegnerischen Cen- ms, ganz gelungen war, gab Wurmser die Schlacht auf und zog sich wieder h Tirol zurück.

Bonaparte ließ nun unverzüglich die Belagerung Mantuas wieder beginnen, ste aber zugleich den kühnen Plan, die noch unerschütterte Armee Wurmser's zu nichten, in Tirol vorzudringen und sich vereint mit der damals gegen die Donau rschirenden Armee Moreau's auf das Herz von Oesterreich zu werfen.

Abgesehen davon, daß die Erfolge Erzherzogs Karl den Zug Moreau's unter- chen, ging es auch sonst nicht recht vorwärts mit diesem Plan. Denn Wurmser te seine Armee rasch wieder gesammelt und beschloß neuerdings zur Rettung Mantuas zubrechen. Nur 20.000 Mann unter General Davidovich blieben zur Deckung rols zurück, die an den in Masse aufgebotenen Tirolerschützen werthvolle Unter- zung fanden. Während Wurmser schon auf dem Marsch gegen Mantua war, ng Bonaparte unter blutigen Gefechten bis Trient vor, erhielt aber erst hier chricht von dem Unternehmen Wurmser's und folgte nun jenem über Primolaun

nach, das eigenthümliche Schauspiel bietend, daß zwei Armeen mit der Operationsbasis des Gegners im Rücken sich bekämpfen. Das Gefecht bei Bassano am 8. September vernichtete die Nachhut Wurmser's, deren größter Theil unter Quosdanovich gegen Friaul abgedrängt wurde.

Wurmser selbst erfocht auf seinem Marsch gegen Mantua wiederholt kleinere Siege, wurde aber am 14. und 15. September von Bonaparte selbst eingeholt und mit seiner Armee nach Mantua geworfen. Die Schwierigkeit der Situation geht daraus hervor, daß Graf Canto d'Yrles nicht unbegründete Bedenken trug, die geschlagene Armee Wurmser's in der Festung aufzunehmen, da die Vertheidigungsfähigkeit derselben dadurch nur gemindert wurde. Nur die Besorgniß, die ganze Armee Wurmser's unter den Mauern von Mantua vernichtet zu sehen, erzwang die Aufnahme, durch welche die Besatzung zwar auf 29.000 Mann stieg, unter welchen aber 14.000 Kranke und Verwundete waren.

In Tirol und in Friaul sammelten sich zwei österreichische Armeen von 19.000 und 29.000 Mann, aber sie bestanden zum Theil aus ganz frischen, ungeübten Truppen, welche an den durch so viele vergebliche Kämpfe entmuthigten Resten der früheren Armeen Beaulieu's und Wurmser's keinen rechten Halt finden konnten. Das Commando wurde dem Feldzeugmeister Josef Freiherrn von Alvinczy anvertraut, eine Wahl, die nicht schlechter, aber auch nicht besser war als die vorausgehenden. Alvinczy hatte seit der Mitte des Jahrhunderts an allen Feldzügen theilgenommen und manche wackere That verrichtet, aber er war über sechzig Jahre alt und nach keiner Richtung seinem Gegner gewachsen.

Eine Reihe glücklicher Gefechte, die Paul Baron Davidovich, in Tirol südwärts vordringend, dem General Vaubois lieferte, schien die erste Aufgabe, seine Vereinigung mit Alvinczy einzuleiten. Auch dieser hielt in der Schlacht bei Bassano (6. November 1796) einem vehementen Angriff Bonaparte's Stand und erfocht am 11. sogar bei Caldiero einen Sieg, welcher Bonaparte zwang, nach Verona zurückzukehren.

Nun faßte aber dieser einen jener kühnen Entschlüsse, gegen welchen die Generäle der alten Schule machtlos waren, die sie als Verstöße gegen die Kriegskunst mißachteten — und sich gerade deshalb dadurch schlagen ließen.

In der Nacht des 14. November verließ Bonaparte in aller Stille Verona, überschritt bei Ronco die Etsch und stand nun im Rücken und der Flanke Alvinczy's, weil die nur von Dämmen durchschnittenen Moräste gerade die Verwendung jener Waffe, in welcher die Kaiserlichen überlegen waren, nicht gestatteten.

Vom 15. bis 17. November dauerten die Kämpfe, welche sich in der Hauptsache um den Besitz des nur mittelst einer Brücke zugänglichen Ortes Arcole drehten. Wiederholte Angriffe, von Augereau und Bonaparte persönlich angeführt, scheiterten an der Tapferkeit der kaiserlichen Truppen. Am Abend des 16. überschritt General Guyeux unter Arcole das Flüßchen Alpone und faßte am nächsten Tage, als die Oesterreicher schon des Sieges sicher waren, deren linke Flanke. Gleichzeitig macht Bonaparte mit den von Legnago angelangten frischen Truppen einen neuen Angriff und nun erst weichen die furchtbar gelichteten Bataillone der Oesterreicher. Sie hatten in diesen dreitägigen Kämpfen über 6200 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren und ließen 11 Kanonen zurück. Aber auch die Franzosen hatten einen Verlust von 4500 Mann und kaum einer ihrer Führer war unverwundet

geblieben. Bonaparte schrieb an den Kriegsminister Carnot: „Noch nie ist ein Schlachtfeld so streitig gemacht worden, wie jenes von Arcole. Ich habe beinahe keine Generäle mehr!“

Alvinczy zog sich bis an die Brenta zurück und nun wendeten sich die Franzosen gegen Davidovich und zwangen ihn zu einem verlustreichen Rückzug nach Tirol.

Aber die unermeßliche Lebenskraft des österreichischen Staates selbst schien sich für die Rettung Mantuas einsetzen zu wollen. Aus allen Ländern strömten Freiwilligencorps (Bild hier unten) zur Armee, darunter jenes von Wien, das aus 6000 den besseren Ständen angehörigen jungen Männern bestand. Ungarn stellte 50.000 Recruten und lieferte außerdem für die Zwecke der Armee 10.000 Pferde, 20.000 Ochsen, 2,400.000 Metzen Weizen und 3,760.000 Metzen Hafer.



Wiener Freiwillige. Tirolische, böhmische, steirische, ungarische.

Oesterreichische Freiwilligencorps.

Leider wurden auch alle diese Opfer umsonst gebracht. Gegen Ende des Jahres 1796 hatte Alvinczy wieder eine Armee von 60.000 Mann beisammen, mit welcher er neuerdings zum Entsatze von Mantua vorrückte, dessen Lage durch Noth und Krankheiten mit jedem Tag hoffnungsloser wurde. Nur der eisernen Festigkeit Wurmser's gelang es, die verzweifelnden Massen noch zu beherrschen und sogar Ausfälle mit ihnen zu machen.

Schon am 9. Jänner 1797 erfolgten die ersten Gefechte zwischen Alvinczy und den in der starken Stellung bei Rivoli stehenden Franzosen. Einen directen Angriff scheuend, wollte Alvinczy von den Flanken her auf die Franzosen wirken und theilte seine Armee — aller bisherigen schlimmen Erfahrungen nicht gedenkend — in sechs Colonnen, die auf den Anhöhen so ungünstig postirt waren, daß sie größtentheils gar keinen Gebrauch von ihren Geschützen machen konnten.

So kam es, daß in der mörderischen Schlacht bei Rivoli (14. Jänner) trotz der heldenmüthigen Angriffe der österreichischen Infanterie, die unter dem verheerenden Feuer der Franzosen die steilen Anhöhen anstürmten, Bonaparte einen vollständigen Sieg über vier der österreichischen Colonnen errang. Durch einen kräftigen Gegenangriff auf die schon durch das concentrirte Feuer seiner Batterien erschütterten Angreifer warf er dieselben in beispielloser Verwirrung zurück, wobei das zu einer allzu gewagten Umgehung bestimmte Corps des Prinzen von Lusignan ganz aufgerieben oder gefangen wurde.

Ohne sich um Alvinczy weiter zu kümmern, eilt Bonaparte gegen Mantua, wo eine der Colonnen der österreichischen Armee unter General Johann Marquis Provera, unterstützt durch einen Ausfall Wurmser's, die Aufhebung der Belagerung erzwingen sollte. Der Ausfall findet statt und Provera dringt bis zur Vorstadt San Giorgio durch, aber Wurmser wird in die Festung zurückgeworfen und von drei Seiten durch Victor, Massena und Augereau angegriffen, muß Provera nach tapferem Kampf die Waffen strecken, unter seinen Truppen auch das Wiener Freiwilligencorps, das sich wacker gehalten hatte.

Abermals war Alvinczy's Armee in zwei Theile zersprengt, von welchen einer, 20.000 Mann stark, bis nach Salurn in Tirol weichen mußte, der andere von 16.000 sammelte sich hinter der Piave. Jede Aussicht auf einen Entsatz von Mantua war geschwunden, von 29.000 Mann lebten nur mehr 16.000 und von diesen lag die Mehrzahl in den Spitälern. Seit Wochen schon war die Mannschaft auf eine Viertelsration eingesalzenen Pferdefleisches beschränkt, auch Getreide war nur wenig mehr vorhanden, Wein und Tabak fehlten ganz. Unter diesen Umständen war die Capitulation unausweichlich und am 2. Februar 1797 wurde Mantua mit 500 Kanonen und großen Munitionsvorräthen an die Franzosen übergeben.

Die Besatzung wurde gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen, in die Heimat entlassen, Wurmser aber von Bonaparte mit Auszeichnung behandelt und, einen unritterlichen Auftrag des Directoriums ignorirend, sofort auf freien Fuß gesetzt, wozu ihm gestattet wurde, 200 Reiter, 500 Infanteristen und 6 Geschütze auszuwählen. Die Entbehrungen und schweren Schicksalsschläge des letzten Jahres hatten die Spannkraft des noch vor Kurzem so rüstigen und feurigen Mannes gebrochen. Wurmser starb am 21. August 1797 in Wien und verdient trotz des Mißerfolges seines letzten Commandos einen **Ehrenplatz unter den österreichischen Heerführern.**

Bonaparte sicherte sich durch republikanische Staatenbildungen in Oberitalien den Rücken und traf dann Anstalten, gegen Wien vorzudringen. Man hatte ihm keine Armee mehr entgegenzustellen und nur einen Feldherrn, den Erzherzog Karl, welcher aus Deutschland abberufen, zum Generalissimus ernannt und mit dem Oberbefehl der italienischen Armee betraut wurde. Es lag eine bittere Wahrheit in Bonaparte's Ausspruch: „**Bisher habe ich Armeen ohne Feldherren mir gegenüber gehabt, jetzt habe ich es mit einem Feldherrn ohne Armee zu thun!**“ Denn er anerkannte Karl's Bedeutung vollkommen und äußert sich noch in seinen Memoiren über denselben: „**Erzherzog Karl würde ohne Zweifel der erste Feldherr seiner Zeit geworden sein, wenn ihm sein Geschick nicht Hindernisse in den Weg gelegt hätte, die er mit all seinen Talenten nicht überwinden konnte.**“

In der That war seine Aufgabe hoffnungslos. Es war von keiner Armee die Rede, als er im März 1797 das Commando übernahm, sondern nur von den Trümmern einer solchen. Die Verstärkungen vom Rhein und aus allen Theilen der Monarchie trafen nur nach und nach ein und waren nicht durchaus von einer Qualität, um gegen die siegbegeisterten und kriegserprobten Truppen Bonaparte's mit Erfolg verwendet werden zu können.

Dieser wollte aber auch den Oesterreichern keine Zeit zur Sammlung gönnen. Schon am 10. März, als im Gebirge noch Schnee und Eis die Herrschaft führten, brach er vor und erzwang den Uebergang über Piave und Tagliamento. Unter fortdauernden Gefechten bei Longarone, Gradiska, Casa sola, an der Flischer-Klause u. s. w. zog sich Erzherzog Karl zurück. Zu einem sehr ernsten Zusammenstoß kam es bei Tarvis am 23. März. Es wird so erbittert gekämpft, daß der Erzherzog und Massena selbst in den Wirbel des Gefechtes hineingerissen werden und der erstere nur durch die aufopferungsvolle Bravour des Oberlieutenants Fedak gerettet wird, der mit einer Division Hußaren den Erzherzog heraushaut, dies aber nebst allen seinen Leuten bis auf fünf Mann mit dem Leben bezahlt. Doch der Uebermacht gegenüber verliert aller Heldenmuth die Wirkung. Der Sieg bleibt den Franzosen, der Rückzug gegen Klagenfurt wird angetreten, das aber gleichfalls geräumt werden muß und am 29. März den Einzug Bonaparte's sieht, dessen Truppen indessen auch schon Triest und Görz genommen hatten.

Daran änderten auch die Erfolge nichts, welche die Generäle Alexius Baron Loudon und Karl Baron Kerpen in Tirol erfochten, an welchen übrigens der vom Schützenhauptmann Wörndle geführte Landsturm, namentlich durch das glänzende Gefecht bei Springes (2. April 1797), großen Antheil hatte.

Abermals flammte in der ganzen Monarchie der Patriotismus auf und es bilden sich aus dem Volke heraus neue Heere. Bonaparte hatte in Frankreich gelernt, die ursprüngliche Volkskraft nicht so zu unterschätzen, wie es sonst von Berufssoldaten gerne geschieht. Weit vorgedrungen in ihm durchaus feindselig gesinnte Länder, fühlte er sich nicht mehr sicher und richtete an Erzherzog Karl am 31. März ein etwas bombastisches Schreiben, das sehr viel von Menschenliebe und unnützem Blutvergießen spricht und in dem Satze gipfelt, daß er stolzer auf die Bürgerkrone sein würde, die er durch Herbeiführung des Friedens gewinnen könne, als auf die bereits errungenen Lorbeeren — allerdings recht lobenswerthe Gesinnungen, die aber aus diesem Munde unwahr und gezwungen klingen. Am 2. April antwortete der Erzherzog in schlicht soldatischer Weise, daß nicht er über Krieg und Frieden zu entscheiden habe, übrigens mit Vergnügen das Seine zur Beendigung der Feindseligkeiten beitragen wolle.

Anfangs April rückten die Franzosen in die Steiermark ein, die Gefechte bei Friesach, Unzmarkt und Judenburg erfolgten, bis in letzterem Orte ein Waffenstillstand geschlossen wurde.

Die zu Leoben geführten Unterhandlungen führten zum Präliminarfrieden von Leoben, der am 17. November 1797 durch jenen von Campoformio bestätigt wurde. Er legte Oesterreich den Verzicht auf die Niederlande, die Lombardie und das Breisgau auf, gab ihm aber Istrien und Dalmatien und die im gleichen Jahre von den Franzosen eingenommene und von der altersschwachen Adelsrepublik befreite Stadt Venedig mit dem größten Theil ihres Gebietes. So war der erste Act des Riesendramas der Kämpfe gegen Frankreich beendet.

Der Coalitionskrieg bis zum Luneviller Frieden (1798 bis 1801).

Während auf dem Congresse zu Rastatt noch über den Frieden zwischen dem deutschen Reich und der Republik Frankreich verhandelt wurde, schritt die letztere an anderen Punkten Europas zu Eroberungen, welche die Erhaltung des Friedens als unmöglich erscheinen lassen mußten. Der Kirchenstaat und Neapel wurden besetzt und in Republiken umgewandelt, die Neutralität der Schweiz angetastet und ein Bürgerkrieg angezettelt, der das Einrücken eines französischen Heeres beschönigen sollte; aber auch nach Deutschland streckten trotz der Friedensverhandlungen die Männer des französischen Directoriums die Hände aus, um nach einem alten, aber nie sehr sicheren Recepte der Schwierigkeiten im Innern durch Erfolge gegen außen Herr zu werden.

In Oesterreich rüstete man unausgesetzt, so daß im Herbst 1798 ein Heer von 250.000 Mann zur Verfügung stand. Außerdem war man mit England und Rußland in ein enges Vertragsverhältniß getreten; das erstere verpflichtete sich abermals zu Subsidien, das letztere setzte zwei Corps von 25.000 und 15.000 Mann in Marsch, welche im December 1798 schon die österreichische Grenze überschritten. Davon und von der Besetzung eines Theiles der Schweiz durch österreichische Truppen nahm das französische Directorium den Vorwand, um seine Armee über den Rhein gehen zu lassen, worauf Erzherzog Karl mit der Ueberschreitung des Lech antwortete. Schon waren die Feindseligkeiten eröffnet, als erst am 20. März die formelle Kriegserklärung erfolgte.

Die zweite Coalition gegen Frankreich bestand aus Oesterreich, England, Rußland, Neapel und der Türkei. Der Werth der zwei letzten Bundesgenossen war allerdings ein sehr fraglicher. Die Türkei war nur durch den fantastischen Zug Bonaparte's nach Egypten gereizt, besaß aber nicht einmal so viel Kraft, um dort energisch auftreten zu können; die bourbonische Herrschaft aber war unter dem ersten Angriff der Franzosen jammervoll zusammengebrochen, da das Volk, der Mißwirthschaft überdrüssig, theilweise mit den Feinden hielt. Nur in Sicilien verblieb die bourbonische Herrschaft mit Hilfe der Engländer aufrecht.

Bei Beginn der Feindseligkeiten stand Erzherzog Karl mit 54 Bataillonen (54.000 Mann) und 138 Escadronen (24.000 Mann) in Baiern, die Generäle Friedrich von Hotze (Bild S. 1149) und Franz Baron Auffenberg deckten mit 23 Bataillonen und 1400 Pferden Graubündten und Vorarlberg. Feldmarschallieutenant Graf Bellegarde hatte in Tirol 50 Bataillone (44.000 Mann) und 2600 Reiter gesammelt, an der Etsch commandirte General Kray 32 Bataillone und 76 Escadronen (75.000 Mann) und in Krain und Istrien standen als Reserve noch zwei Divisionen. Dazu kamen noch die russischen Hilfscorps, die zur Vereinigung mit Kray unter dem Obercommando des im Türkenkrieg berühmt gewordenen Feldmarschalls Graf Suwarow bestimmt waren.

Die französischen Streitkräfte waren in fünf Armeen eingetheilt, deren Bestimmung schon im Namen ausgedrückt war. Die Donau-Armee unter Jourdan zählte 38.000 Mann, die Schweizer-Armee unter Massena 30.000, die italienische Armee unter Scherer 50.000 Mann. Für uns weniger in Betracht kommt die von Johann Stefan Championnet commandirte Armee in Neapel, als Reserve aber sammelte sich die „Observations-Armee“ unter Bernadotte, welche nach

und nach auf 50.000 Mann anwuchs, den Rhein zu decken und nach Bedarf Jourdan oder Massena zu unterstützen hatte.

Ueber die Aussichten des Krieges äußerte sich Erzherzog Karl, indem er die beiderseitigen Kräfte abschätzte, folgendermaßen: „Oesterreich mußte die Oberhand erringen, so lange diese im freien Felde gewonnen werden konnte, nämlich bis unter die Kanonen der französischen Festungen. Dann durfte man erwarten, daß der Friede erfolgen würde; denn die weitere Fortsetzung des Krieges drohte beiden Theilen mit großen Gefahren. Oesterreich konnte nur mehr beschränkte Vortheile, und zwar mit Zeit- und Menschenaufwand, erkaufen. In Frankreich würde die Gegenwart und Zügellosigkeit revolutionärer Armeen bald das Bedürfniß fühlbar gemacht haben, eine kräftigere Regierung auf den Trümmern der bestehenden zu errichten. Veränderungen dieser Art führen unter den Stürmen, die sie begleiten, zu Kraftäußerungen, in welchen jede Regierung ihr Heil und ihre Erhaltung sucht. Dieses wäre auch hier der Fall und neue Triebfedern, durch die vorigen Ereignisse gestählt, hätten eine überlegene Macht auf den Feind geschleudert, der seine aus den beschränkten Hilfsquellen rechtmäßiger Regierungen geschaffenen Kräfte mit Eroberung der Festungen am Rhein erschöpfen mußte, indessen eine Niederlage der Deutschen an der französischen Grenze den Weg bis in das Herz des unbefestigten Oesterreich öffnete." Der Erzherzog gibt in diesen Sätzen eigentlich den Verlauf der ganzen Kämpfe gegen die Republik, und der politische Theil seiner Vorhersage erwies sich eben so zutreffend wie der militärische.

Massena eröffnete schon am 6. März 1799 den Angriff auf Feldmarschall-lieutenant Hotze, dessen Truppen noch nicht gesammelt waren. So gelang es den Franzosen, den Rheinübergang bei Azmoos zu forciren, und die Erstürmung der verschanzten Stellung am Luziensteig zwang die kaiserlichen Generäle zum Rückzug aus Graubündten. Rasch drangen die Generäle Claude Jakob Lecourbe und Johann Jakob Dessole vor, besetzten die nach Tirol führenden Pässe und erfochten bei Nauders und Taufers Siege. Erst bei Feldkirch wurde ihnen durch Hotze Halt geboten, der am 23. März Massena eine empfindliche Niederlage beibrachte. Nun mußten die Franzosen alle ihre Errungenschaften wieder aufgeben; anfangs Mai drang Graf Bellegarde nach dem Engaddin vor, Hotze eroberte am 14. den Luziensteig wieder und besetzte ganz Graubündten.

Viel glücklicher kämpfte von allem Anfang an Erzherzog Karl. Jourdan, der bei Basel und Straßburg den Rhein überschritten hatte, nahm eine für seine Streitkräfte viel zu ausgedehnte Stellung ein, deren linker Flügel bis zur Donau, deren rechter bis an den Bodensee reichte. Schon am 21. März schlug der Erzherzog die Avantgarde unter Lefebure bei Ostrach so entscheidend, daß die ganze Armee dadurch entmuthigt wurde. Um diesen Eindruck zu verwischen, beharrte Jourdan auf der Offensive und griff am 25. März die Oesterreicher in ihrer festen Stellung bei Stockach an. Der Angriff der Franzosen war so kräftig, daß sie die beherrschenden Stellungen am Nellenberg und bei Stockach einnahmen und das Centrum und den linken Flügel der Oesterreicher zum Weichen zwangen. Noch heftiger war der Kampf am rechten Flügel, der aber endlich den stets erneuten Angriffen Soult's und Saint Cyr's gleichfalls nicht Stand halten konnte. Die Schlacht war für Jourdan gewonnen. Aber nicht damit zufrieden, wollte er den Gegner mit einem Schlage vernichten und zog Saint Cyr aus der Schlachtlinie, um ihn gegen Pfullendorf in die Rückzugslinie der Oesterreicher zu disponiren.

Diesen Moment benutzte der Erzherzog, um durch einen jener raschen Entschlüsse, die den echten Feldherrn kennzeichnen, die ganze Situation zu seinen Gunsten zu wenden. Vom linken Flügel und dem Centrum alle verfügbaren Truppen an sich ziehend, geht er nun selbst zum Angriff auf die Höhen von Stockach vor. An der Spitze der Grenadier-Colonnen reitet er dem dichtesten Kugelregen entgegen, seine Soldaten mit den Worten anfeuernd: „Denket daran, daß Ihr österreichische Grenadiere seid, und daß es heute gilt, zu siegen oder zu sterben!“ Aber die kriegsgewohnten Männer, die selbst keine Furcht kennen, zittern für das kostbare Leben des Feldherrn. „Zurück! zurück!“ schallt es ihm aus den Reihen entgegen und einige alte Grenadiere treten an ihn heran und fassen sein Pferd beim Zügel, um es nach rückwärts zu lenken. „Das ist nicht Ihr Platz!“ rufen sie dem Erzherzog mit Thränen in den Augen zu. „Wir haben keinen Muth, so lange Ihr Leben in Gefahr ist; verlassen Sie sich auf uns, wir sind ja Ihre Grenadiere — gewiß, wir werden siegen!“

Widerstrebend fügte sich der Erzherzog und nun ging es wie ein Wirbelsturm gegen die Franzosen. Trotz des mörderischen Feuers werden die Höhen von Stockach erstürmt. Nun ruft Jourdan Saint Cyr zurück und wirft den vordringenden Oesterreichern seine letzten vier Reiterregimenter entgegen. Aber die Kürassiere von Nassau und Mack pariren diesen Angriff und jagen die Gegner in die Flucht, und auch ein Theil der nochmals in die Schlacht eingreifenden Truppen Saint Cyr's kann nichts mehr ändern. Jourdan mußte weichen; er vollzog seinen Rückzug unter dem Schutz einer heftigen Kanonade, die Hälfte der zur Umgehung bestimmten Brigade aber konnte er nicht mehr retten, sie wurde gefangen genommen. Der Verlust war auf beiden Seiten ungefähr gleich, je 4000 Mann. Der Erzherzog betonte in seinem Berichte die ausgezeichnete Haltung der eigenen Truppen, anerkennt aber auch, daß der Gegner „stolz sein konnte auf die bewiesene Tapferkeit“.

In Folge dieser Schlacht mußten Jourdan und Bernadotte, dessen Armee erst in der Bildung begriffen war, das rechte Rheinufer räumen. Die ursprüngliche Absicht des Erzherzogs, dem Gegner zu folgen, kam aus mehreren Gründen nicht zur Ausführung. Ein ziemlich ernstes Unwohlsein zwang ihn, für einige Zeit den Oberbefehl an den Feldzeugmeister Olivier Graf Wallis zu übergeben, der nicht der Mann war, schwierige Operationen durchzuführen. In Wien wollte man überhaupt derzeit noch nichts von einer Ueberschreitung des Rheins wissen, sondern man wünschte, daß der Erzherzog den Kampf in der Schweiz unterstütze. Schließlich darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß die Verpflegung äußerst mangelhaft war, wodurch die Raschheit der Operationen ungünstig beeinflußt wurde.

Der Erzherzog selbst sagt darüber: „Freilich hatte der Hofkriegsrath in Wien diese Bedürfnisse durch Aushebung, Lieferungen und Transporte aller Art zu decken gesucht, und er glaubte Alles geleistet zu haben, was in seinem Wirkungskreise stand. Aber von der Anordnung bis zur Erfüllung liegt ein weiter Raum, der den Feldherrn meist in große Verlegenheit setzt. Man soll zur Ausführung schreiten, ehe die Mittel bereit sind; dadurch entstehen Mißgriffe oder Mißverständnisse, für das Ganze verderblich, kränkend für den Feldherrn und niederschlagend für die Armeen. Sie sind nicht selten in der Kriegsgeschichte und werden sich überall erneuern, wo die Administrationen, unabhängig von dem Feldherrn und unbekannt mit dem Gange und dem Zwecke der Kriegsereignisse, die Voranstalten leiten und doch für die Ausführung derselben *nicht* verantwortlich bleiben.“

Die alte Klage über das Zuviel- und Zuwenighandeln des Hofkriegsraths tönt sehr vernehmbar aus diesen reservirten Worten des Erzherzogs und wir werden dieselbe leidige Melodie noch öfter vernehmen.

Mit verschiedenem Glück wurde in Italien gekämpft. Hier stand der schneidige und tüchtig gebildete Feldzeugmeister Paul Freiherr von Kray (Bild S. 1133), der als Oberstlieutenant das Meiste zur Unterdrückung des Walachenaufstandes von 1784 beigetragen hatte, dem General Scherer gegenüber, der wohl der unfähigste unter den französischen Generälen jener Periode war.

Am 25. März griff Scherer die verschanzte Stellung der Oesterreicher bei Pastrengo an. Es wurde hartnäckig gekämpft, San Massimo wurde siebenmal genommen und wieder verloren, aber schließlich errangen die Franzosen auch nicht einen Zoll breit Boden. Dagegen schlägt Kray den General Jaume Mathias Philibert Serrurier, der die Etsch überschreiten wollte, am 29. ganz ausgiebig und geht nun seinerseits angriffsweise vor. Am 5. April wurde die Schlacht bei Magnano geschlagen, die von Kray meisterhaft geleitet wurde. Alle Erfolge, welche die Franzosen gegen seinen linken Flügel erringen, beirren ihn nicht; mit Zusammenfassung seiner ganzen Kraft wirft er sich auf den entscheidenden Punkt Butta Pietra und erringt einen Sieg, der Scherer 4000 Gefangene und 18 Kanonen kostet und so bestürzt macht, daß er eilig über Mincio, Oglio und Adda zurückweicht, bis er durch Moreau ersetzt wurde.

Durch österreichische Truppen und die durch Steiermark heranrückenden Russen verstärkt, überschritt das Heer am 14. April unter Peter Alexei Fürst Suwarow's Obercommando bei Valeggio den Mincio. Acht Tage darauf war Mantua eingeschlossen und am 27. überschritt man die Adda und näherte sich dem Gegner, der die Linie vom Comosee bis zum Po behauptete. Die Gefechte bei Pozzo und Trezzo und die Schlacht bei Cassano (28. April) bereiteten der Armee Moreau's das Schicksal, welches den österreichischen Feldherren früher beschieden war, — sie wurde gesprengt, so daß sich der linke Flügel unter Serrurier am 28. bei Verderio gefangen geben mußte. Am 29. April hielt Suwarow seinen Einzug in Mailand, noch wichtiger aber war es, daß die Verbindung mit den Armeen in Tirol und der Schweiz hergestellt war.

Wäre Suwarow ein Feldherr gewesen, statt eines bloßen kühnen und tapferen Generals, so wäre Moreau wohl der Vernichtung nicht entgangen. Aber der russische Marschall sah mit Verachtung auf alle theoretischen Kenntnisse herab, weil er deren auch nicht den geringsten Bruchtheil besaß und sie bei seinen bisherigen Siegen über die Türken auch nicht vermißt hatte. Auf den Feind losgehen und dreinschlagen, war ihm die Quintessenz aller militärischen Weisheit; das Entwerfen und Durchführen einer Operation, um mit Schonung der eigenen Kraft denselben oder einen noch größeren Erfolg zu erringen, war nicht seine Sache. Eine neue Finte, die er beim Bajonetfechten erdachte, erschien ihm werthvoller als alle strategischen und taktischen Kenntnisse. Dabei war er eigenwillig, hochmüthig und eitel auf seine militärischen Verdienste, wodurch das Verhältniß zu den österreichischen Generälen stets ein unerquickliches blieb.

Während er von den russischen Soldaten vergöttert wurde, machte er sich bei den österreichischen höchst unbeliebt. Er stellte die höchsten Anforderungen an sie, alles Verdienst an den Erfolgen aber schrieb er stets seinen Russen zu, die allerdings eine wahrhaft stoische Tapferkeit bewiesen. Aber die in so vielen Schlachten erprobten

österreichischen Grenadiere mußte es erbittern, wenn sie auf Suwarow's Anordnung sich von den Russen im Bajonetfechten unterrichten lassen sollten, worin das Steckenpferd dieses wunderlichen Feldherrn bestand.

Suwarow drang zwar bis an die Riviera vor, aber es gelang ihm nicht mehr, Moreau zum Schlagen zu zwingen, und so blieb seine große numerische Ueberlegenheit ungenützt. Der französische Feldherr war ein Meister in der Kunst der Märsche und verstand es, Suwarow's Bewegungen zu beeinflußen, statt daß dieser einen bestimmten Plan verfolgt hätte. Im Mai gebot der Marschall über fast 100.000 Mann, von welchen er jedoch nur 40.000 Mann gesammelt hielt, der Rest war mit Ausnahme des 30.000 Mann zählenden Belagerungsheeres vor Mantua, das Kray commandirte, in überflüssigster Weise auf Cernirungen und Beobachtung untergeordneter Punkte verzettelt.



Karl von Mack. (Seite 1125 u. ff.)

Als nun Jakob Macdonald mit seinem Corps aus dem Römischen nordwärts zur Unterstützung Moreau's heranzog, kam Suwarow, der davon vollkommen überrascht wurde, in die schwierigste Lage, aus welcher ihn nur die heroische Tapferkeit der österreichischen und russischen Soldaten rettete. Ein Viertel seiner Armee zur Beobachtung Moreau's zurücklassend, zog er mit ungefähr 30.000 Mann Macdonald entgegen, der ungefähr ebenso stark war. An der Trebbia, einem Gebirgsstrom, dessen meilenbreites Bett im Sommer stets austrocknet, kam es zu einer dreitägigen mörderischen Schlacht (17., 18., 19. Juni), die größtentheils mit der blanken Waffe geschlagen wurde. Die Erschöpfung seiner Leute zwang Macdonald, am 19. die Schlacht abzubrechen, wodurch auch Moreau, der bei San Giuliano über Bellegarde gesiegt hatte, wieder zum Rückzuge in die Bocchetta von Genua genöthigt war.

Nun lag es in der Hand Suwarow's, die Franzosen ganz aus Italien zu werfen; da griff aber der Hofkriegsrath in Wien wieder unheilvoll ein und bestand auf der Eroberung der oberitalienischen Festungen. Allerdings fiel am 22. Juli Alessandria, fünf Tage später auch Mantua, aber die Franzosen hatten diese Zeit benützt, um die bei Genua stehende Armee auf 50.000 Mann zu bringen und eine Alpenarmee von 25.000 Mann unter Championnet aufzustellen.

Bartholomäus Joubert, der an Moreau's Stelle den Oberbefehl übernommen hatte, drang im August ostwärts vor und erwartete in der ungemein festen Stellung bei Novi den Angriff Suwarow's.

Am 15. August kam es dort zur Schlacht, die eine der blutigsten dieses Krieges war. Weder die Angriffe Kray's auf den linken Flügel, noch jene der Russen auf



Friedrich von Hotze. (Seite 1144 u. ff.)

das Centrum vermochten durchzudringen, obwohl im französischen Heere während der Schlacht ein Wechsel im Commando eintrat, weil Joubert fiel und auf Andringen der Generäle Moreau wieder an seine Stelle trat. Erst ein vom Feldzeugmeister Melas ausgeführter Flankenangriff entschied die sechszehnstündige Riesenschlacht zu Gunsten Suwarow's. In völliger Auflösung flüchtete das französische Heer gegen die Riviera von Genua.

Abermals trat die Politik störend zwischen die Ausnützung dieses theuer erkauften Sieges. Kaiser Paul von Rußland wollte sofort die vertriebenen italienischen Souveräne wieder zurückführen, und als das Wiener Cabinet dagegen Bedenken erhob, drohte er mit der Abberufung seiner Truppen. Man griff daher zu dem Auskunftsmittel, Suwarow die Kriegführung in der Schweiz zu übertragen, wo ohnehin schon

26.000 Russen unter Generallieutenant Fürst Korsakoff eingetroffen waren, und das Obercommando in Italien kam an Feldzeugmeister Baron Melas. Dieser hatte es nur mehr mit Championnet zu thun, der Ende August mit einer bei Grenoble gesammelten Armee vorrückte, nach den Niederlagen bei Savigliano und Fassano (4. und 5. November) aber nur Trümmer derselben nach Genua zurückbrachte. Nun ergab sich auch das feste Cuneo und die Franzosen besaßen in Oberitalien nur mehr Genua, Lucca und Nizza.

Wir nehmen nun den weiteren Verlauf der Kämpfe in Deutschland wieder auf, wo Jourdan den Oberbefehl an Massena abtreten mußte. Dieser zog die Rheinarmee in die Schweiz, aber Erzherzog Karl folgte ihm, indem er bei Schaffhausen den Rhein überschritt. Eine Reihe von Gefechten, welche Massena Ende Mai gegen Hotze lieferte, hatten wechselnden Erfolg, vermochten jedoch die Absicht des französischen Generals, den Gegner an der Vereinigung mit dem Erzherzog zu hindern, nicht zu erreichen. Bald war der letztere so nahe, daß er Massena am 27. Mai bei Winterthur schlug und ihn gegen Zürich drängte. Bei dieser Stadt hatte die französische Armee eine durch die natürlichen Terrainverhältnisse sehr starke Stellung bezogen und die von der Stadt aus steil abfallenden Hügel verschanzt und mit einer zahlreichen Artillerie besetzt.

Dessenungeachtet entschloß sich der Erzherzog zum Angriff, der am 4. Juni in vier Colonnen ausgeführt wurde. Obwohl einzelne derselben in die Vorstädte und bis an die Mauern der Stadt vordrangen, konnte sich doch keine behaupten und auch ein Nachmittags mit der Reserve unternommener Sturm scheiterte an dem furchtbaren Feuer der Franzosen.

Obwohl die Angreifer keinerlei Erfolg errungen hatten, wagte Massena es doch nicht, die Wiederholung des Ansturmes abzuwarten, sondern räumte in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni Zürich und zog sich in eine fast unangreifbare Stellung, auf den von steilen Abhängen gebildeten Rücken des Albis zurück. Dadurch erhielt der mißlungene Angriff auf Zürich die Bedeutung eines Sieges, denn der Besitz dieses Ortes sicherte die Verbindung mit Tirol und Italien. In der nächsten Zeit fehlte es nicht an zahlreichen Gefechten, die sich am Vierwaldstädtersee, im wildromantischen Reussthal zwischen den Felsmassen des St. Gotthard und an anderen vielbewunderten Orten der Schweiz abspielten, aber keinen directen Erfolg auf die Kriegführung übten.

Gegen Ende August, als der Erzherzog hoffte, mit Hilfe des Korsakoff'schen Corps eine energische Offensive gegen Massena ergreifen zu können, vollzog sich dann jene Verschiebung der Streitkräfte, die schon erwähnt wurde, Karl sollte mit seiner Armee nach Deutschland zurückkehren, um dort eine englisch-russische Unternehmung gegen das in die „Batavische Republik“ umgewandelte Holland zu erleichtern. Nur Hotze mit 25.000 Oesterreicher blieb in der Schweiz stehen, um unter dem Commando Korsakoff's und später Suwarow's, wenn dieser aus Italien abzog, gegen Massena zu kämpfen.

Erzherzog Karl läßt keinen Zweifel darüber, daß er über diese Dispositionen, die als bloße Verschiebungen der Streitkräfte zwecklos waren und die Actionskraft an allen Punkten nur lähmen konnten, nicht sehr erfreut war. Mit deutlicher Beziehung auf die Herren, welche vom grünen Tisch der Berathungszimmer weg Krieg führten, klagt er, „daß immer die Pläne von Männern fehlerhaft ausfallen mußten, die ohne *Kenntniß des* Krieges den Umfang und Werth der Operationen nicht zu würdigen

wissen, und daß ebenso jene Vorschläge, die entfernt vom Kriegsschauplatz entworfen sind, den Umständen nicht mehr entsprechen, wenn sie zur Ausführung gelangen".

Namentlich war dies auf den leitenden Minister Thugut gemünzt, der im Haß gegen Frankreich sich nicht damit genug that, demselben allerorten Gegner zu erwecken, sondern auch stets zu energischerer Kriegführung drängte und die Operationen beeinflussen wollte.

Pflichtgetreu, wie er war, fügte sich der Erzherzog, weil nach seinen eigenen herrlichen Worten, „es weniger schädlich ist, daß das ganze Triebwerk nach einem fehlerhaften Plan fortgeht, als daß jede einzelne Feder sich mit einer eigenen abgesonderten Schnellkraft bewegt". Allerdings scheint diese Unterwerfung dem Erzherzog nicht leicht geworden zu sein, denn er setzt bei: „Das Opfer desjenigen, der in einer solchen Lage seine bessere Ueberzeugung mit dem Gefühle aufgibt, auch seinen Ruhm auf das Spiel zu setzen, ist eines der größten unter den vielen, welches der Feldherr dem öffentlichen Wohl zu bringen verpflichtet ist."

Am 31. August verließ der Erzherzog die Schweiz und rückte am Rhein aufwärts. Bei seiner Annäherung hob General Müller die eben begonnene Belagerung von Philippsburg wieder auf und ging mit seinen 30.000 Mann schleunigst auf das linke Rheinufer zurück. Am 18. September erstürmte der Erzherzog Mannheim, wobei 1800 Gefangene, 23 Geschütze und große Kriegsvorräthe in seine Hände fielen. Rühmend erwähnt der Erzherzog in seinem Berichte die ausgezeichnete Mannszucht der Truppen. Obwohl sie in Verfolgung des fliehenden Feindes die Stadt betraten, so wurde doch keine Ausschreitung begangen, nicht ein Mann verließ die Reihen.

So werthvoll diese Erfolge auch sein mochten, so wurden sie doch durch die schlimme Wendung der Dinge in der Schweiz, welche der Erzherzog vorhergesehen hatte, reichlich aufgewogen. Es war dies umso bedauerlicher, als die mit vielem Eclat in Scene gesetzte Expedition nach Holland einen kläglichen Verlauf nahm. Ein Aufstand der holländischen Matrosen brachte zwar die Flotte in die Gewalt der Engländer, aber auf dem festen Lande brachte General Wilhelm Brune das englisch-russische Corps in so arges Gedränge, daß dasselbe froh war, einen Vertrag über die Räumung schließen zu können.

Dies vermehrte noch die Abneigung des excentrischen Kaisers von Rußland, dessen Armee in der Schweiz furchtbar litt. Dem Obercommandanten der verbündeten Truppen Korsakoff fehlten selbst die Vorzüge Suwarow's — die soldatische Tüchtigkeit, rücksichtslose Energie und zähe Hartnäckigkeit, welche diesem wunderlichen Mann nicht abzusprechen sind. Vollends von Feldherrnbegabung besaß Korsakoff keine Spur, und Massena hatte ihm gegenüber leichtes Spiel. In der zweiten Schlacht bei Zürich, am 26. September, brachte er dem russischen Feldherrn eine so schwere Niederlage bei, daß sogar die russischen Truppen entmuthigt wurden.

Jetzt kam die Reihe an die Oesterreicher unter Hotze, deren Stellung durch die Niederlage Korsakoff's äußerst gefährdet war. Im Treffen bei Bilten fiel der tapfere und umsichtige Hotze, der selbst ein Schweizer war und den Kampf gegen die Franzosen mit aller Kraft seiner echten Soldatennatur führte. Sowohl diese Colonne wie eine zweite unter Jellachich wurden über den Rhein gedrängt, und als Suwarow nach einem äußerst beschwerlichen Gebirgsübergang in der Schweiz ankam, suchte er vergeblich die Verbindung mit den Oesterreichern oder Korsakoff. Unter den furchtbarsten Strapazen bahnte sich Suwarow mit seinen des Gebirgskrieges ungewohnten

Truppen den Weg nach dem Rheinthal. Seine Verluste waren so groß, daß Erzherzog Karl diesen Marsch mit vollem Recht „schauerlich" nennt und vielleicht konnte ihn nur ein Mann von Suwarow's Starrsinn und Härte durchführen. Durch ein blutiges Treffen, das er am 1. October gegen Massena bestand, sicherte er sich kurze Ruhe und zog dann weiter über das Gebirge, wo ein früh eintretender grimmiger Winter abermals seine Reihen lichtete. Erst als das Rheinthal am 8. October erreicht war, endeten die Leiden dieses Zuges, der in der Kriegsgeschichte an Kühnheit, aber auch an Schrecknissen seines Gleichen sucht.

So rücksichtsvoll der Erzherzog den alten Querkopf auch behandelte, so stellte sich doch ein gedeihliches Zusammenwirken mit demselben als unmöglich heraus. Es sei gestattet, einige Zeilen aus einem an den Erzherzog gerichteten Brief zu bringen, welcher für Suwarow's Gereiztheit und Selbstüberhebung charakteristisch ist. Er schreibt am 18. October, nachdem ihm der Erzherzog einen neuen Operationsplan mitgetheilt hatte: „Morgen rücke ich in die Winterquartiere zwischen Iller und Lech. Die Erbstaaten müssen wie uneigennützige Eroberungen vertheidigt werden. Zur Vertheidigung muß man sich die Liebe der Nationen durch gerechtes Betragen erwerben, aber nicht durch das Aufgeben der Niederlande, noch durch den Verlust von zwei schönen italienischen Armeen. Das sagt Ihnen ein alter Soldat, der fast 60 Jahre unter dem Gewehr steht — ein Soldat, der die Heere Josefs II. und Franz II. zum Siege geführt hat, ein Soldat, der weder nach dem Geschwätz des Demosthenes handelt, noch für Academiker agirt, die nur gesunde Gedanken verwirren, noch für den Senat Hannibal's. Ich bin kein Geschöpf zu Jalousien, Demonstrationen, Contremärschen und dergleichen; statt dieser Kindereien sind meine Führer: Ueberblick! Schnelligkeit! Nachdruck!"

Mit edler Gelassenheit nahm der Erzherzog diesen gereizten, ja selbst rohen Ton hin, hinter dem er neben der Selbstüberschätzung des grilligen Greises wohl auch den Neid gegen die höhere Intelligenz erkannte. Karl selbst bemerkt darüber: „Die Stimmung des Feldherrn verbreitete sich auch auf die Armee, welche das leichte Mittel hastig ergriff, die vermeintliche Schande von sich zu wälzen und ihren Ruhm unbefleckt zu erhalten. Man schien jene für Verräther anzusehen, für deren Wohl man kämpfte, und auf diese Art ging die Spannung gegen die Oesterreicher bald in Gehässigkeit über. Selbst der russische Hof wurde aufgebracht und der ohnehin reizbare, argwöhnische, veränderliche Kaiser Paul blieb nicht frei von diesen nachtheiligen Eindrücken."

Man empfand es allseitig als Befreiung aus einem unleidlichen Verhältniß, als im December 1799 die gänzliche Rückberufung der Russen erfolgte und wieder ein Blatt mit den schlimmen Erfahrungen, welche Oesterreich mit seinen Bundesgenossen machte, umgewendet werden konnte. Suwarow, der von seinen ersten Siegen den Namen eines Fürsten Italinsky erhalten hatte, wurde von Kaiser Paul so ungnädig empfangen, daß dem eitlen Greis darüber das Herz brach. Er starb schon am 18. Mai 1800.

Das Feldzugsjahr 1799 schloß, wenn es auch nicht alle anfänglich erweckten Hoffnungen rechtfertigte, doch im Großen und Ganzen nicht ungünstig ab. Kein Franzose stand mehr auf dem rechten Rheinufer und Italien war gleichfalls fast ganz von ihnen befreit.

Dagegen begann das Jahr 1800 unter sehr ungünstigen Anzeichen, welche leider durch den Verlauf desselben ihre Bestätigung fanden. Das schwerwiegendste war wohl der Rücktritt des Erzherzogs Karl vom Armee-Obercommando. Derselbe wurde mit

der erschütterten Gesundheit motivirt, aber schon eine gleichzeitige Stimme, welche betont, daß nebst den Strapazen auch unverdiente Kränkungen zum nervösen Leiden des Erzherzogs beigetragen hatten, läßt vermuthen, daß das körperliche Befinden mindestens nicht die einzige Ursache des Rücktrittes war. In der Armee erregte die Nachricht davon die tiefste Bestürzung; als der Abschiedsbefehl des Erzherzogs verlesen wurde, brachen diese rauhen Männer, welche alle Schrecken des Krieges gleichmüthig ertrugen, in lautes Schluchzen aus. Es war nur Wahrheit, wenn ein gleichzeitiges „Grenadierlied" sagt:

„Ein weinend Heer! Wie groß und schön,
Für unsern Karl, den Guten;
Das sah kein Friedrich, kein Eugen,
Sie sah'n nur Heere bluten;
Auch blutend, sahest Du uns hier,
Wir sahen weinend Dich dafür.

O, seinen Feldherrn weinen seh'n
Um blutende Soldaten, —
Das ist so groß, so göttlich schön;
Da schwinden alle Thaten,
Die Friedrich und Eugen gethan,
Da freuet sich die Menschheit d'ran."

Auf seiner Rückreise nach Wien wurde der Erzherzog überall mit beispiellosem Enthusiasmus empfangen und als „Retter Deutschlands" in einer Weise gefeiert, welche den Fürsten und ihren Cabinetten, die sich der französischen Anmaßung so willig fügten, unangenehm genug in den Ohren klingen mochte.

Der Rücktritt Karl's war um so bedauerlicher, als an die Spitze der Gegner wieder ein Mann trat, dem allein der Erzherzog gewachsen war. Schon im August 1799 war Bonaparte aus Egypten zurückgekehrt und hatte sich durch den Staatsstreich vom 9. und 10. November als erster Consul an die Spitze der Republik geschwungen. Alle Kräfte derselben anspannend, rüstete er den Winter über, so daß die Rheinarmee unter Moreau auf 100.000 Mann kam, eine Reservearmee von 50.000 Mann aber sich bei Dijon sammelte, welche Bonaparte selbst nach Italien zur Verstärkung des vor der Riviera stehenden Heeres führen wollte.

Den Oberbefehl in Deutschland führte Feldzeugmeister Kray (Bild S. 1149). Er hatte 95.000 Mann zur Verfügung. Prinz Reuß stand mit 25.000 Mann in Tirol und Vorarlberg. Aber so tüchtig sich auch Kray bisher gezeigt hatte, bestand er doch als Heerführer vor einem Gegner vom Range Moreau's nicht. Dieser ging Ende April über den Rhein und drängte seine Gegner in einer Reihe von blutigen Gefechten — Engen, Stockach und Möskirch, Biberach und Memmingen — bis nach Ulm zurück.

Hier gönnte Kray seinen hart mitgenommenen Truppen kurze Erholung, warf sich aber am 16. Mai auf den linken französischen Flügel, der bei Erbach und Pfannstätten nur durch das Eintreffen von Verstärkungen vor der Vernichtung bewahrt wurde. Kray mußte nach Ulm zurückkehren, Moreau aber rückte in Baiern ein und dehnte sich bis Augsburg aus. Neue Angriffe Kray's wurden von den Franzosen bei Erolzheim und Ochsenhausen abgewiesen und nach dem unglücklichen Treffen von Neuburg (27. Juni) wich er bis an den Inn zurück, während

Moreau's rechter Flügel unter Lecourbe durch Vorarlberg gegen Tirol vorrückte. Ein zu Parsdorf abgeschlossener Waffenstillstand machte hier vorläufig den Feindseligkeiten ein Ende.

Noch viel schlimmer hatten sich die Dinge in Italien gestaltet. Hier gebot Feldzeugmeister Michael Baron Melas, ein tüchtiger, aber durch Alter und Kränklichkeit gebeugter General, über 90.000 Mann, von welchen er 30.000 Mann unter General Conrad von Keim in Piemont zurückließ, mit der übrigen Armee griff er den mit 34.000 Mann an der Riviera stehenden Massena an. Durch einige glückliche Gefechte und die siegreiche Schlacht bei Voltri (18. April 1800) warf Melas seinen Gegner theilweise nach Genua, dessen rechter Flügel konnte sich nur mit Mühe über die französische Grenze retten. Nizza und Savoyen wurden genommen und Melas dachte schon an einen Zug in die Provence, als das plötzliche Auftreten Bonaparte's die Sachlage änderte.

Mitte Mai war der Consul mit der Reservearmee aufgebrochen und hatte dieselbe mittelst eines viel bewunderten Ueberganges über den Bernhard, Simplon und St. Gotthard in die oberitalienische Ebene geführt, nahm Mailand, Pavia und Piacenza, besetzte die Polinie und stand dadurch im Rücken des österreichischen Heeres, dessen Verbindungen gänzlich unterbrechend.

So überraschend dieses Manöver auch war, so muß es doch dem überlegenen Heere von Melas gegenüber als sehr gewagt bezeichnet werden, denn Bonaparte versetzte sich dadurch in die gleiche Lage, in welche er seinen Gegner gebracht hatte. Eine Niederlage mußte ihm das Verderben bringen, denn ein Rückzug auf derselben Linie, auf welcher er gekommen, war unmöglich, und zwischen ihm und Frankreich stand dann der siegreiche Gegner. Das ganze Unternehmen erklärt Erzherzog Karl treffend aus der Methode Bonaparte's, die er als „Alles wagend, um Alles zu gewinnen, das Außerordentliche dem Gewöhnlichen, das Glänzende dem Sicheren, das Vermessene dem Regelmäßigen vorziehend", charakterisirt.

Melas sammelte seine Truppen zwischen Alessandria und Tortona. Wohl mußte am 4. Juni, durch Hunger bezwungen, sich Genua ergeben, aber das dadurch frei werdende Blocadecorps des Feldmarschalllieutenants Karl Ott von Battorkecz erlitt am 9. Juni bei Casteggio durch Victor (Victor Perrin) und Johann Lannes eine Niederlage, welche seine Vereinigung mit Melas unmöglich machte. Dieser aber mußte sich um jeden Preis aus seiner jetzigen Lage zu befreien suchen, da von Nizza aus das Corps Ludwig Gabriel Suchet's gegen seinen Rücken vordrang.

So kam es denn am 14. Juni zur Schlacht bei Marengo, die für die kaiserliche Sache so verhängnißvoll werden sollte. Vom frühen Morgen an dauerte das Ringen. Anfänglich abgewiesen, bemächtigten sich die Oesterreicher der Bormidalinie, und gegen Mittag wurde den Franzosen nach hartem Kampf der Ort Marengo entrissen. Auch die von Bonaparte selbst herbeigeführten Verstärkungen konnten die Oesterreicher nicht werfen, der französische linke Flügel unter Lannes wurde furchtbar mitgenommen und um 6 Uhr Abends war die Schlacht zu Gunsten der Oesterreicher entschieden, sie beherrschten das Schlachtfeld und hatten 12 Geschütze erobert. Verwundet und erschöpft verließ Melas, seines Erfolges gewiß, um 6 Uhr Abends das Schlachtfeld, das Commando an General Anton Freiherr von Zach (Bild S. 1156) übergebend.

Da traf in später Abendstunde Desaix am Schlachtfelde ein und sammelte die

erschütterten Bataillone der Franzosen wieder. Er bestand auf der Wiedereröffnung der Schlacht und riß durch sein jugendliches Ungestüm die übrigen Generäle und die Truppen mit. Zwar fiel er als eines der ersten Opfer des neuen Kampfes, aber die erschöpften Oesterreicher konnten gegen die furchtbare Kanonade Marmont's und einen stürmischen Cavallerieangriff des jüngeren Generals Franz Kellermann nicht mehr Stand halten. Eine Schwenkung der eigenen Reiterei wurde vom Fußvolk als Zeichen des Rückzuges gedeutet, und der Soldaten, die sich vor zwei Stunden stolz als Sieger gefühlt hatten, bemächtigte sich vollkommene Muthlosigkeit. Als Zach sammt seinem Stab gefangen war, fehlte es an jeder Leitung. Alles drängt in wilder Flucht der Bormida zu, die Armee war nahezu zersprengt. Die Schlacht hatte beiden Kämpfern etwa 15.000 Todte und Verwundete gekostet, fast kein österreichischer General war unverletzt geblieben. Bonaparte schrieb mit Recht, er habe an einem Tage zwei Schlachten geschlagen, deren erste er verlor, deren zweite er gewann. Melas beeilte sich, einen Waffenstillstand abzuschließen, welcher mit Ausnahme von Mantua und dem Toskanischen fast ganz Italien den Franzosen auslieferte.

Während des Waffenstillstandes fanden wiederholt Unterhandlungen über einen Frieden statt, aber Minister Thugut wußte dieselben resultatlos zu machen und schloß einen neuen Subsidienvertrag mit England ab, welcher Oesterreich zur Fortführung des Krieges bis Februar 1800 verpflichtete.

Mit frischen Kräften — im vollsten Wortsinne — wollte man den Kampf wieder aufnehmen. Durch umfassende Recruten-Aushebung wurden die stark gelichteten Reihen der Armee wieder completirt, große Anschaffungen an Kriegsmaterialien gemacht und am Inn von der Tiroler Grenze bis zur Mündung in die Donau großartige Verschanzungen angelegt. Durch große Veränderungen in der Besetzung der oberen Befehlshaberstellen sollten aber auch neue Männer künftig die Armee lenken.

Das Obercommando in Deutschland wurde in die Hände des Erzherzogs Johann gelegt, eines kaum zwanzigjährigen, feurigen, vielseitig gebildeten und geistvollen Prinzen. Als Berather wurden ihm der im Geniewesen äußerst tüchtige Feldzeugmeister Franz Baron Lauer und Feldmarschallieutenant Karl von Lindenau beigegeben, welch letzterer seinerzeit ein sehr verdienstliches Werk über die preußische Tactik geschrieben hatte, der neuen französischen aber ziemlich rathlos gegenüberstand. Das Commando in Italien wurde dem General der Cavallerie Heinrich Graf Bellegarde anvertraut, der sich unter Erzherzog Karl als tüchtiger Truppenführer bewährt, aber noch keine Beweise für seine Eignung zum selbstständigen Commando einer operirenden Armee gegeben hat.

Zur Vervollständigung aller Richtungen wurden wiederholte Verlängerungen des Waffenstillstandes, die letzte mit dem schmerzlichen Opfer der Räumung von Philippsburg, Ulm und Ingolstadt erwirkt. Kaiser Franz selbst war einer Fortsetzung des Krieges so abgeneigt wie die ganze Bevölkerung, und dieser Stimmung fiel endlich auch Thugut zum Opfer, der am 8. October durch Graf Filipp Cobenzl ersetzt wurde. Aber man war durch das an England verpfändete Wort gebunden und so erfolgte am Ende October die Kündigung des Waffenstillstandes und der Krieg begann wieder. In Frankreich war man des Erfolges so sicher, daß der erste Consul gar kein Commando führte. Die Armee in Deutschland führte Moreau, jene in Italien General Wilhelm Brune.

Mit 115.000 Mann überschritt Erzherzog Johann den Inn. Am 1. December

stieß man bei Ampfing auf den linken Flügel der Franzosen unter Paul Grenier und ein von beiden Seiten lebhaft geführtes Gefecht endigte mit dem Rückzug desselben. Dieser erste Erfolg erhöhte das Selbstbewußtsein und wurde vom österreichischen Hauptquartier sehr überschätzt, ja das Zurückgehen Grenier's lag im Plane Moreau's. Ohne Ahnung davon, daß dieser seine Armee immer mehr concentrirte, drängten die Oesterreicher Grenier nach und ließen sich so auf das von dichten Wäldern bedeckte, für den Angreifer höchst gefährliche Terrain von Hohenlinden locken, das sich Moreau zum Schlachtfeld auserlesen hatte.



Anton Baron Zach. (Seite 1154.)

Bei starkem Schneefall drangen am 3. December die drei österreichischen Colonnen durch den Wald vor, um die Ebene von Hohenlinden zu gewinnen. Die vom Erzherzog selbst geführte Mittel-Colonne stieß aber schon bei Mattenbett auf den Feind, der trotz wiederholter Angriffe nicht geworfen werden konnte und als General Anton Richepanse mit Verstärkungen kam, nun selbst vorging. Der Wald machte eine einheitliche Leitung sehr schwierig, bald sahen sich die Oesterreicher und Baiern in der Flanke und im Rücken angegriffen, eine furchtbare Verwirrung riß ein, die noch schlimmer wurde, weil die Fliehenden die wenigen Rückzugsstraßen durch das Geschütz und die Wagen versperrt fanden. Glücklicher hatten die beiden Flügel

unter Johann Sigmund Graf Riesch und Michael Baron Kienmayer gefochten, aber die Niederlage des Centrums nöthigte auch sie zum Rückzug, der sich gleichfalls sehr verlustreich gestaltete.

Es war dies die entschiedenste Niederlage, welche die Oesterreicher bisher in diesem Kriege erlitten hatten. An Todten und Verwundeten hatten sie nicht ganz 5000 Mann, aber 7000 Gefangene und 50 Geschütze fielen dem Gegner in die Hände; außerdem verlor das baierische Hilfscorps 5000 Mann und 24 Geschütze.

Schlimmer als dies Alles war aber der Zustand der Armee, die vollkommen muthlos und gebrochen war. Der unordentliche Rückzug führte über den Inn und nach Salzburg, aber nirgends ließ sich ein Halt finden, da Moreau unter fort-



Johann Baron Hiller. (Seite 1168.)

währenden Gefechten nachdrängte. Nun berief man wieder Erzherzog Karl, der bisher das General-Commando in Böhmen geführt und ein über 20.000 Mann starkes Freiwilligen-Corps organisirt hatte. Er folgte diesem Rufe — ohne Rücksicht auf seine Gesundheit, mit welcher vor neun Monaten sein Abgang von der Armee motivirt worden war — aber als er am 15. November in Kremsmünster das Commando der nur mehr 30.000 Mann zählenden Armee übernahm, sah er sofort das Hoffnungslose seiner Aufgabe ein.

Als er die tapferen Truppen, die er voll Zuversicht und Siegesstolz verlassen hatte, so gebrochen wiedersah, konnte der Erzherzog sich der Thränen nicht erwehren.

Ein ziemlich bedeutendes Gefecht bei Lambach (18. December) erzwang auch die Aufgebung der Traunlinie, man mußte über die Enns weichen und am 25. December

standen die österreichischen Colonnen schon bei Kemmelbach und Mölk. Am gleichen Tage wurde zu Steyr ein Waffenstillstand abgeschlossen, laut welchem alle festen Plätze in Deutschland und Italien, die noch von den Oesterreichern besetzt waren, geräumt werden mußten und eine Demarcationslinie gezogen wurde, welche Tirol, Oberösterreich, Steiermark und Illirien den Franzosen auslieferte.

Und so schmerzlich diese Opfer auch waren, gab es doch keinen anderen Ausweg. Auch in Italien hatte man unglücklich gekämpft. Nach den blutigen Gefechten bei Pozzolo und Valeggio konnte Bellegarde die Minciolinie nicht mehr behaupten; er zog sich hinter die Brenta zurück und schloß am 10. Jänner 1800 zu Treviso einen Waffenstillstand.

Der am 9. Februar 1800 zu Luneville abgeschlossene Friede war nicht wegen der directen Opfer, sondern wegen seiner politischen Folgen verhängnißvoll. Oesterreich trat nur seine Besitzungen in Ober-Italien bis zur Etschlinie ab, aber es mußte seine Zustimmung geben, daß die italienischen Fürsten und jene Deutschen, deren Besitzungen am rechten Rheinufer gelegen waren, mit deutschen Ländern entschädigt wurden. Damit war der erste Schritt zur völligen Auflösung des allerdings schon sehr altersschwach gewordenen römisch-deutschen Reiches gethan und Frankreich ein steter Vorwand zu Einmischungen gegeben, welchen es sich nicht entgehen ließ.

* * *

Die letzten Kriegsjahre, welche trotz aller Opfer und Tapferkeit der Truppen so niederschlagend geendet hatten, legten den Gedanken einer umfassenden Armee-Reform nahe. Zur Durchführung derselben konnte der Kaiser keinen Würdigeren finden als seinen Bruder Erzherzog Karl, dessen Name in der Armee und im Volk gefeiert, allein von den trüben Ereignissen der letzten Jahre unberührt geblieben war. Schon am 9. Jänner 1801 erfolgte die Ernennung des Erzherzogs zum Präsidenten des Hofkriegsrathes.

Welche umfassende Thätigkeit Erzherzog Karl in dieser Eigenschaft entfaltete wird an anderer Stelle eingehend gewürdigt werden.

Hier sei nur erwähnt, daß sich unter ihm, auch bei Beurtheilung militärischer Fragen, ein freier, frischerer Geist geltend machte, welcher den Nothwendigkeiten des Dienstes und der Erfahrung Rechnung trug, aber auch die Strömung der Zeit, die fortschreitende, geistige Bewegung nicht ignorirte, ja sie für die Zwecke der Armee auszunützen wußte. Hieher gehören die Aufhebung der lebenslänglichen Militärdienstpflicht und die Erweckung regeren wissenschaftlichen Strebens unter den Officieren, welchen der Erzherzog als Verfasser berühmter kriegswissenschaftlicher Werke mit leuchtendem Beispiel voranging.

Ueber den hohen Werth tüchtiger Studien sagt der Erzherzog die für alle Zeiten geltenden Worte: „Der in unseren Tagen so laut gepredigte Satz, daß der große Feldherr geboren werde und zu seiner Vollendung keines Unterrichtes bedürfe, ist einer der glänzenden Irrthümer des Zeitalters, einer der einseitigen Gemeinsprüche, womit sich die Anmaßenden oder Trägen und Muthlosen des mühsamen Strebens nach Vollkommenheit überheben wollen. Das Genie wird geboren, der große Mann muß gebildet werden; Genie ist Anlage, nicht Vollendung. *Es überspringt* wohl zuweilen den systematischen Gang der Lehre und eilt der Erfahrung

voraus; es ergreift nur instinctmäßig das Resultat und weilt nicht bei dem Princip, das, wie eine unbekannte Größe, sich in seiner Seele entwickelt. Aber weit öfter schweift es in verderblichen Irrthümern umher, und wenn sein Flug einmal die Unsterblichkeit erreicht, so ist es seltener das Verdienst eigener Größe, als die Folge eines glücklichen Ungefährs. Das Genie muß also seine Richtung bekommen, es muß gesäubert, bereichert, gebändigt werden, sei es durch Zufall, durch glückliche Verhältnisse, durch fremden Einfluß, durch Bedürfniß, durch Verkettung folgenreicher Ereignisse, durch Nachdenken oder Selbsterfahrung — mit einem Wort, es muß gebildet werden. Und wenn ohne Genie noch kein Mann ein großer Feldherr geworden ist, so finden wir hingegen in der Kriegsgeschichte Beweise, daß gebildete Heerführer von weniger genialischer Anlage rohe Genies besiegt haben, wenn sie nur Festigkeit im Entschlusse und Beharrlichkeit mit Einsicht verbanden."

Diese Mahnungen waren besonders nöthig in einer Zeit, wo man sich gerne auf das Beispiel der rasch auftauchenden Größen der französischen Armee berief und nicht wußte, oder vergaß, daß alle jene Generäle der französischen Republik, welche nachhaltige militärische Erfolge erzielten, eine tüchtige Vorbildung genossen hatten, die dann erst durch Erfahrung und Gelegenheit zu praktischer Erprobung ihren wahren Werth erhielt. Es ist ja in jedem Beruf viel bequemer, sich darauf zu berufen, daß das Genie von selbst komme, als durch mühevolle Studien jenes Wissen zu sammeln, das auch dem vollendetsten Geist so nöthig ist, wie das Werkzeug der schaffenden Hand.

Ein besonderes, wichtiges Bildungsmittel für die Befehlshaber aller Chargengrade, aber auch für die Masse der Soldaten, erkannte der Erzherzog in den Uebungslagern. Im Jahre 1803 wurde ein solches von 40.000 Mann bei Minkendorf zusammengezogen, wobei unter des Erzherzogs eigener Leitung große Manöver und die Erprobung neuer Einführungen bei der Artillerie stattfanden. Im nächsten Jahre fanden solche Lager bei Pest, Brünn und Hlopotin in Böhmen statt.

Als Mitglied der in das Leben gerufenen Staatsconferenz übte aber Erzherzog Karl in dieser Periode einen sehr weitreichenden Einfluß auf die ganze Regierung. Erst die allerneueste Zeit hat diese Seite seiner Wirksamkeit klargelegt, welche seinem politischen Scharfblick, seinem Freimuth und hingebungsvollem Patriotismus ebensoviel Ehre macht, wie ihm für seine Wirksamkeit als Feldherr zu zollen ist. „Als Bruder und als Staatsdiener halte ich mich verpflichtet, Eurer Majestät die Wahrheit zu sagen", betont er in einem Bericht an den Kaiser. Und er thut dies so ungeschminkt, daß es sehr wohl erklärlich ist, woher seine vielen offenen und geheimen Gegner am Hofe, in den Ministerien, ja sogar in einem Theile der Armee kamen, die eifrig bestrebt waren, sein Verhältniß zum Kaiser zu trüben und selbst die plumpsten Verdächtigungen nicht scheuten. Offen macht er für die Mißerfolge Oesterreichs die „Unthätigkeit, Sorglosigkeit und Insufficienz seiner Staatsmänner" verantwortlich, die sich um ihrer Stelle willen scheuen, dem Kaiser die wahre Lage der Thatsachen zu enthüllen. Er beschwört den Monarchen, Männer zu wählen, „die nebst Kopf und Festigkeit des Charakters ein tiefes Gefühl von der Ehre und Würde der Monarchie im Herzen tragen und ihre Zeit einzig dem allerhöchsten Dienste widmen".

Fast schonungslos ist seine Art der Beurtheilung von Personen und Zuständen, und man wäre beinahe versucht, ihn der Schwarzseherei zu zeihen, wenn sich nicht zu viele Beweise für die Richtigkeit seiner Beobachtungen bieten würden. „Es sind demnach", schreibt der Erzherzog in einem ausführlichen Bericht über die culturellen Zu-

stände des Reiches, „alle bestehenden Zweige der inneren Staatsverwaltung gänzlich desorganisirt und so viele in den meisten Staaten mit dem größten Vortheile für den innern Wohlstand, Glückseligkeit und Bequemlichkeit eingeführte öffentliche Anstalten sind in Oesterreich gänzlich unbekannte Dinge."

Der Erzherzog läßt es bei dieser allgemeinen Kritik nicht bewenden, sondern auf Grund der während seiner Reisen gesammelten Erfahrungen und Taten geht er die einzelnen Zweige der Verwaltung durch und weist auf die Uebelstände hin. Schonungslos nennt er Oesterreich „vielleicht in Europa, ganz gewiß aber in Deutschland, das unwissendste Land", dies könne aber nicht anders sein, „nachdem Männer zu Minister ernannt werden, um die Monarchie en niveau mit den Fortschritten anderer Staaten zu bringen, welche sich öffentlich rühmen, in dreißig Jahren weder ein Buch noch eine Zeitung gelesen zu haben". Schon 1804 weist Erzherzog Karl darauf hin, daß das bisher befolgte Finanzsystem eines Tages vor keinem anderen Auskunftsmittel als dem Bankerott stehen werde, eine Vorhersage, die sich leider ebenso erfüllte wie manche andere von ihm gemachte.

Erzherzog Karl hatte etwas vom geschäftlichen Scharfblick Josefs II., dem auch das geringste Detail nicht entging. Es sei uns gestattet, einen Beleg hiefür beizubringen, welcher zugleich beweist, um wie viel richtiger Karl alle Fragen erfaßte als die Regierungsmänner seiner Zeit. Zur Abstellung der im Anfang des Jahrhunderts in Wien herrschenden Wohnungsnoth wußte die Hofcommission für Gesetzsachen keinen andern Vorschlag zu machen, als daß man „ein provisorisches Verbot aller Zinserhöhungen erlassen solle". Erzherzog Karl führt diese Idee in einem längeren Gutachten ad absurdum, indem er die Ursachen der Wohnungsnoth erörtert und dem Staat das Recht zu solchen Beschränkungen abspricht. Dann fährt er fort:

„Die erste Wirkung dieses gewaltsamen Schrittes wird sein: Unruhe, allgemeine Schüchternheit und Besorgniß für die weiteren Folgen in allen Gemüthern zu erregen. In der Ungewißheit, wie weit man morgen über sein Eigenthum noch Herr sein werde, wird man nicht leicht mehr ein Haus kaufen wollen, der Bau von neuen Häusern aber wird gänzlich aufhören. Gerade das Mittel also, das dem Mangel am sichersten abhelfen und Wohlfeilheit dieses Bedürfnisses herbeiführen könnte, wird mit einem Male an der Wurzel abgeschnitten. Wohlfeilheit überhaupt läßt sich nicht gebiethen, nicht durch Strafgesetze erzwingen. Die Vermehrung des gesuchten Bedürfnisses durch weise und zweckmäßige Mittel ist Alles, was der Staat thun kann. Das Uebrige muß er den Privaten unter sich auszugleichen überlassen. Das ‚trop gouverner', das unzeitige Einmischen in Angelegenheiten der Unterthanen ist eine Quelle unzähliger Uebel und führt oft die Gefahr, der man vorbeugen will, nur desto schneller herbei." (Goldene Worte, die auch manchmal in der Neuzeit zu beachten wären!)

Seinerseits empfiehlt der Erzherzog möglichste Beförderung der Baulust, Wiedereinführung der Baufreiheit in den Vorstädten, endlich die Anweisung von Bauplätzen auf dem Glacis, für welche Häuser Steuerbefreiungen zu gewähren seien. Die Idee der Stadterweiterung wurde also schon fünfzig Jahre bevor sie in das Leben trat vom Erzherzog Karl in das Auge gefaßt!

Wir hoben diese Beweise für die umfassende Thätigkeit eines Mannes, der bis jetzt etwas einseitig nur nach seiner militärischen Bedeutung gewürdigt wurde, absichtlich hervor. Es kann ja für die Armee nur ehrenvoll sein, zu sehen, daß eine

ihrer glänzendsten Zierden so tiefes Verständniß für alle Zweige der Verwaltung hatte.

Leider drang er gerade in wichtigeren Fällen nicht durch. Er hatte mit den Anhängern des Alten, die aus tausend oft nicht sehr lauteren Gründen gegen ihn intriguirten, einen aufreibenden fruchtlosen Kampf zu führen.

In einer durch diese Zustände sehr erklärlichen Stimmung beschließt er endlich, wie er seinem Oheim Herzog Albert schreibt, so einsam „wie ein Mönch im strengsten Orden zu leben und sich nur der Armee zu widmen". Aber die Pflichten seines Amtes brachten ihn fortwährend in Verbindung mit anderen Zweigen der Verwaltung, und besonders die äußere Politik war es, gegenüber welcher er dem Kaiser wiederholt Gutachten erstattete.

Gewaltige Umwälzungen vollzogen sich in Europa. Der erste Consul that den letzten Schritt auf der fabelhaften Laufbahn, die er sich durch Siege nach außen, Gewaltstreiche im Innern eröffnet hatte, und bestieg als Napoleon I. den neuerrichteten Kaiserthron von Frankreich. Eine Folge davon war die Annahme der Kaiserwürde von Oesterreich durch Franz I. am 11. August 1804.

Das militärische Schalten Napoleon's, der sein eigenes Reich stets zu vergrößern strebte und seine Verwandten mit Kronen ausstattete, rief so viel Beunruhigung hervor, daß schon 1803 der Friede bedroht war. Am 18. Mai dieses Jahres erklärte England den Krieg, ihm schlossen sich Schweden und Rußland an, mit welch letzterem Oesterreich schon im November 1804 ein Defensivbündniß geschlossen hatte. Aber damit war der überaus einflußreichen Kriegspartei am Wiener Hofe nicht genug gethan, sie wollte, daß Oesterreich mit seiner durch Erzherzog Karl ganz neu organisirten Armee sofort in den Kampf gegen Frankreich eintrete.

Nur Karl selbst widerstrebte dieser Idee, und zwar aus politischen und militärischen Gründen. In einer Denkschrift an den Kaiser führt der Erzherzog aus, daß keiner der bisherigen Bundesgenossen ohne selbstsüchtige Beweggründe sei; für England handle es sich nur um sein Uebergewicht zur See, und zur Aufrechthaltung desselben bediene es sich Oesterreichs als seines Continentalsoldaten, Preußen strebe nach Ausdehnung seiner Besitzungen in Deutschland, Rußland aber benütze die Verlegenheiten Oesterreichs nur, um freie Hand im Orient zu haben und die Türkei „verschlingen" zu können. Gegen die Richtigkeit dieser politischen Betrachtungen läßt sich nach neuen und neuesten Erfahrungen wohl nichts einwenden, und ähnlich dürften auch die militärischen Bedenken gerechtfertigt gewesen sein, welche darin gipfelten, daß Oesterreich noch nicht gerüstet sei, um einen neuen Kampf mit Frankreich aufnehmen zu können.

Vergebens! Die „Tapferen" behielten die Oberhand, und um dem „lästigen Mahner" zu entgehen, verheimlichte man ihm die Verhandlungen, welche zum Beitritt Oesterreichs zur großen dritten Coalition gegen Frankreich führten. Ja, die Gegner Karl's waren so mächtig und so — übermüthig geworden, daß sie im März 1805 seine Enthebung vom Präsidium des Hofkriegsrathes durchsetzten, das dem Feldzeugmeister Graf Latour, der „alten Kriegstrommel", verliehen wurde. Diesem wurde als eigentliche bewegende Kraft der Feldmarschalllieutenant Fürst Karl Schwarzenberg als Vicepräsident beigegeben. Mehr konnte ohnehin nicht mehr geschehen, als daß man die von Erzherzog Karl begonnenen Maßregeln möglichst beschleunigte, denn man stand schon unmittelbar vor dem Krieg, der allerdings viel rascher verlief, als es sich irgend jemand träumen ließ.

Der Feldzug von 1805.

Am 9. August wurden in Petersburg die Vertragsexemplare ausgetauscht, laut welcher Oesterreich der Coalition beitrat und sich gegen Zahlung sehr bedeutender Subsidien zur Aufstellung einer Armee von 320.000 Mann verpflichtete. Der Kriegsplan wurde in Wien von dem General-Quartiermeister Baron Mack (Bild S. 1148), dem Fürsten Schwarzenberg und dem russischen General Ferdinand Baron Wintzingerode ausgearbeitet.

Der Erzherzog bezeichnete ihn, als ihm der Vorschlag Mack's zur Begutachtung zugewiesen wurde, als geradezu verderblich und bekämpfte dessen einzelne Punkte noch in einer unter Vorsitz des Kaisers abgehaltenen Conferenz in Laxenburg, zu welcher sich, um alles Aufsehen zu vermeiden, die Erzherzoge Karl und Johann, Latour, Feldmarschalllieutenante Karl Baron Mack und Schwarzenberg in bürgerlicher Kleidung eingefunden hatten.

Abermals vergebens! Der Plan Mack's wurde acceptirt, obwohl er auf der, wie sich stets deutlicher herausstellte, falschen Voraussetzung aufgebaut war, daß sich die süddeutschen Staaten an Oesterreich anschließen würden. „Der Krieg wird sicher ein unglückliches Ende nehmen“, schreibt Erzherzog Karl in diesen bangen Tagen.

Nach den Vorschlägen Mack's sollte der Krieg wieder in Süddeutschland und Italien eröffnet werden. Oesterreich stellte zu diesem Behufe drei Armeen auf; eine von 140.000 Mann sollte Mantua und Peschiera erobern und die Lombardie besetzen, eine zweite von 90.000 Mann hatte bis an den Lech zu rücken und dort das gleich starke russische Hilfscorps zu erwarten, um mit diesem vereint bis an und über den Rhein vorzudringen, die dritte Armee von 55.000 Mann endlich stand als Reservearmee in Tirol. Mit offenbarer Beziehung auf diesen Plan sagt Erzherzog Karl: „Mit Erfolg stellten die Franzosen während der letzten Kriege Reservearmeen hinter den operirenden auf. Wie es oft zu geschehen pflegt, hielt man sich allgemein an das Wort und prüfte nicht die Sache; jeder verknüpfte einen anderen Begriff damit und sprach einer Anstalt das Wort, welche mit jener der Franzosen nichts als den Namen gemein hatte. In Frankreich wurden nie Reservearmeen aus schon gebildeten Truppen zusammengesetzt, um unthätig im Innern die Wendung des Krieges abzuwarten, sondern es waren entweder Zusammenziehungen neu conscribirter unabgerichteter Menschen, die durch ihre Vereinigung in größere Heerhaufen leichter zum Waffendienst vorbereitet werden konnten, oder man sammelte die im Lande dislocirten Abtheilungen, um sie nicht einzeln in das Feld zu schicken und sie keiner theilweisen Auflösung auszusetzen. Sobald aber die Organisation und Ausrüstung dieser Truppen verwendet waren, erschienen sie sogleich auf dem Kriegsschauplatz.“

Uebrigens war man weder in Rußland noch in Oesterreich so auf den Krieg vorbereitet, wie man sich den Anschein gab. Die Subsidien waren rasch verbraucht und doch fehlte es an Pferden, Geschützen und anderen Kriegsvorräthen. Die Organisation Karl's wurde unterbrochen und in seiner nervösen Vielgeschäftigkeit gab Mack, der allmächtig erschien, den Regimentern eine andere Zusammensetzung, indem er fünf Bataillone zu vier Compagnien formiren ließ. Aber weder Officiere noch Truppen hatten Zeit, sich in diese Neuerungen hineinzuleben, die doch für die taktische Verwendung von der höchsten Bedeutung waren. Noch schlimmer sah es in Rußland

; statt 90.000 Mann konnten nur 36.000 in Marsch gesetzt werden, die Regi-
iter waren nicht vollzählig und sammelten sich erst im Innern des Reiches, als sie
n am Lech stehen sollten.

Kaiser Franz erkannte das Mißliche dieser Verhältnisse wohl und wünschte den
eg erst im folgenden Jahre zu beginnen. Aber er gab dem Drängen Rußlands
Englands nach, welch letzteres vor einer Landung des bei Boulogne versammelten
ızösischen Heeres zitterte, mit dem Kaiser Napoleon Uebungen im Ein- und Aus-
fen anstellte, erst als jede Hoffnung geschwunden war, Preußen zur Coalition
überzuziehen, die süddeutschen Fürsten sich sogar an Frankreich anschlossen und diesem
en das Versprechen von Gebietsvergrößerungen Hilfstruppen gegen Oesterreich zusagten.

Im September überschritt die Armee den Inn und zog gegen die Donau.
minell führte Kaiser Franz selbst den Oberbefehl, in der That aber lag derselbe
schließlich in den Händen des General-Quartiermeisters Feldmarschallieutenat Karl
von Mack (Bild S. 1148), und als der Kaiser Ende September nach Oesterreich
ückkehrte und das Obercommando dem Erzherzog Ferdinand d'Este übertrug,
hah es wieder mit dem ausdrücklichen Bedeuten, in allen Fällen den Rath Mack's
uholen und selbst dann, wenn die Meinung anderer Generäle diesem widersprach,
nach der Meinung Mack's zu richten.

Karl Baron Mack war 1752 im Bayreuthischen geboren, trat als Fourier in
österreichisches Regiment, avancirte rasch und wurde als Hauptmann wegen einer
ıt gewöhnlichen Fertigkeit mit der Feder zum General-Quartiermeisterstab übersetzt,
er sich die Gunst Lascy's und Loudon's zu erwerben wußte. Allein schon aus
er Zeit liegen Stimmen vor, welche sein aufdringliches Selbstbewußtsein tadeln, das
thatsächlichen Kern seines Wesens und Wissens nicht entsprach. Noch Kaiser
sef II. ernannte ihn zum Oberst und Baron und verlieh ihm den Theresien-Orden.
niederländischen Krieg war er der intimste Berather des Prinzen von Coburg,
t auch diplomatische Dienste, entwarf den Plan zum unglücklichen Feldzug von 1794,
z er entfaltete jene nervöse Vielgeschäftigkeit, die ihn kennzeichnete und begabten
ıten, welchen eine solide Grundlage des Wissens fehlt, so gerne eigen ist.

Gerade diese Eigenschaft aber verschaffte ihm großen Ruf, welchem er im Grunde
nie entsprach. Als ihm 1797 der König von Neapel den Oberbefehl über die
.000 Mann starke Armee anvertraute, ließ er sich von 12.000 Franzosen jämmerlich
agen, floh nach Neapel und mußte vor der Wuth des Volkes Schutz bei den Gegnern
hen. In Paris kam er als Kriegsgefangener mit Napoleon in Berührung, der
jedoch durchschaute und als „Charlatan“ charakterisirte.

Geistreich, ein so vorzüglicher Sprecher, daß man ihn den „militärischen
mosthenes“ nannte, wußte sich Mack viele Bewunderer und Freunde zu er-
rben, — unter den höheren Officieren aber hatte er auch viele Gegner. Es ist
derbar, daß Kaiser Franz, der sonst einen so scharfen Blick für das Concrete in
Dingen und Personen hatte, dem Einfluß einer so phantastischen Natur, wie Mack
unstreitig war, ganz unterlag. Mack ist ein glänzender Beweis dafür, daß die
ten natürlichen Anlagen zu einer ersprießlichen Wirksamkeit nicht hinreichen, wenn
ht eine entsprechende Zucht des Geistes und Charakters dazukommen. Zum Feldherrn
lten ihm die wichtigsten Eigenschaften: Ruhe, Scharfblick, Energie und eine gewisse
higkeit des Wollens; er war leidenschaftlich, verlor leicht die Fassung und gab sich
ın willenlos den verschiedensten Entschlüssen hin.

Dies war der Mann, dem die wichtigste Rolle im bevorstehenden Kriege zufiel. Wir haben so oft auf den innigen Zusammenhang zwischen den Charaktereigenschaften unserer großen Feldherren und den von ihnen erzielten Resultaten hingewiesen, daß es sich wohl lohnte, am Beispiele Mack's die entgegengesetzte Wirkung zu exemplificiren. Das Commando der italienischen Armee wurde dem Erzherzog Karl übertragen, jenes der Reservearmee in Tirol erhielt Erzherzog Johann.

Ende September war endlich die Armee längs der Iller und Donau in die von Mack bestimmte Stellung eingerückt, welche eine Front von mehr als 30 Meilen von Franken bis zur Grenze von Tirol einnahm. Es ist fast unfaßbar, daß Mack abermals in den schon oft verhängnißvoll gewordenen Fehler einer so lange gedehnten Stellung verfiel, und daß das Ungereimte, ja Verderbliche einer solchen Disposition nicht jedermann einleuchtete. Freilich wußte man den Gegner weit weg am Meeresstrand und niemand ahnte die blitzartige Schnelligkeit, mit welcher er von dort seine Heeresmassen in das Herz von Deutschland zu werfen wußte.

Anfangs October bildete das Corps Kolowrat's mit 14 Bataillonen den rechten Flügel von Ulm bis Dietmannsried, daran reihte sich im Centrum das gleich starke Corps Auffenberg's bei Kempten und Kaufbeuern und dann der linke Flügel unter Jellachich mit 19 Bataillonen und 8 Escadronen. In zweiter Linie standen General Franz Baron Werneck bei Burgau und Landsberg mit 15 Bataillonen und 8 Escadronen, Michael Baron Kienmayer bei Ingolstadt und Neuburg mit 6 Bataillonen und 16 Escadronen. Ein Blick auf die Karte genügt, um die Berechtigung der Kritik anzuerkennen, welche Mack's Bewegungen „zusammenhanglos" nannte. In dieser vorschnell bezogenen Stellung sollten die Russen und weitere Verstärkungen aus Oesterreich erwartet werden. Dabei stand es mit der Verpflegung sehr schlecht; Mack hatte für keine Magazine gesorgt und mußte nach Napoleon'schem Muster zu Requisitionen greifen, wodurch der Abfall der süddeutschen Staaten noch beschleunigt wurde.

Wenn man sich im österreichischen Hauptquartier damit geschmeichelt hatte, den scheinbar mit den Vorbereitungen zu einer Landung in England beschäftigten Kaiser Napoleon überraschen zu können, so täuschte man sich gewaltig. Uebrigens war dieser Absicht von vorneherein der Zustand der verbündeten Armeen und das einen vollen Monat währende zwecklose Hin- und Widermarschieren zwischen Inn, Iller und Donau wenig günstig.

Als der Krieg gegen Oesterreich und Rußland gewiß war, ließ Napoleon sofort seinen Plan gegen England fallen und warf seine in voller Kriegsbereitschaft befindliche, an den Meeresküsten vertheilte Armee von 170.000 Mann gegen Osten. Die sieben großen Colonnen derselben marschirten so schnell und präcis, daß sie Ende September schon am Rhein standen und an den ihnen bezeichneten Tagen an ihren Bestimmungsorten bei Würzburg, Mainz, Speyer eintrafen, schon im strategischen Aufmarsch einen großen Bogen um Mack's Centralstellung bei Ulm bildend. Immer enger zog sich über Donauwörth, Ingolstadt und Nördlingen das Netz und es ist sehr glaubwürdig, daß Napoleon bei einem Blick auf die Karte ausrief: „Wenn ich das Glück habe, daß die österreichische Armee noch drei oder vier Tage an der Iller verschläft, werde ich sie umgangen haben und ich hoffe, daß mir nur Trümmer derselben entschlüpfen."

Und Mack's Unfähigkeit und Sorglosigkeit sorgten für sein Glück; am 6. October waren einzelne französische Corps bereits im Rücken von Ulm an der Donau, am 7.

ngen 65.000 Mann auf das rechte Ufer über, Mack's Armee war getrennt und von ner Operationsbasis abgedrängt, ehe noch ein Schuß gefallen war.

Kleinere Gefechte bei Göppingen und Nertingen hätten Mack wohl über die



Joachim Murat, Commandant der französischen Cavallerie. (Seite 1170.)

bsicht Napoleon's aufklären können. Aber er blieb bei dem Wahn, daß er nur in r Front angegriffen werden könne, und berauschte sich an kleinen Erfolgen so, daß stets vom großen Sieg und der Vernichtung des Gegners sprach, dadurch das harte rtheil des Erzherzogs Karl rechtfertigend, daß seine ganze Kriegführung nur eine einzige

große „Sottise“ gewesen sei. Erst die Besetzung von Donauwörth durch die Franzosen machte ihn stutzig, aber er setzte dem Verlangen des Erzherzogs Ferdinand, die Armee bei Würzburg zu concentriren und den Rückzug anzutreten, Widerstand entgegen. Er sprach noch immer von einem Angriff mit den bei Ulm vereinigten 38.000 Mann auf die Franzosen bei Donauwörth, kam aber nicht zum Handeln, weil ihm doch schon die Sicherheit innerlich fehlte. Erst als Erzherzog Ferdinand d'Este sich persönlich von der Gefahr überzeugt hatte, entschloß sich Mack, die Concentrirung der Armee und den Rückzug gegen den Inn am 7. October anzuordnen.

Aber schon war es zu spät und Mack's unklare Dispositionen verschuldeten abermals den Verlust eines kostbaren Tages. „Er ist ein Narr, dessen Tollheiten man in einem ganzen Buch nicht beschreiben kann, ein completer Narr!“ ruft Erzherzog Ferdinand d'Este aus, der sich vergebens bemüht, den Dingen eine andere Wendung zu geben.

Schon die Concentrirung der Armee, die noch immer 66.000 Mann Infanterie und 9000 Reiter stark war, stieß auf unüberwindliche Hindernisse. Am 8. October wurde bei Werting das Corps Auffenberg's von Murat und Lannes mit Uebermacht angegriffen und mußte nach einem verzweifelten Kampf die Waffen strecken, am 9. October wurden die Generäle Schwarzenberg und Maier aus Günzburg verdrängt, wodurch der natürliche Rückzug an der Donau versperrt wurde und nur mehr die Route über Tirol oder gegen Böhmen offen blieb. Vom 10. bis 13. October schwankte Mack, wofür er sich entscheiden sollte, gab zweimal den Befehl zum Aufbruch von Ulm und nahm ihn jedesmal wieder zurück. Zum Unglück erfocht Fürst Schwarzenberg am 11. October in einem brillanten Reitergefecht bei Haslach einen kleinen Sieg, welcher den Franzosen 2000 Mann und 12 Kanonen kostete. Nun sah Mack plötzlich alles wieder im rosigsten Licht, er erklärte die Bewegungen der Franzosen für den Beginn ihres Rückzuges und beschloß bei Ulm auszuharren.

Napoleon nützte jeden Tag aus und verlegte durch das blutige Gefecht bei Elchingen (14. October), das auch General Riesch gegen Ulm zurückwarf, die eine der noch möglichen Rückzugslinien gegen Böhmen.

Nun kamen die Dinge im österreichischen Kriegsrath zum Brechen; vergebens berief sich Mack auf die ihm vom Kaiser eingeräumte Machtvollkommenheit, vergebens verbürgte er sich mit seinem Kopf für die Sicherheit des Erzherzogs und der Armee; Ferdinand d'Este erklärte kurz, sich von Mack zu trennen, weil dessen Verhalten unabwendbar zur Kriegsgefangenschaft führen müsse. Mit 12 Escadronen Cavallerie verließen der Erzherzog und Fürst Karl Schwarzenberg noch in derselben Nacht Ulm und unter fortwährenden Gefechten schlug sich diese tapfere Schaar von 1800 Männern gegen die vielfach überlegenen Feinde durch.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn am Morgen des 15. October war der eiserne Ring um Ulm geschlossen, die Franzosen nahmen die dominirenden Schanzen am Michaelsberg und drangen bis an die Thore vor. Angesichts dieser Lage kam es abermals im Kriegsrath zu stürmischen Scenen. Die Generäle Hessen-Homburg, Stipsicz, Riesch, Klenau, Loudon, Moriz Liechtenstein drangen darauf, Mack möge erklären, was er thue, in welcher Weise er die Armee retten wolle. In den Ausflüchten, die er vorbrachte, offenbarte sich die ganze Kläglichkeit dieses Mannes, der keinen Entschluß fassen konnte und jede Stunde Aufschub, die ein unabwendbares Schicksal fern hielt, mit einer leeren Suade zu erkämpfen strebte. Aber alle seine

Gründe, daß es den Franzosen nicht Ernst mit ihrem Angriff sei, in wenigen Tagen die Russen und Kienmayer's Corps zur Rettung kommen würden, übrigens Ulm leicht gehalten werden könne, widerlegten die Generäle ausführlich, indem sie betonten, es bleibe nichts über, als sich vom Feind freien Abzug zu erwirken oder denselben mit Gewalt zu erzwingen.

Davon wollte Mack nichts wissen. Er gab dem Kriegsrath dieselbe hochfahrende Antwort wie einem Adjutanten des Marschalls Ney, der Capitulationsunterhandlungen anknüpfen wollte: „Es ist Pflicht der Armee, die Stadt zu halten; in längstens acht Tagen kommen die Russen. Was den Mangel an Proviant und Munition betreffe, so könne man Pferdefleisch essen und habe die Bajonette."

Das klang recht martialisch, machte aber weder auf den Kriegsrath noch auf den Gegner viel Eindruck. Die Generäle verfaßten einen Protest und endlich ließ sich Mack am 16. October herbei, den Fürsten Moriz Liechtenstein an Ney zu schicken. Auf dessen Anfrage ertheilte Napoleon den Bescheid: „Alle in Ulm befindlichen Truppen müssen sich als Kriegsgefangene ergeben, Officiere wie Gemeine werden nach Frankreich geführt." Eine directe Sendung Liechtenstein's an Napoleon hatte nicht viel besseren Erfolg; mit grausamer Logik zerstörte der Kaiser jede Möglichkeit einer Rettung und er erklärte, wenn innerhalb fünf Tage ein österreichisches oder russisches Corps komme, wolle er die in Ulm eingeschlossene Armee freilassen, im anderen Falle müßte sich dieselbe gefangen geben.

Mack geberdete sich noch einmal sehr entschlossen, sprach von Widerstand bis auf das Aeußerste, von Durchschlagen, schloß aber schließlich doch unter der Bedingung, daß die Frist bis 25. October ausgedehnt werde, ein Uebereinkommen ab. Aber er überzeugte sich von der Vergeblichkeit jeder Hoffnung selbst und gestand die Uebergabe Ulms schon am 20. zu, wenn man die Officiere gegen Ehrenwort entlasse.

Am 20. October 1805 vollzog sich die traurige Ceremonie. Ohne besiegt worden zu sein, streckten 23.000 tapfere Männer die Waffen, zuerst Mack, der Napoleon selbst seinen Degen mit der theatralischen Phrase übergab: „Hier ist der tief unglückliche Mack!" Es ist bezeichnend für diesen Mann, daß er die Capitulation von Ulm beschleunigte, um zur Armee am Inn eilen zu können, um mit dieser „Oesterreich zu retten". Nicht einmal der furchtbare Mißerfolg von Ulm konnte sein wahrhaft krankhaftes Selbstvertrauen erschüttern. Es kam jedoch anders, als er sich vorstellte.

Erzherzog Karl schrieb, als er die Katastrophe von Ulm erfuhr, eigentlich sollte man Mack in ein Irrenhaus sperren, aber seine Bestrafung wäre wünschenswerth, um das Ehrgefühl und den militärischen Geist in der Armee zu wahren. Noch derber heißt es in einem Brief an den Herzog Albert von Sachsen-Teschen: „Alles ist verloren, wenn der Kaiser nicht Mack, Cobenzl und Collenbach aufhängen läßt." In den Händen der letzten beiden lag damals die Leitung der auswärtigen Politik.

So arg kam es nun wohl nicht. Mack wurde nach Wien gewiesen, dort verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Das gegen ihn gefällte Todesurtheil verwandelte Kaiser Franz in Cassation und zweijährige Festungsstrafe. Ein Theil der letzteren wurde ihm gleichzeitig erlassen, auch erhielt er später seine Charge als Feldmarschalllieutenant und seine Pension wieder. Er starb am 22. October 1828 zu St. Pölten.

Am 18. October hatte sich auch das Corps des Generals Werneck bei Trochtelfingen, 10.000 Mann stark, ergeben müssen, und so war von der schönen Armee

Mack's nichts mehr übrig als etwa 20.000 Mann, welche Kienmayer am Lech gesammelt hatte, und jenes Häuflein, das sich unter tausend Gefahren und Beschwerden mit dem Erzherzog Ferdinand nach Eger durchschlug.

Die Katastrophe von Ulm war ein furchtbarer Schlag gewesen, aber der Kaiser und das Volk Oesterreichs ertrugen ihn mannhaft. Ein Manifest vom 28. October sagt: „Mit Stärke erhob sich die österreichische Monarchie aus allen Stürmen, welche in den letzten Jahrhunderten über sie gekommen; ihre innere Kraft ist noch unversiegt. Noch lebt in den Herzen der guten biederen Menschen, für deren Glück und Ruhe ich kämpfe, der alte vaterländische Geist, der bereit ist zu jeder That, zu jedem Opfer, um zu retten, was gerettet werden muß: Thron und Unabhängigkeit, Nationalehre und Nationalglück."

Und in der That erschien die Situation nicht so schlimm, als man in der ersten Bestürzung angenommen hatte. Drei russische Corps unter Kutusow, Bennigsen und Buxhövden waren im Begriffe, sich in Oesterreich zu vereinigen. Kienmayer's Corps war der Kern einer mit fieberhafter Anspannung aller Kräfte verstärkten Armee und endlich war jene in Italien, die unter des Erzherzogs Karl Führung schwer errungene Lorbeeren eingeheimst hatte.

Als der Erzherzog im September die ungefähr 60.000 Mann starke Armee in Venetien übernahm, war er von deren Verfassung nicht sehr befriedigt. Er berichtet nach Wien: „Der Armee fehlt es an Geld, Brot, Pferden, Verpflegung und Menschen", und in einem Privatbrief seufzt er: „Es bedarf mehr als der Resignation eines Trappisten, um hier zu dienen." Nicht viel besser oder noch schlimmer mochte es bei den in und bei Venedig stehenden Corps aussehen, und nur der unermüdlichen Vorsorge des Erzherzogs gelang es, diese Zustände zu bessern. Eifrigen Beistand fand er an einer Reihe jüngerer Generäle, wie Fürst Rosenberg, Simbschen, Frimont, Vogelsang, Prinz Reuß und dem später so berühmt gewordenen Grafen Radetzky, die meist unter des Erzherzogs eigenen Augen sich in die moderne Kriegsführung hineingelebt hatten.

Zum Glück war die Armee des Gegners, Marschall Massena, nur 50.000 Mann stark, aber sie stützte sich auf das berühmte Festungsviereck der venetianischen Ebene und hatte zwischen Etsch und Mincio eine so starke Stellung, daß der Erzherzog umsoweniger daran denken konnte, sie anzugreifen, als er am 26. September 20.000 Mann nach Deutschland abgehen lassen mußte, wodurch auch seine numerische Ueberlegenheit aufhörte. Der Erzherzog bezog also bei Caldiero an den Ausläufern der Alpen eine feste Stellung, die mit allen Mitteln der Kunst verstärkt wurde, Feldmarschallieutenant Johann Baron Hiller (Bild S. 1157) bewachte die Päſſe nach Tirol und schützte die Verbindung mit Deutschland.

Massena hatte zwar den bestimmten Befehl, sich in kein größeres Unternehmen einzulassen, aber als er das Corps St. Cyr's an sich gezogen hatte, ging er am 18. October doch zum Angriff zwischen Verona und Legnago vor, mußte aber in seine frühere Stellung weichen. Am 25. erhielt der Erzherzog Nachricht von den Ereignissen bei Ulm, und er erkannte, daß nun der Krieg in Italien aufgegeben werden müsse.

Alles zum Rückzug nach Innerösterreich vorbereitend, wurde er am 29. October neuerdings von Massena angegriffen, der seinerseits durch die Nachrichten aus Deutschland hiezu bestimmt wurde. Nun that die Stellung von Caldiero, welche

sich der Erzherzog mit echtem Feldherrnblick erwählt hatte, ihre volle Schuldigkeit. Links durch Moräste gedeckt, bestand sie aus terrassenförmig aufsteigendem Terrain, das von Nord nach Süd durch kleine Thäler und Schluchten durchzogen war. Diese waren durch Schanzen und Verhaue gesperrt, auf den Höhen von Stra, Caldiero und Colognola erhoben sich Redouten und Batterien, die an den Abhängen liegenden Dörfer aber waren in befestigte Vorwerke dieser furchtbaren Stellung verwandelt.

Der erste Kampftag brachte den Franzosen einige Vortheile, sie drangen in der Ebene vor und nahmen Stra, das sie aber am Abend wieder räumten. Am 30. October ging der Erzherzog mit den vier Colonnen Simbschen, Bellegarde, Kottulinsky und Nordmann zum Angriff vor. Ein Versuch Massena's, deren Verbindung zu durchbrechen, scheiterte am raschen Eingreifen des Generals Ludwig Baron Vogelsang, und als unter einem neuen, mit ganzer Kraft unternommenen Vorstoß der Franzosen die österreichische Linie wankte, führte Fürst Hohenlohe fünf Bataillone ungarischer Grenadiere herbei, welche dem Anprall Stand hielten. Dadurch gewannen die weichenden Truppen Zeit, sich zu sammeln, und deren erneuertes Vorgehen warf nun die Franzosen in die Ebene zurück.

Am frühen Morgen des 31. October erneuerte sich der Kampf. Massena griff diesesmal den linken Flügel an, aber General Armand von Nordmann, ein Liebling des Erzherzogs und ebenso tapfer als tüchtig gebildet, und Graf Hieronymus Colloredo schlugen denselben zurück. Ein Flankenangriff des Prinzen Reuß zwang, als schon die Nacht angebrochen war, zu einem ziemlich eiligen Rückzug.

Am nächsten Morgen wollte der Erzherzog den schon sichtlich erschütterten Gegner fassen, aber das Schlachtfeld war leer; Massena hatte sich nach Verona zurückgezogen. Die dreitägige Schlacht bei Caldiero war zu Gunsten der Oesterreicher entschieden; sie hatten 7500 Mann verloren, die Franzosen um ungefähr 1000 Mann mehr.

Von einer Ausnützung des Sieges konnte keine Rede sein. Noch während der Schlacht traf Ferdinand Graf Bubna ein, welcher den Erzherzog im Namen des Kaisers nach Norden rief. In dem Bewußtsein, daß es sich vor Allem darum handle, dem Kaiser eine kriegstüchtige Armee zu erhalten und zuzuführen, trat der Erzherzog unverweilt den ganz unbehelligten Rückzug über Vicenza, Friaul und Krain an. Bei St. Peter vereinigte er sich am 26. November mit den Truppen des durch das Pusterthal aus Tirol abziehenden Erzherzog Johann, und er gebot nun über eine Armee von 80.000 Mann, mit welcher wohl eine Entscheidung zu Gunsten Oesterreichs herbeigeführt werden konnte.

In Marburg erhielt der Erzherzog die Nachricht, daß Wien schon am 13. November von den Franzosen besetzt worden sei. Er überschritt nun die Mur, ging durch Steiermark nach Ungarn, um, längs der Donau nordwärts ziehend, die Flanke des großen französischen Heeres zu gewinnen und die Verbindung mit der österreichisch-russischen Armee zu suchen.

Der in Vorarlberg stehende Feldmarschalllieutenant Jellachich hatte es versäumt, sich rechtzeitig dem Rückzug des Erzherzogs Johann anzuschließen, und wurde von dem rasch vordringenden Marschall Ney am 14. November bei Dornbirn zur Waffenstreckung gezwungen. Nur einzelne Abtheilungen suchten sich diesem Schicksal auf abenteuerliche Art zu entziehen. Zehn Schwadronen unter den Obersten Kinsky und Wartensleben brachen über Bregenz durch, nahmen einen französischen Transport weg und retteten sich durch die Oberpfalz nach Böhmen. Weniger glücklich war

Prinz Rohan, der sich mit 4500 Mann aus dem Ober-Innthal bis Bassano durchschlug, bei Botzen eine französische Division besiegte, aber endlich doch vor der Uebermacht St. Cyr's die Waffen strecken mußte. Ende November war ganz Tirol in den Händen der Franzosen.

In Eilmärschen rückte Napoleon von Ulm weg gegen Oesterreich vor. Das am Inn eingetroffene russische Corps war erst 30.000 Mann stark. Die dort gesammelten österreichischen Truppen unter Feldmarschalllieutenant Maximilian Graf Merveldt zählten nur 25.000 Mann. Zwischen den beiden Generälen herrschte zudem nicht das beste Einvernehmen, da Kutusow den Oberbefehl beanspruchte, Merveldt aber sich nur den Weisungen des Hofkriegsrathes fügen zu wollen erklärte. Von einem ernstlichen Widerstande konnte indessen ohnehin keine Rede sein, man wich an die Traun und Enns zurück, hatte aber mit den rasch nachrückenden Franzosen bei Ried, Lambach und Amstetten verlustreiche Gefechte zu bestehen. Auch der Gedanke, Wien zu decken, mußte aufgegeben werden, sondern Kutusow übersetzte mit ungefähr 25.000 Russen und 8000 Oesterreichern bei Mautern die Donau, verbrannte die Brücke hinter sich und erwartete am linken Ufer das Herankommen der beiden anderen russischen Corps.

Am 7. November war Napoleon in Linz. Er lehnte einen Waffenstillstandsantrag ab und concentrirte seine Hauptarmee am rechten Donauufer. Nur die Corps von Marmont und Davoust wurden längs der Enns und Ybbs gegen Steiermark vorgeschoben, um Napoleon vor einem Flankenangriff des Erzherzogs Karl zu sichern. Bei Mariazell stieß Davoust am 8. November auf Merveldt, der sich von Kutusow getrennt hatte. Dessen Division wurde ganz zersprengt und nur 2000 Mann konnte Merveldt über Steiermark nach Ungarn retten.

Ein Versuch des Marschalls Mortier, auch das linke Donauufer zu behaupten, verlief aber ziemlich schlimm für ihn. Von Mauthhausen aus ziemlich sorglos vorrückend, wurde er am 15. November in dem Defilé zwischen dem Strom und den Bergen bei Dürnstein von Kutusow, der bei Krems stand, angegriffen. Vom Morgen bis in die Nacht dauerte der Kampf und erst in der Dunkelheit gelang es Mortier, den Rest seiner Division auf Schiffen über die Donau zu retten, wobei aber auch noch eines mit 400 Mann in den Grund gebohrt, ein anderes aufgefangen wurde. Die Zahl von 5500 Mann an Todten und Verwundeten und 1600 Gefangenen kostete den Franzosen dieser Tag. Das Verdienst desselben kommt aber nicht Kutusow zu, sondern dem Feldmarschalllieutenant Heinrich Schmidt, der Kutusow zum Angriff bewog und denselben auch leitete. Leider fiel dieser tapfere General, dem noch eine ehrenvolle Laufbahn bevorstand, während des Kampfes, von zwei Kugeln tödtlich getroffen, als er eine österreichische Colonne bei Weißkirchen vorführte. Ein Denkmal erinnert dort an ihn und jenen ehrenvollen Tag, der in so trüber Zeit als ein verheißungsvoller Lichtblick betrachtet wurde.

Wien war nun nicht mehr zu halten; es handelte sich nunmehr darum, den Gegner vom linken Donauufer abzusperren. Zu diesem Zwecke stand bei Floridsdorf Feldmarschalllieutenant Karl Fürst Auersperg mit 13.000 Mann und zahlreicher Artillerie.

Am 13. November rückte Marschall Joachim Murat (Bild S. 1165) durch die Mariahilfer-Linie in Wien ein und durcheilte sogleich mit einer Abtheilung Cavallerie die Stadt. An der großen Donaubrücke war Holz aufgeschichtet, um sie in *Brand* stecken zu können. Bei der Annäherung von Murat's Stab sprang ein öster-

reichischer Unterofficier heran, um Feuer anzulegen. Aber einer der Adjutanten Murat's nahm ihm mit dem Bedeuten, daß Friede sei, die Lunte aus der Hand. Nun ritt Murat über die Brücke und erklärte auch dem herbeigeeilten Auersperg, es sei ein Waffenstillstand abgeschlossen und die vereinbarte Demarcationslinie verlange den Rückzug der Oesterreicher. Auersperg schenkte diesen Worten Glauben, die dem allgemeinen Wunsche entsprachen, und zog sich, ohne die Brücke zerstört zu haben, auf der Brünner Straße zurück. Murat zog aber sogleich eine Division über die Donau, welche sofort bis Stockerau marschirte. Dadurch wurde Kutusow's Stellung unhaltbar und die Vereinigung seiner Armee mit jener des Erzherzogs Karl sehr erschwert. Er brach sofort auf und ging in Eilmärschen über Meissau nach Mähren, nur bei Hollabrunn ein Corps unter Bagration zurücklassend, dessen tapfere Haltung im Gefechte vom 16. November den Rückzug Kutusow's ermöglichte, der sich bei Pehrlitz mit den statt des abgesetzten Auersperg von Fürst Johann Liechtenstein geführten Oesterreichern vereinigte. Zwischen Olmütz und Brünn stieß die zweite russische Armee unter Buxhövden zu ihm, wenige Tage später Großfürst Constantin, so daß die verbündete Armee wieder 83.000 Mann zählte (darunter 16.000 Oesterreicher) und den Angriff der Franzosen in der günstigen Stellung bei Olschan ruhig erwarten konnte, denn Napoleon war zu einem solchen genöthigt. Seine Armee war durch die lange Operationslinie vom Rhein bis an die mittlere Donau geschwächt, so daß er bei Brünn nicht mehr als höchstens 70.000 Mann vereinigen konnte. Dagegen zogen unter Bennigsen und Essen zwei neue russische Corps heran. Erzherzog Ferdinand nahte aus Böhmen mit 10.000 Mann und in zehn Tagemärschen konnte Erzherzog Karl mit seiner Armee zur Stelle sein.

All diese Rücksichten mußten Napoleon in gleichem Maße zum Schlagen drängen, wie sie das verbündete Heer auf eine rein defensive sich haltende Kriegführung wiesen. Für diese sprachen aber auch politische Gründe, denn der Beitritt Preußens zur Coalition stand bevor. Der alte Herzog von Braunschweig hatte seinen Einfluß gegen das franzosenfreundliche Ministerium Haugwitz dafür eingesetzt, indem er ahnungsvoll sagte: „Wenn Napoleon mit seinen jetzigen Gegnern fertig ist, kommen wir an die Reihe.“

Am 18. November waren die Monarchen von Oesterreich und Rußland im Lager von Olschan angekommen, und Kaiser Alexander I. von Rußland übernahm den Oberbefehl. Jugendlich, feurig und ehrgeizig träumte er von Lorbeeren und wollte dieselben nur allein pflücken, nur seinem Heer verdanken. Er drängte daher gegen Kutusow's Meinung zur Offensive und auch der Widerspruch der österreichischen Generäle blieb erfolglos. Kaiser Franz selbst sehnte eine Entscheidung herbei, denn er fühlte die Leiden seiner von zwei fremden Armeen bedrückten Provinzen mit. Am 24. November wurde der Angriff auf die französische Armee beschlossen, womit auch die große Mehrzahl der österreichischen Officiere einverstanden war, welche den Hochmuth und die Selbstüberschätzung ihrer russischen Waffenbrüder nur schwer ertrugen.

In fünf Colonnen — drei russischen unter Doktorov, Langeron und Przybiszewski und zwei österreichischen unter Johann Liechtenstein und Hohenlohe — brach man gegen Brünn auf. Schon am 27. November kam es bei Wischau zu einem kleinen Gefechte, das ebenso wie die an den folgenden Tagen mit dem Rückzug der Franzosen endete. Am 28. bog die verbündete Armee vor der Brünn-Olmützer

Straße ab und wendete sich gegen die kleine Littawa. In einem von parallelen Höhenzügen, die von Nord nach Süd streifen, durchfurchten Terrain, das von zahlreichen Bächen durchflossen wird, die damals zu Teichen gestaut waren, standen sich die beiden gleichstarken Armeen am Abend des 1. December gegenüber.

Zwischen ihnen lagen am Goldbach die Dörfer Schlapanitz, Bellowitz, Puntowitz, Sockolnitz, Kobelnitz, Telnitz und Mönnitz. Entscheidend war der Besitz von Pratzen, das am Abhang eines langgestreckten Höhenzuges liegt.

Im österreichischen Hauptquartier war man zum Angriff entschlossen, aber auch Napoleon gedachte die Offensive zu ergreifen. Sein Plan war ein Angriff auf die ganze Thallinie des Goldbaches, der Hauptstoß aber sollte auf Pratzen gerichtet



Böhmische Landwehr. (Seite 1178.)

werden, um das verbündete Heer zu sprengen, dann erst kam die Reihe an den linken Flügel, der in der Front schwer anzugreifen war.

Ohne Widerstand zu finden, rückten die Franzosen am frühen Morgen des 2. December bei dichtem Nebel und großer Kälte in das schmale Thal. Bei Telnitz und Sockolnitz kam es zu den ersten Kämpfen, die Verbündeten drangen zwar an verschiedenen Stellen über den Goldbach, konnten aber die Franzosen nicht aus dem Thal vertreiben. Es fehlte bei den Verbündeten an einer einheitlichen Leitung, die nominell in den Händen Kutusow's lag, thatsächlich aber von Kaiser Alexander geübt wurde. Die einzelnen mit Bravour durchgeführten Kämpfe hatten keinen Zusammenhang, die errungenen Vortheile wurden nicht ausgenützt.

Erst als der Nebel vollkommen gewichen war, ging Napoleon an die Aus-

führung seines Planes. An den Flügeln sollte der Kampf nur hinhaltend geführt werden, gegen das Centrum aber bereitete Soult den Angriff mit 26 Bataillonen vor. Unterdessen hatte Kaiser Alexander auch der bei Pratzen stehenden Colonne den Befehl zum Vorrücken ertheilt. Nur zögernd gehorchte Kutusow, der zwar kein genialer Feldherr war, aber doch so viel Erfahrung hatte, um die Wichtigkeit dieses Punktes einzusehen. Ohne Widerstand zu finden, kamen die Russen zu der ersten Terrainfurche, aber von den Kämmen der nächsten Hügelreihe wurden sie von dem vernichtenden Feuer der Bataillone Soult's empfangen. Sie weichen und ihnen auf dem Fuß nach drängen die Franzosen, die hier 24.000 Mann gegen 12.000 Mann in das Gefecht brachten. Unter dem Schutze von neun österreichischen Bataillonen



Oesterreichische Landwehr. (Seite 1178.)

formiren sich die Russen neu, aber gerade der Umstand, daß die Nebencolonnen schon unten im Thalgrunde kämpften, wurde verderblich, denn dadurch wurde eine Unterstützung auf dem entscheidenden Punkte bei Pratzen unmöglich.

Wohl führte Langeron einige Bataillone herbei, aber sie wurden von der Uebermacht umzingelt und buchstäblich vernichtet. Um 11 Uhr Vormittags waren die Höhen von Pratzen von den Franzosen erobert und die Schlacht rettungslos verloren. Auf den Hügeln schlug man sich zwar noch, aber die vom Centrum ausgehende Verwirrung griff immer mehr um sich, bald schloß sich auch der rechte Flügel der wilden Flucht an, in die auch Kaiser Alexander mit seinem Stabe mitgerissen wurde. Nur auf dem linken Flügel hielt Buxhövden mit eiserner Standhaftigkeit aus; aber die allgemeine Sache hatte keinen Vortheil davon, nur tausende von

tapferen Männern wurden vergeblich geopfert. Die eine Abtheilung mußte endlich nach heroischem Kampfe bei Sockolnitz die Waffen strecken, die zweite wurde auf die schmalen Wege zwischen die Teiche bei Telnitz zusammengedrängt und ging durch das Geschützfeuer der Franzosen zu Grunde oder wurde gefangen. Die russische Artillerie fiel ganz in die Hände der Franzosen, die österreichische rettete Kienmayer mit seinen Reitern. Die Russen hatten 21.000 Mann, die Oesterreicher ungefähr ein Drittel ihres Standes, also 5000 Mann verloren. Der Verlust der Franzosen war verhältnißmäßig sehr gering, wenn auch die Zahlen in ihren Bulletins — 800 Todte und 6000 Verwundete — von vorneherein unwahrscheinlich erscheinen. Aber mit der Wahrheit nahmen sie es ja nicht so genau, das beweisen die tausende russischer Soldaten, welche nach den Angaben der Sieges-Bulletins in den Teichen von Telnitz ertranken, in welchen, wie ein vaterländischer Historiker treffend sagt, wohl tausende von Weißfischen, aber nicht so viele Russen Platz hatten.

Genannt wird diese Schlacht eigentlich ganz ungehörig nach dem Städtchen Austerlitz, in dessen Schloß Napoleon die folgende Nacht zubrachte.

Kaiser Alexander war ganz gebrochen, denn seine Träume von Siegesruhm waren zu grausam in ihr Gegentheil verkehrt worden. Das Friedensbedürfniß war allgemein. Am Tage nach der Schlacht trafen die Kaiser Franz und Alexander in Tscheitsch zusammen, und am 4. December erhielt der erstere mit dem Anerbieten eines Waffenstillstandes eine Einladung Napoleon's zu einer Zusammenkunft.

Diese fand in einer Mühle beim Dorfe Nasiedlowitz statt und führte zu einem allgemeinen Uebereinkommen, nachdem sich Kaiser Franz für den Rückzug der Russen aus Oesterreich verbürgt hatte.

Am 6. December wurde in Austerlitz der Waffenstillstand vereinbart und am gleichen Tage verabschiedete sich Kaiser Franz in Holitsch von Alexander, dem zwar das Ende der Feindseligkeiten sehr erwünscht kam, es aber mit merklicher Bestimmtheit hinnahm, das dasselbe, ohne seine Zustimmung einzuholen, beschlossen worden war. Am 9. December begann über Kaschau, Dukla, Lemberg der Rückmarsch der Russen, deren soldatische Tüchtigkeit ein militärischer Kritiker jener Zeit mit den Worten kennzeichnet: „Sie haben die Tapferkeit eines Ebers, der in den Spieß läuft, aber ohne Geist und Kriegskenntniß." Und ohne Kriegszucht, darf man wohl beisetzen. Auf der Flucht vom Schlachtfelde zu Austerlitz lösten sich alle Bande der Ordnung und des Gehorsams, und es ist nur begreiflich, daß gerade die höheren russischen Officiere auf den Abschluß einer Waffenruhe drangen. Flüchtige Abtheilungen russischer Soldaten plünderten das Gepäck des Czars, und Kaiser Franz mit seinen Begleitern mußte sich mit dem blanken Degen dieser zuchtlosen Horden erwehren.

Am 26. December 1805 erfolgte der Friedensschluß zu Preßburg — einer der härtesten, welcher Oesterreich je auferlegt wurde. Venetien, Friaul, Istrien und Dalmatien wurden an das Königreich Italien, dessen Krone ja auch Napoleon trug, abgetreten, Baiern mußte für die Frankreich geleisteten Dienste mit einem Theil der Vorlande, Vorarlberg und ganz Tirol entschädigt werden; Württemberg und Baden theilten sich in den Rest der vorderösterreichischen Besitzungen, dagegen erhielt Oesterreich Salzburg und Berchtesgaden. Wenn man diese Erwerbung in Abschlag brachte, bedeutete der Preßburger Friede für Oesterreich einen Verlust von 1140 Quadratmeilen und 2,800.000 Einwohner.

Eine unmittelbare Folge desselben war die Niederlegung der deutschen Kaiserwürde.

Am 17. Juli 1806 traten sechzehn deutsche Fürsten, an der Spitze die Könige von Baiern und Württemberg zum Rheinbund zusammen, der unter Frankreichs Protectorat stand. Dadurch war dem deutschen Reich nach tausendjährigem Bestande in der bisherigen Form alle Bedeutung entzogen und die Kaiserkrone, lange schon nur ein Symbol, aber nicht eine Quelle der Macht und des Rechtes, wurde vollends entwerthet. Es war daher ein Gebot der Klugheit und Würde, als Franz sie am 6. August 1806 niederlegte, nachdem sie seit 1273 von zwanzig Fürsten seines Hauses getragen worden war.

* * *

Es war nur ganz natürlich, daß sich, als die erste Bestürzung über die schweren Schicksalsschläge überwunden war, alle Blicke auf den Mann richteten, der die traurige Genugthuung besaß, seine trüben Vorhersagungen eingetroffen zu sehen, und dessen Wirken in der allgemeinen Zerrüttung allein zielbewußt und erfolgreich gewesen war. Noch im December 1805 wurde Erzherzog Karl an das Hoflager nach Holitsch berufen, wo verschüchtert und rathlos die Regierungsmänner weilten. In seiner schonungslosen Weise schreibt Erzherzog Karl, der am 20. in Holitsch eintraf: „Ich fand hier einen wahren babylonischen Thurm. Alle Welt gibt Rathschläge, befiehlt, verfügt, ordnet an — und Niemand befolgt; Alle thun und machen nichts als Dummheiten."

Dem Eingreifen des Erzherzogs gelang es, Ordnung in das Chaos zu bringen, Cobenzl und seine Vertrauten wurden entfernt — „sie haben dem Staate tödtliche Wunden geschlagen", sagt Karl — und an die Spitze der Regierung wurde im Jänner 1806 Graf Philipp Stadion, ein hochgebildeter, energischer Mann berufen, dessen Freisinnigkeit mit einem tiefen Haß gegen die Revolution und die brutale Gewalt des französischen Kaiserreiches gepaart war. Es ist hier nicht der Platz, um den gewaltigen Aufschwung in geistiger und materieller Beziehung zu schildern, welchen die Monarchie trotz der schmerzlichen Verluste des letzten Krieges nahm. Wir werden denselben vom uns näherliegenden Standpunkt der Entwicklung der Wehrverhältnisse ermessen können.

Am 10. Februar 1806 erließ Kaiser Franz folgendes Handschreiben an seinen Bruder Karl: „Nach den letzten unglücklichen Ereignissen und dem mit so großen Aufopferungen errungenen Frieden ist es von der höchsten Nothwendigkeit, die Kriegsmacht der Monarchie in eine solche Verfassung zu bringen, daß sie, der Volksmenge und der Lage der Finanzen angemessen, durch Ordnung und Bildung ausgezeichnet und eine zuverlässige Schutzwehr meiner Erblande sei. Den ersten Schritt zur Erreichung dieses Zweckes thue ich dadurch, daß ich Euer Liebden in der Eigenschaft als Generalissimus an die Spitze meiner sämmtlichen Armee setze. Das Bewußtsein der Truppen, daß, wenn mir einst wieder ein Krieg abgenöthigt werden sollte, sie unter Ihrem Oberbefehl stehen werden, wird die schon gedienten Männer an die Lorbeeren erinnern, die sie sich unter Ihrer Anführung so oft auf dem Schlachtfelde gesammelt haben, und wird den übrigen jenes Vertrauen auf die Tapferkeit, Talente und Sorgfalt ihres Feldherrn einflößen, das am sichersten zum Siege führt. Mit der Würde eines Generalissimus übertrage ich Euer Liebden zugleich die Oberleitung meiner Kriegsmacht in Friedenszeiten, dergestalt, daß Sie dem Hofkriegsrath und allen übrigen Militärbranchen vorstehen sollen . . . . . . Nebstbei erwarte ich von Ihrem umfassenden

Geiste und Ihrer rastlosen Thätigkeit die Entwerfung größerer Einrichtungs- und Verbesserungspläne und die wirksamste Vorsorge für die pünktliche Ausführung derselben."

In welcher Weise Erzherzog Karl die ihm übertragene Riesenaufgabe löste, werden wir am besten aus den Resultaten sehen. Meinte doch damals ein fernstehender und nicht eben günstig gesinnter Betrachter: „Es scheint, als ob Oesterreich seine innere Kraft zum ersten Male recht erprobt und verwendet." Und wie Friedrich II. im siebenjährigen Krieg über die Tüchtigkeit der Oesterreicher unliebsam erstaunte, mußte auch Napoleon, als er ihnen das nächste Mal gegenübertrat, deren Fortschritte und hohe Ausbildung anerkennen.

Ohne in irgend einer Weise gehemmt zu sein — denn seine Gegner und Neider hatten alle Ursache, zu schweigen — führte der Erzherzog sein Werk durch, zu dem er sich als verständnißvolle Gehilfen drei Männer seines Vertrauens, den Feldmarschall-lieutenant Graf Philipp Grünne, den General-Quartiermeister Mayer und seinen Generaladjutanten Baron Wimpffen zugesellte. Mit der größten Hingebung für die Sache verband der Erzherzog eine für den Einzelnen manchmal schmerzliche, aber sehr heilsame Rücksichtslosigkeit gegen die Personen. Nicht weniger als fünfundzwanzig höhere Generäle wurden in den ersten Monaten des Jahres 1806 pensionirt und jüngere, mit der modernen Kriegführung vertraute Kräfte bevorzugt. Der Hofkriegsrath erhielt eine neue Organisation, welche eine rasche Geschäftsführung ermöglichte. Die ganze Armee erhielt schon im Frieden eine Ordre de bataille; sie wurde in Corps getheilt, wodurch die Truppen sich an eine bestimmte Zusammengehörigkeit gewöhnten und die Mobilisirung für den Krieg sowie der Aufmarsch wesentlich erleichtert wurde.

Neue Reglements trugen durch Vereinfachung des Exercitiums und rasche Beweglichkeit der Unterabtheilungen den Erfahrungen der letzten Kriege Rechnung. Besondere Wichtigkeit legte man auf die Vermehrung und Ausbildung der eben entstandenen Jägertruppe, welche eine eigentlich bisher fehlende leichte Infanterie ersetzen sollte.

Die Bewohner der österreichischen Alpenländer boten für diese Truppe das herrlichste Menschenmaterial. Damit war auch der Anstoß zur Einführung systematischer Schießübungen gegeben, welche bisher nicht bestanden hatten. Auch die Artillerie wurde vollkommen umgestaltet und durch ein geregeltes Remontirungswesen, die Errichtung eines Equitationsinstitutes und Aufstellung von Pferdedepôts eine der größten Schwierigkeiten jeder Mobilisirung, die Beschaffung des Pferdematerials, behoben.

Eine der wichtigsten Maßregeln, durch welche mit dem bisherigen Armeesystem vollkommen gebrochen und das Heerwesen wieder — auf die uralten Institutionen zurückgreifend — auf die breiteste, volksthümliche Basis gestellt wurde, war die Schaffung der Reservemiliz und die Einrichtung der Landwehr. (Bilder S. 1172 u. 1173.)

Wir werden beide noch näher kennen lernen und es sei hier nur erwähnt, daß die Miliz als dauernde Reserve der stehenden Armee gedacht war, aus welcher diese ihre Abgänge ersetzte, während die Landwehr, um deren Organisirung sich besonders Erzherzog Johann verdient machte, an Stelle der früheren Aufgebote trat und als Nationalbewaffnung zum Schutze des Landes gegen Invasionen dienen sollte.

Nicht mit Unrecht verfolgte Napoleon diese Maßregeln mit Mißtrauen und Besorgniß, denn die österreichische Heeresmacht wurde trotz der schmerzlichen Einbuße an Land und Leuten auf eine Höhe gehoben, die sie noch nie eingenommen hatte.

Und gegen welche Seite diese Rüstungen gerichtet waren, darüber konnte gleichfalls kein Zweifel sein, wenn man den Gang der Ding verfolgte, welcher von lauter Merksteinen französischen Uebermuthes und brutaler Verletzung aller europäischen Rechtszustände begleitet war.

An Preußen hatte sich noch 1806 die Prophezeiung des Herzogs von Braunschweig erfüllt. Nachdem es sich für sein Zögern und seine zweideutige Haltung während der dritten Coalition hatte durch Hannover belohnen lassen, kam es selbst an die Reihe. Der Tag von Auerstädt und Jena warf den verknöcherten Drillstaat und die Drillarmee Friedrich's II. über den Haufen, und es offenbarte sich eine innere Haltlosigkeit, gegen welche die Zustände Oesterreichs, auch nach den schwersten Niederlagen, glänzend genannt werden mußten.

Kaiser Franz wies die Anerbietungen Napoleon's zurück, der ihm für ein Bündniß Preußisch-Schlesien anbot, aber er konnte sich auch nicht entschließen, die laue Haltung Preußens im Vorjahre dadurch zu vergelten, daß er die kaum wiedergewonnene Kraft zu Gunsten desselben wagte. Die russische Hilfe kam zu spät und verwandelte sich bald in eine förmliche Gegnerschaft, so daß Preußen zu einem Frieden gezwungen war, der ihm die Hälfte seines Gebietes kostete.

Damit war Napoleon Gelegenheit zu gewaltsamen Eingriffen in die inneren Verhältnisse Deutschlands gegeben. Der Rheinbund wurde geschaffen, welcher ganz Süd- und Westdeutschland unter sein Machtgebot beugte und ihm die Waffenfolge von 130.000 Deutschen sicherte — „germanorum auxilia contra germanos“ tadelt schon Tacitus. Eine Reihe willkürlicher Staatenbildungen in Deutschland, Holland und Italien vernichtete vollends jedes öffentliche Recht in Europa, und auf dem berüchtigten Congresse zu Erfurt zeigte die Intimität zwischen Napoleon und Czar Alexander die furchtbare Gefahr einer Theilung Europas zwischen Frankreich und Rußland. Nur Spanien gab das Beispiel, daß ein um seine nationale Unabhängigkeit kämpfendes Volk auch den größten Machtmitteln zu widerstehen vermag. Der Krieg in Spanien, von den Engländern geschürt und unterstützt, war die erste eiternde Wunde am unnatürlichen aufgeschwollenen Staatskörper Frankreichs. Je mehr sie allen Bemühungen Napoleon's spottete, eine gewaltsame Heilung zu erzwingen, desto reizbarer wurde er gegen jede andere Gefahr, desto drohender sein Auftreten gegen Oesterreich, das sich mit ungeahnter Kraft von seiner letzten Niederlage erhob.

Im Herbst 1808 war kein Zweifel mehr, daß man vor einem neuen Krieg mit Frankreich stehe. Und die öffentliche Meinung, die Stimmung der Bevölkerung war auch viel kriegslustiger als der Hof und die Regierung, obwohl auch diese sich nie darüber getäuscht hatten, daß man einem neuen Zusammenstoß mit dem von Napoleon's Gewaltnatur fortgerissenen Frankreich entgegengehe. Der allgemeine Haß gegen Napoleon war die mächtige Triebfeder im Innern der Monarchie; er verschaffte ihm in allen Ländern, welche die schwere Hand des Corsen fühlten, zahllose Bundesgenossen. Konnte sich auch Preußen, auf welches auch Rußland drückte, nicht entschließen, allein auf Oesterreichs Seite zu treten, so bereiteten sich doch Unternehmungen vor, welche unter Umständen sehr werthvoll sein konnten. Friedrich Wilhelm von Braunschweig schloß einen förmlichen Vertrag mit Oesterreich, und sein berühmter Zug, wie das Unternehmen Schill's, beweisen, daß es nicht so vermessen war, auf eine Erhebung von ganz Norddeutschland zu rechnen. Graf Wallmoden suchte den Hof in Sicilien für einen Handstreich gegen Neapel zu gewinnen;

weitverzweigte Fäden umspannten ganz Italien, Istrien und Dalmatien, namentlich aber die ehemals österreichischen Alpenländer, welche als Schauplatz eines sorgfältig vorbereiteten Volkskrieges ausersehen waren.

Die Stimmung der österreichischen Bevölkerung machte sich so offen geltend, wie man es noch nie erlebt hatte, und es war ein bedeutsames Zeichen, daß man diese Kundgebungen duldete. Lange bevor Arndt und Körner ihre poetischen Mahn- und Trotzrufe erschallen ließen, dichteten die Oesterreicher Collin, Castelli, Graf Chorinsky und Fellinger ihre patriotischen Gesänge, welchen theilweise hoher poetischer Werth nicht abzusprechen ist, die aber, aus vollem, zornerfülltem Herzen kommend, durch die allgemeine Begeisterung hervorgerufen wurden und sie von Neuem entfachten.

Unter dem durchsichtigen Vorwand von Uebungen berief man im Winter von 1808 bis 1809 die ersten Landwehrbataillone unter die Waffen. Es ist kein bloßes Bild, sondern der Ausdruck entspricht vollkommen der Wahrheit, wenn man sagt, daß ganz Oesterreich einem Heerlager glich. Wien allein stellte sechs Bataillone und man mußte viele der sich Meldenden abweisen, ja, es kam zu Excessen, weil niemand zurückbleiben wollte. Ein Gewerbsmann erschoß sich aus Kränkung, weil er zu schwach befunden wurde, andere rüsteten auf eigene Kosten ihre Gehilfen aus, und ein Lastträger widmete seine ganzen langjährigen Ersparnisse für Landwehrzwecke.

Aehnlich geschah es auch in den Provinzen. Fast überall meldeten sich mehr, als man aufgerufen hatte und nehmen konnte. In Ungarn errichteten einzelne Magnaten und Comitate ganze Regimenter oder Escadronen, und Geld, Pferde, Lebensmittel wurden mit vollen Händen gespendet. Eine Begeisterung hatte alle Theile der Monarchie, alle Classen der Bevölkerung erfaßt, vor welcher alle kleinlichen Rücksichten verschwanden und das schwerste Opfer leicht wurde.

Man verstand in den leitenden Kreisen diese Bewegung, wußte sie zu leiten und zu benützen, scheute sich aber auch nicht, dieselbe anzuerkennen. „Wir stehen gegen Jedermann auf, der unsere Selbstständigkeit und unser Eigenthum antasten will“, heißt es in einem Tagesbefehl des Erzherzogs Karl an die böhmische Landwehr (Bild S. 1172); „wir wollen nicht Sclaven fremder Herrscher werden“.

Und noch entschiedener klang es, wenn Erzherzog Johann der innerösterreichischen Landwehr (Bild S. 1173) zurief: „Liebe zum Vaterland, Enthusiasmus für Selbstständigkeit, Haß gegen alle fremden Tyrannen, erhabenes Bewußtsein des eigenen Werthes, lebendiges Gefühl unserer Kraft, echter altösterreichischer Sinn geben der Landwehr ihr Dasein!“

Am 28. März 1809 sang die berühmte Anna Milder im Redoutensaale der Hofburg ein feuriges Kriegslied Collin's vor einem alle besseren Stände umfassenden Publicum:

„Wir stehen vor Gott! Hör' uns, Gott!
Wir schwören!
Wir halten zur Fahne in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht —
Wir schwören!“

klang das Lied, und in überquellender Begeisterung, die mehr Werth hatte als eine bloße momentane Demonstration, brachen die Versammelten in den Ruf aus: „Wir schwören!“

Und wer Gelegenheit dazu hatte, erfüllte in seiner Weise, nach seiner Kraft diesen Schwur — mag es nun auf dem Schlachtfelde oder im willigen Ertragen aller Opfer, oder endlich durch die Unterwerfung unter ein widriges Schicksal sein, das den höchsten Anstrengungen diesesmal noch den Kranz des Erfolges raubte.

Das Jahr 1809.

Schon im Februar waren die Beziehungen zu Frankreich so gespannt, daß Napoleon seinen Gesandten, General Anton Graf Andreossy, von Wien abberief. Die wiederholten Beschwerden über die österreichischen Rüstungen wurden ausweichend und endlich in der Erklärung vom 27. März in einer Weise beantwortet, welche als Kriegserklärung aufgefaßt werden mußte.

Am 20. Februar war die Ernennung des Erzherzogs Karl zum Generalissimus, und zwar mit einem für die Zwecke des Krieges wesentlich erweiterten Vollmachtskreis erneuert worden. Es stand ihm nicht allein der Oberbefehl über alle österreichischen Armeen zu, sondern er konnte auch für die Kriegszwecke über alle Kräfte des Staates unbeschränkt verfügen. Der frühere Präsident der Hofkammer, Graf Zichy, trat als „Armeeminister" für die Fragen der Administration an seine Seite, als Generalintendant der deuschen Armee fungirte Matthias von Fasbender, ein Mann besonderen Vertrauens beim Erzherzog, der jedoch noch vor Ausbruch des Krieges starb und durch Graf Friedrich Stadion ersetzt wurde. Für Inneröstereich wurde ein besonderer Hofcommissär in der Person des Grafen Franz Saurau, für Tirol und Italien, wo sich Volksaufstände zu Gunsten der österreichischen Herrschaft vorbereiteten, in jener des Grafen Goëß ernannt.

Am 1. März ordnete der Erzherzog an, daß die Armee auf den Kriegsfuß zu setzen und die Landwehr einzuberufen sei, um in Brigaden eingetheilt zu werden. Aber es zeigte sich, daß der junge Organismus noch nicht so prompt functionirte, als man allzu sanguinisch vorausgesetzt hatte. Die Einrückungen erfolgten verspätet, namentlich das ungarische Aufgebot war erst in Monaten zu verwenden, hier fehlte es an Pferden, dort an Armaturen — die tausend und tausend Räder der Heeres-Administration wirkten trotz aller Vorhersicht nicht so ungestört ineinander, als man erwartet hatte und es wünschenswerth war. Diesen Hemmungen fiel als erstes Opfer der General-Quartiermeister Mayer, an dessen Stelle General Prohaska trat, den man in der Armee wenig kannte. Die entscheidende Rolle als Rathgeber des Erzherzogs fiel dem Feldmarschalllieutenant Philipp Ferdinand Graf Grünne (geb. 1762, gest. 1854) zu, einem tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten und energischen Officier, der bereits 1793 Adjutant des Erzherzogs gewesen und seither stets in dessen Umgebung verwendet war.

Im Wesentlichen waren gegen Mitte März die Rüstungen vollendet. Die Sollstärke der ausrückenden Armee war auf 279.372 Mann Infanterie und 36.204 Reiter mit 791 Geschützen veranschlagt, jedoch wurde dieser rein nominelle Stand nicht erreicht. Dazu kam die Landwehr, welche 154 Bataillone bildete und nebst dem ungarischen Aufgebot auf 224.000 Mann veranschlagt war — eine Ziffer, die viel zu hoch gegriffen erscheint.

Nach dem sorgfältig ausgearbeiteten Kriegsplan lag das Schwergewicht der Operationen in Deutschland; das Vorgehen der anderen Armeetheile sollte nach den Ergebnissen des dortigen Krieges eingetheilt werden. Ursprünglich war die ungefähr

200.000 Mann starke, vom Erzherzog selbst befehligte Hauptarmee in Böhmen zusammengezogen, um gegen Franken vorzubrechen; die Zusammenziehung der französischen Corps bei Ulm und Augsburg bestimmten den Erzherzog zu einer theilweisen Verschiebung seiner Operationsbasis, indem er 174.000 Mann mit 518 Geschützen von Oberösterreich gegen Baiern vorgehen ließ und nur zwei Corps als eine Art Flankendeckung in Böhmen blieben. Unter dem Erzherzog dienten als Corpsführer die tüchtigsten österreichischen Generäle: so Fürst Johann Liechtenstein, ebenso tapfer als kenntnißreich, einer der besten Reiterführer, welche Oesterreich je besaß; Graf Friedrich Bellegarde, Baron Johann von Hiller, Fürst Franz Rosenberg und Fürst Franz Hohenzollern.



Alexander I. von Rußland. (Seite 1174.)

Von den jüngeren Generälen hatten Kienmayer, Vukassovich, Klenau, Stutterheim, Nordmann und namentlich Radetzky sich schon wiederholt hervor gethan und nicht blos den Ruf tapferer, sondern auch gründlich gebildeter Officiere erworben.

Die Armee von Innerösterreich, 48.848 Mann Infanterie und 4788 Reiter zählend, zu welchen später noch 25.000 Mann Landwehr kamen, stand unter dem Befehle des enthusiastischen Erzherzogs Johann, der damals schon in den Alpenländern unendlich beliebt war und namentlich im Geniewesen tüchtige Studien gemacht hatte.

Unter ihm dienten die Generäle Frimont, Splenn, Nobili und Gyulai, der überaus rührige Oberst Nugent und Franz Baron Fenner, der eigentliche

Schöpfer der österreichischen Jägertruppen. Nach dem ursprünglichen Plan sollte diese Armee in Tirol eindringen, wurde aber später gegen Italien gewendet und nur das Corps des Feldmarschalllieutenants Johann Marquis Chasteler mit 10.000 Mann und 71 Kanonen unterstützte den Volksaufstand in Tirol.

Die unklare, ja eher drohende Haltung Rußlands machte die Aufstellung einer Armee in Westgalizien unter dem Erzherzog Ferdinand d'Este nöthig. Dieselbe bestand aus 36.000 Mann und sollte, falls Rußland sich neutral verhalte, später gegen Sachsen vorgehen. Außerdem sammelten sich kleinere Corps, um die Franzosen in Istrien und Dalmatien anzugreifen, eine englische Armee war bestimmt, von Sicilien aus gegen Neapel vorzugehen, eine zweite sollte in Holland ausgeschifft werden



Johann Fürst Liechtenstein. (Seite 1183 u. ff.)

und von dort, südwärts vordringend, die Erhebung in Deutschland unterstützen. Als wichtiger Factor war endlich Spanien in Rechnung gezogen, das mit englischer Unterstützung noch immer heldenmüthig gegen Napoleon's Uebermacht ankämpfte, obwohl dieser 1808 selbst mit einem 200.000 Mann zählenden Heer über die Pyräneen gezogen war. Vielleicht lag aber gerade in dieser vielfachen Gliederung des Unternehmens, welche zum Gelingen ein kaum zu erzielendes Zusammenwirken erfordert hätte, eine der ersten Ursachen des Mißerfolges. Napoleon erkannte sofort, woher die einzige wirkliche Gefahr drohe, und wendete sich mit dem vollen Aufgebote seiner Kraft und seines überlegenen Genies gegen die Armee des Erzherzogs, fest überzeugt, daß alle anderen Unternehmungen, mochten sie auch theilweise gelingen, bedeutungslos werden müßten, wenn es ihm gelang, sich dieses gefährlichen Gegners zu entledigen.

Er hatte, als der Krieg mit Oesterreich unabwendbar erschien, Spanien verlassen und alle Vorbereitungen zum Kriege getroffen. Ganz so glatt ging es dabei allerdings nicht mehr ab. Der in den Revolutionsjahren aufgeflammte und durch die ersten glänzenden Erfolge des Kaiserthums künstlich genährte Enthusiasmus des französischen Volkes war verraucht, und ernüchtert fühlte es nun nur mehr die furchtbaren Lasten der ununterbrochenen Kriege. Selbst viele der Marschälle und Generäle, obwohl Kinder des Krieges, von Napoleon mit Würden und Reichthümer überschüttet, waren der ewigen Kämpfe müde und sehnten sich darnach, die Früchte der vielen Kriegsjahre nun in Ruhe zu genießen. Die Staatscassen waren erschöpft und durch außerordentliche Steuern mußten die Kosten der abermaligen Rüstungen aufgebracht werden. Sie fielen der Bevölkerung um so schwerer, als der Wohlstand und die Erwerbsfähigkeit durch die gewaltsamen wirthschaftlichen Maßregeln Napoleon's, aber auch durch die fortwährenden Verluste an den kräftigsten und productivsten Classen gesunken waren.

Schon mangelte es an Recruten, man mußte auf frühere Jahrgänge zurückgreifen und stellte schon Leute mit 17 und 18 Jahren unter die Fahnen. Die alten Bataillone, welche noch die ersten Schlachten der Republik geschlagen, waren am Po und Mincio, an der Donau und am Rhein, in den Gebirgen der Schweiz und in der Wüste Egyptens, an der Elbe und am Ebro nach und nach fast ganz zu Grunde gegangen. Um den neu ausgehobenen, nur halb abgerichteten Recruten Halt zu geben, wurden die bestehenden Regimenter zerrissen und neue aus altgedienten Leuten und der jungen Mannschaft gebildet. Ein Drittel der Armee, welche Napoleon gegen Oesterreich führte, bestand aber aus den Contingenten der Rheinbundsfürsten — wieder Deutsche gegen Deutsche! — und ganze Regimenter bestanden aus Italienern, Holländern, Wallonen und Portugiesen.

Sieben Armeecorps unter den Marschällen Bernadotte, Lannes, Marmont, Davoust, Augereau, Lefebure und Oudinot bildeten die deutsche Armee, Napoleon's, welche ungefähr 140.000 Mann mit 250 Geschützen zählte.

Am 9. April überschritt die Armee des Erzherzogs Karl die baierische Grenze. Ein von ihm erlassener „Aufruf an die deutsche Nation" enthielt die Stelle: „Wir überschreiten die Grenze nicht als Eroberer, nicht als Feinde Deutschlands. Nicht um deutsche Verfassungen, Rechte, Sitten und Gebräuche zu vernichten und fremde aufzudringen. Nicht um Throne zu stürzen und damit nach Willkür zu schalten; nicht um Deutschlands Habe uns zuzueignen und deutsche Männer in entfernten Unabhängigkeitskriegen aufzuopfern".

Nachdem der Inn zwischen Braunau und Schärding überschritten war, ging der Marsch gegen die Isar. Die Absicht des Erzherzogs ging vorerst auf Vereinigung mit den beiden aus Böhmen anrückenden Corps, um mit diesen dann über die Abtheilungen von Davoust und Lefebure herzufallen, bevor Napoleon selbst herbeikam. Dieser an sich richtige Plan scheiterte daran, daß die Concentrirung der Franzosen viel weiter vorgeschritten war, als man im Hauptquartier des Erzherzogs wußte und andererseits die Bewegungen der österreichischen Corps viel zu langsam und ohne gehörigen Zusammenhang erfolgten. In der That wendete sich das der französischen Armee zugedachte Schicksal gegen die österreichische.

Mit dem eigenen Centrum gegen Landshut vorrückend, hoffte der Erzherzog die bei Ulm und Augsburg, mit dem linken Flügel aber bei Nürnberg stehenden

Franzosen zu trennen. Passau und München wurden besetzt, die aus Böhmen kommenden Corps nahmen Amberg, und am 16. April wurden die Baiern unter Deroi aus Landshut vertrieben. Um deren Verbindung mit dem gegen Neustadt ziehenden Davoust zu hindern, gab der Erzherzog den Corps Rosenberg und Hohenzollern den Befehl, den Marschall am 18. April anzugreifen; ein vorschneller Entschluß, da die übrigen Abtheilungen der Oesterreicher noch zu weit entfernt waren, um eingreifen und eine günstige Entscheidung erzwingen zu können.

Die Gefechte vom 18. April, die man unter dem Namen der Schlacht von Thann zusammengefaßt, hatten daher nicht den gewünschten Erfolg. Die äußerst starke Stellung der Franzosen bei Dingling konnte trotz aller Anstrengung nicht bewältigt werden. Die äußerste Ermüdung der Truppen, die Verwundung fast aller Führer — darunter Vukassovich, Prinz Lusignan, Fürst Alois Liechtenstein — bestimmte Hohenzollern zum Abbrechen des Gefechtes, obwohl Rosenberg bei Peising einige Vortheile über die Baiern erfochten hatte.

Die Vereinigung Davoust's mit den Baiern war nun nicht mehr zu hindern, aber dies war nicht die schlimmste Folge der Schlacht bei Thann. Am Tage derselben war Napoleon (Bild S. 1189) bei der Armee angekommen und hatte sofort die Leitung der Operationen angetreten. Der Fortgang derselben rechtfertigte zum Theil das etwas bombastische Wort: „Ich komme wie der Blitz!" das er in seinem ersten Tagsbefehl gebrauchte. In zwei Tagen hatte er nicht allein seine eigene Armee zwischen Ingolstadt und Landshut vereinigt, sondern auch einen Flügel zwischen die österreichischen Corps geschoben. Diese zu trennen, den linken Flügel bei Landshut zu schlagen und von dort aus direct gegen die österreichische Operationsbasis am Inn zu rücken, war Napoleon's kühn entworfener und meisterhaft ausgeführter Plan. Es ist allerdings wahr, daß ihm derselbe durch die fehlerhafte Disposition der österreichischen Corps erleichtert wurde, welche einzeln zum Schlagen gezwungen wurden, ohne sich gegenseitig unterstützen zu können.

Am 20. April wurde an mehreren Punkten gekämpft. Bei Biburg wurde ein Theil vom Corps des Erzherzogs Ludwig durch die von Napoleon selbst geführten Baiern geworfen. Auf dem Rückzug nochmals angegriffen, ging dann das Corps ziemlich unregelmäßig gegen Landshut zurück, wohin sich auch Hiller wendete, da er auf keine andere Weise die ihm aufgetragene Vereinigung mit Erzherzog Ludwig erzielen konnte. Am blutigsten aber wurde bei Abensberg gekämpft, wo General Thierry bis nach Rohr weichen mußte und dort, nochmals von Lannes angegriffen, in Unordnung gegen Rottenburg floh. Die Fehler der österreichischen Dispositionen und die ausgezeichnete Taktik Napoleon's bewirkte das doppelt ungünstige Resultat, daß jedes Corps, selbst isolirt, von zwei oder drei Seiten gefährdet war.

Nun war die Trennung des linken Flügels unter Hiller und Erzherzog Ludwig vollzogen, diese beiden Corps in Folge der Schlacht bei Abensberg in vollem Rückzug, heftig verfolgt von den Gegnern. Bei Landshut vereinigten sich am Nachmittag des 20. April die beiden österreichischen Corps und der Kampf entbrannte sofort mit den nachdrängenden Franzosen und Baiern vor und in der Stadt. Erst als Massena's Corps mit einer Umgehung drohte, räumte Hiller die Stadt und die besonders hartnäckig vertheidigte Feste Trausnitz. Obwohl seit vier Tagen unabläßig kämpfend, zogen sich die Oesterreicher unter dem Schutz von Radetzky's Cavallerie doch in guter Ordnung gegen Neumarkt zurück. 2758 Mann waren gefallen,

2313 Gefangene und 25 Kanonen verloren. Landshut, der Punkt, auf welchem die Concentrirung der österreichischen Armee sich vollziehen sollte und reiche Magazine eingerichtet waren, in der Gewalt Napoleon's, dessen Armee sich zwischen den geschlagenen linken Flügel und die Hauptarmee zwängte.

Die erste Sorge des Erzherzogs, als er die Nachricht über die Gefechte vom 18. erhielt, war die Sicherung des Donau-Ueberganges, welcher für die Rückzugslinie nach Böhmen von entscheidender Wichtigkeit war. Es war nicht schwer zu erkennen, daß Napoleon daran dachte, der österreichischen Armee ein zweites Ulm zu bereiten, was ihm vielleicht gelungen wäre, wenn er die Donaulinie vollkommen in seine Gewalt bekommen hätte. Diese Gefahr wurde durch die Einnahme von Regensburg glücklich beseitigt, das Johann Liechtenstein noch am 20. Abends zur Capitulation zwang. Beim Hauptquartiere war man voll Jubel über diesen Erfolg, der unter andern Umständen allerdings von der höchsten Bedeutung hätte sein können. Man wußte ja noch nichts von den Unfällen, welche am gleichen Tag den linken Flügel getroffen hatten, ja, im Hauptquartier wartete man auf die Ankunft Hiller's, um zu einer kräftigen Offensive vorzugehen.

Nachdem der 21. April unter vereinzelten blutigen Gefechten verflossen war, entschloß sich der Erzherzog am nächsten Tage zu einem Angriff auf Davoust, der zur Schlacht bei Eckmühl führte.

In drei Colonnen (Kolowrat, Johann Liechtenstein und Hohenzollern) ging gegen Mittag die Armee gegen die Donau vor. Während sich hier der Kampf entspann, erschienen von Landshut her starke feindliche Colonnen, bei welchen der Kaiser selbst war. Fürst Rosenberg, dessen Corps in Reserve bei Schierling stand, nahm zum Schutz der gegen die Flanke des Erzherzogs führenden Straße eine trefflich gewählte Stellung, welche er drei Stunden gegen die von Napoleon selbst geführte Uebermacht vertheidigte. Erst eine Bedrohung beider Flanken und eine in der Front von 17 Cavallerieregimentern ausgeführte Attaque nöthigte Rosenberg zum Rückzug, der fortwährend fechtend gegen Eglofsheim gerichtet war.

Auf die Nachricht von diesem unerwarteten Angriff änderte der Erzherzog sofort seine Dispositionen. Er brach das Gefecht ab und änderte die Marschrichtung, welche nun auf Regensburg gerichtet wurde. Nur 32 Schwadronen, einige Grenadierbataillone und Batterien wurden auf die Straße gegen Eglofsheim entsendet, um Rosenberg zu verstärken und seinen Rückzug zu ermöglichen. Hier kam es, als schon die Nacht hereingebrochen war, zu einem wilden Reitergefecht, das die ganze Nacht durch dauerte.

Gespenstisch flogen im Mondlichte die flüchtigen Schaaren über die Ebene, kein Schuß fiel, nur das Klirren der Waffen, das Geschrei der Kämpfer, das Wiehern der Rosse, das Stampfen der Hufe deuteten auf den grimmigen Kampf, der hier ausgefochten wurde. Es war ein Rückzugskampf, der seinen Zweck erfüllte, indem er den Gegner möglichst lange aufhielt.

Das Vorschieben Massena's gegen Straubing ließ dem Erzherzog keine Wahl. Er mußte fürchten, am rechten Donauufer keinen Raum mehr zur Entwicklung seiner Armee zu finden, und beschloß, bei Regensburg über den Strom zu gehen. Noch in der Nacht wurde bei Weichs unterhalb Regensburg eine Brücke geschlagen, und auf dem linken Ufer errichtete Batterien sollten den Rückzug decken. Derselbe wurde am frühen Morgen den 23. April angetreten, während starke Abtheilungen Cavallerie Regensburg deckten. Erst gegen 9 Uhr warf Napoleon seine Kürassiere gegen dieselben.

Wieder that die österreichische Reiterei, von Johann Liechtenstein geführt, ihre Schuldigkeit in glänzender Weise. Immer wieder warf sie die Gegner zurück, bis die anderen Colonnen über die Brücke waren; dann passirten sie diese gleichfalls, ein Theil durchschwamm auf den Pferden die Donau. Nun begann der Kampf in Regensburg selbst, das Kolowrat mit äußerster Energie vertheidigte. Von den alten Mauern und Thürmen unterhielt er ein verheerendes Feuer, das die vorrückenden Franzosen noch durch drei Stunden abhielt.

Napoleon selbst wurde, seine Truppen leitend und anfeuernd, von einer matten Flintenkugel getroffen, was so viel Bestürzung erregte, daß das Gefecht zum Stehen kam. Auch als die Franzosen eingedrungen waren, kämpfte man noch in den Straßen fort, namentlich die Brücke vertheidigte Kolowrat mit äußerster Energie, um der Armee möglichst viel Zeit zum ungehinderten Rückzug zu erringen. Indessen machte der furchtbare Brand den Franzosen schon eine sofortige Verfolgung möglich. Der Uebergang vollzog sich endlich ganz ungestört und die Armee des Erzherzogs schlug über Cham den Weg gegen Böhmen ein.

Hiller war, als er die Unmöglichkeit einsah, zur Hauptarmee zu gelangen, rasch bis an den Inn zurückgewichen. Am 24. April schlug er bei Neumarkt die Franzosen und Baiern unter Bessières und Wrede, welche ihm den Weg verlegen wollten, so nachdrücklich, daß sie es nicht mehr wagten, ihn zu behelligen. Auf die Nachricht von den Vorgängen bei Regensburg beschleunigte er seinen Rückzug, um bei Linz wieder die Donau zu erreichen.

Die Kämpfe vom 18. bis 23. August hatten die Ueberlegenheit Napoleon's als Feldherr dargethan, aber der österreichischen Armee keine Unehre gebracht. In Folge der glänzenden Taktik des Kaisers hatte derselbe auf jedem Punkt, wo gestritten wurde, die Uebermacht besessen, sie aber nur mit äußerster Anstrengung und empfindlichen Opfern zum Sieg führen können. Zahlreiche Beispiele wahrhaften Heldenmuthes zeugten für die Stimmung der österreichischen Armee, und auch als sie, in zwei Theile getrennt, nach dem Verluste von nahezu 38.000 Mann zurückweichen mußte, bewies sie noch eine Haltung, welche dem Gegner Achtung und Vorsicht auferlegte.

Trotzdem läßt es sich nicht bestreiten, daß diese Kampftage sehr traurige Resultate mit sich brachten. Jene Armee, von deren Erfolgen alle anderen gegen Napoleon vorbereiteten Unternehmungen abhingen, war, wenn auch noch nicht endgiltig geschlagen, so doch sehr geschwächt und auf die Vertheidigung des eigenen Landes angewiesen. Der ganze Kriegsplan war durchkreuzt, das großartige Unternehmen eines gegen die fremden Bedrücker allerorten aufflammenden Volkskrieges gleich im Beginne gescheitert, oder, wo es schon zum Ausbruche gekommen war, trotz aller anfänglichen Erfolge voraussichtlich resultatlos. Auch die militärischen Erfolge, die auf den anderen Kriegsschauplätzen erfochten wurden, mußten aufgegeben werden, weil nun die unerbittliche Nothwendigkeit zu dem zwang, was vom Anbeginne hätte geschehen sollen: die Zusammenfassung der ganzen Kraft gegen jenen Punkt, von dem die größte Gefahr drohte.

Erzherzog Johann hatte den Feldzug früh begonnen und von Kärnten aus in einer Reihe glänzender Gefechte den Vicekönig Eugen bis in die venetianische Ebene zurückgedrängt, von wo dann die Verbindung mit Tirol und die Beherrschung von ganz Ober-Italien möglich war. In Folge der Treffen bei Pordenone und Sacile (15. und 16. April) wichen die Franzosen über die Piave zurück, Vicenza mußte geräumt werden und Ende April hatte Eugen sein Hauptquartier in Caldiero,

wo vor vier Jahren die Oesterreicher den einzigen Sieg des Jahres 1805 erfochten hatten. Die Unglücksbotschaften aus Deutschland machten dem weiteren Vordringen ein Ende und nöthigten das Heer von Inner-Oesterreich zum Rückzug.

Der Vicekönig folgte ihm auf den Fuß nach, so daß es schon am 8. Mai zu einem blutigen Rückzugsgefecht bei Conegliano kam. Erzherzog Johann leistete so hartnäckigen Widerstand, um alle zerstreuten Besatzungen an sich ziehen zu können, und erst als das gelungen war, ging es über den Ponteba-Paß nach Kärnten zurück. Der weitere Rückzug des österreichischen Heeres vollzog sich dann in Folge der Heldenthat zweier Officiere ziemlich ungefährdet, welche mit wenigen Tapferen der ganzen französischen Armee ein Halt geboten. Diese glänzende Waffenthat, bei weitem nicht so bekannt, als sie es wohl zu sein verdiente, verlangt eine eingehendere Erwähnung.

Wo sich die Kunststraße über den Predil von Friaul nach Kärnten durch die Felskolosse der karnischen Alpen hinanwindet, sperrten damals zwei hölzerne Blockhäuser den Engpaß der Flitscherklause. Das eine stand auf einer das ganze Thal beherrschenden steilen Anhöhe bei Malborghetto, das zweite dominirte die Straße am Predil. Beide entsprachen kaum dem damaligen Stand der Geschütztechnik, hatten einfache Brustwehren und ungedeckte Batterien; besonders gefährlich erschien es, daß die Blockhäuser selbst aus Holz bestanden, also durch Geschosse des Gegners leicht in Brand gesteckt werden konnten. Im Fort bei Malborghetto commandirte Hauptmann Hensel vom Geniecorps, unter ihm Hauptmann Kupka vom Infanterieregiment Nr. 52; die Besatzung bestand aus einer Compagnie Oguliner und ungefähr 50 aus verschiedenen Regimentern stammenden Soldaten. Die Vertheidigung des Forts auf dem Predil leitete Hauptmann Hermann vom Geniecorps, welcher über 222 Szluiner Grenzer verfügte.

Am 17. Mai Abends bezwang der Feind, nachdem drei seiner Angriffe blutig abgewiesen worden, mit großer Aufopferung die Stellung von Tarvis — erzählt in äußerst anschaulicher Weise ein Historiograph. — Die beiden Sperrpunkte von Predil und Marborghetto mußten inzwischen ihrem Schicksale überlassen werden, doch war es von großer Wichtigkeit, daß dieselben möglichst lange nicht in die Hände der Gegner fielen. — Schon am 16. Mai waren beide Forts umzingelt, Malborghetto zweimal zur Uebergabe aufgefordert. Mit spartanischer Kürze erwiderte Hauptmann Hensel: „Ich habe Befehl erhalten, mich zu vertheidigen, aber nicht zu unterhandeln."

Mehrere Male versuchte der Feind nun auf der Straße vorzurücken; das furchtbare Feuer aus den Blockhäusern vereitelte blutig jeden Versuch; in der Nacht überstieg er alle höheren Gebirge, umringte am 17. Vormittags von allen Seiten das Fort und ließ es nun durch die ganze Division Fontanelli von allen Seiten auf einmal bestürmen, während die Division Grenier zu ihrer Unterstützung vorrückte. Wüthend drangen die mit starkem Brantwein berauschten Soldaten vorwärts; gräßlich wüthete das Feuer der Besatzung unter ihnen und zwei heftige Stürme wurden von den tapferen Oesterreichern abgeschlagen. Die feindlichen Generäle, erzürnt über den Widerstand und besorgt wegen des Verlustes, den sie nur durch das Gelingen ihres Unternehmens entschuldigen konnten, befahlen den dritten Sturm; der Sieg mußte ihnen zu Theil werden, denn ihrer war die Ueberzahl.

Noch einmal werden die feindlichen Truppen von ihren Anführern vorwärts zum Sturm getrieben; doch der Widerstand blieb derselbe und neue Schaaren rücken vor, um über die Leichen ihrer getödteten Brüder zu stürmen. Da sinkt der Haupt-

mann Hensel schwer verwundet zu Boden. „Muth Kameraden!“ ruft er der Mannschaft zu. Doch mit seinem Falle hörte die ordnungsvolle, standhafte Vertheidigung auf, die Feinde ersteigen die Brustwehren und ein furchtbares Gemetzel beginnt. Die erbitterten Feinde geben keinen Pardon, nun kämpft Verzweiflung auf Seite der Oesterreicher und theuer verkauft jeder sein Leben, da er dem Tode nicht entgehen kann.

Der tapfere Hensel, der wehrlos auf dem Boden lag, wird von eben dem Officier erstochen, der ihn zweimal vergebens aufgefordert hatte; Hauptmann Kupka, gleichfalls verwundet, stürzt sich in die Arme eines Officiers. „Ich bin Ihr Gefangener!“ ruft er ihm zu; in seinen Armen erschlägt ihn von rückwärts ein feindlicher Zimmermann mit seinem Beil, daß er mit zerschmettertem Haupt zu Boden sinkt. Einige entrannen durch das Gewühl; nur wenige wurden gefangen und diese verdankten es dem Vicekönig, der eben herbeigesprengt kam und dem Blutvergießen sogleich Einhalt that.

Noch mußte das feindliche Heer, um die Hauptstraße ganz frei zu erhalten, das Blockhaus auf dem Predil erobern. Hauptmann Jankovich, von den Feinden gedrängt, hatte sich noch mit einer Schaar Szluiner hineingeworfen. Der Befehlshaber desselben befürchtete mit Recht, früher zur Uebergabe gezwungen zu werden, da sein Vorrath an Lebensmitteln durch die Ankunft der neuen Gäste weit schneller aufgezehrt sein werde; er nahm daher die Geretteten nur unter der Bedingung auf, daß sie sich bei der ersten Gelegenheit nach dem tapferen Tirol durchschlagen würden, und ließ sich dieses Versprechen durch einen Handschlag geloben. Er wies nun jede Unterhandlung, welche die Feinde anzuknüpfen suchten, sogleich zurück und schlug jeden ihrer Angriffe blutig ab.

Nach dem Fall von Malborghetto erfolgte eine neue Aufforderung; mehrere österreichische Gefangene wurden zugleich zu ihm hinaufgeführt, um durch die Erzählung des grausenvollen Loses ihrer Brüder in Predil zu erschüttern; dasselbe Schicksal, setzte der französische Unterhändler hinzu, stehe auch ihnen bei längerem Widerstande bevor.

Hauptmann Hermann hörte ruhig die Erzählung an und erwiderte kalt: „Die Vertheidigung des Blockhauses bis aufs Aeußerste sei ihm aufgetragen worden; den Tod fürchte er nicht. Wer den erhabenen Beruf in sich fühlt, sein Vaterland zu vertheidigen, müsse jeden Augenblick bereit sein, für dasselbe zu sterben, und er wolle mit Ruhm auf dem Felde der Ehre fallen!“

Das herzhafte Betragen des jungen Helden und wenige männliche Worte, zu seiner Mannschaft gesprochen, entflammten diese zur höchsten Begeisterung. In diesem schönen Augenblicke gelobten sie Alle feierlich, als wackere Waffenbrüder sich beizustehen und lieber zu fallen, als sich zu ergeben! Eine heilige Schaar, die sich dem Tod für das Vaterland geweiht hatte!

Der Feind rüstete sich sogleich zum Angriff, und kaum eine halbe Stunde nach der Aufforderung stürmten 5 bis 6000 Mann von der Division Serras von allen Seiten auf die Brustwehr heran. Umsonst — das Feuer aus dem Blockhause warf eine Schaar nach der andern zu Boden; immer neue rückten heran, Haufen von Leichen thürmten sich auf, Bäche von Blut rieselten die Anhöhe herab und noch hatte der Feind nichts gewonnen. Mit wilden Blicken nähern sich neue Schaaren, sie sehen sich dem Kriegsdämon geweiht, bringen vorwärts und theilen das Los ihrer gefallenen Brüder. Stunden schon währt der Kampf, da zündet eine Haubitzgranate das hölzerne

Blockhaus; der Feind erblickt die Flamme und jubelnd schleudert er neue Werkzeuge der Zerstörung dahin; vom Winde angefacht, verbreitet sich schnell das Feuer.

„Keine Capitulation!" ruft unerschrocken die Besatzung; ein Theil stirbt in den Flammen und muthvoll kämpfen die andern fort. Doch die Flamme wird immer heftiger und droht den Pulvervorrath zu erreichen. Da stürzt sich Hauptmann Hermann um zwei Uhr Nachmittags mit dem Rest der Besatzung aus dem Thore, mitten in die dichtesten Haufen der Feinde; er focht im Handgemenge so lange, bis er, schon öfters verwundet, durch den Blutverlust völlig entkräftet ist. Jetzt erst können die Feinde ihn tödten und seine tapfere Schaar fällt mit ihm — treu hat sie ihren Schwur gehalten.

Hauptmann Jankovich, schwer verwundet, ist der einzige Gefangene; ein Feldwebel und vier Gemeine liegen unter dem Schutte und werden vom Feind für todt gehalten; in der Nacht raffen sich die schwer Verwundeten auf und bringen die Nachricht, wie ihre Brüder den Heldentod gestorben.

Mit vollem Recht vergleicht man diese Episode des Jahres 1809 mit der berühmten Vertheidigung der Thermopylen durch Leonidas und seine tapferen Vierhundert. Aber wer kennt die Namen der Helden von Predil? Fast scheint es, als müßte eine Großthat in die Entfernung von fast zwei Jahrtausenden gerückt sein, um in ihrem vollen Werthe gewürdigt zu werden!

Auf die Nachricht vom raschen Vordringen Napoleon's gegen Wien beschleunigte Erzherzog Johann seinen Marsch gegen Graz, wodurch es freilich unmöglich wurde, die vereinzelten Abtheilungen an sich zu ziehen, welche meist gezwungen wurden, die Waffen zu strecken. Von Graz aus wendete sich Erzherzog Johann, den gleichen Weg einschlagend, wie vor vier Jahren sein Bruder, nach Ungarn, wo er bei Körmend seinen erschöpften Truppen eine Rast gönnte und Verstärkungen an sich zog. Vicekönig Eugen führte seine Armee über Bruck nach Wiener-Neustadt, wo er am 7. Juni ankam.

Der Plan des Erzherzog Johann, im Rücken der französischen Armee in den Alpenländern eine Diversion zu machen, fand im österreichischen Hauptquartier keine Billigung. Er erhielt die Weisung, sich in keine Schlacht einzulassen, welche seine Armee gefährden könnte, aber sich des wichtigen Uebergangspunktes bei Preßburg zu bemächtigen, um die Vereinigung mit der im Marchfeld stehenden Hauptarmee vollziehen zu können. Als der Erzherzog am 6. Juni von Körmend aufbrach, stieß er auf seinem Marsch auf französische Colonnen und mußte den weiteren Weg über Papa und Raab einschlagen.

An letzterem Orte vereinigte er sich mit der von Erzherzog Josef geführten ungarischen Insurrection, ließ sich aber — in der Meinung, es mit einem schwachen Corps zu thun zu haben — verleiten, die ihm am 11. Juni angebotene Schlacht bei Raab anzunehmen. Seine Armee bestand aus 20.000 Mann und 1600 Reitern von der Linie, 10.000 Mann des ungarischen Aufgebotes und 8000 irregulären ungarischen Reitern. Der Vicekönig von Italien aber brachte nach und nach gegen 40.000 Mann von seinem und dem Corps des Marschalls Macdonald in das Gefecht, welchen Napoleon ihm zugetheilt hatte, um die Vereinignng der beiden österreichischen Armeen hindern zu können. Dessenungeachtet nahm die Schlacht einen für die österreichischen Waffen günstigen Fortgang; die Liniencavallerie führte glücklich eine Ueberflügelung des Gegners durch und besonders die steierische Landwehr focht mit großer Bravour.

Als aber das französische Geschützfeuer die irreguläre ungarische Cavallerie in Unordnung brachte und der Feind die Rückzugslinie des Erzherzogs bedrohte, brach dieser die Schlacht ab und trat den Rückzug gegen Komorn an. Abermals bedeckte sich



Napoleon I. (Seite 1183 u. ff.)

die steierische Landwehr mit Ruhm; sie vertheidigte den Meierhof von Kismagyar gegen eine vielfache Uebermacht mit großer Bravour; alle Officiere fielen und mehr als drei Viertheile der Mannschaft. Der Verlust in der Schlacht bei Raab belief sich auf 5000 Mann.

Auch Erzherzog Ferdinand d'Este hatte in Galizien einige Vortheile errungen. Am 13. April schlug er bei Raszin ein starkes polnisches Corps unter Fürst Poniatowski, erzwang am 23. die Capitulation von Warschau und machte dadurch einer Schöpfung von Napoleon's Gnaden, dem Großherzogthum Warschau, ein Ende. Aber die Unglücksfälle in Deutschland vernichteten auch diese Erfolge. Die durch ein französisches Corps verstärkten Polen brachen in Galizien ein und besetzten am 24. Mai Lemberg, wodurch der Erzherzog im Juni zum Aufgeben von Warschau bewogen wurde. Vergeblich suchte er die Gegner aus Galizien zu vertreiben; um seine kleine, aber aus vorzüglichen Truppen bestehende Armee nicht zu gefährden, zog er sich endlich nach Ungarn zurück.

Wir haben mit der Schilderung dieser nebensächlichen Ereignisse der Zeit nach etwas vorgegriffen, weil das streng chronologische Nebeneinander kriegerischer Ereignisse auf verschiedenen Schauplätzen den Leser leicht ermüdet und ihm den Ueberblick der unmittelbar zusammenhängenden Operationen stört.

Wir nehmen nun den Faden der Erzählung bezüglich der Hauptarmee wieder auf und werden einer der wichtigsten Thaten dieses Kampfjahres, dem Aufstand in Tirol, einen besonderen Abschnitt widmen.

In Budweis machte Erzherzog Karl nach seinem Rückzug aus Baiern längeren Halt. Seine Armee war geschwächt, aber nicht entmuthigt. Die erste Sorge war daher die möglichst rasche Verstärkung, und das ausgiebigste Mittel hiezu war die Vereinigung mit Hiller, deren Mißlingen den Grund der bisherigen Mißerfolge bildete. Eine Bedingung derselben war die Behauptung des linken Donauufers, zu welchem Zwecke Erzherzog Karl starke Cavallerieabtheilungen vorausschickte, um wichtigere Uebergangspunkte zu bewachen. Wir haben gehört, daß Hiller anfangs Mai schon in Linz war. Er wagte jedoch an diesem Punkte den Uebergang nicht, da der heftig nachdrängende Feind ihm zu nahe war. Er zog daher am rechten Ufer weiter und überschritt die Traun, wobei es am 3. Mai beim Städtchen Ebelsberg zu einem der blutigsten Treffen dieses Krieges kam. Hiller hatte beschlossen, an diesem günstig gelegenen Punkt die von Linz und Wels nachdrängenden Gegner aufzuhalten, um dem Gros seines Corps einen Vorsprung und Gelegenheit zum Uebergang auf das linke Donauufer zu verschaffen. Schon bei Kleinmünchen (am linken Ufer der Traun) kam es am frühen Morgen zwischen der von General Graf Radetzky geführten Nachhut und den hitzig verfolgenden Franzosen zum Schlagen. Radetzky führte seine Hußaren und Ulanen nach einigen glücklichen Attaquen auf das rechte Traunufer, die Vertheidigung der Brücke durch die Infanterie anordnend. Alle Stürme der Franzosen scheiterten an dem heldenmüthigen Widerstand der Regimenter Spleny und Benjowski, die mit Bajonet und Kolben ihren Platz vertheidigten.

Erst ein von zwei Seiten die Brücke bestreichendes Kartätschenfeuer erzwang den Rückzug dieser Tapferen, und ihnen auf den Fuß folgten die Franzosen, trotz erbitterter Gegenwehr bis zum anderen Thor des kleinen Städtchens vordringend. Hier aber hatten ihre Fortschritte wieder ein Ende, denn das dominirend gelegene Schloß bot den Oesterreichern einen trefflich ausgenützten Stützpunkt. Erschüttert von dem Feuer der dort postirten Bataillone, wichen die Franzosen vor einem brillanten Angriffe von drei Bataillonen Wiener Freiwilliger bis auf den Hauptplatz zurück.

Mit frischen Truppen gingen sie wieder gegen das Schloß vor, um dessen Behauptung bis in den Nachmittag mit wechselndem Glück gekämpft wurde. Erst gegen

Abend gaben die Oesterreicher das Schloß auf und zogen sich auf die Höhen hinter Ebelsberg zurück, von welchen der aus der Stadt vorprallende Massena mit einem so furchtbaren Feuer empfangen wurde, daß er jeden weiteren Angriff unterließ. Das Treffen bei Ebelsberg war ein Beweis vom ungebrochenen Geiste der österreichischen Armee, denn wenige Bataillone hatten einen ganzen Tag durch das Vordringen der beiden Corps Massena und Bessières abgewehrt. Der äußerst blutige Tag kostete den Oesterreichern 2300 Mann, darunter waren allein von den Wiener Freiwilligen über 300 Mann; die Franzosen aber verloren 4000 Mann und hatten den Gegnern drei Adler überlassen müssen.

Das Nahen der französischen Hauptarmee beschleunigte Hiller's Rückzug, der seine 30.000 Mann zählende Armee dem Erzherzog zuführen wollte. Ohne weiter behelligt zu werden, rückte er bis Mautern, ließ von hier ein Corps von 10.000 Mann direct nach Wien abrücken, mit den übrigen zwei Dritttheilen überschritt er die Donau und rückte nach Verbrennung der Brücke und Hinterlassung einer Abtheilung zur Bewachung des Ueberganges bei Krems in Eilmärschen gegen Wien, wo seine Vorhut am 11. Mai eintraf.

Erzherzog Karl rückte von Budweis aus, durch Zuzüge aus Böhmen wesentlich verstärkt, über Horn und Stockerau gegen die Donau vor. Eine Rettung Wiens vor einer neuerlichen Invasion war bei der Raschheit, mit welcher die Franzosen vorrückten, nicht mehr möglich. Schon am 10. Mai standen die Spitzen von Lannes' Corps bei den westlichen Vororten und besetzten noch am gleichen Tage Mariahilf und die anstoßenden Vorstädte. Sie schienen auf einen ernsten Widerstand gar nicht gefaßt zu sein, denn als es bei der Wienbrücke zu einem kleinen Gefechte kam, sprengten vier französische Reiter durch die Kärntnerstraße bis auf den Stefansplatz, wo sie gefangen oder erschlagen wurden.

Und in der That hatte man den allerdings ganz aussichtslosen Gedanken gefaßt, die innere Stadt und die Leopoldstadt zu vertheidigen. Die ganze Anlage der damaligen für das moderne Geschützwesen gar nichts mehr bedeutenden Festungswerke und Basteienumgürtung, die Ausdehnung der Vorstädte, welche jeden Gedanken an eine Rasirung derselben absurd erscheinen lassen mußten, endlich die Unmöglichkeit, die Leopoldstadt zu halten und dadurch einer völligen Einschließung der Stadt vorzubeugen, alle diese Gründe hätten genügen sollen, um eine erfolgreiche Vertheidigung Wiens militärisch unmöglich erscheinen zu lassen.

Aber die Kriegslust in der Bevölkerung war noch so stark, daß man diesem Druck nachgab und alle Vorbereitungen zu einer nachdrücklichen Vertheidigung traf. Erzherzog Maximilian d'Este wurde zum Stadtcommandanten ernannt und 16.000 Mann — meist Landwehr -- in der Stadt zusammengezogen, wozu noch das von bestem Geiste beseelte Bürgercorps und einige Bataillone Grenadiere von der Armee Hiller's kamen. Man besserte die Festungswerke aus, bepflanzte die Wälle mit Geschützen, kurz, es ging in der lebensfrohen Stadt Wien ganz kriegerisch zu und jedermann fühlte sich in der Vorahnung kommender Heldenthaten gehoben. Und es fehlte zu solchen weder an Muth noch an Opferwilligkeit, sondern das ganze Unternehmen war von vorneherein militärisch unmöglich. Man hatte es ja nicht mehr mit den Türken von 1529 oder 1683 zu thun, sondern mit Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts, obwohl der Umfang und zum großen Theil auch die Anlage der Wälle dieselbe war wie zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung.

Die Franzosen konnten auch anfangs gar nicht an einen Ernst glauben, und erst als man ihre Aufforderung zur Uebergabe mit Kanonenschüssen beantwortete, welche weniger ihnen als den Vorstädten schadeten, nahmen sie die Sache übel. In der Nacht des 11. Mai eröffneten sie aus den in Mariahilf, Spittelberg und der Josefstadt postirten Batterien ein Bombardement, das bis gegen den Morgen dauerte, mehreremale zündete und in der Bevölkerung einzelne Opfer forderte.

Gewichtiger als diese Beschießung fiel für eine Uebergabe die Thatsache in das Gewicht, daß die Franzosen sich in der Nacht einiger Praterauen bemächtigt hatten, also die völlige Einschließung der Stadt nicht mehr zu hindern war. Erzherzog Maximilian verließ daher in der nächsten Nacht mit allen Truppen die Stadt und ließ nach seinem Uebergang auf das linke Donauufer die Brücke abbrennen. Am 12. Mai vollzog sich die Capitulation und am 13. zogen die Franzosen zum zweitenmale in Wien ein, wo unter dem Stadtgouverneur General Andréossy, dem früheren Gesandten, ein ziemlich strenges Militärregiment etablirt wurde, das bei der erregten Stimmung der Bevölkerung jede Aeußerung von österreichischem Patriotismus auf das schwerste verpönte.

Nun war die Donau die Demarcationslinie zwischen Oesterreichern und Franzosen. Alle Versuche der letzteren, bei Linz, Krems, Melk oder Wien auf das linke Ufer überzugehen, wurden durch die Wachsamkeit der Oesterreicher vereitelt. Hiller lagerte am Fuße des Bisamberges, einzelne Abtheilungen standen unter Kolowrat, Schustek und Radetzky donauaufwärts vertheilt. Am 13. Mai hatten sich die Franzosen auf einer Donauinsel bei Nußdorf eingenistet, aber Hiller vertrieb sie und ließ die Insel befestigen. So erhielt Erzherzog Karl Zeit, die Hauptarmee herbeizuführen, mit welcher er am 16. Mai bei Stockerau und Korneuburg erschien.

Die Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai 1809).

Nun war eigentlich jener militärische Zweck, um welchen sich die bisherige Kriegführung gedreht hatte, und der bisher durch Napoleon's Erfolge vereitelt worden war, erreicht. Die Armeen des Erzherzogs und Hiller's hatten sich vereinigt, freilich erst nach schmerzlichen Verlusten und nachdem der Feind einen großen Theil der Monarchie besetzt hatte. Aber im militärischen Sinne stand man wieder dort, wo der Kampf in den ersten Aprilwochen begonnen hatte, ja alle bisherigen Siege Napoleon's, die übrigens auch seine Armee nicht unerschüttert gelassen hatten, waren durch die endliche Vereinigung der österreichischen Hauptarmee werthlos geworden.

Diese war gegen 80.000 Mann stark, mit Ausschluß von Kolowrat's Corps, das die obere Donau bewachte. Vom Bisamberg bis über die nach Mähren führende Straße hinaus erstreckten sich die Stellungen dieser Armee, welcher gegenüber in und um Wien am rechten Stromufer die französische stand.

Von der Donau nördlich und vom Bisamberg, der hart am linken Donauufer isolirt aufragt, östlich, dehnt sich die ganze Fläche des Marchfeldes aus. Nur hinter dem parallel mit der Donau von West nach Ost abfließenden Rußbach erhoben sich einige mäßige Höhenrücken. In solchem Terrain, das zur Verwendung großer Reitermassen wie geschaffen ist, treten die Ortschaften als Stützpunkte der militärischen Operationen mit jener Wichtigkeit hervor, welche in gebirgigen Gegenden den Höhen

id Pässen zukommt. Wie noch heute, wurde schon damals das Marchfeld von den drei oßen Straßenzügen durchschnitten, welche nach Böhmen, Mähren und Ungarn führen.

Unterhalb Wien, dort wo ungefähr das heutige Regulirungsterrain endet, theilt sich e Donau in mehrere Arme, welche kleinere Inseln und eine ziemlich bedeutende — die obau — bilden. Nächst dem rechten Ufer bildet der Strom zwei breite Arme, am 1ken; nördlich von der Lobau, einen ziemlich schmalen und seichten. Diesen Punkt ählte Napoleon, nachdem er stromauf- und abwärts recognoscirt hatte, zum Ueber-ıng, und es ließ sich wohl auch kein günstigerer denken als an dieser Stelle, wo r Brückenschlag, gedeckt durch die Lobau, über die breiten Arme vollzogen werden nnte, ohne daß es dem Besitzer des linken Ufers leicht möglich gewesen wäre, ihn : stören.

Am 19. Mai bezog Napoleon das damals gräfliche Veteranische Schloß Thürmelhof) in Kaiser-Ebersdorf, um den Brückenschlag selbst zu überwachen.)er durch die Frühlingswässer sehr angeschwollene Strom und auch die Gegner setzten ier dem beschwerlichen Werk nicht unbedeutende Schwierigkeiten entgegen. Ein Zeit-'nosse gibt darüber folgende geistvolle und interessante Schilderung:

„Während Wien diese Lasten, so gut es anging, ertrug, schlug Heinrich Gratien raf Bertrand über die reißend von Schmelzwässern wachsende Donau seine drei-chen Brücken, gegen welche der am linken Ufer anrückende Erzherzog Stein- und euerschiffe laufen ließ, welche die mittelmäßige Arbeit dreimal sprengten. Wer so ücklich war, einen französischen Begleiter zu erhaschen, genoß diese interessanten chauspiele des Krieges, bis eine Beamtensfrau sammt ihrem friedlichen Anbeter in e Hände einer übersetzenden Patrouille der Kaiserlichen fiel. Da sperrte Andréossy ırch Cavalleriepiquets alle Ausgänge nach dem Strom."

„Als Napoleon seine Hauptarmee auf einem Inselchen zwischen zwei Armen nes tückischen Stromes aufhäufte, in einer Jahreszeit, wo das ungemessene Element 'wohnt ist, aller menschlichen Gewalt zu spotten, schüttelten die Franzosen die Köpfe.)as Gelingen des ebenso gewagten als genialen Unternehmens hing allerdings von ancherlei kleinen Zufälligkeiten ab. Nichtsdestominder haben die französischen Kriegs-:lehrten recht, wenn sie den Donauübergang über die Lobau für eines der größten leisterstücke ihres militärischen Classikers ausgeben."

„Die Kühnheit — freilich auch der Leichtsinn des Planes — stellt sich nur dann 'utlich dar, wenn man das Terrain eingesehen und die Erfahrung gemacht hat, wie eit die technischen Hilfsmittel des Heeres selbst bei den Franzosen gegen ihre spätere usbildung zurück waren. Das Schlagen der Pontonsbrücken über die beiden kleineren rme machte keine Schwierigkeit; aber dem reißend angeschwollenen und sechs Klafter :fen Hauptstrom für den gleichzeitigen Uebergang einer Armee von 80.000 Mann,).000 Pferden, 200 Geschützen und doppelt so viel anderen Kriegswagen, an drei tellen eben so viele Straßen aufzuzwingen — schon als Gedanke kolossal — ward ırch die Ausführung zum Wunderwerk, aber zu einem jener Wunderwerke, wie sie r alte asiatische Geist massenhaft zu Stande brachte. Das lag überhaupt in Na-oleon's Charakter, der weniger das Römische als das Altpersische an sich hatte, :niger Cäsar als Xerxes war. . . . An der Seite eines Gönners hatte ich Gelegenheit, n größten Theil der Arbeiten zu betrachten, welche ganz mit jener wilden, aber äftigen Einfalt durchgeführt wurden, wie sie nur von den Augenzeugen der Kriegs-ge der alten Welt geschildert werden."

„Das Requisitionssystem konnte hier einmal den Mund recht voll nehmen; an 200 große Schiffe und was von Ankern, Mühlsteinen, Seilen, Ketten, Klammern weit und breit aufzutreiben, was in und um Wien an Balken, Pfosten, Latten, Brettern, Nägeln, Werkzeugen, Leitern und Laternen vorräthig war, endlich Rammen zum Pfahlschlagen, Zimmerleute, Schmiede, Alles bot die Residenz im Ueberflusse dar, sonst würden die Brücken heute noch nicht fertig geworden sein. Der Hauptunverstand der Arbeit war, daß man den Bau nicht im Bogen convex gegen die Strömung, sondern gerade querüber legte, weshalb die Construction keine Spannung erhielt und die Anker und Gewichte alles tragen mußten, daher hielten sie früher nicht, verschoben sich und rissen wiederholt unter den Händen. Dieser Umstand veranlaßte eine Maßregel, welche ohne diesen ernsten Zweck hätte lächerlich erscheinen müssen."

„Im kaiserlichen Zeughaus befanden sich, wie jetzt, so damals, zwei ungeheuere Ketten, eine stärkere und eine etwas schwächere, Werke der Osmanen aus Soliman's Zeit, mehr braucht man nicht zu sagen, um einen Begriff von der Wahl dieser Kriegswerkzeuge zu geben, deren sich die Türken hatten einst zum Sperren der Donau bedienen wollen, die jedoch beim Gebrauch ins Wasser gefallen, zerstückt ins Arsenal gebracht, zusammengeschweißt und als Trophäen in Festons rings um den inneren Hofraum aufgehangen worden waren. Weiß Gott! wer, feindlicherseits nun von der unvollständigen Notiz: ‚Die Türken haben wirklich mit diesen Ketten die Donau gesperrt', verführt, auf den märchenhaften Einfall gerieth, diese unbehülfliche, ihre Kraft durch die eigene Schwere vernichtende Masse zur Befestigung der Schiffsbrücken anzuwenden. Genug — die Ketten wurden abgenommen, zerstückt, hinaus geschafft, wieder zusammengeschweißt und nun mit unsäglicher Mühe auf Schiffen über den Strom gelegt und an den Pfahlwerken befestigt, dabei riß die größere und fiel auch dieses Mal ins Wasser. Die kleinere hielt endlich — aber sicherlich die Brücke nicht."

Am Nachmittag des 20. Mai waren endlich drei Brücken bis zur Lobau fertig und eine über den schmalen Arm am linken Ufer. Aber nur einige Bataillone und Escadronen kamen hinüber, als die große Brücke am Abend vom Hochwasser nochmals zerstört und während der Nacht mit beispielloser Anstrengung wieder hergestellt wurde.

Nun rückten von den auf der Lobau zusammengedrängten Truppenmassen am Morgen des 21. ungefähr 30.000 Mann auf das linke Ufer, das Corps Massena, der größere Theil der Garde und eine Infanteriedivision des Marschall Lannes. Letztere wendeten sich rechts und besetzten Eßlingen; Massena marschirte links, um sich in Aspern festzusetzen. Diese beiden Orte bildeten gleichsam vorgeschobene Forts, zur Sicherung des Ueberganges von der Lobau, und beherrschten auch nach vorwärts die vollkommene ebene Fläche. In Eßlingen war ein sehr fester, drei Stockwerke hoher Speicher das natürliche Reduit für die Vertheidigung des Ortes, in Aspern leistete die Kirche mit dem von alten Ringmauern umfangenen Friedhof dieselben Dienste. Zwischen beiden Orten breitete sich die französische Cavallerie aus, welcher die Garde und das Grenadiercorps folgte.

Schon am 20. Mai hatte man im österreichischen Hauptquartier die Gewißheit, daß Napoleon den Uebergang über die Lobau wage, um die österreichische Armee angreifen zu können. Sofort war der Erzherzog entschlossen, die Schlacht anzunehmen, und zwar sollte sie zu einer Zeit begonnen werden, wo der Feind schon einen Theil seiner Streitkräfte am linken Ufer entwickelt hatte und noch im Uebergang begriffen war. Den letzteren ganz zu hindern, wäre nicht schwer gewesen, aber damit war nichts

erreicht, wenn der Erzherzog nicht seinerseits, um eine Entscheidung herbeizuführen, den Uebergang auf das rechte Ufer unternehmen wollte. Der Plan des Erzherzogs war sehr einfach, weil durch die Situation selbst gegeben. Die zwischen Stammersdorf und Deutsch-Wagram gesammelte Armee hatte während des Vorrückens einen großen Bogen zu bilden, dessen Scheitelpunkt gegenüber der Lobau lag, dessen beide Flügel gegen Aspern und Eßlingen vordrangen, um den Feind zu umklammern und wieder über die Donau zurückzuwerfen. Bei der österreichischen Armee lag also das offensive Element auf den Flügeln, während es sich bei der französischen gerade umgekehrt verhielt. Ihnen waren Aspern und Eßlingen die Stützpunkte, welche zäh vertheidigt werden mußten, um den Uebergang der Armee und den Vorstoß gegen das österreichische Centrum zu decken.

In der ganzen Anlage hatte der Plan zur Schlacht bei Aspern eine unverkennbare Aehnlichkeit mit jener bei Zenta, wenn es sich auch bei dieser darum handelte, den Feind festzuhalten und vor seinem völligen Rückgang über die Theiß zu schlagen, während bei Aspern der erst den Strom behufs eines Angriffs überschreitende Gegner zurückgeworfen werden sollte. Das Charakteristische beider Actionen, der concentrische Angriff auf den mit dem Rücken an den Strom gelehnten Feind, blieb sich in beiden Fällen gleich, weil es sich von selbst aus der Beschaffenheit des Schauplatzes und den Umständen ergab.

Am Abend des 20. Mai erließ der Erzherzog den kurzen Armeebefehl: „Morgen ist Schlacht, das Schicksal der Monarchie hängt von ihr ab! Ich werde meine Schuldigkeit thun und erwarte dasselbe von der Armee." Am frühen Morgen des 21. trat die Armee ins Gewehr und formirte sich in zwei Treffen hinter Gerasdorf, zwischen dem Bisamberg und dem Rußbach. Den rechten Flügel, der sich bei Stammersdorf an den Bisamberg lehnte, bildete das Corps des Feldmarschallieutenants Hiller, daran schlossen sich nach links die Corps des Generals der Cavallerie Graf Bellegarde und des Feldmarschallieutenants Fürst Hohenzollern, das hinter Gerasdorf stand. Daran stieß, in zwei Treffen formirt, die ganze Cavallerie, vom Fürsten Johann Liechtenstein befehligt, und längs des Rußbaches, gegen Deutsch-Wagram zu, bildete das Corps des Feldmarschallieutenants Fürst Rosenberg den linken Flügel. Hinter dem Centrum dieser Stellung war bei Seyring die Grenadierreserve zusammengezogen, am Bisamberg und in den Auen diesseits der Lobau stand das Corps des Feldzeugmeisters Fürst Reuß, von dem ein Theil bei Krems detachirt war.

Die österreichische Armee zählte am Morgen des 21. Mai 103 Bataillone und 148 Escadronen, zusammen 75.000 Mann mit 288 Geschützen. In den Vormittagsstunden wurde abgekocht und gefüttert, dann trat Alles in die Schlachtordnung, und der Erzherzog ritt, überall enthusiastisch begrüßt, durch die Linien. Um 12 Uhr wurde das Zeichen zum Vormarsch gegeben und die Vorrückung erfolgte in geschlossenen Linien, wobei die äußerste Colonne am linken Flügel unter General Max von Dedovich eine Schwenkung ausführen mußte, um bei Großenzersdorf den Halbkreis gegen die Donau zu schließen.

Napoleon hatte nicht geglaubt, noch an diesem Tag angegriffen zu werden. Als er jedoch in den ersten Nachmittagsstunden die breite Linie der Oesterreicher vorrücken sah, mußte er den Kampf aufnehmen, wenn er nicht sofort auf das rechte Ufer zurückweichen wollte. Er ließ daher den Uebergang der Armee möglichst beschleunigen

und häufte zwischen Aspern und Eßlingen gewaltige Truppenmassen, besonders Cavallerie, zusammen, mit welchen er im günstigen Moment sein Lieblingsmanöver, das Durchbrechen des feindlichen Centrums, auszuführen gedachte.

Gegen vier Uhr Nachmittags wurde der über Hirschstetten und Stadlau gegen Aspern vordringende rechte Flügel Hiller's handgemein mit den Franzosen. Ihre Vortruppen wurden rasch geworfen und erst vor Aspern, wo sie sich hinter Gebüschen und in Erdgräben deckten, kam es zu ernsterem Kampfe. Aber die Oesterreicher hielten sich nicht mit Feuern auf, sondern jagten mit dem Bajonet die Gegner in das Dorf zurück, das, wie die meisten Ortschaften jener Gegend, eigentlich nur aus einer sehr langen Gasse besteht.



Fürst Johann Liechtenstein auf Vorposten. (Seite 1200.)

Im ersten Anlauf drangen die österreichischen Bataillone in Aspern ein, aber der Widerstand wurde immer kräftiger. Alle Häuser waren besetzt, aus allen Fenstern, Dachlucken, von allen Mauern und Zäunen hervor unterhielten die Franzosen ein furchtbares Feuer. Nur Schritt für Schritt konnte man vordringen, jeder zollbreit Boden forderte blutige Opfer; jedes Haus mußte erstürmt werden, an jeder Hecke, jedem Graben entspann sich ein erbittertes Handgemenge. Schon wogte der Kampf durch mehrere Stunden in Aspern, als auch das Corps Bellegarde's eingreifen konnte und vom linken Flügel herüberdonnerndes Geschützfeuer die Gewißheit gab, daß derselbe in seine Stellung eingerückt und um die Franzosen der eiserne Ring geschlossen sei.

Bei der mit einer Schwenkung verbundenen Vorrückung hatte sich die Verbindung zwischen den Corps Bellegarde und Hohenzollern gelockert. Diesen Punkt ersah

Napoleon, der von einer Ziegelhütte zwischen Aspern und Eßlingen die Schlacht beobachtete, zu einem seiner gewaltigen Angriffe. Aus zwölf Regimentern Reitern, welchen in den Flanken zwei Infanterieregimenter folgten, formirte er, unter Bessières und Espagne, eine gewaltige Massencolonne, deren Vorstoß unwiderruflich erschien. Zwei österreichische Chevauxlegersregimenter, welche mit einigen Batterien die Vorhut bildeten, mußten weichen, das Schicksal des Tages schwankte und hing nur von der Haltung der österreichischen Infanteriebataillone ab, gegen welche sich nun der Ansturm der französischen Reiter richtete.

Aber nun zeigte sich, in welcher Weise die Schule der jüngsten Jahre auf die Truppen gewirkt. Nicht umsonst hatte Erzherzog Karl in seinen Schriften und bei den Uebungen das Geschlossenbleiben und Disciplin im Feuergefechte als wichtigste



Erzherzog Karl ergreift die Fahne des Regimentes Zach. (Seite 1201.)

Erforderniße jedes Erfolges der Infanterie eingeprägt. Wie Mauern, das Gewehr im Arm, fast ohne mit den Wimpern zu zucken, stehen die wackeren Bataillone der Regimenter Frolich (Nr. 28), Josef Colloredo (Nr. 57), Rohan (Nr. 20), Froon (Nr. 54), Zach (Nr. 15) und Stain (Nr. 50), während sich die Reiterwoge immer näher wälzt, so daß der Boden unter den tausenden von Hufschlägen erzittert. Da ertönen Commandorufe — die ersten Glieder knien nieder und bringen so wie die beiden andern die Gewehre in Anschlag. In eine Staubwolke gehüllt, aus der nur hie und da die Helme, Küraſſe und geschwungenen Säbel hervorblitzen, braust die französische Cavallerie heran, weit voraus General Espagne, der übermüthig eine Reitgerte statt des Säbels schwingt. Die starre Haltung der Oesterreicher macht einen fast gespenstischen Eindruck auf die Franzosen, aber bald sind sie mit echt französischer Selbstüberschätzung im Reinen: man fürchtet sie und traut sich nicht zu schießen.

Ungefähr hundert Schritte vor dem Fußvolk hält die Reitermasse an und Zurufe tönen herüber: „Ergebt Euch! Legt die Waffen nieder!“ Aber man antwortet: „Kommt näher! Holt sie Euch!“ und einzelne Schüsse fallen.

Da setzen sich die gefürchteten „Eisenreiter“ Napoleon's wieder in Bewegung, nach wenigen Schritten fallen sie in Trab und Galopp, ein furchtbarer Zusammenstoß steht bevor, denn wenig mehr als ein Dutzend Schritte trennt die Massen noch. Da gellt bei den Oesterreichern das Commando „Feuer!“ und Salve auf Salve entladet sich, daß aus den dichten Rauchballen immer neue Blitzlinien hervorzucken. Die Wirkung dieses aus nächster Nähe abgegebenen concentrirten Feuers ist furchtbar, denn fast keine Kugel geht verloren. Unter den Ersten, welche fallen, ist General d'Espagne selbst, dessen bäumender Schimmel die Leiche bis hart an die österreichischen Bajonette schleppt. Ganze Reihen der französischen Reiter werden förmlich niedergemäht; das Feld bedeckt sich rund herum mit Todten, verwundeten Menschen und Pferden, die sich in einem Knäuel wälzen. Noch versuchen es einzelne Schwadronen, über die gefallenen Kameraden weg gegen die österreichischen Bataillone vorzudringen. Aber sie werden ebenso empfangen und theilen das Schicksal der ersten.

Nun lockern sich die Glieder, und als die ersten Abtheilungen Fußvolk mit dem Bajonet vorgehen und von der Flanke General Peter Baron Vecsey seine leichten Reiter vorgehen läßt, wenden sich die Franzosen zur Flucht. Ihnen nach sendet Johann Liechtenstein ein vernichtendes Kartätschenfeuer und an der Spitze seiner Kürassiere dringt er so vehement auf die Flüchtigen ein, daß Napoleon, der den Angriff seiner Reiter aus der Nähe beobachtete, selbst in Gefahr kommt, sein Gefolge die Degen ziehen muß und zwei Generäle seines Stabes verwundet und gefangen werden. Dieser mißlungene Vorstoß soll der französischen Cavallerie 3000 Reiter gekostet haben und seine Abwehr gehört zu den ruhmwürdigsten Thaten des österreichischen Fußvolkes.

Nun konnten Hiller und Bellegarde wieder ihre ganze Aufmerksamkeit dem Sturm auf Aspern zuwenden, das zuerst mit einem Hagel von Geschossen überschüttet wurde und bald so lichterloh brannte, daß selbst die Bäume Feuer fingen. Schon senkt sich der Abend herab und noch immer dauert das grausige Ringen um den Besitz dieses Ortes fort, der im Verlauf von zwei Stunden dreimal erstürmt und wieder geräumt wurde.

Zwei Bataillone, Vogelsang (Nr. 47) und Rainer (Nr. 11), werden nochmals zum Sturm vorgeführt. „Aspern muß genommen werden! General Bellegarde zählt auf die Tapferkeit seiner Truppen!“ rufen die Führer, und aus den Reihen der entschlossen vorrückenden Soldaten tönt es zurück: „Er soll ruhig sein — wir werden es nehmen!“

Mit der Fahne des Regimentes Vogelsang in der Hand leitet und führt General Vacquant den neuen Angriff. Plötzlich erscheint Erzherzog Karl und feuert die Soldaten mit kernigen Worten an. „Tausend Leben für unsern Erzherzog! Mir nach Kameraden!“ ruft Hauptmann Murmann, vor die Front eines Bataillons Rainer-Infanterie springend. „Brav, Herr Major“, entgegnet Karl, „führen Sie Ihr Bataillon zum Siege!“

Ohne sich um das verheerende Feuer der Franzosen zu kümmern, geht es nun auf Aspern los.

Bei den ersten Häusern des Ortes fällt ein junger Officier, tödtlich getroffen,

aber er rafft sich nochmals auf und sammelt seine letzte Kraft zu dem Rufe: „Vorwärts Kameraden — hoch lebe das Haus Oesterreich!“ Ohne Aufenthalt geht es den Ort entlang, es wird nur mit dem Bajonet gekämpft und auch Kirche und Kirchhof erstürmt. Es war ein wilder und grimmiger Kampf, der da Aug' in Aug', Brust an Brust ausgefochten worden war. Er drückte seine schauerlichen Merkmale der ganzen Umgebung auf. Wälle von Leichen thürmten sich auf, in den Ecken und an den Mauern lehnten die Todten und Sterbenden, das Blut rann von den Wänden herab und sickerte zu schauerlichen Lacken zusammen.

Aber der Sieg blieb den Oesterreichern, sie hatten das von 12.000 Mann der besten französischen Truppen vertheidigte Aspern genommen und sie hielten es nun fest, als Marschall Massena schon in der Dunkelheit, unter dem Schutze eines furchtbaren Geschützfeuers, mit zwei Infanterieregimentern einen neuen Angriff unternimmt. Wohl gelingt es ihm, einige der einzeln stehenden Häuser zu nehmen und zu behaupten, aber Kirche und Kirchhof sowie der geschlossene Theil des Ortes bleiben in Gewalt der Oesterreicher. Als gegen neun Uhr der Kampf endete, trennten nur wenige Schritte die Gegner, die eben noch wüthend gekämpft hatten und nun in einem kurzen Schlaf Erholung suchten, um am nächsten Tage den Kampf mit neuer Kraft aufnehmen zu können.

Nur Eßlingen hatte den Franzosen nicht entrissen werden können, vielleicht weil sie mehr Zeit gehabt hatten, den Ort in Vertheidigungszustand setzen zu können. Jedes Haus war mit Schießscharten versehen, ein zum Dorf führender Damm durch einen Verhau geschlossen, Gräben und Barricaden über die Straßen gezogen und besonders den das ganze Dorf dominirenden sehr festen Speicher hatten die Franzosen in eine förmliche Festung verwandelt.

Ein von zwei Seiten noch um 7 Uhr Abends mit fünf Infanterie-Bataillonen unternommener Sturm, welchen Fürst Rosenberg selbst leitete, blieb erfolglos. Hier commandirte Marschall Johann Lannes, einer der tapfersten Marschälle und intimsten Freunde Napoleon's, an dessen hartnäckigem Widerstand alle Angriffe scheiterten. Noch einmal versuchte Napoleon um 8 Uhr Abends eine Wiederholung seines Ansturmes auf das österreichische Centrum, in welches die schwere Reiterei des Reservecorps vorgezogen worden war. Bessières führte 3000 Reiter gegen dieselbe heran, aber die tapferen deutschen und böhmischen Kürassiere hielten die Attaque aus, und als ein Hußaren- und Dragonerregiment auf die Flanken der Franzosen eindrangen, machten sie Kehrt und suchten Schutz bei ihrem Fußvolk.

Ein heißer Schlachttag war vorüber, aber noch kein voller Erfolg erkämpft. Wohl war Aspern genommen, aber noch immer zog Napoleon Truppen auf das linke Ufer herüber, in der Absicht, am nächsten Morgen den Kampf mit verstärkten und frischen Kräften wieder aufzunehmen. Der Nachthimmel war geröthet vom Brande der Dörfer, dessen lodernde Flammen wechselnde Lichter auf die grausigen Scenen des Schlachtfeldes warfen. Beide Armeen blieben — oft kaum einen schwachen Büchsenschuß von einander — in den Stellungen, die sie zuletzt eingenommen hatten. Die beiderseitigen Posten standen nur dreißig Schritte entfernt, dahinter lagerten die Regimenter mit den Waffen in der Hand. Erzherzog Karl ruhte nur wenige Stunden in einem Bauernhause nächst Breitenlee, Fürst Johann Liechtenstein brachte die Nacht, in einen Mantel gehüllt, zwischen der Vorpostenlinie zu. (Bild

S. 1196.) Napoleon blieb in einem Bivouac an der Donau, da von der Lobau her die ganze Nacht reger Verkehr herrschte.

Während des nachmittägigen Kampfes hatten die Oesterreicher brennende Schiffe den Strom hinabschwimmen lassen, durch welche die große Schiffbrücke gesprengt worden war; die Truppen mußten daher auf Fähren hinübergeschifft werden, bis im Laufe der Nacht die Brücke wieder hergestellt war. Bis zum Morgen war der Rest der Garde und des Corps Lannes, dann das ganze Corps Davoust's auf das linke Ufer hinübergezogen, so daß die Franzosen nun 70.000 Mann zählten und also numerisch den Oesterreichern überlegen waren, welche schon sehr starke Verluste erlitten hatten. Waren doch mit Ausnahme der Grenadierreserve, die am Morgen des 22. gleichfalls in die Schlachtlinie gezogen wurde, fast alle Bataillone im Feuer gewesen.

Dagegen waren die Franzosen im Nachtheil, weil sie nur einen ziemlich beschränkten Raum zur Entwicklung hatten und ihre dichtgedrängten Massen der von Oberst Smola vorzüglich geleiteten österreichischen Artillerie, die erst am zweiten Schlachttage zu voller Wirksamkeit kam, ein nicht zu fehlendes Ziel darboten. Der Zweck des Kampfes blieb auch am 22. Mai auf beiden Seiten der gleiche: der Erzherzog mußte den Gegner an die Donau zu drücken suchen; Napoleon konnte nicht anders, als gegen das Centrum der Oesterreicher wirken, um sich am linken Ufer zu behaupten und nach Sprengung der Schlachtlinie die Armee des Erzherzogs getrennt nach Böhmen und Ungarn zu werfen.

Mit dem ersten Morgengrauen traten die Truppen unter das Gewehr und die ersten Kanonenschüsse blitzten durch die Dämmerung. Napoleon durchritt die Reihen seiner Armee, um dieselbe zu den äußersten Anstrengungen anzuspornen. Seit seinen anfänglichen Erfolgen in Italien hatte er zum erstenmale Ursache, um den Sieg zu bangen. Seinen erlesensten Truppen fiel daher die Aufgabe zu, ihn auch an diesem Tage zu erringen.

Kaum war der Morgen angebrochen, so stürmte die Gardeinfanterie gegen Aspern an. Die Oesterreicher wurden durch diesen Angriff überrascht; Feldmarschall-lieutenant Weber mit 800 Mann fiel in Gefangenschaft und erst beim Kirchhof konnte General Vacquant wieder Stand halten.

Die Regimenter Klebeck (Nr. 14) und Rainer leisteten eine Stunde lang tapfer Widerstand, bis sie der Garde wichen. Nun rückte aber das Siebenbürger Regiment Benjowsky (Nr. 31) vor und nahm in einem Anlaufe den Friedhof. So wogte der Kampf um Aspern wieder hin und her, bis Hiller die sehr feste Kirche anzünden und die Mauer des Friedhofes niederwerfen ließ, um den Franzosen das nochmalige Festsetzen im Orte zu erschweren. Ein neuer Vorstoß der Garde scheiterte schon an dem furchtbaren Feuer der österreichischen Artillerie, welche auch die noch von den Franzosen besetzten Häuser mit Geschoßen so überschüttete, daß Aspern ganz von ihnen geräumt werden mußte. Wiener Freiwillige und Jäger drangen nun in die gegen die Lobau sich erstreckenden Auen ein und rückten auch in diesen langsam vor. Die Angriffe gegen das vom General Bianchi besetzte Aspern hörten endlich ganz auf, ein Zeichen, daß die Kraft der Franzosen erlahmte.

Für sie lag überdies die Möglichkeit, eine günstige Entscheidung zu erzwingen, im Centrum, und dort leitete Napoleon selbst in seiner schonungslosen, aber gewaltigen Weise seine Massen. Während am Morgen Aspern von den Franzosen *genommen war* und die Oesterreicher dahin Verstärkungen schieben mußten, glaubte

Napoleon zwischen dem Corps Hohenzollern und der Cavallerie Liechtenstein's abermals eine Lücke zu erspähen, auf welche ein neuer Massenangriff zu richten war. Rasch zog er fast seine ganze Artillerie zusammen und ließ ein concentrisches Feuer auf den gefährdeten Punkt richten. Dann formirte Lannes und Bessières fünf Infanterie-Divisionen zu geschlossenen Colonnen, welche gegen die Corps Bellegarde und Hohenzollern losbrachen, während die Cavallerie gleichzeitig in den Raum zwischen Hohenzollern und der Reiterei Liechtenstein's einzudringen versuchte.

Auf österreichischer Seite hatte man sich jedoch zur Abwehr dieses furchtbaren Angriffes vorbereitet, indem Liechtenstein seine Schwadronen näher an Hohenzollern heranzog und die französischen Cavallerieangriffe zurückschlug. Aber in dem furchtbaren Geschützfeuer fangen die Bataillone des Regimentes Zach zu wanken an, die Glieder lösen sich und weichen zurück, es entsteht eine Lücke, gegen welche die Franzosen unter Lannes, Oudinot und Saint-Hilaire vordrängen. Abermals hing das Geschick der Schlacht an einem Faden, Napoleon schien endlich sein Ziel erreicht zu haben, die Niederlage des österreichischen Centrums war kaum mehr abwendbar.

Da greift Erzherzog Karl selbst ein. Ein Bataillon zur Ablösung des weichenden Regimentes Zach vorschiebend, läßt er zugleich das Regiment Frolich Bataillons-Carrés in Staffeln bilden, um den Angriff von vier französischen Cavallerieregimentern abzuweisen, welche den Durchbruch gegen Breitenlee forciren wollen. Rosenberg's Corps mehr gegen das Centrum entwickelnd, zieht der Erzherzog nun auch die Grenadierreserve vor und bildet aus der Cavallerie große Massen, welche jeden Angriff der sehr geschwächten französischen Reiterei aussichtslos erscheinen lassen mußten. Die Artillerie beider Flügelcorps (Rosenberg und Hohenzollern) wird von Oberst Smola so dirigirt, daß sie die ganze Breite des Schlachtfeldes bestreicht. An diesen Vorkehrungen brach sich die Wucht des französischen Angriffes, welchen der Erzherzog nun erwidert.

Er ergreift die Fahne des wieder gesammelten Regimentes Zach und führt es selbst im dichtesten Kugelregen gegen den Feind (Bild S. 1197). Er ist mitten im Gefechte, so daß die französischen Officiere ihn erkennen; sein Generaladjutant Graf Colloredo wird an seiner Seite verwundet, aber nur einen kurzen Händedruck widmet ihm der Erzherzog und schreitet weiter vorwärts im Kampfgewühl. Ihm nach stürmen begeistert die Bataillone, die Grenadiere rücken wie eine eherne Mauer vor, Smola's Geschütz streckt die Gegner reihenweise nieder und beim Donner von 800 Feuerschlünden entscheidet sich das Schicksal der furchtbaren Schlacht.

So tapfer auch die Franzosen waren, wie groß auch der Einfluß ihres kaiserlichen Feldherrn auf sie war, sie konnten an diesem Tage nichts ausrichten gegen die bewunderungswürdige Haltung der Oesterreicher. Der mit einem Drittel der Armee unternommene Vorstoß war abermals abgeschlagen, Napoleon gab die Schlacht verloren und untersagte ein von Lannes vorgeschlagenes nochmaliges Anstürmen gegen das österreichische Centrum. Man sollte sich auf die Behauptung von Aspern und Eßlingen und des dazwischen liegenden Terrains beschränken. Napoleon wurde zu diesem Befehl durch die Nachricht bewogen, daß die große Brücke zur Lobau abermals zertrümmert sei. Ueber Auftrag des Erzherzogs hatte Hauptmann Magdeburg vom General-Quartiermeisterstab in den Morgenstunden brennende Schiffmühlen, mit Steinen

beladene Schiffe und Flöße vom sogenannten Spitz abrinnen lassen, welche das Werk der Zerstörung vollbrachten.

Dadurch wurde die Lage des französischen Heeres eine sehr prekäre, da es auf keine weiteren Verstärkungen zu hoffen hatte und nur bis auf die Lobau zurückweichen konnte. Nun galt es, sich so lange zu halten, bis die Brücke wieder hergestellt und der Rückzug auf das rechte Ufer möglich war.

Gegen 10 Uhr erfuhr auch der Erzherzog die Zerstörung der Brücken. Sofort ordnete er eine allgemeine Vorrückung an, welche durch die gleichzeitige endgiltige Behauptung Asperns wesentlich erleichtert wurde. Das Schicksal der französischen Armee hing nun am Besitze Eßlingens, denn fiel auch dieses in die Hände der Oesterreicher, so konnte nur ein Verzweiflungskampf sie vor der Vernichtung retten. Um diesen Ort wurde nun mit äußerster Erbitterung gekämpft.

Schon seit den frühen Morgenstunden richtete das Corps Rosenberg's immer neue Angriffe auf Eßlingen, aber vergebens. Um 11 Uhr kam ein Befehl des Erzherzogs, den Ort um jeden Preis zu nehmen. Aber es mangelte an schwerem Geschütz, um die Häuser und namentlich den erwähnten massiven Speicher zu zerstören, die Angriffe der Infanterie, wenn auch mit beispiellosem Todesmuth unternommen und immer wiederholt, blieben bei dem furchtbaren Feuer der meist gedeckt stehenden Franzosen erfolglos. Ein neuer Sturm um 12 Uhr brachte die Oesterreicher bis an den Speicher heran; sie stießen ihre Bajonette in die Schußlöcher, suchten die festverrammelten Thüren zu erbrechen und trotzten lange Zeit dem aus allen Mauerlücken und vom Dache herab auf sie gerichteten mörderischen Feuer. Eine von Napoleon dem tapferen Vertheidiger Eßlingens, General Mouton, gesendete Unterstützung, zwang die heldenmüthigen Grenadiere, das Dorf wieder zu verlassen. Einzelne Bataillons hatten alle Officiere verloren und waren auf kleine Haufen zusammengeschmolzen. Trotzdem erboten sie sich zu einem neuen Sturme; aber ein Befehl des Erzherzogs untersagte die Wiederholung eines voraussichtlich aussichtslosen Unternehmens. Die furchtbare Ermüdung schlug den Kämpfern die Waffen aus der Hand und in den Nachmittagsstunden ging die Schlacht in eine Kanonade über.

Napoleon hatte an der Brücke zur Lobau seine Generäle versammelt. Alle stimmten überein, daß die Schlacht nur mehr vertheidigungsweise geführt werden könne und man den Rückzug auf das rechte Ufer unverzüglich einleiten müsse. Nun übergab der Kaiser den Befehl an Massena und ritt in die Lobau hinüber, wo er, finster vor sich hinbrütend, auf einem Baumstamm saß, bis ein Fahrzeug zur Stelle war, das ihn über den großen Strom schaffte. Die an ihm vorbeiziehenden Truppen — zum erstenmale unter seiner Führung geschlagen! — ließen es an höhnischen Zurufen und Witzeleien nicht fehlen. Napoleon beachtete dieselben nicht; als er aber später mit Berthier und Savary in einem Kahn über den Strom fuhr, unterbrach er das Geflüster seiner Generäle mit den Worten: „Bah, was bedeutet es, einmal zu verlieren, nachdem man siebzehn große Schlachten gewonnen hat!“ Allerdings richtig! aber dieser Eine Mißerfolg riß den Strahlenkranz der Unbesieglichkeit von seinem Haupt, in dem bisher das Geheimniß seiner Macht ruhte.

Napoleon nahm bei seiner Flucht über die Donau auch den gefangenen, tödtlich verwundeten Feldmarschalllieutenant Franz von Weber mit in seinen Kahn hinüber. In der Mitte der majestätischen Donau fragte der bisher stille und ernste *Kaiser:* „Comment s'en va-t-il, général?“ (Wie geht's, General?) Der sterbende

österreichische Held erwiderte: „Très bien, Sire, car je vois vous trembler!“ (Sehr gut, Majestät, denn ich sehe Sie zittern!)

Während der Nacht vom 22. auf den 23. Mai vollzog sich der Uebergang der französischen Armee auf die Lobau, wo 40.000 Mann eng gedrängt campiren mußten, weil die Brücken noch nicht hergestellt waren und die Ueberschiffung nur langsam vorwärts ging. Die Bande der Disciplin — nie die stärkste Seite der französischen Soldaten — waren arg gelockert, Alles wollte zuerst auf die schützende Insel kommen, und es bedurfte großer Anstrengungen, um die Ordnung halbwegs aufrecht zu erhalten.

Nur die vollkommene Erschöpfung der österreichischen Armee läßt es begreiflich und entschuldbar erscheinen, daß man diese Lage des Gegners nicht ausnützte. Wenn man auf irgend einem anderen Punkt nur ein Armeecorps auf das rechte Donauufer geworfen hätte, so wäre bei der Stimmung der Bevölkerung, die nur auf ein Signal zum Aufstand wartete, die Lage der Franzosen ganz verzweifelt gewesen. Wir wissen aus französischen Memoiren, daß man am 23. Mai vollkommen auf eine solche Eventualität gefaßt war und Massena schon den Gedanken erwog, die auf der Lobau zusammengedrängte Armee wieder auf das linke Ufer zu führen und einen Durchbruch gegen Böhmen zu wagen.

Am 23. Mai um drei Uhr Nachmittags räumten die Franzosen auch Eßlingen. Man erwartete am nächsten Tag auch einen Angriff auf die Lobau. Aber ein directes Vorgehen schien dem Erzherzog zu gewagt, auch fehlte es an Schiffen und Material zur Ueberbrückung. Ein combinirter Angriff über die sogenannte Herrenau und die kleineren Inseln wurde aber durch den hohen Wasserstand der Donau unmöglich gemacht. Endlich war nicht zu übersehen, daß die zweitägigen mörderischen Kämpfe die Munition erschöpft und die Armee furchtbar geschwächt hatten.

Fast ein Dritttheil war in dieser zweitägigen Schlacht gefallen, nämlich 23.330 Mann, davon waren 4286 Mann und 87 Officiere todt, mehr als 15.000 verwundet, 800 Mann gefangen. Die Generäle Rohan, Dedovich, Colloredo, Maier, Winzingerode, Buresch und Weber waren verwundet, der letztere auch gefangen. „Des Begrabens ist kein Ende,“ berichtet Erzherzog Karl. Auf dem Schlachtfelde wurden über 7000 Franzosen begraben, sehr viele starben in der Lobau und in den Ortschaften am rechten Ufer, wohin sie noch während der Schlacht gebracht wurden. Unter den Todten waren Marschall Lannes, dem eine Kanonenkugel beide Beine zerschmettert hatte, und die Generäle Espagne, Pouget, Saint-Hilaire und Albuquerque. Im Ganzen mußte die französische Armee über 10.000 Todte und gegen 30.000 Verwundete verloren haben.

Die Tage von Aspern bilden für alle Zeiten eines der glänzendsten Ruhmesdenkmale der österreichischen Armee. Mit Recht betonte der Erzherzog in seinem Armeebefehl, „daß es bei dem allgemeinen Wettstreit der höchsten militärischen Tugenden kaum möglich sei, die Tapfersten zu sondern und alle Soldaten von Aspern sich der öffentlichen Dankbarkeit würdig gemacht haben“. Neben dem Fürsten Johann Liechtenstein, der sich den Ehrennamen des „ersten Soldaten von Aspern“ erwarb, hatten sich alle Corpscommandanten, Vecsey, Vacquant, Maier und Bianchi, die Oberste Hardegg, Mecsery u. s. w. besonders hervorgethan. Einen großen Theil des Verdienstes schreibt der Erzherzog seinem Generalquartiermeister Maximilian Baron Wimpffen (Bild S. 1212) und dem Artillerieobersten Smola zu.

Die eigene Wirksamkeit konnte der Erzherzog natürlich nicht hervorheben, aber Karl's Name ist untrennbar mit dem Tag von Aspern verbunden. Als Feldherr, der die Massen nach einem wohlerwogenen Plan leitet, alle Phasen des Kampfes überblickt und stets das Richtige thut, wie als Soldat, der dort eingreift, wo Gefahr droht und den Seinigen das leuchtende Beispiel von Muth und Aufopferung gibt, ist Karl bei Aspern gleich bewunderungswürdig. Napoleon selbst wurde die nachhaltigen Eindrücke dieser Schlacht nicht los. Noch viele Wochen äußerte er sich zu einem österreichischen General: „Ihr seid teufelsmäßig stark. Im Bunde mit Rußland glaubte ich keinen ernstlichen Continentalkrieg mehr bestehen zu müssen und schon gar keinen solchen! Eure Armee ist so gut, wie die meinige". Und als sich nach Jahren einige Generäle Witzeleien über Oesterreicher erlaubten, fuhr Napoleon unwirsch dazwischen: „Schweigt! Wer die Oesterreicher bei Aspern nicht gesehen, der hat nichts Großartiges gesehen!"

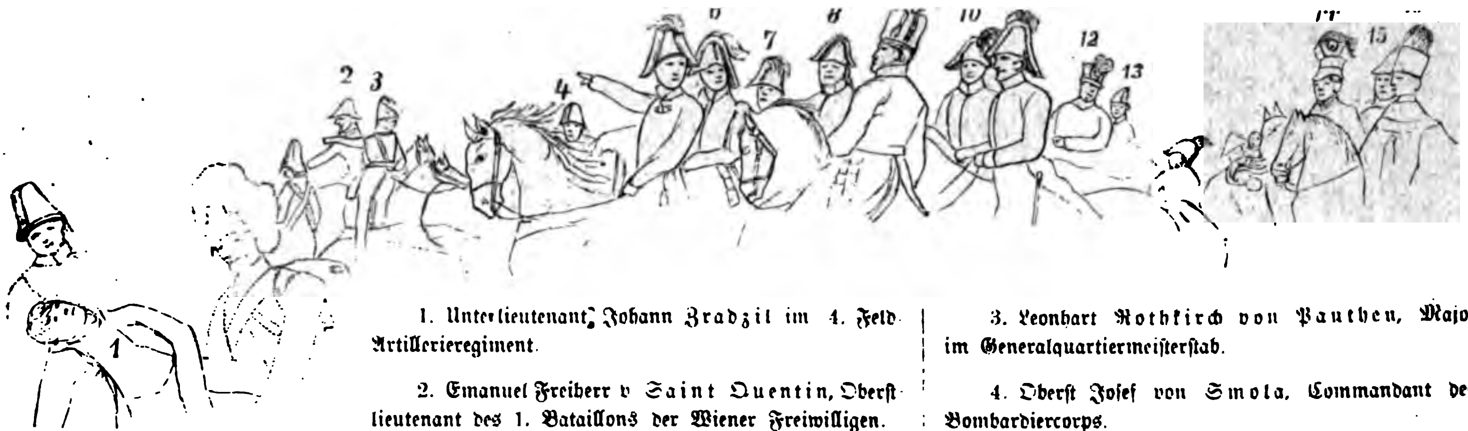
Unser hier beigegebenes Bild, den Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern vorstellend, eine getreue Nachbildung des Peter Krafft'schen Gemäldes im k. k. Militär-Invalidenhause zu Wien, bedarf eines Erklärungsblattes zur Ergänzung, welches wir hier im Texte liefern (Seite 1204) und die darauf befindlichen markantesten Personen durch Bezifferung kenntlich machen.

* * *

Sechs Wochen verstrichen nach der Schlacht bei Aspern, ohne daß die beiden Kämpfer etwas Ernstliches unternommen hätten. Von Seite Napoleon's ist dieses Verhalten leicht erklärlich. Er befand sich, weit entfernt von seinen natürlichen Hilfsquellen, mitten in einem Lande, dessen Bevölkerung tief erregt und ihm feindlich gesinnt war. Nur der Strom trennte ihn von der Armee, die ihn besiegt hatte — und doch blieb ihm nichts anderes übrig, als denselben nochmals zu überschreiten und sein Waffenglück zu versuchen. Es war nur natürlich, daß er für dieses Unternehmen, das vielleicht das Schicksal des Feldzuges, seiner Armee, ja seines Thrones entschied, die sorgfältigsten Vorbereitungen traf. Noch im Mai wurden Schanzen und Batterien auf der Lobau angelegt, die sich nach und nach in eine förmliche Festung verwandelte, deren Vorwerke die anderen nahegelegenen gleichfalls befestigten Inseln bildeten und zu welcher an beiden Ufern gewaltige Brückenköpfe führten.

Es steckt trotz des gewohnten bombastischen Wortschwalls viel Wahrheit darin, wenn Napoleon in seinem Bulletin vom 3. Juli 1809 sagt: „Die Donau existirt nicht mehr für den Feind. Der General Graf Bertrand hat seine Arbeiten ausführen lassen, welche Staunen und Bewunderung erregen. Ueber eine Breite von 2400 Fuß und über den reißendsten Strom der Welt hat er in vierzehn Tagen eine auf sechzig Bogen ruhende Brücke erbauen lassen, auf welcher drei Wagen nebeneinander fahren können. Eine andere Brücke ist auf Pfählen erbaut worden, sie ist aber blos für die Infanterie bestimmt und nur acht Fuß breit; außer diesen zwei Brücken haben wir noch eine auf Flößen, so daß wir in drei Colonnen über die Donau gehen können. Alle drei Brücken sind vermittelst Palissaden, welche zwischen den Inseln eingerammt sind und von welchen die entferntesten 1500 Fuß von den Brücken abstehen, gegen alle Zufälle und sogar gegen Brandschiffe und Höllenmaschinen *gesichert*. Wenn man diese ungeheuren Arbeiten sieht, so sollte man glauben, sie hätten





1. Unterlieutenant Johann Zradzil im 4. Feld-Artillerieregiment.

2. Emanuel Freiherr v. Saint Quentin, Oberstlieutenant des 1. Bataillons der Wiener Freiwilligen.

3. Leonhart Rothkirch von Panthen, Major im Generalquartiermeisterstab.

4. Oberst Josef von Smola, Commandant des Bombardiercorps.

5. Erzherzog Karl, Generalissimus.

6. Johann Fürst Liechtenstein, General der Cavallerie, Commandant des 3. Cavallerie Reservecorps.

7. Maximilian Freiherr von Wimpffen, Generalmajor und Chef des Generalquartiermeisterstabes.

8. Johann Freiherr von Hiller, Feldmarschalllieutenant, Commandant des 2. Armeecorps.

9. Heinrich Graf Bellegarde, General der Cavallerie, Commandant des 1. Armeecorps.

10. Friedrich Prinz von Hohenzollern-Hechingen, Feldmarschalllieutenant, Commandant des 3. Armeecorps.

11. Franz Fürst Rosenberg-Orsini, Feldmarschalllieutenant, Commandant des 4. Armeecorps. (Nicht, wie irrigerweise öfter gemeint wird, Fürst Karl Schwarzenberg, der erst bei Wagram eingriff.)

12. Ferdinand Graf von Württemberg, Generalmajor.

13. Ferdinand Fürst Kinsky, Major in der Legion Erzherzog Karl.

14. Philipp Graf Grünne, Feldmarschalllieutenant.

15. Josef von Stutterheim, Oberst im Generalquartiermeisterstab.

16. Josef Graf Colloredo, Generalmajor, Generaladjutant des Erzherzogs Karl.

Noch befinden sich auf dem Bilde: Josef Freiherr von Stipsics, Feldmarschalllieutenant, und Karl von Steininger, Oberst und Generaladjutant des Erzherzogs Karl.

Erklärungsblatt zum Vollbilde: Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde von Aspern.

mehrere Jahre erfordert, und doch sind sie nur das Werk von 15 bis 20 Tagen ... Diese vortrefflichen Werke sind durch Brückenköpfe vertheidigt, von denen jeder 10.000 Fuß im Umfang hat und aus verpalissadirten, mit Wasser gefüllten Gräben umgebenen Redouten besteht. Die Insel Lobau ist eine Festung. Man findet dort Vorräthe von Lebensmitteln, es sind dort 100 Stück schweres Geschütz und 20 Stück Haubitzen und Mörser aufgestellt. Der Herzog von Rivoli hat gestern eine Brücke über den letzten Donauarm, Eßlingen gegenüber, werfen lassen; sie ist durch einen, schon beim ersten Uebergang errichteten Brückenkopf geschützt ... Jetzt, da der Uebergang über die Donau fertig ist und unsere Brücken von keinem Ueberfall etwas zu fürchten haben, wird das Schicksal der österreichischen Monarchie in einer einzigen Schlacht entschieden werden."

In den ersten Tagen des Juli concentrirte Napoleon seine Truppen, die längs der Donau, von Linz bis an die ungarische Grenze, vertheilt waren, um einem Uebergang der Oesterreicher auf das rechte Stromufer entgegentreten zu können. Auch die Armee seines Stiefsohnes, des Vicekönigs Eugen, zog er an sich und vereinigte dadurch zum zweiten Donauübergang eine Macht von fast 180.000 Mann mit 600 Geschützen.

Und was thaten die Oesterreicher diesen Vorkehrungen des Feindes gegenüber? Wenig, um nicht noch kürzer zu sagen: Nichts! Mit Ausnahme eines vom Oberst Graf Hardegg ausgeführten Ueberfalles auf Mautern (31. Mai), der die Franzosen donauauf- und abwärts in tödtlichsten Schrecken versetzte, ließ man den Feind ganz unbehelligt. Unfruchtbare Scheinangriffe und — noch unfruchtbarere diplomatische Unterhandlungen füllten die kostbare Zeit aus, ohne daß etwas von dem unternommen wurde, worauf die fieberhaft erregte Bevölkerung wartete, wonach der durch den herrlichen Sieg gehobene Kampfesmuth der Armee drängte. Man darf wohl vermuthen, daß diese Unterhandlungen die meiste Schuld an einem Zögern trugen, das nur dem Gegner zugute kam. Wieder einmal verdarb die Feder der Diplomaten, was das Schwert des Soldaten gut gemacht hatte. Wahrscheinlich schwebten solche Erinnerungen dem Erzherzog Karl vor, als er die wehmüthig resignirten Worte schrieb: „Ein Feldherr, der unzweckmäßige Weisungen über Operationen erhält, deren Ausführung, unabhängig von jeder fremden Theilnahme und ausschließlich von einem großen zusammenhängenden Entwurf, ihm allein obliegt, ist nicht nur berechtigt, sondern auch verbunden, den Zweck nach seiner besseren Einsicht und Ueberzeugung zu verfolgen. Sind aber solche Anordnungen durch politische, ihm unbekannte Beweggründe veranlaßt, beruht ihre Ausführung auf mehreren Generälen und Armeen, dann wird ihm blinder Gehorsam zum Gesetz ... Das Opfer desjenigen, der in einer solchen Lage seine bessere Ueberzeugung mit dem Gefühle aufgibt, auch seinen Ruhm aufs Spiel zu setzen, ist eines der größten unter den vielen, welche der Feldherr dem öffentlichen Wohle zu bringen verbunden ist."

Aber auch diese hemmenden Einflüsse vorausgesetzt, welche, in der Meinung, dem Frieden nahe zu sein, jedes energische Ausnützen des Sieges bei Aspern verhinderten, kann man die Armeeleitung doch nicht von allen Versäumnissen freisprechen. Wohl erhöhte sich die Armee durch Ergänzungen und Zuzüge wieder auf 122.000 Mann mit 452 Kanonen, aber man blieb noch immer um ein volles Drittel schwächer als der Gegner — ein Verhältniß, das leicht sogar zu Gunsten der Oesterreicher hätte ausgeglichen werden können. Längs der Donau standen in einzelnen Abtheilungen über

80.000 Mann, die ohne alle Gefahr in den ersten Julitagen hätten so disponirt werden können, daß sie mit der Hauptarmee vereinigt oder am Schlachttag doch mit Bestimmtheit zu verwenden gewesen wären. Aber die Truppen, welche unter Gyulai an der steierischen Grenze, unter Chasteler bei Stuhlweißenburg, unter dem Palatin Erzherzog Josef bei Komorn, unter Schustek und Sommariva donauaufwärts bei Krems und Linz standen, kamen gar nicht in Rechnung; die Mitwirkung des bei Preßburg stehenden Erzherzogs Johann wurde zu spät verfügt und hing vom Einhalten einer nur durch einen Gewaltmarsch zu erzielenden Stunde ab. Solche Märsche aber hängen stets von Zufälligkeiten ab; diesen aber soll, wenn sie auch oft im Krieg eine große Rolle spielen, durch die Dispositionen nach Möglichkeit vorgebeugt werden.

Nach der Schlacht hatte der Erzherzog seine Armee auf das hinter dem Rußbach ansteigende Plateau zurückgezogen, wo sie „in der Heimat, im Mittelpunkte des Reiches, wie ein Wandervolk unter freiem Himmel" lagerte. Der berühmte Memoirist Varnhagen von Ense hat uns eine interessante Schilderung des Lebens und Treibens bei der österreichischen Armee aus dieser Periode hinterlassen. In derselben heißt es unter Anderem: „Die unabsehbaren Lagerreihen wimmelten von Kriegsvolk und in Wagram flossen die Strömungen dieser mannigfachen Regsamkeit zusammen. Alle Truppengattungen und Grade, in den verschiedensten Geschäften und Kostümen, in Kitteln und im Glanze, zur Arbeit, zum Wachdienst, zur Erkundigung von Neuigkeiten und zum Genuß und Verkehr jeder Art, bewegten sich bunt durcheinander."

„Wie in den Uniformen das Glänzende und Unscheinbare abstach, so waren im Ausdruck der Gestalten ähnliche Gegensätze wahrzunehmen: zwangslose Beweglichkeit und pedantische Trockenheit und wilde Leidenschaft. Deutsche, Franzosen, Wallonen, Slaven, Italiener, Magyaren, erkannte man weniger im Einzelnen, als im Gemisch aller dieser. Daß die Verschiedenheit so vieler Völker, Sprachen, Gestalten und Sitten hier in der Gemeinschaft nicht verschwand, aber doch wie von einem höheren Zusammenhang gebunden erschien, war gerade das Eigenthümliche dieses kaiserlichen Heeres. War in dem Hauptquartier die Bewegung freier, glänzender und nicht ohne die Zugaben reicher und vornehmer Lebensweise, so ging es dagegen im eigentlichen Lager ernsthafter und stiller zu. Jeder Raum war abgemessen, die Anordnung der Reihen und Gassen streng beobachtet. Ueberall war die wachsamste Aufsicht und Ordnung, kein Lärmen, kein Streit; die Truppen sah man beschäftigt, theils ihre Waffen und Geräthe in Ordnung zu halten, theils andere Arbeiten zu verrichten, welche der Tag erforderte. Am meisten aber mit Exerciren. Vom frühen Morgen an wurden kleinere und größere Abtheilungen eingeübt; denn die erlittenen Verluste waren durch junge Mannschaft ersetzt worden, welche nun eilig ausgebildet werden sollte."

„Diese fleißigen Uebungen und die Pünktlichkeit, mit welcher die mannigfachen Dienstverrichtungen nach eingetheilter Zeitfolge wechselten, gab der kriegerischen Bewegung einen Anschein ruhiger Friedensordnung. Dreimal täglich traten die Regimenter herkömmlich zum Gebet ins Gewehr; immer aufs Neue berief der Trommelschlag die Feldwebel und Corporäle zum Anhören der auszutheilenden Befehle; wurde Vergatterung geschlagen, so war im Augenblick die unabsehbare Fronte schweigsam aufgestellt; die zahlreichen Lagerwachen hielten vorwärts ihre Postenkette besetzt und nur mit einbrechender Dunkelheit unterbrach ihr wechselseitiger Zuruf die große Stille."

„Die Truppen lagen sämmtlich unter freiem Himmel; aus der Mitte jedes Regimentes erhob sich nur ein Zelt, welches als Feldcapelle für den Gottesdienst

bestimmt war, zugleich aber dem Obersten einen bedeckten Raum darbot; alle übrigen Officiere wie die Gemeinen begnügten sich mit Erdgruben, denen etwa ein Dach von Rasen oder Laubgezweig das Ansehen von Hütten und einigen Schutz gegen das Wetter lieh. Betrachtete man dieses Kriegsvolk in seiner ausdrucksvollen Kräftigkeit, gelassenen Bewegung, mäßigen Lebensart und unwandelbaren Gehorsam, so mußte man sich wohl bekennen, ein ausgeprägtes Bild des deutschen Charakters vor Augen zu haben, und wenn man sich gegenüber die französische Beweglichkeit, üppige Lust und entzündbare Leidenschaft dachte, so glaubte man jenen Kräften umso sicherer vertrauen zu dürfen, als sie von bester Feldherrnhand geleitet wurde."

Nicht minder charakteristisch und interessant ist, was Varnhagen vom Erzherzog Karl berichtet: „Schon am ersten Vormittag konnte ich vor seinem Fenster ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Pianoforte zu phantasieren, worin er eine meisterhafte Geschicklichkeit hatte. Nicht lange darauf kam er heraus, stieg zu Pferd und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er sah aus, wie ein tapferer, biederer und menschenfreundlicher Mann, der sogleich Zutrauen erweckt, aber auch Scheu und Erfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernst und Hoheit. Seine kleine und schmächtige Gestalt erschien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auf die feinnervige Beschaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit allen seinen Anstrengungen und Rauhigkeiten hatte eine sanfte Anmuth aus diesen Gliedern nicht verdrängen können, die auch Napoleon bei seinem ersten Auftreten gehabt haben soll, der im Beginn seiner Laufbahn ebenso mager gewesen sein soll, jetzt aber stark geworden, ein weniger gutes Aussehen hatte."

„Was aber den Erzherzog besonders auszeichnete, war die volle Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles Gemachten und Gespannten; aus der Lässigkeit mancher seiner Bewegungen würde man zuweilen auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines heldischen Auges jeden solchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerschrockener Muth, der stets das Beispiel versöhnlicher Aufopferung und Verleugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein standhafter und gerechter Sinn, sowie das Andenken seiner früheren Thaten und Siege hatten ihm die höchste Liebe des Heeres erworben, die Officiere hingen ihm eifrig an, die Soldaten waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmischen Soldaten, denen er als Generalcapitän ihres Landes noch besonders angehörte. Wo er sich zeigte, schallte ihm jauchzender Zuruf entgegen, der auf den Vorposten leicht seine Anwesenheit verrieth, aber nicht ganz untersagt werden konnte."

Wiederholt ließ Napoleon in den ersten Julitagen an verschiedenen Stellen Brücken schlagen und Uebergangsversuche machen, um das kaiserliche Hauptquartier in Unkenntniß zu lassen, auf welchem Punkt er diesesmal die Donau zu überschreiten gedenke. In der That erwartete man einige Tage, er werde bei Nußdorf über den Strom gehen, um die Flanke der Oesterreicher zu gewinnen, ein Grund mehr für den Erzherzog seine bisherige Stellung zu behalten, welche die rasche Entwicklung nach allen Seiten und die Deckung der nach Nord und Süd führenden Straßen ermöglichte. Die Corps Hohenzollern, Bellegarde und Rosenberg lagerten hinter dem *Rußbach*, Kolowrat und Reuß am Fuß des Bisamberges, Klenau, welcher das

Corps des erkrankten Hiller commandirte, bildete die Vorhut gegen die Donau, die Grenadierreserve und Cavallerie standen bei Gerasdorf.

Gegen Abend des 4. Juli gerieth im französischen Lager Alles in Bewegung, und es war kein Zweifel mehr, daß die Entscheidung nahte. Sofort traf der Erzherzog alle Anordnungen und sendete an seinen Bruder Johann den Befehl, gleich nach dem Schlachtfeld aufzubrechen. In der Nacht vom 4. auf den 5. ließ Napoleon unter strömenden Regen von der Lobau fünf Brücken gegen Enzersdorf und Mühlleiten schlagen, auf welchen sofort die Corps Oudinot, Massena und Davoust — 40.000 Mann — auf das linke Ufer übergingen. Die bei Aspern und Eßlingen aufgestellten Batterien hatten schon am Abend vorher das Feuer eröffnet, und mit Anbruch des Tages gab es überall längs der Donau Kämpfe zwischen der Vorhut Klenau's und den sich ausbreitenden und mit großem Nachdruck vordrängenden Franzosen. Der Uebergang der Franzosen vollzog sich diesesmal so rasch, daß eine Verhinderung desselben nicht mehr möglich war. Der Erzherzog rief daher Klenau zurück und beschloß, die Schlacht in der günstigen Stellung hinter dem Rußbach anzunehmen.

Auf dem Schlachtfeld verfügte der Erzherzog über 98.092 Mann Infanterie, 12.086 Reiter und 410 Geschütze; Napoleon dagegen führte 146.774 Mann Infanterie, 30.523 Reiter und 584 Geschütze über die Donau. Ohne weiter gehindert zu werden, zog er seine Truppen auf das linke Ufer und schob sie fächerförmig vor. Gegen Mittag stand seine Armee in Schlachtordnung von Aderklaa und Raasdorf bis gegen Markgrafneusiedl, links Massena, im Centrum Bernadotte, der Vicekönig Eugen und Oudinot, rechts Davoust, als Reserve in der Mitte Marmont. „Alles ging in einer Ordnung, als wenn diese unabsehbaren Linien und Colonnen durch ein Räderwerk bewegt würden“, sagt ein Beobachter.

Den ganzen Nachmittag beschränkte man sich auf eine furchtbare Kanonade, welche die Erde erbeben machte und das weite Blachfeld in dichte Rauchwolken hüllte. Der Erzherzog wollte seine günstige Stellung auf den Anhöhen hinter dem Rußbach nicht aufgeben, Napoleon hingegen seinen Aufmarsch ganz vollenden, bevor er zum Angriff schritt. Erst nach sechs Uhr Abends gingen die kleinen Scharmützel, die auf der ganzen Linie unterhalten wurden, in einen allgemeinen Kampf über, und die Schlacht bei Wagram brach los.

Napoleon's Hauptangriff war im Beginn wieder auf das Centrum der österreichischen Stellung bei Wagram und Baumersdorf gerichtet. Der letztere Ort wurde in Brand geschossen und von zwei über den Rußbach vorgerückten Colonnen angegriffen. Die rechte Colonne wurde zurückgeworfen und von der Reiterei Hardegg's weit in das Feld hinaus verfolgt; gefährlicher gestaltete sich der Angriff der linken Colonne, welche durch einen Hohlweg weit vordrang und einige kaiserliche Regimenter in Unordnung zurückwarf. Nur durch das persönliche Eingreifen des Erzherzogs wurde hier das Gefecht hergestellt; er führte ein Bataillon so nahe an den Feind, daß einzelne französische Soldaten an sein Pferd herankonnten. Ein französischer Officier befahl einem Voltigeur, auf den General zu schießen, und in der That wurde Karl leicht verwundet, wich jedoch nicht von der Stelle, bis die Gefahr abgewendet und der Feind gezwungen war, vor dem kräftigen Einhauen zweier Cavallerieregimenter das Weite zu suchen. Auch der gegen Wagram gerichtete Ansturm Bernadotte's wurde abgeschlagen; aber man kämpfte bis in die Dunkelheit fort, und es war schon finstere

Nacht, als endlich das Geknatter des Gewehrfeuers und das dumpfe Grollen des Kanonendonners verhallten.

Der erste Schlachttag hatte mit einem entschiedenen Erfolg der Oesterreicher abgeschlossen. Sie hatten ihre Stellung gegen den weit überlegenen Gegner behauptet, und der Erzherzog durfte, wenn durch das Eintreffen Johann's in der rechten Flanke des Feindes das Gleichgewicht der Kräfte hergestellt war, am nächsten Tage einen entscheidenden Sieg erwarten. Noch in der Nacht wurde ein Courier dem Erzherzog Johann entgegengeschickt, den man schon auf dem Marsch glaubte und in den Morgenstunden erwartete. In dieser bestimmten Hoffnung traf Karl noch in der Nacht die Dispositionen zum offensiven Vorgehen für den nächsten Tag. Rosenberg sollte den rechten Flügel des Gegners beschäftigen, bis Erzherzog Johann herbeikam, Hohenzollern, Bellegarde und Reuß das Centrum angreifen, Klenau und Kolowrat fiel die Hauptaufgabe zu, den linken Flügel von der Donau abzudrängen und dadurch die Rückzugslinie über die Lobau zu gefährden.

Abgesehen davon, daß dieser Plan auf dem immer ungewissen Factor des rechtzeitigen Eingreifens Johann's aufgebaut war, läßt sich gegen denselben einwenden, daß es sehr gewagt war, als der schwächere Theil eine Umfassungsbewegung gegen den linken Flügel einzuleiten, die Bogenlinie, welche die österreichische Armee zu diesem Zweck einnehmen mußte, war sehr gedehnt, daher nur schwach besetzt und die Verbindung zwischen den Colonnen schwer aufrecht zu erhalten. Wenn diese Mängel nicht schlimme Folgen nach sich zogen, so ist dies namentlich der ausgezeichneten Tapferkeit zu danken, welche die Truppen auch an diesem Tag bewiesen.

Der Angriff gegen den linken Flügel war so gewaltig, daß die Franzosen sofort bis nach Aspern und Eßlingen wichen. Hier setzte sich Klenau in den zwei Tage vorher aufgegebenen Schanzen fest, ohne durch die Gegenangriffe vertrieben werden zu können, und auf den Moment wartend, wo der Gang der Schlacht auf den anderen Punkten ihm den entscheidenden Vorstoß gegen den Rücken des Feindes vorschreiben würde. Im Centrum wurde grimmig um den Besitz Aderklaas gerungen. Ein vehementer Angriff Bernadotte's vertrieb Bellegarde, aber die vom Erzherzog Karl selbst herbeigeführten Grenadiere nahmen den Ort wieder und jagten die Franzosen in wilder Flucht zurück, daß sie sich erst unter dem Schutz von Massena's Corps wieder sammeln konnten.

Auch ein von acht Reiterregimentern ausgeführter Ansturm fand durch das Corps Kolowrat's und die wieder von Johann Fürst Liechtenstein geführte Reiterei eine so tüchtige Abfertigung, daß sie, nachdem Marschall Bessières ziemlich bedeutend verwundet war, so rasch als möglich wichen. Einen schweren Stand hatte Rosenberg, der in Neusiedl die überlegenen Angriffe Davoust's auszuhalten hatte. Napoleon, welcher die Gefahr wohl kannte, welche mit Johann's Erscheinen seinem rechten Flügel drohte, suchte gerade durch diesen die Entscheidung der Schlacht zu erzwingen und verstärkte ihn fortwährend. Nur damit beschäftigt, beachtete er die Niederlage seines linken Flügels gar nicht, der so weit zurückgedrängt war, daß Klenau's Artillerie die Lobaubrücke beschießen konnte.

Bis gegen Mittag war der Vortheil offenbar auf Seite der Oesterreicher, die auch einen zweiten, von Napoleon selbst geleiteten und unter dem Schutz des verheerenden Feuers von 100 Geschützen ausgeführten Angriff auf ihr Centrum glänzend abgewiesen hatten.

Immer gewaltiger wurden die Angriffe Davoust's, die Lage des österreichischen inken Flügels immer gefährlicher. Von beiden Seiten sah man angstvoll gegen Süden, von wo die Ankunft des Erzherzogs Johann erwartet wurde, welche für die Oesterreicher den Sieg, für den Gegner eine entscheidende Niederlage bedeutete.

Aber er kam nicht und Rosenberg mußte sich endlich entschließen, das bren- ende und so hartnäckig vertheidigte Neusiedl zu räumen. Noch immer hielt er sich, nd um einige alte Gebäude außer Neusiedl entbrannte der Kampf von Neuem. Davoust verfügte nun über ein Dritttheil der französischen Armee und konnte einen llgemeinen Angriff von drei Seiten einleiten. Verzweiflungsvoll wehrten sich die Oesterreicher, obwohl das Kartätschenfeuer furchtbar in ihren Reihen wüthete, — noch mmer hoffte man auf einen Umschlag, der durch einige Bataillone von Johann's orps herbeigeführt werden konnte. Vergebens! Das Corps Rosenberg's war rchtbar mitgenommen; der tapfere und kenntnißvolle General Nordmann war todt, hlreiche höhere Officiere verwundet, die Truppen bis auf die Hälfte zusammen- schmolzen und auf das Aeußerste erschöpft. Eine Fortsetzung der Schlacht drohte mit r Vernichtung des linken österreichischen Flügels und mit Gefährdung der Rück- gslinie.

Um 2 Uhr entschloß sich daher Erzherzog Karl schweren Herzens, die auf den deren Punkten errungenen Vortheile und die Hoffnung eines glänzenden Sieges auf- geben, indem er den Befehl zum Abbrechen des Kampfes und zum Rückzug gegen ähren gab. Schritt für Schritt, unerschütterlich und in wahrhaft stolzer Haltung, llzog sich der Abmarsch der Oesterreicher, welchen die Franzosen nicht zu hindern agten. Selbst Rosenberg brachte sein so hart mitgenommenes Corps unter dem hutz von Radetzky's Hußarenregimentern ungefährdet vom Schlachtfeld.

Die riesigen Verluste geben einen Maßstab für die Erbitterung des Kampfes. ie Oesterreicher hatten 20.000 Todte und Verwundete und 8000 Gefangene ver- ren. Gefallen waren die Generäle Vukassovich, d'Aspre, Nordmann und ecsey, verwundet, außer dem Erzherzog, noch Stutterheim, Nostiz, Wall- oden u. s. w.

Aber auch die Franzosen zählten 14.000 Todte und Verwundete und hatten)00 Gefangene, 12 Adler und Standarten verloren. Die Oesterreicher waren besiegt, eil sie das Schlachtfeld räumten, aber sie waren nicht geschlagen worden. Sie itten den Franzosen so viel Respect eingeflößt, daß das Erscheinen einiger Hußaren- lonnen von der Vorhut des Erzherzos Johann noch am Abend genügte, um die anze Armee zu erschrecken und eine bis auf das Hauptquartier sich erstreckende Panik rvorzurufen.

Die Franzosen, welche übrigens gleichfalls vorzüglich gefochten hatten, dankten ren Sieg — dem Zufall, welcher das rechtzeitige Erscheinen des Erzherzogs Johann rhinderte. Jener erste Courier, der am 4. Juli Abends vom Hauptquartier abge- ndet worden war, fand bei Neudorf die Brücke über die Waag abgerissen, und statt ne Furt zu suchen oder über den wohl angeschwollenen Fluß zu schwimmen, machte einen Umweg von sechs Stunden, um zur nächsten Brücke zu kommen. Schon se Verzögerung wurde verhängnißvoll, denn Erzherzog Johann erhielt dadurch t am Morgen des 5. die Ordre.

Bevor die in den Verschanzungen und in der Umgegend lagernden Truppen rschbereit waren, verging der Tag, und erst um Mitternacht erfolgte der Aufbruch.

Nachtmärsche gehen nur selten flott von statten, unvorhergesehene Verzögerungen wirkten störend ein — kurz, die Spitze der Colonne traf erst am 6. Juli um 10 Uhr Vormittags in Marchegg, Nachmittags erst in der Nähe des Schlachtfeldes bei Siebenbrunn ein. Hier erhielt Erzherzog Johann durch einen Officier des Rosenberg'schen Corps Nachricht vom Verlauf der Schlacht und vom Rückzug der Hauptarmee, sendete seine Hußaren auf Streifungen aus und kehrte nach Preßburg zurück.

Mag auch der Tadel, welcher von allen Seiten auf Erzherzog Johann fiel, zum Theil ungerecht gewesen sein, weil Umstände, für die er nicht verantwortlich zu machen war, die Verzögerung seines Marsches bewirkten, so ist er doch nicht ganz zu entschuldigen. Bei richtiger Erkenntniß der Lage hätte er alle verfügbaren Truppen



Maximilian Baron Wimpffen. (Seite 1208.)

zusammenraffen und dem Gros seines Corps, das sich erst sammelte, vorauseilen müssen. Schon das bloße Erscheinen eines Theiles seiner Bataillone in der rechten Flanke der Franzosen hätte den Gang der Schlacht beeinflussen müssen, da Napoleon auf die Sicherung seiner ohnehin schon durch Klenau bedrohten Rückzugslinie Bedacht nehmen mußte und dadurch Rosenberg's Corps befreit worden wäre.

Nur sehr langsam folgte Napoleon der auf der böhmischen Straße abziehenden österreichischen Armee. Diese war noch immer zahlreich und ungebrochenen Muthes, auch war eine Diversion des Erzherzogs Johann und Gyulai's im Rücken der französischen Armee zu fürchten. Bei Korneuburg und Hollabrunn kam es zu ziemlich blutigen Rückzugsgefechten, und am 10. Juli entspann sich bei Znaim ein Engagement zwischen den beiden Hauptarmeen, das am nächsten Tage sich in eine

:liche Schlacht verwandelte. Mit gewohnter zäher Bravour fochten die Oesterreicher, daß die Franzosen bis gegen den Abend noch keinen Fuß breit Boden gewonnen ten. Da brachte ein französischer Officier Bellegarde die Kunde vom Abschluß s Waffenstillandes, den niemand erwartet hatte. Nur widerwillig ließen die Oester- her vom Kampf ab, der erst nach einer Stunde ganz eingestellt wurde.

Schon unmittelbar nach der Schlacht bei Wagram hatte Erzherzog Karl die



Andreas Hofer

Facsimile seiner Handschrift

Andree Hofer

(Seite 1215 u. ff.)

thwendigkeit, den Frieden anzubahnen, vorgestellt und mit dessen Genehmigung am Juli von Znaim aus Napoleon einen Waffenstillstand vorgeschlagen. Dieser g sofort darauf ein und in der Nacht erfolgte der Abschluß zwischen den beiden :fs des Generalstabes Berthier und Wimpffen (Bild S. 1212). Die Demar- onslinie wurde so gezogen, daß die österreichische Armee auf Böhmen, Mähren ohne ünn, Ungarn ohne Preßburg und Raab beschränkt wurde.

Trotz aller bisherigen Mißerfolge war Oesterreich noch immer widerstandsfähig,

die Armee ungebrochenen Muthes und nach Heranziehung der in Ungarn stehenden Corps den Franzosen gewachsen. Der Erzherzog rieth trotzdem zum Frieden, weil er voraussetzte, daß derselbe günstiger ausfallen werde, wenn man sich noch auf eine intacte Armee stützen kann. Nur ungern entschloß sich Kaiser Franz, dem Rath seines Bruders zu folgen, und im Heer war man mit dem Einstellen des Kampfes so unzufrieden, daß in einem besonderen Befehle die heftigen Kritiken und die ungezügelten Ausbrüche der Kriegslust untersagt werden mußten.

Am 31. Juli gab Erzherzog Karl der Armee bekannt, daß er den Oberbefehl über die Armee niedergelegt habe. Der Schluß des bezüglichen Tagesbefehles lautete: „Indem ich die Armee verlasse, höre ich doch keineswegs auf, den lebhaftesten Antheil an ihrem Schicksal zu nehmen. Meine vollkommenste Ueberzeugung von ihrer Tapferkeit, das Zutrauen, das ich in sie setze, und die Gewohnheit, ihr stets mein ganzes Bestreben zu weihen, machen mir diese Trennung schmerzlich. Ich schmeichle mir, daß sie dieses Gefühl mit mir theile."

Darüber konnte der Erzherzog beruhigt sein. Mit tiefem Schmerz vernahm man in der ganzen Armee, daß der geliebte Feldherr, der dem größten militärischen Genie seiner Zeit, einen Sieg entrungen hatte und auch besiegt, die Achtung und Furcht des Gegners zu erzwingen wußte, von der Armee schied. Und zwar für immer. Nur noch einmal — als der Krieg 1815 nochmals zu entbrennen drohte — übernahm Erzherzog Karl einen öffentlichen Posten als Gouverneur von Mainz. Sonst lebte er bis an sein Ende als Privatmann im Kreise seiner Familie, mit der Pflege von Kunst und Wissenschaft sein Leben erfüllend, dessen erste Hälfte fast nur dem Kriege gewidmet war.

Erzherzog Karl war nicht nur einer der bedeutendsten Feldherren, welche Oesterreich je besaß, sondern auch von wirklich weiter und freier Auffassung in allen Fragen des öffentlichen Lebens, ein echter Patriot, der zu handeln und zu rathen versteht, sich nicht scheut, auf offene Wunden hinzuweisen, aber auch nicht zögert, die eigene Person hintanzusetzen, wenn die Verhältnisse und der Gang der Dinge es erheischen.

Die maßlosen Forderungen Napoleon's verzögerten den Friedensschluß sehr lange. Wiederholt drohte ein Wiederausbruch des Krieges, für welchen der Kaiser selbst, die Kaiserin und mehrere Erzherzoge waren. Aber die Rathschläge der erfahrensten Generäle, welche darauf hinwiesen, daß Oesterreich der Hilfsquellen seiner reichsten Provinzen beraubt sei, überwogen. Auch Napoleon, durch den Gang der Dinge in Spanien beunruhigt und durch den Attentatsversuch des Fanatikers Staps in Schönbrunn beeinflußt, mäßigte seine Forderungen, so daß am 14. October endlich der Friede von Schönbrunn zu Stande kam.

Seine Bedingungen waren noch immer hart genug. An Baiern mußte Salzburg und Berchtesgaden, das Innviertel und ein Theil des Hausruckviertels abgetreten werden; Napoleon nahm für sich Görz, Triest, Krain, den Villacher Kreis von Kärnten und alles Land auf dem rechten Saveufer, aus welchen Gebieten das zum Königreich Italien geschlagene Gouvernement Illirien gebildet wurde; der König von Sachsen erhielt als Großherzog von Warschau ganz Westgalizien und den Zamoscer Kreis von Ostgalizien, und auch Rußland erhielt für seine zweideutige Haltung ein Stück von Galizien mit 40.000 Einwohnern. In einem geheimen Zusatzvertrag verpflichtete sich *Oesterreich*, seine Armee bis auf 150.000 Mann zu vermindern und binnen drei

Monaten 85 Millionen Francs als Kriegsentschädigung zu zahlen. Fast 2000 Quadratmeilen mit mehr als 3 Millionen Einwohnern kostete der Feldzug des Jahres 1809 Oesterreich, das in diesen Krieg mit so berechtigten Hoffnungen gezogen war.

Wir haben nun nur noch die Ereignisse in Tirol nachzuholen, welche mit dem allgemeinen Gang des Krieges nur mittelbar in Verbindung stehen und daher einer besonderen Darstellung vorbehalten wurden.

Der Aufstand und Krieg in Tirol.

Bereits wiederholt war Tirol während der vorausgegangenen Feldzüge in Mitleidenschaft gezogen worden. Zum Theil hatte es dies der Nachbarschaft der Schweiz, noch mehr aber seiner Eigenschaft als kürzeste, natürliche Verbindungslinie zwischen dem Donaugebiet in Deutschland und der venetianischen Ebene zu danken, die wiederholt der Schauplatz gleichzeitiger Kämpfe waren. Immer betheiligte sich die wehrhafte Bevölkerung des Landes an der Vertheidigung desselben, und die Gefechte bei Spinges und Mühlbach, durch welche Joubert 1800 der Eingang in das Pusterthal verwehrt wurde, brachten den Landesschützen-Compagnien hohen Ruhm.

Eine noch wichtigere Rolle spielte Tirol im Jahre 1805, wo Franzosen und Baiern es bedrängten. Erst als die Katastrophe von Ulm den Erzherzog Karl zum Rückzug aus Italien nöthigte, mußte auch der in Tirol commandirende und allgemein beliebte Erzherzog Johann durch das Pusterthal nach Kärnten abziehen, und die noch nicht genügend organisirten Bauern konnten sich nun der fremden Truppen nicht mehr erwehren.

Die Abtretung an Baiern war ein herber Schlag für die Tiroler, die treu an dem österreichischen Herrscherhause hingen und den Wechsel umso schmerzlicher empfanden, als die baierische Regierung brutal und unklug auftrat. Das heiße Bemühen aller Tiroler war daher auf die Wiedervereinigung mit Oesterreich gerichtet. In der Gewißheit, daß es in Kürze wieder zu einem Kampf mit Frankreich kommen müsse, der Gelegenheit zur Abschüttlung des verhaßten baierischen Joches geben würde, überzog sich schon 1807 das ganze Land mit geheimen Verbindungen, welche bis in die fernsten Thäler reichten und Alles für den Moment des gewaltsamen Aufstandes vorbereiteten. Alle Fäden dieser Organisation liefen in Wien zusammen, von wo Josef Freiherr von Hormayr und Erzherzog Johann die allgemeinen leitenden Grundsätze feststellten.

In Tirol standen eine Reihe allgemein geachteter Männer an der Spitze der Bewegung; am meisten bekannt aber wurden drei derselben, Andreas Hofer (Bild S. 1213), der „Sandwirth" aus dem Pusterthal, ein schlichter, frommer Mann, mit den Anschauungen und Sitten eines Bauern, dabei tapfer, uneigennützig und nicht ohne natürliche Anlagen; Josef Speckbacher, der kernige und feurige „Mann vom Rinn" und in seiner Jugend Wildschütze und Raufbold, von viel bedeutenderen Anlagen als Hofer, ein geborner Soldat, klug und kühn, ruhelos und die Gefahr aus ihrer selbstwillen aufsuchend; endlich der Kapuziner Joachim Haspinger, ein zweiter Capistran, der als Feldcaplan des Schützenaufgebotes und später als selbstständiger Commandant Vorzügliches leistete und als „Pater Rothbart" den Franzosen und Baiern besonders verhaßt war. In seiner braunen Kutte, das Kreuz in der einen, den Säbel in der anderen Hand, führte er die Schützen in das Gefecht, die ihm blindlings überall folgten.

Im Beginne des Jahres 1809 weilten Andreas Hofer, Peter Hueber aus Brunnecken und Nessing aus Botzen in Wien und trafen die letzten Verabredungen. Für den Geist des Tiroler Volkes ist es wohl bezeichnend und ehrenvoll, daß sich bei einer so weit verzweigten Verbindung, der tausende einfacher, armer und in Verstellung ungeübter Leute angehörten, das Geheimniß so unverbrüchlich bewahrt wurde, daß kein Verräther, kein unvorsichtiger Schwätzer sich fand, der die Baiern gewarnt hätte. Wohl kannte die Regierung die Stimmung des Landes, aber sie glaubte, dieselbe durch brutale Strenge meistern zu können, und als es im Februar 1809 anläßlich der Recrutirung im Ober-Innthal zu Widersetzlichkeiten kam, wurden blutige Gewaltmaßregeln ergriffen.

Dadurch und in Folge des bevorstehenden Ausbruches des Krieges stieg die Aufregung im Lande immer höher. Es bedurfte nur mehr des zündenden Funkens, um die Explosion herbeizuführen.

Am 9. April rückte von Kärnten her der österreichische General Marquis Chasteler mit 7000 Mann Infanterie, drei Escadronen und 17 Geschützen in das Pusterthal ein, enthusiastisch begrüßt von der Bevölkerung. Dies war für das ganze Land das Signal zum Aufstand, der die Baiern mit elementarer Gewalt überraschte. Von allen Berggipfeln flammten die Feuer auf. Boten trugen die Kunde in die fernsten Thalwinkel, das Geläute der Glocken rief die Streiter, und sogar den Bächen und Flüssen vertraute man die Kunde an, indem man kleine Brettchen, Papierschnitzel u. s. w. hinabschwimmen ließ, die als Zeichen des Losbruches verabredet waren.

Andreas Hofer erließ für die Männer von „Pfeier" (Passeirerthal) und das Burggrafenamt den ersten lakonischen Aufruf: „Morgen am 9. April wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgegangen und jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen." Schon am nächsten Tag konnte er 4500 Schützen über den Jaufen führen, um die wichtige Straße über den Brenner (Bild S. 1220) zu sperren, welche Süd- und Nordtirol verbindet. Bei Brunnecken im Pusterthale kam es zum ersten Kampf, die derben Schützen dieses Thales warfen die Baiern bis zum Ausgang desselben an die Laditscher-Brücke zurück.

Nun folgte Schlag auf Schlag. In Sterzing nahm Hofer am 10. April zwei Compagnien Baiern gefangen, räumte aber dann diesen Ort und folgte auf den Höhen dem Marsch des französischen Generals Bisson, dem sich Fürst Wrede mit den Baiern anschloß. So wurde Südtirol dem Feind entrissen, ohne daß Chasteler nur einen Schuß gethan hätte.

Aber auch in Nordtirol blieb man nicht zurück. Pfurtscheller sammelte die Stubaier; Straub und Speckbacher die Unter-Innthaler und am 9. und 18. verjagte man die Baiern schon aus Zirl und Hall. Am 11. standen die Bauern vor Innsbruck und am nächsten Tag ergossen sich ihre Massen von allen Seiten gegen die hartnäckig vertheidigte Stadt. Unwiderstehlich dringen sie vor, nehmen die Innbrücke und gebrauchen die dort stehenden Kanonen sofort gegen die Baiern. Auch von Wilten her nahen sich die tapferen Stubaier und die Situation der Baiern ist umso mißlicher, als sie eine allgemeine Erhebung der Stadt fürchten mußten, zudem ihr Befehlshaber, General Kinkel, ein kränklicher, unfähiger Mann, den Kopf verliert und sich in seine Wohnung verkriecht. Wohl wehrte der tapfere und entschlossene Oberst Ditfurth noch eine Zeitlang die wüthenden Bauern ab, aber als er schwer verwundet fällt, erlahmt

der Widerstand, die Baiern ergaben sich meist, kleinere Abtheilungen, welche sich durchschlagen, erliegen im Lande draußen dem erbitterten Landvolk.

So war am 13. April auch Innsbruck befreit, gegen welches Bisson und Wrede heranzogen, ohne von diesem Schlag eine Kenntniß zu haben. Schon war ihre erste Abtheilung vom Berge Isel in die Ebene von Wilten herabgerückt, als von Innsbruck aus die Bauern sich entgegenstellten, Hofer vom Brenner her und Speckbacher und Straub von den Seitenhöhen angriffen. Ein verzweiflungsvoller Kampf drohte, in dem Bisson den sicheren Untergang voraussehen konnte.

Als er durch Martin Teimer, einem früheren kaiserlichen Officier, ein Schreiben Kinkel's erhielt, das den Verlust Innsbrucks bestätigte, erklärte sich Bisson zu Unterhandlungen bereit, die noch am 13. April zur Waffenstreckung von 3500 Franzosen und 1300 Baiern führten. Eine wahre Hetzjagd begann nun gegen die vereinzelten baierischen Besatzungen, welche überall der Wuth des Volkes erliegen; Ende April ist Tirol mit Ausnahme der Festung Kufstein von den Feinden befreit. In Innsbruck organisirte Hormayer eine geregelte Verwaltung, deren hauptsächlichste Sorge die Erhöhung der Wehrkraft des Landes ist.

Wie wohlgethan dies war, zeigte sich sofort, als die Unglücksfälle in Deutschland auch ihre Wirkung in Tirol äußerten. Der Rückzug der österreichischen Armee vom Inn und aus dem Venetianischen öffnete den Gegnern die Pforten des Berglandes wieder in Süd und Nord. Gegen Trient dringen die Franzosen vor, von Kufstein und Lofer die Baiern unter Deroy und Wrede. Auf die ersten Alarmzeichen sammelten sich die Schützen wieder und sie waren so voll Kampfesmuth, daß die Stände von Tirol nur wahr sprachen, wenn sie am 1. Mai an Kaiser Franz berichteten: „Kriegsunfälle beugen den Tiroler nicht; wir werden die ganze Welt überzeugen, daß es eher möglich sei, Tirol vom Erdboden zu vertilgen, als ihm seine angeborene Liebe und Anhänglichkeit für Eure Majestät und das Kaiserhaus zu nehmen."

Leider bewies sich Chasteler, ein verdienstvoller und kenntnißreicher General, seiner Aufgabe nicht gewachsen. Er war zu sehr methodischer Soldat, um an der Mitwirkung der Bauernhaufen Geschmack zu finden, oder — was wohl das Klügste gewesen wäre — die Leitung derselben energisch in die Hand zu nehmen und seine reguläre Macht von 13.000 Mann zum Kern und Stützpunkt des Volksheeres zu machen. Unthätig blieb er zwischen Hall und Innsbruck stehen, als schon an den Pässen gekämpft wurde.

Bei Strub vertheidigte der Wirth Oppacher mit 300 Tirolern und einer halben Compagnie Infanterie die Enge durch eine Stunde gegen 5000 Baiern und wich erst, als die nahen Höhen erstiegen und sein Rückzug gefährdet war. Nun konnten sich die beiden baierischen Colonnen im Innthal vereinigen und, 10.000 Mann stark, gegen Innsbruck vordringen. Nun erst raffte sich Chasteler auf und führte 3000 Soldaten und einige hundert Bauern entgegen. Am 13. Mai erfolgte bei Wörgl der Zusammenstoß, der mit der vollkommenen Niederlage und Zersprengung der Kaiserlichen endete, so daß Chasteler fast allein nach Innsbruck zurückkam. Bei Schwatz und Vomp kam es nochmals zu erbitterten Kämpfen, welche die Rachsucht der Baiern noch mehr entfachten. Mit Wrede's Gutheißung hausten sie wie die Barbaren, so daß selbst Marschall Lefebvre seine Mißbilligung aussprach, obwohl er selbst furchtbar strenge Decrete erließ.

In dieser Zeit ließ sich Napoleon hinreißen, den General Chasteler

„als Chef einer Räuberbande“ für „vogelfrei“ zu erklären und im Falle seiner Gefangennahme seine sofortige Hinrichtung anzuordnen. Mit Recht gab ihm die österreichische Regierung bekannt, daß man eine solche Gewaltthat mit der Erschießung zweier französischer Generäle beantworten würde.

Uebrigens war Chasteler gar nicht so gefährlich, im Gegentheile hatte er den Kopf vollkommen verloren. Er räumte Innsbruck, gab den Generälen Fenner, Buol, Schmidt und Marschall, den Befehl, sich nach Kärnten zurückzuziehen, wohin er so rasch als möglich selbst zu kommen trachtete. Am 19. Mai rückten die Baiern in Innsbruck ein, am gleichen Tag kam auch Lefebure. Man witzelte, daß der „Bauerncomödie“ ein rasches Ende gemacht worden sei. Aber es war eine Täuschung; man unterschätzte die Kraft eines wehrhaften, kernigen Volkes, das erbittert über fremde Bedrücker für die kostbarsten Güter seines Volksthums kämpft.

Nun begann die Glanzperiode Hofer's. Mit Zustimmung des Erzherzogs Johann berief er seine Schützencompagnien wieder und setzte sich mit Speckbacher und Straub in Verbindung. Vergebens suchte er Chasteler unter Berufung auf den Befehl des Erzherzogs in Tirol zurückzuhalten; nur General Ignaz Baron Buol mit 2380 Mann, 130 Reitern und einigen Geschützen schloß sich ihm an und bezog eine gesicherte Stellung, um die Brennerstraße zu decken. In Botzen blieb der tapfere General August Graf Leiningen mit 650 Mann und zwei Geschützen, im Uebrigen mußten die Tiroler auf sich selbst vertrauen.

Hofer umgab sich mit einem förmlichen Generalstab, welchem sein Rathgeber und Adjutant Eisenstecken, der Kapuziner-Pater Haspinger, ein Graf Stackelberg, die Schützenhauptleute Mayr, Kemenater und Andere angehörten. Mit Zustimmung dieser Männer faßte Hofer den kühnen Entschluß, die Baiern und Franzosen anzugreifen, wozu General Buol ihm 800 Soldaten und 20 Geschütze zuwies.

Ein erster Angriff, welchen er vom Brenner am 25. Mai mit 6000 Bauern und dem Häuflein Soldaten gegen den Berg Isel richtete, scheiterte und er war zum Rückzug gegen Matrei genöthigt. Nun setzte er sich mit den Führern in Nordtirol in Verbindung, um durch einen allseitigen Angriff die Macht der Gegner zu theilen. Straub und Speckbacher bereiteten den Angriff auf die baierischen Stellungen bei Hall und Volders vor, Teimer rückte gegen Telfs an.

Die Schlacht bei Aspern nöthigte Napoleon, alle möglichen Verstärkungen an sich zu ziehen, Lefebure war zur Hauptarmee berufen worden, Wrede mußte nach Salzburg rücken, in Tirol blieben also nur ungefähr 6000 Mann mit 400 Reitern und 20 Kanonen, welche der baierische General Deroi befehligte, ein tapferer und kluger Herr, der aber vergebens suchte, die durch Wrede's brutale Grausamkeit aufs Höchste erbitterte Bevölkerung zu beruhigen. Seine Lage war eine äußerst bedenkliche, er mußte sich darauf beschränken, Innsbruck und die beherrschenden Punkte in der Umgegend sowie die Brücken über den Inn zu halten, welche allein seinen Rückzug ermöglichten.

Für den 29. Mai war von den Führern der Tiroler ein neuer Angriff verabredet worden. Speckbacher und Straub nehmen beim dritten Sturm nach großen Verlusten die Brücken von Hall und Volders. Noch hartnäckiger war der Kampf, welchen Hofer zu bestehen hatte. In drei Colonnen rückte er von der Brennerstraße aus vor, das Centrum unter Oberstlieutenant Ertel, die beiden Flügel unter

Haspinger und Oberstlieutenant Reißenfels. Die Gesammtmacht Hofer's bestand aus ungefähr 8000 Bauern, 12 Compagnien, 1 Escadron und 10 Geschützen.

Die anfänglich errungenen Vortheile gingen gegen Mittag durch einen Gegenangriff Deroi's wieder verloren. Aber die Bauern ließen sich nicht einschüchtern. Mit dem wilden Rufe: „Todtschlagen! Todtschlagen!“ drangen sie, geführt von Hofer, der stets mahnte: „Vertraut's auf Gott! Wehrt's enk standhaft!“ unwiderstehlich vor und gegen Abend waren die Baiern auf allen Punkten gegen Innsbruck zurückgedrängt. Als Teimer mit den Schützen vom Oberinnthal den Scharnitzpaß verlegte, war Innsbruck von allen Seiten eingeschlossen, mit Ausnahme der großen Straße am linken Innufer.

Deroi sah die Unmöglichkeit, sich in Innsbruck zu halten, ein; er lehnte zwar eine ihm angebotene Capitulation ab, räumte aber in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai die Landeshauptstadt und ging nach Baiern zurück.

Nochmals war das treue Bergland befreit und die vorige Regierung trat in Gewalt. Aber sie hatte ihre liebe Noth mit den 15.000 bewaffneten Bauern, welche in der Stadt zusammenstießen und nur schwer in Ordnung zu halten waren. Das Beste dazu mußte Hofer thun, der allgemeines Ansehen genoß und mit seinen Passeirern ein gutes Beispiel gab.

Auch das kleine Schwesterland Vorarlberg hatte sich unterdessen der Feinde entledigt. Vom feurigen Dr. Schneider geführt, schlug der Landsturm die Württemberger und Franzosen in den blutigen Treffen bei Feldkirch und Bregenz und erzwang die Räumung des Landes.

Die Belagerung von Kufstein durch Oberstlieutenant Taxis und Speckbacher blieb erfolglos, und auch einige Einfälle, welche die Tiroler nach Baiern machten, bekamen ihnen übel. Man beschränkte sich daher bald darauf, alle Vorbereitungen für den neuen Kampf zu treffen, der voraussichtlich nicht ausbleiben konnte. Alle Pässe wurden befestigt und verrammelt, auf den Höhen über den Straßen bereitete man die furchtbaren Steinlawinen vor, Munition wurde verfertigt, Kanonen gegossen, und unter dem Beirath der kaiserlichen Officiere vertheilte man die Rollen für eine systematische Vertheidigung des Landes, das die Natur selbst durch die Riesenwälle des Gebirges zu einer großen Festung schuf.

Unter diesen Vorbereitungen verflossen mehr als zwei Monate. Die Tiroler waren guten Muthes und sahen — des endlichen Sieges sicher — fast mit Ungeduld dem Wiederbeginn des Kampfes entgegen. Die erste Nachricht vom Abschluß eines Waffenstillstandes fand in Tirol keinen Glauben, man hielt sie für eine Kriegslist, um die Wachsamkeit der Landesvertheidiger einzuschläfern. Da kam am 27. Juli die officielle Anzeige an das Truppencommando, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen und in demselben die Räumung Tirols bedungen sei. Das traf im ganzen Lande wie ein Donnerschlag; die geraden, einfachen Tiroler konnten sich in eine solche Wendung nicht finden und waren sofort entschlossen, den Widerstand allein fortzusetzen, obwohl die kaiserlichen Officiere — ihrer Pflicht und ihrer besseren Einsicht gemäß — davon abriethen. Die Gemüther erhitzten sich so, daß man sogar Miene machte, den Abzug der kaiserlichen Truppen gewaltsam zu verhindern. Hofer's Einfluß gelang es, dies zu verhindern, und am 5. August überschritten die kleinen österreichischen Colonnen unter den Generälen Buol, Leiningen und Schmidt die Grenze gegen Kärnten. Hormayer und andere Führer des Aufstandes — darunter auch Speckbacher —

hatten sich ihnen angeschlossen, um sich in österreichischen Uniformen in Sicherheit zu bringen. Bei Brunnecken im Pusterthale trat Hofer an den Wagen Speckbacher's heran und rief ihm vorwurfsvoll zu: „Seppel, auch Du willst mich im Stich lassen? Folg' nit, sie führen Dich der Schand' zu!"

Das konnte der kampflustige Mann nicht verwinden; er sprang vom Wagen und schloß sich Hofer wieder an, der nun thatsächlich Herr von Tirol und entschlossen war, den heroischen, aber aussichtslosen Kampf mit Napoleon aufzunehmen, der eben noch die ganze Monarchie unter seinen Willen gebeugt hatte. Das ganze Festland von Europa huldigte ihm, nur in den Bergen Spaniens und Tirols standen zwei tapfere und trotzige Völker wider ihn auf.



Brennergebirge. (Seite 1216.)

Natürlich erregte dies den höchsten Zorn des Mannes, der jede selbstständige Regung eines Einzelnen oder eines Volkes wie ein Verbrechen ansah. Während man noch über den Frieden unterhandelte, betrieb er eifrig die gewaltsame Unterwerfung Tirols. Schon in den letzten Juliwochen setzten sich von allen Seiten die Colonnen gegen Tirol in Bewegung. Marschall Lefebure führte das Hauptheer von 30.000 Mann von Salzburg über den Paß Strub in das Innthal; General Beaumont rückte mit 3000 Mann gegen die Scharnitz, 6000 Franzosen drangen vom Süden gegen die obere Etsch und das Pusterthal; Vorarlberg wurde von 4000 Württembergern und Franzosen überschwemmt und 3000 Baiern drangen durch das Achenthal gegen den Inn vor.

Am 30. Juli rückte Lefebure in Innsbruck ein und schickte sofort starke

Abtheilungen unter General Rouyer gegen den Brenner, um den von Süden her vordringenden Truppen die Hand zu reichen. Man war bisher fast ohne Kampf vorgedrungen, so daß man ein Recht zu haben glaubte, sich des leichten Sieges über die elenden Bauernhaufen zu freuen.

Der eilige Einmarsch hatte die Führer der Tiroler allerdings überrascht, aber nicht in ihrem Entschlusse des äußersten Widerstandes erschüttert. Mit einem Scharfblick, der ihrem richtigen militärischen Instinct alle Ehre macht und dem mit den Verhältnissen seines Landes vertrauten Gebirgsbewohner oft eigen ist, wählten Hofer und seine Beiräthe den richtigen Punkt zum Angriff auf den Feind, der an Zahl,



Berg Isel. (Seit 1222.)

Ausrüstung und Kriegsgewandtheit so weit überlegen schien. Man wählte dazu die Enge der Brennerstraße, die nicht zu umgehen war, und welche Lefebure forciren mußte, um die Verbindung zwischen Nord- und Südtirol herzustellen.

Hofer's Laufzettel mit dem Aufruf: „Nur geschwind und nichts versäumt, es geht leicht!" durchliefen mit blitzartiger Schnelligkeit das Land, so daß am 2. und 3. August schon aus allen Thälern die Botschaft kam, man sei bereit zum Losschlagen. Unter Speckbacher's Leitung wurden die Brücken über die tosende, im engen Gebirgsthale eingezwängte Eisack zerstört, die Straßen abgegraben und durch Verhaue gesperrt, auf den Anhöhen aber aus Baumstämmen und Felstrümmern jene furchtbaren Lawinen hergestellt, welche das Entsetzen der Feinde wurden.

General Rouyer rückte mit 2368 Mann — meist Sachsen — am 4. August von Sterzing aus, auf der Brennerstraße südwärts. Erst bei Oberau stieß seine Vorhut auf Schützenhaufen, die aber nach wenigen Schüssen wichen. Ohne alle Vorsicht rückte Rouyer nach, bis seine Colonne zwischen Oberau und Mittewald in der von ziemlich schroffen Berglehnen gebildeten Thalenge war. Da prasselt und kracht es rund herum — mit wuchtigen Axtschlägen lösten oben die Tiroler die vorgelegten Stützen und Baumstämme, Fels und Stein stürzten mit furchtbarer Wucht in das Thal herunter, zerschmetternd, verstümmelnd oder in das reißende Wildwasser schleudernd, was entgegensteht. Ein furchtbares Jammern und Wehgeheul dringt aus der Tiefe empor, im ersten Moment wissen die Soldaten sich nicht zu fassen, denn sie glauben an einen Bergsturz, aber die Jubelrufe der Tiroler belehren sie eines Besseren, und nachdem einige gefangene Bauern massacrirt sind, versuchen sie sich zu widersetzen. Aber nun schlagen die Kugeln von oben hageldicht ein und die Colonne mußte einen verlustreichen Rückzug aus der „Sachsenklemme" — die noch heute durch einen Denkstein bezeichnet ist — antreten. Zwei Bataillone mußten sich in Oberau an Haspinger und Mayr, die aus der Brixener Klause vorbrachen, ergeben, über 1000 Mann hatte Rouyer auf dem Platze gelassen und mit dem Rest hielt er sich nur mit Mühe in Sterzing, da Hofer mit seinen Passeirern ihm über den Jaufen in den Rücken kam.

Noch am 5. August brach Lefebure mit drei Colonnen auf, um diesen Ueberfall blutig zu rächen. Aber er mußte weichen; von allen Höhen schlugen die Kugeln unter seine Truppen ein, für welche der Gegner unfaßbar, ja fast unsichtbar war. Bei Mauls kehrte er um und machte bei Sterzing Halt, um die von Süden vordringende Colonne des Generals Rusca zu erwarten. Aber sie kam nicht, weil sie schon bei der Lienzer Klause, am Eingang des Pusterthales, so übel empfangen wurde, daß sie eilig nach Kärnten zurückging. Und nicht besser erging es dem vom Oberinnthal kommenden Oberst Bourscheidt. Am 8. August stieß er bei der Pontlatzer Brücke auf starke Bauernhaufen. Mit schweren Opfern gelingt die Erstürmung der Brücke, aber kaum ist dieselbe überschritten, so prasseln von den Höhen die furchtbaren Steinlawinen nieder, gegen welche keine Tapferkeit, keine Kriegskunst zu schützen vermag. Von allen Seiten eingekeilt, streckt Oberst Bourscheidt am 9. August mit fast 1000 Mann die Waffen. Auch die längs des Inn zurückgelassenen Bataillone wurden vom Landsturm angegriffen und retteten sich nur mit Mühe nach Innsbruck, wo Deroi stand.

Die Nachricht von diesen Unfällen bestimmte Lefebure, sofort nach Innsbruck zurückzukehren. Es war ein furchtbarer Marsch, denn die Bauern begleiteten die Colonne auf den beiderseitigen Höhen und sendeten aus ihnen mit der Sicherheit des Gebirgsjägers gehandhabten Büchsen sicheren Tod in die dichtgedrängten Reihen. Der Marschall und die übrigen höheren Officiere verbargen ihre Abzeichen unter großen Mänteln und marschirten zu Fuß unter den Soldaten, um nicht als Zielscheibe zu dienen.

Nur 20.000 Mann und 1000 Reiter brachte Lefebure mehr zusammen, als er den Berg Isel (Bild S. 1221) und die Ebene bei Wilten besetzte. Die Bauern drängten nach, so daß es schon am 11. und 12. August zu Scharmützeln kam. Am 13. griffen die Tiroler in derselben Weise wie im Mai an: Hofer in der Mitte, Speckbacher rechts auf der Straße von Patsch, Haspinger links, und gleichzeitig drangen die *Oberinnthaler* gegen die Stadt heran. Den ganzen Tag währte der furchtbare Kampf,

der Lefebure riesige Verluste brachte und ihn nur von der Unhaltbarkeit seiner Stellung überzeugte. „Das ist ein verfluchtes Land“, rief er grimmig aus, „so schlimm habe ich es nicht in Spanien getroffen!“

Kampfbegierig eröffneten die Tiroler am 14. Früh abermals die Schlacht, aber Lefebure führte dieselbe nur so weit durch, als es zur Deckung seines Rückzuges nöthig war. Schon Vormittags zog er seine Truppen in die Stadt zurück, welche er in der Nacht verließ, um so rasch als möglich die Grenze zu erreichen, die er am 18. August überschritt. Drei Wochen hatten den heldenmüthigen Bauern genügt, um das Land von einem so furchtbaren Feind zu säubern.

Sie hatten dies ohne Truppenhilfe vollbracht und machten sich jetzt resolut daran, das „Landl“ auch ohne Beamte zu regieren. Es ist hier nicht der Platz, näher auf diese interessante Zeit einzugehen, aber so viel muß betont werden, daß der Versuch gar nicht so übel gelang. Hofer nahm den Titel eines Obercommandanten von Tirol an, bezog eine Wohnung in der Burg zu Innsbruck, blieb aber dabei der schlichte, treuherzige Mann, der nach seinem besten Ermessen ein patriarchalisches Regiment im Namen des Kaisers führte, auf Zucht und Ordnung sah und ohne viel Nachgrübeln und Kanzleikniffen sich an die Anschauungen und Gewohnheiten des Volkes hielt.

Die wiederholten Schwankungen bezüglich der Friedensaussichten waren von unheilvollen Folgen für Tirol. Dort konnte man nicht begreifen, daß schließlich höhere Rücksichten Oesterreich zwangen, einen Frieden zu schließen, welcher das schöne Land abermals aufgab und demselben nur eine allgemeine Amnestie zusicherte. Sofort nach erfolgtem Friedensschluß wurde die Unterwerfung Tirols wieder energisch betrieben, denn man sah es nur in dem Lichte eines Landes, das sich gegen seine gesetzmäßige Regierung empörte — eine Vorstellung, welche den an Oesterreich hängenden Tirolern wunderlich vorkam, vom Standpunkt der Gegenpartei aber nicht unberechtigt zu nennen war.

Von Salzburg aus brachen 30.000 Mann Franzosen und Baiern unter dem Vicekönig Eugen auf, Ludwig Baraguay d'Hilliers führte 12.000 Mann von Kärnten gegen das Pusterthal und 10.000 Mann unter Viat und Peri rückten an der Etsch herauf.

Zum Theil sah man in Tirol die Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes ein, und als der Vicekönig am 23. October unter der Bedingung, daß die Waffen niedergelegt würden, eine allgemeine Amnestie verkündete, schwankte auch Hofer. Bei Unken und Melek hatte Speckbacher Niederlagen erlitten und am 25. October rückten wieder baierische Truppen in Innsbruck ein. Als nun auch ein Brief des Erzherzogs Johann an Hofer kam, der unbedingt zur Unterwerfung rieth, faßte Hofer mit Zustimmung zahlreicher Gefährten den Entschluß, sich ruhig zu verhalten, und schickte auch in diesem Sinne Weisungen aus. Zu seinem Verderben unterlag er aber wieder dem Einfluß einiger Heißsporne, unter welchen Pater Haspinger voran stand; er ließ sich einreden, alle die Nachrichten vom Frieden und der Amnestie seien nur Trug, und gab endlich den Befehl zur Fortsetzung des Kampfes.

Aber abgesehen von der Uebermacht, mit welcher man es zu thun hatte, fehlte auch jene Einigkeit, welche den Tirolern früher den Sieg verbürgt hatte. Die besonnenen Anführer mißbilligten die Fortsetzung des Kampfes, entzogen sich daher demselben ganz oder führten ihn nur mit halben Herzen. Es kam ein Schwanken und eine Unsicherheit in die Maßregeln der Bauern, welche ihre Niederlage unausweichlich machten.

Am 1. November wurden die am Berge Isel versammelten Bauernhaufen nach einem dreistündigen Kampfe zersprengt. Abermals wurden Stimmen laut, welche die Unterwerfung verlangten. Hofer sendete Abgesandte an den Vicekönig, der sie freundlich aufnahm und nochmals allen Verzeihung zusicherte. Nun erklärte Hofer öffentlich seine Unterwerfung und erließ am 8. November einen zur Waffenniederlegung mahnenden Aufruf.

So weit sein Einfluß reichte, gehorchte man ihm. Aber Kolb, ein von Größenwahn besessener Halbnarr, wiegelte unablässig auf, so daß im Pusterthal noch fortwährend gekämpft wurde. In Meran sammelte sich ein Haufe, der aus ehrlichen Eiferern, aber auch aus recht viel zweifelhaftem Gesindel bestand. Man sprengte Lügen über einen neuen Krieg, Siege der Oesterreicher im Pusterthale und einen Aufstand in der Schweiz aus, holte Pater Haspinger aus seiner Klosterzelle in Klausen und machte sich endlich auch an Hofer. Lange widerstrebte dieser; aber als man ihm zuschrie: „Ang'fangen hast's, jetzt mach's aus!" fühlte er sich bei seiner Ehre angegriffen. Er brach seine feierliche Erklärung vom 8. November und trat von Neuem an die Spitze des Aufstandes, der nun für kurze Zeit mit erhöhter Heftigkeit ausbrach.

General Rusca wurde bei Meran geschlagen, kleinere Abtheilungen der Franzosen überfallen und aufgerieben. Aber diese Erfolge waren nicht nachhaltig und dienten nur dazu, den übermächtigen Gegner zu erbittern. Noch einmal erließ der Vicekönig, während starke Colonnen vorrückten, eine Proclamation, welche eine Frist von fünf Tagen zur Unterwerfung einräumte. Nun liefen die Haufen meist auseinander, nur im Pusterthale, wo General Broussier furchtbar streng hauste, wurde an einzelnen Punkten bis in den December fortgekämpft.

Die meisten Führer, darunter Speckbacher, Haspinger, Teimer, Kemenater u. s. w. entkamen nach mehr oder weniger Fährlichkeiten auf Umwegen nach Oesterreich.

Peter Mayr wurde ergriffen und am 19. Februar 1810 in Botzen erschossen. Einen Tag später erlitt Andreas Hofer in Mantua das gleiche Schicksal. Bis Mitte Jänner hielt er sich in einer Viehhütte auf der Kellerlahn in den Passeier Gebirgen verborgen, und obwohl viele aus dem Volk um sein Versteck wußten, fand sich doch kein Verräther. Erst am 28. Jänner führte der Bauer Raffel, ein übel beleumdetes, verkommenes Subject, dem der Preis von 10.000 Gulden die Sinne verwirrte, ein Bataillon italienischer Soldaten zum Versteck Hofer's.

Dieser fügte sich mit Würde in sein Geschick, wurde nach Mantua gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt, dessen Spruch vorauszusehen war — er wurde füsilirt. Die Gebeine Hofer's wurden 1823 von einigen Tiroler Officieren ausgegraben und nach Innsbruck gebracht, wo sich über ihnen in der Franziskanerkirche ein schönes Denkmal erhebt.

Hofer wird für alle Zeiten einer der volksthümlichsten Helden aus der Geschichte unserer Monarchie bleiben. In ihm verkörpert sich die Treue der mannhafte, tapfere Sinn der Tiroler, und sogar dort, wo dieser schlichte Mann irrte, erhebt ihn die Reinheit seines Wollens und die natürliche Würde, die ihn auszeichnete, weit über jeden persönlichen Tadel.

Das hier (Seite 1213) reproducirte Porträt Hofer's ist das beste und ähnlichste, von Tomaselli 1809 nach dem Leben gemalt.

* * *

Oesterreich, das bisher unter allen Continentalmächten den gewaltthätigen Veränderungen Napoleon's am beharrlichsten widerstrebt hatte, war durch den Frieden von Schönbrunn gebeugt. Napoleon stand auf dem Gipfel seiner Macht, so daß der eben noch besiegte und gedemüthigte Gegner es sogar nicht ablehnen konnte, mit ihm in nähere Beziehungen zu treten. Die Vermählung der Erzherzogin Maria Louise mit dem bisherigen unerbittlichen Gegner Oesterreichs war eines der schwersten Opfer, welches die Staatsraison dem Kaiser Franz I., aber auch dem natürlichen Empfinden der ganzen Bevölkerung auferlegen konnte.

Die unverwüstliche Kraft unseres Staatswesens bewährte sich wieder. Durch die bisherigen wiederholten Abtretungen eines vollen Dritttheils des Gebietsumfanges beraubt und durch die Abdrängung vom Meer wirthschaftlich schwer geschädigt — erschöpft durch sechzehnjährige Kriege und der furchtbaren finanziellen Krise des Jahres 1811 preisgegeben, welche den Volkswohlstand an der Wurzel angriff, ja sogar durch eine demüthigende Bestimmung des letzten Friedens in der Entwicklung seiner Wehrkraft gehemmt — raffte sich Oesterreich doch in kurzer Zeit wieder so auf, daß sich die Augen des in zwei Lager getheilten Europa auf diesen Staat richteten, von dessen Entschließung das Schicksal des Welttheils, die endliche Entscheidung in dem Kampf des öffentlichen Rechtes gegen die unzähmbare, launenhafte Herrschbegierde eines phänomenalen kriegerischen Genies lag.

Auf seiner bisherigen Laufbahn von Erfolg zu Erfolg schreitend, verlor Napoleon endlich den Maßstab für das Mögliche und Erreichbare. Alle Versuche, England zu demüthigen, waren bisher an dessen maritimer Unantastbarkeit und wirthschaftlichen Präponderanz gescheitert. Schon seit Jahren schwebte Napoleon — der neben berechnender Kälte die ausschweifendste Phantasie besaß — ein neuer Alexanderszug nach Asien vor, durch welchen die britische Herrschaft in Indien zertrümmert werden sollte. Beim Mangel einer entsprechenden Flotte, welche von den Engländern wiederholt bis zur Vernichtung geschlagen worden war, blieb nur der Landweg über. Auf diesem aber lag Rußland, dessen Verhältniß zu Frankreich nach 1809 stets gespannter wurde. Die Entthronung des dem russischen Hofe nahe verwandten Herzogs von Oldenburg und umgekehrt die Verweigerung der Hand einer russischen Großfürstin vermehrten diese Spannung und gaben derselben einen persönlichen Charakter.

Im Jahre 1811 machte Napoleon kein Hehl mehr daraus, daß er den Krieg gegen Rußland vorbereite. Die öffentliche Meinung, jene seiner Generäle und Minister waren gegen ein Unternehmen, das selbst im besten Falle nur riesenhafte Opfer ohne nennenswerthen Gewinn verhieß. Aber Napoleon war taub gegen alle Vorstellungen; Rußland mußte niedergeworfen werden, wie das übrige Europa, das ihm Heerfolge leistete; dann konnte jene gigantische Idee eines Zuges nach dem Osten wieder aufgenommen werden, welche ihm schon bei seinem abenteuerlichen Feldzug in Egypten vorgeschwebt haben soll.

In diesen Plänen trat wieder jene Großartigkeit hervor, welche auch an den Unternehmungen der orientalischen Despoten des Alterthums imponirt, weil sie mit Massen und Entfernungen rechnet, die schwindeln machen. Unter dem vollen Hochdruck seines Uebergewichtes zwang Napoleon im Beginne des Jahres 1812 Oesterreich und Preußen zum Abschluß von Verträgen, welche sie zur Stellung von Auxiliarcorps gegen Rußland verpflichtete. Oesterreich sollte ein Hilfscorps und ein Reservecorps von je 30.000 Mann in das Feld stellen, die jedoch dem französischen Heere nicht ein-

verleibt, nur von österreichischen Generälen befehligt, aber nach Napoleon's Weisungen verwendet wurden. Dagegen gab dieser seine Zustimmung zur Aufhebung jener schlimmen Clausel des Wiener Friedens, welche den Stand der Armee einschränkte. An die Spitze des österreichischen „Auxiliarcorps" wurde der General der Cavallerie, Fürst Karl Schwarzenberg (Bild S. 1228), berufen, dessen Namen wir schon wiederholt erwähnten, ein wissenschaftlich gebildeter General und gewandter Diplomat, der sich von 1809 bis 1812 als Botschafter in Paris die Sympathie Napoleon's erworben hatte.

Ende Juni 1812 überschritten die ersten Corps der französischen Hauptarmee den Niemen. Sie zählte 600.000 Mann, darunter nur die Minderzahl Franzosen, weil fast ganz Europa gezwungen war, die Blüthe seiner männlichen Jugend zu diesem kolossalen Eroberungszug zu stellen. Napoleon selbst anerkannte dieses Verhältniß gegen einen russischen Diplomaten, der ihn warnend auf die große Bevölkerung Rußlands verwies, mit dem hochmüthig cynischen Ausspruch: „Si vous perdez cinq Russes, je ne perds qu'un Francais et quatre cochons." (Wenn Ihr fünf Russen verliert, verliere ich nur einen Franzosen und vier Schweine.)

Wir haben es hier nicht mit dem französischen Feldzug in Rußland zu thun, dessen Verlauf und furchtbares Ende ja ohnehin allgemein bekannt sind, sondern nur mit dem Schicksale des österreichischen „Auxiliarcorps".

Dasselbe hatte nebst dem 7. französischen Corps unter General Johann Ludwig Reynier die Aufgabe, den Rücken des Hauptheeres gegen die in Volhynien stehende russische Armee des Generals Tomasow zu decken. Am 2. Juli überschritt Fürst Karl Schwarzenberg die russische Grenze und war bereits bis Slonia angekommen, als er die Nachricht von einer Niederlage Reynier's bei Kobryn erhielt. Auf Anordnung Napoleon's vereinigte sich nun Reynier mit Schwarzenberg, der den Oberbefehl führte und sofort den Russen an den Leib rückte. In einer Reihe siegreicher Gefechte vom 5. bis 10. August drängte er Tomasow nach Nordosten, lieferte ihm am 12. die Schlacht bei Podubnie und Gorodetschno, in Folge deren die Russen bis über den Styr zurückwichen.

So wenig die österreichische Regierung, die Armee und wohl auch Schwarzenberg selbst von diesem Zusammenwirken mit Frankreich erbaut sein mochten, so wurden doch die durch das bestehende Vertragsverhältniß vorgezeichneten Pflichten auf das peinlichste genau erfüllt.

Ein abnorm heißer Sommer, der auch reich an Niederschlägen war, erzeugte im Heere Schwarzenberg's bösartige Fieber, welche große Verluste verursachten, so daß er sammt Reynier im September nur mehr über ungefähr 35.000 Mann gebot. Er gerieth daher in eine peinlich bedenkliche Lage, als sich Tomasow mit der 50.000 Mann starken Donauarmee des Admirals Tschitschagow vereinigte. Aber Schwarzenberg bewies schon bei dieser Gelegenheit seine große Begabung. Ohne irgend etwas preiszugeben, wich er allen Bemühungen der russischen Generäle, ihn zum Schlagen zu zwingen, durch meisterhafte Bewegungen aus. Erst als sich die russische Armee wieder theilte und er selbst eine Verstärkung von 9000 Franzosen erhalten hatte, ging er wieder zum Angriff vor.

Am 15. November eilte er dem bei Wolkowysk von General Sacken mit Uebermacht angegriffenen Reynier zu Hilfe und schlug die Russen am nächsten Tage bis zur Vernichtung. Nun machte der früh mit furchtbarer Härte auftretende Winter den Operationen ein zeitweiliges Ende. In Slonia erhielt er bestimmte Nachrichten,

über die furchtbare Katastrophe, welche das französische Heer betroffen hatte. Langsam zog er sich nach Grodno und Bialystock zurück, rettete die großen dort eingerichteten Magazine und nahm viele Flüchtlinge der großen Armee auf. Da Kaiser Alexander den klugen Befehl erlassen hatte, die Oesterreicher nicht mehr anzugreifen, konnte sich Schwarzenberg langsam über Warschau gegen die galizische Grenze zurückziehen. Am 7. Februar 1813 wurde Schwarzenberg nach Wien berufen, sein Nachfolger, Feldzeugmeister Baron Johann Frimont, hatte nur mehr den Rückzug zu vollenden.

Nun kam die Zeit, wo Oesterreich, das in seinen beharrlichen Kämpfen allein gelassen, nur lau unterstützt und tief gedemüthigt wurde, sich von allen Seiten umworben sah. Preußen war durch General York's kühnen Schritt an die Seite Rußlands gedrängt worden und im Mai 1813 wurden schon die Schlachten bei Grosbeeren und Bautzen geschlagen. Seine Rüstungen vervollständigend, suchte Oesterreich zu vermitteln, aber diese Bemühungen scheiterten, da Napoleon sich nicht zur Rückgabe seiner Eroberungen verstehen wollte, offen gesagt, auch nicht konnte, ohne den einzigen Rechtstitel seiner Herrschaft, seinen militärischen Ruhm zu verleugnen.

Naheliegende Erwägungen bestimmten Kaiser Franz, sehr vorsichtig vorzugehen. Fürst Metternich versicherte wiederholt, der Kaiser wünsche die Dynastie Bonaparte zu erhalten, und am 23. April erklärte Franz I. selbst auf eine Anfrage des französischen Gesandten Narbonne nach dem Zweck der Rüstungen: „Ich werde die 200.000 Mann, welche zusammengezogen sind, an der Seite der französischen Armee operiren lassen, wenn Ihr Gebieter vernünftigen Rathschlägen Gehör gibt."

Was man aber in Oesterreich mit Recht vernünftig nannte, mußte Napoleon als Demüthigung empfinden. Die Siege bei Lützen und Bautzen, welche er über die Preußen und Russen erfocht, machten ihn nicht nachgiebiger, und so verfloß der in Prag versammelte Congreß, zu welchem Preußen und Rußland eigentlich stille Beobachter geschickt hatten, resultatlos. Am 10. August ließ Metternich dem französischen Bevollmächtigten Herzog von Vicenza wissen, „daß Oesterreich dem russisch-preußischen Bündniß beitrete und mit ihnen am Wiederbeginne der Feindseligkeiten theilnehmen werde". Der entscheidende Schritt war geschehen! Abermals sollte von Italien bis an die Nordsee der Kampf gegen Napoleon's Gewaltherrschaft aufgenommen werden. Der Beitritt Oesterreichs sicherte den Verbündeten eine bedeutende Uebermacht und damit den Sieg.

Der Befreiungskrieg (1813 bis 1814).

Schon bevor Oesterreich offen auf die Seite der Verbündeten trat, hatte zu Trachenberg in Schlesien eine illustre Versammlung den Feldzugsplan vereinbart. Sie bestand aus dem Kaiser Alexander von Rußland (Bild S. 1180), dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden, welchen wir als Marschall Bernadotte so oft als Feldherrn Napoleon's zu nennen Gelegenheit hatten, und einer Anzahl der hervorragendsten Generäle. Von Seite Oesterreichs waren Fürst Karl Schwarzenberg, der designirte Oberfeldherr, und dessen Generalstabschef, Josef Graf Radetzky anwesend.

Als Grundlage der Berathung diente eine schon im Mai dem Kaiser Franz I. vorgelegte Denkschrift Radetzky's, welche vorwiegend aus politischen Gründen eine

Theilung der Streitkräfte, also die Bildung mehrerer Armeen vorschlug, die jedoch nach einem gemeinsamen Plane geleitet werden müssen. „Nur Einheit im Geiste der Bewegungen kann zum Siege führen", betont Fürst Schwarzenberg wiederholt, ein Satz, welchen Radetzky mit der Theilung der Armeen derart in Einklang setzt, daß „keine derselben sich einzeln gegen eine ihr überlegene Macht in eine Hauptaction einlassen, vielmehr blos vertheidigungsweise und nur wo sie eine Minderzahl gegen sich hätte, angriffsweise vorgehen dürfe". Als Grundgedanken der Operationen schlug Schwarzenberg vor: „Napoleon muß durch Bewegungen auf seine Verbindungslinien zum Rückzug genöthigt werden; jedem entscheidenden Schlage muß man so lange ausweichen, bis die Vereinigung der sämmtlichen Streitkräfte gegen seine Hauptmacht möglich und an der Zeit sei."



Karl Fürst Schwarzenberg. (Seite 1226 u. ff.)

Zum Krieg in Deutschland wurden drei große Armeen gebildet. Die wichtigste und stärkste darunter bestand aus 125.000 Oesterreichern, 61.000 Russen und 38.000 Preußen; sie wurde vom Feldmarschall Fürst Schwarzenberg befehligt und die böhmische Armee genannt. 100.000 Russen und Preußen unter Gerhard Lebrecht von Blücher bildeten die schlesische Armee, 150.000 Schweden, Russen, Preußen, Engländer und norddeutsche Contingente standen unter dem Kronprinzen von Schweden und sammelten sich in Brandenburg.

Langsam sollten diese drei Armeen gegen einen gemeinsamen Punkt, welchen die jeweilige Stellung der französischen Hauptmacht bildete, vorgehen, aber vor jedem isolirten Zusammenstoß mit derselben ausweichen. Jene Armeen hingegen, von welchen sich Napoleon entfernte, hatten rasch Terrain zur Vereinigung zu gewinnen, nach

Möglichkeit auf seine Verbindungslinie zu wirken, diese Bewegungen aber sogleich wieder einzustellen, wenn Napoleon Miene mache, sich auf sie zu werfen. Bei richtiger Durchführung dieses Grundgedankens mußten endlich die von Süd, Ost und Nord wirkenden drei Armeen Napoleon's Hauptmacht so einschließen, daß sie, zusammenwirkend, zum Angriff auf dieselbe übergehen konnten.

Der Plan war unleugbar richtig und vortrefflich für die bisher von Napoleon angewendete Kriegführung berechnet. Nur auf diese Weise war es möglich, seinen blitzschnellen Angriffen auszuweichen und der Gefahr vorzubeugen, daß er die einzelnen Armeen vernichte, bevor sie mit erdrückender Uebermacht gegen ihn vorgehen konnten. Das vollkommene Gelingen des Planes forderte aber eine Unterordnung der einzelnen Feldherren unter diesen Grundgedanken, welche besonders bei den russischen Generälen und dem Kronprinzen von Schweden nicht immer vorhanden war. Politische Rücksichten waren es in erster Linie, warum man die Oberleitung der Operationen in die



Friedrich Wilhelm III. von Preußen. (Seite 1227.)

Hände Oesterreichs legte, weil man dasselbe dadurch leichter auf die Seite der Verbündeten zu ziehen hoffte; aber es gab in deren Armeen viele Generäle, welche auf diese dornenvolle Ehre Anspruch erheben zu können glaubten, und namentlich die Russen empfanden es schmerzlich, daß ihre Armee zerstückt wurde und keiner von ihnen ein selbstständiges Commando hatte.

In der österreichischen Armee erwartete man die Berufung des Erzherzogs Karl, und eine in jeder Beziehung entsprechendere Wahl hätte auch nicht getroffen werden können. Aber nach 1809 hatten wieder alle offenen und geheimen Gegner des Erzherzogs Gehör gefunden und das Verhältniß desselben zum Kaiser getrübt. Uebrigens erstreckte sich dies auf alle Mitglieder des kaiserlichen Hauses, von welchen kein einziges zu einer Rolle im bevorstehenden Kriege berufen wurde.

Sah man aber vom Erzherzog Karl ab, so konnte die Wahl auf keine passendere Persönlichkeit fallen als auf den Fürsten Karl Schwarzenberg, der durch die oft bewiesene Bravour bei der Armee beliebt war, sich 1812 als tüchtiger Heerführer

gezeigt hatte und dessen Name auch in keine der früheren Niederlagen verwickelt war. In der russischen Armee war man allerdings gerade durch seine Ernennung peinlich berührt, denn man konnte nicht vergessen, wie hart er noch im vorigen Jahre den russischen Generälen an den Leib gegangen war. Die Empfindlichkeit darüber war so groß, daß Schwarzenberg anfänglich den russischen Commandanten seine Anordnungen geheim und auf Umwegen zugehen lassen mußte und sie von diesen dann veröffentlicht wurden, als gingen sie von ihnen selbst aus.

Fürst Karl Schwarzenberg (Bild S. 1228), am 15. April 1771 geboren, entstammte einer Nebenlinie dieses berühmten alten Adelsgeschlechtes. Bereits mit fünfzehn Jahren trat er als Hauptmann in die Reichstruppen des schwäbischen Kreises, bald aber in die kaiserliche Armee, mit welcher er den verhängnißvollen Feldzug von 1788 durchmachte. Im nächsten Jahre im Stabe Loudon's verwendet, trat er 1791 als Major zur Cavallerie über, 1793 wurde er Oberstlieutenant in jenem Ulanenregiment (Nr. 2), das noch heute seinen Namen führt, darauf Oberst des Kürassierregimentes Freiherr von Wallisch (heute Dragonerregiment Nr. 7), mit dem er in den niederländischen Feldzügen focht und sich als kühner Reiterführer hervorthat. Für einen entscheidenden Angriff bei Chateau (7. April 1794) erhielt er das Ritterkreuz des Theresienordens. Im Jahre 1796 zum General befördert, leitete er nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden den Rückzug des rechten Flügels in so ausgezeichneter Weise, daß die Trümmer des Centrums Gelegenheit zum Sammeln hatten.

Im Jahre 1803 führte er, inzwischen Feldmarschallieutenant geworden, seine erste diplomatische Mission aus: er wurde zur Thronbesteigung des Kaisers Alexander I. nach Petersburg gesendet, wo er das in Folge des gemeinsamen Feldzuges in der Schweiz gespannte Verhältniß zu Rußland wieder in bessere Bahnen lenkte. Nach dem ersten Rücktritt des Erzherzogs Karl wurde er unter dem Präsidium des Grafen Latour zum Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes ernannt. Er unterlag den blendenden Eigenschaften Mack's, ohne dessen innere Haltlosigkeit zu erkennen, und gehörte zu dessen Freunden und Bewunderern. Die bittere Enttäuschung erfolgte rasch, und Schwarzenberg ist einer der Wenigen, deren Name aus der Katastrophe von Ulm hellstrahlend hervorging. Bei Jungingen erfocht er sich in einem brillanten Reitergefecht am 11. October das Commandeurkreuz des Theresienordens und leitete dann den heroischen Durchbruch gegen Böhmen, welcher den Erzherzog Ferdinand d'Este von der Gefangenschaft bewahrte. In der Schlacht bei Austerlitz, die gegen seinen dringenden Rath geschlagen wurde, befand er sich im Gefolge der beiden Kaiser. Er erwarb sich hier die Freundschaft des Czaren in solchem Grade, daß er auf dessen Wunsch als Botschafter nach Petersburg geschickt wurde. Seiner glücklichen Vermittlung schreibt man es zu, daß Rußland 1809 nicht gegen Oesterreich das Schwert zog, wie Napoleon es hoffte.

Dem Feldzug von 1809 wohnte er nur in dessen letzten Phasen bei; in der Schlacht bei Wagram commandirte er eine Cavalleriedivision und bei Znaim vereitelte er an deren Spitze ein gegen die Rückzugslinie der Oesterreicher gerichtetes Umgehungsmanöver der französischen Reiterei. Nach Abschluß des Friedens ging Schwarzenberg als Botschafter nach Paris. Durch seine Vermittlung der überaus delicaten Heiratsangelegenheit Napoleon's mit der österreichischen Kaiserstochter erwarb er sich das Vertrauen des ersteren, und wohl auf den Wunsch Napoleon's übernahm er dann den Oberbefehl des österreichischen Hilfscorps. In dieser Verwen-

dung wurde er zum Feldmarschall ernannt. Als er nach dem Krieg mit Napoleon in Paris zusammentraf, scherzte dieser: „Nun, Sie haben ja jetzt den Marschallstock; — Stock! Das bedeutet, daß man jenen schlagen will, den man vor sich hat.“ — „Allerdings wünscht man das oft“, entgegnete Schwarzenberg, „es handelt sich nur darum, ob man es kann“.

Auf diese bedeutungsvolle Wechselrede sollte nun durch die Berufung Schwarzenberg's an die Spitze der „böhmischen Armee“ die bündigste Antwort gegeben werden. Diese erfolgte schon am 8. Mai 1813, und in Folge der Vereinbarungen von Trachenberg wurde Fürst Karl Schwarzenberg die Oberleitung aller verbündeten Heere übertragen. Als Chef des Generalstabes wählte er sich den General Graf Josef Radetzky — einer jener Männer, deren Wirken einer ganzen Periode in der Entwicklung der österreichischen Armee die Signatur verleiht.

Es war schon öfter Gelegenheit, mit Auszeichnung diesen Namen zu nennen, und es bleibt nun, wo wir Radetzky zum erstenmale in einem großen, verantwortungsvollen Wirkungskreis finden, nur mehr eine Uebersicht seines bisherigen Entwicklungsganges zu geben. Es ist dies nicht eben leicht, wenn man sich nicht auf dürre biographische Daten beschränken will. Denn ein umfassendes Lebensbild dieses Mannes, dessen Bedeutung wie jedes echten Feldherrn mit seinen militärischen Thaten nicht erschöpft ist, fehlt bisher in unserer Literatur. Hoffen wir, daß man ihm nun auch in dieser Hinsicht gerecht werden wird, nachdem man daran geht, ihm ein würdiges Denkmal aus Stein und Erz in der Reichshauptstadt zu errichten, in jener Stadt, zu deren ersten Ehrenbürger er mit der von Grillparzer verfaßten Begründung ernannt wurde: „Graf Josef Radetzky hat durch mehr als sechzig Jahre an allen Waffenthaten der österreichischen Armee als Schwert und Schild, durch Tapferkeit und Feldherrnumsicht, ruhmvoll Antheil genommen. Von den Türkenkriegen der achtziger Jahre bis zu den Befreiungsschlachten von Ulm und Leipzig ist kein glorreiches Ereigniß, das nicht ihn, das nicht er gleichmäßig verherrlicht hätte.“

In diesen Worten des größten österreichischen Dichters ist der Rahmen gegeben, welchen wir auszufüllen haben, um die Thätigkeit Radetzky's bis zum Jahre 1813 zu kennzeichnen. Er wurde zu Trebnitz in Böhmen am 2. November 1766 als Sprosse eines wenig begüterten böhmischen Geschlechtes geboren und trat sehr jung in die militärische Laufbahn ein. Bereits im letzten Türkenkriege machte er sich als schneidiger Reiterofficier bekannt, und für seine höhere militärische Bildung spricht es überzeugend, daß er die Feldzüge in den Niederlanden stets im Hauptquartier mitmachte. Aber die rastlose Rührigkeit, die ihn noch als Greis auszeichnete, trieb ihn auch in dieser Stellung zu höheren Leistungen, als die mechanische Erfüllung seines damals noch eng umschriebenen Pflichtenkreises geboten hätte. Als Ordonnanzofficier des Prinzen Josias von Sachsen-Coburg durchschwamm er in der Nacht des 25. Juni 1794 mit einer kleinen Cavallerie-Patrouille die Sambre, um die französische Stellung bei Charleroi auszuspähen; als Personaladjutant Beaulieu's wirft er sich 1796 bei Valeggio an der Spitze einer rasch zusammengerafften Hußarenabtheilung auf den Feind, um den verwundeten Feldherrn zu retten, kämpft so lange, bis dieser in Sicherheit gebracht ist, und sprengt dann, um selbst der Gefangenschaft zu entgehen, in den hoch angeschwollenen Mincio. In der mörderischen dreitägigen Schlacht an der Trebbia verdient sich Radetzky den Theresien-Orden, denn selbst Suwarow, der das Verdienst der österreichischen Officiere nicht unparteiisch würdigte, konnte Radetzky

die verdiente Anerkennung nicht versagen. Den Feldzug des Jahres 1805 machte er unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Karl in Italien als General mit; er durchschwimmt bei Masi mit seinen Husaren die wilde Etsch und nimmt die französische Besatzung gefangen; in der Schlacht bei Caldiero wird sein Name mit besonderer Auszeichnung genannt.

Als Reiterführer ist er in doppelter Beziehung zu würdigen; er wußte seine Truppe nicht nur schneidig auf dem Schlachtfeld und bei tollkühnen Unternehmungen zu führen, sondern er verlieh ihr auch eine Schulung, wie sie früher kaum bestand. Nur dadurch ist es zu erklären, daß er mit vollständig intacten Menschen und Pferdematerial in der Nachhut der sich zurückziehenden Armee im November 1805 in fünf Tagen 270 Kilometer — vom Tagliamento bis Marburg — zurücklegte. Das von ihm befehligte dritte Kürassierregiment, das von 1801 bis 1805 in Oedenburg stand, galt als Eliteregiment in jeder Hinsicht; Radetzky beeinflußte seine Officiere in günstiger Weise, regte sie zu Studien und fruchtbringender Thätigkeit an, und das von ihm gegründete „Lesecabinet" war wohl der erste Vorläufer der späteren Regiments-Bibliotheken. Der Ruf seines Regimentes war so groß, daß Erzherzog Karl tourweise Officiere zur Ausbildung in dasselbe commandirte.

Seine Thätigkeit im Jahre 1809 wurde schon, so weit es der Raum gestattete, angedeutet; die Bewachung der ausgedehnten Donaulinie mit dem Mittelpunkte Krems war für Radetzky's rastlose Natur wie geschaffen. Nach dem Feldzug wurde er in den Hofkriegsrath berufen und mit der Leitung des Generalquartiermeisterstabes betraut. Der umfassendere Wirkungskreis, der ihm in dieser Stellung zukam, wurde leider in mancher Beziehung sehr eingeschränkt. Seine wohlmotivirten Vorschläge zur Heeresreform fanden bei seinem Vorgesetzten, dem Hofkriegsrath-Präsidenten Graf Heinrich Bellegarde, eine sehr kühle Aufnahme, besonders aber setzte der Finanzminister Josef Graf Wallis, unter dessen Verwaltung der Staatsbankerott des Jahres 1811 fiel, einen heftigen Widerstand entgegen.

Umso erfolgreicher war das Wirken Radetzky's durch die Heranbildung von tüchtigen Generalstabsofficieren; von dieser Zeit erst kann von einer systematischen Schulung für diesen wichtigsten aller militärischen Diensteszweige die Rede sein.

Die unsichere politische Lage war Ursache, daß die Diplomatie damals der militärischen Berather stets bedurfte. Nach der Constellation wurden rasch Operationsentwürfe aufgestellt, deren Autor stets Radetzky war und die ebensoviele Beweise seines umfassenden Blickes und seiner strategischen Begabung sind. Es ist Metternich's unbestreitbares Verdienst, daß er Radetzky's volle Bedeutung zuerst würdigte und dazu beitrug, daß er an Schwarzenberg's Seite gestellt wurde. In welcher Weise er in dieser Stellung wirkte, bewiesen die Resultate des Feldzuges, aber besonders muß betont werden, daß Radetzky, von der Verantwortlichkeit seines Amtes erfüllt, der Wahrheit auch dann Worte lieh, wenn er überzeugt sein mußte, daß dieselbe für manche Ohren unangenehm klingt.

Noch vor Beginn des Feldzuges richtete er an den Fürsten Schwarzenberg eine Denkschrift, in welcher er ungescheut die Mängel in der Armee berührt und den Hofkriegsrath für dieselben verantwortlich macht. Er weist darauf hin, daß bei dem bisherigen bureaukratischen System die so überaus wichtige Verpflegung *stets mangelhaft sein mußte*, und beschwört den Fürsten, sich beim Kaiser mit aller Macht für

Befriedigung der Bedürfnisse der Armee einzusetzen und sich zum „Herrn der Armee" zu machen, das heißt vom Hofkriegsrath zu emancipiren.

Wahrhaft ergreifend sind die Worte: „Sie sind dem Kaiser, der Sie wählte, der Nation, für deren Ehre Sie streiten, gleiche Rechenschaft schuldig. Jede Unterlassungssünde wird, wo nicht von der Gegenwart, doch gewiß von der Nachwelt strenge gerichtet werden; es ist Euer Durchlaucht erste und größte Pflicht, dem Kaiser Wahrheit zu geben und ihn über die unangenehmen Verhältnisse seiner Armee, sowie über die Mittel, ihnen abzuhelfen, in die genaueste Kenntniß zu setzen." Dieser freimüthige Ton ehrt den Untergebenen, der ihn anzuschlagen wagt, nicht minder aber auch den Vorgesetzten, welcher ihn zu würdigen wußte.

Als Mitarbeiter in seinem erdrückenden Pflichtenkreis standen Radetzky der aus sächsischen Diensten übergetretene General Friedrich Karl von Langenau, ein wissenschaftlich hochgebildeter Officier, und Oberst Trapp zur Seite. Schon damals rühmte man an Radetzky sein stets gleiches heiteres Wesen und seine Leutseligkeit, die sich schon in seinen Zügen aussprachen und ihn bis in das höchste Alter begleiteten.

Nebst der böhmischen Armee, deren Gros aus Oesterreichern bestand, wurde die „Armee von Inneröfterreich" aufgestellt, welche ungefähr 50.000 Mann mit 120 Geschützen zählte. Sie wurde vom Feldzeugmeister Hiller (Bild S. 1157) befehligt und war auf einer von Croatien durch Südsteiermark und Kärnten bis an die Grenze von Tirol reichenden Linie vertheilt. Ihm gegenüber stand die italienische Armee Napoleon's, gegen 60.000 Mann mit 130 Geschützen, befehligt vom Vicekönig Eugen, dessen vorgeschobene Posten das Gouvernement Illirien deckten. Die Ueberzahl der Franzosen wurde reichlich durch die Stimmung der Bevölkerung aufgewogen, die überall zu Gunsten der Oesterreicher war. In Oberösterreich endlich waren unter dem Commando des Fürsten Heinrich XV. von Reuß-Plauen 30.000 Mann zusammengezogen worden, um die im Lager bei München stehenden Baiern unter Wrede in Schach zu halten. Deren Haltung war jedoch schon eine zweideutige und sie warteten, gleich den meisten Rheinbundsfürsten, nur auf die ersten Niederlagen Napoleon's, um von demselben abzufallen. Sie gaben dadurch der mächtig erwachten nationalen Stimmung der Bevölkerung nach und hofften das unter Napoleon's Protection Erworbene durch eine solche kluge Schwenkung zu seinen Gegnern für alle Fälle zu sichern.

Der während des Congresses zu Prag vereinbarte Waffenstillstand lief am 16. August vollends ab, und sofort stießen die Russen unter Michael Barclay de Tolly, die Preußen unter Emil Friedrich Graf Kleist von Nollendorf zu Schwarzenberg's Armee, welche mit dem Centrum in Eger längs des Grenzgebirges zwischen Böhmen und Sachsen stand. Napoleon hatte im letzteren Lande seine über 300.000 Mann zählende Armee ziemlich concentrirt in einer vierfachen Linie vom Erzgebirge bis an die Elbe zusammengezogen. Ein Reservecorps von 40.000 Mann deckte die Verbindung mit dem Rhein.

Der erste Schlag fiel im Norden, wo der Kronprinz von Schweden am 23. August den bedeutend schwächeren Oudinot bei Grosbeeren angriff und so tüchtig schlug, daß derselbe sofort durch den tapferen Marschall Michael Ney ersetzt wurde. Napoleon selbst hatte sich von Dresden aus mit ganzer Macht gegen den in Schlesien stehenden Blücher gewendet. Aber dieser wich, den vereinbarten Dispositionen gemäß, dem wuchtigen Angriff aus; dadurch war für die böhmische Armee Gelegenheit gegeben,

ungefährdet das Erzgebirge zu überschreiten und den Aufmarsch in Sachsen zu vollziehen.

Entgegen der Meinung Schwarzenberg's und Radetzky's, welche die Entscheidung mehr westlich verlegt wissen wollten, um den Armeen Blücher's und des Kronprinzen von Schweden Zeit zum Herankommen zu lassen, bestand Kaiser Alexander darauf, die Franzosen schon bei Dresden anzugreifen. Auf die Nachricht von Schwarzenberg's Vordringen kehrte Napoleon sofort nach Sachsen zurück. Als am 25. August die böhmische Armee vor Dresden lagerte, dehnten sich in der Nacht jenseits der Elbe die Wachtfeuer immer mehr aus; die Garden, von Napoleon selbst geführt, stießen wieder zur Hauptarmee, die fast vollzählig beisammen war.

Trotzdem wurde am nächsten Morgen Dresden angegriffen. Anfangs wichen die Franzosen, so daß die Verbündeten durch die Vorstädte bis an die Mauern der Stadt vordrangen. Aber nun warf Napoleon seine in dichten Massen durch Dresden ziehenden Colonnen auf das linke Elbeufer und zwang die Verbündeten, in ihre ursprünglichen Stellungen zurückzukehren.

Nun rächte sich aber das selbstständige Vorgehen der russischen Generäle, die in Kaiser Alexander eine Stütze hatten. Aehnlich wie bei Austerlitz dachte dieser geistreiche, aber unklare Herrscher, den Hauptruhm für sich und seine Russen zu erkämpfen. Er umgab sich daher mit einem förmlichen Hauptquartier, dessen Anordnungen natürlich häufig mit jenen Schwarzenberg's collidirten. Die Hauptpersonen waren der ehemalige französische General Johann Victor Moreau, der als persönlicher Gegner Napoleon's 1803 in ein Complott verwickelt und verbannt wurde, und General Heinrich Baron Jomini, ein berühmter, militärischer Schriftsteller und Theoretiker, dessen praktisches Können aber nirgends bewiesen wurde.

Statt den wichtigen Punkt bei Königstein, nach der Weisung des Fürsten Schwarzenberg, gegen jeden Angriff zu sichern, hatte Barclay de Tolly, der den rechten Flügel des verbündeten Heeres commandirte, dort nur das schwache Corps des Prinzen Eugen von Württemberg zurückgelassen, um mit der russischen Hauptmacht an dem gehofften Sieg bei Dresden theilnehmen zu können.

Ein solches Versäumniß des Gegners ließ sich Napoleon nicht entgehen. Er detachirte Dominik Graf Vandamme mit 40.000 Mann auf das linke Elbeufer, um die Rückzugslinie der Verbündeten zu gefährden. Nun führte General Ostermann-Tolstoi wohl Verstärkungen herbei, aber es war schon zu spät. Im Rücken bedroht und auch der Zahl nach geringer, da das in der Richtung gegen Leipzig instradirte Corps des Feldmarschalllieutenants Graf Klenau nicht mehr herangezogen werden konnte, nahm das verbündete Heer am 27. August die Schlacht bei Dresden nochmals auf. Sie war trotz aller Tapferkeit der Truppen verloren, ehe sie begann. Napoleon warf seine große Macht gegen den nur aus Oesterreichern bestehenden linken Flügel, der umgangen und getrennt wurde, so daß General Mezko mit einer starken Abtheilung in Gefangenschaft gerieth. In drei Abtheilungen wurde der Rückzug gegen Dux, Teplitz und Kulm angetreten.

Die Schlacht bei Dresden war der letzte glänzende Sieg Napoleon's, der sich wieder als Meister der Schlachtentaktik gezeigt hatte. Er kostete den Verbündeten 35.000 Mann und 30 Geschütze. Besonders stark waren die Oesterreicher betroffen; sie verloren 1200 Mann an Todten, 5300 an Verwundeten, über 9600 Gefangene und 22 Kanonen.

Unter den Opfern des Tages befand sich auch Moreau, dem eine Kanonenkugel beide Füße wegriß. Er wurde nach Laun in Böhmen gebracht, wo er am 2. September starb.

Die nächsten Tage nach der Schlacht bei Dresden wurden von beiden Seiten durch Gewaltmärsche ausgefüllt, denn es galt, wer früher die Pässe des Erzgebirges erreiche. Vandamme war gleichfalls sofort aufgebrochen, um sich des wichtigen Thalweges von Kulm zu bemächtigen. Nur weil General Ostermann, einen von Barclay gegebenen anderen Auftrag mißachtend, der vom Obercommando gegebenen Weisung entsprechend, unter fortwährenden Kämpfen diese Position rechtzeitig erreichte, wurde dieselbe gerettet und damit vielleicht das Schicksal des Feldzuges.

Vom 26. bis 28. August regnete es ununterbrochen; die Gebirgswege waren grundlos und zu den Beschwerden des Marsches gesellte sich noch bitterer Hunger, da die Verpflegscolonnen nicht folgen konnten. Hatte doch Barclay wieder eigenmächtig die Rückzugslinie gegen Teplitz eingeschlagen, welche für das Centrum bestimmt war. Dadurch entstanden Stockungen und Verwirrungen, welche sehr leicht verhängnißvoll werden konnten.

Zum Glück hatten die Franzosen mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen und zum noch größeren wurde Napoleon in Pirna von einem so heftigen Unwohlsein ergriffen, daß er nach Dresden zurückkehren mußte. Dadurch litt die Einheitlichkeit und Unmittelbarkeit der Armeeleitung, die den Franzosen bisher ein größeres Uebergewicht verschafft hatte. Der Zufall des Krieges spielte wieder einmal eine große Rolle. Es hat viele Wahrscheinlichkeit für sich, wenn der sächsische Staatsmann von Könneritz erzählt: „In Dresden entschied sich Ende August 1813 das Schicksal Napoleon's. Dort befiel ihn sein Blasenkatarrh, und während er schmerzlich unter demselben litt, hat er irrthümlich ein Corps statt zu Vandamme zu einem anderen General dirigirt. So ward Kulm und bald darauf Leipzig geschlagen. Dieser Blasenkatarrh und nicht der Tugendbund, nicht Metternich und die Heilige Allianz haben die Napoleonische Herrschaft gebrochen."

Das geht nun allerdings zu weit, denn der Macht des geeinten Europa wäre auch Napoleon, trotz seines Genies, auf die Länge nie gewachsen gewesen. Allein ein Körnlein Wahrheit steckt darinnen; die Tage vom 29. und 30. August, welche für Napoleon's Armee so verhängnißvoll wurden, wären wohl anders ausgefallen, wenn er selbst zur Stelle gewesen wäre.

Der enge Thalkessel von Kulm war am 29. der Schauplatz eines erbitterten Kampfes. Heldenmüthig vertheidigte das Corps Ostermann's seine Position, von welchem der Zusammenhang und abermalige Aufmarsch der verbündeten Armee abhing. Wiederholt durchbrachen Vandamme's gewaltige Angriffe die russische Stellung, aber die verzweifelte Tapferkeit der Russen warf ihn immer wieder zurück. Der blutige Tag ging zu Ende, jedoch Vandamme hatte nichts erreicht.

Er erneuerte am nächsten Morgen seinen Angriff mit der ganzen Division, aber bald war er in die Rolle des Angegriffenen versetzt. Zwei österreichische Infanteriedivisionen — Hieronymus Colloredo und Bianchi — und eine Cavalleriebrigade waren von Schwarzenberg zur Unterstützung der furchtbar mitgenommenen Truppen Ostermann's vorgeschoben worden. Mit beispielloser Erbitterung suchte Vandamme den Durchbruch gegen Teplitz zu erzwingen; aber als die Oesterreicher die Höhen von Strisovitz nahmen und ein combinirter Vorstoß, welchen Schwarzenberg selbst

leitete, den linken französischen Flügel wieder gegen Kulm zurückdrängte, mußte er sich zum Rückzug gegen Peterswalde entschließen.

Doch der Jäger war zum Wild geworden, das man von allen Seiten umstellt hatte. Von der Peterswalder-Straße herab ertönten Schüsse. Vandamme stieß auf seiner Rückzugslinie gegen die Colonne des preußischen Generals Kleist, der auf diesem Wege die Verbindung mit der böhmischen Armee suchte und nun eben zurecht kam, um Vandamme's Schicksal zu erfüllen. Rasch die Situation erfassend, warf sich Kleist auf die Franzosen und drängte sie in den Thalkessel von Kulm zurück; gleichzeitig gingen die Oesterreicher und Russen nochmals zum Angriff vor. Ein kurzer, verzweiflungsvoller Kampf im dichtesten Gedränge folgte, während die kleine Stadt Karbitz und sieben Dörfer in hellen Flammen standen -- da nahte die Entscheidung! Vandamme wurde im Getümmel gefangen und nacheinander streckten die französischen Bataillone das Gewehr.

Die zweitägige Schlacht bei Kulm endete mit einem vollkommenen Sieg der Verbündeten und mit der Vernichtung eines französischen Corps; 10.000 Gefangene, darunter außer Vandamme noch drei Generäle, 82 Kanonen und 200 Bagagewagen fielen in die Hände der Sieger. In einzelnen Abtheilungen floh ein Theil der Franzosen über das Gebirge, viele wurden auf der Flucht noch ereilt oder von den erbitterten Landbewohnern aufgerieben, nur sehr wenige kamen im elendesten Zustande zur Hauptarmee zurück. Die Verbündeten hatten an beiden Tagen 3319 Mann verloren, davon kamen auf die Oesterreicher, die erst am 30. August eingriffen, 1543 Mann. Der Verlust der Franzosen an Todten und Verwundeten war wohl doppelt so groß.

Zu Ehren der drei Nationen, welche aus dem Kampfe bei Kulm siegreich hervorgegangen waren, sowie zum Andenken an die dabei gefallenen Helden, wurden daselbst drei Denkmale errichtet: ein preußisches (nächst dem Arbesauer Posthause) im Jahre 1817, ein russisches (durch Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich an der Straße unweit Peusten) im Jahre 1835, und das großartige österreichische Denkmal (Bild S. 1237) im selben Jahre. Dasselbe ist eine 54 Fuß hohe, an der Spitze mit dem österreichischen Doppeladler gezierte vierseitige Pyramide, an deren Fuß der kolossale böhmische Löwe ruht. Das schöne Denkmal errichtete die österreichische Armee ihrem hochverdienten General Hieronymus Graf Colloredo-Mannsfeld (Bild S. 1244), welcher in der Schlacht bei Kulm so wesentlich zum Siege beigetragen hatte. Im untersten Würfel sowohl als im oberen Theil der Pyramide sind Basreliefs und Inschriften angebracht.

Der Tag bei Kulm war nicht der einzige Schlag, welcher Napoleon traf. Kaum hatte er sich von Schlesien weg gegen Dresden gewendet, so ging Blücher wieder vor und brachte am 26. August dem gegen ihn zurückgelassenen Corps Stefan Macdonald's eine gänzliche Niederlage bei. Den nächsten Tag wurde General Girard bei Betzig so geschlagen, daß er kaum der Vernichtung entging, und Ney erlitt am 6. September bei Dennewitz gegen den Kronprinzen von Schweden eine Niederlage, welche ihm 15.000 Mann und 80 Kanonen kostete.

Unter dem Eindrucke dieser Erfolge wurde das Band zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland noch fester geknüpft. Im Vertrage von Teplitz verpflichtete sich jede dieser Mächte, 150.000 Mann in das Feld zu stellen. Als Ziel des Krieges wurde im Allgemeinen die Wiederherstellung Oesterreichs auf den Stand vor 1805, jene Preußens vor 1806 bezeichnet.

Die Erfahrungen der letzten Wochen gingen indessen nicht spurlos vorüber. Wiederholt war der Erfolg nur an einem Haare gehangen und Schwarzenberg's Vorstellungen stellten nun den gehörigen Zusammenhang und die Unterordnung der einzelnen Führer unter den gemeinsamen Operationsplan her. Dagegen griff die Entmuthigung im französischen Heere immer weiter um sich; die meisten Marschälle waren kriegsmüde, sie verzweifelten an einem glücklichen Ausgang — eine Stimmung, welche nicht ohne Einfluß auf die Kriegführung bleiben konnte.

Selbst Napoleon war in den nächsten Tagen nicht ganz der Alte; er schwankte in den Entschlüssen und ermüdete seine Armee durch resultatlos bleibende Märsche. Die Vortrefflichkeit des von Schwarzenberg aufgestellten Operationsplanes bewährte sich jetzt. Vergebens suchte Napoleon seine Gegner — jetzt Wittgenstein, dann Colloredo, dann wieder Blücher — zu fassen; sie hielten ihm nicht Stand



Das österreichische Denkmal bei Kulm. (Seite 1236.)

und immer wieder kehrt er nach Dresden zurück. Endlich entschließt er sich, mit dem Kern seiner Armee auf demselben Wege wie Vandamme in Böhmen einzudringen, aber nun ist Schwarzenberg bereit, ihn zu empfangen. Bei Krienitz wurde am 17. und 18. September hartnäckig gestritten, aber Napoleon mußte auch diesen Plan wieder aufgeben.

„Nun hat er den Entschluß, in Böhmen einzudringen, für immer aufgegeben", sagte Schwarzenberg lächelnd, als die von Napoleon selbst geführten Franzosen ihre Angriffe einstellten.

Wiederholt suchte von Dresden aus Napoleon über Blücher herzufallen, aber jedesmal wich dieser aus. Und mit jedem Tage schloß sich der von Nord, Ost und Süd gegen ihn vordringende Halbkreis enger. Nun rückte auch die russische Reservearmee unter Levin August Freiherr von Bennigsen in der Lausitz vor — der Kronprinz von Schweden übersetzte die untere Elbe und schickte die Streifcorps von

Tettenborn und Dörenberg bis an die Weser — Tschernischew bedrohte mit seinen Kosaken schon die Residenz Kassel des „immer lustiken“ Königs Hieronymus von Westphalen, und die einzelnen großen Heersäulen der Verbündeten traten schon in Fühlung, als auch Blücher bei Jessen über die Elbe ging.

Nun mußte Napoleon darauf verzichten, seine Gegner vereinzelt zu schlagen. Am 6. und 7. October brach er von Dresden auf und marschirte — dort nur 30.000 Mann zurücklassend — gegen Wurzen, um Bernadotte oder Blücher angreifen zu können. Als dies nicht möglich war, bewegte er sich langsam westwärts, immer noch auf eine Gelegenheit harrend, um die gleichzeitig in drei Heersäulen über das Erzgebirge vorbrechende böhmische Armee werfen zu können.

Nun kam der ursprüngliche Gedanke Schwarzenberg's, die so oft umstrittene Ebene bei Leipzig zum Ziel der concentrisch vordringenden verbündeten Armeen zu machen, wieder zu Ehren. Man dachte indessen nicht daran, dort eine große Schlacht zu liefern, sondern wollte Napoleon durch die Vereinigung aller Streitkräfte zum freiwilligen Rückzug drängen. Noch immer war er als Schlachtenlenker gefürchtet, so daß man es, wenn möglich, gerne vermied, ihm Aug' in Aug' gegenüberzutreten. Dazu kam der Einfluß einer mächtigen Friedenspartei, welche jedem energischen Vorgang abhold war und jede Zögerung dazu benützte, um Unterhandlungen anzuknüpfen, die bei Napoleon's Starrsinn stets aussichtslos bleiben mußten. Die Verhältnisse im Hauptquartier der Verbündeten schildert ein moderner Historiker sehr treffend in folgender Weise:

„Schwarzenberg mußte vor allen großen Unternehmungen seine Ansichten den Monarchen vorlegen, von denen der eine, Alexander von Rußland, am liebsten selbst den ‚Agamemnon der verbündeten Heere‘ gespielt hätte. Dann waren Rücksichten gegen die hervorragendsten militärischen Persönlichkeiten der Bundesgenossen zu beobachten. Namentlich Jomini und Fürst Peter Wolkonsky standen seit Moreau's Hingang im besonderen Vertrauen des russischen Kaisers. Außerdem wollten Barclay de Tolly, Diebitsch, Toll, Wittgenstein, Knesebeck gehört werden; ihre oft weit auseinandergehenden Meinungen unter einen Hut zu bringen, war nichts Geringes und forderte oft große Selbstverleugnung. Dazu kamen endlose Eifersüchteleien.

„Jede vom Oberfeldherrn ausgehende Verfügung, die den Oesterreichern nicht das Schwerste zuwies, stieß bei den andern auf zahllose ‚Wenn und Aber‘, sagt ein Biograph Radetzky's.

„Aber nicht einmal im eigenen Lager hatten Schwarzenberg und Radetzky freies Spiel, da Feldmarschallieutenant Peter Baron Duka, der militärische Rathgeber des Kaisers Franz, mit ihren Ansichten fortwährend in Hader lag .... Schwarzenberg hatte die dornenvollste Aufgabe, die vielleicht je einem Oberfeldherrn zufiel. Er hatte in seinem Kriegszelt drei gekrönte Häupter, deren oft widersprechender Meinung nur mit Ehrfurcht entgegengetreten werden konnte. Er hatte endlich einen kleinen Senat von Diplomaten aller bundesgenössischen Mächte in seiner Nähe, von denen manche selbst in militärischen Dingen, wovon sie doch nichts verstanden, ihre Stimme nicht überhört wissen wollten .... Schwarzenberg war sich der Unannehmlichkeit der Aufgabe, die er zu lösen hatte, nur zu wohl bewußt, und es kamen wohl Augenblicke, wo er sprach: ‚Wenn ich die Fäden des ganzen Gewebes, wie sie jetzt in meiner Hand liegen, hinübertragen könnte in eine fremde, ich thäte es und ginge.‘“

Trotzdem blieb er wohl in dem Bewußtsein, daß niemand so sehr für diese heikle Stellung passe, als er, indem der kenntnißvolle Feldherr und der geschmeidige Diplomat sich die Waage hielten. Uebrigens war schließlich das natürliche Schwergewicht der Verhältnisse und der auf dem Spiele stehenden Interessen groß genug, um alle Eifersüchteleien und kleinlichen Intriguen wirkungslos zu machen.

In der ersten Octoberwoche vollzog sich der Uebergang der böhmischen Armee über das Erzgebirge. Je mehr es klar wurde, daß Napoleon nicht daran denke, ohne entscheidenden Kampf das Feld zu räumen, desto größere Vorsicht war nöthig. Zwischen den concentrisch vordringenden Verbündeten und den Franzosen kam es in diesen Tagen häufig zu Gefechten, in welchen die ersteren aber lieber eine kleine Schlappe erlitten, als sich in ein größeres Engagement einließen. Man handelte nach der Weisung des Hauptquartiers, daß „das Ziel jetzt sein muß, den Feind in seiner Stellung immer mehr einzuengen, um an eine Vernichtung der feindlichen Heere denken zu können. Jede Uebereilung wäre strafbar und es muß daher mit der größten Ruhe und Vorsicht zu Werke gegangen werden".

Napoleon's Situation war übrigens nicht blos durch die Operationen der Gegner, sondern auch durch die Verhältnisse der eigenen Armee sehr bedenklich. Der Zauber, welchen seine Persönlichkeit so lange ausgeübt hatte, begann zu erbleichen, seit er nicht mehr vom Glanz des Sieges bestrahlt wurde, sondern der Mißerfolg sich an seine Fersen heftete. Schon daß er geschlagen werden konnte, war den Soldaten neu und unheimlich, daß aber er, der Meister kühner Entwürfe und Märsche, vom Gegner nach dessen Willen gelenkt und zum Rückzug gezwungen wurde, das erschütterte alles bisherige Vertrauen. Griff diese Stimmung schon unter den Franzosen um sich, so wurde sie vollends übermächtig bei den fremden Contingenten, welche zur Waffenfolge gezwungen waren. Die Süddeutschen namentlich konnten sich der allgemeinen, nationalen Begeisterung nicht entziehen und anticipirten die Schwenkung ihrer Regierungen, welchen Baiern mit dem Vertrag von Ried (8. October) voranging, in dem es sich vom Rheinbund lossagte und auf Seite der Verbündeten trat. Die Desertion riß furchtbar ein; ganze Bataillone, aus den Rheinländern und Westphalen stammend, entliefen oder gingen zu den Verbündeten über, und auch jene, welche noch bei der Fahne aushielten, wurden unbotmäßig und schwankend.

So bereitete sich eine Entscheidung vor, durch welche die auf dem Fundament beispielloser Siege aufgebaute Macht Napoleon's zertrümmert werden sollte. Die Gunst des Schlachtengottes hatte ihn auf eine schwindelnde Höhe getragen, aber mißbraucht, wendete sie sich von ihm ab, und er fiel durch dieselben Mittel, die ihn emporgehoben hatten.

Die Völkerschlacht bei Leipzig (14. bis 18. October 1813).

Am 14. October traf Napoleon selbst von Duben in Leipzig ein. Von allen Seiten zog er seine Corps zusammen. Joachim Murat (Bild S. 1165), der König von Neapel, wich langsam von der böhmischen Armee zurück. Augereau brachte aus Franken 20.000 Mann, so daß Napoleon um Leipzig 190.000 Mann mit 700 Geschützen vereinigte.

Schon am 14. October kam es zu einem blutigen Vorspiel der großen Tragödie, die sich vorbereitete. Bei Liebertwolkwitz entspann sich zwischen der Cavallerie

Murat's und jener des russischen Generals Graf Pahlen ein mehrstündiges Reitergefecht, in das dann Graf Klenau mit seinem österreichischen Corps eingriff. Wiederholt wurde Liebertwolkwitz genommen und wieder verloren, als gegen Abend Schwarzenberg eintraf und dem zwecklosen Kampf ein Ende machte.

Noch war der Ring nicht so geschlossen, wie er es wünschte. Das Bewußtsein der ungeheuren Verantwortung, die er trug, machte ihn doppelt vorsichtig. Dieses Gefühl spricht auch aus den Zeilen, die er am 15. October von seinem Hauptquartier in Pegau an seine geliebte Gattin „Nani" (geborene Gräfin Hohenfeld, verwitwete Fürstin Esterhazy) richtete: „Wenn ich zu meinem Fenster hinaussehe und die zahllosen Wachtfeuer zähle, die sich vor mir ausbreiten; wenn ich bedenke, daß mir der größte Feldherr unserer Zeit, einer der größten aller Zeiten, ein wahrer Schlachtenkaiser, gegenüber steht, dann ist es mir, als wären meine Schultern zu schwach und müßten unterliegen unter der Riesenaufgabe, die auf ihnen lastet. Blicke ich aber empor zu den Sternen, so denke ich, daß der, welcher sie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat. Ist es sein Wille, daß die gerechte Sache siege — und dafür halte ich die unserige — so wird seine Weisheit mich erleuchten und meine Kraft stärken. Ist es der Wille der Vorsehung, daß sie unterliege, so ist mein persönliches Mißgeschick die geringste der traurigen Folgen. Im Falle des Gelingens, wie in jenem des Mißlingens, habe ich im Voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urtheil der Welt wird mich lohnen oder strafen."

Der 15. October wurde von beiden Seiten nicht müßig verbracht. Vom österreichischen Hauptquartier sprengten die Boten fort, um die schlesische Armee unter Gebhard Lebrecht von Blücher, die nördliche unter dem Kronprinzen von Schweden zur Eile zu mahnen und die allgemeinen Dispositionen zur Schlacht mitzutheilen. Von Schkeuditz her aufsteigende Raketen verkündeten am Abend das Einrücken der Armee Blücher's in die angewiesenen Stellungen; vom Kronprinzen von Schweden fehlten noch alle Nachrichten. Napoleon umritt seine ganze Stellung und traf persönlich Anordnungen zur Befestigung einzelner Punkte und zur Placirung seiner starken Artillerie. Er selbst mit der Hauptmacht stand südlich von Leipzig, vor der Pleiße über Dölitz, Markleeberg gegen Liebertwolkwitz; das Centrum bildete die starke Stellung von Wachau. Im Westen Leipzigs waren bei Plagwitz und Lindenau längs der Pleiße Schanzen aufgeworfen, welche nur schwach besetzt wurden. Dagegen standen im Norden bei Lindenthal und Möckern die Corps von Marmont und Ney, 50.000 Mann stark, das erstere aber zum großen Theil aus den wenig verläßlichen Rheinbund-Contingenten bestehend.

In einem weiten Halbbogen, der von Schkeuditz bis Gülden-Goßa reichte, bereitete sich die verbündete Armee zum Angriff vor. Von Nordwesten kamen die Preußen unter Blücher und York, an sie schloß sich im Westen die schwache Abtheilung Oesterreicher unter Feldzeugmeister Graf Ignaz Gyulai. Die Hauptmasse unter Schwarzenberg's persönlicher Führung stand der Disposition des Gegners entsprechend vor Leipzig. Der rechte Flügel (Oesterreicher unter Feldzeugmeister Graf Merveldt) hatte zwischen Elster und Pleiße, rechts vom Leipziger Rathswald gegen Dölitz und Connewitz vorzugehen; das Centrum (Russen unter Prinz Eugen von Württemberg, und Preußen unter Kleist) nahm die Richtung gegen Markleeberg und Wachau, der linke Flügel endlich (Oesterreicher unter Klenau) hatte gegen Liebertwolkwitz vorzugehen. Das Reservecorps des Prinzen Friedrich von Hessen-

Homburg (meist Oesterreicher) stand bei Zwenkau und sollte gegen Gautzsch vorrücken. Diesen Dispositionen lag offenbar der Gedanke einer Schwenkung der Schlachtlinie gegen Osten von Leipzig zu Grunde, um den Gegner entweder in die Stadt zu werfen, oder zum abermaligen Rückzug gegen Dresden zu zwingen, wodurch er von seiner natürlichen Operationsbasis, dem Rhein, abgeschnitten worden wäre.

Das rechtzeitige Eintreffen der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, der russischen Reservearmee unter Bennigsen, der österreichischen Corps von Colloredo und Bubna war theilweise sehr ungewiß. Die schon am Abend des 15. October um Leipzig versammelten Streitkräfte der Verbündeten betrugen 200.000 Mann, die anfängliche Uebermacht war also kaum nennenswerth bei so großen Massen.

Der 16. October brach trüb und regnerisch an, ein echter unfreundlicher Herbsttag, dessen dichter Nebel erst in den späteren Vormittagsstunden wich. Napoleon soll voll Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang gewesen sein, welche indessen von seinen Generälen nicht getheilt worden zu sein scheint; denn einer der tapfersten derselben, General Nikolaus Josef Maison, führte seine Soldaten mit der wenig tröstlichen Ansprache vor: „Kinder, heute ist der letzte Tag Frankreichs; heute Abend müssen wir Alle todt sein!"

Zwischen 9 und 10 Uhr entspann sich eine kurze Kanonade, nach welcher man sofort handgemein wurde. Im ersten Anlaufe drangen die Preußen in Markleeberg, die Russen in Wachau, die Oesterreicher in Liebertwolkwitz ein, überall wichen die Franzosen zurück. Indessen geschah dies wohl absichtlich, um vielleicht den Zusammenhang der Schlachtlinie zu erschweren. Darauf deutet auch die große Hartnäckigkeit, welche an anderen Punkten gleich den ersten Angriffen entgegengesetzt wurde. Namentlich Graf Merveldt hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche die Natur des Schlachtfeldes und der Widerstand der Franzosen seinem Vordringen entgegensetzten.

Die Auen längs der Flüsse sind sumpfig, von Flußarmen, Bächen durchschnitten und von Niederholz so besetzt, daß die Verwendung von Cavallerie fast ganz ausgeschlossen ist, aber auch größere Abtheilungen Fußvolk nur schwer vorwärts kamen. Um Dölitz entspann sich ein wüthender Kampf; das am linken Ufer der Pleiße gelegene Schloß nahmen die Oesterreicher und behaupteten es auch, trotz aller französischen Gegenangriffe; den Uebergang auf das rechte Ufer, wo das eigentliche Dorf liegt, vermochten sie trotz aller Anstrengungen nicht zu erzwingen.

Ebenso verzweifelt wurde im Westen von Leipzig gerungen. Hier nahm Gyulai wohl Lindenau, aber als General Bertrand 10.000 Mann Verstärkung herbeiführte, mußte er es wieder aufgeben und alle späteren Angriffe auf diesen Ort und Plagwitz blieben erfolglos.

Gegen Mittag griff Napoleon selbst in den Gang der Schlacht mit seinem gewohnten Nachdruck ein. Er vereinigte 300 Geschütze, um das Centrum der Verbündeten mit einem beispiellos mörderischen Geschoßhagel zu überschütten. Die oft gebrauchte Phrase vom Erbeben des Bodens war diesesmal volle Wahrheit; das fortwährende Rollen der Schüsse floß oft zu einem markerschütternden Getöse zusammen. Die Wirkung war auch eine furchtbare. Ein Officier gebraucht dafür den treffenden Ausdruck: „Die Kugeln flogen so dicht nacheinander, als wollten sie sich gegenseitig beim Schopf nehmen."

In wenigen Minuten waren 23 russische Kanonen demontirt und zu Trümmern

zerschossen, und was man an Ersatz vorzog, theilte dasselbe Schicksal. Man mußte auf eine Erwiderung dieses furchtbaren Feuers verzichten, denn nacheinander wurden die Munitionskarren durch einschlagende Geschosse zum Explodiren gebracht und es war zu fürchten, daß dadurch Verwirrung einreißt. Die stoische Tapferkeit der Russen bewährte sich; sie hielten unter diesem schrecklichen Hagel standhaft aus, obwohl die Verluste sehr groß waren. „Wir gehen Alle zu Grunde, wenn wir länger hier ausharren!" mahnte Fürst Schachowsky den Prinzen Eugen, aber dieser wußte die Wichtigkeit seiner Stellung zu würdigen und wankte nicht. Napoleon hatte nur eine neue Variante des Manövers von Austerlitz vor, er wollte das Centrum sprengen und die Hauptarmee der Verbündeten auseinanderwerfen.

Unter dem Schutze dieser furchtbaren Kanonade hatte Napoleon seine Infanterie in großen Massen zusammengezogen, seine Cavallerie gleichfalls massirt, an den Flügeln vorgezogen. Die ersteren gingen auf Wachau und Liebertwolkwitz los. Die schon durch das Geschützfeuer geschwächten Truppen des Prinzen Eugen konnten den Stoß nicht aushalten, Wachau ging verloren, aber die Russen sammelten sich wieder und nun gab es um Wachau einen jener furchtbaren, blutigen Wechselkämpfe, in welchen ein Ort stets gewonnen wird, um vor einem überlegenen Gegenangriff wieder geräumt werden zu müssen. Auch die Oesterreicher konnten sich bei Liebertwolkwitz gegen die Uebermacht nicht halten; Klenau kämpfte verzweiflungsvoll um den Besitz des dominirenden Kolmbergs und führte seine Regimenter selbst vor. Aber es war vergebens; er mußte gegen Groß-Pößnau und Seyffertshausen zurückgehen und sich begnügen, durch seine Artillerie den Gegner vom weiteren Vordringen abzuhalten. Auch Kleist konnte sich in Markleeberg gegen die vehementen Angriffe der Franzosen nicht behaupten.

Während die Schlacht diese unglückliche Wendung nahm, erschienen die Monarchen auf dem Schlachtfeld und übersahen dasselbe vom Wachberg, einer kleinen Anhöhe, südlich von Güldengossa. Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen nahmen schweigend die Erklärungen Schwarzenberg's entgegen. Alexander von Rußland aber unterbrach dieselben barsch und ergoß sich in Vorwürfen. Schwarzenberg nahm dieselben ruhig hin, denn der Augenblick war nicht mehr ferne, der ihn rechtfertigen sollte. Er hatte die Vorbereitungen zu Napoleon's Angriff schon vom Kirchthurme zu Gautzsch bemerkt und darnach seine Maßregeln getroffen, indem er die aus zwei Infanterie- und einer Cavalleriedivision bestehende Reserve des Prinzen von Homburg über die Pleiße gegen das Centrum zog.

Gegen zwei Uhr Nachmittags verstummte die Kanonade. Kaum hatte sich jedoch das Ohr wieder an die Ruhe gewöhnt, als ein anderes Getöse immer lauter anschwoll. Brausende Trompetenfanfaren ertönten und zwischen der französischen Infanterie brachen 12.000 Reiter hervor, zu zwei gewaltigen Massen zusammengeballt, die von den besten Reiterführern Napoleon's, von Joachim Murat und dem jüngeren Kellermann commandirt wurden. Mit unwiderstehlicher Gewalt fegte diese Masse über das Blachfeld dahin. Die Vortruppen der Verbündeten wurden thatsächlich zerstampft, der Durchbruch schien unvermeidlich — es war wieder einer jener bangen Momente, wo das Schicksal einer Schlacht, eines Feldzuges entschieden wird.

Beim Stabe der Verbündeten ließen sich zagende Stimmen hören, nur Schwarzenberg blieb ruhig. „Sie sind athemlos, bis sie zur Stelle sein werden, ihre beste Kraft geht unnütz verloren," sagte er mit dem Scharfblick des erfahrenen Cavallerie-

generals voraus. Er ersuchte indessen doch die Monarchen, ihren gefährlichen Standpunkt zu verlassen, und führte dann selbst die donischen Kosaken vor. Durch das gleichzeitige Eingreifen der preußischen Cavallerie gewannen die russischen Garderegimenter, welche im ersten Anlaufe zersprengt worden waren, wieder Zeit, sich zu sammeln, und Johann Graf Nostitz führte seine Kürassiere, welche die Pleiße durchschwommen hatten, herbei.

Schwarzenberg hatte recht gehabt. Die französische Cavallerie war zu früh in Galopp gefallen, die Kraft von Leuten und Pferden war erschöpft, als es zum Schlagen kam. Von zwei Seiten durch die Reiterei der Verbündeten attaquirt, können sich die französischen Schwadronen nicht halten, sie weichen bis unter die Bajonette ihrer Infanterie zurück, gehen nochmals vor, werden aber wieder geworfen. Nun rücken die gewaltigen Vierecke des Fußvolkes vor; aber Nostitz's Kürassiere hauen mit furchtbarer Wucht auch gegen dieses ein, daß es gleichfalls wieder zurückgehen muß, in der Flanke beschossen von Bianchi's Artillerie. Gleichzeitig geht die Infanterie des Reservecorps auf Markleeberg vor und wirft die Franzosen hinaus, der furchtbare französische Angriff, welchen Napoleon für so unwiderstehlich hielt, daß er in Leipzig schon das Siegesgeläute anordnete, war abgeschlagen.

Im Norden von Leipzig hatte der Kampf viel später begonnen; der alte „Marschall Vorwärts“ — wie die Russen Blücher nach dem Wort „Vorwärts“, das sie am meisten von ihm hörten, nannten — hatte vielleicht absichtlich mit seinem Angriff gezögert. Erst gegen Mittag ließ er durch den russischen General Langeron Lindenthal angreifen; dieser Ort und die beiden Dörfer Groß- und Klein-Wideritzsch wurden rasch genommen. Dagegen entspann sich um den Besitz von Möckern ein langwieriger, erbitterter Kampf. So oft auch die Preußen eindrangen, mußten sie doch stets wieder weichen. Das Dorf steht schon in Flammen, aber der eiserne York läßt nochmals stürmen, das sechstemal und wieder vergebens. Da explodiren im Brande einige Pulverwagen — sofort wirft York seine Leute nochmals in den Kampf, aber nun räumen die erschütterten Vertheidiger eilig den Ort. „Das himmelkreuztausendsakermentische Nest hat mir schrecklich viel Leute gekostet!“ schalt Blücher in seiner derben Weise, als er um fünf Uhr in Möckern einritt.

Im Norden und Westen, wo Bertrand und Gyulai sich die Waage hielten, ruhte mit einbrechendem Dunkel der Kampf. Im Süden führte ein Versuch der Franzosen, Gülbengossa zu nehmen, zu einem neuen Gefecht, das erst gegen 10 Uhr aufhörte. Die Angriffe auf Gülbengossa wurden abgewiesen, wobei General Maison durch einen Bajonetstich schwer verwundet wurde; das schon genommene Seyffertshausen entriß Klenau den Franzosen wieder, und ein heroischer Kampf zweier Bataillone des Infanterieregimentes Simbschen (Nr. 48) brachte den dominirend gelegenen Schäfereihof Auerhain in den Besitz der Verbündeten. Diese tapfere Truppe büßte dabei 10 Officiere und 425 Mann ein.

In der Dunkelheit hatte sich Feldzeugmeister Graf Merveldt bei einer Recognoscirung zu weit vorgewagt und fiel in Gefangenschaft. Er war Napoleon von mehreren diplomatischen Missionen bekannt und wurde um 2 Uhr Nachts berufen. Napoleon besprach mit großer Objectivität den Stand der Schlacht; er schien jedoch die im Süden von Leipzig errungenen Vortheile absichtlich zu überschätzen und des endlichen Erfolges sicher zu sein. „Ich war es, der Ihren Kaiser auf Schwarzenberg aufmerksam machte“, sagte er im scherzenden Tone, „meint er nun etwa, mich

schlagen zu können?". — „Sie haben keinen größeren Bewunderer, als den Fürsten, Sire", entgegnete Merveldt; „er anerkennt sehr wohl Ihre Ueberlegenheit, wird aber thun, was er vermag und seine Pflicht ihm vorschreibt." — „Nun, er macht seine Sache nicht übel", sagte Napoleon und ging dann auf das diplomatische Feld über, Merveldt mit einer Mission an Kaiser Franz betrauend. Der österreichische General übernahm dieselbe, gab aber Napoleon zu bedenken, daß man sich mit der zugestandenen Auflösung des Rheinbundes bei dem jetzigen Stand des Krieges kaum begnügen würde. Die Versuche Napoleon's, die Stärke der Verbündeten, die Stellung der nördlichen Armee zu erforschen, blieben selbstverständlich erfolglos.

Nur die Hoffnung auf Merveldt's Mission kann es erklären, daß Napoleon



Hieronymus Graf Colloredo. (Seite 1236.)

nicht gleich den folgenden Tag den Kampf mit aller Kraft aufnahm. Er mußte ja wissen, daß jede Stunde ihm gefährlich sei, weil sie seinen Gegnern die Verstärkungen näher brachte. In der That trafen am 17. October Colloredo mit 20.000 Mann Oesterreichern und Bennigsen mit 26.000 Russen in der Schlachtlinie ein; Bubna mit ungefähr 8000, der Kronprinz von Schweden mit 48.000 Mann waren schon so nahe, daß ihr Eintreffen am nächsten Tage zweifellos war. Man hatte also über 100.000 Mann frischen Truppen zu verfügen, während Napoleon keine Reserven zu Gebote standen.

Kaiser Franz verweigerte den Empfang des Grafen Merveldt als Abgesandten Napoleon's, da er ihn nur im Beisein der beiden verbündeten Monarchen sprechen könne, diese aber auf Fortsetzung des Kampfes beständen. Mit dieser Botschaft

mußte Merveldt, seinem gegebenen Ehrenworte gemäß, nach Leipzig zurückkehren, wo Napoleon nun während der Nacht noch seine Anordnungen zum Kampf des nächsten Tages traf. Seine Dispositionen bewiesen, daß er die Situation erkannte und den Gedanken auf die Offensive aufgab — er kämpfte nur mehr um den Rückzug. Zu diesem Zwecke gab er die wenigen Tags vorher errungenen Vortheile auf und zog seine Armee näher an Leipzig heran. Sie bildete von der Pleiße im Süden bis zur Parthe im Norden einen Bogen, dessen Centrum in Probstheida lag.

Blücher ging am 17. October zum Angriff auf Göhlis vor; als er aber die Waffenruhe auf den anderen Kampfplätzen bemerkte, ließ er das Gefecht abbrechen und



Stefan Graf Szechenyi. (Seite 1246.)

gönnte auch seinen hart mitgenommenen Soldaten Sammlung für den morgenden Entscheidungskampf.

Nachmittags wurden die bedeutendsten Generäle der Hauptarmee nach Güldengossa berufen, wo sich Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm und Schwarzenberg befanden. Es sollte entschieden werden, ob man noch am gleichen Tage angreifen, oder dies auf den nächsten Morgen verschieben solle. Höchst charakteristisch für Kaiser Alexander ist sein Benehmen gegen Fürst Schwarzenberg, den er noch am Vortage so hart angelassen hatte. „Meine Herren, ich bin kein Mann vom Fach; hier ist der Marschall, berathen Sie mit ihm", sagte er zu den eintretenden Generälen, und verließ mit dem König von Preußen das Zimmer.

Man entschied sich einstimmig, den Angriff auf den 18. October zu verschieben, um den Verstärkungen Zeit zu lassen und der Mannschaft Ruhe zu gönnen. Alle Dispositionen wurden getroffen und es galt jetzt nur mehr, Blücher davon zu verständigen. Auf dem geraden Wege war das ein gefährliches Ding, denn dieser führte mitten durch die feindliche Stellung, ein Umweg hätte aber sehr viel Zeit gekostet. Da erbot sich der dem Hauptquartier zugetheilte junge Rittmeister Graf Stefan Szechenyi, der später gefeierte ungarische Patriot (Bild S. 1245), die gefährliche Tour zu unternehmen. Von einem ausgezeichneten Pferd getragen, durchflog er die Stellung der Franzosen. Spät Abends kam er bei Blücher an; dieser aber fand es nöthig, auch den Kronprinzen von Schweden zu verständigen. Mit einem frischen Pferd suchte Szechenyi dessen Hauptquartier auf, machte im grauenden Morgen nochmals den gefährlichen Ritt durch die französische Aufstellung und brachte am Beginn des 18. October dem Fürsten Schwarzenberg die Gewißheit, daß das Zusammenwirken der drei großen Armeen für den Entscheidungskampf gesichert sei.

Am Morgen des 18. October lief im Hauptquartier die Meldung ein, daß die Franzosen auf der Südseite Leipzigs ihre Stellungen geräumt haben. Sofort wurde auch die Armee der Verbündeten entsprechend vorgeschoben und rückte mit klingendem Spiel in die von den Franzosen verlassenen, am vorgestrigen Tage so heiß umstrittenen Positionen. Der linke Flügel, verstärkt durch das Corps Colloredo's, unter dem Prinzen von Hessen-Homburg aus 40.000 Oesterreichern bestehend, besetzte Dösen und Dölitz. Das Centrum — 60.000 Russen und Preußen unter Barclay de Tolly — ging über das geräumte Wachau gegen Probsthaida los; der rechte Flügel — 65.000 Russen, Oesterreicher und Preußen unter Bennigsen — nahm das schwach vertheidigte Liebertwolkwitz und marschirte gegen Holzhausen. Im Norden überschritt Blücher die Parthe, so daß man um 10 Uhr nach Verdrängung der Vortruppen überall der feindlichen Hauptmacht gegenüberstand.

Ernstlich gekämpft wurde in den Frühstunden nur im Westen von Leipzig, wo Gyulai mit überlegenen Kräften angegriffen und gegen Groß-Tschocher von der Straße gegen Weißenfels abgedrängt wurde. Die Freimachung derselben war schon eine Einleitung des Rückzuges, denn sofort bewegten sich auf dieser Straße lange Wagencolonnen, geschützt von Truppen, gegen den Westen zu.

Die eigentliche Schlacht entbrannte bei Connewitz und Dölitz, wo Bianchi einen harten Kampf gegen die Marschälle Oudinot und Josef Fürst Poniatowski zu bestehen hatte. Napoleon wollte durchaus den linken Flügel der Verbündeten werfen, damit derselbe, nicht etwa gegen Westen vorgreifend, seinen Rückzug gefährden könne. Aber an der standhaften Haltung der österreichischen Bataillone brach sich die Wucht der französischen Cavallerie, und endlich eilte der Prinz von Homburg mit zwei Grenadier-Bataillonen herbei, um den Franzosen Dölitz zu entreißen. Durch Stunden wurde um den Besitz dieses Ortes gerungen, der für den Uebergang über die Pleiße wichtig war. Prinz Homburg fiel, schwer verwundet, aber auch sein Nachfolger im Commando, Graf Colloredo, konnte keine Entscheidung erzwingen.

Im Centrum beschränkte man sich auf eine von beiden Seiten lebhaft unterhaltene Kanonade, dagegen ging es auf dem rechten Flügel der Verbündeten blutiger zu. Die Russen nahmen Schönfeld; Klenau erstürmte Holzhausen und rückte gegen Stötteritz vor. Um diesen Ort wurde von beiden Seiten mit großer Bravour gestritten und es gelang Klenau einzudringen, aber er konnte sich nicht behaupten. Ein Beweis

von der Erbitterung, mit welcher man hier focht, war es, daß man die Leichen eines Oesterreichers und Franzosen hart aneinander fand; sie hatten sich gegenseitig das Bajonet in die Brust gestochen und waren in dieser Stellung gestorben, ohne von einander abzulassen. Im Norden drangen die Russen unter Sacken bis an die Wälle von Leipzig vor, aber sie mußten wieder bis hinter Gohlis weichen, und erst ein neuer Angriff York's erhielt die Verbündeten im Besitz dieses Ortes.

Barclay zögerte im Centrum mit dem Angriff auf die starke Stellung von Probsthaida; er scheute die großen Verluste und hoffte, Napoleon werde durch das Fortschreiten der Flügel gezwungen sein, freiwillig zurückzugehen. Erst um 2 Uhr Nachmittags ordnete er, einem directen Befehl des Kaisers Alexander folgend, den Angriff an. Ein mit großer Bravour ausgeführter Sturm der Preußen brachte sie bis in den Ort, aber sie konnten sich nicht halten. Unterstützt von den Russen, drangen sie nochmals ein; nun führte Napoleon selbst seine Garden herbei, um eine Position wieder zu erobern, welche der Knotenpunkt seiner Stellung war. Nach einem wüthenden Kampf wurden die Verbündeten nochmals aus Probsthaida gedrängt. Alle Schrecken des grausigen Kampfes scheinen auf diesem Punkte zusammengedrängt; die Leichen liegen so dicht, daß sie natürliche Wälle bilden, welche sofort zu Angriff und Vertheidigung ausgenützt werden.

Im Westen des riesigen Schlachtfeldes, wo bisher noch wenig Blut geflossen war, sollte nun der Anstoß zur Entscheidung kommen. Hier griff Bubna ein, der Paunsdorf nahm, aber vom General Durutte wieder vertrieben wurde. Um 3 Uhr Nachmittags aber rückte die Armee des Kronprinzen von Schweden in die Schlachtlinie ein. Paunsdorf wurde mit Brandraketen überschüttet — die erste Anwendung dieser englischen Erfindung — welche die Franzosen so erschreckte, daß sie bis Sellershausen wichen. Die hier stehenden Württemberger und Sachsen folgten ihnen zwar nicht, aber sie gingen in Masse zu den Verbündeten über, nachdem kleinere Abtheilungen dies schon im Laufe des Vormittags gethan hatten. Der sächsische General Ryssel mit 3000 Reitern löste sich plötzlich aus der französischen Schlachtlinie und jagte mit seiner Truppe zu den bisherigen Gegnern hinüber.

Nun war der Kreis um die französische Armee zu drei Viertheilen geschlossen, und alle Versuche, ihn zu erschüttern, blieben vergeblich. Dölitz und Dösen und die vorliegenden Höhen, Sellershausen, Melkau und Schönefeld waren genommen, und immer enger wurde die Stellung der Franzosen eingeschnürt. Nur Probsthaida war nicht zu nehmen und Schwarzenberg ordnete mit Einbruch des Abends an, die nutzlose Verschwendung von Menschenleben an diesem Punkte einzustellen, da auch ohne den Besitz desselben der vollständige Sieg der Verbündeten entschieden war. Schwarzenberg brachte die Nachricht davon den drei Monarchen, welche den Verlauf der furchtbaren Schlacht von einer kleinen Anhöhe bei Wachau — seither „der Monarchenhügel" genannt — gefolgt waren. Als Kaiser Franz dem siegreichen Feldherrn noch auf dem Schlachtfelde das Großkreuz des Leopold-Ordens verlieh, nahm Fürst Schwarzenberg das Commandeurkreuz des Theresien-Ordens vom Halse und gab es an Radetzky mit den Worten: „Dieses Kreuz hat der große Loudon getragen — ich kann es an keinen Würdigeren abtreten."

Abermals markirte eine entsetzliche Kanonade das Ende der Schlacht. Namentlich gegen Probsthaida hatte Radetzky zahlreiche Geschütze zusammengezogen, welche den Ort mit Geschossen überschütteten Die Franzosen antworteten immer matter, an ein-

zelnen Punkten stellte sich schon Munitionsmangel ein, und in der Verwirrung war keine Möglichkeit, ihm abzuhelfen.

Augenzeugen berichten, daß die Aufregung des furchtbaren Kampfes beide Theile in einen entweder fieberhaften oder apathischen Zustand versetzte; die Mehrzahl der Kämpfer fiel ermüdet bis zur Erschöpfung nieder, aber andere wollten durchaus weiter kämpfen, eine Art Raserei hatte sie in dieser Atmosphäre von Blut und Schlachtengreueln ergriffen. Napoleon ließ sich im Freien auf einen Sessel nieder und schlief einige Zeit; dann kehrte er nach Leipzig zurück, um die Dispositionen für den Rückzug zu treffen.

Noch in der Nacht begann derselbe. Unablässig zogen Truppencolonnen, Batterien und Wagen durch Leipzigs Straßen, um die einzige noch freie Rückzugslinie über die Elster zu gewinnen. Der Feuerschein von zwölf brennenden Dörfern in der Umgegend erhellte das weite Schlachtfeld so, daß man nach der Versicherung von Augenzeugen ohne Anstrengung im Freien jede gewöhnliche Schrift lesen konnte.

Schon am Abend war der Befehl ergangen, daß am 19. October der Angriff unter Beibehaltung der bisherigen Dispositionen zu erneuern sei. Die Franzosen widersetzten sich demselben nur so weit, als es im Interesse ihres Rückzuges nöthig war. Connewitz und Stötteritz wurden geräumt, und Schritt für Schritt, stets kämpfend, gingen die Franzosen gegen die Stadt zurück, in welche schon in den Morgenstunden einzelne Kugeln der Verbündeten einschlugen. Um 9 Uhr brach Napoleon von Leipzig auf, und das Gedränge war schon so arg, daß mit Gewalt für ihn und sein Gefolge ein Weg gebahnt werden mußte.

Langsam drangen im Norden und Westen die Preußen und Russen gegen die Stadt vor; die Russen schossen das Petersthor ein, die preußische Landwehr bahnte sich beim Grimma'schen Thor (Bild S. 1253) einen Weg durch die Mauer. Bis nach 12 Uhr wehrte Marmont die gegen die Elster vordringenden Preußen ab; erst als er fürchten mußte, abgeschnitten zu werden, räumte er die sogenannte Milchinsel und ließ die steinerne Brücke sprengen. Aber dies war voreilig, denn auf der Stadtseite befanden sich noch 20.000 Franzosen, welchen nun jede Möglichkeit einer Rettung abgeschlossen war, da auch eine hölzerne Jochbrücke unter der Last der Flüchtenden brach.

Der Versuch, die Elster zu durchschwimmen, wurde für viele verhängnißvoll; sie blieben im Schlamme stecken, wurden im Gedränge ertreten oder ertranken. Auch der tapfere Fürst Josef Poniatowski*), auf dem Schlachtfelde von Leipzig zum Marschall ernannt, fand hier seinen Tod, er versank mit seinem Pferd im Schlamm und ertrank. Glücklicher war Macdonald, der das jenseitige Ufer erreichte.

Nachmittags hielten die drei Monarchen und die Feldherren ihren Einzug in die Stadt, freudig begrüßt von der Bevölkerung, die durch vier Tage alle Schrecken des Krieges in seltener Weise miterlebt hatte. Kaiser Franz rief den ihm zujubelnden Leuten das Trostwort zu: „Es will Friede werden!"

---

*) Poniatowski war als Sohn des k. k. Feldzeugmeisters Andreas Fürst Poniatowski zu Wien am 7. Mai 1766 geboren, wurde unter Maria Theresia k. k. Lieutenant in der Artillerie, später Oberst eines Dragonerregiments und Adjutant des Kaisers Josef II., zu dessen Lieblingen er zählte, und der ihn fast stets in seine Begleitung zog; 1789 begab sich Poniatowski nach Polen, kam 1795 wieder nach Wien, kehrte von da 1798 nach Warschau zurück und schloß sich 1806 in Folge der den Polen seitens Napoleon's gegebenen Versprechungen an diesen Letzteren an.

Die Verluste in den fünftägigen Kämpfen waren enorme, und auf Seite der Verbündeten noch größer als bei den Franzosen. Diese hatten an 40.000 Todte und Verwundete, die Verbündeten dagegen 47.000. Aber die französische Armee verlor über 20.000 Gefangene und der Abfall der deutschen Truppen schuf eine unersetzbare Lücke. 30 französische Generäle waren todt, verwundet oder gefangen; 370 Kanonen, 900 Munitionswagen, 130.000 Gewehre u. s. w. wurden von den Verbündeten erbeutet.

Der Antheil, welchen die österreichischen Truppen an den mörderischen Kämpfen der Octobertage vor Leipzig nahmen, spiegelt sich in den Verlusten wieder, welche sie erlitten. Sie verloren an Todten 63 Officiere und 1964 Mann, an Verwundeten 322 Officiere und 10.438 Mann, an Gefangenen und Vermißten 50 Officiere und 3016 Mann, zusammen also 435 Officiere und 15.418 Mann, mehr als ein Dritttheil des Gesammtverlustes Einzelne Truppenkörper der Division Bianchi verloren ein volles Viertel ihres Standes, und auch die von Nostitz geführten Kürassierregimenter, welche die große Cavallerieattaque am 16. December abwehrten, hatten furchtbare Verluste.

Man tritt der Tapferkeit der übrigen verbündeten Truppen nicht zu nahe, wenn man den Hauptantheil von den Lorbeeren der blutigen Kämpfe um Leipzig für die Oesterreicher in Anspruch nimmt. Es ist dies militärisch vollkommen gerechtfertigt, auch wenn man kein Gewicht darauf legen will, daß Entwurf und Leitung der Schlacht das Werk österreichischer Generäle waren. Entschieden aber wurde dieselbe schon in den Nachmittagsstunden des 16. October, wo die Verbündeten noch nicht die Uebermacht hatten, und Napoleon seine gewaltige Massentaktik gegen das Centrum im Süden zur Anwendung brachte.

Hier leisteten die Russen Vorzügliches durch ihr standhaftes Aushalten, aber thatsächlich verhindert wurde der Durchbruch nur durch die Umsicht Schwarzenberg's, der die Reserve rechtzeitig heranzog und durch die Bravour dieser Truppen, an welcher die elementare Gewalt des französischen Angriffes zerschellte. Die Behauptung von Güldengossa, der Sturm auf Auenhain schlossen diese Thaten der Oesterreicher am 16. würdig ab und bereiteten den letzten Schlachttag vor.

Dessen Ausgang war aber nicht mehr zweifelhaft, weil am 18. October die Uebermacht der Verbündeten als ein Factor der Entscheidung auftrat, gegen welchen auch Napoleon's Genie nicht aufkommen konnte. In der That faßte er ja auch selbst den Kampf dieses Tages nur mehr vom Standpunkte des unvermeidlich gewordenen Rückzuges auf. Aber auch an diesem Tage leistete der ganz aus Oesterreichern bestehende linke Flügel durch zähes Festhalten der Stellungen bei Connewitz und Dölitz Vorzügliches. Der Rückzug Napoleon's wäre wesentlich erleichtert worden, wenn er sich unbesorgt auch der südwestlich von Leipzig aus laufenden Straßen hätte bedienen können.

Es ist eine Pflicht der Loyalität, das Verdienst der Bundesgenossen voll anzuerkennen; nur weil man dieselbe in Bezug auf die Schlacht bei Leipzig gegen die österreichische Armee nicht immer übt, wurde hier besonders auf deren Thaten hingewiesen, welche ja jene der Preußen und Russen nicht im mindesten schmälern können.

Wir liefern daher in einer Gesammtabbildung (Seite 1260) alle jene Männer, welche durch ihr Feldherrntalent Deutschland befreit haben. In der Mitte des Blattes zeigt sich uns Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg, oben links der russische

Feldmarschalllieutenant Ludwig Adolf Peter Fürst Sayn-Wittgenstein, rechts der Brigadegeneral Friedrich Wilhelm Heinrich August Prinz von Preußen, in der Mitte links Feldmarschall Arthur Herzog von Wellington, rechts Feldmarschall Gebhart Lebrecht von Blücher, unten links August Graf Neidhardt von Gneisenau, in der Mitte Generalmajor Friedrich Wilhelm Baron Bülow, rechts Generallieutenant Emil Friedrich Graf Kleist von Nollendorf.

* * *

Fast noch verderblicher als die Schlacht bei Leipzig wurde für die französische Armee der Rückzug gegen den Rhein. Die so oft in alter, neuer und neuester Zeit zu machende Beobachtung, daß die französische Armee ein vortreffliches Instrument für den Angriff ist und sich im Sieg an den eigenen Thaten zu immer höheren Leistungen begeistert, aber keinen Halt und keine Zähigkeit hat, wenn ihr das Glück nicht lächelt, bewies sich auf diesem Rückzug.

Napoleon betrieb denselben allerdings ohne Rücksicht auf die Erschöpfung und mangelnde Verpflegung seiner Truppen mit fieberhafter Eile, obwohl er von der Hauptmacht der Verbündeten kaum gedrängt wurde. Aber er mußte trachten, den Rhein zu erreichen, denn nur jenseits desselben hatte er seine Hilfsquellen. Deutschland, das nach den Worten von Gentz so lange für ihn „eine Milchkuh war, die er auch dann molk, wenn die Brüste nur mehr Blut gaben", hatte sich aus seiner tiefsten Erniedrigung gegen ihn erhoben — da hatte er keine Hilfe mehr zu erwarten.

Diese Eile des Rückzuges, verbunden mit der Noth, lockerte aber alle Bande der Ordnung. In Schaaren entliefen die Soldaten und seine Armee glich einem Kometen, dessen heller Stern sich nach links und rechts und rückwärts immer mehr in kaum merkbare Lichtnebel auflöst.

Die durch die russische Reserve verstärkte böhmische Armee schlug dieselbe Straße ein wie Napoleon, wobei es im Thüringerwald nicht an lebhaften Rückzugsgefechten fehlte. Blücher rückte gegen Wetzlar und Gießen vor, der Kronprinz von Schweden wendete sich gegen die Nordsee, eine andere preußisch-russische Abtheilung nach Holland.

Eine ernste Gefahr drohte den Franzosen von Süden. In Gemäßheit des Tractates von Ried hatte sich das österreichische Beobachtungscorps des Prinzen Reuß mit den Baiern vereinigt und zog nun unter Befehl des Fürsten Wrede in Eilmärschen gegen den unteren Main heran, um Napoleon den Rückzug abzuschneiden.

Mit ungefähr 30.000 Mann war Wrede am 29. October bei Hanau angekommen, als sich auch die französische Vorhut zeigte. An diesem Tage entspann sich das blutige Gefecht bei Gelnhausen, das den Franzosen 4000 Mann an Gefangenen kostete. Am 30. erschien Napoleon selbst mit seiner ganzen Macht, die noch immer 60.000 Mann betrug. Trotz dieser Uebermacht beschloß Wrede den Angriff; um und in Hanau entspann sich ein äußerst blutiges Treffen, in welchem Napoleon seine Gegner über die Kinzig zurückwarf. Wrede wiederholte seinen Angriff am nächsten Morgen und wurde beim Sturm auf Hanau schwer verwundet, konnte jedoch Napoleon's Rückzug nicht hindern. Die Franzosen schrieben sich den Sieg zu; der moralische Erfolg war jedoch auf Seite der Verbündeten. In halber Auflösung eilten die Franzosen dem Rhein zu, nachdem sie noch bei Hochheim ein nachtheiliges Rückzugsgefecht bestanden hatten. Erst der Rhein, auf dessen rechtem Ufer sie nur mehr die Brückenköpfe von Kehl und Mainz besetzt hielten, bot ihnen Ruhe und Sicherheit.

Am 11. November capitulirte St. Cyr mit 30.000 Mann in Dresden, bald darauf Stettin mit 8000 Mann. Nacheinander fielen dann Danzig mit 15.000, Zamosc und Modlin mit zusammen 7000 Mann, und endlich am 24. December das vom tapferen Narbonne vertheidigte Torgau mit 25.000 Mann Besatzung.

Im Angesichte des Rheins machten die Verbündeten Halt. Es trat eine Pause in der Kriegführung ein, in welcher die Diplomatie wieder zum Worte kam. Ein Theil der Verbündeten war noch immer bereit, Napoleon billige Bedingungen anzubieten, denn mit Recht hielt man die Rückberufung der Bourbons für ein unsicheres Mittel zur Beruhigung Frankreichs und — Metternich scheute den steigenden Einfluß Rußlands. „Die Gefahr liegt jetzt weniger an den Ufern des Rheins als an denen der Weichsel“, meinte er im December 1813.

Wir wollen diese Pause in der Kriegführung am Rhein dazu benützen, um die Ereignisse im Süden kurz nachzuholen. Dort standen sich der Vicekönig von Italien und Feldzeugmeister Hiller (Bild S. 1157) mit ziemlich gleichen Kräften gegenüber. War der Letztere durch die große Ausdehnung seiner Aufstellung im Nachtheil, so konnte er sich dagegen auf die den Franzosen durchaus ungünstige Stimmung der Bevölkerung stützen. Als der Waffenstillstand abgelaufen war, säuberten die Generäle Paul von Radivojevics und Franz Baron Tomaschics die Banalgrenze und das croatische Küstenland von den Franzosen. Die österreichischen Truppen wurden überall mit Begeisterung empfangen, die in französische Uniform gesteckten Croaten gingen in Massen über, so daß es eigentlich zu gar keinem Kampf kam.

Lebhafter ging es an der oberen Drau in Kärnten zu. Um Villach und Krainburg wurde vom 23. August bis 2. September gekämpft; wechselnd nahm und verlor man diese Orte, aber im Ganzen blieben die Franzosen im Vortheil, welche am 6. September auch das starke Schloß Feistritz zur Uebergabe zwangen.

Von Lienz aus fiel Feldmarschalllieutenant Franz Fenner von Fenneberg im Pusterthale ein und drang, unterstützt von einzelnen Abtheilungen des Landsturms, bis Brixen vor. Eine allgemeine Erhebung der Bevölkerung, wie sie geplant wurde, kam jedoch nicht zu Stande. Wohl stellten sich die noch lebenden alten Führer, Speckbacher, Haspinger, Sicherer u. s. w., wieder zur Verfügung, aber die Masse des Volkes blieb kalt. Man hatte die bitteren Erfahrungen des Jahres 1809 noch nicht vergessen, litt auch noch unter den Nachwehen der damaligen heldenmüthigen und doch erfolglosen Kämpfe.

Die interessanteste Episode des Kampfes im Süden spielte sich in Istrien ab. Hier zeigte sich, daß eine aufgedrungene Regierung, wenn sie auch die materiellen Interessen so sehr pflegt, wie es dem Marschall Marmont als Gouverneur von Illirien nachzurühmen ist, doch nie tiefere Wurzeln in einer Bevölkerung schlägt, welche treu an einem mehrhundertjährigen Staatsverband, an dem angestammten Herrscherhaus hängt. Nur dadurch läßt sich der Erfolg eines Unternehmens erklären, das beinahe unglaublich erscheinen muß.

Am 2. September 1813 zog Hauptmann Josef Lazarić mit einem Officier und 47 Grenzsoldaten, einem Corporal und 6 Hußaren von Fiume aus. Auf seinem Marsch gegen Mitterburg (Pisino), das von ungefähr 1000 Franzosen und Italienern besetzt war, schlossen sich ihm mehrere hundert Bauern an, welche mit schlechten Flinten oder Hacken und Sensen bewaffnet waren. Als er am 4. auf die Feinde stieß, vertheilte er die letzteren auf die Hügel, die Grenzer bildeten sein Centrum, mit seiner

Cavallerie von 7 Mann ging er sofort zum Angriff über. Und doch hatte diese Parodie einer Schlachtdisposition vollkommenen Erfolg. Durch die Keckheit der Angreifer überrascht, wichen die jungen italienischen Soldaten, ermuthigt drängten nun die Bauern nach und erzwangen nach einem hartnäckigen Gefecht am Lindaroberg den Rückzug nach Mitterburg. Die Schaaren mehrten sich während des Kampfes, drangen gleichzeitig mit den Gegnern in Mitterburg ein und nahmen diesen drei Geschütze ab.

Lazarić hatte eine Abtheilung von Landleuten voraus in den Rücken der Franzosen geschickt und diese ergaben sich nun sofort. Der Transport der Gefangenen — 29 Officiere und 900 Mann — nach Fiume war für die kleine Schaar Oesterreicher ein bedenklicheres Unternehmen als das Gefecht. Sofort setzte sich Lazarić mit seiner handvoll Leute wieder in Marsch, erschien am 11. September in Pola, dessen Besatzung mit Hinterlassung von 57 Kanonen das Weite gesucht hatte, erzielte am gleichen Tage die Uebergabe von Pinguente und am nächsten, mit Unterstützung englischer Kriegsschiffe, die Capitulation des wichtigen Capo d'Istria. Am 13. September Abends stand Lazarić im Angesicht von Triest, das natürlich seinen Fortschritten Halt gebot. Mit Ausnahme dieser Stadt hatte er in zehn Tagen mit seiner kleinen Schaar ganz Istrien befreit, drei feste Plätze genommen, 1000 Gefangene, 67 Kanonen und reiche andere Vorräthe erbeutet.

Eine entscheidende Wendung brachte der Uebertritt Baierns auf die Seite der Verbündeten hervor. Denn nun konnte Hiller, unbekümmert um die Deckung seiner rechten Flanke, seine Truppen in Inneröfterreich concentriren. Schon im September hatten die Franzosen am 8. bei Navreg durch General Josef von Fölseis, am 18. bei St. Marein durch den kühnen Oberst Milutinović schmerzliche Schlappen erlitten. Aber die Ueberlegenheit des Vicekönigs verhinderte die Ausnützung dieser einzelnen Erfolge und erzwang immer wieder den Rückzug der Oesterreicher.

Erst von Mitte September an nahmen die Dinge eine andere Wendung. Am 18. September schlug Hiller bei Hermagor den linken Flügel des Vicekönigs, der bei Laibach einen Angriff erwartet hatte. Schon am nächsten Tage erzwang Hiller und Johann Baron Frimont den Uebergang über die Drau bei Hohlenburg und Rostock, am 23. schlug Frimont die Franzosen bei Campi, am 25. nahmen die Oberste Milutinović und Graf Starhemberg durch einen Ueberfall in Groß-Lasitz den General Perreymond mit mehreren hundert Mann gefangen. Ein österreichisches Streifcorps nahm Pontafel und zwang dadurch den Vicekönig, die wichtige Stellung von Tarvis aufzugeben, und nach dem Gefechte bei Zirknitz am 27. räumte er auch Laibach, das General Fölseis am 29. besetzte.

Das Gouvernement Illirien verschwand wieder von der Karte, denn der Vicekönig ging anfangs October bis hinter den Isonzo und Tagliamento zurück. Nur Triest blieb noch in französischer Gewalt. Es war bisher von Lazarić beobachtet worden, nun aber rückte die Colonne des Generals Nugent gegen das Castell heran.

Die Fortschritte Fenner's in Südtirol waren durch den von Trient mit 3000 Mann heranziehenden General Giflenga zum Stehen gebracht worden. Am 2. October griff er aber bei Percha den Gegner wieder an, und nachdem die Tiroler Schützen im Rücken desselben erschienen, wich Giflenga bis zum westlichen Eingang des Pusterthales, zur Mühlbacher Klause zurück. Hier kam es am 7. October zu einem erbitterten Kampf, welchen Fenner dadurch zu seinen Gunsten entschied, daß er auf schwindelnden Pfaden die Stellung des Gegners umgehen ließ. Ueber 400 Mann

wurden gefangen, mit dem Rest zog sich Giflenga über Botzen nach Trient zurück, stets von Fenner verfolgt.

Nun machten sich die Ereignisse am deutschen Kriegsschauplatze — die Schlacht



Der Kampf am Grimma'schen Thor. (Seite 1248.

bei Leipzig und ihre Folgen — auch im Süden fühlbar. In kurzer Zeit fielen auf der einen Seite Trient, auf der anderen Gradiska und Udine in die Hände der Oesterreicher. Nach den Gefechten bei Volano (26. und 27. October) räumte Giflenga

Tirol, und nach langer Schmerzenszeit war mindestens Südtirol vom Feinde gesäubert; nördlich des Brenner standen wohl die Baiern, aber um sie zu vertreiben, bedurfte es keiner Waffengewalt mehr.

Hartnäckig vertheidigte sich der Vicekönig; in der zweiten Octoberhälfte und im November wurde beinahe an jedem Tage gekämpft, aber durch das Aufgeben Südtirols war er im Rücken bedroht. Wiederholt wurde bei Bassano blutig gekämpft (18. October, 29. bis 31. October, 2. November); als sich jedoch Hiller mit Feldmarschallieutenant Radivojevich vereinigte, mußte Eugen die Piavelinie aufgeben. Er konnte sich auch bei Caldiero nicht halten, sondern wich am 19. November, nachdem er in fortwährenden Gefechten binnen acht Tagen über 5000 Mann verloren hatte, gegen San Michele zurück, und neue Kämpfe am 3. und 8. December zwangen ihn, unter den Wällen von Verona, Schutz und Ruhe für seine Truppen zu suchen.

Unterdessen hatte General Nugent mit Beistand englischer Schiffe die Citadelle von Triest zur Capitulation gezwungen (8. November), worauf Venedig, das Feldmarschallieutenant Peter Marschall von Berelat von der Landseite einschloß, vollkommen blockirt wurde. Noch in den ersten Decemberwochen nahmen österreichische und englische Truppen einzelne Außenforts, und General Matthias von Rebrović schnitt durch die Wegnahme von Brondolo jede Verbindung mit der Terra Ferma ab.

Am 15. December übernahm Feldmarschall Graf Heinrich Bellegarde an Stelle des erkrankten Hiller das Obercommando in Italien. Die Operationen kamen zum Stocken, da der Vicekönig an der Etsch zwischen Rivoli und Verona eine feste Stellung bezogen hatte, welche anzugreifen sich Bellegarde für zu schwach hielt. Dagegen drang General Nugent gegen Mittelitalien vor; er überschritt den Po, besetzte Ferrara und Ravenna und erstürmte am 25. December Forli.

Auch politische Gründe brachten die Operationen zum Stocken. Ein Versuch des Königs von Baiern, seinen Schwiegersohn, den Vicekönig Eugen, durch das Versprechen der lombardischen Krone auf die Seite der Verbündeten zu ziehen, mißlang. Dagegen waren mit dem Schwager Napoleon's, König Joachim Murat (Bild S. 1165), dem um seine Krone von Neapel bange war, Unterhandlungen angeknüpft worden, welche Erfolg versprachen und deren Ausgang Bellegarde abwarten wollte.

Schon im October war General Tomassić auch in Dalmatien eingedrungen. Am 30. und 31. hatte er Knin bezwungen und gleichzeitig wurden Sebenico und Lesina von Oesterreichern und Engländern genommen. Am 22. November begann Tomassić die Belagerung des von General Royze vertheidigten Zara. Der Letztere war ein tapferer Mann, aber die ihm untergebene Besatzung bestand größtentheils aus Dalmatinern und Croaten, welche begierig darnach waren, sich mit den Belagerern zu verbinden. Wiederholt suchten sie sich der Stadtthore zu bemächtigen, Royze mußte mit Kartätschen unter sie feuern und sie endlich einfach zu den Thoren hinausjagen lassen. Nun blieben ihm aber nur 600 Mann, mit welchen eine wirksame Vertheidigung unmöglich war. Er capitulirte daher am 6. December.

Nun konnte der zum General avancirte Milutinović nach Süd-Dalmatien gesendet werden. Nach mancherlei Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande vor Ragusa angelangt, fand er die Feste in den Händen der Franzosen, in der Stadt aber herrschte ein Pöbelregiment, das nach der bestandenen republikanischen Verfassung schrie, im Grunde aber mit Montenegro kokettirte und sogar im Namen der „provisorischen

Regierung von Albanien und Montenegro" Cattaro besetzt hatte. Mit Hilfe der Engländer brachte Milutinović die Feste in seine Gewalt (28. Jänner 1814), und im Besitz dieses dominirenden Punktes war es auch nicht schwer, die Stadt zu unterwerfen und die Aufständischen hinauszujagen.

Schwieriger war die Bezwingung von Cattaro, das seit Jänner 1814 durch englische Schiffe bewacht wurde. Von den Montenegrinern hartnäckig vertheidigt, konnte es erst am 12. Juni 1814 eingenommen werden, womit auch Dalmatien vollkommen pacificirt war.

Kehren wir nun wieder auf den nördlichen Kriegsschauplatz zurück, wo die eigentliche Entscheidung war. Das Hauptquartier der Verbündeten mit den Monarchen, Feldherren und Diplomaten befand sich während des December 1813 in Frankfurt am Main. Während die Letzteren den brüchigen Faden der Unterhandlungen spannen, der Napoleon Zeit ließ, sich wieder zu rüsten, haderten die militärischen Führer über die Fortsetzung des Krieges.

Radetzky empfahl in zwei sorgfältig ausgearbeiteten Denkschriften die Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Frankreich mittelst einer energischen Offensive. Ihm stimmten Blücher und Gneisenau zu. Aber besonders die russischen Generäle und die methodischen Theoretiker fanden diesen Plan zu kühn und wiesen auf die dreifache Linie von Befestigungen hin, welche man doch nicht im Rücken lassen könne. Es kam zu ziemlich spitzen Worten, man sprach von tollkühnen Abenteuern u. s. w.

„Ich bin wahrhaftig nicht der Mann zu solchen", entgegnete Schwarzenberg ruhig; „ich würde es vielleicht auch nicht wagen, diese Festungen unbeachtet zu lassen, wenn sie ausreichend besetzt wären, wozu es den Franzosen aber an Mannschaft fehlt." Ironisch beglückwünschte man den Fürsten, der glaubte, kühner sein zu dürfen als die größten Feldherren des vorigen Jahrhunderts, welche es stets für nöthig gehalten hatten, die Festungen zu nehmen. Aber Schwarzenberg war unverwundbar; er entgegnete: „Allerdings war es so; Prinz Eugen und Marlborough geboten jedoch kaum über 50.000 Mann, ich aber habe 300.000. Meine Operationsbasis dehnt sich vom Eismeer bis zum Hellespont — da wird doch Paris die Spitze desselben bilden dürfen!"

Die Herren waren jedoch nicht zu überzeugen, weil sie es nicht sein wollten. Die schließliche Entscheidung wurde in einem großen Kriegsrath gefaßt, dem Kaiser Franz präsidirte, und sie fiel im Sinne Schwarzenberg's und Radetzky's aus. Nach der Meinung Blücher's sollte man von den Niederlanden aus mit vereinigter Macht auf der kürzesten Linie vordringen. Dagegen betonten die österreichischen Feldherren, eine Theilung der Kräfte sei schon um der Verpflegung willen geboten, auch wäre das Vorgehen auf einer südlichen Linie von Vortheil, weil man Wellington die Hand reichen könne, der den Marschall Soult schon über die Pyrenäen gegen Bayonne zurückgetrieben hatte.

Die Unterhandlungen blieben resultatlos. Napoleon war entschlossen, nochmals an das Kriegsglück zu appelliren. Er hatte sich vom Senat eine Aushebung von 300.000 Mann bewilligen lassen, welche bestimmt waren, „sich um das Diadem zu schaaren, welches der Glanz von fünfzig Siegen ungetrübt durch ein vorübergehendes Gewölke immerdar umstrahlen wird." So gefällig erweist sich die Phrase auch dem furchtbarsten Ernst gegenüber und es ist wahrhaft traurig, daß sich nicht nur das damalige französische Volk, sondern die Masse überhaupt so gerne von derselben blenden läßt.

Am 20. und 21. December ging die große Armee Schwarzenberg's, welche den linken Flügel der ganzen Aufstellung bildete, bei Schaffhausen, Laufenburg und Basel über den Rhein. Die Schweizer nahmen diese Verletzung ihrer Neutralität gar nicht übel, ja die Bürger von Basel waren so artig, während des Durchmarsches der Oesterreicher, die Uhr am Stadtthore zum Stehen zu bringen, die einen bärtigen Mannskopf vorstellt, der beim Stundenschlag die Zunge herausstreckt und daher der „Baseler-Lecker“ genannt wird. Rasch ging es vorwärts, weil Schwarzenberg die Colonne Bubna's gegen Lyon vorschieben und Napoleon der Hilfsquellen des reichen südlichen Frankreich berauben wollte.

Am 31. December setzte ein Theil der russischen Armee bei Breisach und Fort Louis über den Strom, am Neujahrstag 1814 führte Blücher bei grimmiger Kälte die schlesische Armee bei Mannheim, Kaub und Coblenz über den Rhein.

Charakteristisch ist der Grund, warum Kaiser Alexander mit den russischen Garden bis zum 13. Jänner 1814 zögerte. Ein Jahr früher hatte er an dem gleichen Tage, dem russischen Neujahr, den Niemen überschritten und es reizte nur seine Sentimentalität, eine Parallele mit dem Rheinübergang herzustellen. Er fand dies „gar so poetisch“, daß alle militärischen Bedenken schweigen mußten. Man kann es dem Fürsten Schwarzenberg eben nicht verübeln, daß er sich über dieses „Marionetten-Spielen in so wichtigen, das Schicksal Europas entscheidenden Epochen“ sehr despectirlich ausdrückt.

Uebrigens scheint dieser Theil des Feldzugs überhaupt Schwarzenberg's Gelassenheit auf die schwersten Proben gesetzt zu haben. „Ach! Wie beneidenswerth ist Wellington“, klagt er; „er sagt kaum, was er gethan hat, und auch seinem Souverain nicht, was er zu thun Willens ist.“ Seine Briefe sind der Klagen über die Reibungen mit den russischen Generälen und über die Eigenwilligkeit des Kaisers Alexander voll. Er sehnt den Frieden herbei, denn „lange hält die künstliche Maschine des großen Bundes nicht mehr zusammen!“

Aber neben den Bedenklichkeiten und Verzögerungen der Russen machte auch das Ungestüm der preußischen Feldherren Schwarzenberg viele Sorge. „Blücher und Gneisenau treiben mit einer so wahrhaft kindischen Wuth nach Paris, daß sie alle Regeln des Krieges mit Füßen treten, ohne sich um ihren Rücken und ihre Flanken zu kümmern“, zürnt Schwarzenberg.

Nach sehr beschwerlichen Wintermärschen durch die Vogesen und Ardennen standen die verbündeten Armeen Ende Jänner vor der großen französischen Ebene. Am 24. Jänner 1814 kam es bei der Hauptarmee zum ersten Zusammenstoß. Feldzeugmeister Graf Gyulai und der Kronprinz von Württemberg warfen den Marschall Mortier bei Bar sur Aube über den Haufen und drängten ihn gegen Troyes zurück. Nun rächte sich aber das blinde Vorwärtsstürmen des äußersten rechten Flügels der verbündeten Heeresmasse.

Blücher stand am 28. schon bei Brienne an der Aube, während die übrigen Corps der schlesischen Armee noch hinter der Marne standen.

Am 25. Jänner Paris verlassend, rückte Napoleon in Eilmärschen von Chalons längs der Marne aufwärts und drängte sich dadurch zwischen Blücher und die Corps von York und Kleist. Schon am 29. griff er Brienne an, bevor Blücher die ihn bedrohende Gefahr erkannt hatte. Mit genauer Noth entkam Blücher der Gefangenschaft, in welche ein Theil seines Hauptquartiers fiel. Zum Glück ver-

folgte Napoleon seinen ersten Erfolg nicht, sondern schlug sich ziemlich nutzlos einen ganzen Tag um den Besitz von Brienne mit den Russen herum. Dadurch gewann Schwarzenberg Zeit, Gyulai und den Kronprinzen von Württemberg an die Aube zurückzuziehen, die Corps von Wrede und Wittgenstein aber an die Marne zu schieben.

Dadurch wurde es Blücher möglich, am 1. Februar die Schlacht bei Brienne oder La Rothières zu schlagen, deren Oberbefehl ihm Schwarzenberg in edler Neidlosigkeit überlassen hatte. Es war ein harter Kampf, aber Napoleon mußte das Feld räumen, zum erstenmale auch auf französischem Boden geschlagen. Er ließ 1000 Gefangene, 73 Geschütze und mehrere hundert Munitionskarren in den Händen der Sieger und zog sich gegen Troyes und von da gegen Nogent sur Seine zurück.

Nochmals kamen die schon in Frankfurt angesponnenen Unterhandlungen in Gang, indem die Bevollmächtigten der Verbündeten in Chatillon sur Seine im Februar mit dem Minister Caulaincourt zusammentrafen. Aber schon die von den Verbündeten vorgeschlagene Basis, daß Frankreich auf die Grenzen von 1793 beschränkt werden und keinen Einfluß auf die andere Gestaltung der Dinge haben sollte, ließ kaum einen gedeihlichen Erfolg dieser Arbeiten erwarten. Napoleon hätte nicht nur seine Eroberungen, sondern auch jene der Republik aufgeben und sich selbst in Frankreich unmöglich machen müssen. Das konnte man umsoweniger von ihm erwarten, als seine militärische Begabung sich nochmals in ihrer vollen Höhe zeigte und — wenn auch zum letztenmale — das Kriegsglück ihm lächelte.

Nach der Schlacht bei Brienne trennte sich Blücher wieder von der Hauptarmee, um den an der Marne stehenden Corps der schlesischen die Hand zu reichen. Aber sofort trieb Blücher wieder ungestüm vorwärts, während die Hauptarmee mittelst einer Reihe bedeutender Gefechte bei Cleray, Troyes, Sens sur Yonne sich den Weg an die Seine bahnte, welche am 12. Februar nach blutigem Kampfe bei Nogent erreicht wurde.

Napoleon kümmerte sich um Schwarzenberg gar nicht, sondern stürzte sich auf den rechten Flügel der Verbündeten. Er verwandelte den Nachtheil seiner Situation in einen Vorzug, indem er aus seiner engen Stellung durch blitzschnelle Vorstöße die Gegner überrumpelte. Die Kühnheit und Richtigkeit seiner Berechnungen, die Tapferkeit und Marschleistung seiner Truppen waren gleich bewunderungswürdig. „Seine damaligen Manöver“, sagt ein militärischer Kritiker, „bleiben denkwürdig für alle Zeiten und verdienen das tiefste Studium. Er war wieder der General von 1796“.

Eine Rastlosigkeit schien seine Kraft zu verzehnfachen und seine Angriffe folgten so rasch, daß die Gegner nicht zu Athem kamen. Am 10. Februar kam zuerst ein russisches Corps bei Champaubert an die Reihe, das er vollkommen aufrieb; schon den nächsten Tag schlug er York und Sacken bei Montmirail und folgte ihnen bis Chateau Thierry, um die derbe Lection zu wiederholen; am 14. überfiel er Blücher selbst bei Vauxchamps und nur mit sehr großen Verlusten konnte sich der tapfere alte Haudegen gegen Chalons durchschlagen.

Nun wurde Schwarzenberg's Armee, die unter fortwährenden Kämpfen bis Fontainebleau vorgedrungen war, aufgehalten, weil sie die durch Blücher's ungestümes Vordrängen verursachten Unfälle pariren mußte. Bevor jedoch Schwarzenberg sich concentriren konnte, wendete sich Napoleon gegen ihn, schlug am 16. Februar Winzingerode bei Guignes, Wittgenstein am 17. bei Nangis und Mormant,

am gleichen Tage Wrede bei Valjouan, und am 18. erzwang er in blutigem Kampfe gegen Bianchi und den württembergischen Kronprinzen den Seine-Uebergang bei Montereau, um Schwarzenberg selbst angreifen zu können, der jedoch vorsichtig gegen Troyes zurückwich, um die schlesische Armee an sich ziehen zu können.

Als Napoleon am 22. Februar Blücher bei Mery über die Seine zurückwarf, räumte Schwarzenberg auch Troyes, um bis an die Aube zu weichen. Er wurde dazu durch die Schwierigkeit der Verpflegung gezwungen und weil er Bianchi mit 30.000 Mann gegen Süden schicken mußte, um eine bei Lyon gesammelte Armee Augereau's, die sich gegen den Rücken der Verbündeten bewegte, aufzuhalten.

Schwarzenberg greift in dieser mißlichen Lage wieder zu seiner im Vorjahre bewährten Methode. Kaum erfuhr er, daß sich Napoleon gegen Blücher gewendet habe, als er die zwei zu seiner Beobachtung zurückgelassenen Corps unter Macdonald und Oudinot angreifen ließ. Er selbst schlug den letzteren empfindlich am 26. und 27. bei Bar sur Aube, Gyulai und Württemberg warfen am 28. Macdonald bei La Ferté. Diese Erfolge ausnützend, drängte man beide über die Seine zurück und am 4. März zog Schwarzenberg wieder in Troyes ein.

Auch Blücher war vorsichtiger geworden und hielt seine Kräfte zusammen. Er hatte die Marschälle Mortier und Marmont über die Marne gedrängt und bezog bei der Annäherung Napoleon's eine feste Stellung bei Laon. Hier griff ihn der Kaiser am 9. März an und die erbitterte Schlacht währte bis zum folgenden Tage. Blücher wich nicht, aber seine Verluste waren so furchtbar, daß der tapfere Vorwärtsstürmer auf jede Verfolgung verzichtete, als sich Napoleon gegen Soissons zurückzog.

Napoleon's Ansprüche waren nach seinen Erfolgen wieder so hoch geschnellt, daß der Congreß zu Chatillon resultatlos verlief, und als er Mitte März wieder einlenken wollte, war es zu spät. Unter den Verbündeten fand aber jetzt der Gedanke, durch seine Entfernung vom französischen Thron und die Rückberufung der Bourbons den Frieden zu sichern, immer mehr Anklang.

Von Soissons wendete sich Napoleon gegen Rheims, aus dem er den russischen General St. Priest vertrieb, um sich in Eilmärschen gegen die Hauptarmee an der Aube zu wenden. Schon am 19. erzwang Sebastiani bei Plancy den von den Russen vertheidigten Uebergang über die Aube, wogegen Napoleon's Absicht, sich durch Ueberschreitung der Seine bei Mery zwischen Schwarzenberg's Corps einzuschieben, an dem tapferen Widerstand der österreichischen Grenadiere scheiterte. Nun faßte er den Entschluß, sich auf Schwarzenberg's rechten Flügel zu werfen, aber der Feldherr der Verbündeten war zu vorsichtig; er räumte das rechte Ufer der Aube und rief das dritte, vierte und sechste Armeecorps rasch heran.

Mit 40.000 Mann folgte ihm Napoleon, und nun ging Schwarzenberg am 20. März zum Angriff vor. Er konnte anfänglich nur über die 30.000 Mann Wrede's verfügen, welche am ersten Tage der Schlacht bei Arcis sur Aube harten Stand hatten. Aber sie erfüllten ihre Aufgabe, den Gegner bis zum Eintreffen des Kronprinzen von Württemberg festzuhalten. Am anderen Tage traf dieser ein und zur gleichen Zeit erneuerte Napoleon seinen Angriff. Schwarzenberg zieht das Corps Wrede's langsam zurück, siegesgewiß drängen die Franzosen nach; als sie aber den Kamm der Anhöhen am linken Ufer der Aube erklommen haben, sehen sie *vor sich eine* Armee von 100.000 Mann.

Sofort entschließt sich Napoleon zum Rückzug. Aber man läßt ihn so leichten Kaufes nicht ziehen. Das concentrirte Feuer von 80 Kanonen überschüttet seine Colonne mit einem Hagel von Geschossen, die leichte Reiterei attaquirt seine Infanterie und endlich wird Arcis erstürmt. Napoleon hatte eine neue Niederlage erlitten, die ihm 6000 Mann kostete.

Nun faßte der Kaiser jenen bekannten, mit Unrecht auch bewunderten Entschluß, sich in den Rücken der Verbündeten und auf deren Verbindungslinien zu werfen. Aber Fürst Schwarzenberg ließ sich nicht schrecken; er wußte, daß ein Vormarsch Napoleon's an den Rhein, ein Einbruch in Deutschland eine bedeutungslose Farce sei, während der Verlust von Paris für ihn der Todesstoß war. Napoleon selbst sagte später darüber: „Ein gewöhnlicher Feldherr würde sich auf den Rückzug verlegt haben, um seine Verbindungen zu sichern; ein guter konnte nur jenen Entschluß fassen, den Fürst Schwarzenberg faßte. Ich hielt ihn dessen fähig, weil ich ihn kenne; allein ich rechnete darauf, er werde erst die Zustimmung der Monarchen einzuholen haben, und darüber für ihn der günstigste Zeitpunkt vorübergehen."

Napoleon speculirte also auf die Vielköpfigkeit im Kriegsrath der Verbündeten — aber gerade diesesmal unterwarf man sich rasch dem Entschlusse Schwarzenberg's. Dieser erkannte schon am Tag nach der Schlacht bei Arcis die Absicht Napoleon's, und nach kurzem Schwanken gelang es ihm, die Zustimmung des Kaisers Alexander zum Vormarsch auf Paris zu erlangen. Blücher wurde verständigt und am 25. richteten sich alle Heersäulen der Verbündeten dahin, mit Ausnahme Winzigerode's, der mit 10.000 Mann zur Beobachtung Napoleon's zurückgelassen wurde.

Rasch ging nun die Tragödie dieses Krieges zu Ende, denn die Marschälle Napoleon's hatten mit ihrer Kriegslust auch ihre Kriegskunst eingebüßt. Augereau war bei St. Georges an der Saone von Bianchi geschlagen und zum Rückzug nach Lyon gezwungen worden. Am 21. März mußte er es sogar räumen und die zweitgrößte Stadt Frankreichs fiel in die Hände der Oesterreicher.

Am 25. März aber erlitten die Marschälle Marmont und Mortier bei Fère-Champenoise eine vernichtende Niederlage, die ihnen 15.000 Mann und 80 Kanonen kostete.

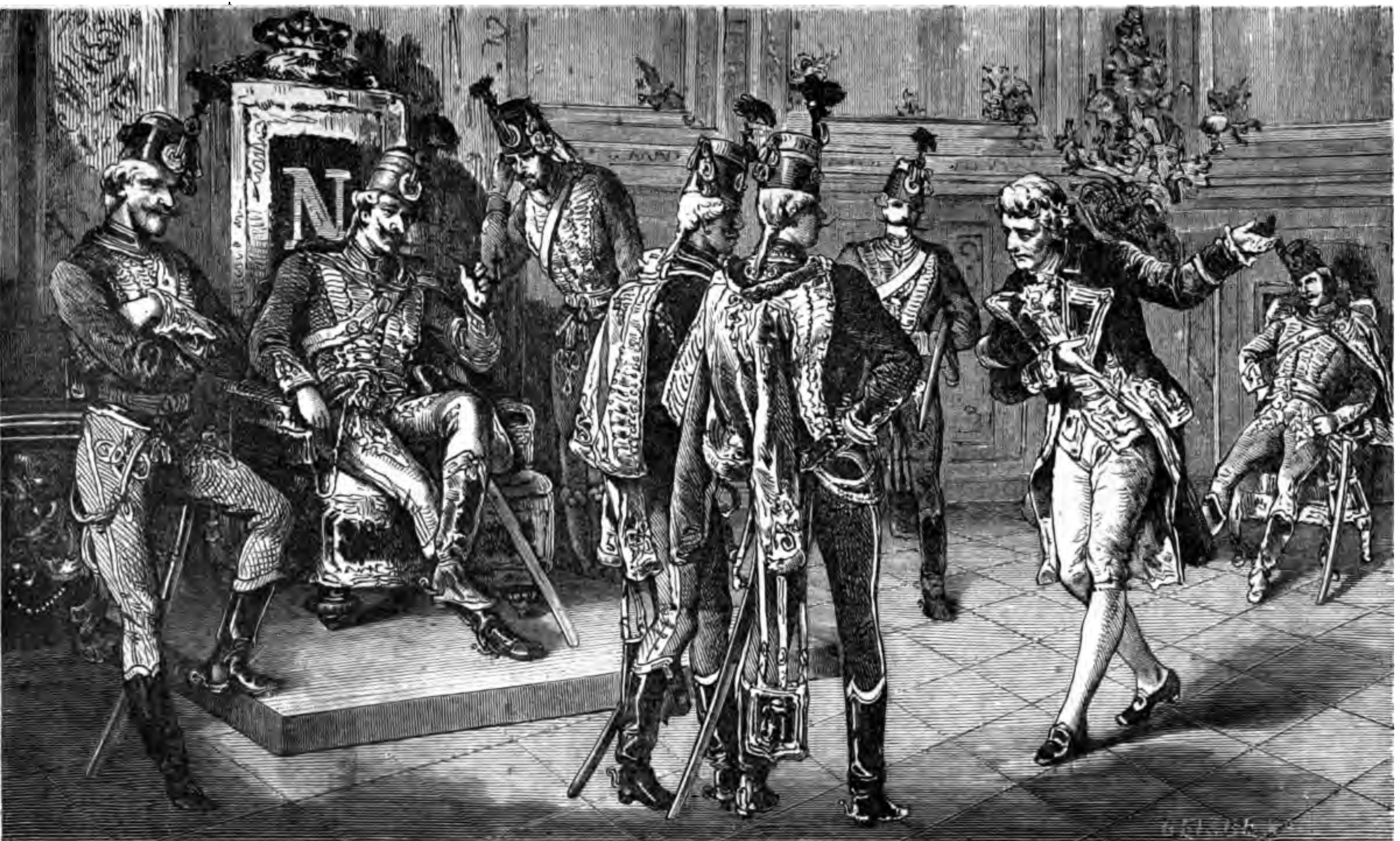
Am 28. März vollzog sich die Vereinigung Schwarzenberg's mit Blücher, und nun ging es geschlossen auf die Hauptstadt los, in deren Angesicht man am Abend des 29. stand. Der Kampf des folgendes Tages war mehr eine Ehrenpflicht, obwohl von beiden Seiten mit großer Tapferkeit gefochten wurde und die Erstürmung des Montmartre viel Blut kostete. Auf einen Erfolg konnten die Marschälle ja selbst nicht mehr hoffen, und in der That knüpfte Marmont Nachmittags Unterhandlungen an, welche zu einem Waffenstillstand und zur Capitulation von Paris führten.

Als Napoleon den Mißerfolg seines Manövers und den Vormarsch der Verbündeten gegen Paris erfuhr, raffte er 50.000 Mann zusammen und eilte nach. Er kam zu spät; in Fromenteau erhielt er die Kunde vom Falle der Hauptstadt, in welche am 31. März die Monarchen von Rußland und Preußen mit der verbündeten Armee einzogen. Am 7. April vollzog er nach einigem Sträuben die von den Verbündeten verlangte unbedingte Abdankung, und der vier Tage später geschlossene Vertrag von Fontainebleau wies ihm die Insel Elba als souveränes Fürstenthum zu.



Die Feldherren aus den Befreiungskriegen. (Seite 1249.)

Sayn-Wittgenstein. Schwarzenberg. Prinz von Preußen.
Wellington. Bülow. Blücher.
Gneisenau. Kleist.



Ein Hußar auf dem französischen Kaiserthron. (Seite 1262.)

Bei dieser Gelegenheit verdient eine Scene Erwähnung, welche die Ehrenhaftigkeit und das honnette Benehmen der kaiserlich österreichischen Truppen auf das klarste nachweist.

Unter den die Alliirten nach Paris begleitenden Truppen war es ein Regiment kaiserlich österreichischer Hußaren unter Commando ihres berühmten Obersten Josef Freiherr von Simonyi, das beim Strahl der aufgehenden Sonne einen glänzenden Palast vor sich erblickte. Es schien ein Schloß aus der Zauberwelt zu sein, mit vergoldeten hohen Dächern, einer prächtigen Façade, mit Säulenhallen und Fenstern mit Glasmalerei — das kaiserlich französische Schloß zu Fontainebleau, der Lieblingsaufenthalt dreier prachtliebender Monarchen.

Oberst Simonyi ritt im Galopp in den Hof dieses Palastes, in dessen Räumen noch Tags zuvor Napoleon gewesen war; seine Hußaren schlugen im kaiserlichen Wildgarten ihr Lager auf, während der Oberst mit seinen Stabsofficieren die Treppe des Schlosses hinaufstieg.

Man fand keinen Widerspruch, denn der Gouverneur des Schlosses, ein an Napoleon's Hof vollkommen ausgebildeter Höfling, gab einsichtsvoll dem Drange der Umstände nach und öffnete ohne langes Besinnen den ungarischen Kriegern die Säle. Es lag dort Alles zerstreut umher, wie es gewöhnlich nach einer eiligen Flucht zu sein pflegt; noch war nicht einmal das Bett in Ordnung, in welchem der gefangene Papst Pius VII. geschlafen, den die Franzosen vor vier Stunden mit sich fortgenommen hatten.

Der Gouverneur führte die Officiere durch alle die glänzenden Säle, wobei er ihnen mit gewisser Verachtung zu erkennen gab, daß sie der Ehre unwürdig seien, die Gemächer des Kaisers zu betreten.

So gelangten sie endlich in den Empfangssaal Napoleon's, wo der glänzende Thron stand, mit dem purpurnen Himmeldach, mit Gold und Silber gestickt und mit goldenen Engelchen verziert, die sich unter der Last der Perlenfransen beugten. Der Gouverneur schien zu erwarten, daß die „barbarischen" Ungarn sich jetzt vor dem Throne des allmächtigsten Franzosen niederwerfen und den Schemel küssen würden, doch der tapfere Oberst Simonyi las dieses Begehren sofort von dem Gesichte des Gouverneurs herab. Aber wenn auch sein Innerstes durch solchen Hochmuth empört war, blieb er äußerlich ganz gelassen, dachte erst ein wenig nach und dann — bestieg er die Stufen des Thrones, setzte sich auf den goldgestickten Polster, nahm seine kurze Tabakspfeife aus der Tasche, stopfte sie, zündete sie an und rauchte sie gemüthlich zu Ende. (Bild S. 1261.)

Die Wangen des Gouverneurs erblaßten beim Anblick dieser schaudervollen That. Da winkte ihm der Oberst, näher zu kommen.

„Liebt Ihr Eure Kaiserin Maria Louise?" fragte er mit vor Rührung bebender Stimme.

„Ja", war die Antwort.

„Und den Kaiser?"

„Wir wünschen den Frieden", erwiderte ausweichend der Franzose.

„Hm, Ihr liebt den Kaiser Napoleon also nicht, denn er allein ist ein Feind des Friedens."

„Herr, der Franzose spricht wie er muß und denkt wie er will."

„Gut ist's", meinte Simonyi trocken, schlug die Asche seiner ausge-

rauchten Pfeife an dem Thronstuhle aus, stieg herab und ersuchte den Gouverneur, ihm auch die Gemächer der Kaiserin zu zeigen.

Dem Franzosen war dies ganz recht; er meinte, daß jetzt die Hußaren, die gewiß nur zum Plündern gekommen wären, sich durch ihre Handlungen bald selbst brandmarken würden. Mit schlechtverhehlter Freude führte er sie dahin.

Als die Hußaren in die Gemächer der Kaiserin Maria Louise, der Tochter ihres Kaisers Franz I., traten, nahmen sie Alle zugleich ihre Czakos ab. Lautlos betrachteten sie die Einrichtungsstücke; besonderes Augenmerk widmeten sie dem Himmelbett der Kaiserin, auf welchem ein prächtiges Seidengewebe lag, das Maria Louise mit eigener Hand gestickt hatte.

Jetzt brach Simonyi das Stillschweigen und lobte laut Stoff und Arbeit. Nun glaubte der Gouverneur, es sei die Zeit gekommen. Mit vielsagendem Lächeln legte er das gestickte Gewebe zusammen und reichte es in verbindlicher Manier dem Obersten. Mit stolzer Entrüstung jedoch wies dieser die Gabe zurück.

„Wir sind nicht gekommen, um zu plündern", sagte er mit Hoheit im Ausdruck. „Die Kaiserin von Frankreich ist die Tochter unseres geliebten Monarchen Franz des Ersten, und ihrer Hände Arbeit wird kein Unterthan entweihen wollen. Bewahrt für Euren Kaiser die Schätze seines Palastes, und wenn nach uns ein Anderer herkommt, so sagt ihm: es sind Ungarn hier gewesen und haben nichts weggenommen; es hat ein ungarischer Hußar auf dem Throne Eures Kaisers seine Pfeife ausgeschlagen, aber im Gemache Eurer Kaiserin, seiner Erzherzogin, sei er barhaupt und ehrfurchtsvoll gestanden."

Darauf gingen Simonyi und seine Hußaren an den Schätzen und Seltenheiten von Fontainebleau kaltblütig vorüber, und als sie sich entfernt hatten, fehlte von allen Kostbarkeiten nicht eine Spange.

Wir haben nun nur mehr die kriegerischen Ereignisse in Italien nachzuholen. König Joachim Murat kam zu keinem Entschluß; er scheute vor dem Abfall von Napoleon zurück und bangte doch um die von demselben erhaltene Krone.

Indessen kam seine zweideutige Haltung doch den Oesterreichern zugute, da der Vicekönig, einen Abfall Murat's voraussehend, seine Stellung an der Etsch aufgab und sich am Mincio auf Peschiera und Mantua stützte.

Am 14. Februar 1814 zogen die Oesterreicher in Verona ein, das aber Bellegarde sogleich verließ, um den Gegner anzugreifen. Die Schlacht am Mincio (8. Februar) ist interessant, weil keines der beiden Heere zum Aufmarsch kam, da sie schon während desselben aneinander geriethen. Man kämpfte den ganzen Tag ohne eigentlichen Erfolg, beide Theile räumten die Mincio-Linie, an deren beiden Ufern man stritt, und so hielt sich auch jeder der Kämpfer für den Sieger.

Nach der Schlacht bei Brienne schien König Joachim Murat entschlossen, sich mit den Oesterreichern zu verbinden, wurde dann wieder schwankend und machte erst Ende März Ernst, als die Niederlage Napoleon's unabwendbar erschien. Nach der Abdankung desselben schloß auch der Vicekönig einen Waffenstillstand mit Bellegarde, welcher die Uebergabe von Osopo, Palmanuova, Venedig und Legnago an die Oesterreicher zur Folge hatte. Unruhen in Mailand bestimmten den Vicekönig, auch die Verwaltung des sogenannten Königreichs Italien an Bellegarde zu übergeben, der am 28. April in Mailand eintraf, während die französischen Truppen über die Alpen zurückgingen.

81*

Nun ruhten endlich die Waffen. Die Feldherren hatte das ihrige gethan, die Staatsmänner sollten aus den Trümmern, welche der Zusammensturz der gewaltsamen Staatenschöpfungen Napoleon's zurückließ, einen neuen Bau aufführen. Es war dies ein sehr schwieriges Werk, zu dem sich fast alle Monarchen Europas, die berühmtesten Diplomaten und auch die Feldherren am Congreß zu Wien zusammenfanden.

Wir haben nicht die Aufgabe, das Intriguenspiel, die Vergnügungen dieser glänzenden Versammlungen zu schildern, so verlockend dies auch wäre*). Wiederholt schien es, als ob sich die Verbündeten von gestern in Feinde von heute verwandeln würden, und vielleicht wäre es auch so weit gekommen, wenn nicht die am 1. März 1815 erfolgte Rückkehr Napoleon's die schadhaft gewordene Einigkeit wieder hergestellt hätte.

Rasch einigte man sich nun über die Hauptaufgabe des Congresses, und eine feierliche Erklärung der Congreßmächte bezeichnete den Kaiser Napoleon als „Feind und Störer der Weltruhe, der sich selbst den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben habe."

Während das Königthum der Bourbons wieder jämmerlich zusammenbrach, erhielten die theils noch auf dem Rückmarsch begriffenen Armeen Contreordre. Man trat diesmal mit imposanter Macht auf. Sieben Armeen von zusammen einer Million Soldaten wurden zusammengezogen. Jene des Herzogs Arthur von Wellington in Belgien sollte 100.000, die Blücher's am Niederrhein 165.000 Mann zählen. Gegen den Mittelrhein führte Barclay de Tolly 170.000, gegen den Oberrhein Fürst Schwarzenberg 250.000 Mann. Kleinere österreichische Abtheilungen unter General Bachmann (25.000 Mann) wurden in der Schweiz, unter General Frimont (60.000 Mann) in Oberitalien und unter General Bianchi (40.000 Mann) in Mittelitalien zusammengezogen. Keine dieser Armeen erreichte indessen den präliminirten Stand, ja einzelne kamen gar nicht ganz zur Aufstellung. Die Entscheidung fiel in den Niederlanden, wo Napoleon zwar bei Ligny siegte, aber am 18. Juni in der furchtbaren Schlacht bei Waterloo von Wellington und Blücher bis zur Vernichtung geschlagen wurde.

Die Armee des Fürsten Schwarzenberg überschritt nun erst den Rhein und erfocht auf beiden Flügeln in den Treffen bei Chavannes, Besancourt, Surbourg und Sulz einige Siege, in Folge deren sich General Rapp auf Straßburg zurückzog. Der Vertrag von St. Cloud machte den Feindseligkeiten ein Ende, nachdem auch das vom Erzherzog Johann belagerte Hüningen am 28. August capitulirt hatte.

Ernstere Arbeit fanden die Oesterreicher in Italien. Joachim Murat, in welchem die gerade Soldatennatur stets mit der Eitelkeit im Streite war, ließ sich durch die anfänglichen Erfolge Napoleon's verleiten, die im Vorjahre mit den Verbündeten geschlossenen Verträge zu brechen und wieder an die Seite seines Schwagers zu treten. Mit einer Armee von 80.000 Mann ging er gegen Oberitalien vor und erzwang sich am 4. April den Uebergang über den Panaro. Aber schon sein Angriff auf den Brückenkopf von Occhiobello scheiterte an der Tapferkeit der Oesterreicher. Als nun der tüchtige und tapfere Bianchi die Offensive ergriff, spielte die neapolitanische

*) Eingehendes darüber in dem Werke: „Oesterreich-Ungarn im neunzehnten Jahrhundert", geschildert von Moriz Bermann, Verlag von Gilbert Anger.

Armee eine gar klägliche Rolle, obwohl sie doppelt so stark war als die österreichische. In der Zeit von 10 Tagen drückte Bianchi seinen Gegner bis Macerata zurück, und in der Schlacht bei Tolentino (2. und 3. Mai 1815) wurde die Armee Murat's vollkommen zersprengt. Am 16. Mai schlug General Nugent bei Mignano die neapolitanische Reserve, am 23. zog Bianchi in Neapel ein, während Murat nach Frankreich floh. Zu seinem Verderben machte er nochmals einen Versuch, zurückzukehren. Von einem Sturm wurde sein Schiff in die Bucht von St. Euphemia getrieben, er landete, wurde aber sofort verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 15. October erschossen.

Am selben Tage bekam Napoleon, der am 22. Juni neuerdings auf den Thron Frankreichs verzichtet hatte, die starre Felseninsel St. Helena im Atlantischen Weltmeer zu Gesicht, welche ihm von den verbündeten Mächten zum Aufenthalt angewiesen war. Dort brachte er in qualvollen Erinnerungen den Rest seiner Tage zu, vielleicht das größte Beispiel wunderbarer Erfolge und jähen Sturzes, welches uns die Weltgeschichte aufbewahrt hat.

Oesterreich erhielt mit Ausnahme der Niederlande und der Besitzungen in Breisgau alle Länder wieder, welche es beim Beginne der französischen Feldzüge besessen hatte. Salzburg, das venetianische Gebiet und Dalmatien ersetzten jene Abtretungen. Als geschlossener compacter Staatskörper trat es mit verjüngter Kraft aus einer Kriegsgefahr hervor, welche furchtbare Opfer auferlegt, aber auch die unverwüstliche Kraft der Monarchie bewiesen hatte.

Das österreichische Heerwesen und seine Reformen während der französischen Kriege.

Die kaiserliche Armee war aus dem zweijährigen Krieg mit der Türkei nicht ohne merkliche Einbuße hervorgegangen. War auch das zweite Kriegsjahr glücklich gewesen, so verwischten sich doch die schlimmen Eindrücke des verhängnißvollen Jahres 1788 nicht so rasch. Jenes felsenfeste Vertrauen zu den Heerführern, das sich im siebenjährigen Kriege herausgebildet hatte, war merklich erschüttert worden, und außer Loudon, dessen Alter ihn aber von einer neuerlichen Verwendung im Felde ausschloß, genoß nur noch Clerfayt (Bild S. 1125) ein bedeutendes Ansehen in der Armee, das er allerdings auch rechtfertigte. Die andern älteren Generäle steckten zu tief in der methodischen Kriegführung, wie sie sich im 18. Jahrhundert herausgebildet hatte, um vor der Taktik der jungen französischen Generäle bestehen zu können, die nur scheinbar regellos war, aber Kräfte in den Heeresmassen entfesselte, von welchen man früher keine Ahnung hatte. Erst als während des Krieges sich eine jüngere Schule von Heerführern herausbildete, konnte man den Franzosen mit Hoffnung auf Erfolg gegenübertreten, es gilt dies ebenso von der österreichischen wie von der preußischen und russischen Armee.

Auf Josias von Sachsen-Coburg, Beaulieu, Alvinczy, Melas u. s. w. kamen in Oesterreich: Erzherzog Karl, Hiller, Klenau, Schwarzenberg, Radetzky, Bianchi; Ferdinand von Braunschweig, Möllendorf fanden in Scharnhorst, Gneisenau, Kleist ihre Nachfolger; auf Suwarow und Kutusow kamen Barclay, Bennigsen u. s. w. Jede Zeit prägt ihre hervorragenden Geister in bestimmte Formen, und wer sich diesem allgewaltigen Einfluß

widersetzt oder nicht fähig ist, sich den wechselnden Formen der Entwicklung anzupassen, verliert die Möglichkeit, ersprießlich zu wirken. Auch der Feldherr soll die Vergangenheit kennen und aus ihr lernen, von der Gegenwart aber, in der er lebt und wirkt, muß er voll und ganz durchdrungen sein und ihren Geist in sich aufnehmen.

Auch der Zahl nach trat die kaiserliche Armee nicht mit jenem Stand in die Revolutionskriege ein, wie er 1788 bestanden hatte. Nach dem aufgestellten Normale hätte sie 225.000 Mann Infanterie und 45.000 Reiter zählen sollen. Aber dies war thatsächlich nicht der Fall, da die nicht unbedeutenden Abgänge des Türkenkrieges aus finanziellen Rücksichten nur theilweise ersetzt wurden.

Durch die vom Kaiser Josef II. eingeführte Conscription war die Werbung nicht völlig beseitigt worden. Die Ergänzung der Armee geschah also beim Beginn der französischen Kriege auf verschiedene Weise. Neben der Werbung gegen Handgeld bestand die zwangweise Aushebung zum Militärdienst, und zwar auf Lebenszeit. Von der letzteren waren aber nicht blos die bevorzugten Stände ausgenommen, sondern auch ganze Provinzen, wie die Niederlande, Tirol und namentlich Ungarn. Nachdem der Versuch Josef's II., die Conscription allgemein einzuführen, aufgegeben werden mußte, bestand in Tirol nur eine Art allgemeiner Volksbewaffnung; in Ungarn unterlag die Stellung der „Insurrection“ der Bewilligung der Stände.

Sehr zahlreich waren die in den ersten Revolutionskriegen entstehenden Freicorps (Bild S. 1141). Wir erwähnen nur das galizische Freicorps des Grafen O'Donnell, das 12 Compagnien zählte, und die vom Erzherzog Karl 1800 in das Leben gerufene böhmisch-mährisch-schlesische Legion, welche aus einem Jägercorps und 22 Bataillonen bestand. Die Freicorps wurden nach dem Luneviller Frieden theils aufgelöst, theils verwandelte man sie in leichte Infanteriebataillone, aus welchen die Jägertruppe hervorging. Die in den vom Erzherzog Karl mitgetheilten Ordres de bataille von 1800 vorkommenden Jäger waren durchaus Freicorps.

Eine ergiebige Quelle von militärisch geschulten Leuten war endlich die Militärgrenze, wo jeder männliche Landbewohner, zugleich Ackerbauer und Soldat, zum Kriegsdienst verpflichtet war. In den ersten Kriegen wurden die Grenzregimenter wenig benützt; die Abtretungen des Jahres 1809 störten theilweise auch deren Organisation. Im Befreiungskriege leisteten sie dagegen sehr Verdienstliches, wie z. B. die märchenhafte Eroberung von Istrien durch Hauptmann Lazarić (S. 1251) nur durch Grenzsoldaten geschah.

Dieses System der Heeresergänzung wurde bis nach dem Frieden von Luneville beibehalten. Erst als Erzherzog Karl zum erstenmale an die Spitze des Hofkriegsrathes trat, wurde — wenn auch vorerst noch vorsichtig — Hand an dasselbe gelegt.

Eine der wichtigsten Reformen, welche der Erzherzog nicht ohne schweren Kampf durchsetzte, war die mit kaiserlichem Patent vom 7. Mai 1802 verfügte Aufhebung der lebenslänglichen Militärdienstpflicht und die Einführung einer gesetzlich fixirten Dienstzeit für alle aus den conscribirten Provinzen ausgehobenen Soldaten. Alle Bewunderer des Alten, Gewohnten machten Front gegen diese kühne Neuerung, von welcher sie den Verfall der Wehrkraft, die Lockerung der Disciplin und alle anderen möglichen und unmöglichen Uebelstände voraussagten — ganz wie es später bei den wiederholten Einschränkungen der Dienstzeit geschah. Doch der um-

fassende Blick des Erzherzogs erkannte die Aufhebung der lebenslänglichen Dienstzeit für die nothwendige Voraussetzung, wenn eine geordnete Conscription, ein systemisirter Stand geschaffen und die Umwandlung in ein wirkliches Volksheer angebahnt werden sollte.

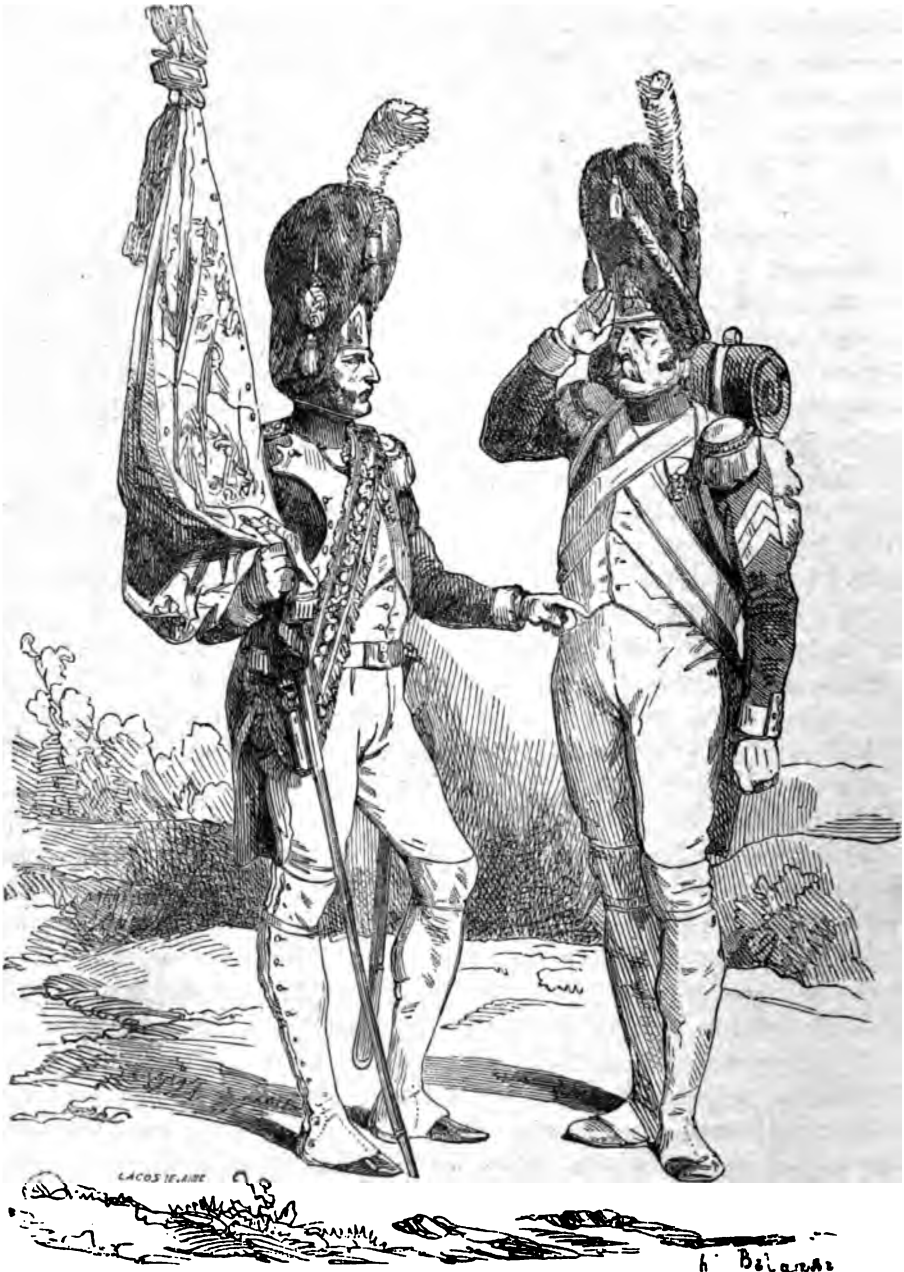
Bei der Infanterie, den Pontonniers und dem Fuhrwesen wurde die Dienstzeit auf zehn, bei der Cavallerie auf zwölf, bei der Artillerie und den verschiedenen Branchen der technischen Waffe auf vierzehn Jahre festgesetzt. Nach Ablauf dieser Dienstzeit stand jedem Soldaten der Austritt aus dem Heere frei, jedoch wurden jene, welche sich geschäftslos und vacirend betreten ließen, wieder zwangsweise eingereiht. Wer für mindestens sechs Jahre eine neue Capitulation einging, erhielt ein erhöhtes Handgeld, die Bewilligung zum Heiraten (jedoch war für jede Compagnie und Escadron nur eine bestimmte Anzahl verheirateter Soldaten gestattet) und für den Fall seines endlichen Austrittes aus der Armee Begünstigungen bei Antritt eines Gewerbes oder Verleihung geringerer Staatsbedienstungen. Besonders wohlthätig wirkten jene Verfügungen, welche die Aushebung regelten und die oft mißbrauchte Macht der Herrschaften, welche oft nur nach der Laune des Pflegers oder eines sonstigen kleinen Tyrannen ausgeübt wurde.

Der heiklen Frage, ob nicht alle Ausnahmen von der Conscriptionspflicht aufzuheben wären, ging man vorderhand aus dem Wege, wie denn überhaupt Erzherzog Karl sich bei seinen Reformen eine gewisse Beschränkung auferlegte, zu welcher er durch den geheimen Widerstand seiner Gegner, noch mehr aber durch die Unsicherheit der politischen Lage bestimmt wurde. Einschneidende Reorganisationen der Wehrkraft können gefahrlos nur unternommen werden, wenn mindestens für eine bestimmte Frist der Friede gesichert ist; nichts ist mißlicher, als wenn ein so complicirter Organismus, wie die Armee es ist, gebraucht werden soll, während er in einer Umgestaltung begriffen ist. Indessen ruhte deshalb die Arbeit nicht, sondern der Erzherzog ließ alle Daten sammeln und Vorarbeiten machen, um die Heeresergänzung auf eine ganz neue Basis zu stellen.

Der Augenblick, um davon Gebrauch zu machen, kam erst, als nach dem unglücklichen Feldzug von 1805 Erzherzog Karl neuerdings mit nahezu unumschränkter Macht an die Spitze der Armee trat. In den folgenden drei Jahren wurde unter der unmittelbaren Einflußnahme des Erzherzogs eine ebenso energische als fruchtbringende Thätigkeit entfaltet und jene Einrichtung für die Heeresergänzung geschaffen, welche im Wesentlichen bis zum Jahre 1848 bestand. Erzherzog Karl löste das Problem, einen systemisirten Friedensstand zu schaffen und doch für den Kriegsfall eine Erweiterung der Wehrkraft zu ermöglichen, ohne zu den veralteten Aufgeboten oder zu kostspieligen und unsicheren Werbungen greifen zu müssen. Es geschah damit ein bahnbrechender Schritt im Heereswesen, auf dem das ganze System der modernen Wehrpflicht beruht, und der nach und nach von fast allen Staaten nachgeahmt wurde.

Die hochwichtige Reform des Erzherzogs gliedert sich in die Schaffung der Reserve, aus welcher der Friedensstand auf eine durch die Bedürfnisse des Krieges vorgeschriebene Höhe mittelst schon abgerichteter, sofort brauchbarer Leute ergänzt werden konnte, und der Einrichtung der Landwehr, welche, blos zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens bestimmt, alle kriegsdiensttauglichen, nicht der Armee angehörigen Männer vom 18. bis zum 45. Lebensjahre umfaßte; die Reserve wurde aus jenen Conscriptionspflichtigen gebildet, welche über den Friedensstand vor-

handen waren. Sie wurden jährlich zu Uebungen einberufen, blieben aber sonst in Ausübung ihres Gewerbes und in der Wahl ihres Aufenthaltes vollkommen unbehindert. Auch die Landwehr wurde — und zwar zeitweise — wenn thunlich an allen Sonn-



Französische Grenadiere. (Seite 1271.)

und Feiertagen zu Uebungen versammelt. Ihre Uniform bestand aus einem grauen Rock mit rothen Aufschlägen, welcher über die eigenen Kleider getragen werden konnte, und einem schwarzen aufgeschlagenen Hut, auf dessen Messingschild der Kreis und die

Bataillonsnummer zu ersehen waren (Bild 1142). Die Landwehr wurde möglichst nach der Ortsgemeinschaft und Landmannschaft in Compagnien von 200 Mann eingetheilt, deren in der Regel je vier ein Bataillon bildeten.

Der berühmte Historienmaler Peter von Krafft hat in seinem schönen Gemälde „Abschied des Landwehrmannes“ in ergreifender Weise die Scene geschildert,



Französische Voltigeurs. (Seite 1271.)

wo der Landwehrmann von seiner Familie Abschied nimmt, um neuerdings seiner Fahne zu folgen.

Das Jahr 1809 brach zu rasch herein, als daß ein Institut von so breiter Basis, wie es die Landwehr war, schon hätte vollkommen organisirt und eingelebt sein können. Jene Bataillone aber, welche am Kampfe theilnahmen, legten für die

Verwendbarkeit der Landwehr glänzende Beweise ab. Die steierische Landwehr, einzelne Bataillone aus Ober- und Niederösterreich leisteten Vorzügliches, wie schon (S. 1188) erwähnt.

Um die Wehrkraft jener Gegenden, in welchen die Landwehr noch nicht genügend organisirt war, nicht unbenützt zu lassen, forderte der Erzherzog am 1. März 1809 gleichzeitig mit der Einberufung der Reserve zur Bildung von Freiwilligen-Bataillonen auf, welche aus den zur Landwehr Verpflichteten bestehen und sich statt der früheren Freicorps an die Feldarmee anschließen sollten. In einzelnen Ländern kam man dieser Anregung eifrig nach; die in Böhmen gebildete Legion des Erzherzogs Karl war über 6000 Mann stark, mährische Freiwillige entstanden und die Residenzstadt allein stellte 6 Bataillone, welche bei Ebelsberg und Aspern mit Auszeichnung fochten.

Jene Bestimmung des Friedens von Schönbrunn, welche die Höhe des Armeestandes fixirte, brachte die Weiterentwicklung der Landwehr zum Stillstand. Dagegen wurde das Institut der Reserve sorgfältig gepflegt, und am 1. September 1812, als der Ausbruch eines neuen Krieges sich ahnen ließ, vollkommen reorganisirt. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten bildeten sich wieder Freicorps, darunter auch italienische und dalmatinische, und in Ungarn entstanden aus Freiwilligen die sogenannten Veliten-Divisionen, welche den Hußaren-Regimentern beigegeben wurden. Aus dem Adel des Landes Böhmen bildete sich die freiwillige böhmische adelige Garde, die als Schutzwache des Kaisers denselben in das Feld begleitete. Sie löste sich nach dem Feldzug wieder auf; Kaiser Franz aber lohnte ihre Dienste, indem er für die Mitglieder ein Ehrenzeichen, das böhmische Adelskreuz schuf.

Sowohl der Stand als die Formirung der einzelnen Waffengattungen erlitten während der langen Kriegsperiode mehrfache Umwandlungen, wie die Bedürfnisse oder die eben herrschende Ansicht es verlangten. Verhängnißvoll wurde die von Mack unmittelbar vor Ausbruch des Feldzuges von 1805 vorgenommene Neueintheilung, welche die Infanterieregimenter auf 5 Bataillone zu 4 Compagnien, die Cavallerieregimenter auf 8 Schwadronen festsetzte. Es wurden dadurch ganz neue taktische Formen auch für das Manöveriren geschaffen, in deren Handhabung die Befehlshaber noch nicht geübt, die den Truppen selbst ungewohnt waren.

Die Grenadiere hatten vollkommen den Charakter einer Elite-Fußtruppe angenommen, welche sich aus der Linieninfanterie ergänzte. Im Frieden rückten die einzelnen Compagnien zu ihren Regimentern ein, im Felde aber bildeten sie besondere Bataillone, welche meist in selbstständige Corps zusammengezogen wurden und als Reserve zur unmittelbaren Verfügung des Feldherrn standen. Dies war, wie wir gehört haben, auch in der Schlacht bei Aspern der Fall. Schon auf Abbildungen aus den Neunziger-Jahren erschienen die Grenadiere mit den martialischen Bärenmützen, die zwar vortrefflich kleideten, aber schwer und so theuer waren, daß eitle Bataillons-Commandanten tief in Schulden geriethen, weil sie gerne mit den besonders stattlichen langhaarigen Mützen ihrer Grenadiere paradiren wollten. Eine andere Auszeichnung dieser Truppe bestand darin, daß sie den Säbel beibehielt, welcher 1798 bei der übrigen Infanterie abgeschafft wurde. Diese erhielt 1798 statt der Casquets Helme, und 1808 Czakos, welche nach oben ausgeschweift waren. Im Jahre 1804 verschwand der Zopf, das heißt der sichtbar auf dem Rücken getragene, denn als unsichtbares Symbol läßt er sich leider durch keine Adjustirungs-Vorschrift verbannen. Aus gleich-

zeitigen Nachrichten ist zu ersehen, daß man bei den Truppen den Verlust dieses doch jedenfalls unbequemen Anhängsels schmerzlich empfand. Bildeten die Grenadiere, für welche eine besondere Körpergröße gefordert wurde, gewissermaßen die schwere Infanterie, die Aehnlichkeit mit der französischen Garde (Bild S. 1268) hatte, so entstanden aus den Freicorps, wie schon erwähnt, 1798 fünfzehn leichte Bataillone, welche den französischen Voltigeurs (Bild S. 1269) entsprachen. Eine ähnliche Einrichtung war schon früher in der Grenztruppe getroffen worden, wo man jeder Compagnie 20 mit leichten gezogenen Stutzen ausgerüstete Soldaten (Schützenzüge) beigab. Im Jahre 1804 erscheint schon ein Jägerregiment von 2140 Mann in der Standesliste der Armee, das aus den 1800 errichteten Jägercorps entstand (d'Aspre-, Beloux-, Mariassy-Jäger, österreichisch-steierisches Wurmser-Corps). Die Verwendbarkeit dieser Truppe, für welche die österreichischen Alpenländer vorzügliches Menschenmaterial boten, war Anlaß zur Organisirung und Vermehrung, so daß 1808 schon die Jägerbataillone Nr. 1 bis 9 entstanden.

Der wiederholt genannte Feldmarschalllieutenant Philipp Fenner von Fenneberg errichtete 1813 aus Tirolern das Fenner-Jägercorps, das 1815 in das noch bestehende aus Tirol ergänzte Kaiserjäger-Regiment umgewandelt wurde. In das Jahr 1813 fiel die Errichtung der Feldjägerbataillone Nr. 10 bis 12.

In Beziehung auf Tirol hatte schon Erzherzog Karl 1802 die alte Vertheidigungs-Miliz mit zeitgemäßen Neuerungen wieder in das Leben gerufen. Sie verpflichtete alle männlichen Landesbewohner, ohne Unterschied des Standes, im Alter von 18 bis 50 Jahren zu einer achtjährigen Dienstzeit, welche in vier Perioden — „Zuzug“ — geleistet wurde. In einer Standesliste aus dem Jahre 1805 wird die Tiroler Landmiliz mit 4 Regimentern von zusammen 20.000 Mann angeführt.

Sehr vielfältig waren die Umwandlungen, welche die Cavallerie erlitt. 1798 verschwanden die Carabiniers, welche als Kürassiere neu formirt wurden, und für kurze Zeit auch die Chevauxlegers. Diese wurden zu Dragonern umgestaltet, aber schon 1801 finden wir wieder Chevauxlegersregimenter. Mit der Umgestaltung erhielten die Kürassiere und Dragoner sowie die wieder errichteten Chevauxlegers statt der dreiseitig aufgestülpten Hüte Helme, wie sie, nur etwas niederer und gefälliger, noch heute getragen werden.

Aus den berittenen Freicorps (Bussy, Rohan, Carneville und Bourbon), die von französischen Emigranten errichtet wurden, entstand 1798 das Regiment Bussy-jäger zu Pferd, mit 8 Escadronen, das jedoch 1801 schon aufgelöst wurde.

Im Jahre 1800 entstand das 12. Hußarenregiment, nach dem Inhaber, dem Palatin von Ungarn, „Palatinalhußaren“ genannt. Die bestandenen Ulanendivisionen der Chevauxlegersregimenter zog man 1791 zum Ulanenregiment Nr. 1 zusammen, und gleichzeitig entstand aus dem Degelmann'schen Freicorps das Ulanenregiment Nr. 2, bei dem Fürst Karl Schwarzenberg diente, und das seinen Namen für immerwährende Zeiten führt. Als Auszeichnung für die in früheren Feldzügen bewiesene Tapferkeit tragen die Officiere dieses Regimentes die Löwenköpfe und das Kettchen an der Czapka von Silber, statt von Bronze.

Von besonderer Wichtigkeit für die Cavallerie war die 1808 erfolgende Errichtung des Central-Armee-Equitations-Institutes zu Wiener-Neustadt,

dessen erster Inspector und Chef der damalige Generalmajor Graf Josef Radetzky wurde. Zugleich wurden in allen Conscriptions-Bezirken Pferdedepots aufgestellt, welche im Bedarfsfalle die nöthigen Reit- und Zugthiere für die Armee aufzubringen hatten.

In Bezug auf die Artillerie folgte man dem französischen Beispiele. Die der Infanterie beigegebenen Bataillonsgeschütze wurden aufgelassen und die ganze Feldartillerie in Batterien zusammengezogen (1808).

Dies entsprach der neueren Taktik, welche die Artillerie in ihrer Massenwirkung ausnützte, um den Gegner für einen bevorstehenden Angriff zu erschüttern, ihn aus Orten zu vertreiben oder unter dem Schutze eines concentrirten Geschützfeuers selbst eine Bewegung auszuführen. Man theilte die Batterien in leichte oder Linienbatterien und in schwere oder Positionsbatterien. Die ersteren, aus acht 3- oder 6pfündigen Kanonen bestehend, wurden den Infanteriebrigaden beigegeben; die letzteren waren die Geschützreserve der Armeedivisionen und bestanden aus vier 6- oder 12pfündigen Kanonen und zwei 7pfündigen Haubitzen. Gleichzeitig wurde für die Artillerie ein eigenes Handlangerbataillon von 8 Compagnien errichtet, aus welchem die spätere Zeugsartillerie hervorging. Diese zeitgemäße Umgestaltung der Artillerie war in erster Linie dem Feldmarschall Graf Josef Colloredo zu verdanken, der sich um die Ausbildung der Artilleriewaffe sehr große Verdienste erwarb.

Im Feldzuge von 1813 wurden der böhmischen Armee versuchsweise zwei Feldbatterien beigegeben, welche aus vier 18pfündigen Kanonen und zwei 10pfündigen Haubitzen zusammengesetzt waren. Sie scheinen sich jedoch nicht bewährt zu haben, denn sie wurden nur bei der Beschießung von Erfurt verwendet und blieben dann bei dem in Montbeliard eingerichteten Munitionsdepot stehen.

Im Jahre 1812 entstand das Raketeurcorps zu Wiener-Neustadt, das jedoch in den französischen Kriegen noch nicht mitwirkte. Nur die Engländer und Dänen bedienten sich dieser Geschosse schon, und deren eigentliche Einführung in die österreichische Artillerie gehört erst der nächsten Periode an.

Das ganze Artilleriecorps gliederte sich in die vier Artillerieregimenter à 18 Compagnien, welche im Kriege zu Batterien formirt wurden, das Bombardiercorps à 5 Compagnien, — das Feldzeugamt, welchem das Handlangerbataillon unterstand, — die Garnisonsartillerie, welcher die Erzeugung und Verwahrung des Artilleriematerials und der Munition oblag, und endlich die Feuergewehrfabrik, welche selbst Handfeuerwaffen erzeugte, aber auch die Prüfung der von Privaten gelieferten zu besorgen hatte.

Im Jahre 1798 bestand die Uniformirung der Artillerie aus Hüten à la Corse, mit Goldbörtchen und einem schwarzgelben Federstutz, wolfsgrauen Röcken mit rothen Aufschlägen, langen weißen Hosen und schwarzen Gamaschen. Die Chargen erhielten 1810 dreieckig gestülpte Hüte, und die Röcke wurden ein Jahr später aus rehfarbigem Tuch mit rothen Aufschlägen eingeführt.

Um die technischen Waffen, namentlich um die wissenschaftliche Ausbildung der Officiere, machte sich Erzherzog Johann sehr verdient, der selbst im Festungsbauwesen gründliche Kenntnisse besaß. Unter seinen Auspicien arbeitete der Generalquartiermeister Mayer 1806 einen Plan zur Schaffung eines österreichischen Befestigungssystemes nach Muster des Französischen aus. Nach demselben sollte Enns

eine große Festung mit einem Brückenkopf zu Mauthausen werden, um die Donaulinie zu decken, ebenso sollten Bruck an der Mur und Altenmarkt befestigt werden, um die von Süden gegen Wien rückenden Gegner aufzuhalten. Auch eine Befestigung von Wien ventilirte man eifrig — aber es blieb bei den Projecten, da zur Ausführung die Mittel mangelten. Nur Comorn, dessen Befestigungen theilweise noch von König Matthias Corvinus stammten, wurde von Marquis Chasteler umgebaut und mit neuen Werken versehen, und leistete 1809 als Stützpunkt der Armee des Erzherzogs Johann nicht unwesentliche Dienste.

In das Jahr 1809 fällt auch der erste Versuch mit einem optischen Telegraphen für Kriegszwecke. Man brachte denselben auf dem Dache des Generalcommando-Gebäudes in Prag an, um den im Osten der Stadt zusammengezogenen Corps Befehl zugehen lassen zu können. Aber er scheint nicht entsprochen zu haben, denn es blieb beim Versuche, der nicht mehr erneuert wurde.

Für den Stand und die Zusammensetzung der Armee ist folgende Aufstellung aus dem Jahre 1807 interessant: An Infanterie gab es 63 Linienregimenter, 1 Jägerregiment, 17 Grenzregimenter und das Czaikistenbataillon. An Cavallerie zählte die kaiserliche Armee 8 Kürassier-, 6 Dragoner-, 6 Chevauxlegers-, 12 Hußaren- und 3 Ulanenregimenter. Die Artillerie bestand aus 4 Regimentern mit dem Handlangerbataillon und der Garnisonsartillerie, welche in 14 Districte getheilt war. Unter dem General-Geniedirector Erzherzog Johann stand das Ingenieurcorps, zu welchem 9 Generäle, 26 Stabs- und 111 Oberofficiere zählten, dann das Mineurcorps mit 4 Compagnien, das Pontonnierbataillon mit 6 Compagnien. Der Generalquartiermeisterstab setzte sich aus 1 General (Mayer), 24 Stabs- und 36 Oberofficieren zusammen. Weiter werden aufgeführt: Das Militär-Fuhrwesencorps, dessen Divisionen auf die Landeshauptstädte vertheilt waren, — das Remontirungs- und Beschälwesen mit den Stationen zu Wien, Wels, Kolnitz, Olmütz, Brandeis, Weskowitz und Mezöhegyes, — die Kriegscommissariate, die Militär-Oekonomiecommissionen und Depots zu Stockerau, Prag, Alt-Ofen, Brünn, Podgorze, Jaroslau, Carlsburg und Wien, — die Invalidenhäuser zu Wien, Prag, Tyrnau und Pettau, — die Militärakademien (Ingenieurakademie in Wien, Cadettenakademie in Wiener-Neustadt, medicinisch-chirurgische Josefs-Akademie in Wien, Thierarzneiinstitut in Wien), — die Wiener Militär-Polizeiwache, 300 Mann stark. — Endlich werden noch die Garden aufgeführt, nämlich die Arcieren-Leibgarde, die ungarische Garde, Trabanten-Leibgarde und Hofburgwache.

Es ist gewiß interessant, zu sehen, zu welchem umfangreichen und complicirten Organismus schon im Beginne unseres Jahrhunderts die Armee sich ausgebildet hatte, deren Entstehen aus den ersten volksthümlichen Anfängen wir verfolgt haben.

Besonders wechselvoll waren in der Periode der französischen Kriege die Schicksale der österreichischen Kriegsmarine. Die Erwerbung, der Verlust und endlich der abermalige Zuwachs von Venedig erklären die Wendepunkte dieses Schicksals. Kurz vor dem Frieden von Campoformio erhielt Kaiser Franz zwei vollkommen ausgerüstete Kutter von England zum Geschenk.

Am 1. Jänner 1798 erfolgte die Uebernahme der venetianischen Flotte in österreichische Verwaltung. Die einst so gefürchtete venetianische Seemacht war aber

schon längst zugleich mit dem morschen Staatswesen der Republik selbst von ihrer stolzen Höhe herabgesunken; die vorhandenen Schiffe waren theils unbrauchbar, theils mangelhaft ausgerüstet, die Geschütze veraltet und überaus schwerfällig.

Als Erzherzog Karl 1808 an die Spitze des Hofkriegsrathes trat, wurde ihm auch die Leitung der Marine-Angelegenheiten anvertraut. Ein so scharf blickender Geist erkannte natürlich die hohe Bedeutung der Kriegsmarine nicht allein für die Vertheidigung der Küstenländer, sondern auch für den Schutz und die Hebung des Handels. Zu durchgreifenden Maßregeln und einer Erneuerung oder Vermehrung des Flottenmaterials fehlten indessen die zwei wichtigsten Voraussetzungen: Geld und Zeit!

Vorderhand mußte sich der Erzherzog damit begnügen, durch seinen General-Adjutanten Ludwig Graf Crenneville eingehende Erhebungen über den Zustand der Marine und die erforderlichen Maßregeln einleiten zu lassen. Zum Chef der Marine-Section ernannt, veranlaßte Graf Crenneville den Erzherzog zur Erlassung einer Instruction für die ökonomische Verwaltung und eines Dienstreglements für die Marine.

Kaum war jedoch einige Ordnung geschaffen, als durch die im Preßburger Frieden bedungene Abtretung Venedigs an Frankreich auch die frühere venetianische Flotte wieder verloren ging. Sie wurde im Jänner 1806 übergeben, und der Rest, welcher schon aus dem früheren Besitz Oesterreichs stammte, mußte nach Triest und Fiume übersiedeln. Diese Triestiner Kriegsmarine wurde 1808 reorganisirt, ging aber in Folge Abtretung des ganzen Küstenlandes 1809 gleichfalls an Frankreich über.

Als die Oesterreicher 1814 wieder bis an das Meer vordrangen, wurden überall in den Küstenorten und Häfen die Schiffe der italienisch-französischen Flotte mit Beschlag belegt. In Folge der am 23. April zwischen dem Vicekönig Eugen und Graf Bellegarde abgeschlossenen Convention ging die italienische Marine sammt allem Material wieder in österreichische Verwaltung über. An ausgerüsteten Schiffen wurden übernommen: 4 Linienschiffe, 5 Fregatten, 9 Corvetten und Briggs, 4 Goeletten, 1 Yacht und nahezu 200 Schaluppen und andere kleinere Fahrzeuge. Außerdem wurden noch im Arsenal von Venedig mit Beschlag belegt 2 vollkommen ausgerüstete Linienschiffe von 74 Kanonen, im Bau begriffen ein Linienschiff von 80 Kanonen und 3 von 74 Kanonen, welche der französischen Regierung gehörten. An Kriegsmateriale fand man 319 Geschütze verschiedenen Calibers und 62.427 Kugeln. Als Werth der übernommenen Schiffe und alles Materiales wurde eine Gesammtsumme von 7,054.119 Gulden ermittelt. Das Commando und die Verwaltung der Marine wurde provisorisch dem Feldmarschallieutenant Josef Graf de L'Epine übertragen.

Am 15. März 1814 erwähnt die Kriegsgeschichte ein Gefecht zwischen der österreichischen und französisch-italienischen Flotille auf dem Gardasee, das beiden Theilen große Verluste brachte, aber unentschieden blieb. Aus den ganzen Umständen geht hervor, daß wir es — wenigstens auf österreichischer Seite — nicht mit einem ordentlich organisirten Theil der Kriegsmacht zu thun haben, sondern es wurden gewiß nur Privatfahrzeuge militärisch bemannt und zu Kriegszwecken verwendet.

Erzherzog Karl hatte die Mängel in der Geschäftsführung des Hofkriegsrathes zu sehr als Armeecommandant erfahren, um nicht sofort an eine Reorganisirung dieser wichtigen Centralstelle zu schreiten, als er an deren Spitze berufen wurde. Nachdem er zuerst die auffälligsten Uebelstände einzeln behoben, erließ er am 7. Jänner 1803 ein Circular-Rescript, welches alle bisherigen Maßnahmen zusammenfaßt und ihnen den Charakter einer vollkommenen Reorganisation verleiht. Eine besondere Instruction

bestimmte den Geschäftskreis und die Einrichtung des Hofkriegsrathes, welchem für die Zukunft die Abfassung genauer Administrationsberichte und jährlicher Voranschläge über die Bedürfnisse der Armee zur Pflicht gemacht wird. Andere Instructionen betrafen die Vereinfachung der Kanzleimanipulation, da bisher jedes Geschäftsstück durch achtundvierzig Hände zu laufen hatte, bevor es erledigt war, die Einrichtung der Verpflegsrechnungen, die Verkürzung und größere Sicherheit des Rechnungswesens bei den Truppenkörpern; das Monturs-Rechnungswesen, die Hofkriegs-Buchhaltung u. s. w. Besonders wichtig war die Einsetzung einer Normaliencommission, welche den Wust veralteter und sich oft widersprechender Verordnungen zu sichten und eine systematische Zusammenstellung der gesetzlichen Normen für die Militäradministration zu vertreten hatte.

Mit kaiserlicher Genehmigung erfloß wieder das Circular-Rescript vom 7. Jänner 1803, durch welches eine neue Geschäftseintheilung beim Hofkriegsrathe getroffen wurde. Nach derselben zerfiel diese oberste Armeebehörde in drei Gremien. Das Militärgremium umfaßte das eigentliche Militärdepartement, welchem die Standesverhältnisse und die Abfassung der Reglements oblagen, die Artillerie- und Geniedirection. Das politisch-ökonomische Gremium bestand aus den Referaten für Recrutirung und Remontirung, für Montur und Ausrüstung, für Verpflegswesen, für Sanitäts-, Unterrichts- und Invalidenwesen, für alle Geld- und Verrechnungsangelegenheiten, endlich aus dem Grenzreferate, dem auch die Contumazanstalten gegen die Türkei unterstanden. Die Bestimmung des Justizgremiums ist schon durch den Namen gegeben, jedoch war dasselbe in drei Referate für die sogenannten deutschen Provinzen, für Ungarn und für die Grenze getheilt.

Durch diese Reorganisation wurde sofort eine Ersparniß von 75.530 fl. erzielt; ein weiteres Rescript vom 23. Jänner 1803 schärfte auch einen raschen Geschäftsgang ein und setzte Bestimmungen über die Auswahl und Heranbildung geschulter Beamten für die Militärverwaltung fest. Ebenso wurde am 3. März 1803 die Organisation der Generalcommanden festgesetzt, um deren Geschäftsführung mit jener der Centralstelle in Einklang zu bringen.

Der Erzherzog gab selbstverständlich nur die allgemeinen Directiven, nach welchen diese Reformen angebahnt und ausgeführt werden sollten. Zur Bewältigung des ganzen Materiales hätte ja die Kraft eines einzelnen Menschen nicht ausgereicht, und er behielt sich nur die Prüfung der ausgearbeiteten Instructionen vor. Neben den schon erwähnten militärischen Mitarbeitern am Reorganisationswerk ist aber noch ein Mann zu nennen, der in erster Linie daran betheiligt war und das besondere Vertrauen des Erzherzogs genoß.

Es ist dies der Staatsconferenzrath Matthias von Fasbender, eine ausgezeichnete Arbeitskraft von seltener Vielseitigkeit. Er war 1764 zu Trier geboren, ursprünglich Staatsrechtslehrer an der dortigen Universität und dann im diplomatischen Dienst des Kurfürstenthums. Als dasselbe durch die Franzosen besetzt wurde, trat er beim Reichshofrath ein und zog durch ausgezeichnete publicistische Arbeiten und Geschäftstüchtigkeit die Aufmerksamkeit so auf sich, daß er 1798 General-Kriegscommissär des deutschen Reiches wurde. Erzherzog Karl lernte seine Kenntnisse und Arbeitskraft so schätzen, daß er nach Uebernahme des Hofkriegsraths-Präsidiums Fasbender für den österreichischen Dienst gewann und zum Chef des Präsidial-Bureaus wählte. Als solcher hatte Fasbender großen Antheil an allen Reformen, und auch als Erzherzog Karl

1806 wieder an die Spitze der Armeeverwaltung trat, blieb er dessen intimster Berather und tüchtigster Arbeiter. Als der Krieg gewiß war, wurde Fasbender zum General-Intendanten der Armee in Deutschland ernannt, starb aber schon am 28. Februar 1809.

Die neue Einrichtung des Hofkriegsrathes bestand ihre Feuerprobe in den Jahren 1806 bis 1808, wo die praktischen Armeereformen die Arbeitslast bedeutend steigerten. Schon 1804 konnte constatirt werden, daß durch Vereinfachung des Geschäftsganges und der Kanzleimanipulation trotz steigender Thätigkeit sich die Protokollsnummern um 56.230 Stücke vermindert hatten.

Für die Militär-Justiz war die am 1. Jänner 1803 erfolgende Errichtung eines Militär-Appellationsgerichtes in Wien von hoher Bedeutung. Durch dasselbe wurde auch den Militärpersonen die Rechtswohlthat eines Instanzenzuges gegen die Urtheile der unteren Militärgerichte gesichert.

Dem französischen Muster folgte man, als 1808 die Eintheilung in Armeecorps auch während des Friedens durchgeführt wurde. Jedes dieser Armeecorps war mit allen Truppengattungen und Heeresanstalten vollkommen ausgerüstet und besaß seine eigene innere Verwaltung, einen Generalstab, Artillerie-Chef, Feldkriegs-Commissäre u. s. w. — konnte also ebensowohl selbstständig auftreten, als es sich in den Rahmen einer größeren Heeresmasse organisch einfügte. Was General Stutterheim in seinem Werk: „Der Krieg von 1809" bezüglich der Armeecorps rügt, kommt nicht auf Rechnung dieser Institution, sondern ist durch andere Factoren verschuldet. Die geringe Dotation mit Artillerie war durch die finanziellen Nöthen verschuldet und die Zusammensetzung der Armeecorps war auch keine so pedantisch stramme, daß nicht die Vertheilung der einzelnen Waffengattungen je nach der Bestimmung und dem Terrain möglich gewesen wäre. Im Großen und Ganzen wurde erst durch diese Einführung die Bedeutung der einzelnen Truppenarten in das richtige Verhältniß gebracht.

Fast immer — schon von den ältesten Zeiten an — überwog an Bedeutung, ja häufig auch an Zahl, im kaiserlichen Heere die Cavallerie. Die Ursachen davon wurden schon wiederholt erörtert, den größten Antheil daran hatten aber die lange dauernden Türkenkriege in den Ebenen Ungarns. Die bedeutendsten älteren Feldherren Oesterreichs gingen aus der Cavallerie hervor und hatten eine ausgesprochene Vorliebe für diese Waffe. Davon ist selbst Prinz Eugen nicht auszunehmen, obwohl derselbe mehrere seiner glänzendsten Siege nur mit dem Fußvolk errang. Erst in den Kriegen mit Preußen trat die Infanterie mehr hervor, ihre glänzende Periode aber begann mit dem Jahre 1809. Der Sieg bei Aspern ist — die vorzüglichen Leistungen der Reiter Liechtenstein's, der Artillerie Smola's voll anerkannt — in erster Linie ein Werk der österreichischen Infanterie, die in ihrer wunderbaren Abwehr des französischen Massenangriffes, im blutigen Kampf um Aspern und Eßlingen die höchsten Tugenden eines tapferen und trefflich exercirten Fußvolkes entfaltete. Daß sie sich dieselben aber aneignete, ist unbestritten das Verdienst des Erzherzogs Karl.

Nachdem schon 1805 das vom Grafen Grünne ausgearbeitete Abrichtungs- und Exercir-Reglement für die Cavallerie, welches statt der drei- die zweigliederige Aufstellung einführte, in das Leben getreten war, befaßte sich eine unter Vorsitz des Erzherzogs Karl zusammentretende Commission mit derselben Aufgabe für die Infanterie. Vereinfachung der Griffe, Bewegungen und Ausbildung für das Feuergefecht waren die leitenden Gesichtspunkte, welchen man folgte. Der Feldzug von

1805 unterbrach diese Arbeiten, als deren Resultat das am 1. September 1807 erscheinende neue Reglement für die Infanterie anzusehen ist. Die Gewehrgriffe wurden vereinfacht, die vielen Tempo, wie sie sich noch aus dem Khevenhüller'schen System fortgepflanzt hatten, aufgelassen. Die Ausbildung im Gebrauch der Feuerwaffe wurde durch die Einführung des Scheibenschießens gefördert, das jährlich vorgenommen wurde und wobei jeder Mann auf Distanzen von 150 bis 300 Schritte eine bestimmte Anzahl von Schüssen abzugeben hatte. Bei jeder Compagnie wurden 2 Corporäle und 12 Gemeine zu Schützen ausgebildet. Ebenso wurde die leichtere Beweglichkeit an-



General Lindenau. (Seite 1279.)

gestrebt. Alle Aufmärsche und Entwicklungsbewegungen geschahen im Doublirschritte, von dem 120 auf die Minute kamen; man übte die Truppe zwar im Tirailliren, ein Hauptgewicht aber legte man auf das stramme Zusammenschließen größerer Abtheilungen und auf vollkommene Feuerdisciplin. Daß diese Bemühungen nicht erfolglos blieben, bewies die mauerfeste Haltung und das vernichtende Feuer der österreichischen Bataillone den furchtbaren Massenangriffen der Franzosen gegenüber.

Auch die im Jahre 1808 erscheinenden neuen Kriegsartikel waren dem Geist der Zeit angepaßt; manche Velleitäten, die sich bisher noch immer fortgeschleppt hatten, obwohl ihnen schon längst jede tiefere Bedeutung fehlte, waren endlich ausgemerzt worden.

Der Aufwand für eine Heeresmacht von 370.945 Mann, unter welchen sich 9 Feldmarschälle, 30 Feldzeugmeister und Generäle der Cavallerie, 125 Feldmarschall-lieutenants, 246 Generalmajore und 286 Oberste befanden, war im Jahre 1805 auf 26 Millionen Gulden im Frieden, auf 50 bis 60 Millionen im Kriege berechnet. Die letztere Summe dürfte aber eher zu nieder veranschlagt sein, und an Credit-überschreitungen mag es überhaupt nicht gefehlt haben. Eine gesetzliche Schranke war ja damals dem Heeresaufwand nicht gezogen, sondern nur jene natürliche, die sich in der Leere der Cassen aussprach. Nach der Verpflegs-Instruction vom 1. September 1810 war die Mannschaftsverpflegung, wo es nur immer möglich war, an Gemeinden, Herrschaften, Corporationen, Zünfte oder Private zu verpachten, und nur dort, wenn dies nicht möglich war, in eigener Regie zu bewirken. Es ist wohl möglich, daß dadurch der Staat Ersparungen erzielte und die Unternehmer reich wurden, ob aber auch das Interesse der Soldaten gewahrt war, darf wohl bezweifelt werden. Das Lieferantenwesen stand während der französischen Kriege in seiner höchsten Blüthe. Noch heute sind die Namen der Freiherren Peter von Braun, Josef von Diettrich u. s. w. bekannt, die sich durch Besorgung der Lieferungen und des Transportes für die Armee große Reichthümer erwarben und dann in einer oder der anderen Weise — meist für Kunst und Alterthümer — den Mäcen spielten.

Die Wiener-Neustädter Akademie wurde 1806 einer Reorganisation unterzogen, welche den Lehrcurs auf acht Jahre festsetzte. Diese Anstalt und die Ingenieur-Akademie reichten jedoch in so kriegerischen Zeiten nicht hin, um den Nachwuchs an berufsmäßig gebildeten Officieren zu decken und jene jungen Leute aufzunehmen, welche nach dem Stande ihrer Väter darauf Anspruch hatten. Diese Erwägungen führten 1808 zur Errichtung der Cadetten-Compagnie in Olmütz, welcher einige Jahre später jene zu Graz folgte. Auch bei den Regimentern wurden für die Cadetten und jüngeren Officiere Bildungsschulen in das Leben gerufen.

Für Hebung des wissenschaftlichen Geistes war Erzherzog Karl überhaupt unermüdlich thätig, worin er auch an seinem Bruder Johann einen eifrigen Helfer fand. Die Bibliothek, die Landkartensammlung und das Archiv, welche heute dem Generalstabe unterstehen und reiche Schätze für das Studium bergen, wurden durch den Erzherzog Karl in das Leben gerufen und unter seiner Aegide entstand auch in der „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift" das erste Fachblatt in Oesterreich, für welches er selbst literarisch thätig war. Wie Karl durch sein unermüdliches Studium als Beispiel voranleuchtete, that er es auch in der Verwerthung desselben und seiner reichen Erfahrungen. Schon 1806 erschienen aus seiner Feder die „Grundsätze der höheren Kriegskunst für die Generäle der österreichischen Armee" und die „Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde für die Officiere der österreichischen Armee". Ueber die ungarischen Wehrverhältnisse erschien 1807 von ihm die „Relatio ad Majestatem imperatorem Franciscum I.", in welcher das Insurrectionssystem als gänzlich veraltet und unbrauchbar dargestellt wurde. Die Hauptwerke des Erzherzogs, historisch und militärisch-wissenschaftlich von hoher Bedeutung, sind die „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland" und die „Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz". Das erstere Werk erschien 1813, das zweite 1819, und sie sind heute noch von hoher Wichtigkeit für das Studium, da der Erzherzog mit seltener Unbe-

fangenheit die Operationen kritisch erläutert, an welchen er doch selbst einen so hervorragenden Antheil nahm. — Sein Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung, obwohl die durchaus positive Natur des Kaisers Franz der literarischen Production ohnehin nicht besonders geneigt, namentlich den schriftstellernden Soldaten nicht grün war. „Es sind halt Büchermacher", pflegte er zu sagen, „wenn's schießen könnten, thäten's so nit schreiben". Das war indessen ein Irrthum, denn gerade Erzherzog Karl hatte bewiesen, daß er ebensogut zu schießen als zu schreiben verstehe.

Vor dem Auftreten des Erzherzogs war schon der bereits erwähnte Feldzeugmeister Karl Friedrich von Lindenau als Militärschriftsteller thätig. Er schrieb die beiden Werke „über Winterpostirungen" und „über die höhere preußische Taktik" und genoß so hohes Ansehen, daß er als Lehrer der meisten kaiserlichen Prinzen fungirte und 1792 dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen als Generalstabschef beigegeben wurde. Auch Erzherzog Karl verkehrte noch in späteren Jahren viel mit ihm und zog ihn oft zu Rathe. Bekannter als durch seine wissenschaftliche Thätigkeit wurde Lindenau durch seine Absonderlichkeiten, die ihn zu einer der bekanntesten Wiener Straßenfiguren machte. Er trennte sich nie von seinem Zöpflein und stelzte in Lederhosen und hohen Stiefeln, die Hände in den Taschen, unermüdlich herum, auf dem besten Fuß mit Schusterjungen, Höckerinnen und — hübschen Stubenmädchen verkehrend. Täglich war er in seiner charakteristischen Stellung auf den Straßen zu sehen, mit weitgespreizten Beinen, die Hände in den Frackschößen vor den Auslagen am Graben, Kohlmarkt u. s. w. und derart mit dem Antlitz gegen diese gekehrt sich vorwärts schiebend, daß man selbes nie zu Gesichte bekam.

In dieser Positur zeigt ihn auch ein gleichzeitiges, von dem nachmaligen k. k. Hofbibliotheks-Kunsthändler Johann Sigmund Bermann radirtes Bild (S. 1277), wohl das einzige Beispiel eines „Porträts von hinten", das indessen von jedermann sofort erkannt wurde.

Eine der vielen über ihn cursirenden Anekdoten ist besonders hübsch. Als im Jahre 1805 Oesterreich gegen Frankreich rüstete und die neuen Recruten auf allen Glacien exercirten, sah man die gesammte, bekanntlich leidenschaftlich für das Soldatenspielen eingenommene Jugend Wiens ebenfalls auf allen Plätzen, in allen Straßen mit papierenen Grenadiermützen, hölzernen Gewehren und Säbeln, unter Trommelschall aufmarschiren und die Soldaten nachahmen. Die größte Truppe dieser Art war täglich auf der Praterwiese zu finden; sie zählte 300 Mann, welche — einexercirt von einem alten Invaliden — so geschickt ihre Evolutionen machten, so hübsch und gleichmäßig ausgerüstet waren, daß die halbe Stadt hinauslief, um den Kindern zuzuschauen. Sie besaßen sogar ein paar schön gestickte seidene Fahnen, ein Geschenk der in der Jägerzeile wohnenden Gräfin Surville, deren Knabe Oberst dieser muthigen Kinderschaar war. Zwölf Tambours trommelten mit Virtuosität, die Zimmerleute hatten ihre Schurzfelle und Aexte, ja sogar falsche lange Bärte, kurz, die kleine „Bubenarmee", wie man sie nannte, war allerliebst, man mußte die Gravität ihrer Stabsofficiere, Hauptleute, Ober- und Unterlieutenants bewundern.

General Lindenau hatte so viel von den Kleinen gehört, daß er eines Tages sie zu besichtigen beschloß. Nun hatten die kleinen Soldaten auch ihre Wachposten, welche die üblichen militärischen Ordres hatten. Als daher General Lindenau des Weges kam, rief der Schnarrposten aus vollem Halse „G'wehr 'raus!" Der Oberst ließ die Truppe antreten, präsentiren, die Fahne senken, den Generalmarsch schlagen,

kurz die Sache ging am Schnürchen, als ob eine veritable Truppe auf dem Platze wäre.

Lindenau verzog keine Miene. Er salutirte, schob sich, wie gewohnt, die Fronte inspicirend, hinunter, commandirte das erste Glied vor, schob an dem zweiten hinab, dann ebenso an dem dritten vorüber. Ihm folgten, mit köstlichem Ernste in den bausbäckigen Gesichtchen, der Herr Oberst und sämmtliche Stabsofficiere. Das fröhliche Gelächter der Zuseher über diese Revue war endlos.

Als Lindenau die Truppen gemustert hatte, ließ er den Commandanten näher treten.

„Herr Oberst", sagte er würdevoll, „ich bin mit Ihrer Truppe sehr zufrieden, deren Haltung läßt nichts zu wünschen übrig. Das Exercitium war ebenfalls vortrefflich. Erlauben Sie mir, daß ich etwas zur Erquickung derselben beitrage. Empfangen Sie hier vier Groschen für die Mannschaft auf Kirschen".

General Lindenau starb am 14. Februar 1817 in Wien in der Krugerstraße im Hause Nr. 8 (alt 1014), und zwar erwartete er den Tod in voller Generalsuniform, mit Stiefel und Sporen, in stoischer Ruhe. So begehrte er auch in den Sarg gelegt zu werden. Sein Testament enthielt Beweise seiner menschenfreundlichen Gesinnungen, aber lieferte auch manches Zeugniß für seine Originalität, wie z. B. darin auch seines Pudels gedacht war.

Von den Nachfolgern des Erzherzogs auf militär-wissenschaftlichem Gebiete sind vorderhand die Generäle von Stutterheim, der eine „Geschichte des Feldzuges 1809" schrieb, und General Graf Rothkirch-Panthen zu nennen.

Im Jahre 1800 wurde das Verdienstkreuz für Militärgeistliche geschaffen, das noch heute in Silber und Gold verliehen wird. Die Militär-Ehren-Medaille erneuerte Kaiser Franz 1810 und verlieh den Besitzern weitere Begünstigungen. Als Erinnerung an die glorreichen Kämpfe der Jahre 1813 und 1814 aber stiftete Kaiser Franz I. am 31. Mai 1814 das metallene Armeekreuz, auch „Kanonenkreuz" genannt, weil es aus eroberten französischen Kanonen gegossen wurde. Das geradlinige, gelb geränderte Kreuz trug auf dunklem Bronzegrund vorne die Worte: „Libertate Europae asserta 1813—1814", rückwärts: „Grati princeps et patria Francisco Imp. Aug." Es wurde am schwarzgelben Bande auf der Brust oder im Knopfloch getragen, nur Fürst Schwarzenberg erhielt ein in Gold ausgeführtes Armeekreuz, das er um den Hals tragen durfte. Heute dürfte es nur mehr sehr wenige Besitzer dieses erhebenden Erinnerungszeichens an jene schwere, aber glorreiche Zeit geben.

Ende des zweiten Bandes.



Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Der dreißigjährige Krieg.

Seite
Der Feldzug des Jahres 1620 und die Schlacht am weißen Berg 567
Dampierre's und Buquoi's Tod 578
Weitere Begebnisse 581
Das erste Generalat Albrecht's von Waldstein 586
Gustav Adolf und Tilly 598
Das zweite Generalat Waldstein's und dessen Sturz 618
Von 1634 bis 1648 648
Die kaiserliche Armee während des dreißigjährigen Krieges 694
Bildung und Zusammensetzung der Armeen im dreißigjährigen Krieg 695
Sold und Verpflegung während des Krieges 711
Heeres-Organisation und die einzelnen Waffengattungen 730
Das Fußvolk 735
Die Reiterei 744
Die Artillerie 750
Fortifications- und Belagerungswesen 754
Kriegführung und Kriegsbrauch 768
Disciplin und Mannszucht 776
Soldaten-Aberglauben 806

Viertes Buch.

Kriege und Kriegswesen unter den Kaisern Leopold I., Josef I. und Karl VI. (1650 bis 1740.)

Die Schlacht bei St. Gotthard 835
Der Krieg gegen Frankreich bis zum Frieden von Nymwegen 841
Das Jahr 1683 und die zweite Türkenbelagerung Wiens 850
Die Eroberung von Ofen 872
Prinz Eugen's erstes selbstständiges Commando und die Schlacht bei Zenta 895
Der spanische Erbfolgekrieg 899
Die Eroberung Belgrads 922
Oesterreichisches Kriegswesen in der Eugen'schen Periode 935
Kriegführung und Disciplin 972

Fünftes Buch.

Die Zeit Maria Theresia's und Josef's II.

Der siebenjährige Krieg 1023
Die Schlacht bei Kolin 1027

Seite
Der baierische Erbfolgekrieg 1057
Der Türkenkrieg unter Josef II. 1064
Der Aufstand in den Niederlanden 1070
Militärische Reformen unter Maria Theresia und Josef II. 1072

Sechstes Buch.

Die Franzosenkriege von 1792 bis 1815.

Der Krieg gegen Frankreich bis zum Frieden von Campoformio (1792 bis 1797) 1107
Der Coalitionskrieg bis zum Luneviller Frieden (1798 bis 1801) 1144
Der Feldzug von 1805 1162
Das Jahr 1809 1179
Die Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai 1809) 1192
Der Aufstand und Krieg in Tirol 1215
Der Befreiungskrieg (1813 bis 1814) 1227
Die Völkerschlacht bei Leipzig (14. bis 18. October 1813) 1239
Das österreichische Heerwesen und seine Reformen während der französischen Kriege 1265

Verzeichniß

der im zweiten Bande enthaltenen ganzseitigen Illustrationen.

Seite
Einmarsch der Dampierre-Kürassiere in die Wiener Hofburg, 1619 561
Pappenheim's Heldentod bei Lützen, 1632 628
Reitergeneral Graf Spork vor der Schlacht bei St. Gotthard, 1664 838
Prinz Eugen's Sieg bei Zenta, 1697 897
Das Regiment der Unbärtigen bei Kolin, 1757 1032
Die Belagerung von Schabatz, 1789 1065
Erzherzog Karl auf dem Schlachtfeld von Aspern, 1809 1204



Illustrirte

Geschichte der k. k. Armee.

Dargestellt

in

allgemeiner und specieller culturhistorischer Bedeutung

von der

Begründung und Entwicklung an bis heute.

Unter Mitwirkung

namhafter Schriftsteller und Künstler, sowie mit Benützung der besten literarischen und manuscriptlichen Quellen

herausgegeben von

Gilbert Anger.

Mit vielen, theils mit den Epochen gleichzeitigen, theils neuen Illustrationen.

Dritter Band.



Wien.

Verlag von Gilbert Anger.

1887.

Druck von Gilbert Unger, Wien.



Dritter Band.

Siebentes Buch.

Die Armee von 1815 bis 1847.



Mit der endgiltigen Besiegung Napoleon I. stand man, aller Voraussicht nach, am Beginne einer langen Friedensepoche. Die Fürsten und Staatsmänner Europas hatten auf dem Wiener Congreß nach ihrem besten Wissen und Willen die aus allen Fugen gerathenen politischen Zustände des Welttheiles wieder eingerenkt und glaubten damit ein Werk für die Ewigkeit geschaffen zu haben. Wenn sich schon in wenigen Jahren zeigte, daß dies nicht der Fall sei, so lag die Ursache wohl darin, daß man bei dieser Neugestaltung die Wünsche und Hoffnungen der Völker, deren Kraft und Aufopferung im Riesenkampf gegen die Macht und das Genie des gewaltigen Eroberers das Beste gethan hatte, ganz ignorirte. Man richtete die Dinge ein, wie es bei den Eifersüchteleien der einzelnen Staaten eben möglich erschien, und wollte aller Welt, ja vielleicht auch sich selbst glauben machen, daß damit der beste aller Zustände geschaffen sei, an dem nicht gerüttelt werden dürfe, und den man um jeden Preis aufrecht erhalten müsse.

Dieses Gesetz einer erzwungenen Stabilität kennzeichnete alle Verhältnisse Oesterreich-Ungarns durch mehr als dreißig Jahre und es kam auch in militärischer Beziehung zur Geltung. Wieder bewies sich die Richtigkeit des schon wiederholt betonten Grundsatzes, daß die Armee, ihre Einrichtung und Kraft in innigstem Zusammenhang mit den allgemeinen staatlichen Zuständen, ja recht eigentlich das Product der materiellen und geistigen Entwicklung des Staates ist.

Es entsprach nur den nach 1815 herrschenden Regierungs-Grundsätzen, wenn man die Armee, welche blutige Siege erfochten hatte, als die bestmögliche und nicht mehr zu verbessernde ansah. Daß jeder, auch ein siegreicher Feldzug, eine Fülle von Belehrung enthält, welche für die Zukunft nutzbar zu machen ist, davon wußte man nichts oder man wollte es nicht wissen. Nur so weit es durch die neue Configuration

des Staates nothwendig wurde, erflossen für die Heeresergänzung neue Vorschriften, ja, man benützte diese Gelegenheit sofort, um der in den Jahren 1807 bis 1809 von Erzherzog Karl geschaffenen Armeeorganisation, welche auf dem Gedanken eines Volksheeres fußte, vollends den Garaus zu machen.

Diese Tendenz sprach sich zuerst in den für Tirol und die neuerworbenen lombardisch-venetianischen Provinzen erlassenen Anordnungen aus. Tirol wurde schon 1815 in die allgemeine Conscription einbezogen und zur Stellung eines Jägerregimentes verpflichtet, für welches die active Dienstzeit jedoch nur acht Jahre währte, nach deren Ableistung der Mann noch durch sechs Jahre zum Zuzug verpflichtet war. Die Stellvertretung durch einen tauglichen, aus Tirol kommenden Soldaten war gegen Erlag von hundert Gulden gestattet.

Auch für Lombardo-Venetien war nur eine achtjährige Dienstzeit bestimmt; eine Verpflichtung zur Landwehr gab es nicht. Damit war die Armee-Reorganisation des Erzherzogs Karl, die in ihren wichtigsten Punkten nach 1809 nicht mehr zur Ausführung kam, vollkommen durchlöchert, und mit der Recrutirungsvorschrift vom 4. August 1827 beseitigte man sie vollends. Dieselbe führte für die sogenannten altconscribirten Länder, zu welchen alle Provinzen, mit Ausnahme Ungarns und seiner Nebenländer, Tirols und Lombardo-Venetiens, gehörten, die vierzehnjährige Dienstpflicht ein; die Reserve, aus welcher die Armee durch taugliche und schon abgerichtete Leute im Kriegsfalle ihre Vermehrung und Ergänzung schöpfen sollte, wurde aufgehoben, dagegen eine vom dreißigsten Jahre aufwärts geltende Landwehrpflicht eingeführt. Zahlreiche Ausnahmen, welche den Adel, die Beamten, selbstständige Wirthschaftsbesitzer u. s. w. betrafen, entfernten die Grundlage der Heeresergänzung immer mehr von jenem Ziel, das Karl vorgeschwebt hatte: von der Zusammenfassung aller Kräfte zur Schaffung eines wirklichen Volksheeres, mit einem Worte, von der allgemeinen Wehrpflicht.

Oesterreich-Ungarn besaß in jener Periode vier verschiedene Recrutirungssysteme: jenes für die altconscribirten Provinzen mit vierzehnjähriger Capitulationsdauer, für Tirol mit achtjähriger Dienstzeit, endlich für Ungarn die lebenslängliche Dienstpflicht und Bewilligung des jährlich zu stellenden Contingentes und sechs Jahren Zuzug, für die Lombardie und Venetien mit gleich langer Dienstzeit durch den Landtag, welcher auch die Vertheilung der zu stellenden Mannschaft auf die einzelnen Comitate und Freistädte aussprach. Dabei ist noch keine Rücksicht auf die Militärgrenze genommen, in welcher thatsächlich die allgemeine Wehrpflicht mit lebenslänglicher Dienstzeit herrschte. Eine solche Verschiedenheit in der Zusammensetzung der Armee konnte nicht ohne hemmende Einflüsse auf die Administration, nicht ohne merkliche Verschiedenheit in Bezug auf den Geist und die Ausbildung der Truppe bleiben.

Erzherzog Karl war vollkommen in den Hintergrund getreten. Er spielte weder in politischer noch in militärischer Beziehung mehr eine Rolle, sondern lebte nur mehr der Pflege von Kunst und Wissenschaft und seiner Familie, aus deren Schoß er die würdigen Erben seines militärischen Genies und seine Verdienste erwachsen sah. Aber es fehlte auch in den Kreisen der Armee nicht an Männern, welche die Ideen des Erzherzogs aufnahmen und dieselben verfochten, selbst auf die Gefahr hin, den damaligen Machthabern zu mißfallen.

In erster Linie ist hier Josef Graf Radetzky (Bild S. 1288) zu nennen, für welchen die militärischen Pflichten nicht mit der Thätigkeit auf dem Schlachtfelde

erschöpft waren. Nach 1815 stand er als Feldmarschallieutenant an der Spitze des Generalstabes. Sein rastloses Bemühen in dieser Stellung, die Erfahrungen der letzten Kriege zu verwerthen, stieß jedoch von allen Seiten auf Hindernisse.

„Zu was dieser Eifer und diese Neuerungen", entgegnete man ihm, „nachdem die Armee eben Proben ihrer Tüchtigkeit gegeben hat und wir am Beginn einer Friedensperiode stehen?" Vergeblich wies Radetzky darauf hin, daß die allgemeine politische Lage eine solche durchaus nicht verbürge, sie aber, falls sie auch einträte, nicht unthätig versäumt werden dürfe, sondern dazu benützt werden müsse, um die Armee auch für die Zukunft vorzubereiten. Vergebens! man wurde des unbequemen Mahners müde und bereitete ihm so viele Schwierigkeiten, daß Radetzky selbst um Versetzung zur Truppe bat und 1816 das Commando einer Cavalleriedivision in Oedenburg erhielt, zwei Jahre später aber als Ablatus des Commandirenden von Ungarn, Erzherzog Ferdinand d'Este, nach Pest berufen wurde.

Die ihm eigene geistige Regsamkeit verließ den damals schon vierundfünfzigjährigen Mann auch in dieser Stellung nicht, obwohl man ihm fühlen ließ, daß seine Rathschläge unerwünscht, ja unbequem seien. Als das Präsidium des Hofkriegsrathes nach dem Tode des Fürsten Schwarzenberg (1820) an Graf Heinrich Bellegarde kam, erhielt diese Stimmung gegen Radetzky neues Gewicht und sie fand ihren Ausdruck in der Ernennung zum Festungscommandanten von Olmütz, eine Function, welche als eine Art von Friedensanstellung angesehen wurde. Obwohl diese Ernennung mit der Beförderung zum General der Cavallerie verbunden war, erkannte Radetzky selbst deren Bedeutung so gut, daß er sogar den Gedanken faßte, ganz aus dem activen Dienst zu scheiden.

Zum Heil für die Armee und den Staat hielt ihn das Bewußtsein des eigenen Werthes, das den tüchtigen Mann über widrige Zeiten tröstet, von diesem Schritt zurück. Und als wollte er den Männern des absoluten Stillstandes und des geistigen Nichtsthuns seine unverwüstliche Kraft beweisen, benützte er gerade die ihm in Olmütz gebotene Muße zu reger, wissenschaftlicher Thätigkeit, als deren Frucht seine drei großen Denkschriften „Organisatorische Gedanken", „Gedanken über Festungen" und „Militärische Betrachtungen der Lage Oesterreichs" anzusehen sind, welche 1827 und 1828 entstanden.

In diesen wenig bekannten und noch viel weniger nach ihrem wahren Werth gewürdigten Schriften entfaltet Radetzky die seltenste Sachkenntniß und jenen bewunderungswürdigen Scharfblick wahrhaft großer Männer, welche unbehindert von der momentanen Strömung das wahre Wesen der Zustände erkennen und Forderungen erheben, die zwar von der kurzsichtigen Gegenwart hochmüthig abgelehnt, von der Zukunft aber erfüllt werden.

Geistige Regsamkeit ist es vor Allem, welche Radetzky auch von der Armee verlangt — eine Forderung, welche allerdings den Machthabern jener Zeit unsympathisch genug sein mußte. Er verweist auf die ganz eigenartige historische Entwicklung der kaiserlichen Armee, deren Kenntniß bei dem Mangel einer Geschichte derselben selbst jenen fehle, welche über die Organisation des Heeres zu entscheiden haben. Das vergleichende Studium der fremden Heereseinrichtungen, namentlich aber die Geschichte der letzten Kriege bezeichnet Radetzky als oberste Pflicht aller Berufenen, „da dies der einzige Weg ist, um bei einem abermals eintretenden Kampf den Herrscher und dessen Staaten vor neuem Unheil zu bewahren".

Von solchen allgemeinen Forderungen geht Radetzky auf die Organisation der Armee und deren Details ein und stellt Grundsätze auf, die allerdings heute allgemein anerkannt und durchgeführt, damals aber als phantastische Neuerungen von jenen Routiniers belächelt wurden, die sich in Ermanglung eigener fruchtbarer Ideen damit begnügten, alles Bestehende als das Beste zu erklären. Auch der verbürgteste und längste Friede dürfe für die Armee nur die Vorschule des Krieges sein, setzt Radetzky auseinander; er knüpft daran den Vorschlag zu einer fest gegliederten, auf die Verwendung im Kriege berechneten Ordre de bataille auch während des Friedens, „damit man sich gegenseitig kennen lerne, Vertrauen und zweckmäßige Verwendung im Kriege möglich sei". Dazu müßte die Armee vor Allem in Armeecorps getheilt werden, welche ihre Manövrirfähigkeit als selbstständige Körper und im Zusammenwirken zu erproben haben.

Offen tritt Radetzky gegen die Recrutirungsvorschrift vom Jahre 1827 auf; er will eine „Landwehr", aber eine solche, welche auf der allgemeinen Wehrpflicht basirt, ein wahres Volksheer repräsentirt. Ja, in dieser Beziehung steht Radetzky auf einem Standpunkt, der auch heute noch nicht erreicht ist und vielen ein gelindes Gruseln verursachen dürfte, obwohl der Zug der Entwicklung unverkennbar jenen Ideen zustrebt, welche Radetzky 1828 vertrat. Er verwirft das System der stehenden Heere, welche die Volkskraft unverhältnißmäßig in Anspruch nehmen, ohne sie doch ganz und ungetheilt dem Staate zur Verfügung zu stellen. Ihm sind „Verminderung der Auflagen, Tilgung der Staatsschulden" nicht blos ökonomische, sondern auch militärisch wichtige Maßregeln, die aber an eine Umgestaltung des Wehrgesetzes geknüpft sind.

Radetzky, der damals schon vierzig Jahre den Degen führte, verwirft jeden Eroberungskrieg; die Vertheidigung gegen einen Angriff aber sei Sache des ganzen Volkes; jeder Bürger soll im Bedarfsfalle Krieger sein und „dadurch wird ein Geist entstehen, der dem Staat unüberwindliche Streiter und im Nothfalle die größtmögliche Zahl derselben zu Gebote stellt".

Solche Heere bedürfen keiner complicirten Kriegskunst, sie ergänzen sich von selbst und sind aller Kraftäußerungen fähig, weil die moralischen Hebel in ihrer ganzen Kraft wirken. An Beispielen für seine Theorien fehlte es Radetzky nicht; er fand sie im Alterthum, aber auch die neuere und neueste Zeit bot ihm in den Schweizern, dem Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner, namentlich im Widerstand der Spanier gegen Napoleon Beweise dafür, daß gut geführte Volksheere fast immer Sieger über Berufstruppen wurden.

Solche Grundsätze, deren endlicher Sieg zwar gewiß, die aber auch heute noch frommer Wunsch sind, mußten in den Zwanzigerjahren umsomehr Anstoß erregen, als es nicht zu vermeiden war, Radetzky sich auch nicht scheute, das politische Gebiet in einer der herrschenden Richtung ganz widersprechenden Weise zu betreten. Radetzky nennt den Gedanken, allen Staaten entsprechende Verfassungen zu gewähren, „weise und groß!" Wie mag den Staatsmännern jener Zeit, welchen die Selbstständigkeit, das Mitbestimmungsrecht des Volkes ein Greuel war, bei solchen als complet revolutionär geltenden Sätzen die Haut geschaudert haben! Und der kühne General erlaubte sich sogar in Bezug auf die äußere Politik anderer Meinung zu sein als der allmächtige Fürst Metternich, bei dem sich doch alle Potentaten Rath erholten.

Mit klaren Zügen zeichnet Radetzky in den „Militärischen Betrachtungen der

Lage Oesterreichs" die Stellung der einzelnen Staaten, und es ist ein glänzender Beweis für seine staatsmännische Befähigung, daß die großen Umwälzungen, welche wir erlebt haben, von ihm vorhergesehen und in ihren Ursachen erkannt wurden. Aber das Schicksal aller Propheten blieb auch Radetzky nicht erspart. Ein Biograph sagt treffend darüber: „Dieser lästige Mahner in tiefer Friedenszeit, dieser Freund der Verfassung, der ‚Modethorheit', wie Genz sagte, verfallen, dieser Neuerer, der mit offenen Augen allen Fortschritten der Zeit folgte, allen verdienstlosen Strebern, bloßen Säbelraßlern, Junkern und Muckern verhaßt war, mußte seinen Verdiensten und seinem Kriegsruhm zum Trotze beseitigt werden."

Und in der That war die beträchtliche Schaar seiner Gegner geschäftig, um die Pensionirung Radetzky's durchzusetzen. Nur am Widerstand des Kaisers Franz fanden diese Bemühungen eine Schranke, und als die Ereignisse des Jahres 1830 die Gefahr eines Krieges naherückten, begehrte der Commandirende in Italien, Baron Frimont, Radetzky als Adlatus, und als Ersterer 1831 das Präsidium des Hofkriegsrathes übernahm, trat Radetzky an seine Stelle als Armeecommandant in Italien.

Er betrat hier einen heißen Boden, dessen wiederholtes Erzittern bewies, daß es doch nicht allüberall gar so glänzend bestellt war, wie Fürst Metternich sich selbst und wie seine publicistischen Handlanger der übrigen Welt einreden wollten. Als König Ferdinand von Neapel unter Gutheißung der auf dem Laibacher Congreß versammelten Fürsten der heiligen Allianz die Verfassung seines Landes umstieß, brach ein Aufstand aus, der zur allgemeinen Volksbewaffnung führte. „Zur gänzlichen Vernichtung des Werkes der Rebellion und des unter ihren Auspicien aufgerichteten Gebäudes", das heißt, zur gewaltsamen Beseitigung der Verfassung, wurde dem König Ferdinand ein österreichisches Armeecorps unter dem General der Cavallerie Baron Frimont zu Hilfe geschickt.

Johann Maria Baron Frimont stammte aus Lothringen, sein Vater war Major in französischen Diensten. Im Militärcollegium zu Pont à Mousson erzogen, trat der junge Frimont 1776 als Gemeiner beim Hußarenregimente Wurmser ein; er zeichnete sich im baierischen Erbfolgekriege so aus, daß er bereits 1778 zum Officier ernannt wurde. Er avancirte aber dann so langsam, daß er erst nach der Schlacht bei Fleurus (1794) Rittmeister und zwei Jahre darauf Major wurde. Dagegen ging es nun in Folge seines ausgedehnteren Wirkungskreises, der ihm Gelegenheit gab, sich hervorzuthun, desto rascher; 1798 finden wir ihn als Oberst des neuerrichteten Jägerregiments und 1801 wurde er Generalmajor.

Frimont galt schon damals als einer der fähigsten jüngeren Generäle und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Caldiero aus. Auch an den späteren Feldzügen nahm er ruhmreichen Antheil, wurde 1809 Feldmarschalllieutenant und 1813 General der Cavallerie, Commandeur des Theresien-Ordens und Freiherr. Im Jahre 1819 zum commandirenden General in Lombardo-Venetien ernannt, zog er 1821 auf die Kunde von den Unruhen in Neapel am Po ein mobiles Corps zusammen, mit dem er in Neapel einrückte. So laut auch der Enthusiasmus der zusammengelaufenen Schaaren des Generals Pepe sein mochte, so machten sie doch dem österreichischen Feldherrn seine Aufgabe ziemlich leicht. Besondere Tapferkeit war nie Sache der Neapolitaner, und nach dem Treffen bei Rieti (17. März 1821) lief die ganze aufständische Armee auseinander, so daß Frimont bald darauf in

Neapel einziehen konnte. König Ferdinand bewies sich durch Verleihung des T
eines Fürsten von Antrodocco und eine bedeutende Dotation dankbar. Auc
revolutionären Bewegungen, welche 1831 Mittelitalien erschütterten, wurden durc
raschen und klugen Maßregeln Frimont's unterdrückt.

Das dadurch erworbene und wohlverdiente besondere Vertrauen des K
berief ihn im November 1831 an die Spitze des Hofkriegsrathes. Aber in
eingelangt, erlag er am 26. December 1831 seinem gichtischen Leiden, das er si
den vielen Feldzügen, die er mitfocht, zugezogen hatte. Frimont war ein
gebildeter Mann, der mehrere Sprachen vollkommen sprach und schrieb und au
schwierigen Verhältnissen die Umsicht des wahren Staatsmannes bewies. Er ru
einer von ihm in Form des Armeekreuzes erbauten Kirche zu Palota in Ungarn

Wenn übrigens oben gesagt wurde, daß die Politik des Stillestehens auch



Josef Graf Radetzky. (Seite 1284 u. ff.)

die Armee ausgedehnt wurde, so soll damit nicht gesagt sein, daß Kaiser Fran
an Fürsorge für dieselbe hätte fehlen lassen. Dazu hatte er den Werth derselbe
den schwersten Zeiten seiner bewegten Regierung allzusehr schätzen gelernt. Er s
nur, wie in allen anderen Beziehungen, auch hier vor allen entschiedenen Maßr
zurück, ja, seine Vorliebe für das Althergebrachte wurde so weit ausgenutzt, daß
mancher in den Jahren 1807 bis 1809 gemachte reformatorische Schritt wieder zu
gemacht wurde. Ein Lobredner dieser Richtung sagt, eben so bezeichnend als gewu
„Es bedurfte daher keiner Neuerungen im Armeewesen, sondern nur der beson
Pflege und Ausbildung des bereits angebahnten Neueren und Besseren. In d
Sinne erfaßte auch die Weisheit des Kaisers Franz seine Aufgabe und dahe
während der weiteren Regierungsjahre dieses Monarchen nicht von eigentlichen
gestaltungen, wohl aber von zweckdienlichen Nachhilfen die Rede."

Als Beweis der kaiserlichen Fürsorge ist besonders die Verbesserung und

mehrung der Militär-Bildungsanstalten anzusehen. Schon in den ersten Friedensjahren wurde in Mailand ein „Militär-Knaben-Erziehungshaus" und in Olmütz eine „Cadetten-Compagnie" errichtet. Kaiserin Karoline Auguste, deren Wohlthätigkeit und Herzensgüte noch immer unvergessen sind, errichtete 1830 die noch heute im dritten Gemeindebezirke von Wien (Landstraße) bestehende „Karolinen-Stiftung" als Erziehungsinstitut für Mannschaftstöchter.

In der Artillerie ist die wichtigste Veränderung dieser Epoche wohl in der Errichtung des Raketeurcorps zu sehen. Der erste Commandant desselben war der damalige Oberstlieutenant, spätere Feldzeugmeister und General-Artillerieinspector Vincenz Baron Augustin, welcher in den Jahren 1813 und 1814 die Construction der dänischen und englischen Raketen kennen lernte und deren Erzeugung in einem



Erzherzog Friedrich. (Seite 1294.)

auf dem Steinfeld bei Wiener-Neustadt errichteten Laboratorium leitete. Schon bei dem Expeditionscorps gegen Neapel befand sich 1821 eine Raketeurabtheilung.

Die Frage eines österreichischen Festungssystemes war durch die wiederholten Einbrüche Napoleon's so nahegelegt worden, daß sie auch in dieser sonst so sterilen Periode nicht zur Ruhe kam. Das besondere Interesse, welches der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian d'Este dieser Frage widmete, schien dieselbe einer endgiltigen Lösung zuführen zu wollen. Von dem früher wiederholt ventilirten Vorschlage, die Ennslinie zu befestigen, abgehend, wählte der Erzherzog Linz zur Anlage einer Befestigungsgruppe, welche dem Gegner die Donaustraße sperren und der eigenen Armee als verschanztes Lager dienen sollte. Zu diesem Zwecke ließ der Erzherzog in einer weiten Ellipse auf den Höhen um Linz die von ihm erdachten sogenannten „Maximilianischen Thürme" erbauen (1831), welche nach dem damaligen Stande der Artilleristik bombenfest und breschefrei sein sollten. Aber die ganze

Anlage wurde in wenigen Jahrzehnten durch die Fortschritte des Geschützwesens überholt und im Allgemeinen als fehlerhaft erkannt. Heute sind die Maximilianischen Thürme um Linz zum Theil ganz verschwunden, zum Theil dienen sie verschiedenen friedlichen Zwecken.

Darin liegt ein Fingerzeig, wie rasch die Meinungen über den Werth bestimmter Systeme und der Festungen im Allgemeinen wechseln. Jene Stimmen, welche den Nutzen derselben, ganz bestimmte locale Verhältnisse ausgeschlossen, stark in Zweifel ziehen, finden auch in der neuesten Kriegsgeschichte Anhaltspunkte genug für ihre Ansicht. Wir haben wiederholt Feldzüge entscheiden gesehen, ohne daß formidable Festungen das Schicksal derselben beeinflußten, sobald die Entscheidung auf dem Schlachtfelde gefallen war. Ob aber jene Riesenfestungen, welche eine Armee beherbergen können und so viele im Felde fehlende Kräfte binden, einer energischen Vertheidigung thatsächlich nützen, darf auch noch als fraglich bezeichnet werden.

Ein Versuch, auch Wien mit Maximilianischen Thürmen zu umgeben, scheiterte am Kostenpunkt, so daß die paar bei Inzersdorf und Rothneusiedl erbauten Objecte bald wieder zu Ruinen wurden und endlich verschwanden.

Erfolgreicher waren die fortificatorischen Bestrebungen, welche unter Kaiser Franz in Venetien und Tirol gemacht wurden. Sie lagen in der Hand des ausgezeichneten Militäringenieurs General Franz von Scholl, den man nicht ganz mit Unrecht den „österreichischen Vauban" nannte. Die ersten Fortificationen, aus welchen später die als Thalsperre wichtige Franzensfeste in Tirol entstand, und die Neubefestigung Veronas, das dadurch zu einem Waffenplatz ersten Ranges gemacht wurde, geschahen durch General von Scholl.

Daß diese Verstärkung Veronas unabläſſig, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln betrieben wurde, ist in erster Linie ein Verdienst Radetzky's. Dieser beurtheilte die Lage in Italien richtiger als der leitende Staatsmann in Wien, der hochmüthig davon sprach, daß Italien nur ein geographischer Begriff und die Einheitsbestrebungen thörichte Schrullen einiger Phantasten seien. Gewohnt, alle Verhältnisse mit weit ausschauendem Blick zu erfassen, erkannte Radetzky bald, daß die revolutionären Bestrebungen von Jahr zu Jahr mächtiger wurden und alle Theile Italiens umspannten. Er wußte auch, daß die Kräfte der einzelnen Regierungen, deren Willen auch vorausgesetzt, im entscheidenden Moment nicht hinreichen würden, um die Bewegung niederzuhalten; er mußte also gefaßt sein, sie von derselben fortgerissen oder gestürzt zu sehen, wie es ja später auch thatsächlich geschah, so daß er allein, mindestens in Oberitalien, der Revolution Stand zu halten hatte. In diesem Falle waren die Befestigungen als Stütz- und Concentrirungspunkte von großem Werth; er betrieb also eifrig den Ausbau Veronas, die Erweiterung von Legnago, Mantua und Peschiera, die Befestigung von Mailand, Piacenza und Pavia, konnte mit seinen Vorschlägen jedoch nur bezüglich Veronas durchdringen.

Radetzky entfaltete überhaupt während der ersten achtzehn Jahre seines Commandos in Italien eine rastlose Thätigkeit, durch welche er die Grundlagen schuf, auf welchen sich seine späteren Erfolge aufbauten. Zum Theile allein, aber auch mit Unterstützung bewährter Kräfte, unter welchen Heß und Schönhals in erster Linie standen, arbeitete er eine Manövririnstruction für die Leitung größerer Truppenmassen aus, den wissenschaftlichen Grundsätzen angepaßt, erzog die höheren Officiere zu selbstständigem Denken und Handeln, das sich später in dem trefflichen Zusammen-

wirken fühlbar machte. Instructionen für den Felddienst der Infanterie und Cavallerie folgten, welche die leichtere Beweglichkeit der Truppen anbahnten und dieselben besonders für das in neuerer Zeit fast ausschlaggebend gewordene zerstreute Gefecht schützte. Radetzky führte zuerst das Princip der einheitlichen Infanterie, das heute allgemein adoptirt wird, praktisch durch, indem er bezüglich der Ausbildung und Verwendung keinerlei Unterschied zwischen schwerer, Linien- und leichter Infanterie machte, welche damals als Grenadiere, Linienregimenter und Jäger auch in der österreichischen Armee bestand.

Größere Uebungen im Felddienst traten auf seine Anordnung an die Stelle des früher fast ausschließlich betriebenen taktischen Exercirens, und im Spätherbst fanden unter seiner eigenen Leitung stets jene großen Manöver statt, die durch Zugrundelegung passender, der Localität entsprechender, strategischer Suppositionen das Gepräge der Wahrscheinlichkeit erhielten und für die Führenden und Geführten gleich instructiv waren. Diese Manöver wurden bald zu einer Berühmtheit in ganz Europa, zu welcher sich alljährlich Officiere aus allen Militärstaaten einfanden.

Machte die Jahreszeit diesen Uebungen ein Ende, so wendete sich Radetzky theoretischen Studien zu, welche er mit den Untercommandanten und anderen befähigten Officieren trieb, lehrend und aneifernd, indem er sich selbst das Ansehen eines unablässig Lernenden gab. Durch alle diese Bemühungen weckte er ein frisches Regen, einen geistigen Wetteifer in der italienischen Armee, welche in den blutigen Tagen der nahenden Entscheidung ihre reichen Früchte trugen. Der geistreiche Feldmarschallieutenant Carl von Möring anerkennt in seinen 1846 als Geniehauptmann geschriebenen „Sibyllinischen Büchern aus Oesterreich" diese Vorzüge der unter Radetzky's Commando stehenden Armee vollkommen an, so scharfe Kritik er auch sonst an den militärischen wie politischen Zuständen übt.

Aber es fehlte auch an anderen Stimmen nicht, welche sich gegen diese „Neuerungen und Eigenmächtigkeiten" Radetzky's erklärten und ihn offen und geheim auf das heftigste anfeindeten. Ja, diese Stimmen der Scheelsucht und geisten Impotenz wußten sich so sehr Geltung zu verschaffen, daß eine besondere Commission zur Ueberprüfung der Vorschläge und Maßregeln Radetzky's eingesetzt wurde. Als auf deren lobendes Gutachten die förmliche kaiserliche Genehmigung erfolgte, ließ man Radetzky weiterhin unangefochten, ohne daß leider sein System auf die ganze Armee Anwendung gefunden hätte.

Denn so wie nach dem Tode des Kaisers Franz, dessen politisches System fortgeführt wurde, folgte man auch dem bisherigen System der Heeresleitung.

Kaiser Ferdinand war keine impulsiv thatkräftige Natur, die eine lebendige Theilnahme am Heereswesen bedungen hätte; nur wo sein persönliches Empfinden angeregt wurde, griff er selbstständig und dann natürlich immer in einem den wahren Interessen der Armee günstigen Sinne ein.

Schon im Jahre 1827 waren theilweise Aenderungen in der Adjustirung getroffen worden, welchen 1837 eine ganz neue Adjustirungsvorschrift folgte. Sämmtliche Truppen — mit Ausnahme der Husaren und ungarischen Infanterie — erhielten Pantalons, die hohen Stiefel der deutschen Cavallerie, die langen Gamaschen entfielen; die Artillerie erhielt statt der rehbraunen Uniformen solche von der noch heute üblichen dunkelbraunen Farbe, jene des Fuhrwesens, bisher weiß, wurden schwarzbraun. Die technischen Corps erhielten statt der Hüte Czakos mit Roßhaarbüschen,

eine neue Form der letzteren, ohne die bisher übliche Ausbiegung gegen oben, wurde auch bei der deutschen Infanterie eingeführt. Mit Ausnahme der Officiere der deutschen Infanterie, der Platzofficiere, der Feldärzte, welche den Degen behielten, wurde allgemein der Säbel als Bewaffnung der Officiere eingeführt.

Reges wissenschaftliches Streben herrschte in der österreichischen Artillerie, der seit 1822 Erzherzog Ludwig als Director vorstand. Alle Verbesserungen in den Feuerwaffen der anderen Staaten eifrig verfolgend, verzichtete man auch auf selbstständige Versuche nicht. Als Frucht der ersteren Thätigkeit ist die Einführung der nach dem englischen Obersten Shrapnel benannten Gattung von Geschossen und die Erprobung des Console'schen Gewehres zu nennen; nach sorgfältigen Studien wurde 1841 das Infanterieregiment Nr. 8 mit Augustin'schen Percussions-(Zünder-) Gewehren versehen und die allmälige Einführung derselben in der ganzen Armee angeordnet. Als Beispiel eigenen Strebens sind die seit 1845 verfolgten Experimente mit der Schießbaumwolle zu nennen, welche zwar wegen der Gefährlichkeit dieses Präparates zu keinem positiven Resultate führten, aber höchst interessante Aufschlüsse über einzelne Probleme der Ballistik vermittelten. Neben Baron Augustin, der eine der ersten Autoritäten im Artilleriewesen war, wuchsen ausgezeichnete jüngere Kräfte, wie Hauslab, Streffleur, Vernier, Lenk u. s. w. heran, welche den wissenschaftlichen Ruf der österreichischen Artillerie auf verdienter Höhe erhielten.

Höchst verdienstlich wirkte auch der Oberst Karl Freiherr von Birago, nach dessen vorzüglichem, von den meisten Staaten adoptirten Kriegsbrückensystem die kaiserlichen Feldbrücken-Equipagen eingerichtet wurden. Ueber Birago's Vorschlag erfolgte 1843 die Auflassung des Pontonnier- und dessen Vereinigung mit dem Pionniercorps, sowie die gleichzeitige Auflösung des obersten Schiffamtes in Wien. Die Militärtransporte zu Wasser wurden der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft übertragen, und daß man die Wichtigkeit der Eisenbahnen für militärische Zwecke erkannte, bewiesen die 1842 auf der Nordbahn angestellten Versuche und Uebungen mit Militärtransporten.

Anläßlich einer Regulirung und zeitgemäßen Erhöhung der Gagen der Subaltern-Officierscorps erfolgte 1838 die Aufhebung der Fähnrichscharge, welche in jene der Unterlieutenants zweiter Classe umgewandelt wurde.

Die für Tirol gesetzlich bestehende sechsjährige Zuzugspflicht wurde 1839 aufgehoben; das bezügliche kaiserliche Patent sprach die Zuversicht aus, daß auch ohne eine solche Verpflichtung die ganze waffenfähige Bevölkerung bereit sein werde, dem ersten Ruf zur Vertheidigung des Landes zu folgen, eine Zuversicht, welche durch die Haltung der wackeren Tiroler vollkommen gerechtfertigt wurde. Auf wiederholtes Betreiben der Regierung sprach endlich der Preßburger Landtag (1839—40) sich für die zehnjährige Capitulation der von Ungarn gestellten Soldaten aus, wodurch die Anomalie der lebenslänglichen Dienstpflicht beseitigt wurde.

Noch wichtiger war das Patent vom 14. Februar 1845, das, „von dem Wunsche geleitet, den getreuen Unterthanen in den militärisch conscribirten Provinzen die Pflicht der Dienstleistung in der Armee zu erleichtern", die Militär-Dienstpflicht auf acht Jahre festsetzte. Das Patent war erst nach harten Kämpfen mit den Anhängern der vierzehnjährigen Dienstzeit zu Stande gekommen und man wollte wissen, daß ein Machtspruch des Kaisers Ferdinand nöthig gewesen sei, um dem Volke eine so wesentliche Erleichterung der Militärverpflichtung zu sichern.

Im Jahre 1845 bestand die kaiserliche Armee aus folgenden Truppen: 58 Linien-Infanterieregimenter, 20 Grenadierbataillone, 6 Garnisonsbataillone, wozu als sogenannte leichte Infanterie das Tiroler Jägerregiment und 12 Jägerbataillone, dann 17 Grenz-Infanterieregimenter und 1 Grenzbataillon kamen. Die Cavallerie setzte sich aus 8 Kürassier-, 6 Dragoner-, 7 Chevauxlegers-, 12 Husaren- und 4 Ulanenregimentern zusammen. Die technischen Truppen bestanden aus 5 Feldartillerieregimentern, dem Bombardier- und dem Feuerwerkercorps, dem Pionnierregiment, Genie-, Sappeur- und Mineurcorps. Außerdem ist noch das Militär-Fuhrwesencorps zu nennen. Der Friedensstand dieser Truppen bezifferte sich bei der Infanterie auf 314.912, der Cavallerie auf 48.842, der Artillerie auf 25.753, den technischen Corps auf 5400, dem Fuhrwesen auf 4000, zusammen auf 398.507 Mann. Die Generalität bestand aus 9 Feldmarschällen, 20 Feldzeugmeistern und Generälen der Cavallerie, 96 Feldmarschalllieutenants und 119 Generalmajoren in activer Dienstleistung.

Für die Militärakademie in Wiener-Neustadt erfloß 1837 ein neuer Organisationsplan, welcher die Tendenz hatte, dem Unterricht in den technischen Fächern größere Ausdehnung zu geben. Von besonderem Einfluß auf das wissenschaftliche Streben in der Armee war die Errichtung des militär-geographischen Institutes in Wien. Dasselbe entstand 1839 aus dem noch unter französischer Herrschaft gegründeten und seither beibehaltenen Institut für Militär-Geographie in Mailand, welches 1839 nach Wien verlegt und mit dem topographischen Bureau des Generalquartiermeisterstabes vereinigt wurde. Durch die gleichzeitige Errichtung einer lithographischen Anstalt wurde das militär-geographische Institut in die Lage versetzt, seine vorzüglichen trigonometrischen Aufnahmen der Allgemeinheit dienstbar zu machen. Zu den vorzüglichsten Kartographen der österreichischen Armee gehörte Feldmarschalllieutenant Ludwig de Traux, ein würdiger Vorgänger der Fligely, Sonklar u. s. w.

Ein in Wiener-Neustadt versuchsweise errichteter Equitationscurs fand 1835 seine Erweiterung zur Central-Equitationsanstalt in Salzburg, als deren Hauptzweck die nach bewährten Grundsätzen gleichförmig zu erzielende Heranbildung von Reitlehrern für die Armee bezeichnet wurde.

Anläßlich der Krönung in Mailand rief Kaiser Ferdinand 1838 eine lombardisch-venetianische adelige Leibgarde in das Leben, welche, ähnlich der ursprünglichen Einrichtung der ungarischen Garde, auch den Zweck haben sollte, Jünglingen des lombardo-venetianischen Adels die Gelegenheit zur Ausbildung in den Kriegswissenschaften zu geben. Zu diesem Zwecke war das nöthige Unterrichtspersonal dieser Garde zugewiesen, welche nebst den Chargen aus 60 Mann bestehen sollte. So wohlgemeint diese Schöpfung war, konnte sie doch bei den herrschenden politischen Verhältnissen zu keiner Blüthe gelangen und die Ereignisse des Jahres 1848 machten der lombardo-venetianischen Garde ein klangloses Ende.

Der Wiedererwerb der Küstenländer im Adriatischen Meere war mit der Uebernahme der Schiffe und Vorräthe in den dortigen Häfen verbunden, so daß sich das Augenmerk ganz von selbst auf die Kriegsflotte richten mußte. Indessen ging es damit sehr langsam und man kam von 1815—1825 aus wiederholten Organisirungsversuchen nicht viel heraus. Ein Hauptübelstand war der Mangel an höheren, tüchtig nautisch gebildeten Officieren, so daß die Leitung der Marine-Angelegenheiten durch Jahre in den Händen des Generals August von Conink lag, der trotz mili-

tärischer und technischer Kenntnisse doch nicht über jenes Detailwissen in Bezug auf das Flottenwesen verfügte, welches in seiner Stellung nöthig gewesen wäre, um ersprießlich und energisch wirken zu können. Nach 1825 wurde das bisher selbstständige Marinewesen dem Hofkriegsrath unterordnet, das Obercommando der Flotte aber dem Marchese Amilcar Paulucci, einem Seemann von Fach, übertragen.

Nun ging es mit der Ausrüstung der Schiffe rascher vorwärts, so daß die Zahl der im Arsenal von Venedig beschäftigten Arbeiter 3000 betrug. Auch für die Bemannung mit einheimischen Kräften konnte nach und nach Vorsorge getroffen werden, da das in Venedig errichtete Marine-Cadetten-Institut den Nachwuchs von Officieren lieferte.

Schon 1829 hatte die kräftig emporblühende Flotte Oesterreichs Gelegenheit, sich zu bewähren und dem Ansehen des Staates Geltung zu verschaffen. Der Kaiser von Marokko, trotz seines tönenden Titels ein würdiger Nachfolger der Seeräuberfürsten, welche Nordafrika so lange zum Schrecken des Mittelländischen Meeres gemacht hatten, ließ im Hafen von Rabat ein unter österreichischer Flagge segelndes Schiff aus Venedig anhalten, die Ladung confisciren und die Bemannung in Ketten legen, unter dem Vorwande, daß Oesterreich sich weigere, den früher von Venedig gezahlten Tribut zu entrichten.

Sofort wurde ein kleines Geschwader unter dem Commando des aus französischen Diensten übernommenen Fregattencapitäns Franz Freiherrn von Bandiera ausgerüstet, das an die marokkanische Küste abging. Die Küstenorte Larasch und Arzilla, dann Rabat und Tetuan wurden durch Beschießungen in Trümmer gelegt, zwei marokkanische Schiffe genommen und verbrannt, so daß sich die Regierung wohl zur Nachgiebigkeit entschließen, das confiscirte Schiff herausgeben, Schadenersatz leisten und auf den angesprochenen Tribut förmlich verzichten mußte.

Der stets wachsenden Bedeutung der österreichischen Marine entsprach es, daß 1835 der drittgeborene Sohn des Erzherzogs Karl in die Flotte eintrat.

Erzherzog Friedrich (Bild S. 1289) verband mit ausgezeichneten theoretischen Kenntnissen eine ausgesprochene Vorliebe für den Seedienst, dem er sich mit rastlosem Eifer widmete. Schon 1838 machte er auf der von ihm befehligten Fregatte „Guerriere" (der Krieger) eine größere Uebungsreise mit und übernahm dann das Commando der in Lissa stationirten Flottendivision.

Als es sich 1839 darum handelte, die Pforte vor den Unabhängigkeits-Bestrebungen ihres Vasallen Mehemed Ali von Egypten zu schützen, ließ Oesterreich zur englischen Flotte unter Admiral Stopford eine von Contre-Admiral Baron Bandiera befehligte Flottenabtheilung stoßen, zu welcher auch die von Erzherzog Friedrich geführte Fregatte „Guerriere" gehörte. Diese und noch zwei österreichische Schiffe nahmen an dem Bombardement von Beirut (12. und 13. September 1840) rühmlichen Antheil. Admiral Stopford anerkennt in seinen Berichten die ausgezeichneten Dienste der österreichischen Schiffe und rühmt besonders die Präcision, mit welcher die Congreve'schen Raketen geworfen wurden. Von Erzherzog Friedrich insbesondere heißt es in der englischen Relation, daß er die glänzendsten Beweise von Eifer und Thätigkeit an den Tag gelegt habe.

Noch verdienstlicher war das Eingreifen des jungen Seehelden bei der am 26. November 1840 erfolgten Bezwingung des wichtigen Küstenpunktes Saida. Obwohl Erzherzog Friedrich mit seiner Fregatte nur die Aufgabe hatte,

die Landung zu schützen, schloß er sich doch mit einer kleinen Abtheilung österreichischer Marinetruppen den Stürmenden an. Er führte sein Häuflein mit solcher Bravour, daß er unter den ersten war, welche in die hartnäckig von den Egyptern vertheidigte Feste eindrangen. Der berühmte englische Commodore Napier schrieb aus diesem Anlaß: „Ich wünsche nichts sehnlicher, als Eure kaiserliche Hoheit bei jeder meiner künftigen Expeditionen unter meiner Escadre zu haben."

Nicht minder rühmlich war der Antheil der Oesterreicher an der Beschießung und Einnahme von St. Jean d'Acre (4. November 1840). Nachdem fast 40.000 Bomben und Granaten auf die Stadt geschleudert und die egyptischen Batterien zum Schweigen gebracht waren, landete der Erzherzog mit kaum 100 Mann und drang durch eine Maueröffnung und die in Trümmern liegende Stadt bis zu der nur mehr schwach vertheidigten Citadelle vor, auf deren Höhe er selbst die österreichische und daneben die türkische und englische Flagge aufpflanzte.

Als der Widerstand Mehemed Ali's endlich gebrochen und der Friede wieder hergestellt war, konnte die junge österreichische Flotte einen bedeutenden Antheil der erzielten Resultate für sich in Anspruch nehmen, und selbst in England, das sonst so eifersüchtig maritime Erfolge anderer Staaten verfolgte, versagte man ihr denselben nicht. Als Erzherzog Friedrich 1842 auf der neugebauten Fregatte „Bellona" eine Instructionsreise unternahm, wurde er überall, besonders aber in England, von den Regierungen mit Auszeichnung, von der Bevölkerung aber mit Enthusiasmus begrüßt.

Als 1844 der bisherige Marine-Obercommandant Marchese Paulucci in den Ruhestand trat, war es ganz natürlich, daß der bereits im Vorjahre zum Contre-Admiral ernannte Erzherzog Friedrich ihm als Obercommandant und Vice-Admiral folgte. Mit jugendlicher Thatkraft widmete sich der Erzherzog seinem ausgedehnten Wirkungskreis, indem er eine Reihe wichtiger Reformen anbahnte. Bisher war, dem Ursprung und der Ergänzung entsprechend, das italienische, speciell venetianische Element in der Marine so vorherrschend gewesen, daß die alleinige Dienst- und Commandosprache die italienische Sprache war. Schonend, aber mit Festigkeit suchte der Erzherzog diese Verhältnisse nach und nach zu ändern, indem er den Eintritt junger Leute aus anderen Provinzen beförderte und der deutschen Sprache auch in der Marine gebührende Geltung verschaffte. Aus dem gleichen Grunde und von der Unzulänglichkeit Venedigs als Kriegshafen überzeugt, faßte der Erzherzog die Idee, einen zweiten Waffenplatz für die Flotte zu errichten, wozu er mit sicherem Blick das seither so wichtig gewordene Pola wählte.

Die weitaussehenden Pläne des Erzherzogs fanden ihr hauptsächlichstes Hinderniß in der kargen Dotation, welche für die Marine ausgeworfen war. Man erfaßte in den leitenden Kreisen damals die Bedeutung, welche eine tüchtige Flotte in militärischer und wirthschaftlicher Bedeutung für Oesterreich haben mußte, noch nicht. Dadurch verzögerte sich der Bau von Kriegsdampfern, welchen der Erzherzog eifrig befürwortete, und auch die Ausrangirung älterer, nahezu untüchtiger Fahrzeuge konnte nicht in dem Maße erfolgen, als es nöthig gewesen wäre. Um mit den kargen Mitteln möglichst viel zu erreichen, griff der Erzherzog zu dem von den meisten Seemächten und auch heute noch geübten System, nur einen Theil der Flotte in Dienst zu stellen, für den übrigen aber die sogenannte Seebereitschaft mit verminderter Bemannung einzuführen. Was an der Zahl fehlte, sollte aber durch erhöhte Tüchtigkeit ersetzt werden, zu welcher die alljährlich im Adriatischen Meere abgehaltenen großen Flottenmanöver wesentlich beitrugen.

Leider sollte ein trotz der Jugend schon so thatenreiches und verheißungsvolles Leben nicht von langer Dauer sein. Am 5. October 1847 — nicht ganz ein halbes Jahr nach dem Tode seines berühmten Vaters Karl — erlag Erzherzog Friedrich einer Unterleibskrankheit an der Schwelle folgenreicher Ereignisse, welche den Verlust einer so ausgezeichneten Kraft doppelt schwer vermissen ließen.

Auch für das Heer ergab sich wiederholt die Nothwendigkeit zu bewaffnetem Einschreiten. Im Sommer 1836 gewannen die aus Bosnien nach Croatien gemachten räuberischen Ueberfälle, die in bescheideneren Grenzen als nicht zu umgehende Unbequemlichkeit galten, einen solchen Umfang, daß sie nicht mehr ignorirt werden konnten. Energische Reclamationen bei der Pforte stießen zwar auf den besten Willen, aber auch auf das totale Unvermögen, die gewaltthätigen Unterthanen im Zaume zu



Fürst Alfred Windischgrätz. (Seite 1303.)

halten. Man mußte daher wohl die Züchtigung der allzu unternehmenden Nachbarn in die eigene Hand nehmen, worein sich die Türkei mit einer ihr seither zur Gewohnheit gewordenen Resignation fand. Als der Capitän des Bezirkes Bihač sich weigerte, die Mörder eines während des Cordondienstes erschossenen Grenzsoldaten des Oguliner Regiments zu bestrafen und die stricte Weisung dazu sogar mit der Zusammenziehung sehr verdächtiger Banden an der Grenze beantwortete, mußte man dazu schreiten, ihm und seinen Untergebenen eine empfindliche Lection im europäischen Völkerrecht zu geben. Unter dem Commando des Generalmajors Georg Baron Waldstätten überschritten sieben Bataillone und kleine Artillerieabtheilungen die Grenze. Geordneter Widerstand wurde nicht geleistet, aber Ueberfälle und heimtückische Angriffe auf Patrouillen und kleinere Detachements erschwerten die Aufgabe der kaiserlichen Truppen. Am 2. Juli 1836

wurde der Ort Izačic genommen und gleich Vikisčello, aus welchem die kühnsten Räuber und auch die Mörder des Grenzsoldaten stammten, in Brand gesteckt. Nach einander fielen dann die Raubnester Koliko, Gutta, Klokot und Papavevisčello in die Gewalt der kaiserlichen Truppen, der Widerstand erlahmte bald ganz, besonders nachdem die auch hier zur Anwendung gekommenen Brandraketen den ungehobelten Nachbarn einen heilsamen Schrecken eingejagt hatten. Unter der Nachwirkung desselben gab der Capitän von Bihač klein bei und verpflichtete sich, so weit seine Macht reichte, in einem förmlichen Friedensvertrag, künftighin selbst die Grenze und die Hammelherden der Croaten zu respectiren.

Ernster und von weiter gehenderen Folgen waren die Ereignisse, welche das militärische Einschreiten Oesterreichs in Krakau veranlaßten. Das sogenannte Groß-



Josef Baron Jellačić. (Seite 1305.)

herzogthum Krakau war eine der wunderlichen Schöpfungen des Wiener Congresses. Aus der Eifersucht der Mächte entstanden, welche es sich gegenseitig nicht gönnten, stellte dieses Ländchen mit dem monarchischen Titel eines „Großherzogthums" eigentlich eine Republik dar, welche unter dem Protectorate von Oesterreich, Rußland und Preußen stand. Als letzter Rest des unabhängigen Polenreiches war Krakau ein getreuer Abklatsch der politischen Intriguen und der wirren Parteiverhältnisse, wie sie in jenem geherrscht hatten. Als im Beginn des Jahres 1846 die bekannten Unruhen in Galizien ausbrachen, richteten die Schutzmächte an den Senat von Krakau die Aufforderung, für die Ruhe in der Stadt zu bürgen. Es war dies um so gerechtfertigter, als Krakau der Sitz jener Coterie von Ehrgeizigen und professionsmäßigen Wühlern war, welche die Unruhen in Galizien hervorriefen und leiteten. Ziemlich

kleinlaut entgegnete der Senat, er könne diese Bürgschaft nicht übernehmen. Daraufhin ließ Generalmajor Ludwig Collin von Colstein von der in Podgorze stationirten Brigade ein Bataillon und eine halbe Batterie in Krakau einrücken, offenbar eine viel zu geringe Macht, um diese Stadt, deren Bevölkerung tief erregt war und welche von Emissären und lichtscheuem Gesindel wimmelte, wirksam im Zaume zu halten.

Der unaufhörliche Zuzug bewaffneter Banden und die drohende Haltung der Bevölkerung mahnten zur äußersten Vorsicht, obwohl der Senat sich in Liebenswürdigkeit gegen die Truppen erschöpfte. Am 20. Februar sah sich General Collin, nachdem es zu wiederholten kleineren Zusammenstößen gekommen war, gezwungen, seine Truppen auf dem Ringplatz zu concentriren, und am 22. beschloß er, um einem ungleichen Kampfe auszuweichen, Krakau zu räumen. Der Senat, die Behörden und viele Personen der besseren Classe schlossen sich diesem Rückzuge an, in Krakau aber constituirte sich eine „nationale Regierung der polnischen Republik“, welche sofort jenes genugsam bekannte Spiel mit hochtönenden Phrasen begann, das um so abstoßender wirkt, weil es mit der Qualität der Leute, die es treiben, und mit den Machtmitteln, welche ihnen zu Gebote stehen, so wenig in Einklang zu bringen ist.

In Wadowice war General Collin mit dem vom Generalgouverneur Galiziens, Erzherzog Ferdinand d'Este, gesendeten Oberstlieutenant Ludwig von Benedek zusammengetroffen, der bei dieser Gelegenheit durch Raschheit und Energie zuerst die Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein concentrischer Angriff auf Krakau wurde verabredet; General Collin brach gegen Podgorze auf, Benedek rückte gegen Wieliczka vor. Am 26. Februar stieß der Letztere bei Gdow auf eine über 700 Mann starke Insurgentenabtheilung. Während er sie durch ein Tirailleurgefecht hinhielt, ließ Benedek ihnen den Rückweg gegen Krakau abschneiden. Dem ernsten Angriff hielten die Insurgenten auch nicht Stand; erst in Gdow selbst kam es zu einem erbitterten Kampf, der nur durch die Erstürmung der meist hartnäckig vertheidigten Häuser ein Ende fand. Kaum hundert Insurgenten entkamen, alle übrigen wurden im Kampfe oder als mit den Waffen in der Hand betreten getödtet. Ohne Widerstand zu finden, rückte Benedek in Wieliczka ein und sandte sofort mittelst Wagen eine Compagnie gegen Podgorze, um den Insurgenten keine Zeit zur Sammlung zu lassen und sich mit Generalmajor Collin in Verbindung zu setzen. Hiedurch war dieser, dessen Verhalten übrigens competentenorts nicht ganz gebilligt wurde, in den Stand gesetzt, Podgorze, das als Brückenkopf Krakaus anzusehen ist, anzugreifen.

Abermals mußte Haus um Haus genommen werden und auch mit einer nach wunderlicher polnischer Sitte arrangirten „bewaffneten Procession“ kam es zu einem blutigen Zusammenstoß. Unaufhaltsam drangen indessen die kaiserlichen Truppen bis an die Weichsel vor, und rasch aufgefahrene Geschütze verhinderten durch ein wirksames Kartätschenfeuer weiteren Zuzug von bewaffneten Banden aus Krakau.

Da die Weichselbrücke zerstört und der Wasserstand sehr hoch war, konnte Collin nicht gegen Krakau selbst vorgehen, gegen das von West und Nord auch preußische und russische Abtheilungen anrückten. Uebrigens war die mit so tönenden Worten ausgesprochene Zuversicht der „nationalen Regierung“ bereits geschmolzen, der Kampfesmuth einer sehr katzenjämmerlichen Stimmung gewichen. Versuche, zu unterhandeln, wies Collin mit dem Bedeuten zurück, daß er diese sogenannte Regierung nicht anerkenne, und erst als am 3. März die am meisten gravirten Personen aus Krakau geflohen waren und eine aus angesehenen Bürgern bestehende Deputation die

unbedingte Unterwerfung ausgesprochen hatte, erklärte General Collin, die weiteren Feindseligkeiten einzustellen.

Erst am 4. März konnte er die Weichsel überschreiten und in Krakau einrücken, das am Tag vorher schon von Russen unter General Paniutine, und am 5. von Preußen unter General Graf Brandenburg besetzt wurde. Die Selbstständigkeit Krakaus hat sich durch den wirthschaftlichen Niedergang der Stadt als wenig vortheilhaft für diese selbst, und bei der Schwäche der Regierung als eine Quelle steter Beunruhigung für die Nachbarn erwiesen. Die Verhandlungen der drei Protectoratsmächte führten zu dem der geographischen Lage nach einzig möglichen Beschluß der Einverleibung in Oesterreich, welche am 16. November 1846 durch den Feldmarschallieutenant Heinrich Graf Castiglione vollzogen wurde.

Die Vorwürfe, welche dem General Collin gemacht wurden und seine Pensionirung verursachten, scheinen in der That nicht ganz gerecht gewesen zu sein. Man hatte im Allgemeinen in Regierungskreisen keine Ahnung von dem Sturm, der sich auf allen Seiten vorbereitete, und wurde von den Unruhen in Galizien, obwohl dieselben seit langer Zeit und mit dem bekannten Verschwörungsapparat vorbereitet wurden, vollkommen überrascht. Collin's Worte, daß „man in der Politik nur glaube, was man wünsche, und nur sehe, was man sehen wolle", lassen ahnen, daß man auch in Galizien von militärischer Seite die Situation richtiger beurtheilte als von jener der Regierungskreise. Diesem Optimismus war es auch zuzuschreiben, daß Collin gezwungen war, die erste Occupation Krakaus mit ganz ungenügenden Kräften zu unternehmen. „Man glaubte mir nicht und schickte mir ungeachtet meiner dringenden Bitten nur sehr langsam die Verstärkungen nach", schreibt er in einem als Vertheidigung geltenden Brief. Daß er mit nicht ganz 1000 Mann, die durch einen aufreibenden Dienst erschöpft und ohne ausreichende Verpflegung waren, dem höchst gefährlichen Straßenkampf mit einer vielfach überlegenen fanatisirten Volksmenge aus dem Wege ging, kann ihm vom militärischen Standpunkt, der von der Vorsicht mehr als von zweckloser Tollkühnheit beeinflußt sein soll, kaum zum Vorwurf gemacht werden.

Von besonderer Bedeutung wird die Krakauer Episode durch das Hervortreten eines Mannes, dessen trauriges Verhängniß es war, daß sein Name anfänglich mit den herrlichsten Waffenthaten der Armee verknüpft war, um schließlich eine ehrenreiche Laufbahn mit einem Mißerfolg abzuschließen, den eine gerechte Beurtheilung weder ihm noch der von ihm geführten Armee zur Last legen kann.

Ludwig von Benedek wurde 1804 zu Oedenburg in Ungarn geboren und erhielt seine militärische Ausbildung in der Akademie zu Neustadt, aus welcher er 1822 als Fähnrich des Infanterieregiments Nr. 27 trat. Als Oberlieutenant wurde er 1833 dem Generalquartiermeisterstab zugetheilt, avancirte in demselben zum Hauptmann und machte bis zum Jahre 1840 in Italien jene Schule Radetzky's mit, aus welcher fast alle bedeutenden österreichischen Militärs der kommenden Jahrzehnte stammten. Als Major zur Truppe rückversetzt, berief man Benedek als Generalcommando-Adjutant nach Lemberg. In dieser Stellung betraute 1846 Erzherzog Ferdinand d'Este den schon zum Oberstlieutenant avancirten Benedek mit den Maßregeln gegen Krakau, welche er im Zusammenwirken mit General Collin in der schon geschilderten Weise leitete. Die Tapferkeit und Geschicklichkeit, welche er dabei bewies, lenkte die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf ihn und brachte ihm mehrfache

Auszeichnungen. Im August 1847 zum Oberst des Infanterieregiments Nr. 33 ernannt, kam er nach Italien zurück, um an den Kämpfen der beiden nächsten Jahre hervorragenden Antheil zu nehmen. Wir werden seinen Namen noch oft und stets — auch als sein bewährtes Soldatenglück ihn verließ — in ehrenvoller Weise zu nennen haben.

Die Vorgänge in Galizien waren nur ein verfrühtes Wetterleuchten der Gewitterstürme, welche sich vorbereiteten und von jedermann geahnt wurden, nur von jenen Staatsmännern nicht, die zu sehr von der Vortrefflichkeit ihres Systems eingenommen waren, als daß sie zugegeben hätten, es könne zu einem solchen Ende führen.

Auf einem der exponirtesten Posten stand Radetzky, der 1836 zum Feldmarschall ernannt worden war und beim Beginn des Jahres 1848 sein zweiundachtzigstes Lebensjahr erreicht hatte. Er kannte den Ernst der Lage vollkommen und machte auch nach Oben kein Hehl aus seinen Befürchtungen. Aber — so versichert uns ein gut unterrichteter Biograph — nur „unter den widerlichsten schriftlichen und persönlichen Kämpfen hatte er eine ganz unzulängliche Vermehrung der Armee und der für die Herrichtung des Kriegsschauplatzes erforderlichen Mittel durchsetzen können. Denn so wenig man in Wien selbst auf den Ausbruch der Revolution vorbereitet war, so wenig wollte man glauben, daß die Dinge in Italien rasch einer ernsten Lösung zugingen, und fand es für bequemer, den Marschall für einen Schwarzseher zu halten, dessen Hallucinationen nicht nachgegeben werden dürfe."

Schon die ersten Tage des Jahres 1848 sollten aber dem Marschall recht geben. Die von allen Seiten geschürte, zum Theil auch durch die anderen Regierungen begünstigte nationale Erregung war bereits so gewaltig, daß es im Jänner 1848 in Mailand und anderen Städten zu Reibungen zwischen dem Militär und der Bevölkerung kam. Die Behörden wußten solchen Ausschreitungen nicht Einhalt zu thun, es kam zu förmlichen Kämpfen, in welchen die Soldaten, sich schutzlos wähnend, zur Waffe greifen mußten. Von den Militärcommanden eingeleitete strenge Maßregeln stellten zwar äußerlich die Ruhe wieder her, aber die Gluth der Erbitterung glomm im Stillen desto gewaltiger fort und wartete nur des Windstoßes, um zur verheerenden Flamme anzuschwellen. Dieser Windstoß kam bekanntlich von der Februar-Revolution in Paris, und nicht nur in Italien, sondern in allen Theilen des Reiches und selbst im Herzen desselben brach eine Bewegung aus, unter welcher das so hartnäckig festgehaltene System des Stillstandes in sich zusammenstürzte. In dem allgemeinen Chaos war die Armee, zu deren Heil ja dieses System auch nicht gedient hatte, einer furchtbar schweren Aufgabe gegenübergestellt, welche so glänzend gelöst zu haben zu ihren schönsten Ruhmes-Erinnerungen gehört.

Die Revolutionsjahre 1848 und 1849.

Am 24. Februar 1848 wurde in Paris König Ludwig Philipp gestürzt, die Republik proclamirt. Wie ein Alarmschuß hallte diese Nachricht durch ganz Europa, in allen Ländern ein mehr oder weniger starkes Echo weckend. Diese Rückwirkung war um so gewaltsamer, je mehr Zündstoff durch die alle Regungen des Volksgeistes unterdrückende traurige Regierungskunst der Machthaber des Vormärz aufgehäuft war.

In Oesterreich, das in dieser Beziehung leider an erster Stelle zu nennen ist, kamen zu den allgemeinen Ursachen politischer Unzufriedenheit noch die schwierigen

nationalen Verhältnisse, welche durch die schwankende Haltung der Regierung in den letzten Jahren verschärft wurden. Uebrigens ist auch zu betonen, daß jene Unzufriedenheit nicht blos in der breiten Masse des Volkes oder in jenen Schichten des Mittelstandes vorhanden war, welche durch Bildung und Besitz in gleicher Weise zu regerem Antheil am politischen Leben berufen sind. Mit Ausnahme einer sehr kleinen Gruppe, welche sich um die Träger des damaligen Systems schaarte, war jeder Denkende in ganz Oesterreich von der Unhaltbarkeit desselben überzeugt und in den Massen herrschte jenes instinctive Unbehagen, das nur eines Anlasses bedarf, um sich in gewaltsamer Weise geltend zu machen. Jene Ueberzeugung reichte aber von den höchsten Sphären herab; es ist nachgewiesen, daß der größte Theil der kaiserlichen Familie schon lange gegen die Politik Metternich's und der Staatsconferenz ankämpfte, daß die Träger der ältesten adeligen Namen zu einer Umkehr drängten, und daß auch unter den höchsten Würdenträgern der Armee Männer waren, welche — gleich Radetzky — die kommende Gefahr erkannten.

In der Mitte Februar 1848 wendete sich auf einer Soirée der Feldzeugmeister Graf Theodor Baillet de Latour an den allmächtigen Staatskanzler, um demselben seine Bedenken, welche mit den Ansichten vieler höherer Generäle übereinstimmten, mitzutheilen. Fürst Metternich hörte ihn spöttisch lächelnd an, seine Gattin aber, die Fürstin Melanie, welche als Secretär und Beratherin des Staatskanzlers fungirte, fiel dem Feldzeugmeister selbstbewußt in das Wort: „So stark wie jetzt haben wir uns noch niemals gefühlt!"

Diese unbegreifliche Verblendung wurde auch dann nicht erschüttert, als der Königsthron in Frankreich zusammenbrach, als aus den meisten deutschen Staaten die Kunde kam, daß man sich von der Metternich'schen Vormundschaft befreit und freiheitliche Wege eingeschlagen habe, als aus Italien immer drohendere Nachrichten einlangten.

So kam es in Wien zu den Ereignissen der Märztage (13., 14., 15. März), welche den Sturz dieses überlebten Systemes herbeiführten und für Oesterreich das Signal zu langen und blutigen Wirren waren. Zum Glück ist es nicht unsere Aufgabe, eine Geschichte dieser verhängnißvollen Zeit zu schreiben, in welcher durch Schrankenlosigkeit des Wollens, Unklarheit und Halbheit die edelsten Ideen mißbraucht und auf schlimme Wege gedrängt wurden; für unsere Zwecke genügt ein allgemeines Bild der politischen Situation, um den Antheil verständlich zu machen, welchen die kaiserliche Armee an der weiteren Entwicklung der Dinge nahm — getreu ihrer Aufgabe, den Staat gegen äußere und innere Feinde zu schirmen.

Bei der Kopflosigkeit, mit welcher sich trotz aller drohenden Anzeichen die damalige Regierung von der Bewegung überraschen ließ, war ein gewaltsames Unterdrücken derselben sehr erschwert, wenn dasselbe überhaupt möglich war. Die Straßenkämpfe in Wien und einigen anderen Landeshauptstädten endeten überall mit dem Zurückweichen nach kurzen Versuchen der Gewaltanwendung, wirkten also nach allen Seiten abträglich. Der mit stürmischem Enthusiasmus aufgenommenen Verheißung einer Constitution folgte am 18. März die Ernennung eines „verantwortlichen" Ministeriums, in welches als Kriegsminister Feldmarschalllieutenant Peter Zanini trat, welcher jedoch schon am 30. April durch den schon genannten Grafen Latour ersetzt wurde, der bekanntlich später als Opfer der gräßlichen Ausartung dieser von den edelsten Motiven ausgehenden Bewegung fiel.

Der Geist der Zeit wirkte ohne äußere Beeinflußung so mächtig, daß die ersten Maßregeln des Kriegsministeriums nach dessen Umbildung aus dem Hofkriegsrath demselben Rechnung trugen. Der Stock als Abzeichen der Charge wurde am 14. April abgeschafft und wenige Wochen später erfloß ein allerdings nur provisorisches Verbot der Stockstreiche als Disciplinarstrafe. Gewisse Praktiker, welchen das Alte stets das Gute ist, und welche es bequemer finden, sich gefürchtet zu machen, als sich die Liebe und Achtung der Untergebenen zu erwerben, waren ganz außer sich über diese Maßregel; sie prophezeiten den Verfall aller Disciplin und waren voll Freude, als später der Stock wieder zu unverdienten Ehren kam, gewiß weniger, weil man in den leitenden Kreisen wirklich von seiner Unentbehrlichkeit überzeugt war, als weil das Bestreben herrschte, alle Maßregeln der Bewegungszeit ungeschehen zu machen.

Daß man, wie wir sehen werden, nach wenigen Jahren wieder schrittweise zur Einschränkung der abstoßenden Prügelstrafe und endlich abermals zur gänzlichen Aufhebung derselben schritt, ohne daß, wie die Erfahrung lehrt, die Disciplin darunter gelitten hätte, läßt wohl klar erkennen, auf welcher Seite man im Rechte war.

Indem wir die wichtigen Ereignisse in Italien einer zusammenhängenden Darstellung vorbehalten, werfen wir einen Blick auf die übrigen Provinzen. Die Märztage in Wien galten der Abschüttlung eines verhaßten Systems, sie waren unter dem hehren Symbol der Freiheit entstanden, mögen spätere Ausschreitungen dasselbe auch noch so sehr entstellt haben. Die Erhebungen in den Provinzen dagegen hatten alle einen nationalen Hintergrund, welcher sie deutlich genug von den Vorkommnissen in Wien unterschied. Wenn wir von Italien absehen, begann Krakau den Reigen.

Schon am 25. April kam es vor der Wohnung des den Ultranationalen verhaßten Kreishauptmannes Baron Krieg zu Ansammlungen, welche jedoch durch die bloße Alarmirung der Garnison zerstreut wurden. Als aber am nächsten Tage unter Militärassistenz ein Waffendepot der Nationalregierung in der Vorstadt Stradom confiscirt werden sollte, kam es zum offenen Zusammenstoß mit der Menge, welche durch Zuzügler verstärkt und aufgehetzt war und auch in der Nationalgarde einen Rückhalt hatte. Nachdem aus dem Volk Schüsse gegen das Militär fielen, machte auch dieses von der Waffe Gebrauch und mit einem Schlage erhob sich die ganze Stadt, Barricaden wurden gebaut, von den Thürmen erscholl Sturmgeläute und aus vielen Fenstern fielen Schüsse oder Steinwürfe auf die an ihre Alarmplätze ziehenden Truppen.

Der Commandirende, Feldmarschallieutenant Heinrich Graf Castiglione, wurde selbst durch einen angeblich von Frauenhand abgefeuerten Schrotschuß ziemlich bedeutend im Gesichte verwundet, und sein Nachfolger im Befehl, Generalmajor Graf Moltke, zog die Truppen, um einem ungewissen, jedenfalls sehr blutigen Straßenkampf auszuweichen, gegen das Castell zurück. Gleichzeitig wurde das Feuer gegen die Stadt eröffnet. Nach zweistündiger Beschießung erschienen Fürst Jablonowski und Graf Potocki, um die Unterwerfung der Stadt anzubieten. Nach Annahme der von Castiglione gestellten Bedingungen — Entwaffnung der Bevölkerung und Ausweisung der Fremden — wurde das Bombardement eingestellt, jedoch dafür gesorgt, daß eine Wiederholung solcher Putsche nicht so leicht möglich war.

Eben so muthwillig heraufbeschworen waren die Juniunruhen in Prag, von welchen ein Historiker mit Recht sagt, sie seien wohl nur inscenirt worden, damit Prag nicht gegen Wien zurückstehe und nachträglich auch noch sein „Revolutiönchen"

habe. Dort commandirte Feldmarschall Alfred Fürst Windischgrätz (Bild S. 1296), der, durch kleinere Krawalle gewarnt, alle Anstalten zur Abwehr traf, die Garnison verstärkte und einen strengen Patrouillendienst einführte. Nun spitzten sich die Demonstrationen speciell gegen die Person des Fürsten zu, in Volksversammlungen petitionirte man um seine Entfernung und drohte mit einer solennen Katzenmusik, worauf er in würdiger Weise entgegnete, daß er eine solche, so lange die öffentliche Ordnung dadurch nicht verletzt würde, ruhig hinnehmen werde.

Wiederholt kam es zu Tumulten und am 11. Juni vor dem Generalcommando-Gebäude in der Neustadt zu einem förmlichen Kampf, der sich bald über die ganze Stadt verbreitete. Eines der ersten Opfer war die Gattin des Fürsten Windischgrätz, welche von einer aus den gegenüberstehenden Häusern kommenden Kugel getödtet wurde, und auch sein Sohn erhielt im Straßenkampf eine schwere Verwundung. Niemand wird es tadeln können, daß dadurch die Denkweise des Feldmarschalls beeinflußt wurde und er sich gegen die Unterhandlungsversuche ablehnend verhielt. Trotzdem sah er auch die Nutzlosigkeit eines weiteren Straßenkampfes ein und zog in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni die Truppen auf das linke Moldauufer.

In Prag jubelte man über den Sieg und vertheilte schon die Rollen für die künftige böhmische Regierung, da erklärte am 16. Juni Fürst Windischgrätz den Belagerungszustand und drohte mit dem Bombardement, wenn die Stadt sich nicht unbedingt unterwerfe. Während man noch unterhandelte, eröffneten einige Heißsporne von der Altstadt aus ein Gewehrfeuer gegen die jenseits stehenden Posten. Nun begann das Bombardement, das bis nach Mitternacht dauerte und zahlreiche Brände verursachte. Der überzeugenden Sprache der Geschütze konnten sich auch die exaltirtesten Czechen nicht verschließen; am Morgen des 17. Juni erfolgte die Unterwerfung, und der „große dumme Jungenstreich", wie der obenerwähnte Historiker die ganz überflüssige Prager Revolution nennt, war zu Ende.

Nur der Vollständigkeit willen sei erwähnt, daß es im November 1848 auch in Lemberg noch zu Unruhen kam, welche jedoch durch die zweckmäßigen Maßregeln des Feldmarschalllieutenants Wilhelm Baron Hammerstein im Keim erstickt wurden.

Anscheinend viel ruhiger, als man nach der im Lande herrschenden Stimmung vermuthet hätte, verlief anfänglich die ganze Bewegung in Ungarn. Allerdings wurde dies mit einem Preis erkauft, der sich in der Folge als viel zu hoch erwies. Im ersten Enthusiasmus des Forderns, in der ersten Bestürzung des Gewährens erhielt Ungarn nicht nur jene volle Unabhängigkeit, die von jeher in seinen Gesetzen begründet war, sondern noch viel mehr — mehr, als die Monarchie um ihres Bestandes willen auf die Dauer ertragen konnte — mehr, als dem Lande selbst frommte. Jedes gemeinsame Band wurde zerrissen, mit Ausnahme der Person des Herrschers, Ungarn bekam sein besonderes Ministerium, dem auch eine selbstständige Leitung der äußeren Angelegenheiten und ein selbstständiges Kriegsministerium angehörte, welch letzteres über alle aus Ungarn stammenden Truppen verfügen sollte.

Jedem Einsichtigen war es klar, daß diese Lösung die unglücklichste von allen und die Quelle zahlloser Conflicte war, welche schließlich zur Befehdung der beiden Theile der Monarchie, zur gänzlichen Zerreißung derselben führen mußte. Aber leider sind in so unruhigen Zeiten der wirklich Einsichtigen nur sehr wenige und diese vermögen ihre Stimme nicht zur Geltung zu bringen. So wurde denn das erste

ungarische Ministerium unter dem Vorsitz des Grafen Ludwig Batthyany gebildet, welchem als Minister des Aeußern Fürst Paul Eßterhazy, als jener des Krieges Oberst Lazar Mészáros angehörten, der letztere ein eleganter Soldat ohne höhere militärische Begabung, von seinen Untergebenen als „az öreg ficzko“ (der alte Stutzer) treffend gekennzeichnet.

Wenn diese ungarische Regierung auch nicht unter dem unheilvollen Einflusse Ludwig Kossuth's gestanden wäre, so hätte schon die Unklarheit des Verhältnisses zur Gesammtmonarchie, namentlich in militärischen Dingen, zu Reibungen führen müssen. Die Verwendung der ungarischen Truppen gegen äußere Feinde, die Theilung der Artillerie- und technischen Truppen, die Beschaffung der finanziellen Mittel u. s. w., all das war unentschieden zu einer Zeit, wo gerade die Armee der größten Stabilität bedurft hätte, um nach innen und außen mit voller Kraft wirken zu können. Der Verkehr der beiden Kriegsminister war von vorneherein ein sehr schwieriger, denn jener in Wien mußte im Interesse der Armee Widerstand leisten gegen alle Bemühungen, die festgefügte Administration durch eine Theilung im Moment zu verwirren, wo Radetzky in Italien unter den schwierigsten Verhältnissen kämpfte; jener in Ungarn war aber formell im Rechte, wenn er eine solche Theilung betrieb, welche im Sinne der zugestandenen selbstständigen Armee lag und ohne welche sein Ministerium ein wesenloses Ding blieb.

In Wien sah man bald nach der blinden Gewährung die damit verbundenen Uebelstände ein; statt aber dieselben offen darzulegen und eine billige Auseinandersetzung zu fördern, welche den Theilen ihr Recht, dem Ganzen aber die unentbehrlichen Attribute staatlicher Macht ließ, schlug man den falschen Weg ein, im Kleinen an den gemachten Zugeständnissen zu mäkeln. Schon im Frühjahre bedurfte es wiederholt des vermittelnden Eingreifens des wohlmeinenden Palatins Erzherzog Stefan, um offene Conflicte zu vermeiden. Dem Kern der Frage ging man in einem kaiserlichen Rescript mit der beiläufigen Bemerkung aus dem Wege: „Die löblichen Stände würden wohl selbst einsehen, daß die Verwendung der ungarischen Armee außer den Landesgrenzen, wie nicht minder die Ernennung zu Militärämtern der nöthigen Uebereinstimmung wegen direct nur von Meiner Allerhöchsten königlichen Entschließung abhängen können, mit der Gegenzeichnung in diesen Fällen daher der sich fortwährend um Meine königliche Person befindende Minister zu betrauen sein wird.“

Mit kleinen Mitteln löst jedoch eine Regierung keinen Conflict, der in den organischen Verhältnissen selbst wurzelt. Die Mahnung Franz Deak's aber, daß „eine Form für die die ganze Monarchie betreffenden Angelegenheiten gefunden werden müsse — eine Form, welcher dann die Kraft des Volkes, die Weisheit seiner Regierer erst Leben und Bestand verleihen könne“, — diese Mahnung des „Weisen von Ungarn“ verhallte ungehört nach beiden Seiten. Das Bestreben, die übereilt gemachten Zugeständnisse zu verkleinern, der Argwohn, daß sich darunter viel weitergehende Pläne gegen die Selbstständigkeit Ungarns verbargen, vergifteten von vorneherein alle damaligen Beziehungen zwischen Wien und Pest.

Eine weitere Schwierigkeit, welche sich gerade in militärischer Beziehung sehr einschneidend geltend machte, lag in den nationalen Verhältnissen Ungarns und seiner Nebenländer. Wer die Vorgänge der jüngsten Zeit verfolgt, wird es sehr begreiflich finden, daß sich in jener stürmischen Zeit auch in den südöstlichen Ländern nationale

Bestrebungen geltend machten. Von Wichtigkeit wurden dieselben in Croatien, an dessen Spitze als Banus der General Josef Baron Jellačić (Bild S. 1297) stand. Schon seine Ernennung für diesen wichtigen Posten mußte in Pest befremden, da Jellačić als Anhänger gewisser großcroatischer Pläne galt, welche man in Ungarn natürlich nicht billigen konnte. Als Feldherr bewährte sich Jellačić, wie wir sehen werden, nicht ganz; seine Wirksamkeit als Staatsmann zu beurtheilen, ist nicht Aufgabe dieses Werkes, den noch heute darüber heftig aufeinanderplatzenden Meinungen gegenüber darf aber wohl betont werden, daß man in Lob und Verdammung zu weit gegangen



Das Arsenal in Venedig. (Seite 1311.)

ist. Man mag sein Vorgehen hinterhältig und unklar nennen, aber gewiß handelte Jellačić in gutem Glauben, jenen Zustand der Stabilität befördern zu helfen, der als einzige Rettung aus dem Chaos politischer und nationaler Widersprüche erschien, in das sich die Monarchie aufzulösen drohte.

Kaum hatte der junge ungarische Staat seine Selbstständigkeit, so drohten sich im eigenen Lande Feinde derselben zu erheben, denn nicht allein die Croaten, sondern auch die Serben machten Ansprüche auf nationale Unabhängigkeit. Schon im Sommer 1848 stand Ungarn vor dem Bürgerkrieg, ein Grund mehr für die Pester Regierung,

um auf die Klärung der militärischen Verhältnisse — das heißt im Sinne Kossuth's auf die Errichtung einer selbstständigen ungarischen Armee — zu drängen, ein Wunsch, der in Folge der überstürzten Zugeständnisse damals nicht ohne gesetzliche Basis war.

Gerade diese Verwirrung, diese Unklarheit in den Fundamenten des staatlichen Seins, zu deren Schutz der Soldat in erster Linie berufen ist, wurde verhängnißvoll, nicht blos für die Monarchie und Ungarn, sondern auch für manchen wackeren Soldaten, der, vor einen Zwiespalt der Pflicht gestellt, nach bestem Wissen im Sinne der Meinung des Momentes entschied und dadurch auf eine schiefe Bahn gedrängt wurde. Es sind das unfreundliche Betrachtungen, welche wir nur deshalb nicht unterdrücken, weil leider Grund zu der Annahme ist, daß man auch heute noch nicht überall die Nothwendigkeit sieht, dieser Zeit allseitigen Irrens auch allseitige Duldung und Milde im Urtheil angedeihen zu lassen. Um so lieber wenden wir uns nach einer anderen Seite der Zeitereignisse, welche der kaiserlichen Armee Gelegenheit gab, in einer Reihe von herrlichen Siegen Zeugniß abzulegen für ihr unerschütterliches Gefüge.

Der Feldzug von 1848 in Italien.

Wie allerorten gaben auch in Italien die Ereignisse in Paris den äußeren Anstoß zum Ausbruch der Gährung. Als nun vollends die Nachrichten über die Märztage in Wien nach Mailand gelangten, fiel die letzte Maske. „Troppo tardi!" (Zu spät!) schrieb man unter jene Maueranschläge, welche die Verleihung der Constitution ankündigten, um damit anzudeuten, daß die Zeit vorüber sei, wo man sich mit solchen Zugeständnissen begnügt hätte. Am 17. März kam es zu den ersten gewaltsamen Auftritten, als ein tumultirender Volkshaufe die Deputation des Stadtrathes zum Regierungsgebäude begleitete und die den Eintritt wehrende Wache überwältigte und ermordete. Nun begann jener fünftägige furchtbare Kampf in den Straßen Mailands, welchen Radetzky mit 10 Bataillonen, 5 Escadronen und 6 Batterien gegen eine fanatisirte, durch zahlreiche Zuzüge verstärkte Bevölkerung ausfocht. Obwohl dieser Kampf die Kräfte der Truppen bis zum Uebermaß anstrengte, da es keine Ablösung, ja kaum eine Rast gab, wäre der schließliche Sieg und die Unterwerfung Mailands nicht zweifelhaft gewesen, wenn Radetzky zu einem Bombardement der Stadt geschritten wäre. Aber es widerstrebte dem menschlichen Sinn des greisen Feldherrn, dieses äußerste Mittel über eine volkreiche Stadt zu verhängen, und die üblen Nachrichten von außen ließen ihn sogar den Plan fassen, Mailand ganz aufzugeben. Keine Stadt war jetzt für Radetzky, ja für die Monarchie so werthvoll, als eine Armee, und diese konnte in Mailand nicht mehr concentrirt werden.

In allen größeren Städten waren Aufstände ausgebrochen, welche von den schwachen Garnisonen nur mit Mühe, vielleicht nur auf kurze Zeit bewältigt werden konnten. Padua, Brescia, Cremona, Bergamo, Treviso waren in Aufruhr, in einzelnen Orten — wie in Como und Varese — war derselbe sogar siegreich. Im ganzen Lande waren in zerstreuten Garnisonen 61.086 Mann Infanterie, 5774 Reiter, 5819 Mann technische Truppen, darunter 20 Batterien, also im Ganzen 72.679 Mann unter dem Befehle Radetzky's, aber zur Zeit nicht zu seiner Verfügung, da es kaum möglich war, sie zu concentriren, denn wenn man Mailand halten wollte, durfte man auch die östlich gelegenen Städte nicht aufgeben.

Ein weiterer Punkt des Bedenkens war es, daß fast ein Drittel dieser Streitkräfte aus Landeskindern bestand, von deren unbedingter Treue man bei den zahlreichen und scrupellos geübten Einflüssen nicht fest überzeugt sein konnte. Radetzky selbst, welcher die nationale Bewegung in Lombardo-Venetien seit Jahren aufmerksam beobachtete, gab sich in dieser Hinsicht keiner Täuschung hin. Schon im Vorjahre hatte er, obwohl selbst tief religiös, anordnen müssen, daß die Soldaten nur dort zur Beichte zu führen sind, wo Militärgeistliche zur Verfügung stehen, und den Besuch öffentlicher Predigten untersagte er ganz, mit dem nicht mißzuverstehenden Beisatz: „E meglio, ch'il soldato si astenga dall' andare à predica, che d'ascoltare una, che l'abbia a rendere fellone.“ (Besser ist es für den Soldaten, keine Predigt zu hören, als eine solche, die ihn zum Treubruch verleitet.)

Unter diesen Umständen wird man es dem mit allen Mitteln der Verführung bearbeiteten, vom trügerischen Glanz der nationalen Idee geblendeten Soldaten kaum verdenken können, wenn er an seiner beschworenen Pflicht irre wurde und vor der in den nächsten Tagen drohenden Möglichkeit, seine Waffe gegen Landsleute, vielleicht gegen Freunde und Verwandte richten zu müssen, zurückscheute. Um so rühmender muß aber trotzdem jener Truppen gedacht werden, welche trotz all dieser Einflüsse unentwegt an ihrer Pflicht festhielten und sich durch die trügerische Vorspiegelung nationalen Ruhmes nicht zum Eidbruch gegen den Kriegsherrn verleiten ließen. Und an solchen Beispielen fehlte es nicht. Das Regiment Erzherzog Sigismund, aus Italienern bestehend, schlug sich unter dem tapferen Oberst Heinzel von Bergamo nach Mailand durch und nahm noch am Straßenkampf theil; Geppert-Grenadiere, durchaus Lombarden, erzwangen sich die Vereinigung mit ihren Waffenbrüdern unter fortwährenden Kämpfen gegen übermächtige Insurgentenschaaren von Monza bis Mailand. Vom Regimente Erzherzog Albrecht gingen zwei Bataillone en masse zur Revolution über, das dritte, aus Mailand selbst recrutirt, blieb treu, und ebenso verhielt es sich bei anderen Truppenkörpern.

Noch schwerer als alle diese Umstände fiel aber der Umstand in das Gewicht, daß über die Haltung Piemonts kein Zweifel sein konnte. Während die übrigen italienischen Regierungen nur gezwungen der nationalen Bewegung nachgaben, stellte Piemont sich an deren Spitze und es war gewiß, daß es gegen Oesterreich auftreten würde. Radetzky wußte, daß er an der piemontesischen Armee einen nicht zu unterschätzenden Gegner finden würde, welcher die Zusammenfassung der ganzen Kraft erfordert. Aus dem Innern der Monarchie konnte der Marschall im Moment keine ausreichende Unterstützung erwarten und es galt daher, die zu Gebote stehenden Truppen in einer Stellung zu vereinigen, welche stark genug war, einen festen Stützpunkt zu bieten. Das konnte Mailand nicht sein, dessen Befestigungen keine Bedeutung hatten, das dem Angriffe Piemonts in der Fronte, jenem des übrigen Italien in den Flanken ausgesetzt war. Wohl aber boten sich die von den großen Festungen beherrschten Linien des Mincio und der Etsch von selbst als solche Stützpunkte, und der Gedanke, sich auf dieselben zurückzuziehen, mußte um so näher liegen, als Radetzky bei der geringen Stärke der Besatzungen durchaus nicht beruhigt über das Schicksal dieser Stütze sein konnte.

Der am 22. März Morgens gefaßte Entschluß wurde noch am selben Abend, nachdem die beiden Brigaden Maurer und Strassoldo in Mailand eingetroffen waren, in Vollzug gesetzt. Ein Augenzeuge berichtet über die Räumung Mailands:

„Wenn man die große Ermüdung der Truppen in Erwägung zieht, die fünf Tage und Nächte unter einem kalten Regen, unter beständigen Kämpfen gegen einen in Häusern versteckten Feind zugebracht hatten, die während dieser Zeit, wie begreiflich, nicht aus ihren Kleidern gekommen, nur einige Stunden Schlaf und nur ungenügende Nahrung genossen hatten, so fühlt man sich mit Bewunderung für die Armee erfüllt, die ruhig dahin zog, den heutigen Tag durch blutige Siege zu rächen. Das Ganze bot übrigens einen wahrhaft schauerlichen Anblick dar. Die Nacht war finster und kalt, von den Thürmen raste das Sturmgeläute mit ununterbrochenem Geheul. Das Kleingewehrfeuer knatterte, die Kanonen donnerten, die Flammen zahlreicher Gebäude, die brennenden Barricaden beleuchteten den Marsch der Soldaten ...." „Wir werden wiederkehren!" waren die Abschiedsworte, welche der Marschall, gegen Mailand gewandt, sprach.

In einem Armeebefehl aber richtete Radetzky folgende stolze Worte an seine Soldaten: „Aus höheren Rücksichten der Kriegskunst bin ich als General gewichen, nicht Ihr. — Ihr waret nicht besiegt und werdet es nicht sein. Wenn wir uns gesammelt und geordnet haben, wenn die Lücken ausgefüllt sein werden, welche der schnöde Verrath in unsere Reihen gebracht; wenn wir wissen, wie die Dinge im eigenen Vaterlande stehen, dann werden wir uns umwenden und Abrechnung halten mit unseren Feinden."

In Mailand selbst und in der ganzen Lombardei sah man den Rückzug Radetzky's als Beweis einer erlittenen Niederlage an, man gab sich einem sehr verfrühten Siegesjubel und den ausschweifendsten Hoffnungen hin.

Wie sehr den guten Lombarden der Kamm geschwollen war, zeigte sich drastisch in Melegnano. Als der Generalstabschef Oberst Graf Wratislaw mit kleiner Escorte dort einritt, um Vorbereitungen für die Lagerung der Truppen zu treffen, nahm man ihn gefangen und stellte das Ansinnen, der Marschall solle, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, die Waffen strecken. Man erklärte die Einwendungen Wratislaw's für Ausflüchte, seine Warnungen für Großsprecherei, und kaum gelang es einigen Besonnenen, ihn vor der Wuth der bewaffneten Banden dadurch zu schützen, daß man ihn zum Schein im Castell festsetzte, aber heimlich entfliehen ließ.

Als Radetzky Kunde von diesen Vorgängen erhielt und die Spitze seiner Colonne mit Flintenschüssen empfangen wurde, verließ auch ihn, den stets Ruhigen, die Geduld. Er ließ einige Batterien auffahren und das Städtchen in Brand schießen. Da der Widerstand auch dadurch nicht gebrochen wurde, nahmen Jäger und Grenzer die ersten, hartnäckig vertheidigten Häuser mit Sturm, wobei ein Theil von Melegnano der Plünderung anheimfiel.

Es war dies fast das einzigemal, wo Radetzky die blutige Strenge des Krieges walten ließ, denn im Allgemeinen ging er mit Schonung und Milde hart an jene Grenze, welche ihm durch die Pflicht gegen die eigenen Soldaten gezogen war. Sogar während des grausigen Kampfes in Mailand, welcher ihm 181 Todte und gegen 250 Verwundete kostete und wohl geeignet war auch ein weiches Herz zu erbittern, ließ er sich zu keiner Maßregel hinreißen, welche hart oder gar grausam genannt werden konnte. Nach der Erstürmung des Broletto (Stadthauses) wurden Gefangene vor ihn gebracht, von welchen man bestimmt wußte, daß sie Anstifter und Leiter der Empörung waren; hunderte von Männern, die mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, harrten zitternd seines Urtheilsspruches. Aber er ließ sich auch

in diesen aufregungsvollen Momenten von seiner natürlichen Herzensgüte beeinflußen, indem er die Verblendeten entwaffnen ließ und ihnen Leben und Freiheit schenkte. Nur ein Todesurtheil wurde während des Mailänder Kampfes auf sein Geheiß vollzogen; als man einen verabschiedeten Soldaten, der in Mailand ein kleines Gastgewerbe betrieb, das fast nur vom Besuch der Soldaten bestand, vor ihn brachte, da wallte das ehrliche Kriegerherz des Marschalls in zorniger Entrüstung auf. Jener Elende hatte keine Entschuldigung für sich; er war aus Mähren gebürtig, selbst Soldat gewesen und hatte sich trotzdem der Empörung angeschlossen, sein Haus bewaffneten Banden geöffnet und selbst am Kampfe gegen die ehemaligen Waffengefährten theilgenommen. In gerechter Entrüstung befahl der greise Marschall, diesen Mann, der ihm mit den Waffen in der Hand vorgeführt wurde, zu erschießen.

Auch später that Radetzky sein Möglichstes, um zu verhüten, daß der Krieg einen grausamen Charakter annehme, was bei der Theilnahme und dem Fanatismus der Bevölkerung und der begreiflichen Erbitterung der kaiserlichen Truppen sehr leicht hätte geschehen können. In den späteren Kämpfen an der südtirolischen Grenze um Cles und Malé fielen unter anderen Gefangenen auch siebzehn ehemalige Soldaten der Infanterieregimenter Geppert und Haugwitz, welche sich der Revolution angeschlossen hatten, in die Gewalt der kaiserlichen Truppen. Da sie noch in Uniform waren, behandelte Oberst Zobel sie nach der vollen Strenge des Kriegsgesetzes und ließ sie in Trient erschießen. Sofort erließ Radetzky ein strictes Verbot gegen das Erschießen von Gefangenen, auch wenn sie als Deserteure erkannt sind, und beschränkte die Anwendung der Todesstrafe ausdrücklich auf überwiesene Spione.

Diese Milde ist eine der schönsten Eigenschaften des Marschalls, der die höchsten Tugenden des Kriegers mit der edelsten Menschlichkeit zu vereinen wußte. Wir werden auf diesen Charakterzug noch zurückkommen, der ihn weit vor anderen Zeit- und Berufsgenossen auszeichnen würde, auch wenn dies nicht schon durch seine Leistungen geschähe.

Die wohlverdiente Züchtigung Melegnanos war übrigens von großem Nutzen. Bisher hatte man dem Marsch alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt; die Straßen waren abgegraben oder durch Verhaue verrammelt, die Brücken zerstört gewesen; an Ueberfällen auf kleinere Commanden und Patrouillen hatte es nicht gefehlt. Die Verpflegung der Truppen stieß auf die größten Schwierigkeiten, obwohl alles baar bezahlt wurde. Nach dem an Melegnano statuirten Exempel änderten sich diese Verhältnisse sehr zum Besseren; nirgends wagte man mehr, dem Marsch der Kaiserlichen Hindernisse zu bereiten, und die Orte leisteten bereitwillig die nur bis zur Grenze der unerbittlichen Nothwendigkeit auferlegten Requisitionen.

Die Nachricht von dem Verluste Venedigs, welche den Marschall in Lodi traf, beschleunigte seinen Rückmarsch gegen Verona, von dessen Erhaltung das Schicksal des Feldzuges, der Armee und vielleicht der Monarchie abhing. Die zerstreuten Garnisonen erhielten den Befehl, sich diesem Marsche anzuschließen oder selbstständig gegen Verona zu rücken. Zum Theil konnte dies nicht ohne Kampf und schmerzliche Opfer vollzogen werden, da in einzelnen Orten die Besatzungen zu schwach waren, an anderen aber ein Theil der Truppen gemeinsame Sache mit den Empörern machte.

Noch während des Marsches erhielt Radetzky Kunde von der höchst gefährlichen Situation in Mantua. Dessen Garnison bestand aus drei Infanteriebataillonen, zwei Escadronen und einem kleinen Detachement technischer Truppen. Alle drei Bataillone

stammten aus Lombardo-Venetien und es war trotz alles Eifers der Officiere fraglich, ob es möglich sei, diese seit Monaten bearbeiteten Leute im Falle eines Aufstandes bei ihrer Pflicht zu erhalten; daß man aber zu einem solchen sehr viel Lust hatte, suchte man kaum mehr zu verhehlen, und die Stimmung der 30.000 Köpfe zählenden Bevölkerung war eine entschieden feindselige. Das Festungscommando lag in den Händen des siebzigjährigen Generals der Cavallerie, Karl Ritter von Gorczkowsky, eines Veteranen der Befreiungskriege und eines eben so energischen als tapferen Soldaten.

Da seine geringen Streitkräfte ihm kein entschiedeneres Auftreten erlaubten, schien er die Ausschreitungen der Bevölkerung zu toleriren, obwohl er keinen Zweifel darüber ließ, wie weit diese Duldung gehen würde. Als ein ganz offen fungirendes Revolutionscomité sich über die gegen die Stadt gerichteten Geschütze beschwerte, hörte der joviale alte Herr die phrasenhaften Declamationen geduldig an, obwohl er, der mit der italienischen Sprache nicht auf dem besten Fuße stand, blutwenig davon verstehen mochte. Aus demselben Grunde kleidete er seine Entgegnung in die lakonische, aber sehr eindrucksvolle Form: „Mantuani buoni — Gorczkowsky buono; Mantuani cattivi — Gorczkowsky bum — bum!" (d. h.: „Wenn die Mantuaner brav sein werden, ist's auch Gorczkowsky; sind sie aber schlimm, dann wird Gorczkowsky aus seinen Kanonen bum — bum machen lassen.)

Trotz dieser Aussicht und der Mäßigung des Commandirenden drohten doch wiederholte Zusammenstöße, deren Ausgang sehr zweifelhaft gewesen wäre und leicht zum Verlust dieses wichtigen Platzes hätte führen können. Erst als das aus den Herzogthümern abrückende Regiment Erzherzog Ernst, das sich den Weg kämpfend frei machen mußte, in Mantua einrückte, änderte sich die gespannte Situation zu Gunsten der kaiserlichen Sache. Am 31. März kam auch der von Radetzky in Eilmärschen vorausgesendete General Ludwig von Wohlgemuth mit sieben Bataillonen und drei Batterien in Mantua ein, der Belagerungszustand wurde verkündet und alle Empörungsgelüste verschwanden.

Radetzky selbst beschleunigte seinen Marsch nach Verona nach Möglichkeit. An der Chiese blieb eine schwache Nachhut stehen, die übrige Armee wurde auf das linke Ufer des Mincio gezogen. Am 2. April traf Radetzky in Verona ein, wo er erst seine Situation vollkommen überblicken konnte und sich der Riesenaufgabe gegenüber sah, die Armee für jene großen Aufgaben vorzubereiten, die ihr in den nächsten Monaten zufielen. Der Ernst der Situation war furchtbar; der Empörung der Lombardei war am 23. März die Kriegserklärung des Königs Karl Albert von Sardinien gefolgt, dessen starke und gut ausgerüstete Armee 70.000 Mann mit 100 Geschützen zählte.

Die Kriegserklärung erfolgte unter dem Symbol der nationalen Einheit Italiens, das so mächtig wirkte, um die anderen Fürsten Italiens, wenn sie nicht von den Thronen gefegt werden wollten, zur Heeresfolge mit Sardinien zu zwingen. Aus Toscana, Neapel und dem Kirchenstaat setzten sich Corps in Bewegung, um an dem Kampfe gegen Oesterreich theilzunehmen.

Am schlimmsten aber war es, daß die Verhältnisse in den übrigen Theilen der Monarchie deren Kraft lähmten und Radetzky auf keine nachhaltige, noch weniger aber auf eine rasche Hilfe von dort rechnen konnte, und endlich schloß ihn der Abfall Venedigs und des größten Theiles der dazu gehörigen Provinz von der kürzesten Verbindung mit der Monarchie ab.

Bevor wir jedoch weiterschreiten, müssen die Vorgänge in Venedig kurze Erwähnung finden. Die Aufregung in dieser Stadt war schon seit der Verhaftung der beiden Advocaten Manin und Tommaso wegen ihres Auftretens in der Provincial-Delegation eine hochgradige. Dessenungeachtet versäumte man alle Vorsichtsmaßregeln; die Garnison bestand nur aus sechs Infanteriebataillonen, von welchen drei aus Italien stammten, und kleinen Artillerie- und Genieabtheilungen.

In der Marine, zu welcher auch die zahlreichen und sehr turbulenten Arsenalarbeiter zählten, überwog vollends das italienische, speciell das venetianische Element. Indessen wäre bei einiger Energie die Behauptung Venedigs wohl möglich gewesen, da keine Stadt schon durch die natürlichen Verhältnisse weniger zu großen Volksaufständen geeignet ist, als eben Venedig. Der Besitz der Forts hätte schon genügt, um es im Zaume zu halten, und zur Besetzung des Marcusplatzes, der Piazzetta, welche fast alle öffentlichen Gebäude umfassen, sowie des Arsenals (Bild S. 1305), hätten die vorderhand verfügbaren Truppen hingereicht, bis Verstärkungen zur Stelle waren. Aber im entscheidenden Moment fehlte es sowohl dem Gouverneur, Graf Palffy, sowie dem Militärcommandanten, Feldmarschallieutenant Graf Zichy, an Klarheit des Wollens und Uebereinstimmung des Handelns. Von besonderem Nachtheil erwiesen sich auch die Eifersüchteleien zwischen dem Landheer und der Marine, durch welche der Viceadmiral Martini bestimmt wurde, seine Einwilligung zur Besetzung des Arsenals mit Linieninfanterie zu verweigern.

Wie in Mailand fachten die aus Wien eintreffenden Nachrichten den Sturm an, statt ihn zu sänftigen. Am 17. März erzwang eine von drohenden Pöbelmassen begleitete Deputation vom Gouverneur die Freilassung Manin's und Tommaso's, eine Nachgiebigkeit, die ein noch schlimmerer Fehler war als die ursprüngliche Verhaftung der beiden. Während man sie in einer Art Triumphzug durch die Stadt trug, befreite der Pöbel nach langem Kampf mit der Polizeimannschaft mehrere andere, aus politischen Gründen Inhaftirte, ohne daß der Gouverneur die bewaffnete Macht in Anspruch genommen hätte, ohne daß Graf Zichy seinerseits, wie es in seiner Pflicht gelegen wäre, das Nöthige zur Unterdrückung dieser Unruhen verfügt hätte.

Durch diese Duldung wuchs die Gefahr von Stunde zu Stunde, die Aufregung bemächtigte sich auch der Arsenalotten, wiederholt kamen Mordanfälle auf einzelne Officiere und Soldaten vor. In unbegreiflicher Verblendung oder Kopflosigkeit bewilligte Graf Palffy unter dem Vorwand, die Ruhe der Stadt zu sichern, die Errichtung einer bewaffneten Bürgergarde, welche natürlich sofort zum Organ der Leiter des Aufstandes wurde.

Das erste Opfer desselben war der wegen seiner Strenge verhaßte Arsenalcommandant Oberst Marinovich. Obwohl gewarnt und schon am Vortag bedroht, erschien er am 22. März wieder im Arsenal. Von allen Seiten drangen die Arbeiter mit dem Ruf: „Morte à Marinovich!" („Tod dem Marinovich!") auf ihn ein. Er rettet sich nochmals auf seine Gondel, aber diese kann das Arsenal nicht mehr verlassen, da die Thore zu den Lagunencanälen verschlossen sind. Er sucht Sicherheit in einem Wachtthurm, aber bald ist sein Versteck bekannt, die wüthenden Arbeiter überwältigen mit leichter Mühe die aus Marinesoldaten bestehende Wache und suchen blutlechzend nach dem Verhaßten. Von der Zinne herab ruft Marinovich der tosenden Menge zu: „Wollt Ihr mich lebend oder todt?" — „Lebend!" gellt es aus dem tosenden Haufen zurück. Nun wirft Marinovich seinen Degen weg und geht beherzt

seinen Verfolgern entgegen; mit einem Schiffsbohrer niedergestochen, haucht er in wenigen Minuten unter greulichen Mißhandlungen den Geist aus.

Durch diese Unthat war der Anschluß der zahlreichen, meist bewaffneten Arsenalarbeiter an die Revolution entschieden. Noch wäre es durch energische Maßregeln möglich gewesen, diese zügellosen Leute im Arsenal einzuschließen und zur Unterwerfung zu zwingen. Statt aber hiezu das Militär zu verwenden, übertrug man diese Aufgabe der Nationalgarde, welche natürlich in das Arsenal einrückte, ohne den Arsenalotten etwas zu Leide zu thun, dagegen aber den Viceadmiral Martini gefangen nahm, das Arsenal für Volkseigenthum erklärte und die Waffenvorräthe sofort vertheilte.



Joachim Haspinger. (Seite 1215 u. 1315.)

Der Mangel aller Festigkeit bei den kaiserlichen Functionären blieb natürlich nicht ohne Wirkung auf die schwankenden Elemente. Das Matrosencorps und fast die gesammten Marinetruppen schlossen sich der Empörung an. Vergebens suchte der Commandant der Marine-Infanterie, Major Buday de Bathor, seine Soldaten bei ihrer Pflicht zu erhalten. Die Rufe: „Viva Venetia!“ — „Viva la republica!“ — „Viva l'Italia!“ übertönten seine Worte; er wurde von der eigenen Truppe verwundet und gefangen.

Nun erst, wo nichts mehr zu verlieren, aber wohl auch nichts mehr zu retten ist, legt der Gouverneur Graf Palffy seine Gewalt, die er ohnehin nicht ausgeübt

hatte, in die Hände des Commandanten Grafen Ferdinand Zichy. Dieser wagt gar keinen Versuch mehr, Venedig zu behaupten, was — im Besitze der Forts und mit den von Triest kommenden Verstärkungen — noch immer möglich gewesen wäre. Im Gegentheil beeilte er sich, mit den revolutionären Machthabern eine Convention abzuschließen, welche den Abzug der Truppen aus Venedig und die Uebergabe sämmtlicher Festungswerke festsetzte. Der größte Theil der Flotte, die großen Vorräthe aller Art fielen dadurch der Revolution in die Hände.

General Karl von Culoz machte zwar Anstalten, sich gegen diese schmachvolle Convention aufzulehnen und gegen den Willen seines schwachen Vorgesetzten die Rettung Venedigs für die kaiserliche Sache zu versuchen. Aber die Aufständischen



Karl von Kopal. (Seite 1319 u. ff.)

hatten sich rasch im Sinne des Uebereinkommens einiger Forts und der wenigen dominirenden Plätze in der Stadt bemächtigt, die Stimmung eines Theiles der Linientruppen war in Folge der Vorgänge gedrückt und schwankend, so daß der tapfere Culoz schweren Herzens sein Vorhaben aufgab und froh sein mußte, am 29. März alle zerstreuten Posten gesammelt und eingeschifft zu haben. Venedig mit seinen großen Vorräthen war einer der härtesten Verluste für die kaiserliche Sache und auch eine neue Quelle der Beunruhigung für Radetzky, denn fast alle Städte des venetianischen Gebietes folgten dem gegebenen Beispiele, und er mußte nun die Empörung auch in seinem Rücken siegreich.

Das war eine schwere Zeit für den zweiundachtzigjährigen Greis, der sich der Größe seiner Aufgabe wohl bewußt war. Ein Berichterstatter aus der nächsten Um-

gebung Radetzky's erzählt aus jenen Tagen: „Wir erinnern uns, den Marschall damals oft wanken und sich an einen Tisch oder Stuhl stützen gesehen zu haben. Mit welcher Sorge sah er da oft dem Eintritte des Generalintendanten entgegen, wenn dieser ihm meldete, daß er nur noch für einen Tag die Verpflegung der Armee sichergestellt habe! Der größte Theil der Menschen, der in dem Kriege nichts als ein Marschiren der Armee und Schlachtenliefern sieht, hat keinen Begriff von der Last und den Sorgen, die die Schultern eines Feldherrn drücken, er weiß nicht, mit welchen ungeheuren Schwierigkeiten dieser zu kämpfen hat, um die unentbehrlichen Bedürfnisse eines Heeres herbeizuschaffen. Nur derjenige, der sich davon eine Vorstellung zu machen im Stande ist, wird die fast verzweiflungsvolle Lage des Feldmarschalls begreifen können."

Aber der Greis, dessen Geist klar, dessen Herz frisch, dessen Wille ungebrochen geblieben war, verzagte nicht unter einer Last, welche jüngere Männer erdrückt haben würde. Die Verstärkung und Armirung der Werke von Verona, die Concentrirung der Armee, die Sicherung der Verbindung mit Tirol, dessen südliche Grenze einem Angriffe ausgesetzt war, endlich die Sorge um den Unterhalt der Armee — all das nahm gleichzeitig die Kraft dieses Einen Mannes in Anspruch. Und zudem wußte er, daß eine Macht von 100.000 Streitern gegen ihn im Anmarsch war, welcher er nach Abzug der Festungsgarnisonen und der gegen Trient gesendeten Brigade des Oberst Zobel kaum 40.000 Mann gegenüberzustellen hatte. Trotzdem war der Marschall seiner Sache so sicher, daß er schon im April an das Kriegsministerium berichtete: „Ich werde in Kurzem gegen 40.000 Mann vereinigt haben, dann dürfte es zwischen mir und Karl Albert zu einer entscheidenden Schlacht kommen, etwa in der Ebene von Villafranca!"

Trotz all dieser schweren Sorgen und Mühen verließ Radetzky weder seine kluge Milde noch sein Humor. Auch in Verona war in den Märztagen eine Nationalgarde entstanden, deren Errichtung man dem Vicekönig Erzherzog Rainer damals mittelst einer feierlichen Erklärung, Gut und Blut für die kaiserliche Sache, für Ruhe und Ordnung einsetzen zu wollen, abgeschmeichelt hatte. Als später alle Städte abfielen und die Empörung sich überall siegreich erwies, zeigte auch die Veroneser Nationalgarde ihr wahres Gesicht und bildete eine Sorgenquelle für das Festungscommando. Nach dem Einrücken Radetzky's schlug man ihm vor, die Nationalgarde sofort aufzulösen, aber er wollte einen so auffälligen Schritt vermeiden und wußte trotzdem seinen Zweck zu erreichen. Er ordnete eine Musterung der Nationalgarde an, nach welcher er dieselbe seiner vollen Zufriedenheit versicherte und — auf jene gegen den Erzherzog Rainer gegebene Erklärung anspielend — die Bemerkung fallen ließ, er sei von ihrer unbedingten Zuverlässigkeit selbst in dem Falle überzeugt, wenn er, was möglich sei, ihre Dienste auch zur Bekämpfung des äußeren Feindes in Anspruch nehmen müsse. Die tapferen Herren sahen bei dieser Anerkennung ihrer nicht vorhandenen Verdienste verzweifelt schafsmäßig darein, und da sie gar keine Sehnsucht nach dem Lorbeer des Schlachtfeldes hatten, brachten sie nach einigen Tagen selbst die Auflösung der Nationalgarde unter allerlei Ausflüchten in Vorschlag. Radetzky fand auch diesen Entschluß sehr lobenswerth, knüpfte aber daran die Maßregel einer allgemeinen Entwaffnung, der man sich, sichtlich erleichtert, willig unterwarf.

Die piemontesische Armee, deren Oberbefehl nominell König Albert selbst, thatsächlich aber Generallieutenant Bava führte, stand nach einem raschen Zug, dessen

Gefahrlosigkeit die Siegeszuversicht hoch anschwellen ließ, schon im Beginne April am Mincio. Die schwache Nachhut, welche Radetzky an der Chiese zurückgelassen hatte, zog sich ihrem Auftrage gemäß langsam, und zwar auf die Minciolinie zurück. Die Behauptung derselben war für die Oesterreicher um so verlockender, da sie sich dabei auf die beiden Endpunkte derselben — Mantua und Peschiera — stützen konnten. Trotzdem entschloß sich Radetzky aus triftigen Gründen, nicht diesen Fluß zur Basis seiner Vertheidigungsstellung zu nehmen, sondern sich ganz um Verona und an der Etsch zu concentriren.

Die Minciolinie erschien für eine Armee von der Stärke, wie sie damals die kaiserliche besaß, zu ausgedehnt und würde die Auflösung in eine Art von Postenkette bedungen haben. Eine Durchbrechung derselben war aber um so wahrscheinlicher, als der Mincio weder durch Breite noch Tiefe als besonders schwieriges, taktisches Hinderniß gelten kann und auch die Ueberhöhung der beiden Ufer wechselt. Der Eifer, mit welchem er durch Jahre den Bau Veronas betrieben hatte, beruhte zum Theil schon auf der Erkenntniß, daß die Minciolinie als Defensivstellung wenig geeignet ist, und Radetzky zögerte nicht, jetzt die Resultate dieser Erkenntniß zu ziehen, indem er die Armee um Verona concentrirte und dem am Mincio stehenden ersten Armeecorps den Befehl ertheilte, zwar in Fühlung mit dem Feinde zu bleiben, aber jedem ernsteren Engagement auszuweichen und sich gleichfalls langsam gegen Verona zurückzuziehen.

Während die Hauptarmee Karl Albert's gegen den Mincio heranzog, wurden einige Freicorps, die man im Hauptquartier des Königs nicht mit Unrecht als Last ansah, gegen Südtirol geworfen, in dessen italienischer Bevölkerung sich, namentlich in den Städten, auch schon eine üble Stimmung bemerkbar machte. So gering auch der militärische Werth dieser vom General Allemandi geführten Banden war, durfte Radetzky sie doch nicht gering achten, da sie im Stande waren, seine derzeitige einzige Verbindung mit der Monarchie zu stören. Er sendete daher eine schwache Brigade unter dem tüchtigen Oberst Baron Zobel gegen Trient, dessen energisches Auftreten alle Empörungsversuche niederschlug. Die Vertheidigungsanstalten Tirols leitete Feldmarschallieutenant Baron Welden, und als der noch immer allbeliebte Erzherzog Johann die Tiroler Schützen aufrief, standen in Kurzem 60 Schützencompagnien bereit.

Aus allen Thälern strömte Jung und Alt zu den Waffen, und als der achtzigjährige Joachim Haspinger (Bild S. 1312), den es in schwerer Zeit nicht in den Mauern seines Klosters litt, an der Spitze einer Studentenschaar erschien, fühlte man den Geist der großen Erinnerungen des Jahres 1809 wieder lebendig werden. Wie eine Mahnung an dieselben wandelte Haspinger, freilich nicht mehr als „Rothbart“, sondern als „Weißbart“, unter den kampfesmuthigen Tiroler Schützen.

Im Kriegsrath des Königs Karl Albert, in welchem trotz Bava's militärischer Tüchtigkeit nicht besondere Klarheit und Einmüthigkeit herrschte, entschloß man sich zu einem Angriff auf Mantua, um die Minciœbene und die gefürchtete österreichische Cavallerie zu meiden. Wenn man sich die Wegnahme Mantuas durch einen Handstreich als möglich vorstellte, so erlebte man im piemontesischen Hauptquartier eine schlimme Enttäuschung. Bei einer durch Oberst Benedek von Mantua aus vorgenommenen Recognoscirung kam es bei Macaria zum ersten Zusammenstoß. Die dort stehenden nicht unbedeutenden Streitkräfte wurden vollständig über-

rascht und es entstand eine Verwirrung, welche sich bis in das Hauptquartier fortpflanzte.

Da es mit einer raschen Bewältigung Mantuas also nicht ging, wurde das königliche Hauptquartier am 7. April nach Castiglione verlegt und der Anmarsch gegen den Mincio vollzogen.

Vom österreichischen ersten Corps (General der Cavallerie Graf Wratislaw) stand die Brigade Wohlgemuth bei Goito, General Roth bei Valeggio, die Brigade Strassoldo bei Monzambano, der Rest des Corps bei Villafranca. Bei Goito kam es noch am 7. April zu einem größeren Treffen, das zwar im Sinne der ertheilten Weisungen mit dem Rückzug der Brigade Wohlgemuth endete, aber der Tapferkeit der österreichischen Truppen ein glänzendes Zeugniß ausstellte. Das nur von einer Jägercompagnie besetzte Goito wurde durch vier Stunden gegen die Angriffe der Brigade Aosta gehalten, und erst als 16 Geschütze gegen das Häuflein Tapferer zu spielen begannen, zog Wohlgemuth sich über den Mincio zurück, nur schwach verfolgt vom Gegner.

Da man im sardinischen Hauptquartier die wohlerwogene Absicht Radetzky's nicht durchschaute, hielt man das Treffen bei Goito für einen großen Sieg, ja, man machte aus diesem Kampf mehrerer Compagnien mit zwei Brigaden gar eine Schlacht. Derlei Uebertreibungen wären eigentlich nur der mangelnden militärischen Einsicht zuzuschreiben, aber die verbreiteten Bulletins zeigen, daß es den Herren des sardinischen Generalstabes auch an Geschmack fehlte. Denn nur als Geschmack- und Tactlosigkeit lassen sich die frechen und albernen Uebertreibungen des nachfolgenden Bulletins bezeichnen: „Die österreichische Armee hat aufgehört zu sein. Vierzigtausend Gefangene haben sich vor dem großen Schwerte Italiens niedergeworfen. Radetzky, dem beide Beine zerschmettert waren, ist unter dem Beifallsgeschrei der Armee am Schweife seines Pferdes fortgeschleift worden. Verona hat sich ergeben, man hat sich aller Fahnen, Kanonen und aller Bagagen des Feindes bemächtigt. Die Zahl der Todten ist unberechenbar."

Solche Ueberschreitungen wirken zugleich komisch und abstoßend; sie rächen sich aber auch empfindlich, wenn der thatsächliche Gang des Krieges schließlich den künstlich gesteigerten Erwartungen der Bevölkerung, dem bis zur Selbstüberschätzung aufgeschwellten Bewußtsein der Truppen nicht entspricht. Wahrheit, und zwar ungeschminkte Wahrheit ist eine der ersten Pflichten des Feldherrn gegen seine Soldaten und gegen das Land, für das er die Waffen führt.

Thatsächlich hatte das Treffen bei Goito den Kaiserlichen 20 Todte, 35 Verwundete und 68 Vermißte gekostet; unter den ersteren befand sich auch ein Enkel des Tiroler Nationalhelden Andreas Hofer, und zwar Josef, k. k. Lieutenant der 22. Compagnie des Kaiserregimentes, welcher mit seinem tapferen Hauptmann Knesich fiel. Radetzky's Depesche sagte hierüber unter Anderm: „Auch ein Hofer war unter jenen Tapferen, die ihr Blut für das Vaterland vergossen; nie wird dieser Name entarten."

Wie es mit dem großen Sieg der Piemontesen aussah, bewies schon die Thatsache, daß sie erst zwei Tage später und nach Anlage eines Brückenkopfes bei Sacca den Mincio überschritten, bei Valeggio, Monzambano und Brentina kam es zu kleineren Gefechten, welche die Concentrirung des ersten Corps bei Villafranca nicht stören konnten. Von dort ging Wratislaw, dem Befehl Radetzky's entsprechend, nach Verona zurück.

Am 11. April überfiel Generalmajor Fürst Wilhelm Taxis die genuesischen Freischaren, welche sich im Städtchen Castelnuovo festgesetzt hatten und von dort die Verbindung zwischen Verona und Peschiera störten. Beim ersten Anlauf drangen die aus sechs Compagnien bestehenden Oesterreicher in das alte Städtchen, aber nun entspann sich, da man aus allen Fenstern feuerte, erst ein sehr erbitterter und blutiger Kampf. Wie hoch der nationale Fanatismus der Italiener gestiegen war, beweist die Thatsache, daß die Einwohner Castelnuovos von Geistlichen in den Kampf geführt wurden und man einen Priester tödtete, der aus dem Kirchenfenster auf die Soldaten feuerte und zugleich mittelst des um den Fuß gewickelten Strickes die Sturmglocke zog. Von den Freischaren und den Bewohnern Castelnuovos sollen vierhundert gefallen sein.

Da man trotz aller Fanfaronnaden vor einem directen Angriff auf die österreichische Stellung zurückscheute, vertrödelte man im piemontesischen Hauptquartier kostbare Zeit mit vollkommen aussichtslosen Ueberrumpelungsversuchen der Festungen. Man verließ sich dabei auf den Abfall der Garnisonen, auf ein Einverständniß mit den Einwohnern; kurz auf Zufälle, welche weit unzuverlässiger sind als das begründete Vertrauen in die Tüchtigkeit der eigenen Truppen, in die Richtigkeit der vorbereiteten und planvoll durchgeführten Maßregeln.

In Peschiera commandirte ein tapferer alter Soldat, Feldmarschalllieutenant Baron Rath, der das Möglichste zur Vervollständigung der Werke gethan hatte und die theilweise aus Italienern bestehende Besatzung in ihrer Fahnentreue zu erhalten wußte. Am 13. April erschien ein großer Theil der von Karl Albert selbst geführten Armee vor Peschiera, und nachdem eine ziemlich hochfahrende Aufforderung zur Capitulation kurz abgelehnt worden war, eröffnete man ein gewaltiges, aber resultatloses Feuer aus den Feldgeschützen, das von den Werken aus so kräftig erwidert wurde, um jeden Gedanken an einen raschen Erfolg zu vernichten.

Aber nicht gewarnt durch diesen Mißerfolg, setzte der König eine ähnliche Expedition gegen Mantua in Scene, wobei er gegen seine Umgebung großsprechend erklärte, er wolle zeigen, wie man eine Festung mit Cavallerie nehme. An Einverständnissen in der Stadt, welche den König an eine Erhebung der Bevölkerung glauben lassen konnten, wird es allerdings nicht gefehlt haben. War doch für den Abend schon eine Festvorstellung im Theater arrangirt, um Karl Albert als Bezwinger Mantuas feiern zu können.

Gorczkowsky war aber auf der Hut; er traf so verständliche Maßregeln, daß den Mantuanern alle Demonstrationslust verging, und die auf den Theaterlustern aufgesteckten Wachskerzen ließ er abnehmen, um sie zur Beleuchtung der Spitäler zu verwenden.

Das ganze erste Armeecorps, 18 Bataillons, 2 Cavallerieregimenter und 3 Batterien entwickelten sich, wie zu einer Parade vor Mantua; in Wahrheit bildeten die Reiterregimenter Nizza und Aosta das erste Treffen. Einige Kartätschenschüsse von der vordersten Lunette vertrieben aber diese Schwadronen, dann folgte ein ziemlich wirkungsloses Tirailleurfeuer, und die sardinische Armee zog wieder, da es doch nicht anging, Mantua mit Cavallerie zu nehmen, von dannen. Solche Unternehmungen schadeten nicht nur, weil sie vom Gegner und allen militärisch Gebildeten belächelt wurden, sondern sie untergruben auch nach und nach das Vertrauen der eigenen Truppen in die Führung.

Nach dem Rückzug des ersten österreichischen Corps konnte sich die sardinische Armee unbehindert an beiden Ufern des Mincio entwickeln. In einer Stärke von 60.000 Mann dehnte sie sich von Curtatone bis an den Gardasee aus, der dem linken Flügel unter General Sonnaz als Anlehnung diente.

Bevor man sich jedoch völlig über den Mincio wagte, wurden wiederholt größere Recognoscirungen unternommen, ein Beweis, daß man trotz aller Großsprechereien die Nothwendigkeit äußerster Vorsicht fühlte. Jene energische Offensive, welche man versprochen hatte, in der Bevölkerung und der Armee auch erwartete, ließ vollends auf sich warten. Erst am 26. April führte man die ganze Armee über den Fluß, aber nicht um den Marschall anzugreifen, sondern um Peschiera vorerst zu cerniren und nach Ankunft des Geschützparkes einer regelrechten Belagerung zu unterziehen.

In der Absicht, die Cernirung Peschieras zu stören, schob der Marschall die Brigade Wohlgemuth gegen Pastrengo vor. Schon am 28. April kam es dort zu einem Kampf. Wohlgemuth wies zwar die Angriffe des Generals Bava ab, erkannte aber sofort, daß er neuen Vorstößen des übermächtigen Gegners nicht gewachsen sei. Auf seinen Bericht sendete Radetzky die Brigade Erzherzog Sigismund nach, welche sich am 29. unter Commando des Feldmarschalllieutenants Wocher mit Wohlgemuth vereinigte. Am 29. erneuerte sich der Kampf, und Wohlgemuth wies die piemontesischen Angriffe so entscheidend ab, daß er selbst zur Offensive übergehen konnte. Aber Karl Albert brachte nach und nach das ganze Corps Sonnaz in das Gefecht, und als auch dieses gegen das Feuer der trefflich situirten österreichischen Artillerie nicht durchdringen konnte, wurde auch das Corps des Generallieutenants Federici herangezogen.

Nun standen 30.000 Italiener gegen 6000 Oesterreicher, eine Uebermacht, gegen welche Wocher nicht wagen konnte, länger Stand zu halten. Er ordnete den Rückzug an, der nicht ohne Gefahr war, weil er, vom steilen Ufer weg, über eine einzige Brücke im Geschützertrag des Gegners vollzogen werden mußte. Aber die Haltung der Oesterreicher hatte dem Gegner so imponirt, daß sich der Rückzug in größter Ordnung und ohne Behelligung vollzog. König Karl Albert selbst wollte eine Cavallerieabtheilung vorführen, als er die Rückwärtsbewegung des Gegners bemerkte. Aber er gerieth in das Kreuzfeuer eines zur Deckung des Rückzuges postirten Hinterhaltes, durch welches ein Theil seiner Begleitung fiel, während er selbst den Degen zog und ein Infanteriebataillon vorführte.

Der moralische Eindruck dieser blutigen Kämpfe, welche beiden Theilen empfindliche Opfer kosteten, war abermals zu Gunsten der Oesterreicher. In militärischer Beziehung tadelte man aber deren Action nicht ohne Grund; ein förmlicher dauernder Entsatz Peschieras konnte mit zwei schwachen Brigaden nicht erzielt werden, im Falle einer Vernichtung der Brücke von Pastrengo aber wären diese Truppen vor einem Verzweiflungskampf oder der Gefangennahme gestanden, ein Verlust, welcher für die weiteren Operationen vielleicht von entscheidendem Einflusse gewesen wäre.

In der sardinischen Armee unterschätzte man auch den Erfolg dieses Tages weit und schickte sich nun an, einen Vorstoß auf den Schlüsselpunkt der österreichischen Stellung in der Richtung gegen Verona zu unternehmen. Man rechnete auch hier wieder auf eine Erhebung der Bevölkerung, zu welcher es allerdings an Neigung nicht fehlen mochte. Aber Radetzky setzte diesen Gelüsten einen Dämpfer auf, indem er *bei der ersten* feindseligen Regung der Bevölkerung das Bombardement der Stadt aus

allen Forts in Aussicht stellte. Und wo es sich um das Schicksal seiner Armee handelte, hätte er gewiß auch trotz aller Milde der Gesinnung mit dieser Drohung Ernst gemacht.

Ein Angriff auf die damaligen Befestigungen von Verona, welche mit 300 Geschützen schweren Calibers armirt waren, durch die sardinische Armee war allerdings nicht zu erwarten, „denn", sagt ein Militärschriftsteller treffend, „Karl Albert war kein Suwarow und die Piemontesen keine Russen". Aber Radetzky konnte auch eine Cernirung der weitläufigen Festungsanlagen nicht zulassen, durch welche er in der Entwicklung der Armee in jenem Zeitpunkt gehindert gewesen wäre, wo er die Offensive ergreifen wollte. Er mußte sich wenigstens die Herrschaft über den die Festung halbmondförmig umgebenden Terrainabsturz sichern, der von Chievo bis Trombetta reicht und erst später durch neue Forts in den Geschützbereich der Festung einbezogen wurde. Von besonderer Wichtigkeit war für das ungehinderte Debauchement aus Verona der Besitz von Santa Lucia, weil jene Terrainerhebung sich dort gegen die Etsch verflacht, also ein natürliches Ausfallsthor gegen die Ebene gebildet wird. Um diesen Ort drehte sich daher auch der erste größere Kampf, als die sardinische Armee endlich zur Offensive schritt.

Am 6. Mai begann die Vorwärtsbewegung derselben in der Stärke von 45 bis 50.000 Mann und 66 Geschützen. Ihr gegenüber standen die Brigaden Clam bei Trombetta, Strassoldo bei Santa Lucia, Gyulai bei San Massimo, Friedrich Liechtenstein bei Croce Bianca und Wilhelm Taxis auf dem äußersten rechten Flügel. Nebst der Cavalleriereserve und den während der Schlacht aus Verona herbeigezogenen 4 Bataillons betrug die Gesammtstärke der im Kampfe verwendeten Oesterreicher 18 Bataillons, 16 Escadronen und 55 Geschütze, zusammen circa 18000 Mann.

Um acht Uhr Früh entspann sich ein Tirailleurgefecht, dessen Entwicklung bald keinen Zweifel an einem ernsten Angriff der sardinischen Armee ließ. General Bava, dem an diesem Tage der Oberbefehl übertragen war, führte die erste Division seines Corps zum Angriff gegen Santa Lucia, das von einem Bataillon des Infanterieregimentes Erzherzog Sigismund (Italiener) und dem 10. Jägerbataillon vertheidigt wurde; das Grenadierbataillon d'Anthon (gleichfalls Italiener) diente als Reserve.

„Hier entspann sich nun", sagt ein Augenzeuge, „einer der merkwürdigsten Kämpfe des ganzen Krieges. Durch drei Stunden leisteten diese braven Truppen einen Widerstand, an dem alle Angriffe scheiterten. Zwei Compagnien des 10. Jägerbataillons vertheidigten den Kirchhof. Auf allen Punkten sah man den tapferen Oberst Kopal (Bild S. 1313), der durch einen schneeweißen Schimmel, den er ritt, kenntlich war, die Seinigen zum Widerstand anfeuern. Der Feind brachte auch die Gardebrigade in das Feuer, die den Kirchhof mit Ungestüm angriff, aber mit Verlust zurückgetrieben wurde und in große Unordnung gerieth ... Wären wir jetzt in der Lage gewesen, die Offensive zu ergreifen, so würden wir auf diesem Punkt einen glänzenden Sieg erfochten haben, allein zwei Bataillone gegen drei Brigaden, das war zu viel. — Wir mußten uns begnügen, unsere Stellung behauptet zu haben. Es mochte etwas nach 1 Uhr sein, als auch die 2. Division, Ferari, des ersten feindlichen Armeecorps von Villafranca, herankam."

Bava durch das Geschrei der Angreifenden von diesem Eintreffen unterrichtet, griff ebenfalls wieder an. Jetzt zogen sich die den linken Theil des Dorfes vertheidigenden Truppen zurück; nun war keine Möglichkeit mehr, Santa Lucia zu halten,

und Kopal räumte ebenfalls mit seinen Jägern den Kirchhof. Der Feind folgte, wurde aber vom Grenadierbataillon d'Anthon, welches von den Piemontesen zum Uebergehen aufgefordert war, mit dem Rufe „Avanti colla bajonetta!" (Vorwärts mit dem Bajonet!) zurückgewiesen.

Der furchtbare Kampf bei Santa Lucia hatte solchen Respect eingeflößt, daß man sich vorderhand mit dem Besitz dieses Ortes begnügte. Aber Radetzky war nicht willens, den Feind darin zu belassen, sondern er bereitete mittelst der durch Bataillone aus Verona verstärkten Brigade Clam einen Flankenangriff auf Santa Lucia vor.

Nicht minder heiß wurde bei San Massimo und Croce Bianca gefochten, wo das zweite Corps des Feldmarschallieutenants Constantin Freiherr von d'Aspre, nicht umsonst „der eiserne d'Aspre" genannt, gleichfalls von zwei Divisionen angegriffen wurde. Nach längerem Kampf unternahmen die Gegner einen allgemeinen Sturm, erlitten aber durch das Kartätschenfeuer einer verdeckt aufgestellten Batterie so furchtbare Verluste, daß zuerst ein Regiment der Brigade Savona sich zur Flucht wendete und bald die ganze Linie wich, heftig verfolgt von den kaiserlichen Truppen. Durch diese Vorwärtsbewegung des rechten Flügels unserer Aufstellung wäre die Position der Gegner in dem eroberten Santa Lucia ohnehin sehr gefährdet worden. Aber der von Radetzky angeordnete, vom Grafen Wratislaw selbst geleitete Gegenangriff hatte die Lage dort schon geändert. Der erste Angriff der Brigade Clam scheiterte zwar an dem intensiven Kleingewehrfeuer der in Santa Lucia aufgehäuften fünf piemontesischen Brigaden und Radetzky ordnete einen neuen Sturm mit den letzten noch verfügbaren Truppen an. In diesem Moment machte sich auch die Niederlage des linken feindlichen Flügels fühlbar, denn Bava mußte daran denken, sich mit heiler Haut aus Santa Lucia zurückzuziehen, was nicht ohne Schwierigkeit und großen Verlust möglich war.

Wäre der von Radetzky in Aussicht genommene Sturm in diesem Moment combinirt mit einem Flankenangriff d'Aspre's erfolgt, so wäre das Corps des Generals Bava zum größten Theile aufgerieben und gefangen worden. Aber abgesehen davon, daß man keine Kenntniß von der Situation Bava's hatte, der fünf Brigaden in Santa Lucia zusammenpferchte, gebot die äußerste Erschöpfung der Truppen, welche den ganzen Tag ohne Nahrung im Kampf mit einer mehr als doppelten Uebermacht gestanden hatte, möglichste Schonung. Die kaiserlichen Truppen lagerten auf dem Schlachtfeld.

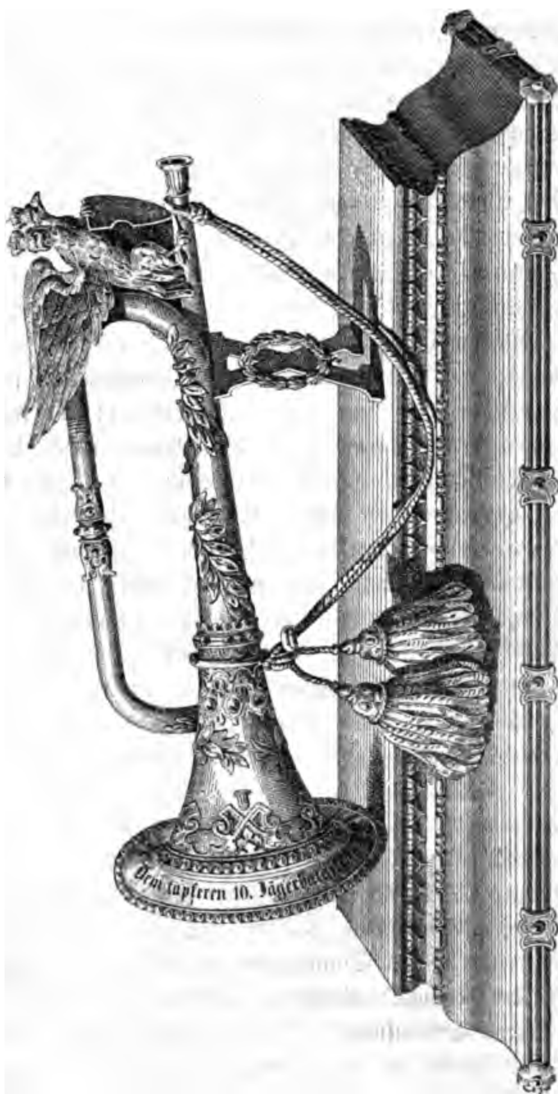
„Die Schlacht von Santa Lucia gehört zur Zahl jener, in welchen das Genie des Feldherrn wenig vermag, die Tapferkeit der Truppen aber Alles leistet", lautet ein fachmännisches Urtheil. „Das Terrain und unsere Schwäche gestatteten fast keine Manöver. Wir mußten stehend kämpfen und kämpfend siegen oder fallen."

Von beiden Seiten war mit großer Tapferkeit gekämpft worden und dieser entsprachen auch die Verluste, welche auf österreichischer Seite besonders groß an Officieren waren. Die Krone des Tages und für alle Zeiten, eine der rühmlichsten Waffenthaten der kaiserlichen Armee ist die Vertheidigung Santa Lucias durch die Brigade Strassoldo, namentlich jene des Friedhofes durch die tapferen Zehnerjäger. Im Jahre 1849 erhielt das Bataillon ein silbernes Signalhorn mit der Inschrift: „Dem tapferen 10. Jägerbataillon, die italienische Armee, unter dem Sieger Radetzky 1848." (Bild S. 1321.)

Ein Beispiel wahrhaft stoischen, soldatischen Gleichmuthes gab der Oberst

Pattornay des Infanterieregimentes Nr. 52, Erzherzog Franz Karl. Während des heftigsten Kampfes bei Croce Bianca riß eine Kanonenkugel diesem Helden den Vorderarm weg. Ruhig übergab er das Commando der kämpfenden Truppe dem dazu berufenen Stabsofficier und ritt dann zum Corpscommandanten Feldmarschalllieutenant d'Aspre, welchem er sich mit den Worten vorstellte: „Ich melde Euer Excellenz gehorsamst, daß ich den rechten Arm verloren habe und mich deshalb aus dem Gefechte zurückziehen muß."

Als man die Verwundeten des Gegners in die Spitäler von Verona brachte, zeigten die armen Teufel große Niedergeschlagenheit und Unruhe und rückten endlich mit der flehentlichen Bitte heraus, man möge ihnen doch die Augen lassen. Um den Grund dieser wunderlichen Bitte befragt, stellte sich heraus, daß man unter den piemontesischen Soldaten die ungeheuerliche Meinung verbreitet hatte, die Oesterreicher stechen den Gefangenen die Augen aus. Da dies offenbar nur geschah, um den Truppen besondere Angst vor der Gefangennahme einzuflößen, theilte Radetzky das Factum dem piemontesischen Hauptquartier mit, zugleich energisch gegen so unwürdige Verunglimpfungen protestirend.



Das dem tapferen 10. Jägerbataillon gewidmete Signalhorn. (Seite 1320.)

Die Schlacht bei Santa Lucia ist auch bemerkenswerth, weil an derselben mehrere Mitglieder des kaiserlichen Hauses theilnahmen, für welche allerdings ein Aufenthalt in den damals von stürmischen Bewegungen durchzitterten Provinzen weniger verlockend war als im Feldlager Radetzky's. Auch in diesem Sinne lag alte Wahrheit in Grillparzer's Wort: „In Deinem Lager ist Oesterreich!" In erster Linie ist wohl zu nennen Erzherzog Franz Josef, auf welchen sich schon damals hoffnungsvoll die Blicke richteten und der nach wenigen Monaten die schwere Bürde des Regentenamtes zu übernehmen berufen war.

„Zwar schien ihm damals noch eine lange Reihe von Jahren von dem Throne zu trennen, aber doch schlug dem alten Soldaten das Herz höher, wenn er so den

kaiserlichen Jüngling über das von Kugeln durchfurchte Feld reiten und ruhig im dichtesten Kugelregen halten sah, so daß die beiden Corpscommandanten ihn bitten mußten, einigen Bedacht auf seine Erhaltung zu nehmen." So erzählt uns ein Augenzeuge.

Auch Erzherzog Albrecht wohnte, wenn auch ohne Commando, der Schlacht bei Santa Lucia bei. Im späteren Verlaufe des Feldzuges hatte er Gelegenheit, seine Laufbahn als Feldherr in verhängnißvoller Weise zu eröffnen.

So ehrenvoll für Radetzky die Anwesenheit dieser Prinzen bei seinem Hauptquartier war, empfand er doch oft die schwere Verantwortung, welche dadurch auf ihm lastete. Dann sagte er wohl in seiner geraden Weise: „Wenn man mir doch von Wien keine Prinzen schicken würde, sie sind nicht zu halten und gehen so schneidig ins Feuer, daß man eine zweite Armee brauchte, um sie zu schützen."

Die Schlacht bei Santa Lucia änderte zwar nichts an der Sachlage, aber sie war trotzdem von großer Wichtigkeit, denn sie verleidete den Piemontesen das offensive Vorgehen und stimmte die gewaltsam aufgestachelte Siegeszuversicht sehr herab. Dagegen hob sie das Selbstvertrauen der österreichischen Soldaten, die durch kriegerische Tugenden auch eine bedeutende numerische Ueberlegenheit auszugleichen wußten.

Ungestört konnte nun Radetzky wieder an die Vervollständigung der Befestigungen von Verona und an die Completirung seiner Armee denken. Den unablässigen Bemühungen des Kriegsministers Latour war es endlich gelungen, in Istrien ein Corps von ungefähr 25.000 Mann unter dem Befehl des Feldzeugmeisters Nugent zusammenzuziehen, das bestimmt war, die Armee Radetzky's zu verstärken. Ohne die vollständige Ausrüstung seiner ziemlich bunt zusammengestellten Truppen abzuwarten, überschritt Nugent am 16. April den Isonzo, bezwang Codroipo, Udine und Belluno, ohne daß die wider ihn gesendete bedeutend überlegene Armee des römischen Generals Durando ihn abzuhalten vermocht hätte. Nachgerade war Radetzky der passiven Haltung müde, auch machte ihm das Schicksal Peschieras bange, mit dessen Belagerung sich seit der Schlacht bei Lucia König Karl Albert beschäftigte. Er ließ daher Nugent dringend auffordern, seinen Marsch zu beschleunigen, um von Verona aus mit vereinten Kräften vorgehen zu können. Nugent dagegen war der Ansicht, daß es besser sei, zuerst Venetien zu unterwerfen und vom Feinde zu säubern, um die kürzeste Verbindung mit der Monarchie herzustellen. Beide Ansichten hatten viel für sich und vom Standpunkte der Vorsicht war vielleicht jene Nugent's wichtiger; aber ohne eine Dosis Kühnheit läßt sich kein echter Feldherr denken, und Radetzky, des Erfolges sicher, war daher im Rechte, wenn er darauf drang, bald in den Stand gesetzt zu werden, um mit dem gefährlichsten Gegner, der Armee des Königs, anbinden zu können.

Eine Erkrankung Nugent's machte dieser Meinungsverschiedenheit ein Ende, denn sein Nachfolger im Commando, Feldmarschalllieutenant Graf Thurn, neigte zu Radetzky's Ansicht und brach am 18. Mai von Visnadello auf. Am 20. stand er schon vor Vicenza, gegen welches die Brigade Fürst Felix Schwarzenberg einen vergeblichen Angriff versuchte, und am 22. stieß er bei San Bonifacio auf die äußersten Vorposten der Hauptarmee. Auf den Bericht Thurn's wurde Radetzky in seinen Entschließungen wankend und ertheilte jenem den Befehl, sofort umzukehren und sich Vicenzas zu bemächtigen, das von der Division Durando's und venetianischen Truppen unter General Antonini besetzt war. Trotz der Tapferkeit seiner Soldaten konnte Thurn seine Aufgabe nicht lösen, für welche ihm nur drei Tage eingeräumt

waren. Mit Recht fällt ein sonstiger Bewunderer der österreichischen Kriegführung über diese mißlungene Expedition gegen Vicenza ein sehr abfälliges Urtheil: „Was immer für Gründe den österreichischen Generalstab zu diesem Unternehmen bestimmten, wir halten es für einen großen Fehler. Das äußerst ermüdete Corps hätte einiger Ruhe bedurft, um sich zu der großen Offensive vorzubereiten, welche der Feldmarschall beabsichtigte. Man opferte nutzlos Menschen, verlor drei kostbare Tage, um die unsere Bewegung gegen Mantua verspätet ward, und ließ dadurch Peschiera in die Hände des Feindes fallen. Man handelte mit sich selbst im Widerspruch. Dringend hatten wir die Vereinigung dieses Corps mit unserer Hauptmacht verlangt, nun sie erfolgt war, ließen wir unseren Hauptzweck aus den Augen, um eine Eroberung zu machen, von der wir vorerst noch keinen Nutzen ziehen konnten.“

Am 25. Mai zog das Corps Thurn's, ungefähr 1800 Mann, in Verona ein und nun konnte Radetzky, bisher zu der ihm nicht zusagenden Rolle, die Angriffe des Gegners abwarten zu müssen, gedrängt, seinerseits bestimmend auf den weiteren Gang des Krieges einwirken.

Zu diesem Zweck wurde eine Neuformirung der Armee in zwei Corps und eine Reserve vollzogen. Das erste Corps (4 Brigaden mit 15 Bataillons, 8 Escadronen und 36 Geschützen) wurde vom Feldmarschalllieutenant Graf Wratislaw befehligt; das zweite (4 Brigaden mit 17 Bataillons, 8 Escadronen und 36 Geschützen) stand unter Feldmarschalllieutenant Baron d'Aspre. Zum Reservecorps unter dem Befehl des Feldmarschallieutenants von Wocher zählten 11 Bataillons, 28 Schwadronen und 79 Geschütze, welche drei Infanterie- und zwei Cavalleriebrigaden formirten. Die bisher am härtesten mitgenommenen Truppen wurden zur Besatzung Veronas bestimmt, dessen Commando dem Feldmarschallieutenant Julius Baron Haynau übertragen wurde, einem tapferen und höchst energischen General, dem wir noch öfter begegnen werden.

Das nächste Ziel aller Operationen mußte der Entsatz Peschieras sein, das bisher weniger durch die Belagerungsarbeiten der Piemontesen, als durch Proviantmangel bedroht war. Von den zwei Wegen, welche sich Radetzky zu diesem Zwecke boten, war der kürzere über das Plateau von Rivoli, das, stark von den Gegnern besetzt, einen Frontalangriff mit großen Opfern erfordert hätte. Länger war die Bewegung über Mantua, aber wenn es gelang, den Feind über dieselbe zu täuschen, so führte sie in dessen Flanke und Rücken, konnte daher nicht blos den Entsatz Peschieras erzwingen, sondern auch von den weittragendsten Folgen für den ganzen Verlauf des Feldzuges sein. Radetzky war vollkommen im Rechte, diesen zweiten Weg einzuschlagen, denn er hatte keine Ahnung, daß das Schicksal Peschieras schon von Tagen abhing; hätte er dies gewußt, so würde er gewiß auf jede Gefahr hin direct gegen den Feind losgegangen sein.

Am 27. Mai, Abends 9 Uhr, erfolgte der Aufbruch. Alles Gepäck war in Verona zurückgeblieben, um die Colonnen so beweglich als möglich zu machen. Der Feldmarschall ging in Selbstbeschränkung voran; er hatte nur einen kleinen Mantelsack bei sich auf dem Pferde, der die allernothwendigsten Dinge enthielt, darunter ein Hemd, das sein Diener, wenn es gewechselt wurde, selbst wusch. Auch die im Hauptquartier befindlichen Prinzen unterzogen sich derselben spartanischen Einfachheit, welche von den Gepflogenheiten im gegnerischen Lager allerdings sehr abwich. Dort führte man nach dem unsinnigen Brauch des 17. Jahrhunderts sogar das Silbergeschirr mit

ins Feld; nach der Schlacht bei Custozza, wo ein Theil der Bagage der Piemontesen genommen wurde, konnte man bei den österreichischen Soldaten viele Stücke silbernen Tafelgeschirres mit dem Wappen des Herzogs von Genua sehen.

Es kann nur auf die unglaubliche Sorglosigkeit des Gegners zurückgeführt werden, daß demselben der gewagte Flankenmarsch der Oesterreicher vollkommen unbekannt blieb. Am 28. in Mantua angekommen, entwarf Radetzky die Angriffsdispositionen für den nächsten Tag. Dieselben galten in erster Linie Curtatone, das von den durch Neapolitaner verstärkten toscanischen Truppen stark besetzt war.

Der Aufbruch erfolgte am 29. Mai um 10 Uhr. Nach seiner weisen Gewohnheit hatte Radetzky früher abkochen lassen und auch das Hauptquartier mußte sich bequemen, das sehr bescheidene Diner in den Morgenstunden einzunehmen. „Im Krieg muß man essen, wenn Zeit dazu ist", erwiderte Radetzky auf die Einwendung, daß man doch nicht um 8 Uhr Früh zu Mittag speisen könne, „es ist immer gut, wenn man was im Magen hat, denn man weiß nicht, ob man sobald zu was kommt".

Die Stellung bei Curtatone war stark verschanzt, und obwohl Felix Schwarzenberg und Benedek absaßen und die Truppen persönlich zum Sturm führten, konnte man nicht durchdringen. Erst als Oberst Döll, der sich im Kampf zu Mailand durch Erstürmung des Broletto ausgezeichnet hatte, sich in einer Häusergruppe von Curtatone festsetzte und auch die Brigade Wohlgemuth in den Kampf eingriff, wurden die Gegner aus der starken Stellung vertrieben und wendeten sich ziemlich eilig gegen Goito.

Da unterdessen die Division Karl Schwarzenberg mit den Brigaden Clam und Strassoldo auch Montanara genommen hatte, war die sardinische Stellung vollkommen aufgerollt und der Rückzug fast unmöglich. Die toscanische Division wurde fast ganz vernichtet oder gefangen; Rittmeister Aßbas von Kaiser-Ulanen nahm mit seiner Schwadron allein ein Bataillon Infanterie gefangen. Im Ganzen mußten sich 4 Stabs-, 59 Oberofficiere und über 2000 Mann ergeben, auch 5 Kanonen blieben in den Händen der Kaiserlichen.

Der Tag von Curtatone war von Wichtigkeit, weil er die Gegner von unserer ihrerseits hochmüthig bezweifelten Offensivfähigkeit überzeugte. Man war durch diesen Angriff vollkommen überrascht worden; man sah die Stellung am Mincio durch das kühne Manöver plötzlich im Rücken bedroht und die nun nothwendigen Concentrirungs-Bewegungen geschahen so überstürzt und in solcher Verwirrung, daß sie mehr einer Flucht glichen und nicht ohne Einwirkung auf den Geist der sonst tüchtigen piemontesischen Soldaten bleiben konnten.

Am 30. Mai setzte die Armee die Offensive mittelst einer Rechtsschwenkung gegen Goito fort, wo Bava sein ganzes Corps concentrirt hatte, während König Carl Albrecht die starke Stellung von Volta innehatte.

Die Brigade Benedek, welche die Vorhut bildete, stieß erst spät am Nachmittag, unmittelbar vor Goito, auf Widerstand. Das überlegene Geschützfeuer der Gegner machte jedes Vordringen unmöglich; erst als die Brigaden Wohlgemuth und Strassoldo in den Kampf eingriffen, errang man einige Vortheile, welche aber, als die Gegner ihr zweites Treffen entwickelten, nicht festgehalten werden konnten.

Da das erwartete Corps d'Aspre's nicht erschien, ließ Radetzky am Abend das Gefecht abbrechen, das sehr blutig gewesen war. Unter den Verwundeten befanden

sich Fürst Felix Schwarzenberg, der künftige Ministerpräsident Oesterreichs, und der tapfere Oberst Döll, der einen Fuß verlor; bei den Gegnern erhielt Karl Albert einen Prellschuß, Kronprinz Victor Emanuel wurde im Schenkel verwundet.

Daß man diesen Tag auf piemontesischer Seite als Schlacht und großen Sieg feierte, war eine der gewöhnlichen Uebertreibungen. „Es war nichts Anderes, als ein von unserer Seite etwas leichtsinnig unternommenes und ohne Entscheidung abgebrochenes Gefecht. Wir kämpften mit 12.000 gegen 20.000, statt daß wir mit 30.000 hätten auf dem Kampfplatz erscheinen sollen." So urtheilt der militärische Kritiker und wir setzen bei, daß nicht die Piemontesen siegten, sondern ein voller Erfolg der Oesterreicher nur durch das Ausbleiben d'Aspre's verhindert wurde. Beweis dafür ist die Thatsache, daß Radetzky drei Tage auf dem Schlachtfelde stehen blieb, ohne angegriffen zu werden.

Ein dreitägiger heftiger Regen, durch welchen die ohnehin sumpfige Niederung so durchweicht wurde, daß die Pferde oft bis an die Bauchgurte im Wasser standen, alle Wege aber vollkommen grundlos wurden, gebot den Operationen Stillstand. Uebrigens wurde deren Fortsetzung in der bisherigen Richtung durch den am 30. Mai erfolgten Fall Peschieras zwecklos. Es wurde schon gesagt, daß weniger der feindliche Angriff als der Proviantmangel dieser Festung gefährlich wurden. Feldmarschall-lieutenant Rath besaß auch bei geschmälerten Rationen nur mehr für wenige Tage Lebensmittel. Trotzdem war er entschlossen, den Entsatz zu erwarten, und beantwortete die Aufforderung zur Capitulation, um Zeit zu gewinnen, mit Vorschlägen, von welchen er nie glauben konnte, daß der Gegner sie bewilligen werde. Auf das Drängen des Kriegsministers Franzini, der unserer Offensive gegenüber sich rasch um jeden Preis Peschieras bemächtigen wollte, bewilligte man im Hauptquartier des Königs die Forderungen Rath's, der davon unliebsam überrascht, aber durch sein Wort gebunden war. Die Capitulation erfolgte gegen das Zugeständniß bedingungslosen Abzuges der Garnison mit allen Waffen, und in einem besonderen Tagsbefehl anerkannte der Herzog von Genua die vorzügliche Haltung der Vertheidiger.

Radetzky war nun vor die Frage gestellt, was weiter geschehen solle. Ein Angriff auf die nun in der sehr starken Stellung vor Goito concentrirte sardinische Armee schien zu gewagt und der Marschall entschloß sich daher, sich blitzschnell auf die im Venetianischen stehende Armee Durando's zu werfen. Politische Gründe mochten für diesen Entschluß eben so maßgebend gewesen sein als militärische; denn die Wendung der Dinge in der Monarchie ließ es höchst werthvoll erscheinen, daß Radetzky über die kürzeste Communication mit der Hauptstadt gebot.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Juni erfolgte der Aufbruch. Radetzky wußte seine Bewegung durch Zurücklassung des an Cavallerie starken Reservecorps so meisterhaft zu maskiren, daß der Gegner keine Ahnung von seiner wahren Absicht hatte und in der Meinung, es handle sich einfach um einen Rückzug auf Verona, keine Miene machte, zu folgen.

Am 9. Juni standen die zwei österreichischen Corps schon bei Longara; der nächste Tag war zum Angriff auf Vicenza bestimmt, das durch seine natürliche Lage am Abhang des Monte Berico, einer zusammenhängenden Hügelreihe, und durch die Kunst italienischer Ingenieure zu einem sehr festen Platz gemacht worden war. General Durando gebot mit Einrechnung der Vicentiner Nationalgarde über

18.000 Mann, die zwar, meist aus Freischaaren bestehend, sehr ungleichwerthig waren, aber auch vorzügliche Truppen enthielten, z. B. die aus der neapolitanischen Armee stammenden 2000 Schweizer.

Um 10 Uhr gab der Feldmarschall den Befehl zum Angriff, der mit einer gewaltigen Kanonade eröffnet wurde und sich nach dem Berichte eines Augenzeugen in seltener Regelmäßigkeit vollzog. Wäre das Schauspiel nicht so blutig ernst gewesen, so würde man es ein Manöver haben nennen können.

Durando bewies sich als tüchtiger und tapferer Soldat. Nur langsam und unter großen Verlusten konnten die Oesterreicher Terrain gewinnen und gegen die Stadt vordringen. Am hartnäckigsten war der Kampf um den eigentlichen, die Stadt beherrschenden Monte Berico, der das in eine völlige Festung verwandelte Kloster Madonna del Monte trägt.

Hier griff die Brigade Culoz an, welche einen so schweren Stand hatte, daß die tapferen Schweizer glaubten, ihrerseits zur Offensive vorgehen zu können. Aber in der Entfernung von 50 Schritten empfing Culoz sie mit dem mörderischen Kartätschenfeuer einer bisher verdeckten Zwölfpfünderbatterie, und im selben Momente warf sich das ausgezeichnete 10. Jägerbataillon unter Kopal's Führung auf die Schweizer. Ein von beiden Seiten heldenmüthig geführter Kampf entspann sich; aber als auch die Regimenter Latour und Reisinger zum Sturm vorgingen, mußten die Schweizer weichen und mit ihnen drangen die Jäger vor. Unter den Ersten, welche die Höhe erreichten, befand sich Oberst Kopal (Bild S. 1313); im selben Moment aber zerschmetterte ihm eine Kugel den Arm, und dieser Verwundung erlag der ausgezeichnete Soldat in den nächsten Tagen (17. Juni 1848). Sein Name ist aber unvergessen und wird es als einer der Tapfersten der kaiserlichen Armee bleiben.

Im Kloster und dessen Umgebung schlug man sich noch hartnäckig; wieder nahmen die Priester am Kampfe theil, mehrere fielen und sieben derselben, mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, wurden vor Radetzky geführt, der ihnen aber nach einer eindringlichen Standrede über die apostolische Pflicht der Friedfertigkeit Freiheit und Leben schenkte. Erst als die Brigade Clam in das Gefecht eingriff, zogen sich die Schweizer mit furchtbar gelichteten Reihen durch den vom Kloster ausgehenden Säulengang in die Stadt zurück.

Auch an allen übrigen Punkten drangen die österreichischen Colonnen bis zur Stadt vor, wobei wohl zum erstenmale Mörser als Feldgeschütze verwendet wurden. Man hatte schon oft erfahren, daß die Feldgeschütze nichts gegen die feste Bauart der italienischen Städte vermochten, und auf Radetzky's Anregung hatte daher der sehr tüchtige Artillerie-Oberst Stwrtnik eine Mörserbatterie feldmäßig ausgerüstet, welche viel zum Erfolg des Tages beitrug.

Durch die Wegnahme der beherrschenden Höhen war Vicenza unhaltbar geworden; auf einzelnen Thürmen erschienen auch wiederholt weiße Fahnen, wurden aber stets von Hitzköpfen wieder durch rothe ersetzt. Aber Durando war ein zu erfahrener Soldat, um seine Lage nicht klar zu übersehen, und er knüpfte Unterhandlungen an, welche zum Abschluß einer Convention führten. Durando erhielt freien Abzug, mußte aber über den Po gehen und sich verpflichten, drei Monate nicht gegen Oesterreich zu fechten.

Ohne Zweifel hätte Radetzky bei einer Fortsetzung des Kampfes das ganze Corps Durando's gefangen genommen. Abgesehen davon, daß in seiner Lage eine solche Masse

von Gefangenen eine unter Umständen sehr gefährliche Last war, hätte es noch viel kostbares Blut gekostet, das für die eigentlich entscheidenden Kämpfe gegen die sardinische Armee gespart werden mußte. Nicht zum mindesten aber fiel auch die Erwägung in das Gewicht, daß bei einer Erstürmung und einem Kampfe in Vicenza selbst ein Bombardement und wenigstens theilweise Einäscherung kaum zu vermeiden gewesen wäre, und Radetzky wollte dieses traurige Schicksal einer Stadt ersparen, die zu den schönsten Italiens gehört und durch die herrlichsten Schöpfungen Palladio's, eines der größten Architekten aller Zeiten, geziert ist. In drei Monaten aber war die Entscheidung längst gefallen, davon war Radetzky fest überzeugt, und dann hätte man die bisher sorglich bewachten und gefütterten bunten Schaaren Durando's doch laufen lassen müssen.

Am 11. Juni wurde Vicenza geräumt, die Oesterreicher zogen ein und nur die Brigade Culoz rückte noch diesen Abend gegen Verona ab, schon am nächsten Tage vom ersten Corps gefolgt. Nur d'Aspre blieb in Vicenza, unterwarf sich ohne sonderliche Mühe Padua und Treviso, und ging, die Brigade Simbschen gegen Varese zur Sicherung der Verbindung mit Tirol schiebend, erst nach Verona zurück, als die mittlerweile unter Feldmarschalllieutenant Baron Welden gebildete zweite Reservearmee im Venetianischen einrückte.

Erst als die Nachricht vom Fall Vicenzas das sardinische Hauptquartier erreichte, erfuhr man dort überhaupt etwas von dieser Operation Radetzky's. Nun glaubte man Gelegenheit zu einem Angriff auf Verona zu haben und am 14. Juni entwickelte sich in der Ebene die ganze sardinische Armee. Rasch griffen die eben von Vicenza zurückgekehrten, noch mit dem Abkochen beschäftigten Truppen des 1. Corps wieder zu den Waffen. Als sich aber die österreichischen Schlachtreihen formirten, wurde man jenseits stutzig, man hatte auf keinen solchen Empfang gerechnet und hielt es nach einem höchst überflüssigen Tirailleurgefechte für klüger, wieder dahin zu gehen, von wannen man gekommen.

Nun trat eine längere Pause in den beiderseitigen Operationen ein, welche zum Theil durch die unter Vermittlung auswärtiger Mächte angeknüpften Unterhandlungen, zum Theil aber auch durch die Scheu bedungen wurde, welche man im sardinischen Hauptquartier gegen jede weitere Offensivbewegung hatte. Radetzky konnte sich diese Frist umsomehr gefallen lassen, als die Gefechte der letzten Zeit, namentlich aber Krankheiten große Lücken gerissen hatten, die auszufüllen seine Sorge sein mußte. Auch die Armee bedurfte der Ruhe und litt an Ausrüstungsgegenständen, namentlich an Beschuhung Mangel, der im Moment nicht behoben werden konnte.

Von großem Vortheil war es, daß Latour die Reservearmee Welden's so verstärken konnte, daß diesem nicht allein die Behauptung Venedigs möglich war, sondern er auch noch ungefähr 12.000 Mann an Radetzky abgeben konnte. Dieser wurde dadurch in den Stand gesetzt, das zweite Corps d'Aspre's wieder an sich zu ziehen; die bisherige Reservearmee erhielt die Bezeichnung als drittes Corps, die von Welden gesendeten Truppen wurden als viertes bei Legnago formirt.

Um Mitte Juli verfügte der Marschall über 50.000 Mann wohlausgerüsteter Truppen und die Zeit war gekommen, wo er zum zweitenmal die Offensive ergriff, diesesmal mit dem festen Entschluß, die endgiltige Entscheidung herbeizuführen.

Die Stellung in Verona war, durch die Verhältnisse selbst vorgezeichnet, ungefähr so wie vor dem Flankenmarsch gegen Mantua. Abermals schien man sich

im Hauptquartier für eine der letzteren ähnliche Operation zu entscheiden, da der Frontalangriff auf den Gegner als zu gewagt angesehen wurde. Allerdings war es sehr fraglich, ob der Gegner, diesmal nicht mit der Belagerung Peschieras beschäftigt, sich ein zweitesmal täuschen lassen werde. Da behob dieser selbst alle Zweifel, da er seine Stellung in der Front theilweise räumte und Truppenverschiebungen gegen Mantua vornahm. Diesen Platz wußte Radetzky in den Händen Gorczkowsky's so wohl behütet, daß er sofort die schon angeordnete Bewegung gegen Mantua widerrief und den Entschluß faßte, die Stellung des Gegners in der Fronte von Verona anzugreifen. Es galt den Fehler, welchen die Piemontesen durch die übermäßige Ausdehnung ihrer Stellung und gleichzeitige Schwächung des Centrums begangen hatten, rasch auszunützen. „Die Fehler des Gegners schnell erkennen und schnell benützen ist das, was wir unter dem Genius des Feldherrn verstehen. Jeder Krieg bietet solche glückliche Momente dar; sie ungenützt vorübergehen zu lassen sind Irrthümer, die sich im Kriege so schwer strafen und oft nie wieder gut gemacht werden können."

Am 23. Juli um 1 Uhr Nachts sollten die Operationen beginnen, welche, um den Gegner zu überraschen, als tiefstes Geheimniß behandelt wurden.

Um jede Verständigung des Feindes unmöglich zu machen, wurde eine besondere Postenkette um Verona gezogen.

Schon standen die Colonnen zum Aufbruch bereit, als eines jener furchtbaren Unwetter losbrach, wie es nur südlichen Landstrichen eigen ist. Die Vorwärtsbewegung mußte aufgeschoben werden und erst beim Morgengrauen stieg der Marschall selbst zu Pferde und gab dadurch das Signal zum Aufbruch. Das erste Corps bildete den linken, das zweite den rechten Flügel, etwas zurück folgte als Centrum das dritte, frühere Reservecorps mit der Aufgabe, seine Unterstützung je nach Bedarf zu leihen. Der entscheidende Angriff war dem linken Flügel zugedacht, der rechte sollte nur eine Demonstration machen, um den Feind zu beschäftigen. Bei der Kampflust, welche aber vom Corpscommandanten bis zum Tambour herab herrschte, blieb es bei dieser Anordnung nicht, auch der rechte Flügel ließ es sich nicht wehren, dem Feind ernsthaft die Zähne zu zeigen.

Um 6 Uhr Morgens entwickelte sich auf der ganzen Linie ein lebhaftes Tirailleurgefecht, das bald in eine allgemeine Kanonade überging. Langsam, aber unaufhaltsam drangen die Oesterreicher in dem terrassenartig aufsteigenden, von üppigen Culturen bedeckten Terrain vor. Im ersten Anlauf nahm die von Graf Pergen geführte Brigade den Ort Sona, obwohl derselbe zur Vertheidigung hergerichtet und stark besetzt war. Die wackeren Ungarn des Regimentes Erzherzog Ernst sprangen dicht an die mit Schießlöchern durchbrochenen Mauern und rissen die zum Feuern durchgesteckten Gewehre der Feinde an sich.

Die von Sona links liegende Kuppe Montebello wird durch die Brigade Friedrich Liechtenstein erstürmt, wobei sich namentlich das 9. Jägerbataillon auszeichnete und den General Menthon gefangen nahm. Ebenso wurden San Giustino und San Giorgio in Sacile von der Brigade Edmund Schwarzenberg genommen und die Cavallerie des Grafen Schaffgotsche setzte den weichenden Gegnern hart zu.

Noch entscheidender als diese Erfolge d'Aspre's hatte sich der Kampf am linken Flügel entwickelt. Der Marsch des 1. Corps hatte sich etwas verzögert, so daß es *erst um* 7 Uhr vor Sommacampagna erschien, das von 3000 Mann Linie und einer

zahlreichen Artillerie besetzt war. Hier entbrannte ein höchst hartnäckiger Kampf und wiederholt wurden die dichten Plänklerschwärme der Oesterreicher zum Weichen gezwungen. Nach und nach aber wurden die Gegner gegen den Ort zurückgedrängt und nun ließ Wratislaw durch die Brigaden Wohlgemuth und Supplikatz, welchen Strassoldo als Reserve folgte, einen umfassenden Sturm ausführen. Von allen Seiten drangen diese Truppen in Sommacampagna ein, das der Gegner so hartnäckig vertheidigte, daß er fast die richtige Gelegenheit zum Rückzug versäumt hätte. Im weiteren Vordringen der beiden Corps vereinigten sie sich bei Oliosi und schoben nun, im Besitze jener Stellung, von welcher aus die Piemontesen so lange Verona bedroht hatten, ihre Vorposten bis an den Mincio. Die Brigade Clam, welche den äußersten linken Flügel gebildet hatte, besetzte noch während des Kampfes die dominirenden Höhen von Custozza ohne dabei auf Widerstand zu stoßen.


Der dem Feldmarschall Radetzky gewidmete Marschallstab. (Seite 1333.)

Die Kämpfe des 23. Juli entschieden eigentlich den ganzen Feldzug, wenn auch die sardinische Armee noch nicht widerstandsunfähig war. In der That aber war sie bereits geschlagen, denn ihr Centrum war in einer Weise durchbrochen, daß eine Vereinigung nur durch eine sofortige Concentrirung nach rückwärts möglich war. Wieder einmal rächte es sich, wenn ein Feldherr einem festen Platz mehr Aufmerksamkeit schenkt als der vor ihm stehenden Feldarmee des Gegners. Der Versuch, Mantua zu blokiren, hatte die sardinische Armee in diese üble Lage gebracht.

Noch am 23. Juli hatte Radetzky bei Salionzo eine Brücke über den Mincio schlagen lassen, um auf beiden Ufern operiren zu können. Am nächsten Tage gingen die Brigaden Haradauer und Wohlgemuth über den Fluß und besetzten nach kurzen Gefechten Valeggio. Zur stärkeren Besetzung dieser Stellung wurde die Brigade Simbschen von Sanguinetto vorgerufen. Dieselbe wurde aber am 24. Nachmittags auf dem Marsch, unweit von San Giorgio in Sacile, plötzlich von den Brigaden Garde, Piemont, Cuneo und Aosta, zusammen über 25.000 Mann, welche Karl Albert selbst führte, angegriffen.

Trotz der Tapferkeit des Regimentes Haynau und Prinz Emil konnten sich die kaum 6000 Mann zählenden Oesterreicher gegen eine solche Uebermacht nicht be-

haupten. Oberstlieutenant Friedrich Baron Sunstenau, bereits einmal verwundet, kehrte nochmals vom Verbandplatz in das Gefecht zurück und versuchte mit dem Rest des tapferen mährischen Regimentes Prinz Emil die Gegner zu werfen, als er von mehreren Kugeln durchbohrt fällt. Nun mußte Staffalo, um dessen Besitz sich der Kampf namentlich gedreht hatte, geräumt werden, das Regiment Haynau zog sich nach San Giorgio zurück, die Reste des furchtbar mitgenommenen mährischen Regimentes Prinz Emil wurden theils gefangen, nur Wenige retteten sich nach Verona. Es war dies Treffen bei Staffalo der letzte Gunstbeweis, welchen das launische Kriegsglück den sardinischen Waffen in diesem Feldzug gönnte.

Uebrigens hatte dieses Mißgeschick der Brigade Simbschen, so empfindlich es schon deshalb sein mochte, weil es bei besseren Marsch-Dispositionen hätte vermieden werden können, doch das Gute, daß man dadurch Gewißheit über die Absichten des Gegners erhielt. Man stand am Vorabend der Entscheidungsschlacht.

Die von den Piemontesen in Folge des Treffens bei Staffalo eingenommene Stellung auf den Höhen zwischen Sommacampagna und Custozza mit dem Monte Gadio und Monte Tornio bedrohte die Verbindung des 1. und 2. Corps der Oesterreicher. Vor Allem galt es, durch Eroberung dieser Höhen die Gefahr einer Sprengung der österreichischen Linie abzuwenden; diese Aufgabe fiel dem 2. Corps für den folgenden Tag zu und in besseren Händen konnte sie allerdings nicht liegen, als in denen d'Aspres, dessen Ehrgeiz und Selbstzuversicht ihn oft bis an die Grenze erlaubter Kühnheit gehen ließ.

Schon in den frühen Morgenstunden des 25. Juli sendete die Sonne sengende Strahlen auf das lachende, aber so oft blutgetränkte Gefilde von Custozza herab. Im Verlaufe des Tages steigerte sich die Hitze bis auf 30° Reaumur und die mit Gepäck marschirenden und kämpfenden Soldaten litten furchtbar. Das Regiment Fürstenwärther verlor allein 20 Mann durch Sonnenstich und auch bei den Gegnern waren solche Verluste zahlreich.

Am blutigsten war der Kampf um die Höhen von Sommacampagna und Beretara. Hier griff die von Haynau aus Verona gesendete Brigade Perin entscheidend ein und das derselben angehörige Bataillon Wiener Freiwilliger bewies große Tapferkeit. Das Ersteigen der steilen Höhen bei der fürchterlichen Hitze unter dem heftigen Feuer der Vertheidiger, dem man nur schwach antworten konnte, erforderte eine Willenskraft von Seite der vor Ermattung zusammensinkenden Soldaten, die nur durch das ermunternde Beispiel ihrer Führer erzeugt und erhalten werden konnten.

Bei Zerbare war es, wo Radetzky selbst zwischen die Plänklerkette ritt und die mit jubelnden Zurufen antwortenden Soldaten ermunterte und belebte. Es bedurfte ernstlicher Vorstellungen des Brigadiers Fürst Friedrich Liechtenstein, um den Marschall zum Verlassen dieser allzu gefährdeten Position zu bewegen. Bei der Erstürmung und Vertheidigung des Monte Gadio gegen alle Gegenangriffe bewies das kärntnerische Infanterieregiment Prohaska Nr. 7 so viel Heldenmuth, daß d'Aspre die allerdings sehr zusammengeschmolzene brave Truppe mit abgezogenem Hute begrüßte, was er später stets wiederholte, wenn er dem Regimente wieder begegnete.

Endlich war der Feind von den Höhen geworfen. Nochmals versuchte er, sich bei Custozza festzusetzen, aber das trefflich geleitete concentrirte Feuer der österreichischen Artillerie und das Nachdrängen der Truppen zwang ihn, bis Villafranca

zurückzugehen. Die bisher wenig in Action gekommene Cavallerie übernahm nun die Verfolgung des Gegners, der erst bei Goito unter dem Schutz des dort stehenden Corps des Generals Sonnaz Ruhe fand.

Am nächsten Morgen war der Feind aus der Ebene verschwunden und Radetzky traf sofort Anstalten, ihm zu folgen. Das erste Corps ging bei Monzambone über den Mincio und dann gegen Castiglione, das zweite wendete sich gegen Volta, das dritte übersetzte den Fluß bei Salionzo und war zur Einschließung Peschieras bestimmt, das Reservecorps endlich wurde bis Pozzolengo vorgeschoben.

Diese fächerförmigen Bewegungen, welche auf eine Ueberflügelung des Gegners abzielten, konnten unter Umständen sehr gefährlich werden, da sie eine Trennung der einzelnen Corps zur Folge hatten und einem entschlossenen Gegner Gelegenheit zu günstigen Angriffen boten. In der That kam es am Abend des 26. bei Volta zu einem ziemlich ernsten Kampf zwischen dem 2. Corps und jenem des General Sonnaz. Alle Versuche desselben, sich Voltas zu bemächtigen, scheiterten an der Tapferkeit der Oesterreicher. Im Orte selbst kam es zu einem furchtbaren Handgemenge, dem erst die Nacht ein Ende machte. Man verbarricadirte sich gegenseitig. Am Morgen entbrannte der Kampf von neuem, aber eine von Oberst Graf Pergen ausgeführte Flankenbewegung erzwang endlich den Rückzug der Piemontesen gegen Goito. Uebrigens dürfte der Vorstoß gegen Volta weniger einen offensiven Zweck gehabt haben, als den, der sehr erschütterten Hauptarmee Zeit zum Rückzug zu verschaffen.

Die von den Piemontesen am nächsten Tage angeknüpften Waffenstillstands-Unterhandlungen scheiterten an den von Radetzky gestellten Bedingungen, und am 28. Juli Mittags nahm die Armee wieder die Vorwärtsbewegung auf.

Das piemontesische Heer zog gegen Cremona ab, und die Spuren, welche es hinterließ, bewiesen, bis zu welchem Grade es durch die Kämpfe der letzten Tage erschüttert war. „Es bedurfte keines Boten, um die Colonnenwege aufzufinden, die der Feind eingeschlagen; sie waren durch tausende von Tornistern, Epauletten, Czakos und Rüstungsstücke aller Art bezeichnet."

Am 30. Juli überschritt das Corps Wratislaw den Oglio, und die Brigade Strassoldo bestand bei Ca de Mari ein ziemlich heftiges Gefecht, in dem sie den Gegner bis San Felice warf und eine Kanone eroberte.

Noch einmal wollte Karl Albert vor Cremona eine Schlacht wagen, angeblich in einer ritterlichen Aufwallung, um die ihm besonders ergebene Stadt vor der Rache der Sieger zu retten. Aber seine Generäle waren solchen Regungen weniger zugänglich, und als Kanonendonner das Anrücken des 1. Corps verkündete, bevor die sardinische Armee concentrirt war, mußte der König — wahrscheinlich zu seinem und der Armee Heil — seine Absicht aufgeben. Uebrigens war Radetzky kein Rächer und er ließ auch Cremona seine Haltung nicht entgelten, es war also ganz überflüssig, daß die Mehrzahl der Einwohner sich flüchtete. Man hatte diese Angst vor den Oesterreichern auch nur in den Städten; das Landvolk hatte die Lasten des Krieges kennen gelernt und wußte jetzt erst die vorsorgliche österreichische Herrschaft zu schätzen. In den Dörfern begrüßte man die Truppen häufig mit dem Rufe: „Vengono i nostri!" (Es kommen die Unsrigen!) und trug gerne zur Verpflegung bei.

Ein Versuch, die Addalinie zu halten, scheiterte an dem prompten Zusammen-

wirken der österreichischen Artillerie, und nun wendete sich Karl Albert gegen Mailand, statt die kürzere und sicherere Rückzugsstraße zu wählen. Wahrscheinlich hoffte er in Mailand, das 40.000 Mann Nationalgarden zählte, einen Rückhalt zu finden und eine Wendung der Dinge herbeiführen zu können. Er sollte grausam enttäuscht werden.

Am 3. August traf Karl Albert in Mailand ein, am 4. gegen Mittag stand auch die österreichische Armee wieder im Angesichte dieser Stadt. Vor derselben kam es noch zu einem ziemlich blutigen, aber vollkommen nutzlosen Kampf. Die piemontesische Armee war erschöpft und innerlich gebrochen; die Mailänder hatten zwar Lust, zu randaliren, aber keine, sich mit den Oesterreichern zu schlagen. Als die „Barabba" — der niedere Pöbel Mailands — das Absteigequartier des Königs sofort umgab, erschien Karl Albert auf dem Balkon. „Zum Kampf! Zum Kampf!" schrie man ihm zu. „Ihr wollt, daß ich bleiben soll", entgegnete der unglückliche Fürst, „gut — ich bleibe, aber Ihr müßt uns im Kampfe unterstützen". — „Hunderttausend Hände sind bereit, für die Freiheit Italiens zu fechten!" rief man unten. Aber Karl Albert, der gelernt hatte, solchen Wortenthusiasmus richtig zu schätzen, antwortete herb: „Keine Phrasen! Beweist Euren guten Willen, indem Ihr Euch schlagt!"

Unterdessen war die sardinische Armee in die Stadt gedrängt worden und sie war gezwungen, dieselbe zu verlassen, wenn sie sich nicht einer Gefangennahme aussetzen wollte. Das erbitterte den Pöbel, und mit dem wahnwitzigen Rufe: „Tradimento!" (Verrath) machte er Anstalten, den Palast Creppi, wo der König weilte, zu stürmen. Erst eine zu guter Stunde kommende Bersaglieri-(Schützen-)Compagnie verjagte die Masse, und nun verläßt Karl Albert die Stadt, nachdem mittlerweile schon ein Vertrag zu Stande gekommen war, der eine vorläufige achtundvierzigstündige Waffenruhe vereinbarte, während welcher Frist die Piemontesen die Lombardei zu räumen hatten.

Am 6. August hielt Radetzky mit einem glänzenden Stab, in dem sich auch mehrere Erzherzoge befanden, seinen Einzug in Mailand. In den Straßen drängt sich scheu, aber neugierig das Volk; statt des finsteren, zürnenden Zuchtmeisters, den man erwartet hatte, sahen sie den zwar ernst, aber gütig blickenden Greis, der die oft unwillkürlich ausbrechenden Zurufe so heiter lächelnd beantwortete, wie nur je zuvor.

Am 9. August wurde ein längerer Waffenstillstand geschlossen, welcher auch die Räumung Peschieras zur Folge hatte und als Basis des zu verhandelnden Friedens dienen sollte. So schloß der Feldzug von 1848 in Italien, von welchem man schon damals ahnte, daß er sehr bald ein Nachspiel haben würde.

Radetzky's Siege erweckten trotz der Zerfahrenheit der politischen Verhältnisse großen Enthusiasmus. Wenn man auch im Kampfe extremer und unverstandener Theorien, in leidigem, politischem und nationalem Hader eifrig bemüht war, die Grundfesten der Monarchie zu erschüttern, so war man doch stolz auf diese Kraftäußerung derselben. Dieser Stimmung verleiht ein vielgenanntes Gedicht Franz Grillparzer's an Radetzky treffenden Ausdruck und wir schalten es daher hier ein:

„Glück auf mein Feldherr, führe den Streich!"
Nicht blos um des Ruhmes Schimmer,
In Deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer.

Aus Thorheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen,
In denen, die Du führst zum Streit,
Lebt noch Ein Geist in Allen!

Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als Du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu benennen.

Und Deine Garde, die nicht nur wacht,
Nein, auch bewacht und beschirmet,
Sie hat nicht der eigenen Sicherheit Acht,
Wenn Nachts die Trommel stürmet.

Der Bürger Deiner wandernden Stadt,
Er weiß, diese Stadt ist sein Alles,
Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.

Und Deine Minister, die Führer im Heer,
Sie führen das Schwert an der Seite,
Zu strafen, wenn's irgend nöthig wär':
Gehorsam ist Frieden im Streite!

Die Gott als Slav' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch,
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn: Vorwärts! ist ung'risch und böhmisch!

Heilsame Hilf' in gemeinsamer Noth
Hat Reiche und Staaten gegründet,
Der Mensch ist ein Einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Streben verbündet.

Wär' uns ein Beispiel Dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände,
Im Anschluß von Allen nur liegt der Sieg,
Im Glück eines Jeden das Ende."

Die italienische Armee bewies ihre Dankbarkeit für diesen poetischen Zuruf einen dem Dichter gespendeten Pocal, der jetzt in der Ruhmeshalle des Waffen-ums im Arsenal nebst dem gleichfalls von den Officieren der k. k. Armee nkten kostbaren Marschallstab Radetzky's (Bild S. 1329) aufbewahrt wird. Die dem Stabe beigelegte Widmungsurkunde, von dem Feldmarschalllieutenant n Schönhals verfaßt, lautete:

„Ruhm- und Sieggekrönter Feldmarschall!

Als die gesellschaftliche Ordnung und mit ihr das Glück der Völker aus ren Angeln zu weichen begann, als Anarchie und Empörung frech ihr Haupt hob und im Bunde mit fremder Treulosigkeit an den Grundfesten unserer Monarchie ttelte, da traten Euer Excellenz im Vertrauen auf die Treue und Tapferkeit des ldaten, den Sie selbst gebildet, dem verheerenden Sturme kühn entgegen. Alle nderniſſe, die die Lage eines Feldherrn erschweren können, wußten Euer Excellenz t ungebeugter Standhaftigkeit zu überwinden, siegreich gingen Sie mit der Schar

Ihrer Treuen aus einem Kampfe hervor, der Ihnen die Bewunderung der Mit- und Nachwelt, den Dank des Kaisers und die Verehrung der ganzen österreichischen Armee auf ewig sichert.

Ihr erhabenes Beispiel wirkte mit magischer Kraft. Eine gleiche Begeisterung für die Erhaltung der Monarchie ergriff das ganze Heer, wie Ein Mann reihte es sich um den Thron seines Kaisers, Verrath und Anarchie floh besiegt von der Macht der Tugend.

Oesterreichs Heer wünscht Ihnen, erhabener Feldherr, ein Denkmal seiner Liebe, Verehrung und Dankbarkeit zu weihen. Auf die Unterzeichneten ist die Wahl gefallen, Euer Excellenz diesen Act der Huldigung darzubringen. Die Stimme des Soldaten wählte hierzu das Symbol Ihrer Würde, den Feldherrnstab, womit Sie ihm den Weg zu seiner Pflicht und zum Siege gezeigt.

Führen Euer Excellenz noch lange diesen Stab zum Schutze des Thrones und des Vaterlandes, zum Stolze und zur Freude eines Heeres, das in Ihnen seinen ehrwürdigsten Veteranen, seinen theuren Führer, seinen ruhm- und sieggekrönten Feldmarschall verehrt."

Diese Adresse war unterschrieben von Gemeinen, Unterofficieren, Stabsofficieren und Generälen und am Schlusse standen folgende mit eigener Hand geschriebene, denkwürdige Worte des erhabenen Monarchen:

„Freudig und dankbar nehme ich Antheil an diesem Ausdruck der Gefühle Meines tapferen Heeres.

Franz Josef."

Der Beschluß zu dieser Ehrengabe war am 20. Mai 1849 gefaßt worden; die Ueberreichung fand in Verona am 16. September 1850 mit imposanter Feierlichkeit statt.

* * *

Viel unerquicklicher als die Aufgabe, welche wir auf den letzten Blättern zu lösen hatten, ist jene, die uns nun gestellt wird. Dort hatten wir von kraftvoller, zielbewußter Leitung, von einträchtigem Zusammenwirken zu berichten, und nun müssen wir — wenn wir uns auch noch so streng auf das reine militärische Gebiet beschränken — die Bilder der Zerfahrenheit, der Anarchie und blutigen Bürgerkrieges heraufbeschwören.

Alle jene Schwierigkeiten, welche das in Ueberstürzung geschaffene und bald als unmöglich erkannte neue Verhältniß zu Ungarn schuf, spitzten sich besonders in der Frage der Militärverwaltung zu einem unlösbaren Conflict zu. Mit dem Anschein des formellen Rechtes forderte man in Pest vollkommene Parität für den dortigen Kriegsminister mit jenem in Wien, die Militärcommanden in Ungarn und dessen Nebenländern sollten nur von Pest abhängen, von dort Befehle empfangen, die Verfügung über ungarische Truppen und Recruten sollte nur der Regierung in Pest zustehen. In einer Zeit, wo die Monarchie in einen ernsten Krieg verwickelt war und voraussichtlich der Armee noch schwere Aufgaben harrten, konnte und durfte die Kriegs*verwaltung aber* nur eine einheitliche sein. Offen durfte man dies nach dem klaren

Wortlaut der an Ungarn gemachten und zum Gesetz gewordenen Zugeständnisse allerdings nicht aussprechen, aber den Zweck suchte man auf Umwegen und durch geheime Verfügungen zu erreichen. Diese blieben aber selten verborgen, führten zu gereizten Reclamationen von Seite Ungarns und nährten den Argwohn, daß auch die übrigen Zugeständnisse nicht ernst gemeint seien.

Als es sich um Verstärkungen für die Armee Radetzky's handelte, erklärte sich der Reichstag in Pest zu den nöthigen Bewilligungen bereit. Mit seiner hinreißenden Beredsamkeit — die im Besitz eines ehrgeizigen Phantasten so oft eine wahre Pandoragabe ist — wies aber Ludwig Kossuth bei diesem Anlasse auf die Rüstungen Rußlands und die drohende Reaction hin und verlangte zum „Schutz des Vaterlands" die Aufstellung einer Armee von 200.000 Mann und die Bewilligung von 42 Millionen zu militärischen Zwecken. Und der Reichstag bewilligte diese Forderungen einstimmig.

Eigentlich war man ja schon im Bürgerkrieg. Jellačić machte kein Hehl daraus, daß er vom croatischen Standpunkt aus, der sich allerdings mit dem gesammtstaatlichen deckte, die Sonderstellung Ungarns nicht anerkenne, und rüstete seine Grenzer aus; ein „serbisches Armeecorps" unter dem österreichischen General Theodorowich, meist aus österreichischen Serben bestehend, führte unter dem Zeichen des Kaisers von Oesterreich Krieg gegen die Truppen des Königs von Ungarn, der doch ganz derselbe Monarch war.

Slavische Regimenter weigerten sich, dem als Regierungscommissär in Croatien fungirenden Feldmarschalllieutenant Baron Hrabowsky zu gehorchen, wenn sie zur Unterdrückung der Serbenaufstände marschiren sollten; ungarische Regimenter verlangten ihre Rückversetzung in die Heimat, weil dies dem Gesetz entspreche.

Das in Klattau stationirte Palatinal-Hußarenregiment griff zur Selbsthilfe und schlug den Weg über Oberösterreich und Steiermark nach Ungarn ein, wurde aber zum größten Theil in einzelnen Stationen angehalten. Die Unklarheit der politischen Verhältnisse schien ihre unheilvolle Wirkung auch auf die Armee zu üben, und nur bei der unter Radetzky's Commando stehenden erhielt sich der österreichische Soldatengeist ganz ungetrübt.

Während Jellačić mit Gutheißung der Wiener Regierung ein Corps um Esseg zusammenzog und schon über die Save hinüber Flintenschüsse gewechselt wurden, kamen die Dinge zwischen Wien und Pest zum offenen Bruch. Die Bemühungen des Erzherzogs Stefan, eine Vermittlung herbeizuführen, scheiterten an den kaum auszugleichenden Gegensätzen; er legte seine Würde als Palatin nieder und verließ schmerzgebeugt ein Land, das er so sehr liebte und doch dem schwersten Verhängniß entgegen treiben sah. Nun ging man von Wien aus entschieden vor. Die Manifeste vom 22. und 25. September enthielten eigentlich eine Sistirung der Verfassung von Ungarn und die Ernennung des Feldmarschalllieutenants Franz Graf Lamberg zum königlichen Commissär und Befehlshaber aller in Ungarn befindlichen Truppen.

Der Reichstag in Pest, welcher sich schon früher gegen jede einseitige Verrückung des bestehenden Rechtsstandpunktes verwahrt hatte, erklärte einfach beide Manifeste als ungesetzlich und daß er die Mission des Grafen Lamberg nicht anerkennen werde.

Dies goß Oel in das Feuer der ohnehin schon erregten Stimmung und noch am Tage seiner Ankunft in Pest (28. September) wurde Graf Lamberg während der Fahrt nach Ofen erkannt und grauenhaft ermordet. Wohl verdammte man diese That, aber man nützte sie auch aus, indem noch am selben Tage die öffentliche Ge-

walt einem Landesvertheidigungsausschuß übertragen wurde, der aus Männern der extremsten Richtung gebildet und von Kossuth geleitet war.

Jellačić hatte unterdessen die Offensive mit seiner aus drei Divisionen (Hartlieb, Schmidt und Kempen) bestehenden Armee von ungefähr 50.000 Mann ergriffen. Aber er bewies sich als sehr mittelmäßiger General. Das schwächere und rasch zusammengerufene ungarische Heer, befehligt vom General Johann Moga, drängte ihn von seiner Basis ganz ab und brachte ihm mehrere empfindliche Schlappen bei. Als Moriz Perczel die von den Generälen Roth und Philippovich geführte Reservearmee bei Stuhlweißenburg zur Capitulation zwang, benützte Jellačić einen kurzen Waffenstillstand, um bei Hainburg nach Nieder-Oesterreich überzutreten, wo ihn die Aufgabe erwartete, die Octoberrevolution in Wien niederzuwerfen.

Auch dort hatten sich die Verhältnisse immer mehr verwirrt, die extreme Richtung



Kaiser Franz Josef I. im Jahre 1849.

war stets mehr zur Geltung gekommen. Der vom Kriegsminister angeordnete Abmarsch mehrerer Bataillone nach Ungarn war der äußere Anlaß zu neuerlichen Kampfscenen, die endlich zu reinen Scheußlichkeiten ausarteten. Schon der Abmarsch des italienischen Grenadierbataillons Ferrari am 5. October ging nicht ganz glatt ab. Am nächsten Tage sollten die deutschen Grenadiere des Bataillons Richter folgen, welche in der Bevölkerung sehr beliebt und nicht ganz frei von den in derselben herrschenden Ideen geblieben waren. Schon in der Caserne kam es zu Widersetzlichkeiten und der Marsch zum Bahnhofe geschah unter starker Cavallerie-Escorte. Die begleitende Menge, worunter sich ganze Abtheilungen Nationalgarde befanden, äußerte ganz laut, den Abgang der Grenadiere nicht zu dulden, und am Tabor sammelten sich Legionäre und bewaffnete Arbeiterhaufen, welche sogar die Brücken abdeckten. Graf Latour glaubte, im Interesse der Disciplin, den Abmarsch der Grenadiere erzwingen zu müssen und sendete unter Commando des Generalmajors Hugo von Bredy ein Bataillon Nassauinfanterie,

drei Escadronen und drei Geschütze an den Tabor. Dort kommt es zum Zusammenstoß; nach den ersten Salven fallen General Bredy und Oberst Klein, die Grenadiere machen größtentheils gemeinsame Sache mit dem Volk, und die Truppen müssen sich, die Kanonen im Stiche lassend, den Rückzug erkämpfen.

Das Volk berauschte sich an diesem wohlfeilen Sieg, und als der Befehl erging, die Stadtthore zu schließen, um die Unruhen von der inneren Stadt abzuhalten, kam es sogar zwischen Nationalgarden verschiedener politischer Färbung zum Kampf, der sich bis in den ehrwürdigen Dom von St. Stefan verpflanzte.

Nun sperrte man die Thore, aber nur um den auf dem Glacis vom commandirenden General Maximilian Graf Auersperg concentrirten Truppen den Eingang zu wehren. In der inneren Stadt aber herrschte der Pöbel. Ein Haufe desselben zog zum Kriegsministerium, und nun spielte sich jene oft geschilderte grausenhafte Scene der Ermordung des greisen Kriegsministers Theodor Graf Latour ab. Den ganzen Abend dauerte dann der Kampf um das kaiserliche Zeughaus, das am Morgen über-



Erzherzog Albrecht bei Mortara. (Seite 1344.)

geben wurde, um sofort geplündert zu werden, und wenige Tage später räumte Graf Auersperg Wien ganz, das nun völlig der Anarchie verfallen war.

Mit rasender Schnelligkeit entwickelten sich die Dinge weiter. Jellačić ging auf Wien los und aus Böhmen zog unter Fürst Windischgrätz eine fast 40.000 Mann zählende Armee nach dem gleichen Ziel. In Wien selbst bereitete man sich auf den Widerstand vor; die Leitung desselben lag in den Händen des seit Kurzem zum Nationalgarde-Obercommandanten gewählten früheren kaiserlichen Officiers Wenzel Messenhauser, eines ehrlichen, aber unklaren Schwärmers, der jener Charakterderbheit und militärischen Anlagen ermangelte, welche eigentlich zu seiner Stelle nöthig gewesen wären. Indessen täuschte er selbst und seine militärischen Berather, zu welchen auch der Pole Josef Bem gehörte, sich durchaus nicht über die Unmöglichkeit, Wien gegen die vereinte Macht des Fürsten Windischgrätz und des Banus Jellačić zu halten.

Aber man setzte alle Hoffnung auf das Erscheinen der ungarischen Armee unter Moga, welche am 21. October die Grenze überschritten hatte.

Dieselbe war bisher wohl der Macht des Banus gewachsen, weil dieselbe aus bunt zusammengewürfelten und unglaublich mangelhaft ausgerüsteten Grenztruppen bestand. Nun aber trat ein Rollenwechsel ein. Die Croaten des Jellačić'schen Corps wurden vor Wien gezogen und den Ungarn traten Truppen von der Armee des Fürsten Windischgrätz entgegen.

Die einsichtigen Militärs der Ungarn, allen voran Moga selbst, dem die politische Constellation an sich nicht behagte, hatten große Bedenken, mit den 30.000 Mann, welche die Armee Moga's zählte, wovon aber zwei Dritttheile aus kaum verwendbaren Irregulären bestanden, den Kaiserlichen gegenüberzutreten. In einem zu Nikolsdorf unter Kossuth's Vorsitz gehaltenen Kriegsrath drang dieser aber zu einem Angriff, weil die Einnahme von Wien den Sieg der gewaltsamen Reaction bedeuten würde, die auch über Ungarn hereinbrechen werde. Besonders einer der jüngeren Stabsofficiere, Oberst Arthur Görgey, opponirte dem Begehren Kossuth's, und wahrscheinlich stammte von dieser Stunde die unversöhnliche Gegnerschaft dieser beiden Männer, die allerdings in Charakter und Denkweise vollkommen Gegensätze waren.

Kossuth's Wille drang aber durch; am 29. October überschritt die ungarische Armee die Fischa und gegen Mittag kam es zur sogenannten Schlacht bei Schwechat. Die ungarischen Truppen schlugen sich gut und General Graf Guyon nahm mit den Honveds sogar Mannswörth. Eine energische Leitung, welche die absolute Mehrzahl und den Enthusiasmus auszunützen verstanden hätte, würde vielleicht Erfolge erzielt haben. Aber Moga schwankte in seinen militärischen Maßregeln wie in seinen politischen Meinungen. Er setzte seine kriegsungewohnten Bataillone der überlegenen Artillerie des Gegners aus; dadurch erschüttert, machten zuerst einige Abtheilungen Kehrt und bald eilte die ganze Armee ziemlich eilig der Grenze zu. Zum Glück für die Ungarn fehlte es auch Jellačić an militärischer Tüchtigkeit und Energie; hätte er seine zahlreiche Cavallerie zu verwenden gewußt, so wäre die Armee Moga's vollkommen zersprengt worden. Man kann ein gleichzeitiges scharfes Urtheil nicht ungerechtfertigt nennen, wenn es sagt, die beiden Feldherren hätten jenen Nachtwächtern geglichen, die sich begegnen und gegenseitig vor einander in heillose Angst verfallen.

Für Wien war die Affaire von Schwechat verhängnißvoll. Schon seit dem 23. October schlug man sich an den Linien und der Widerstand war ein so energischer, daß die Vorstädte erst am 29. Morgens vollends in den Händen der Truppen des Fürsten Windischgrätz waren. Die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes lag auf der Hand und mit Zustimmung Messenhauser's sendete der Gemeinderath eine Deputation an den Fürsten. Dieser erklärte sich zu Unterhandlungen bereit und erließ am 30. eine Proclamation, welche auch des Erfolges bei Schwechat gedachte. Doch dieselbe bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was er beabsichtigte; man hielt sie für eine Täuschung, es verbreitete sich die Nachricht vom Anmarsch der Ungarn, und die Extremen wußten Messenhauser gegen seine bessere Ueberzeugung zur Fortsetzung des Widerstandes und zum ganz aussichtslosen Versuch, die innere Stadt zu halten, fortzureißen. Der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten folgte am 31. October ein Bombardement der Stadt, der Widerstand erlahmte und um 6 Uhr Abends drangen die ersten Abtheilungen durch das Burgthor ein.

Fürst Windischgrätz ließ nun eine wohl zu weit gehende Strenge walten. Eine ganze Reihe kriegsrechtlicher Urtheile erfloß und in der Mehrzahl wurden sie auch

vollstreckt. Die Thatsache, daß mehrere derselben bei späteren Revisionsprocessen aufgehoben wurden, läßt wohl annehmen, daß die ruhige Objectivität, welche das Merkmal jedes richterlichen Urtheils sein sollte, mehr als billig von der Leidenschaft des Tages beeinflußt wurde. Fürst Windischgrätz war nicht blos als Feldherr kein Radetzky, er besaß auch nicht jenen weiten Blick und jene Milde, welche die Irrthümer der Zeit nicht an den Individuen, die davon beeinflußt sind, rächt.

Am 24. November bildete sich ein neues Ministerium, an dessen Spitze Fürst Felix Schwarzenberg trat, den wir während des Sommer-Feldzuges in Italien als schneidigen General kennen lernten und der auch im diplomatischen Dienst nicht fremd war. Das Kriegsministerium, das seit dem Tod Latour's verwaist war, übernahm General Franz Baron Cordon.

Schon wenige Tage nachher erfolgte in Olmütz der feierliche Act der Thronentsagung des Kaisers Ferdinand und die Verzichtleistung des Erzherzogs Franz Carl, wodurch des Letzteren Sohn, Erzherzog Franz Josef, zur Thronfolge berufen war. In allen Kreisen der Bevölkerung, in welchen man die Nothwendigkeit erkannte, daß eine jüngere Hand die ziemlich verworrenen Zügel der Regierung ergriff, begrüßte man die Herrschaft des jungen Monarchen mit Freude und mit der Zuversicht, daß es ihm gelingen werde, die Wirren zu enden und das Reich auf die Bahn gedeihlicher Entwicklung zu lenken. Namentlich aber in der Armee brachte man dem Kaiser Franz Josef I. (Bild S. 1336) begeisterten Enthusiasmus entgegen, denn es war bekannt, daß sich derselbe unter Leitung ausgezeichneter Lehrer mit Vorliebe militärischen Studien hingegeben hatte und sein Erscheinen bei der Armee Radetzky's bewies, daß er echten Soldatengeist besaß.

An schweren Sorgen fehlte es dem noch im Jünglingsalter stehenden Monarchen nicht. Die dringendste war wohl das Verhältniß zu Ungarn, das nur mehr durch die Gewalt der Waffen entschieden werden konnte.

Das Obercommando gegen Ungarn erhielt Feldmarschall Fürst Windischgrätz, der von Wien direct nach Pest marschirte; von Galizien aus fiel mit einem starken Corps General der Cavallerie Graf Franz Schlick in den Nordosten Ungarns ein; in Croatien sammelte der aus Italien kommende Laval Graf Nugent eine Armee und von Siebenbürgen aus setzte sich General Anton Freiherr von Puchner gegen Großwardein in Marsch.

Unter diesen Verhältnissen, welche durch die Aufstände der Slaven in Nordosten und Süden Ungarns noch verzweifelter wurden, entfaltete man in Ungarn eine Rührigkeit und Energie, welcher man, auf welchem politischen Standpunkt man auch stehen mag, die Bewunderung nicht versagen kann. Jene ungarischen Regimenter, welche sich — ursprünglich im guten Glauben, dadurch der beschworenen Pflicht nachzukommen — der Revolution angeschlossen hatten, bildeten den Kern für die Nationalarmee, welche in überraschend kurzer Zeit gesammelt und ausgerüstet war. Auch an Führern fehlte es nicht und dieselben hatten gleichfalls, mit wenigen Ausnahmen, ihre militärische Carrière in der kaiserlichen Armee begonnen. Gerade diese Männer hatten beim Beginn des Conflictes keine Ahnung, wie weit derselbe führen würde, sie waren überzeugt, dem Recht und Gesetz zu dienen, und wenn später vielleicht auch Zweifel auftauchten, war es Ehrenpflicht, bei der gewählten Sache auszuharren. Gab es doch selbst hohe militärische Würdenträger, welche der Unklarheit der Situation zum Opfer fielen und eine ehrenvolle Laufbahn mit dem Makel des Verraths behaftet schließen mußten, weil ihnen im politischen Wirrsal der Zeit der Ariadnefaden aus der Hand glitt.

Neben dem schon wiederholt genannten Feldmarschalllieutenant Baron Hrabowsky ist besonders Feldmarschalllieutenant Emerich Baron Blagoevich zu nennen. Er war einer der verdienstvollsten Veteranen aus den Freiheitskriegen, wiederholt verwundet und mit den Orden des In- und Auslandes ausgezeichnet, dabei auch ein sehr kenntnißreicher Officier, der in den Friedensjahren die topographische Aufnahme mehrerer Provinzen mit Erfolg leitete. Und auch dieser verdienstvolle Mann, selbst Croate von Geburt, kam als Commandirender in Slavonien in eine so schiefe Stellung, daß ihn nur sein 1850 erfolgter Tod vor einer entehrenden Verurtheilung bewahrte. Es ist traurig genug, daß die Gegenwart meist so von Parteileidenschaft befangen ist, daß die Klarheit und Gerechtigkeit des Urtheiles darunter leidet. Kommende Zeiten aber sollten mindestens gelernt haben, unbefangen zu prüfen und das Thun und Handeln, ja auch das Irren und Fehlen, nicht dem an sich tüchtigen Individuum, sondern dem Wirrsal einer unklaren Zeit zuzuschreiben; das gilt für alle Parteien, denn keine derselben ist sicher, nicht eines Tages diese Gerechtigkeit und Milde in Anspruch nehmen zu müssen.

Die gegen Windischgrätz im Feld stehende Armee von ungefähr 30.000 Mann befehligte, nach Moga's Abgang, Arthur Görgey, der gerade kein militärisches Genie, aber ein tüchtiger Taktiker war; Schlick gegenüber stand der Kriegsminister Lazar Meszaros, dessen 12.000 Mann den kaiserlichen Truppen an Kriegstüchtigkeit ebenso wenig gewachsen waren wie ihr Führer dem schneidigen Reitergeneral.

Schlick brachte seinem Gegner mehrere empfindliche Niederlagen bei und drängte ihn über Kaschau hinaus gegen Süden, und auch Windischgrätz stand am Ende des Jahres bei Raab. Siegesgewiß gab er einer Reichstags-Deputation, welche Unterhandlungen anknüpften wollte, den harten Bescheid: „er habe mit Rebellen nichts zu verhandeln", die ungarische Armee aber charakterisirte er in aristokratischer Verblendung als „eine Bande von Rebellen, geführt von Fanatikern, die aus den unteren Chargen der Armee entwichen oder, aus dem Advocatenstande herübergetreten, nicht die geringste Befähigung zur Führung einer Armee haben" — ein höchst einseitiges und voreiliges Urtheil, das Fürst Windischgrätz sehr bald im eigenen Interesse modificiren mußte.

Nach dieser schroffen Abweisung beschloß man in Ungarn den Widerstand bis aufs äußerste. Die Hauptstadt wurde geräumt und an der Theiß concentrirte General Perczel eine neue Armee. Seit Meszaros durch den gleichfalls aus der österreichischen Armee hervorgegangenen Georg Klapka ersetzt war, konnte auch Schlick nicht mehr vordringen. Die von Graf Guyon durchgeführte Erstürmung des Branieczkapasses machte die Vereinigung der Armee Görgey's- und Klapka's möglich, wodurch Schlick im Februar 1849 zur Räumung Kaschaus gezwungen wurde. In Siebenbürgen aber erfocht Josef Bem, der sich mit heiler Haut aus Wien gerettet hatte und als echter Condottiere der Revolution sofort nach Ungarn geeilt war, Sieg um Sieg, so daß General Puchner wiederholt zum Verlassen des Landes genöthigt war.

Die Berufung des aus der polnischen Revolution des Jahres 1830 bekannten Generals Heinrich Dembinski zum Obercommandanten der ungarischen Armee geschah auf Kossuth's Betreiben und war ein arger Fehler.

Die wandernden polnischen Generäle waren eine curiose Specialität jener Zeit; im Allgemeinen rechtfertigten sie, vielleicht mit der einzigen Ausnahme von Bem, jenen Ruf militärischer Tüchtigkeit, den sie besaßen, durchaus nicht.

Dembinski war Theoretiker und ein Freund weitausholender complicirter Manöver, zu welchen eine Armee, wie die damalige ungarische, am allerwenigsten taugte. Er plante eine Concentrirung aller ungarischen Streitkräfte zur völligen Vernichtung des Fürsten Windischgrätz. Aber die Sache klappte nicht; er hatte erst zwei Corps beisammen, als es am 20. und 21. Februar zur Schlacht bei Kapolna kam, welche mit einem Sieg des Fürsten Windischgrätz endigte.

Nun trat Dembinski ab und wurde durch General Vetter ersetzt. Als auch dieser sich nicht bewährte, mußte Kossuth sich dem allgemeinen Wunsch der Armee fügen und das Obercommando dem ihm verhaßten Görgey verleihen, von dem selbst ein persönlicher Gegner zugeben mußte, daß er „in der Schlacht unvergleichlich sei".

Indessen erfloß am 4. März die octroyirte Verfassung, durch welche Ungarns Sonderstellung ganz aufgehoben und es auf das Niveau einer bloßen Provinz herabgedrückt wurde. Natürlich fachte dieser Schritt den Widerstand Ungarns von Neuem an, und mit beispielloser Opferwilligkeit bestritt das Land die enormen Kosten neuer Rüstungen in großartigstem Maßstabe.

Die zaudernde Kriegführung des Fürsten Windischgrätz ließ dazu hinreichende Zeit. Er nützte den Sieg bei Kapolna nicht aus, begnügte sich mit dem Besitz der Hauptstadt, statt rasch an die Theiß vorzubringen und die ungarische Regierung ihrer Hilfsquellen zu berauben. Mit bitterem Spotte charakterisirt Görgey diese Periode des Krieges in folgender Weise: „Der kurze Feldzug zwischen Windischgrätz und Dembinski hatte seit dem zweiten Schlachttag von Kapolna den Charakter einer sogenannten Verlierpartie des Brettspiels angenommen. Bekanntlich wird diese Partie von jenem der beiden Spieler gewonnen, welcher zuerst aller seiner Steine los wird. Man trachtet zu diesem Ende die eigenen Steine immer ungedeckt vor jene des Gegners zu bringen, damit sie genommen werden. Beide Oberfeldherren zeigten sich sehr gewandt in dieser eigenthümlichen Form der Kriegführung."

Wurden aber die Waffen in Ungarn nur lässig geführt, so wußte sie Radetzky, als er in Italien zum zweitenmale darnach greifen mußte, desto energischer zu handhaben. Wir wenden uns daher wieder freudig dorthin, wo dieser greise Feldherr neue Lorbeeren für sich und sein tapferes Heer erfocht.

Der Feldzug des Jahres 1849 in Italien.

Der mit Piemont abgeschlossene Waffenstillstand dauerte mit gegenseitiger Zustimmung fort, ohne daß die Friedensunterhandlungen von der Stelle gerückt wären. An Oesterreich lag die Schuld nur insoferne, weil es als Sieger nicht jene Opfer bringen wollte, welche Karl Albert beanspruchte, um doch einen Theil der Hoffnungen zu erfüllen, welche er beim Ausbruch des Krieges erweckt hatte. Daß es unter diesen Umständen nochmals zum Losschlagen kommen würde, war umso gewisser, als es im Volke und namentlich in der Kammer von Turin nicht an einer Partei fehlte, welche bei jeder Gelegenheit den Krieg mit Oesterreich „ad ogni prezzo" (um jeden Preis) verlangte.

Radetzky verfolgte diese Zustände aufmerksam und bereitete sich den Winter über vor, einem neuen Angriff gleich entscheidend entgegentreten zu können. Nachschübe füllten die Lücken aus, welche der vorjährige Feldzug in die Reihen gerissen hatte, und ansehnliche Verstärkungen brachten die Armee in Lombardo-Venetien auf nahezu

130.000 Mann. Rechnet man hiezu das Cernirungscorps von Venedig und die theilweise ziemlich starken Besatzungen ab, so verfügte Radetzky für die eigentliche Operationsarmee über ungefähr 70.000 Mann mit 200 Kanonen. Diese Streitmacht gliederte sich in fünf Corps; das erste commandirte General der Cavallerie Graf Wratislaw, das zweite der Feldzeugmeister Baron d'Aspre, das dritte Feldmarschall-lieutenant Baron Appel, das vierte Feldmarschalllieutenant Graf Thurn, das Reservecorps endlich stand unter Feldmarschalllieutenant Baron Wocher.

Das Commando über sämmtliche Garnisonstruppen, einschließlich des Blokadecorps vor Venedig, war dem Feldmarschalllieutenant Baron Haynau übertragen.

Auch in Sardinien war man nicht müßig geblieben. Man hatte 16 neue Regimenter und 5 Bataillone Bersaglieri errichtet, und der Nominalstand der Armee war auf 140.000 Mann gestiegen, von welchen allerdings nur ungefähr 100.000 in das Feld gestellt werden konnten. Weniger rasch als das Menschenmaterial ließen sich die Geschütze ersetzen, deren die Feldarmee nur 152 zählte. Die sardinische Armee gliederte sich im Frühjahr 1849 in sieben Divisionen (Generallieutenants Herzog von Savoyen, Herzog von Genua, Beß, Perron, Lamarmora, Durando und Romarino) und zwei selbstständige Brigaden (General Solaroli und Oberst Belvedere). General Romarino war ein ziemlich übelbeleumundeter Abenteurer, der sich bisher als Führer von Freischarenzügen bekannt gemacht hatte und dessen militärische Reputation einen so zweideutigen Beigeschmack hatte, daß man im Heere selbst seine Anstellung offen mißbilligte. Seine Division bestand daher auch meist aus den lombardischen und anderen Hilfscorps.

Noch schlimmer wirkte es, daß König Karl Albert, der den eigenen Mangel an Feldherrnbegabung einsah, das Obercommando in die Hände des Generals Chrzanowski legte, der in der polnischen Insurrection von 1830 nicht ohne Glück gefochten hatte, im Uebrigen aber, wie sich bald zeigte, auch nicht mehr Feldherrnbegabung hatte als die meisten dieser Wandermilitärs, mit welchen Polen Europa überschwemmte. Die zum Theile sehr tüchtigen piemontesischen Generäle empfanden diese Berufung eines Fremden, der sein Wissen und Können ja auch erst zu beweisen hatte, nicht mit Unrecht als eine Zurücksetzung.

Am Mittag des 16. März 1849 erschien der piemontesische Geniemajor Cadorna bei Radetzky, um den bisher stillschweigend verlängerten Waffenstillstand zu kündigen. Es war dies eine Pflicht des Völkerrechtes und nicht blos, wie die suffisante Depesche des radicalen Ministeriums sagte, „eine allzu gewissenhafte Einhaltung der kriegerischen Ehrenbräuche".

Radetzky empfing den Boten mit gewohnter Freundlichkeit und theilte in dessen Beisein den in seinem Vorzimmer versammelten Officieren die Nachricht mit. Major Cadorna war Zeuge des Jubels, welcher unter den Anwesenden herrschte. Sofort drang die Kunde davon auch unter die Soldaten, die sogleich ihre Czakos mit grünen Reisern schmückten, wie es ein alter schöner Soldatenbrauch der österreichischen Armee an Schlachttagen vorschreibt. Abends zogen alle Musikbanden und tausende von Soldaten vor die Wohnung des Feldmarschalls und jubelten ihm bei seinem Erscheinen begeistert zu. Mit Thränen im Auge steckte auch „Vater Radetzky" das Feldzeichen auf — er war stolz auf seine Armee und des Sieges sicher. Es war keine Ruhmredigkeit, wenn sein kurzer, kerniger Tagsbefehl mit den Worten schloß: „Vorwärts, Soldaten! Turin ist die Losung!"

Ueber den Feldzugsplan des Gegners wußte man gar nichts, was eben nicht zu wundern ist, da die Meinung ausgesprochen wurde, daß derselbe dem piemontesischen Hauptquartier selbst noch ein großes Räthsel war. Geschah doch die Kündigung des Waffenstillstandes so überstürzt, daß General Chrzanowski selbst erst nachträglich davon erfuhr. Bei der Stimmung der Bevölkerung war aber der Kundschafterdienst so erschwert, daß man im österreichischen Hauptquartier auch über die momentane Stellung des Gegners nur sehr unklare Nachrichten hatte. Da man jedoch selbst zu einer raschen und energischen Offensive entschlossen war, lag daran nichts; der von dem ausgezeichneten Mitarbeiter Radetzky's, Feldmarschallieutenant Heinrich Baron Heß entworfene Operationsplan stand schon lange fest. Wenn ein solcher auf Seite der Piemontesen auch vorhanden gewesen sein sollte, so warfen ihn die blitzschnellen Bewegungen der Oesterreicher über den Haufen, ehe er noch recht wirksam werden konnte. Fast scheint es, als wäre man jenseits des Tessin der Meinung gewesen, Radetzky werde sich abermals zurückziehen und man könnte ungehindert über Buffalora nach Mailand vorbrechen. Die Hauptmacht war in Novara massirt, mit der Brigade Solaroli als Avantgarde in Oleggio. Nur die Division Romarino stand am rechten Po-Ufer, wahrscheinlich zu einer Diversion gegen unsere linke Flanke bestimmt.

Der kühn angelegte Plan Radetzky's wurde so vorsichtig verschleiert, daß sogar der Abmarsch aus Mailand durch die Porta Romana geschah, um die Mailänder selbst in der Meinung zu lassen, es handle sich um eine Rückwärtsbewegung. Ein Theil des Hauptquartiers wurde aus demselben Grunde nach Crema verlegt und am Tessin eine dichte Postenkette gezogen, um die Bewegungen der Armee vor dem Gegner zu verschleiern. In einiger Entfernung von Mailand aber schwenkten die Colonnen und die Richtung gegen Pavia wurde eingeschlagen. Dort sollte der Tessin überschritten werden, wodurch man in die Flanke des Gegners kam und denselben zu einem der gefährlichsten Manöver, zum Wechsel des strategischen Aufmarsches im Angesichte der österreichischen Armee zwang.

Mit dem Glockenschlag der zwölften Stunde begann am 20. März Mittags der Uebergang der Armee über den Tessin, dem ein am rechten Ufer stehendes Bataillon gar keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Schon durch die einleitenden Bewegungen waren die Divisionen Romarino, Lamarmora und die Brigade Belvedere von der Hauptarmee vollkommen getrennt, in deren rechter Flanke unsere Macht stand. Nach der leidigen Unsitte, daß für einen allgemein verschuldeten Mißerfolg immer eine einzelne Person verantwortlich gemacht wird, lud man später Romarino alle Schuld auf, weil er nicht rechtzeitig die Stellung bei La Cava bezogen und den Uebergang der Oesterreicher verhindert hatte. Er wurde sogar vor ein Kriegsgericht gestellt und in Folge des geschöpften Urtheils erschossen. Ein militärischer Schriftsteller nennt dies kurzweg einen Justizmord, denn Romarino hätte mit seiner Division niemals den Uebergang der ganzen österreichischen Armee, der durch mehrere Inseln erleichtert wurde, hindern können. Wenn man im sardinischen Hauptquartier die Wichtigkeit der Stellung bei La Cava kannte, dann mußte man sie viel stärker besetzen. In Wahrheit wurde man durch die Operationen der Oesterreicher vollkommen überrascht, denn man glaubte dieselben auf dem Rückzug gegen die Adda, und erst am 21. März Morgens erhielt man durch die einlaufenden Meldungen einige Klarheit. Nun mußte man auf den Einbruch in die Lombardei verzichten, denn der Gegner stand schon im eigenen Lande.

Bei der Unsicherheit über die Stellung und die Absichten des Gegners marschirten die österreichischen Colonnen möglichst concentrirt und sehr vorsichtig, aber dabei rasch in jener Richtung, wo der Feind wahrscheinlicherweise seine Hauptmacht versammelte. Sämmtliche vier Corps hatten Mortara als Marschziel, die Reserve wurde nach Garlasco disponirt.

Noch am 21. kam es bei San Siro und Vigevano zu Zusammenstößen, welche überall mit dem Rückzug der Piemontesen endeten. Viel blutiger und ernster war das Treffen, welches spät am Abend d'Aspre mit seinem Corps gegen die beiden Divisionen Herzog von Savoyen und Durando, zusammen 24.000 Mann, bestand. Die Stellung derselben war sehr stark, hatte aber den Nachtheil, daß sie so nahe der Stadt war, deren enge Gassen einen Rückzug sehr schwierig machen mußten.

Kaum erschienen die Spitzen der österreichischen Colonnen vor Mortara, so schritt der stets kampflustige d'Aspre zum Angriff, dessen Eröffnung der von Erzherzog Albrecht geführten Division zufiel. Nach kurzem Kampf wurde die Brigade Regina in die Stadt geworfen, ihr auf dem Fuße nach drang Benedek mit dem Regimente Gyulai. Schon dunkelte es, wodurch die in der Stadt herrschende Verwirrung noch vermehrt wurde. D'Aspre wollte sich nicht in einen bei der Nacht schwer zu lenkenden Straßenkampf einlassen, aber es war nicht mehr möglich, das Gefecht abzubrechen; Benedek war schon in Mortara eingedrungen und hatte mit einem Bataillon das entgegengesetzte Thor erreicht. Nun gewahrte er erst die Gefahr seiner Lage: er ist rings umgeben von feindlichen Truppen. Des Feuers nicht achtend, geht er auf die nächste Abtheilung los und forderte sie zur Ergebung auf. Die kühne List gelingt; man glaubt sich in der Lage, in welcher sich thatsächlich Benedek befindet, und streckt die Waffen. Dadurch gewann jener Luft, und als das zweite Bataillon seines Regimentes in die Stadt drang, säuberte er dieselbe von den Feinden, wobei er über 2000 Gefangene machte, 6 Kanonen, zahlreiche Gefährte und den Marstall des Kronprinzen erbeutete. Alle Bemühungen des letzteren, der in die Stadt geworfenen Brigade zu helfen, waren vergeblich. Es rächte sich die unglückliche Wahl der Stellung. Die herbeigeführten Truppen wurden durch die Fliehenden aufgehalten und endlich selbst mitfortgerissen, ja einzelne Abtheilungen schossen sich in der furchtbaren Verwirrung gegenseitig an. Die beiden im Kampfe gewesenen Divisionen waren gesprengt und was davon nach Novara kam, war im übelsten Zustand und wirkte eher entmuthigend auf die übrige Armee.

Die Schlacht bei Mortara gehört zu den glänzendsten Waffenthaten der kaiserlichen Armee. Schon der Entschluß, sich bei einbrechender Nacht gegen einen überlegenen Feind zu schlagen, um die Vortheile der Ueberraschung und der schlechtgewählten Stellung des Gegners nicht zu verlieren, war des kühnen d'Aspre würdig. Er konnte ein solches Wagniß aber auch nur mit so ausgezeichneten Truppen unternehmen. Nebst ihm gebührte das Verdienst des Tages dem Erzherzog Albrecht, der seine Soldaten selbst zum Sturme führte und den entscheidenden Angriff auf die Brigade Regina leitete, namentlich aber dem Oberst Benedek, dessen ungestümes Vordringen und kecke List die Niederlage des Feindes besiegelte und Mortara noch in der Nacht unterwarf. (Bild S. 1337.)

Wenn Chrzanowski nicht die ganze Lomellina aufgeben und so rasch als möglich gegen Westen weichen wollte, so mußte er bei Novara eine Schlacht wagen. Diese war noch immer nicht aussichtslos, denn er gebot noch über fast 60.000 Mann,



Die wohlthätigen österreichischen Soldaten in Venedig. (Seite 13[illegible]2.)

war also Radetzky der Zahl nach überlegen. Freilich hatten schon die bisherigen Kämpfe bewiesen, wie wenig dieser Vortheil gegen die bessere Führung und den ungebrochenen Muth der österreichischen Soldaten bedeute.

Gegen Novara wurden auch alle österreichischen Corps dirigirt und dort kam es am 23. März zur entscheidenden Schlacht. Chrzanowski hatte seine Macht in einer sehr starken Stellung, südlich von Novara, concentrirt. Die beherrschenden Punkte, die von einer Kirche gekrönte Anhöhe Bicocca und der Ort Olengo, waren besonders stark besetzt. An ihnen sollte sich die Kraft der Oesterreicher in fruchtlosen Angriffen erschöpfen und dann durch einen Vorstoß der starken Reserven vollends gebrochen werden. In taktischer Beziehung war die Stellung vortrefflich gewählt. Eine Niederlage aber mußte verhängnißvoll werden, da die Verlängerung der Front in die Rückzugslinie fiel, ein geregelter Rückzug also fast unmöglich war. Aber man hatte im sardinischen Hauptquartier keine Wahl mehr, das Schicksal des Feldzuges und der Armee war auf jeden Fall an diese Schlacht geknüpft. Das ist aber immer sehr schlimm und ein Beweis grober Fehler.

Die Stärke der beiden Heere dürfte nicht viel differirt haben, aber es sei gleich hier bemerkt, daß von Seite der Oesterreicher kaum die Hälfte der Truppen in das Gefecht kam. Man wußte nicht genau, ob die Piemontesen bei Novara oder Vercelli Stand halten würden, und d'Aspre, der um elf Uhr Vormittags bei Olengo auf die Vortruppen Chrzanowski's stieß, glaubte anfänglich, es nur mit einem Theil des gegnerischen Heeres zu thun zu haben.

Mit seinem gewöhnlichen Ungestüm schritt d'Aspre zum Angriff, welcher abermals der Division Erzherzog Albrecht zufiel. Anfänglich gewann man Terrain, aber nach und nach entwickelte sich der Gegner und seine überlegene günstig gestellte Artillerie wirkte so kräftig, daß das Gefecht trotz der Tapferkeit der Oesterreicher zum Stehen kam. Nun wurde d'Aspre erst gewahr, daß er es mit der ganzen Armee des Königs aufzunehmen hatte, und sendete Officiere um das dritte und vierte Corps, welche auf dem Marsch gegen Vercelli waren. Graf Thurn hatte aber aus dem Kanonendonner geschlossen, daß d'Aspre in einen Kampf verwickelt sei, und bog aus eigenem Antrieb schon von Confienza gegen Novara ab. Auch Radetzky erhielt in Lovezzaro die ersten Meldungen d'Aspre's und erkannte aus denselben den Ernst der Lage. Sofort dirigirte er auch das dritte Corps gegen Novara, aber nun waren die Straßen dahin so überfüllt, daß der Marsch oft stockte.

Die Truppen d'Aspre's kämpften unterdessen einen wahren Heldenkampf. Trotz ihrer vielfachen Minderzahl erneuerten sie stets die Angriffe. Erzherzog Albrecht wiederholte den Sturm auf Bicocca mehreremale, trotz aller Tapferkeit konnten aber seine immer mehr zusammenschmelzenden Colonnen sich nicht festsetzen und es kostete schon Mühe, sie zusammenzuhalten. Zum Glück hatten diese Angriffe auch den Gegner so erschüttert, daß er trotz seiner Uebermacht an keine Gegenoffensive dachte. D'Aspre mußte seine letzte Reserve, die Brigade Friedrich Liechtenstein, in das Gefecht ziehen, wenn er nicht vom Angriff ablassen und dadurch dem Feind seine Schwäche verrathen wollte.

Ein Flankenangriff der ganzen Division des Herzogs von Genua auf Olengo scheiterte an der zähen Tapferkeit des zweiten Bataillons Kaiserjäger, das diesen Ort vertheidigte. So dauerte dieser merkwürdige Kampf bis in den Nachmittag. Ein Augenzeuge berichtet: „Die Ermüdung unserer Truppen hatte den höchsten Grad erreicht

uch den Tapferſten ſanken die Waffen aus der Hand. Lange konnte dieſer ungleiche ˈampf nicht mehr gehalten werden, erneuerte der Feind den Angriff, ſo mußte d'Aſpre veichen. Noch hatte er keinen Fuß breit Boden verloren, aber auch keinen gewonnen. Die taktiſche Ordnung ſeiner Schlachtlinie war gebrochen, die Truppen kämpften, wie ie eben ſtanden. Wir glauben nicht, daß es in der neueren Geſchichte ein Beiſpiel ibt, daß 15.000 Mann gegen wenigſtens 50.000 mit ſolcher Standhaftigkeit durch ünf Stunden, ohne beſiegt zu werden, den Kampf beſtehen."

Immer ſorgender wendeten ſich die Blicke d'Aſpre's nach der Gegend, aus velcher das dritte Corps kommen mußte. Auch ſeine eiſerne Natur konnte die Zeichen er Unruhe nicht mehr ganz unterdrücken.

Endlich nach 3 Uhr wirbelte Staub auf. Die Colonnenſpitzen des dritten Corps eigten ſich, es debouchirte im Schnellſchritt auf das Schlachtfeld vor und ihm auf em Fuße folgte das Reſervecorps. Alle Ermüdung war vergeſſen, und als kurz darauf uch Radetzky ſich zeigt, jubeln ihm die Soldaten, deren Kraft eben noch erlahmen vollte, ſiegesbewußt zu. Raſch marſchirt das dritte Corps auf den beiden Flügeln des weiten auf; gegen das Centrum des Gegners donnern 24 Kanonen und der Kampf ntbrennt mit neuem Ungeſtüm auf der ganzen Linie. Nun fängt der Gegner zu vanken an, er wird aus einer Stellung in die andere gedrängt, die feindlichen Batterien nüſſen aufprotzen, um nicht genommen zu werden, immer mehr verſchiebt ſich der Kampf gegen Novara zu.

Nur um die Bicocca wird noch immer gekämpft. Erzherzog Albrecht, durch ie Brigade Aleman verſtärkt, erneuert unabläſſig ſeine Angriffe, aber ſie ſcheitern n der zähen Tapferkeit der Gegner. Da erſcheint in der durch den Rückzug des inken Flügels entblößten Flanke Durando's das eben eingetroffene vierte Corps ınd nun muß dieſer die ſo hartnäckig vertheidigte Poſition räumen, ohne daß der on Radetzky ſelbſt vorbereitete neue Angriff mehr nöthig geweſen wäre.

Nun iſt aber die Widerſtandskraft der Piemonteſen gebrochen. In voller Unrdnung flieht Alles der Stadt zu; vergebens wirft ſich der Herzog von Genua, der rei Pferde unter dem Leibe verloren hatte, mit einigen Bataillons den Oeſterreichern ntgegen, auch ſie müſſen weichen. Auf allen Punkten ſind die Höhen, welche den Siegespreis bilden, genommen und von ihnen ſchleudern die öſterreichiſchen Batterien Tod und Verderben in die Reihen der fliehenden Feinde.

Als die Dämmerung einbrach, hörte der Kampf auf; die öſterreichiſche Armee hatte einen Sieg errungen, von dem man ſchon jetzt ſagen konnte, daß er entſcheidend ſei.

In Novara wiederholten ſich die Scenen von Mortara in viel ärgerer Weiſe. Die Truppen plünderten, alle Bande der Disciplin waren gelöſt und nur mit Waffengewalt konnte endlich halbwegs Ordnung geſchaffen werden. Inmitten dieſer Scenen vollzog ſich der erſchütternde Act der Abdankung des Königs Karl Albert, er noch in derſelben Nacht, nur von einem Diener begleitet, die öſterreichiſchen Linien paſſirte und das Land verließ. Am 26. Juli 1849 ſtarb er einſam in Oporto. Wenn emals die Metapher vom Tod am „gebrochenen Herzen" Wahrheit enthielt, ſo wäre s bei Karl Albert der Fall.

Am Morgen des 24. März ſtellten ſich ſchon Parlamentäre ein, der Feind äumte die Stadt, welche ſofort vom zweiten und vierten Corps beſetzt wurde, die aber icht anhielten, ſondern dem piemonteſiſchen Heere nachrückten. Unterdeſſen wurde eine Zuſammenkunft des jungen Königs Victor Emanuel mit Radetzky vereinbart,

welche am Nachmittag in Vignale stattfand und zum Abschluß eines Waffenstillstandes führte. Die sofort eingeleiteten Friedensunterhandlungen machten die Zurückziehung der sardinischen Flotte aus dem Adriatischen Meer zur Bedingung und führten zum Frieden von Mailand 16. August 1849, der dem zweimal besiegten Sardinien keinerlei Gebietsabtretung unterlegte.

Am 30. März — nach elftägiger Abwesenheit — zog Radetzky wieder in Mailand ein. Die Straßen waren dicht besetzt, verwundert guckten die Mailänder den alten Herrn an, den sie schon lange kannten und doch erst jetzt vollkommen würdigen lernten.

Aus den Schlachttagen von Mortara und Novara stammt es her, daß sich „Vater Radetzky“ einen Schnurrbart wachsen ließ. Schon öfters hatten vor Jahren die Generäle Radetzky gefragt, warum er sich den Schnurrbart nicht wachsen lasse? Er antwortete: „Na, laßt mich aus mit Euren Geschichten; ich hab' nach dem Reglement schon lang' keinen Bart getragen und werd' jetzt nicht wieder anfangen.“ — „Aber“, entgegnete ihm einst Feldmarschallieutenant Schönhals, „die ganze Armee trägt jetzt Bärte und nur der Erste derselben, Euer Excellenz, nicht.“ — Dieses Capitel kam, ehe man 1849 Trumello verließ, während des Frühstückes wieder zur Sprache, und man drang von allen Seiten in den Feldmarschall, sich den Bart wachsen zu lassen, namentlich Graf Pachta mit lustigen Redensarten und Bitten.

„Jetzt paßt's nur auf“, rief endlich Radetzky lachend, „ich will Euch was versprechen. Wenn wir die Piemontesen in einer großen Schlacht tüchtig klopfen, so laß ich meinen Schnurrbart wachsen“.

Ein allgemeiner Jubel folgte dieser Erklärung und das Frühstück wurde mit großer Heiterkeit vollendet. Bald erschallte das Zeichen zum Aufbruch und Alles ritt gegen Mortara. Der Feldmarschall löste sein Wort. Wenige Tage nach der Schlacht von Novara keimte, von Allen mit Jubel begrüßt, auf der Oberlippe ein grauer Schnurrbart hervor. Dem Feldmarschall selbst war er anfangs, wie er bemerkte, recht unbequem, aber wenn er auch darüber klagte, setzte er doch immer hinzu: „Da ich's Euch versprochen, muß ich's halten und ich werde ihn zum Andenken an Novara bis an mein Ende tragen.“ — Unsere Abbildung (S. 1289) zeigt den Feldmarschall mit seinem Schnurrbart; das hier beigegebene Vollbild denselben am Siegestag von Novara, umgeben von seinem Stabe, darunter Erzherzog Albrecht, d'Aspre u. s. w.

Der rasche Sieg Radetzky's hatte alle etwa geplanten Empörungsversuche in der Lombardei und Venetien im Keime erstickt. Nur in Brescia kam es zu einer Revolte, welcher einzelne Officiere und Soldaten zum Opfer fielen, die man in kannibalischer Weise ermordete. Die schwache Besatzung des Castells konnte die turbulente Stadt nicht im Zaume halten, und auch die Brigade des Generals Nugent war zu schwach, um die Höhen vor der Stadt zu nehmen und bis zum Castell selbst durchzudringen. Nun eilte Haynau selbst mit Truppen herbei, cernirte die Stadt und warf Verstärkungen in das Castell, zugleich unter Androhung des Bombardements die Unterwerfung fordernd. In wahnwitziger Verblendung und unter dem Eindrucke erlogener Nachrichten über angebliche Siege der Piemontesen setzte man in Brescia den Widerstand fort. So kam es zu jenem furchtbaren Kampf vom 31. März und 1. April, der in den Straßen Brescias ausgefochten wurde und alle Greuel des Bürgerkrieges in sich faßte.

Dieses Schicksal hatte Brescia selbst auf sich heraufbeschworen und es ist darüber nichts zu sagen. Mitten im mörderischen Kampf, wenn dem Soldaten aus



dem Haus, aus jedem Fenster Gefahr droht und der friedliche Bürger ihm als Feind entgegentritt, da sind alle Phrasen von Menschlichkeit und Milde müßig. Ein bekanntes Bonmot variirend, möchte man den Herren Empörern rathen, zuerst selbst menschlich zu sein. Andererseits ist aber nicht zu leugnen, daß die Maßregeln Haynau's nach Niederwerfung des Aufstandes von ganz ungerechtfertigter Härte waren, weil sie weder durch die Erregung des Augenblickes noch durch die Nothwendigkeit entschuldigt werden konnten. Haynau war ein verdienstvoller, tapferer Soldat, aber eine Dosis von der Menschenfreundlichkeit Radetzky's hätte diese Eigenschaften nicht beeinträchtigt, während jetzt diese Grausamkeit ein Flecken auf seinem Andenken ist.

Es war eine Consequenz der Niederwerfung Piemonts, daß die Revolution auch im übrigen Italien unterdrückt und der frühere Zustand der Dinge wieder hergestellt werde. Die Bezwingung Roms, wo Garibaldi mit Geschick und Tapferkeit commandirte, fiel den Franzosen zu, zwei österreichische Corps unter d'Aspre und Wimpffen rückten in die Herzogthümer, Toscana und den Kirchenstaat ein. Nach kurzem Kampfe wurde die Ruhe überall hergestellt und österreichische Besatzungen in Florenz, Livorno, Bologna und Ancona sicherten dieselbe auch.

So war denn in ganz Italien die nationale Erhebung durch die Gewalt der Waffen unterdrückt, nur Venedig — begünstigt durch seine Lage, reichlich ausgerüstet mit allen Kriegsvorräthen — widerstand noch. Es bestand dort ein etwas wunderliches Regiment; ja nach den Phasen des Krieges erklärte man sich für den Anschluß an Sardinien, oder man proclamirte die Republik.

Bisher hatte es an Kräften gefehlt, gegen Venedig anders als durch eine Cernirung von der Landseite vorzugehen. Der Sieg bei Novara aber entfernte nicht allein die sardinische Flotte und erlaubte es den wenigen Schiffen Oesterreichs, auch die Seeseite abzusperren, sondern man hatte jetzt auch Truppen genug, um die allerdings ungewöhnlich schwierige Belagerung einzuleiten.

Eine Aufforderung Haynau's zur Unterwerfung beantwortete die Consulta, an deren Spitze Ludwig Manin stand, mit dem Beschluß auf die entschlossenste Vertheidigung. Haynau erhielt also den Befehl, zur Belagerung zu schreiten. Die bekannte, ganz eigenartige Lage Venedigs setzte einer solchen ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten entgegen. Die Venedig umgebenden Lagunen, deren Inseln mit stark armirten Forts besetzt waren, machten Belagerungsarbeiten im gewöhnlichen Sinne ganz unmöglich, zudem war die Entfernung so groß, daß die Stadt selbst von den Geschossen der damaligen Belagerungsartillerie gar nicht erreicht werden konnte. Der einzige Zugang zur Stadt, die bekannte, von Mestre aus führende Lagunenbrücke war theilweise gesprengt, an den Ausbreitungen aber überdies mit Schanzen gesperrt, welche förmliche Redouten bildeten.

Trotz dieser Schwierigkeiten machte sich Haynau an das Werk. Sein erster Angriff richtete sich gegen das starke Fort Malghera, das noch während der französischen Herrschaft 1807 angelegt worden war. Von 250 Mann besetzt, mit 127 Kanonen armirt und durch den republikanischen Oberst Ulloa, einen tapferen, erfahrenen Soldaten, vertheidigt, war Malghera nur mit großen Opfern zu bezwingen.

In der Nacht vom 28. auf den 29. April begannen die Belagerungsarbeiten, zu welchen Tag und Nacht 8000 Mann verwendet wurden. Diese Thätigkeit stellte

vielleicht höhere Anforderungen an die besten Soldatentugenden als eine mörderische Feldschlacht. Bis an die Schultern standen die Soldaten oft im Lagunenwasser, dessen giftige Ausdünstungen ihnen das Sumpffieber einimpften, dem Tausende vor Venedig erlagen. Anfangs Mai traf Radetzky selbst ein und bald darauf wurde Haynau nach Ungarn berufen. Graf Thurn ersetzte ihn im Commando der Belagerungsarmee.

Am 4. Mai eröffneten die zuerst fertig gewordenen Batterien das Feuer gegen Malghera, das von dort aus in überlegenem Maße erwidert wurde. Da sich bald zeigte, daß man auf diese Weise keinen Erfolg erzielen könne, wurde unter furchtbaren Schwierigkeiten in der halben Entfernung eine zweite Parallele angelegt.

Die Ausfälle, welche der Gegner machte, um diese Arbeiten zu erschweren, wurden zwar abgewiesen, aber ein anderes Mittel, welches die Venetianer zu dem gleichen Zwecke ergriffen, erwies sich wirkungsvoller. Sie stauten nämlich durch die Schleusen das Wasser der Canäle so hoch, daß dieselben austraten und das vorliegende Terrain überschwemmten. Dadurch wurden oft in einer Nacht die mühevollen Arbeiten von Wochen vernichtet, es mußten Durchstiche gemacht und Dämme gebaut werden. Nur die Unverdrossenheit und musterhafte Haltung der Belagerungstruppen konnte über solche Schwierigkeiten obsiegen.

Unbequemer als vorderhand diese Arbeiten wurde nachgerade den Venetianern die Blokirung von der Seeseite. Im Vertrauen, daß man von dorther stets Zufuhr haben werde, hatte man es versäumt, Vorräthe aufzuhäufen, und schon nach wenigen Wochen der Blokade stellte sich Mangel an Proviant und Munition ein.

Am 23. Mai war die zweite Parallele vollendet, neunzehn Batterien waren gebaut und armirt, so daß am nächsten Morgen aus 100 Geschützen das Feuer auf Malghera eröffnet werden konnte. Die furchtbare Kanonade — man zählte oft 40 Schüsse in der Minute — dauerte bis zum 26. fort und brachte beiden Theilen große Verluste. Die Haltung des Forts war bewundernswerth und machte dem Oberst Ulloa und seiner Mannschaft Ehre. Erst am 26. wurde das Feuer von dort schwächer und in der folgenden Nacht erfolgte die Räumung, nachdem zwei Drittel der Geschütze demontirt, alle Bauten zerstört und keine Schlupfwinkel mehr vorhanden waren, welche gegen unser Feuer geschützt hätten. Am nächsten Morgen entdeckte eine Jägerpatrouille, daß das Fort leer sei; es wurde sofort besetzt und in wenigen Minuten flatterte dort — mit Jubel begrüßt — die kaiserliche Flagge.

Die Einnahme Malgheras war ein Erfolg, aber von dem eigentlichen Ziel, von Venedig, war man noch sehr weit entfernt. Zudem entfesselte der fortschreitende Sommer mit seiner furchtbaren Hitze alle schlimmen Miasmen der stagnirenden Lagunengewässer, der Krankenstand stieg beim Belagerungscorps immer mehr. Allerdings war die Lage in Venedig noch schlimmer, weil dort die wichtigsten Nahrungsmittel zu mangeln anfingen und Fieber, Typhus und Cholera unter der Bevölkerung ihre schauerliche Ernte hielten. Manin selbst, die einsichtigen Militärs und besonders die besitzende Classe waren schon für eine Capitulation, da eine Hilfe von auswärts nicht mehr zu erwarten, die weitere Vertheidigung also aussichtslos war. Aber gerade die Masse des Volkes, welche am furchtbarsten litt, widerstrebte unter der Aufhetzung der Arsenalotten, Matrosen und anderer Ueberläufer sowie der zahlreichen fremden Abenteurer einer Capitulation, und der einst vergötterte Manin galt nun fast als Verräther.

Die nächsten Belagerungsarbeiten richteten sich gegen die auf dem Rondeau der Eisenbahnbrücke errichtete große Batterie San Antonio und die zweite, rückwärts gelegene, San Secondo, welche nach und nach von den Venetianern in eine förmliche Redoute verwandelt wurde. Am 13. Juni begann abermals der Geschützkampf, ohne daß eine Entscheidung erzielt wurde. Einzelne Geschosse erreichten sogar die äußeren Stadttheile Venedigs, welche geräumt wurden, aber in der Hauptsache kam man nicht weiter. Im Juli stieg der Krankenstand auf eine so enorme Höhe, daß Radetzky, der wieder nach Mailand gegangen war, die zeitweilige Aufhebung der Belagerung und bloße Blokirung der Stadt anordnete.

Gerade diese war aber vorderhand Venedig gefährlicher als die Beschießung, denn die Noth stieg von Tag zu Tag, es drohte völlige Anarchie einzureißen. Im Juli begann das Bombardement wieder. Die Batterie San Antonio lag in Trümmern und durch einen kecken Ueberfall gelang sogar die Vernagelung der Geschütze, ohne daß man sich aber dort hätte festsetzen können.

Endlich machte man über Anregung des Artilleriedirectors Baron Augustin den Versuch, mit verstärkter Ladung und sehr bedeutender Elevation, welche bis zu 45 Grad ging, Geschosse bis in das Herz von Venedig zu schleudern. Des bedeutenden Rückstoßes wegen mußte eine besondere Laffettirung ersonnen und die Bettung verstärkt werden. Kam es doch vor, daß sich die mit neun Pfund Pulver geladenen Geschütze nach rückwärts völlig überwarfen. Aber alle Schwierigkeiten wurden überwunden und am 29. Juli sahen sich auch jene Stadttheile von Venedig, welche sich bisher in Sicherheit gewiegt hatten, von einem Geschoßhagel überschüttet. Eine furchtbare Verwirrung entstand, man suchte die Keller auf und die Mehrzahl der Bevölkerung drängte sich auf dem Markusplatz, der Piazzetta und den Giardini publici zusammen, welche noch Schutz gewährten.

Interessant, wenn auch resultatlos, war ein Versuch, die Stadt mittelst Ballons zu beschießen, der nach dem Vorschlag des damaligen Hauptmannes Uchatius gemacht wurde, des späteren Erfinders der Stahlbronze und Reformators des österreichischen Geschützwesens. An kleine Ballons wurden Bomben gehängt, welche sich in einer bestimmten Höhe lösten und im Fall explodirten. Die Abhängigkeit dieser Vehikel von der Luftströmung vereitelte bei der Mehrzahl die Wirkung; einige explodirten allerdings über Venedig, die Mehrzahl aber fiel in das Meer und man gab die Sache wieder auf. Die Verwendung der Aeronautik, nicht blos zu militärischen, sondern überhaupt zu praktischen Zwecken, ist ja noch heute ein Räthsel, an dem sich der Menschenwitz vergeblich abquält.

Bis zum 16. August dauerte die Beschießung Venedigs fort, welche endlich im Bunde mit den Seuchen und der Noth auch die Standhaftigkeit der Venetianer erschütterte. Am 17. August wendete sich Manin an Baron Gorczkowsky, welcher Thurn im Commando der Belagerungsarmee gefolgt war, und am 22. erfolgte der Abschluß der Capitulation.

Unter dem unmittelbaren Einfluß Radetzky's war sie so milde als möglich ausgefallen. Um jeden sonst kaum zu umgehenden Anlaß zu strengem Einschreiten gegen einzelne Personen zu beseitigen, wurde bestimmt, daß nebst den fremden Truppen auch alle eidbrüchigen Officiere und vierzig besonders bezeichnete Personen Venedig verlassen mußten, allen Uebrigen sicherte ein General-Pardon völlige Vergebung. Es blieb übrigens jedermann freigestellt, Venedig unbehelligt und mit all seiner Habe zu verlassen.

Am 28. August rückten die ersten Truppenabtheilungen in Venedig ein und zwei Tage später hielt Radetzky selbst seinen Einzug. Die begreifliche Erbitterung der Soldaten, welche nach zwei siegreichen Feldzügen noch die Beschwerden einer so langwierigen Belagerung ertragen mußten, schwand vor dem Anblick des Elends, das in Venedig herrschte. Krank, vor Angst und Hunger halb todt, lagen die Leute auf den Straßen herum und flehten jene, welche ihnen bisher als Unterdrücker galten, um einen Bissen Brot an. Und es waren Soldaten aus Radetzky's Schule. Willig theilten diese rauhen, aber wackeren Männer ihre karge Ration mit dem Volke, um dessen Hartnäckigkeit willen sie so viel hatten erdulden und tausende tapfere Kameraden einer tückischen Seuche erliegen sehen müssen. (Bild S. 1345.)

Es war ein nicht zu beschreibender Jubel, als der Heldenmarschall Radetzky am 13. September 1849, um halb ein Uhr Mittags, in Wien eintraf. Die Fenster aller Häuser, an welchen derselbe vorbeifuhr (Favoritenstraße und Hauptstraße der Wieden, Kärntnerstraße, Graben, Kohlmarkt, Michaelerplatz) bis zur k. k. Burg, in welcher ihm der Kaiser ein Absteigequartier geboten hatte, waren mit Teppichen und Blumen geschmückt. Die Jubelrufe waren grenzenlos, ja es machten einige den Versuch, die Pferde an Radetzky's Wagen auszuspannen. Einem Arbeiter, der sich in gleicher Absicht neben der Kutsche bückte, um die Stränge loszumachen, rief Radetzky zu: „Ich bitt' Sie, lassen Sie das; ich hab' so was nicht gerne — und dann, sehen S' denn nicht, daß es kothig ist?" — „Ah was, kothig!" erwiderte der Arbeiter rasch. „Excellenz haben den ganzen Kaiserstaat aus'm Koth gezogen, da kann ich wohl auch ein bissel Ihren Wagen im Koth ziehen."

Radetzky war von den unzähligen Beweisen von Dankbarkeit und Liebe tief gerührt. Er gab seiner Stimmung in einem Briefe Ausdruck, welchen er an den damaligen Kunsthändler, Schriftsteller und Componisten, Herrn Moriz Bermann, richtete, welcher dem Helden eine von ihm componirte Quadrille für Militärmusik (später bei Haslinger erschienen) widmete. Die Zuschrift lautete:

„Lieber Herr Bermann!

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für das mir übersandte Product Ihrer Muse und die Versicherung, daß ich es stets als werthes Andenken an die Zeit betrachten werde, wo ich von den Bewohnern Wiens mit so unendlicher Herzlichkeit und Begeisterung aufgenommen wurde. — Mit größtem Vergnügen nehme ich daher diese mir freundlichst zugedachte Widmung an und nenne mich mit wahrer Achtung Ihren ergebenen

Wien, 19. September 1849. Radetzky."

Er ließ sich diese auf Blechmusik gesetzte „Victoria-Quadrille", welche Kenner für ebenso melodiös als kraftvoll erklärten, gerne von der Capelle seiner Husaren vorspielen und sagte dann stets: „Ja, die Wiener, sie haben mich doch lieb!"

Mit der Eroberung Venedigs war Radetzky's Aufgabe in glänzender Weise gelöst. Wenn er auch noch bis 1857 auf seinem schwierigen Posten als Commandirender des lombardisch-venetianischen Königreiches ausharrte, so ist doch gewiß hier, wo die ruhmvollste Periode seines thatenreichen Lebens schließt, die beste Gelegenheit, noch Einiges zu seiner Charakterisirung anzuschließen. Sein Wirken wurde geschildert,



Feldmarschall Radetzky in seinem letzten Lebensjahre. (Seite 1357.)

es sei uns daher gegönnt, einige kleine Züge zur Vervollständigung seines historischen Porträts beizubringen.

Sein Aeußeres beschreibt uns ein Zeitgenosse, wie folgt: „Der Feldmarschall war von kleiner, sehr gedrungener Statur, seine Gesichtsfarbe gesund, sein blaues Auge klar, sein Blick klug und freundlich, seine Bewegungen lebhaft wie seine Rede und sein Gang, seine Stimme tief und klangvoll. Von den feinsten Formen und einer an Schlauheit grenzenden Gewandtheit im Umgang, hatte er für jeden ein verbindliches Wort und entfaltete eine schon im ersten Moment gewinnende Urbanität. Sein seltener Scharfblick, seine große Menschenkenntniß befähigten ihn zu einem höchst treffenden Urtheil über Personen, die er kaum erst zweimal gesehen hatte. Eine gewisse würdevolle Bonhomie zeichnete ihn aus, jedoch hielt er viel auf Anstand und feine Sitte. Zürnen konnte er nicht, wenigstens nicht auf lange. Er ließ sich leicht wieder besänftigen. Sein ganzes Thun und Lassen offenbarte viel Herzlichkeit, ein warmes Gefühl für fremde Leiden, eine tiefe Bekümmerniß beim Anblick menschlichen Elends. Der Aristokratismus war bei ihm wenigstens nie vorwiegend."

„Im Gespräch, das er mit freundlichen Erinnerungen zu beleben verstand, sprang er gern von einem Gedanken auf den andern, ohne jedoch den Hauptzweck der Unterredung jemals aus den Augen zu verlieren. Er liebte vorzugsweise eine wissenschaftliche Unterhaltung, war ein großer Freund guter Lectüre, auch wohlbelesen. Bis an sein Ende liebte er Scherz und Frohsinn; im ganz vertrauten Kreise stimmte er bisweilen selbst mit ein. Wir möchten behaupten, sein leichter Sinn sei sein größter Schatz gewesen."

Es sei hier gestattet, einen gewiß bezeichnenden Zug mitzutheilen. Als Radetzky im April 1848, mit Arbeiten überhäuft und von schweren Sorgen niedergedrückt, in Verona weilte, war seine liebste, ja seine einzige Erholung eine abendliche Spazierfahrt mit Officieren seines Stabes nach San Pantena. Dort lagerte er sich oft mitten unter der Bevölkerung auf den Rasen und ergötzte sich an den Spielen oder Gesängen der Kinder.

„Radetzky erzählte gern und gut und erinnerte sich oft noch der Namen von Personen und Orten, überhaupt vieler Dinge ganz genau, die sich schon vor einem halben Jahrhundert zugetragen hatten. Nie ließ er im Gespräch seinen Rang und seine Stellung hervortreten. Einen ganz besonderen Takt besaß er in der Ansprache an seine Soldaten. Seine Rede glich einem lebendigen Quell, sie war erfrischend und belebend. Besonders gelangen ihm Schilderungen von Personen. In verschiedenen Fachgegenständen sowie in Politik, Oekonomie und anderen Wissenszweigen hat er sich schriftlich versucht und entwickelte bei klarem Urtheil eine kernige Sprache. Seine Lieblingsthemata in Schrift und Wort waren Politik, Heerbildung, Heerwesen und Administration. Taktische und strategische Entwürfe brachte er mit großer Leichtigkeit zu Papier."

„Bis gegen sein neunzigstes Jahr bewahrte er sich eine wunderbare Geistesfrische. Man kann sagen, daß sein Geist gewissermaßen der Hinfälligkeit des Alters spottete. Erst von da an forderte das Alter seine Rechte .... Früher brachte er jeden Tag einige Zeit mit dem Niederschreiben militärischer und politischer Gedanken, wie er diese Notizen nannte, zu. Es war ihm dies ein Bedürfniß. In den letzten drei Decennien seines Lebens, wo man einigemale eine gänzliche Erblindung besorgte, mußte er freilich, zu seinem großen Verdruß, das viele und anhaltende Lesen und vollends

gar das Schreiben auf ein Minimum beschränken, denn seine gerötheten Augen ließen keine Anstrengung mehr zu. In Allem, was er sprach und schrieb, stieß man auf sogenannte Gedankenblitze voll Geist und Leben .... Wer ihn auch nur einmal gesehen und gesprochen hatte, mußte gestehen, daß er eine außergewöhnliche Erscheinung sei, und hatte er in seiner Jugend keine tiefen Studien gemacht und mußte in späterer Zeit noch Vieles nachholen."

„In jungen Jahren galt er für einen ausgezeichnet hübschen Officier und trefflichen Reiter. Man bewunderte an ihm besonders die feine Hand, den zierlichen Fuß und die Nettigkeit seines Anzuges. Darauf sah er noch im Alter, besonders hielt er auf gut gemachte Beinkleider und war darin nur schwer zu befriedigen."

„Im Essen und Trinken war er überaus mäßig; er speiste mit gutem Appetit, aber einfach, und trank nur leichten Wein mit Wasser gemischt. Im Nothfalle war er mit Allem zufrieden und aß im Feldzuge oft wochenlange mit seinen Officieren nichts als zähes Rindfleisch und Reis. In der Regel stand er um 5 Uhr Früh auf, frühstückte um 6 Uhr mit den Officieren seiner Umgebung Kaffee, nahm um 10 Uhr ein leichtes Gabelfrühstück und ging um 4 Uhr zu Tische. Um 7 Uhr Abends trank er Thee, dann wurde eine Tarockpartie gemacht und um 10 Uhr zu Bette gegangen."

„In siebzehn Feldzügen hatte er sich, wie begreiflich, vielfachen Entbehrungen und Beschwerden unterziehen müssen, war siebenmal verwundet worden und hatte neun Pferde unter dem Leib verloren. Trotzdem hatte sein eisenfester Körper durch diese Fatiguen nicht gelitten. Sogar ein schwerer Leistenbruch, den er seit fünfzig Jahren mit sich herumtrug, hinderte ihn nicht im geringsten im Reiten. Eine gewisse Hinfälligkeit des Alters beschlich ihn erst im 90. Lebensjahre. Von da an ging er etwas nach vorne gebeugt, seine Füße wollten ihn nicht mehr recht tragen, und er beklagte sich häufig über sein schlechtes ‚Pedal', wie er lächelnd sagte. Von dieser Zeit stützte er sich beim Gehen im Zimmer gewöhnlich auf einen Stock. Erst in den letzten Jahren gab er das Reiten gänzlich auf."

Nicht blos, weil er sie zu glänzenden Siegen führte, sondern um seiner persönlichen Eigenschaften willen hingen die Soldaten mit abgöttischer Verehrung an ihrem „Vater Radetzky". Und ihm waren die Truppen hinwieder nicht blos Werkzeuge seines militärischen Ruhmes, sondern es war ihm Herzenspflicht, für dieselben zu sorgen, er nahm lebhaftes Interesse an jedem einzelnen Mann.

An einem heißen Schlachttage des Jahres 1848 bemerkte der Marschall, daß ein Grenadier auf der kolossalen Bärenmütze kein Feldzeichen trug. „Holla Du!" rief ihn Radetzky an, „wo hast Du Deinen grünen Zweig gelassen? Freuet es Dich vielleicht nicht, ins Feuer zu gehen?" Lebhaft protestirte der Mann gegen diese Zumuthung und stammelte einige Entschuldigungen. „Nun, nun, laß nur gut sein", begütigte ihn der Marschall, „komm her, wir wollen theilen". Und er nahm das Feldzeichen vom Federhut, brach es und gab die Hälfte dem Grenadier. Dieser aber steckte es nicht auf die Mütze, sondern verbarg es wie einen Talisman auf der Brust und suchte sich ein anderes Reis.

Bei Novara beobachtete Radetzky eine österreichische Batterie, welche trotz des mörderischen Feuers der Piemontesen kräftig antwortete. Da rief er plötzlich mit blitzenden Augen: „Seht nur, was die Kanoniere dort für prächtige Bursche sind, wie tapfer sie aushalten. Man muß ihnen ein paar freundliche Worten sagen, das wird ihnen Vergnügen machen." Sofort ritt er selbst auf den gefährlichen Posten zwischen die Geschütze hinein, lobte deren Mannschaft und reichte einzelnen die Hand.

Niemand anerkannte fremdes Verdienst so bereitwillig als Radetzky. Nicht blos in seinen Berichten, sondern auch in Privatbriefen lehnt er bescheiden jedes Hervortreten der eigenen Person ab. So schreibt er an seinen Schwager Strassoldo: „Der guten Willen und blindes Vertrauen mir schenkenden Truppe gebührt der Lorbeer, nicht mir; an der Spitze einer so tapferen Armee verdient der Führer kein Lob.“ Dem Kaiser aber berichtet er nach der Schlacht bei Novara: „Niemand war zu halten und man wollte nicht nur allein nicht der Letzte, sondern überall der Erste sein.“

Aber manchmal wallt auch das Soldatenblut in Radetzky auf und dann scheut er sich nicht, offen seine Meinung zu sagen. Als man ihm im Frühjahr 1849 zumuthete, einen Theil seiner besten Truppen an Windischgrätz abzugeben, wehrt er sich ganz entschieden dagegen und schreibt unmuthig: „Man verfährt mit mir wie mit einem alten Hahn, den man der besten Federn beraubt und dann hinsterben läßt. Seit August vorigen Jahres keine Verstärkungen, einem trügerischen Feind gegenübergestellt, gibt man mir die Weisung, auch das Toscanische und die Legationen zu besetzen und — 30.000 Mann nach Ungarn zu senden!“

In der Bevölkerung nahm Radetzky eine Stellung ein, wie kein zweiter österreichischer Feldherr. Selbst in einer so wirren Zeit, wo die Verblendung der Parteileidenschaft Zwiespalt zwischen dem Volk und der daraus hervorgegangenen Armee säete, erwarb sich Radetzky wahre Volksthümlichkeit im besten Wortsinn. Mit freiem umfassenden Blick verfolgte er die Zeit, darum wußte er ihre Irrthümer zu vertheidigen und das Wahre, Dauernde, das durch dieselben wohl entstellt, aber nicht vernichtet werden konnte, zu würdigen.

„In meiner Brust schlägt ein treues, deutsches Herz“, schreibt Radetzky an einen Abgeordneten des Frankfurter Parlaments im November 1848, also zu einer Zeit, wo die Staatsmänner in Wien schon anfingen, über die „Farce in Frankfurt“ zu spötteln.

Und der Stadt Wien, in welcher der Belagerungszustand in voller Strenge herrschte, ward der erste Trost, die erste Hoffnung auf eine bessere Zeit aus Radetzky's Mund. Als ihm die Stadt Wien den von Grillparzer verfaßten Bürgerbrief sendete, antwortete Radetzky mit einem längeren Schreiben, das die herrlichen Worte enthielt: „Durch diese schmeichelhafte Auszeichnung sehe ich mich in eine Bürgerschaft aufgenommen, die immer meinem Herzen theuer war. Die Stadt Wien wird stets meine innigste Anhänglichkeit besitzen, denn ihr verdanke ich so viele frohe Erinnerungen aus meinem früheren Leben. Ich bitte Sie, Herr Präsident, dem Gemeinderath und der ganzen Bürgerschaft Wiens meinen innigsten Dank für eine Ehre auszudrücken, die ich über Alles hochschätze. Der Tag, wo ich diese Gesinnungen meinen neuen Mitbürgern mündlich ausdrücken zu können so glücklich wäre, würde einer der schönsten meines langen Lebens sein. Die politischen Stürme des unheilvollen Jahres 1848, die nicht allein die Grundfesten des europäischen Staatenbundes, sondern auch die moralischen Grundpfeiler der Gesellschaft umzustürzen drohten, hatten sich über dem sonst frohen und glücklichen Wien entladen, doch der Sturm ist gottlob vorübergebraust, und nur noch aus weiter Ferne hört man sein Tosen. Schon bricht die Morgenröthe einer besseren Zeit heran und aus finsterer Nacht tritt das alte treue Wien mit verjüngtem Glanze wieder hervor. Bald zieht unser junger und hoffnungsvoller Monarch wieder in die Thore seiner Hauptstadt, in die Hallen seiner Väter ein; dort will er sich die Krone des großen, vereinten Oesterreich auf das Haupt setzen; wir werden dann ein

Fest der Versöhnung und Wiedervereinigung feiern, wie noch kein Volk ein ähnliches beging. Vergessen und vergeben soll die Vergangenheit sein, versöhnt sich die Hand reichen, was noch vor Kurzem in unglücklicher Verblendung feindlich einander gegenüber stand."

Als Radetzky im Jahre 1854 zur Vermählung des Kaisers in Wien eintraf, da galt der Jubel der Bevölkerung, der ihn umbrauste, nicht blos dem tapferen Krieger, dem siegreichen Feldherrn, der in schwerer Zeit das Banner Oesterreichs hochhielt, sondern ebenso sehr dem weisen, milde denkenden Mann, der zu vergessen und zu vergeben wußte.

Im Jahre 1857 nöthigte die Last seines hohen Alters den Feldmarschall, um Enthebung von weiterer Dienstleistung zu bitten, nachdem er 72 Jahre in ununterbrochener, aufopfernder Weise und mit seltenem Erfolg dem Staate nützlich geworden war. In der huldvollsten Weise erfolgte die Genehmigung dieses Ansuchens durch ein kaiserliches Handschreiben, das mit den Worten schloß:

„Und so mögen Sie noch lange Meiner Armee das lebendigste Vorbild unseres Ruhmes, geliebt und geehrt von Mir und allen österreichischen Herzen, in der dankbarsten Erinnerung Ihres Monarchen wie in Ihren eigenen glänzenden Erinnerungen den Lohn einer so thatenreichen Vergangenheit genießen."

Leider sollte sich der kaiserliche Wunsch nicht erfüllen. Im Mai 1857 traf Radetzky das Unglück, im Zimmer zu fallen und ein Bein zu brechen. Das hohe Alter machte eine völlige Heilung fast unmöglich, trotzdem erholte er sich ziemlich. Im December erschöpften aber heftige Fieberanfälle die Kraft und am 5. Jänner 1858 verschied der Marschall in Mailand. Das beigegebene Porträt (Seite 1353) stellt ihn in seiner letzten Lebenszeit dar.

Sein mit ungewöhnlichem Pomp vollzogenes Leichenbegängniß, das in Wien vom Kaiser selbst geführt wurde, traf überall auf die wärmste Theilnahme der Bevölkerung. Eine düstere Ahnung schien die Gemüther zu bedrücken, daß man bald, nur zu bald, diesen außerordentlichen Mann schmerzlich vermissen würde.

Seine Ruhestätte fand Radetzky im Park zu Wetzdorf, einer an der Horner Straße zwischen Stockerau und Meißau gelegenen Besitzung seines Freundes Parkfrieder, neben diesem und dem ihm gleichfalls in treuer Freundschaft verbundenen Feldmarschall Baron Wimpffen.

Mit dem Namen Radetzky's ist auch der von zwei anderen ausgezeichneten Mitgliedern der kaiserlichen Armee so eng verknüpft, daß wir derselben hier gedenken. Es sind dies der spätere Feldmarschall Heinrich Freiherr von Heß und der Feldzeugmeister Karl Ritter von Schönhals. Heß diente mit kurzen Unterbrechungen fast ununterbrochen unter Radetzky, und kann füglich als dessen rechte Hand bezeichnet werden. Heß war einer der fähigsten Generalstabs-Officiere, welche die kaiserliche Armee jemals besaß. Radetzky selbst anerkannte dies, indem er im officiellen Bericht über den Feldzug von 1849 sagt:

„Unter den treuen Gefährten, welche mich bei jedem meiner Schritte unterstützten, nenne ich in erster Reihe und vor Allen meinen Generalquartiermeister, den Feldmarschallieutenant Heß. Ihm gehört der größte Theil der in der letzten Campagne durch die Waffen des Kaisers errungenen Vortheile. Befähigt, mit einem Blick seines untrüglichen Auges die Situation zu erfassen, gewandt, die Gelegenheit zu ergreifen, den Blick stets auf das Ziel gerichtet, hatte er stets mein ganzes Vertrauen; ich war

Niemand anerkannte fremdes Verdienst so bereitwillig als Radetzky. Nicht bloß in seinen Berichten, sondern auch in Privatbriefen lehnt er bescheiden jedes Hervortreten der eigenen Person ab. So schreibt er an seinen Schwager Strassoldo: „Der guten Willen und blindes Vertrauen mir schenkenden Truppe gebührt der Lorbeer, nicht mir; an der Spitze einer so tapferen Armee verdient der Führer kein Lob.“ Dem Kaiser aber berichtet er nach der Schlacht bei Novara: „Niemand war zu halten und man wollte nicht nur allein nicht der Letzte, sondern überall der Erste sein.“

Aber manchmal wallt auch das Soldatenblut in Radetzky auf und dann scheut er sich nicht, offen seine Meinung zu sagen. Als man ihm im Frühjahr 1849 zumuthet, einen Theil seiner besten Truppen an Windischgrätz abzugeben, wehrt er sich ganz entschieden dagegen und schreibt unmuthig: „Man verfährt mit mir wie mit einem alten Hahn, den man der besten Federn beraubt und dann hinsterben läßt. Seit August vorigen Jahres keine Verstärkungen, einem trügerischen Feind gegenübergestellt, gibt man mir die Weisung, auch das Toscanische und die Legationen zu besetzen und — 30.000 Mann nach Ungarn zu senden!“

In der Bevölkerung nahm Radetzky eine Stellung ein, wie kein zweiter österreichischer Feldherr. Selbst in einer so wirren Zeit, wo die Verblendung der Parteileidenschaft Zwiespalt zwischen dem Volk und der daraus hervorgegangenen Armee säete, erwarb sich Radetzky wahre Volksthümlichkeit im besten Wortsinn. Mit seinem umfassenden Blick verfolgte er die Zeit, darum wußte er ihre Irrthümer zu vertheidigen und das Wahre, Dauernde, das durch dieselben wohl entstellt, aber nicht vernichtet werden konnte, zu würdigen.

„In meiner Brust schlägt ein treues, deutsches Herz“, schreibt Radetzky an einen Abgeordneten des Frankfurter Parlaments im November 1848, also zu einer Zeit, wo die Staatsmänner in Wien schon anfingen, über die „Farce in Frankfurt“ zu spötteln.

Und der Stadt Wien, in welcher der Belagerungszustand in voller Strenge herrschte, ward der erste Trost, die erste Hoffnung auf eine bessere Zeit aus Radetzky's Mund. Als ihm die Stadt Wien den von Grillparzer verfaßten Bürgerbrief sendete, antwortete Radetzky mit einem längeren Schreiben, das die herrlichen Worte enthielt: „Durch diese schmeichelhafte Auszeichnung sehe ich mich in eine Bürgerschaft aufgenommen, die immer meinem Herzen theuer war. Die Stadt Wien wird stets meine innigste Anhänglichkeit besitzen, denn ihr verdanke ich so viele frohe Erinnerungen aus meinem früheren Leben. Ich bitte Sie, Herr Präsident, dem Gemeinderath und der ganzen Bürgerschaft Wiens meinen innigsten Dank für eine Ehre auszudrücken, die ich über Alles hochschätze. Der Tag, wo ich diese Gesinnungen meinen neuen Mitbürgern mündlich ausdrücken zu können so glücklich wäre, würde einer der schönsten meines langen Lebens sein. Die politischen Stürme des unheilvollen Jahres 1848, die nicht allein die Grundfesten des europäischen Staatenbundes, sondern auch die moralischen Grundpfeiler der Gesellschaft umzustürzen drohten, hatten sich über dem sonst frohen und glücklichen Wien entladen, doch der Sturm ist gottlob vorübergebraust, und nur noch aus weiter Ferne hört man sein Tosen. Schon bricht die Morgenröthe einer besseren Zeit heran und aus finsterer Nacht tritt das alte treue Wien mit verjüngtem Glanze wieder hervor. Bald zieht unser junger und hoffnungsvoller Monarch wieder in die Thore seiner Hauptstadt, in die Hallen seiner Väter ein; dort will er sich die Krone des großen, vereinten Oesterreich auf [illegible] setzen; wir werden dann ein

Schon am 21. April durchbricht der zum Commandanten der Festung ernannte tollkühne Graf Richard Guyon die Linie, am 22. mußten die Kaiserlichen das linke Donauufer räumen, am 26. erfolgte ein Angriff der Ungarn auf das verschanzte Lager, das von den gegen Raab weichenden Oesterreichern nicht mehr gehalten werden konnte. Nun war auch Pest nicht mehr zu halten; nur eine ganz andere Kriegführung, nach anderen Principien konnte diesen schlimmen Stand der Dinge für die kaiserlichen Waffen wieder zum Besseren wenden. Daß dazu Fürst Windischgrätz trotz seiner sonstigen Verdienste nicht der rechte Mann war, konnte man sich nicht mehr verhehlen. Er wurde an das kaiserliche Hoflager nach Olmütz berufen und durch den Feldzeugmeister Ludwig Baron Welden ersetzt, der als wissenschaftlich gebildeter Militär bekannt war und im Vorjahre bei Leitung der Landesvertheidigung von Tirol vortreffliche Dienste geleistet hatte. In den Worten, welche er über den Antritt seines Commandos in Ungarn in seinen Memoiren sagt, liegt ein unverkennbarer Tadel gegen seinem Vorgänger. „Man muß gestehen, daß der Moment der Uebernahme des Commandos in Ungarn die größten Schwierigkeiten bot“, klagt Baron Welden. „Was nur immer an Truppen aufgebracht werden konnte, war erschöpft. Siebenbürgen, der ganze südliche Theil von Ungarn, ebenso wie das nördliche bis an die Gran, vom Feinde eingenommen, das ganze Land vom höchsten Aufruhr ergriffen, kein befestigter strategischer Punkt in unserem Besitz, dagegen die beiden ausgedehnten Festungen Peterwardein und vorzüglich Komorn in der Gewalt des Feindes.“

Pest war nicht mehr zu halten, denn schon war die Rückzugslinie des dort stehenden Corps gefährdet. Nach einem bei Czinkola gelieferten blutigen Gefecht wurde die Stadt geräumt und am 24. April zog das ungarische Corps Aulich's dort ein. Der Rückzug ging bis Preßburg, um Verstärkung an sich zu ziehen und die Cooperation der Russen zu erwarten, welche schon vorbereitet wurde.

Zehn Tage früher, als Pest wieder besetzt wurde, hatte der Reichstag in Debreczin einen verhängnißvollen Schritt mit der Unabhängigkeitserklärung gethan, laut welcher „das Haus Habsburg-Lothringen vor Gott und der Welt des Thrones verlustig“ erklärt wurde. Berauscht von den vorübergehenden Waffenerfolgen hatte Kossuth den willenlos unter seinem Einfluß stehenden Reichstag zu diesem Schritt bestimmt. Obwohl dadurch in der momentanen Lage nichts geändert wurde, blieb derselbe doch nicht ohne Folgen. In der Armee, und zwar gerade in deren tüchtigsten Theil, welcher aus den alten kaiserlichen Soldaten bestand, mißbilligte man die Unabhängigkeitserklärung ganz entschieden. Für die ungarische Verfassung, auf die man geschworen hatte, kämpfte man willig, aber diese Unabhängigkeitserklärung trat einem anderen Eid zu nahe, gegen welchen man sich zwar auch schon thatsächlich, aber dem formellen Rechte nach bisher nicht vergangen hatte. Der König von Ungarn, für dessen Machtvollkommenheit im Lande, für dessen sanctionirte Verfassung man bisher gefochten hatte, sollte nun plötzlich nicht mehr existiren! Das wollte diesen alten Soldaten, die sich bisher über ihre Scrupel mit dem Gedanken, am Rechte festzuhalten, hinweggesetzt hatten, nicht einleuchten. Görgey namentlich trat entschieden gegen die Unabhängigkeitserklärung auf und äußerte sich gegen Kossuth: „Die Losreißung von Oesterreich ist keine gerechte Sache mehr, der Kampf für dieselbe kein Kampf für, sondern gegen das Gesetz.“

Der schon seit jeher zwischen diesen beiden Männer bestehende Zwiespalt ging nun in eine fast offene Feindseligkeit über, welche den weiteren Verlauf der Dinge

sicher, hatte ich ihn an meiner Seite, die Armee zum Siege zu führen. Auch die Armee wußte dies, und sie hat gesiegt."

Noch schlichter, aber fast eindringlicher drückt sich das Verhältniß der beiden Männer in einem Briefchen aus, das Radetzky noch am Schlachttage an die Gattin seines Generalstabs-Chefs richtete: „Wir haben den Feind bei Novara geschlagen, wenn der Ruhm dieses Tages mir zutheil wird, so hat er seinerseits das ganze Verdienst."

Herr von Schönhals war einer der gebildetsten Generäle seiner Zeit, ebensowohl ritterlicher Soldat als gewandter Diplomat, von seltener Fertigkeit mit der Feder. Er war der Autor der Armeebefehle und Proclamationen Radetzky's, die stets in kurzen, kernigen Worten der Situation angepaßt und trotz des präcisen Ausdruckes oft von erschütterndem Schwung und lebendigem Pathos erfüllt waren. Radetzky sagt über Schönhals: „Dieser war wieder wie einer jener Menschen, dessen seltenes Genie das Ehrgefühl, welches die Armee beseelt, zu der höchsten Lebendigkeit und Macht zu erheben versteht. Ich verdanke ihm unendlich viel und es macht mir große Freude, dies von Neuem auszusprechen."

Radetzky besaß eben auch jenen Vorzug großer Männer, die Bedeutung Anderer zu erkennen und dieselben an den rechten Platz zu stellen, wo sie voll und ganz wirken können.

Seinen Charakter ehrt es, daß er deren Verdienste auch willig anerkannte, selbst auf die Gefahr hin, daß scheinbar seine eigenen dadurch geschmälert werden konnten.

* * *

Es erübrigt uns nur noch, den weiteren Verlauf der Kämpfe in Ungarn zu erzählen. Fast unter den Augen des Fürsten Windischgrätz entstand eine neue Armee, bei deren Bildung sich die rastlose Thätigkeit des Landesvertheidigungs-Ausschusses und die Opferwilligkeit des Landes in einer Weise bewährten, welcher man die Bewunderung nicht versagen kann. Gegen Ende März 1849 hatte man acht Armeecorps in der Stärke von zusammen 120.000 Mann aufgebracht. Darunter waren 12 000 Reiter, unter Anderem auch ein eigenes Csikoscorps, das sich im kleinen Krieg bewährte. Verhältnißmäßig stark war die Artillerie, welche 828 Geschütze besaß. Den Kern dieser Armee bildeten unstreitig die der kaiserlichen entstammenden Truppen, es waren dies zwanzig Infanteriebataillone und zehn Husarenregimenter.

Fürst Windischgrätz büßte die Lauheit seiner Operationen empfindlich. Das blutige Treffen bei Isaßegh warf ihn am 6. April bis Pest zurück, und fast gleichzeitig erlitten Jellačić bei Tapio-Biczska, Schlick bei Arokßallay Niederlagen, welche die eingeleiteten Concentrirungsbewegungen vereitelten. 10.000 Mann unter Aulich zur Beobachtung des Fürsten Windischgrätz zurücklassend, wendete sich Görgey mit drei Corps gegen Komorn, das vom Feldmarschallieutenant Wohlgemuth, der sich schon in Italien als tüchtiger General bewährt hatte, eingeschlossen wurde. Am 7. April wirft Görgey bei Waitzen die Brigade des Generals Christian Götz über den Haufen, und im Kampfe fällt dieser; am 17. erfolgt die blutige Schlacht bei Nagy-Sarló, durch deren Verlust und die energische von Görgey eingeleitete Verfolgung die Truppen Wohlgemuth's theils nach Gran, theils nach Nordosten geworfen werden, wo sie sich mit Schlick vereinigen. Durch diesen Sieg wird die Cernirung Komorns gesprengt.

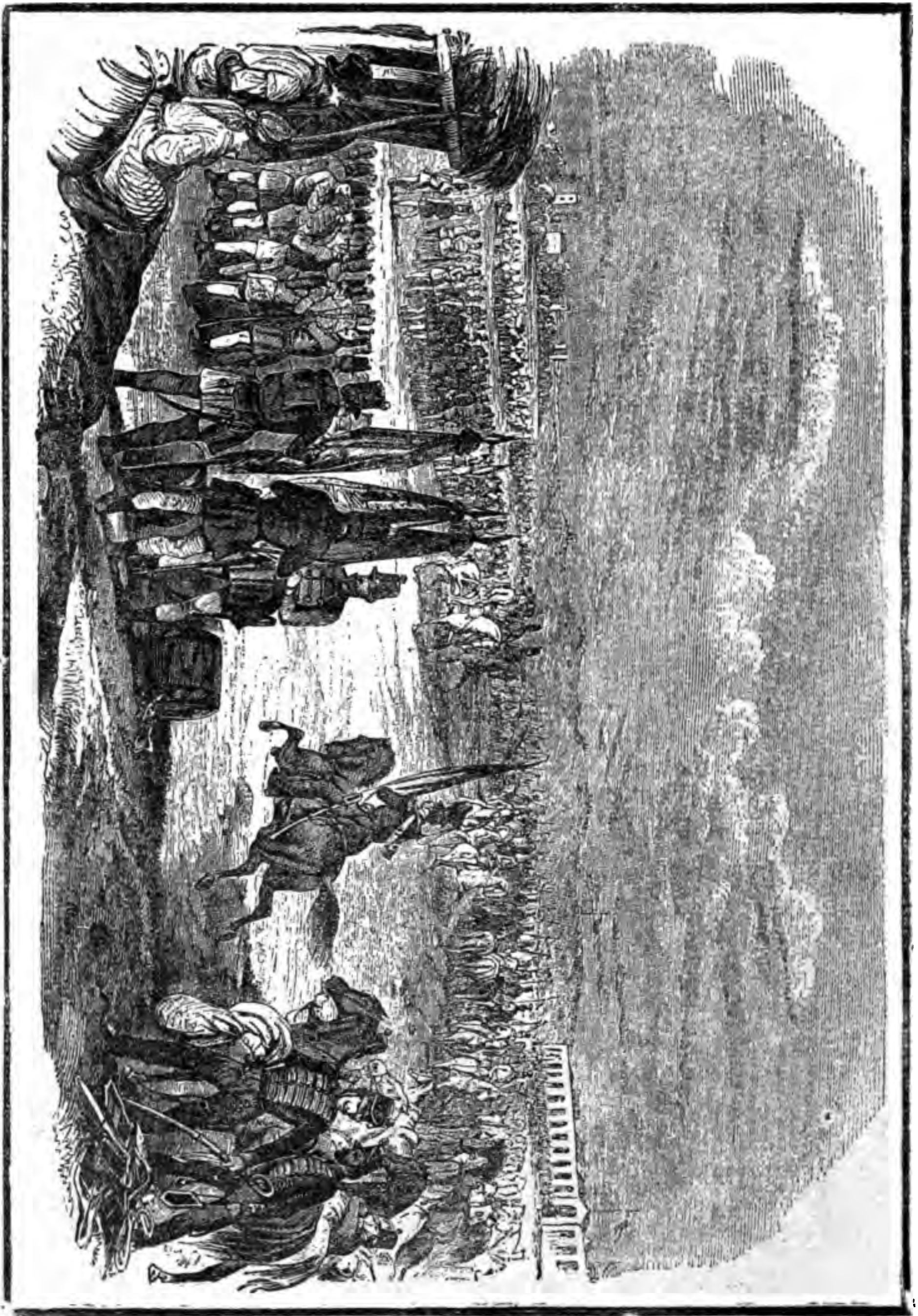
Schon am 21. April durchbricht der zum Commandanten der Festung ernannte tollkühne Graf Richard Guyon die Linie, am 22. mußten die Kaiserlichen das linke Donauufer räumen, am 26. erfolgte ein Angriff der Ungarn auf das verschanzte Lager, das von den gegen Raab weichenden Oesterreichern nicht mehr gehalten werden konnte. Nun war auch Pest nicht mehr zu halten; nur eine ganz andere Kriegführung, nach anderen Principien konnte diesen schlimmen Stand der Dinge für die kaiserlichen Waffen wieder zum Besseren wenden. Daß dazu Fürst Windischgrätz trotz seiner sonstigen Verdienste nicht der rechte Mann war, konnte man sich nicht mehr verhehlen. Er wurde an das kaiserliche Hoflager nach Olmütz berufen und durch den Feldzeugmeister Ludwig Baron Welden ersetzt, der als wissenschaftlich gebildeter Militär bekannt war und im Vorjahre bei Leitung der Landesvertheidigung von Tirol vortreffliche Dienste geleistet hatte. In den Worten, welche er über den Antritt seines Commandos in Ungarn in seinen Memoiren sagt, liegt ein unverkennbarer Tadel gegen seinem Vorgänger. „Man muß gestehen, daß der Moment der Uebernahme des Commandos in Ungarn die größten Schwierigkeiten bot", klagt Baron Welden. „Was nur immer an Truppen aufgebracht werden konnte, war erschöpft. Siebenbürgen, der ganze südliche Theil von Ungarn, ebenso wie das nördliche bis an die Gran, vom Feinde eingenommen, das ganze Land vom höchsten Aufruhr ergriffen, kein befestigter strategischer Punkt in unserem Besitz, dagegen die beiden ausgedehnten Festungen Peterwardein und vorzüglich Komorn in der Gewalt des Feindes."

Pest war nicht mehr zu halten, denn schon war die Rückzugslinie des dort stehenden Corps gefährdet. Nach einem bei Czinkola gelieferten blutigen Gefecht wurde die Stadt geräumt und am 24. April zog das ungarische Corps Aulich's dort ein. Der Rückzug ging bis Preßburg, um Verstärkung an sich zu ziehen und die Cooperation der Russen zu erwarten, welche schon vorbereitet wurde.

Zehn Tage früher, als Pest wieder besetzt wurde, hatte der Reichstag in Debreczin einen verhängnißvollen Schritt mit der Unabhängigkeitserklärung gethan, laut welcher „das Haus Habsburg-Lothringen vor Gott und der Welt des Thrones verlustig" erklärt wurde. Berauscht von den vorübergehenden Waffenerfolgen hatte Kossuth den willenlos unter seinem Einfluß stehenden Reichstag zu diesem Schritt bestimmt. Obwohl dadurch in der momentanen Lage nichts geändert wurde, blieb derselbe doch nicht ohne Folgen. In der Armee, und zwar gerade in deren tüchtigsten Theil, welcher aus den alten kaiserlichen Soldaten bestand, mißbilligte man die Unabhängigkeitserklärung ganz entschieden. Für die ungarische Verfassung, auf die man geschworen hatte, kämpfte man willig, aber diese Unabhängigkeitserklärung trat einem anderen Eid zu nahe, gegen welchen man sich zwar auch schon thatsächlich, aber dem formellen Rechte nach bisher nicht vergangen hatte. Der König von Ungarn, für dessen Machtvollkommenheit im Lande, für dessen sanctionirte Verfassung man bisher gefochten hatte, sollte nun plötzlich nicht mehr existiren! Das wollte diesen alten Soldaten, die sich bisher über ihre Scrupel mit dem Gedanken, am Rechte festzuhalten, hinweggesetzt hatten, nicht einleuchten. Görgey namentlich trat entschieden gegen die Unabhängigkeitserklärung auf und äußerte sich gegen Kossuth: „Die Losreißung von Oesterreich ist keine gerechte Sache mehr, der Kampf für dieselbe kein Kampf für, sondern gegen das Gesetz."

Der schon seit jeher zwischen diesen beiden Männer bestehende Zwiespalt ging nun in eine fast offene Feindseligkeit über, welche den weiteren Verlauf der Dinge

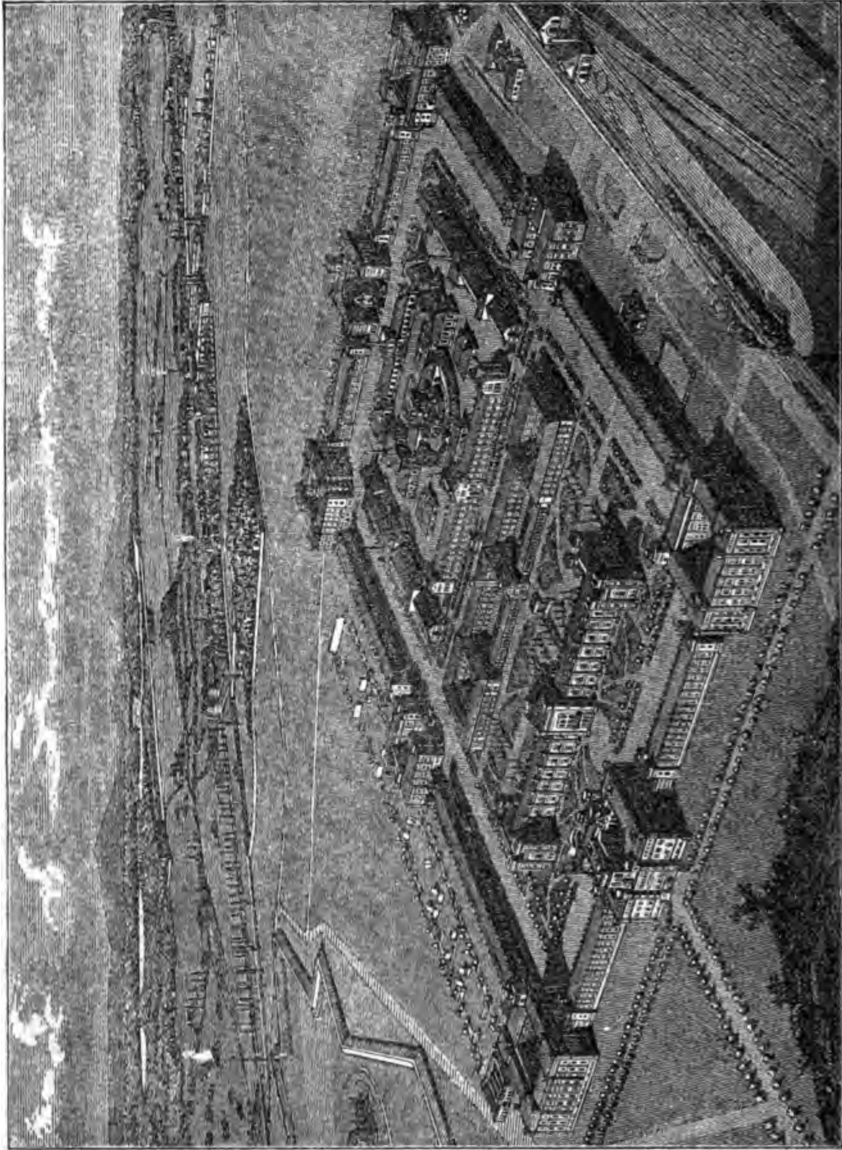
nur ungünstig beeinflußen konnte. Görgey widersetzte sich auch dem von Kossuth beeinflußten Beschluß des Kriegsrathes, mit der Hauptarmee Welden zu folgen, denselben zu



Uebergabe der Festung Komorn. (Seite 1364.)

schlagen und gegen Wien vorzudringen. Er bestand auf der Eroberung Ofens, und da er seit Mai zugleich Kriegsminister und Obercommandant war, wußte er seinen Willen durchzusetzen.

Zum Festungscommandanten von Ofen hatte schon Windischgrätz den General Heinrich von Hentzi bestellt. Hentzi war ein geborener Ungar, ein intimer Freund des ersten ungarischen Kriegsministers Meszaros, dabei ein hochgebildeter Officier, der nach der Schilderung eines genauen Kenners jener Zeit „beide Lebensströmungen, die des Gelehrten und des Soldaten, zu beherrschen verstand, ja, den es fast mehr in



Das k. k. Artillerie-Arsenal in Wien. (Seite 1371.)

die lauschige Stille der Studierstube zog, als auf das Feld, wo die blutigen Würfel des Krieges fallen“. Der Name dieses Mannes wurde in jüngster Zeit oft genannt und sogar mit dem Makel des Eidbruches belastet. Die Frage, ob auch Hentzi, wie so viele andere ehrenwerthe Soldaten, den Eid auf die ungarische Verfassung wirklich geleistet hat, ist noch nicht entschieden und dürfte bei unbefangener Prüfung eher zu

verneinen sein. Es ist ja bekannt, daß diese Beeidigung nicht an einem bestimmten Termin erfolgte, sondern zuerst im September 1848 in Komorn, wo Klapka die Truppen dazu zu bewegen wußte, dann je nach der Ansicht der Commandanten auch in anderen Plätzen, theilweise aber auch ganz unterblieb. Im September 1848 nun wurde Hentzi zum Festungscommandanten in Peterwardein ernannt, damals bei den Unruhen der Serben eine sehr schwierige Stellung. Obwohl seine Ernennung vom ungarischen Kriegsministerium ausging, scheint Hentzi von vorneherein seine Stellung nicht in dessen Sinn aufgefaßt zu haben. Vielleicht erkannte er scharfsinnig schon jetzt, daß der von Kossuth eingeschlagene Weg zu einer Katastrophe führen müsse, vielleicht wurde er auch von autoritativer Seite in den damals zweifelsohne schon feststehenden Plan, die ungarische Bewegung zurückzustauen, eingeweiht — genug, er wirkte in Peterwardein so wenig nach dem Sinne der Pester Machthaber, daß er auf Betreiben des als Commissär nach Slavonien gesendeten Abgeordneten Beöthy nach Pest zurückberufen und dort in der Ferdinands-Caserne internirt wurde. Daß nun dieser Mann der ungarischen Regierung in einer so wichtigen Angelegenheit, wie es die Beeidigung der Truppen war, zu Willen gewesen und selbst diesen Eid geleistet haben sollte, ist kaum glaublich. So lange nicht ein stricter Beweis dafür vorliegt, ist der Zweifel sehr berechtigt; dann aber ist Hentzi's Andenken auch von dem leisesten Makel gereinigt. Er hatte sich einer Richtung nicht angeschlossen, die er verderblich für sein Vaterland hielt und ist als tapferer Soldat für seine Pflicht gestorben; er verdient also jene Theilnahme, welche die Billigkeit auch jenen nicht mehr versagt, welche im anderen Lager standen.

Als Pest von den ungarischen Truppen geräumt wurde und Windischgrätz einzog, wurde Hentzi aus seiner Haft befreit, die er mit den gefangenen Officieren der Armee des Banus, darunter auch dem späteren berühmten Militärgeographen Fligely, getheilt hatte. Windischgrätz war dem selbstbewußten Hentzi, der es nicht verstand, seine geistige Ueberlegenheit zu verschleiern, nicht gewogen, auch war dieser als Ungar ihm nicht recht vertrauenswürdig. Trotzdem ernannte er ihn zum Platzcommandanten von Pest, und als Pest von den Kaiserlichen geräumt werden mußte, zum Festungscommandanten von Ofen; Hentzi scheint diese Ernennung nicht als Gunst aufgefaßt zu haben, unterzog sich aber den Pflichten derselben mit so großem Eifer, daß er die ganz vernachlässigte Festung in kurzer Zeit zu einem halbwegs haltbaren Platz machte. Die Besatzung bestand aus vier Bataillonen, einer Escadron und einiger Artillerie- und Geniemannschaft.

Am 3. Mai erschien die ungarische Armee vor Ofen, und es erfolgte die übliche Aufforderung zur Uebergabe, welche Hentzi ablehnte. Das war seine Soldatenpflicht, dagegen kann man das Bombardement von Pest nicht billigen, denn es hatte keinen Werth für die Vertheidigung der Schwesterstadt, überhaupt keinerlei militärische Bedeutung. Die Beweggründe dazu sind umso unklarer, als diese Maßregel auch mit Hentzi's sonstigem Charakter nicht zu vereinbaren ist und allgemein anerkannt wird, daß er die Bewohner Ofens während der Belagerung sehr schonend behandelte.

Ein am 16. Mai versuchter Handstreich mißglückte und Görgey mußte doch zu einer Beschießung schreiten, obwohl er nur über Feldgeschütze zu verfügen hatte. Die nahen Anhöhen begünstigten aber die Anlage von Breschbatterien und am 21. Mai erfolgte der entscheidende Sturm. Trotz der Terrainschwierigkeiten drangen die Truppen Görgey's vor und aller heldenmüthigen Vertheidigung ungeachtet erfolgte die Einnahme.



General Hentzi's Heldentod bei der Vertheidigung von Ofen, 1849.

General Hentzi fiel mit dem Säbel in der Faust auf der Bresche. Als einige erbitterte Honveds dem Sterbenden noch Stiche versetzen wollten, wehrte General Aulich sie ab — der ritterliche Gegner ehrte so noch während der Erregung des Kampfes die Tapferkeit des Feindes. (Siehe das Bild.) Der im Brückenkopf commandirende Oberst Alnoch sprengte sich sammt dem Werke in die Luft, als es nicht mehr weiter zu halten war.

Dies war der Höhepunkt der ungarischen Revolution. Schon war der Einmarsch der Russen bevorstehend und für jeden Einsichtigen das Schicksal Ungarns besiegelt, wenn auch der als Kormanyzó (Gouverneur) mit unumschränkter Gewalt herrschende Kossuth sich des Erfolges sicher hielt.

Baron Welden wurde im Commando der durch 16.000 Russen unter Paniutine verstärkten österreichischen Hauptarmee von Haynau ersetzt. Ueber Galizien rückten 50.000 Russen unter Feldmarschall Fürst Paskewitsch-Eriwansky; der siebenbürgischen Armee unter Puchner schlossen sich 40.000 Russen unter General Lüders an; außerdem drohten noch die österreichischen Corps von Jellačić und Nugent, die von Westen heranzogen. Zusammen zählten die verbündeten Armeen 300.000 Mann, und nur wahre Verblendung konnte glauben, daß Ungarn dieser Macht widerstehen könne.

Mit dem glänzenden Reitergefecht bei Csorna am 13. Juni begann die letzte Phase dieses Krieges. General Kmety errang den Sieg über seinen Gegner, den im Handgemenge fallenden kaiserlichen General Wyß. Aber es war dies der letzte Erfolg der ungarischen Waffen.

Schon im Treffen bei Zsigard am 16. Juni blieb der Sieg dem Feldmarschall-lieutenant Wohlgemuth, und als es auf demselben Terrain am 20. und 21. zu einer Schlacht zwischen den beiden Hauptarmeen kam, mußte Görgey weichen. Am 28. Juni kam es bei Raab zu einer Schlacht, welche von österreichischer Seite Schlick leitete, die aber hauptsächlich durch das Eingreifen eines vom Kaiser Franz Josef I. selbst herbeigeführten Corps entschieden wurde. An der Spitze eines Jägerbataillons drang der junge Monarch über die Balken einer halbverbrannten Brücke zuerst in Raab ein. Nun entwickelten sich die Dinge mit rapider Schnelligkeit. Görgey wies zwar den Angriff Haynau's am 2. Juli auf das verschanzte Lager von Komorn ab, wurde aber am rechten Donauufer eingeschlossen. Der Durchbruchsversuch vom 11. Juli — die Schlacht bei Acs — mißlang, und Görgey mußte auf das linke Ufer übergehen, um auf gewaltigem Umweg, vielleicht noch vor den Russen unter Paskewitsch, die Theißlinie zu erreichen; Pest wurde wieder geräumt und am 11. Juli von den Oesterreichern unter Ramberg besetzt.

Knapp vor den Russen erreichte Görgey die Theiß. Sie folgten ihm aber auf den Fuß und schlugen am 2. August das Corps Nagy Sandor's bis zur Vernichtung.

Nicht besser ging es bei den anderen Corps. Selbst Bem konnte sich gegen die Uebermacht nicht in Siebenbürgen behaupten; bevor er sich jedoch nach seiner Absicht mit Perczel und Dembinsky vereinigt hatte, wurden diese am 9. August bei Temesvar von Haynau völlig geschlagen — ein Erfolg, der namentlich durch die Massenwirkung der von General Hauslab geführten Artillerie erzielt wurde.

Jeder weitere Widerstand war aussichtslos und konnte nur ein Verzweiflungskampf sein, der dem Lande noch tiefere Wunden schlug. In Arad dankte Kossuth

am 11. August ab und legte alle Militär- und Civilgewalt in die Hände Görgey's. Mit Zustimmung des Kriegsrathes leitete dieser Unterhandlungen mit den Russen ein, welche am 13. August auf der Szöllöser Heide bei Vilagos zur Waffenstreckung führten. Es waren 23.000 Mann mit 130 Kanonen, welche sich hier ergaben — sonst verfügte Ungarn nach der Schlacht bei Temesvar über keine halbwegs widerstandsfähige Armee mehr. Einzelne Führer, wie Bem und Guyon, versuchten zwar, den Kampf fortzusetzen, aber es war dies reine Thorheit. Am 7. September ergab sich auch Peterwardein, am 2. October auch das von Klapka befehligte Komorn (Bild S. 1360) unter ziemlich günstigen Bedingungen.

Damit war die traurige Zeit der Wirren vorbei, in welcher sich die Armee als der sichere Fels bewiesen hatte, an welchem die stürmische Brandung ohnmächtig zerschellte.

Die Armee unter der Regierung des Kaisers Franz Josef I.

Noch waren der Süden und Südosten der Monarchie vom Waffenlärm erfüllt, als unter dem unmittelbaren Einflusse des jungen und thatkräftigen Monarchen eine Neuorganisirung der Armee in Angriff genommen wurde. Wir können uns bei Darstellung derselben eine gewisse Beschränkung auferlegen, da die Umgestaltungen sich rasch folgten, bis die Armee endlich auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht ihre heutige Grundlage erhielt. Ebenso ist es ohne lästige Wiederholungen nicht möglich, den mancherlei Aenderungen in der Formation der einzelnen Truppenkörper, in der Adjustirung u. s. w. von Schritt zu Schritt zu folgen.

Seit die Kriegführung immer mehr zu einer Wissenschaft wurde, welche nach allen Seiten des Wissens Beziehungen hat, unterlag sie auch vielen Einflüssen. Politik, Völkerrecht, namentlich aber die Riesenfortschritte der Technik und Naturwissenschaft erzwangen sich ihre Berücksichtigung auch im Heerwesen. War der Krieg einst ein Handwerk, das man nur praktisch trieb, so lange es nöthig war, und dann an den Nagel hing, so schuf jetzt jeder Tag neue Theorien, die im Frieden geprüft, eingeführt und geübt sein mußten, um über ihre Verwendung im Krieg beruhigt zu sein. Jede Theorie unterliegt aber der Kritik, sie erlaubt Gegensätze, welche gleichfalls ihre Vertheidiger und Bewunderer findet. In Folge dessen trat ein rascher, mehrmaliger Systemwechsel in wichtigen Fragen der Heeresorganisation ein, je nachdem eine oder die andere Meinung sich zur Geltung brachte, oder in der blutigen Praxis des Schlachtfeldes ihre Bestätigung zu finden schien.

Diese Regsamkeit ist in den letzten dreißig Jahren aber nicht nur der österreichischen Armee eigen, sondern sie beeinflußt das Heerwesen aller Culturstaaten. In erster Linie wirken hier die nie rastenden technischen Fortschritte ein. Die Umgestaltung und Verbesserung der Feuerwaffen wirken auf die ganze Kriegführung, auf die Gefechtsführung, Formation der Truppen u. s. w. zurück, in letzter Linie also auch auf die Heeresergänzung, da die intensivere Feuerwirkung die Aufbietung größerer Massen erfordert. Und diesem letzteren Zweck dienen wieder die anderen Communicationsmittel. Telegraph und Eisenbahn wirken zusammen, um den Aufmarsch der Armeen in kürzester Frist zu ermöglichen, Verschiebungen großer Truppenmassen zu erleichtern und die Verpflegung, welche früher so oft bestimmend für die Operationen war, zu ermöglichen. Sowie man bei jeder Bahn auch deren strategische Bedeutung

in Erwägung zieht, schickt man sich auch schon an, mitten im Krieg und für die Zwecke des Krieges Bahnen zu schaffen, in welcher Hinsicht namentlich der amerikanische Bürgerkrieg classische Beispiele bot.

Nicht minder gewaltig sind die Einwirkungen der technischen Fortschritte auf das Geschützwesen und namentlich die Kriegsmarine. Man erzielt heute Wirkungen auf so bedeutende Entfernungen, welche noch vor vierzig Jahren geradezu märchenhaft erschienen wären; die Entwicklung der Eisenindustrie schafft furchtbare Zerstörungswaffen, bietet aber auch in den Stahlpanzerplatten den Schutz für Schiffe und in neuester Zeit auch für Batterien und Befestigungsthürme. Und als der Wettstreit zwischen der vernichtenden Kraft der Riesengeschosse und der schützenden Macht der Panzer noch unentschieden hin- und herwogte, entstand ein neuer furchtbarer Feind in den Torpedos, gegen deren Angriffe selbst die größten Schiffskolosse ohnmächtig sind und welche abermals eine vollkommene Umwälzung in der Construction der Schiffe, in der ganzen Flottentaktik herbeizuführen scheinen.

Alle diese Umwälzungen, welche das ganze Heerwesen vollkommen auf eine neue Basis stellten, und von uns nur in großen Umrissen angedeutet wurden, drängten sich in den Raum weniger Jahrzehnte zusammen. Um der rastlosen Entwicklung der Technik zu folgen, mit den Verbesserungen in der Bewaffnung fremder Armeen möglichst gleichen Schritt zu halten, bedurfte es unermüdlicher Thätigkeit und riesiger materieller Opfer.

Für Oesterreich-Ungarn waren die daraus erwachsenden Aufgaben noch schwieriger zu bewältigen als in anderen Staaten, weil die ganz eigenthümlichen staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie besondere Berücksichtigung erheischten.

Eine besonders schwierige Aufgabe entstand aus der Nothwendigkeit, die zur Honvedarmee übergetretenen Truppenkörper nach Besiegung der ungarischen Revolution neu zu formiren und dem kaiserlichen Heer einzuverleiben. Es gereichte der Militärverwaltung zum großen Lob, daß sie diese sehr delicate Angelegenheit geschickt und im Geiste der Vorurtheilslosigkeit durchzuführen wußte; sie zeigte sich darin der Civilverwaltung überlegen, deren Maßregeln nicht immer so waren, daß sie die Beruhigung des bis in die Tiefen der Volksseele erschütterten Landes erzielen konnten. Ein Rescript des Kriegsministeriums vom 13. September 1849 erinnert alle selbstständigen Truppencommandanten, „daß die außerordentlichen Umstände, welche der Reorganisation dieser Regimenter und Bataillons vorhergegangen und deren Nachwirkung noch durch längere Zeit fühlbar bleiben werde, einen mehr als unter den gewöhnlichen Verhältnissen erforderlichen Takt bei Behandlung der Mannschaft erfordern, wenn der Erfolg nicht hinter der Aufgabe zurückbleiben solle. Zuvörderst haben sich alle Officiere stets gegenwärtig zu halten, daß die letzte Vergangenheit mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt werden müsse, wenn die der zurückgekehrten Mannschaft von Sr. Majestät dem Kaiser ertheilte Amnestie eine Wahrheit werden sollte. Sorgfältig muß es vermieden werden, jetzt, nachdem die gesetzliche Gewalt auch durch die Macht der Waffen wieder hergestellt worden, einen dem Sieger nie recht anstehenden Hohn gegen die Besiegten laut werden zu lassen, die schon größtentheils beruhigten Gemüther durch übel angebrachte Vorwürfe oder allgemeine Beschimpfungen wieder aufzuregen und anstatt eine gänzliche Versöhnung und Vergessenheit vollkommen anzubahnen, die Gehässigkeit und den Parteigeist aufs Neue zu entflammen."

Dieser klugen Milde entsprechend, wurde auch zahlreichen Officieren der ungarischen

Armee der Rücktritt offen gehalten und nur jene ausgeschlossen, welche auch nach der Unabhängigkeitserklärung noch die Waffen führten.

So ablehnend man sich überhaupt naturgemäß gegen die Revolution und deren Grundsätze verhielt, war man doch einsichtsvoll genug, gewissen Strömungen, welche nun einmal im Geiste der Zeit lagen, auch innerhalb der Armee Rechnung zu tragen. Schon wenige Tage nach dem Regierungsantritt des jungen Monarchen erschienen Zusätze zu dem Recrutirungs-Patent vom Jahre 1827 mit der Motivirung, „daß die bisher bestandenen Recrutirungsvorschriften dem Grundsatz der Gleichstellung aller Staatsangehörigen vor dem Gesetze nicht entsprechen". Es wurde daher die bisher geltende Befreiung des Adels vom Militärdienste aufgehoben und die Aushebung der unter die Conscription Fallenden durch das Los eingeführt.

Noch während des Krieges, noch mehr aber nach Beendigung desselben folgten nun eine Menge organisatorischer Bestimmungen, von welchen wir nur jene anführen wollen, welche auch heute noch bestehen oder nachwirken. Die mit 1. August 1849 in Kraft tretende Adjustirungsvorschrift führte für alle Truppenkörper den Waffenrock ein und befreite die Armee vom Frack — einem Kleidungsstücke, dessen Schönheit und Decenz überhaupt sehr anfechtbar ist, wozu aber als Uniform noch die totale Unzweckmäßigkeit hinzukommt. Ziemlich gleichzeitig erfolgte auch eine Revision des Pensionsnormales in der Richtung, daß jenen Officieren und Chargen, welche in Folge einer vor dem Feind erlittenen Verwundung dienstuntauglich werden, gewisse Begünstigungen eingeräumt wurden.

Vollkommen militärisch organisirt und als Theil der Armee angesehen, war die mit Gesetz vom 18. Juni 1850 in das Leben gerufene Gendarmerie. Ursprünglich blos aus den bestconduisirten Leuten der Armee gebildet, ergänzte sich später die Gendarmerie direct durch Recrutirung. Es wurden dreizehn Regimenter aufgestellt, deren Erhaltung jährlich sehr bedeutende Summen in Anspruch nahm, da sie vollkommen militärisch organisirt, viel mehr Officierschargen zählten, als thatsächlich erforderlich waren. Auch die Adjustirung war zwar sehr geschmackvoll und reich, aber für die Zwecke des Sicherheitsdienstes nicht eben praktisch. Die Errichtung der Gendarmerie war Anstoß zur Berufung des Generals Johann Franz Freiherr Kempen von Fichtenstamm an die Spitze der „Obersten Polizeibehörde".

Ungefähr gleichzeitig erfolgte auch die Errichtung der Leibgarde-Reiterescadron, welche ausschließlich zum Hofdienste bestimmt ist.

Ein besonderes Augenmerk wurde der Neuorganisation der Flotte zugewendet. Da es noch immer an den nöthigen einheimischen Kräften fehlte, erfolgte die Berufung des Contre-Admirals Dahlerup aus dänischen Diensten. Immer mehr trat Pola in den Vordergrund, das auf Betreiben des Feldzeugmeisters Nugent schon in den Vierzigerjahren mit einigen Befestigungswerken und Batterien versehen worden war, welche insoferne gute Dienste thaten, als sie die wenigen kaiserlichen Schiffe in den Revolutionsjahren vor dem Angriff der überlegenen venetianischen und sardinischen Flotte schützte. Die Ereignisse des Jahres 1848 gaben in doppelter Beziehung einen Fingerzeig; man suchte das bisher fast allein in der Kriegsmarine dominirende venetianische Element entbehrlich zu machen, indem man den Eintritt deutscher Officiere in die Flottencarrière beförderte und zur Mannschaft die außerordentlich brauchbare dalmatinische Bevölkerung heranzog. Ferner bereitete man die Verlegung der technischen *Etablissements* der Marine nach Pola vor, wodurch der Grund zu der Bedeutung

gelegt wurde, welchen dieser prächtige Hafen heute für unsere Kriegsflotte hat. Als Ergebniß einer eingehenden Untersuchung des Zustandes der nach dem Fall Venedigs wieder vereinigten kaiserlichen Flotte ergab es sich Ende 1849, daß dieselbe an kriegstüchtigen Schiffen zählte: 4 Fregatten, 6 Corvetten, 8 Briggs, 3 Transport-Briggs, 1 Schooner, 5 Goeletten, 16 Dampfern, 56 Kanonier-Schaluppen u. s. w.

Um die zahlreichen Beweise von Tapferkeit, welche in den Kriegsjahren 1848 und 1849 gegeben wurden, auszeichnen zu können, wurde am 22. October 1849 das Militär-Verdienstkreuz geschaffen. Es ist für solche Officiere bestimmt, „welche im Kriege durch höhere Einsicht, Muth und Entschlossenheit, oder im Frieden durch hervorragenden Eifer und Thatkraft besonders ersprießliche Dienste geleistet haben“.

Zu derselben Zeit wurde auch das Dienstzeichen, für die Officiere und die Mannschaft bestimmt, geschaffen. Die Ersteren erhalten es nach 25 und 50 Dienstjahren, für die Mannschaft wurde es nach 8 und 16 Dienstjahren verliehen.

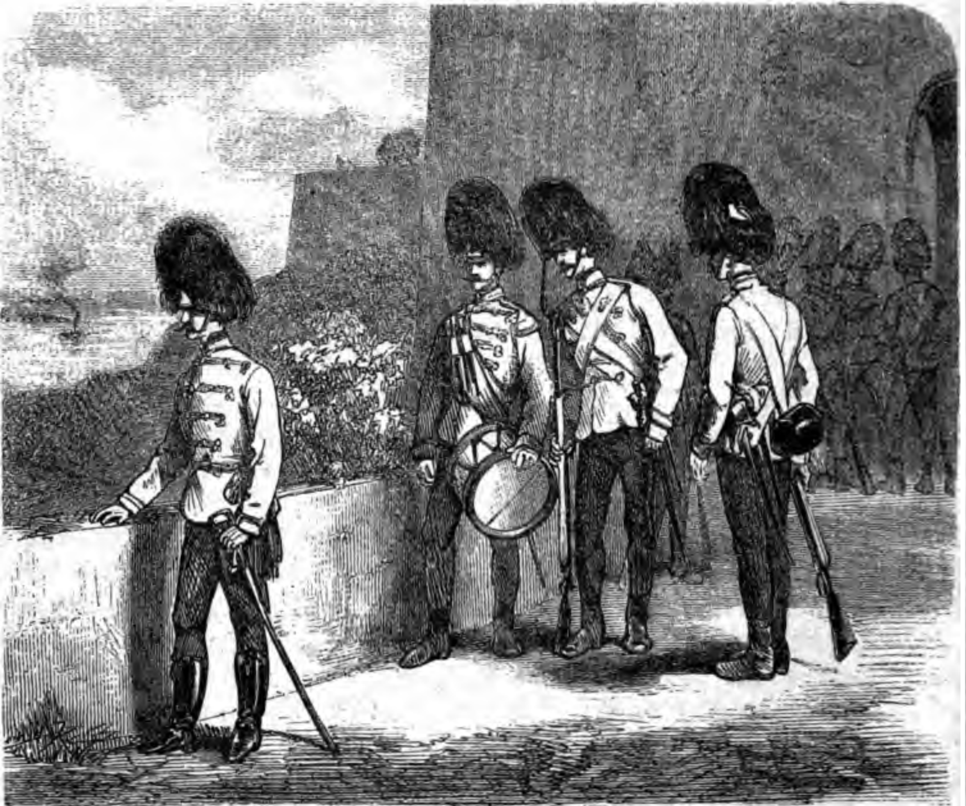
Schon durch die Armeebefehle vom 16. October 1849 wurden wichtige Aenderungen in der obersten Heeres-Administration getroffen. Alle auf Dislocation, Truppenbewegung, fortificatorische und operative Maßregeln Bezug habende Gegenstände wurden dem Generalquartiermeisterstab, alle Personalangelegenheiten aber dem ersten Generaladjutanten des Kaisers zur Bearbeitung zugewiesen, durch welchen sie der Entscheidung des Monarchen unterbreitet werden sollten. Dadurch wurde das Kriegsministerium alles Einflusses auf rein militärische Fragen entkleidet und zur bloßen Militär-Administration herabgedrückt. An der Spitze desselben stand seit Sommer 1849 als Cordon's Nachfolger der Feldzeugmeister Franz Graf Gyulai (Bild S. 1369), welcher im Juli 1850 durch den Feldmarschalllieutenant Anton Baron Csorich ersetzt wurde.

Gleichzeitig erfolgte, „um der gesammten Armee für die Zukunft eine Organisation zu geben, welche in ihrer höheren Eintheilung jenen Grad der Schlagfertigkeit gewährt, um die innere und äußere Sicherheit der Völker des Kaisers sowie des Thrones dauernd zu begründen“, die Eintheilung der ganzen Streitkräfte, mit Ausnahme der unter dem Banus von Croatien stehenden Truppen, in vier große Armeecommanden und 14 Armeecorps. Das erste Armeecommando mit dem Sitze in Wien umfaßte Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Salzburg, Nordtirol und Vorarlberg, Böhmen, Mähren und Schlesien; das zweite hatte den Sitz in Verona und gebot über Lombardo-Venetien, Kärnthen, Krain, Görz, Istrien und Südtirol; das dritte bestand aus Ungarn und Siebenbürgen und war in Pest; das vierte endlich verwaltete die Militärangelegenheiten in Galizien und der Bukowina von Lemberg aus. Von den 14 Armeecorps standen sechs im Gebiete des zweiten Armeecommandos (Italien) und vier in Ungarn. Der Gesammttruppenstand Ende 1849 war 358 Bataillone, 281 Escadronen und 766 Geschütze.

Schon während des Feldzuges in Ungarn waren versuchsweise zur Besorgung des Sanitätsdienstes auf dem Schlachtfelde, zum Transport der Verwundeten und zur Pflege in den Spitälern besondere Sanitätsabtheilungen errichtet. Dieselben bewährten sich so, daß man nach Herstellung des Friedens noch im Jahre 1849 zur Errichtung von drei Sanitätsbataillonen in Wien, Pest und Verona schritt. Bei der Reorganisation des Jahres 1870 wurden dieselben in 16 Sanitätsabtheilungen umgewandelt, welche im Frieden den Garnisonsspitälern zugetheilt sind.

Weniger glücklich war man bei der Schöpfung der in Olmütz, Mantua, Karls-

burg, Komorn und Temesvar aufgestellten Disciplinar-Compagnien. Denselben sollten alle Leute des Mannschaftsstandes zugetheilt werden, welche zweimal kriegsrechtlich behandelt waren oder politisch gefährlich erschienen. Namentlich die letztere Clausel gab Anstoß zu bedauerlichen Mißgriffen und Härten, die um so übler wirkten, als die Mannschaft der Disciplinar-Compagnien besonders uniformirt war, keine Waffen trug und zu Fortifications-Arbeiten verwendet wurde, also sich wenig oder gar nicht von gewöhnlichen Festungssträflingen unterschied. Schon in der Mitte der Fünfzigerjahre erfolgte die Aufhebung der Disciplinar-Compagnien, welche wirklich



Die königliche Schloßgarde zu Ofen. (Seite 1374.)

gefährliche Elemente gewiß nicht besserten, solche Individuen aber, welche mehr oder weniger unverschuldet in diese Genossenschaft kamen, furchtbar erbittern mußten.

Die Entwicklung der deutschen Verhältnisse drohte gegen Ende des Jahres 1850 zu einem Zusammenstoß zwischen Oesterreich und Preußen zu führen. Der seit mehr als einem Jahrhundert offen und verborgen fortglimmende Zwist um den vorwiegenden Einfluß in Deutschland entbrannte an der kurhessischen Verfassungsfrage zu voller Höhe. Von Westböhmen aus rückten vereint mit baierischen Truppen die Oesterreicher in Kurhessen ein, von Westphalen zogen die Preußen gegen Süden; noch ist die Kriegserklärung nicht erfolgt und es kam bei Bronzell am 8. November zu einer Plänkelei, welche allerdings nur das Blut eines preußischen Trompeterschimmels kostete.

Das Obercommando über die österreichische und die damit verbündeten süddeutschen Armeen ist Radetzky bestimmt, der kurz vorher auf eine Glückwunschadresse des preußischen Gardecorps, an deren Spitze Prinz Wilhelm von Preußen, der heutige deutsche Kaiser, unterschrieben war, unter Anderem die bedeutungsvollen Worte erwiderte: „Auch in unserer Brust schlägt ein stolzes deutsches Herz und Niemandem räumen wir das Vorrecht ein, deutscher zu empfinden als wir, aber wir kennen die Geschichte, wir wollen nicht, daß diese unglücklichen Zeiten sich wiederholen sollen, die nur denselben verderblichen Ausgang haben würden, wie ehemals. Ob Fürstenehrgeiz oder aufgewiegelter Volksgeist uns in Bruderzwist und Verderben stürzen, das gilt gleich."



Franz Graf Gyulay. (Seite 1375.)

Radetzky hatte schon in seinen Denkschriften auf die Rolle hingewiesen, welche Preußen durch seine Geschichte und eigenthümliche geographische Situation zugetheilt war. Er sah voraus, daß die Gegensätze zwischen diesem Staat und Oesterreich einer gewaltsamen Lösung zutreiben. Und entgegen der etwas mattherzigen, allermodernsten Anschauung, die einen unvermeidlichen Krieg um jeden Preis hinauszuschieben sucht, auch wenn er unter günstigen Verhältnissen, die vielleicht nicht mehr wiederkehren, ausgefochten werden könnte, war Radetzky im Jahre 1850 dafür, den Conflict mit Preußen durch die Waffen auszutragen. Am 27. November schreibt er an seinen Schwager Strassoldo: „Ich zeige Dir an, daß Fürst Felix Schwarzenberg den Ausbruch des Krieges nicht länger zu verschieben gedenkt. Er ist zu einer Entrevue mit Manteuffel nach Olmütz und kehrt diese Nacht zurück. Morgen kommt Entscheidung und meine Ansicht ist auf Kriegserklärung! Sowie ich ernannt bin, eile ich nach Olmütz und von da nach Prag."

Die Kriegserklärung unterblieb, weil Fürst Schwarzenberg sich mit einer diplomatischen Demüthigung Preußens zufrieden gab und es der Zukunft überließ, den unüberbrückbaren Gegensatz Oesterreichs und Preußens in Deutschland unter viel ungünstigeren Umständen zur Austragung zu bringen.

Interessant ist diese Episode, weil durch die Truppenverschiebungen aus Anlaß der Rüstungen gegen Preußen zum erstenmale die Eisenbahnen in großartiger Weise in Anspruch genommen wurden. Auf den damals bestehenden Linien von drei Staats- und vier Privateisenbahnen wurden von Mitte November 1850 bis Anfangs Februar 1851 556.077 Mann, 30.020 Pferde, 6895 Geschütze und Wägen, 347.558 Centner Munition, Proviant und Fourage hin und zurück befördert, ohne daß der übrige Bahnverkehr gestört worden wäre. Bei der heutigen Ausdehnung des Bahnnetzes und der Intensität des Betriebes würde man das gleiche damals angestaunte Resultat in vielleicht 14 Tagen erreichen können.

Durch die Beilegung des Conflictes mit Preußen erschien der Friede gesichert und das angebahnte Reorganisationswerk konnte ungestört seinen Fortgang nehmen. Die Aufhebung des Kriegsministeriums im Frühjahr 1851 deutete an, daß die Militärangelegenheiten vollkommen selbstständig behandelt werden sollten.

Das Armee-Obercommando, an dessen Spitze Erzherzog Wilhelm trat, blieb aber noch immer bloße Administrativbehörde, da der Schwerpunkt in der Generaladjutantur und der Central-Militärkanzlei lag, an deren Spitze Feldmarschalllieutenant Karl Ludwig Graf Grünne stand, dem sogar Sitz und Stimme im Ministerrathe eingeräumt wurde.

In erster Linie unterzog man das Institut der Militärgrenze einer Reorganisation. Die siebenbürgischen Grenzregimenter wurden aufgehoben und in die Linienregimenter Nr. 5 und 6, 31 und 51 umgewandelt. Die übrige Grenze wurde unter zwei Landes-Militärcommanden gestellt: das croatisch-slavonische in Agram, das banatisch-serbische in Temesvar. Eine genaue Vorschrift regelte die Administration der Grenze, in welcher bisher neben einer Art Patriarchalismus die Willkür immer noch eine gewisse Rolle gespielt hatte. Obwohl einzelne Grenzregimenter sich in den vorausgehenden Kämpfen ganz vorzüglich bewährt hatten, waren doch in Bezug auf militärische Ausbildung und Disciplin so unleugbare Uebelstände zutage getreten, daß eine Abhilfe dringend nöthig war. Dieselbe erfolgte mit kaiserlichem Befehle vom 3. Juli 1851, welcher bestimmte Normen für die taktische Ausbildung der Grenztruppen, periodische Waffenübungen u. s. w. festsetzte.

Für die übrige Armee erflossen neue Abrichtungs-Reglements der Infanterie und Cavallerie. Ein Armeebefehl vom 8. April 1851 regelte zum erstenmale die Militär-Musikbanden, welche zwar schon lange bestanden, aber eigentlich nicht systemisirt waren. Nach der neuen Norm erhielt jede Regimentsmusik der Infanterie 48 Mann, jene der Cavallerieregimenter und Jägerbataillone 24 Mann. Die letzteren wurden später ganz aufgelassen und haben derzeit nur mehr die Linienregimenter systemisirte Musikcorps. Sie zählen von jeher eine stattliche Reihe renommirter Musiker unter ihren Capellmeistern.

Besonders einschneidend waren die Umgestaltungen im Artilleriewesen, in welchem der jugendliche Monarch unter General Hauslab's Leitung eingehende Studien gemacht hatte und an dem General-Artilleriedirector Feldzeugmeister Baron Augustin einen fachkundigen Berather fand.

Unabhängig von der administrativen Gliederung in Regimenter, durch welche nur der Stand gekennzeichnet wird, fand das sogenannte Batteriesystem Eingang, das in taktischer Beziehung auch heute noch in Geltung steht. Die Artillerie zerfiel nach der Reorganisation des Jahres 1851 in das Bombardiercorps à 6 Compagnien, 5 Artillerieregimenter, welche in 60 sechspfündige Fußbatterien, 30 sechspfündige Cavalleriebatterien, 30 zwölfpfündige Batterien und 20 Reservecompagnien zerfielen, welche im Krieg auf 30 erhöht wurden, dem Raketencorps mit 15 Batterien und 2, respective 4 Reservecompagnien, der Festungsartillerie mit 8 Bataillonen. Die sogenannte technische Artillerie bestand aus 12 Zeugscompagnien, welchen die Herstellung des Artilleriemateriales oblag, 2 Raketen-Zeugscompagnien, der Gewehrfabrik und Kanonengießerei. Die Feldartillerie wurde aber schon 1853 in 12 Feld-, ein Küstenartillerie- und ein Raketeurregiment umgestaltet.

Für diese technischen Zwecke entstand die großartige Anlage des k. k. Artillerie-Arsenales in Wien, dessen einzelne Theile nach Entwürfen der hervorragendsten Architekten ausgeführt sind und das heute eine der vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten Wiens bildet (Bild S. 1361).

Die Zersplitterung des technischen Dienstes in mehrere Corps war schon lange als überflüssig erkannt und hatte sogar wiederholt störend gewirkt. Mit Befehl vom 21. Jänner 1851 wurde daher die Vereinigung des Ingenieurcorps mit dem Sappeur- und Mineurcorps angeordnet. Die Genietruppe besteht sonach aus dem Geniestabe und zwei Genieregimentern und untersteht dem General-Geniedirector, eine Eintheilung, welche noch heute gilt.

Das bestandene Pontonnier-Bataillon war schon 1843 mit dem Pionniercorps verschmolzen worden, das zwar keinen eigenen Concretualstand hat, aber dem General-Geniedirector untersteht und auch eine besondere Pionnier-Corpsschule in Tuln erhielt.

Auch das militärisch-geographische Institut wurde reorganisirt und in einer Weise ausgerüstet, welche es ihm möglich machte, sich mit exacten wissenschaftlichen Aufgaben der Geodäsie und Astronomie zu befassen und zugleich jene kartographischen Arbeiten zu schaffen, welche als sogenannte „Generalstabskarten“ verdienten Ruf genießen.

Die Errichtung eines Marine-Obercommando (1. November 1855) erfolgte behufs Hebung der Kriegsflotte und an die Spitze desselben wurde Erzherzog Ferdinand Maximilian, der älteste Bruder des Kaisers, ein geistvoller und hochgebildeter Prinz, gestellt. In der Aufstellung eines militärisch organisirten Dampfmaschinisten-Corps lag ein Beweis, daß sich die Marineverwaltung klar darüber war, in welcher Richtung sich das Flottenwesen entwickeln würde. Erzherzog Ferdinand Max war überdies unablässig bemüht, fähige Officiere für die kaiserliche Marine zu gewinnen und heranzubilden. Die besten Männer der österreichischen Flotte, wie Wüllerstorf, Bourgignon, Petz, Pöck, Sterneck, vor Allem aber der unvergeßliche Tegetthoff, haben ihre erste Förderung dem Erzherzog zu danken, an dessen Verdienste um die österreichische Seemacht das in Triest errichtete Denkmal erinnert.

Neben einer Gardaseeflotille, welche durch den damaligen Generalstabshauptmann, späteren Feldzeugmeister Mollinary in das Leben gerufen wurde, und einer Lagunenflotille, welche für Venedig bestimmt war, griff man auch wieder auf den Gedanken einer Donau-Kriegsflotille zurück. Derselbe erhielt aber kein rechtes

Leben und ist erst später durch die bekannten beiden Donaumonitors „Maros“ und „Leitha“ in wirksamer Weise wieder an den Tag getreten.

Das Patent vom 31. Juli 1852 griff wieder durch die Schaffung der Reserve auf den richtigen Gedanken des Erzherzogs Karl zurück, daß die Armee über ein Reservoir verfügen müsse, aus welchem sie sich im Kriegsfalle durch ausgebildete Mannschaft ergänzen und verstärken könne. Nach dem genannten Patent wurde die ohnehin ihrer ursprünglichen Bedeutung entfremdete und nur schwer verwendbare Landwehr ganz aufgehoben, dagegen jeder Soldat mit Ausnahme der Grenze nach Vollstreckung der achtjährigen Dienstpflicht im Falle eines Krieges oder sonstiger außergewöhnlicher Ereignisse, welche eine Einberufung erheischen, durch zwei Jahre zur Reservedienstleistung verpflichtet. Nach Ablauf der zwei Reservejahre hörte, gleichviel, ob während derselben der Reservist zu den Fahnen gerufen wurde oder nicht, jede weitere Verpflichtung zum Wehrdienste auf.

Neben dem in militärischer und finanzieller Beziehung erfreulichen Resultate, daß durch die Schaffung der Reserve bei gewöhnlichem Friedensstande der Armee für den Kriegsfall eine geübte Ersatzmannschaft zu Gebote stand, wurde durch das Patent vom Jahre 1852 auch zum erstenmale volle Gleichförmigkeit in Bezug auf die Wehrpflicht in der ganzen Monarchie — mit Ausnahme der Grenze — hergestellt. Es ist höchst interessant, zu sehen, wie sich Schritt für Schritt, oft scheinbar gehindert und in falsche Bahnen gelenkt, die Frage der Heeresergänzung doch unaufhaltbar der einzig gerechten und naturgemäßen Form der allgemeinen und für alle Staatsbürger gleichen Wehrpflicht zuwendete. Eine Consequenz der neuen Einrichtung war die noch im gleichen Jahre verfügte Aufstellung von Depotabtheilungen, welchen die Evidenzhaltung der Resevemannschaft, die Ausrüstung, Einübung und Instradirung derselben bei erfolgender Einberufung oblag.

Gleichzeitig erfolgte die Auflösung der Grenadier-Bataillone. Wohl hießen die nach Größe und guter Conduite ausgewählten Leute der ersten Compagnien noch Grenadiere und sie behielten auch die Granate auf dem Riemenzeug, aber durch den Verlust der martialischen, jedoch unzweckmäßigen Bärenmützen war ihnen das in den eigenen und in den Augen des Publicums entscheidende Merkmal genommen. Nur in der Ofener Schloßgarde (Bild S. 1367) repräsentirten sich noch bis in die neueste Zeit die Riesensoldaten und die hohen Bärenmützen von ehemals.

Im Jahre 1852 trat auch die aus Stabsofficieren und Generälen des Generalstabes und der technischen Waffen zusammengesetzte Central-Befestigungs-Commission in Wirksamkeit, welche auch den strategischen Standpunkt beim Bau neuer Eisenbahnen und anderer Verkehrswege zu wahren hatte. Neue größere Befestigungen wurden nicht in Angriff genommen, dagegen Peschiera wesentlich verstärkt und Verona durch den Bau von vorgeschobenen Forts zu einem Waffenplatz ersten Ranges gemacht.

Um eine größere Gleichförmigkeit zu erzielen, wurden die Chevauxlegers-Regimenter Nr. 1, 2, 3, 5, 6 und 7 in Ulanen, Nr. 4 aber in Dragoner umgewandelt, wobei es jedoch die Nummer 7 erhielt. Bezüglich der ganzen Cavallerie wurde die Ausrüstung mit Feuerwaffen in der Weise angeordnet, daß jeder Mann entweder zwei Pistolen oder einen Carabiner und eine Pistole erhielt.

Am 19. November 1852 regelte eine kaiserliche Verordnung, um „lang und treu geleistete Dienste der Unterofficiere und Soldaten“ zu belohnen, deren Ansprüche auf

eine Anstellung im Civildienste. Es liegt in der Hoffnung, nach längerer ersprießlicher Militärdienstleistung eine solche den Kenntnissen entsprechende Versorgung zu erhalten, nicht nur ein mächtiger Ansporn zu guter und tadelloser Haltung, sondern viele tüchtige Leute werden dadurch bewogen, die zweite Capitulation einzugehen, wodurch der Armee brauchbare Unterofficiere längere Zeit erhalten blieben.

Besonders segensreich waren auch die Reformen im Militär-Unterrichtswesen. Theils neu errichtet, theils auf Grund bestehender Anstalten wurden das Militär-Lehrerinstitut zur Heranbildung befähigter Lehrer für die Militär-Erziehungshäuser, — das Central-Equitationsinstitut, das von Salzburg nach Wien verlegt und mit entsprechenden Räumlichkeiten dotirt wurde, — der höhere Artillerie- und Geniecurs, welcher die Bestimmung hatte, fähigen Officieren dieser Waffen eine höhere, wissenschaftliche, fachliche und allgemeine Bildung zugänglich zu machen, — endlich die Kriegsschule für Officiere aller Waffen, um denselben die Eignung für höhere Chargen und den Generalstabsdienst zu verleihen. Wie richtig der diesen Schöpfungen zu Grunde liegende Gedanke war, ist wohl dadurch bewiesen, daß dieselben mit Ausnahme des Militär-Lehrerinstitutes noch heute bestehen.

An niederen Militär-Unterrichtsanstalten waren im Jahre 1852 systemisirt: 12 Untererziehungshäuser, 12 Obererziehungshäuser, 4 Cadetteninstitute und 4 Akademien, nämlich die Wiener-Neustädter, die Genie-, die Artillerie- und die Marineakademie. Der Bildungsgang in diesen Anstalten war derart, daß ein stufenweises Aufsteigen bis zu den Akademien stattfand, aus welcher die mit gutem Erfolg geprüften Zöglinge als Officiere in die entsprechenden Truppencorps traten. Für die Militärgrenze bestanden besondere militärische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten.

Mit 15. Februar 1853 zwang der Mangel an einem Nachwuchs für die feldärztliche Branche zur Wiederherstellung der medicinisch-chirurgischen Josefs-Akademie, welche Ende 1848 in Folge theilweiser Betheiligung der Zöglinge an den Bewegungen dieses Jahres aufgelöst worden war. Für das Militär-Sanitätswesen war eine gleichzeitige kaiserliche Verordnung von hohem Werthe, welche verfügte, daß in Zukunft die Spitals-Verpflegskosten nicht mehr von der Mannschaftsgebühr bestritten werden dürfen, die Aerzte also in Zukunft unbehindert von ökonomischen Rücksichten alle für Heilung uud Linderung erforderlichen Mittel in Anwendung bringen konnten.

Wir müssen uns versagen, den Reformen und Umgestaltungen weiter noch im Detail zu folgen. Die Zeit derselben liegt uns doch noch zu nahe, um ihnen eine culturgeschichtliche Bedeutung einräumen zu können; wir dürfen uns also darauf beschränken, in großen, allgemeinen Zügen jene Bahnen zu kennzeichnen, in welchen sich die Geschicke und die Entwicklung der kaiserlichen Armee in den letzten Decennien bewegten.

Der orientalische Krieg, welcher 1853 entbrannte und in welchen nach und nach England, Frankreich und Sardinien als Bundesgenossen der Türkei gegen Rußland eintraten, zog natürlich auch Oesterreich in Mitleidenschaft. Aber die unklare zaghafte Politik des damaligen Ministers des Aeußeren, Graf Buol-Schauenstein, scheute vor jedem entschiedenen Handeln zurück. Der am 9. Juni 1854 an Rußland ergangenen Aufforderung, die sogenannten Donaufürstenthümer — das heutige Königreich Rumänien — zu räumen, folgte am 1. August der Einmarsch eines starken österreichischen Corps unter Feldzeugmeister Johann Graf Coronini in die Moldau und Walachei.

Graf Coronini, einem alten istrianischen Geschlecht entstammend, hatte sich schon in den Feldzügen von 1814 wiederholt ausgezeichnet und wurde 1836 als Hauptmann und Dienstkämmerer des Erzherzogs Franz Karl mit dem verantwortungsvollen Amt eines Erziehers des voraussichtlichen Thronerben Franz Josef betraut. In dieser Stellung verblieb er bis 1848, trat dann wieder in den Truppendienst zurück und wirkte als Brigadier in Südtirol und in Croatien. Seit 1851 mit dem Commando im Banat betraut, traf ihn 1854 die Wahl zum Befehlshaber des Occupations-Corps.

Zu kriegerischen Verwicklungen kam es allerdings nicht, da Rußland sich zur Räumung der Donaufürstenthümer entschloß. Graf Buol zögerte aber, sich offen auf Seite der Westmächte und der Türkei zu stellen, und erkaufte durch die mit riesigen finanziellen Opfern verbundenen Rüstungen und die Occupation nur die kaum verhüllte Feindschaft Rußlands, das Mißtrauen der übrigen Mächte, die diplomatische Isolirung Oesterreichs. Die traurigen Ereignisse, über welche wir zunächst zu berichten haben werden, liegen mit ihren Ursachen in der schwankenden Politik des Grafen Buol, zum Theil auch in der hochfahrenden Weise seines Vorgängers, des Fürsten Felix Schwarzenberg, begründet.

Schon das Patent vom 22. December 1851 hatte wichtige Normen über die Militärgerichtsbarkeit festgesetzt. Dasselbe fand seine Ergänzung in dem 1854 erlassenen Militärstrafgesetz, das noch heute gilt, allerdings aber vielfach und nicht ganz ohne Grund als veraltet und der Neuzeit nicht mehr entsprechend angefochten wird. Eine dankenswerthe Neuerung hatte auch dieses Gesetz für sich, indem es die grausame und nach jeder Richtung peinlich wirkende Strafe der Spießruthen schaffte. Einer allgemein verbreiteten Version nach soll diese Maßregel der Humanität der Fürsprache der jugendlichen Gemahlin des Monarchen, Kaiserin Elisabeth, zu danken gewesen sein.

Im nächsten Jahre wurden die Agenden der Kriegsmarine ganz aus dem Wirkungskreis des Armee-Obercommando ausgeschieden und ein eigenes Marine-Obercommando errichtet, an dessen Spitze natürlich wieder Erzherzog Ferdinand Max trat. Dieser ausgezeichnete Prinz hatte sich dem Seewesen mit der ganzen Kraft seiner impulsiven Natur zugewendet. Entsprechend der großen Wichtigkeit, mit welcher die Ergänzung des Flottenmaterials betrieben wurde, war schon 1852 ein Marine-Schiffsbaucorps errichtet worden. Am Schlusse desselben Jahres zählte die österreichische Flotte schon 104 Schiffe mit 742 Kanonen, darunter 6 Fregatten mit 215, 5 Corvetten mit 92 und 7 Briggs mit 112 Geschützen.

Unter dem unmittelbaren Einfluß des Erzherzogs erfolgte 1853 die Einführung der deutschen Dienstsprache, statt der bisher üblichen für die italienische Flotte. Noch immer überwog im Marine-Officierscorps das italienische Element so sehr, daß die Durchführung dieser Maßregel nicht ohne Widerstand blieb. Erst als der Erzherzog auf der von ihm selbst befehligten Corvette „Minerva" mit unerbittlicher Energie auf der Durchführung bestand, kam das deutsche Commando allgemein zur Anwendung. Ein wichtiger Fortschritt war es, daß seit 1853 alle Dampfer der Marine mit der Schraube ausgerüstet wurden, deren Erfinder bekanntlich Anton Ressel war, ein leider während seines Lebens und Wirkens nicht nach seiner vollen Bedeutung gewürdigter Beamter der österreichischen Marineverwaltung.

Der Initiative des Erzherzogs entsprang auch die im Jahre 1857 angetretene

Weltumseglung der kaiserlichen Fregatte „Novara“. Unter Commando des Contre-Admirals Bernhard von Wüllerstorf-Urbair stand ein Stab ausgezeichneter Flottenofficiere, wie Pöck, Littrow, Gaal, und eine Reihe ausgezeichneter Gelehrter (Scherzer, Hochstetter, Frauenfeld) sorgten dafür, daß die Reise auch nicht ohne handelspolitische und wissenschaftliche Resultate blieb. Zum erstenmale wehte die österreichische Flagge in fernen Meeren, ohne daß man damals noch geahnt hätte, wie bald sich dieselbe die bewundernde Anerkennung aller Seefahrer erringen werde.

Unter entsprechenden Feierlichkeiten wurde am 17. und 18. Juni 1857 das hundertjährige Jubiläum der Schlacht bei Kolin und der Gründung des militärischen Maria Theresien-Ordens gefeiert.

Das Jahr 1859.

Schon warfen die Anzeichen einer auswärtigen Verwicklung ihre drohenden Schatten voraus, als der bekannte Neujahrsgruß des Kaisers Napoleon III. (1. Jänner 1859) an den damaligen Botschafter Baron Hübner die Gewißheit gab, daß man vor einem Kriege stehe.

Daß die Diplomatie es verstanden hatte, Oesterreich vollkommen zu isoliren, daß die Finanzen sich in einem geradezu trostlosen Zustand befanden, ist gewiß nicht der Armee zur Last zu legen, obwohl die kommenden Mißerfolge zum großen Theile dadurch beeinflußt wurden.

Nach einem immer gereizter werdenden Notenwechsel und den üblichen Vermittlungsversuchen ging am 17. April das die Abrüstung Sardiniens verlangende Ultimatum nach Turin ab, am 26. erklärte Frankreich, es werde ein Einrücken österreichischer Truppen in Piemont als Kriegsfall betrachten, und da Sardinien, der französischen Hilfe gewiß, die Abrüstung und Entlassung der Freiwilligen verweigerte, so stand man vor dem Kriege.

Das Obercommando der österreichischen Armee wurde in die Hände des Feldzeugmeisters Franz Graf Gyulay gelegt, der seit dem Rücktritt Radetzky's das Generalat in Lombardo-Venetien führte. Graf Franz Gyulay (Bild S. 1369) war der 1799 geborene Sohn des Feldzeugmeisters Graf Ignaz Gyulay, der in den Kriegen gegen Frankreich verdienstvoll focht und kurze Zeit (1830—31) Präsident des Hofkriegsrathes war. Dies ebnete natürlich die Laufbahn seines Sohnes, der den Ruf eines der stattlichsten und elegantesten Officiere besaß und im neununddreißigsten Lebensjahre schon Generalmajor war. Als Feldmarschalllieutenant stand er beim Ausbruch der Revolution auf dem verantwortungsvollen Posten eines Militärcommandanten in Triest. In dieser Stellung erwarb sich Gyulay unleugbare Verdienste; er rettete einen großen Theil der kaiserlichen Marine, organisirte die Küstenvertheidigung Istriens, sicherte Triest vor einem Angriff der sardinischen Flotte und war rastlos bemüht, die Bildung von Reserven für die unter Radetzky im Feld stehende Armee zu befördern. Nachdem Gyulay später kurze Zeit als Kriegsminister fungirt hatte, übernahm er zuerst das Corpscommando in Mailand, um später an Radetzky's Stelle zu treten. In der Armee genoß Gyulay den Ruf eines strammen, ritterlichen Soldaten, eines starren Aristokraten und Freundes galanter Abenteuer, von seiner höheren militärischen Befähigung wußte man jedoch nichts und er hatte auch noch keine Gelegenheit gehabt, sie vor dem Feinde zu bethätigen.

Gyulay selbst soll die Grenzen seines Könnens richtig erfaßt haben. Erschrock über die Last der Verantwortung, welche das Obercommando ihm aufbürdete, such er durch die General-Adjutantur seine Ernennung zu hintertreiben. Aber die dama allgewaltigen Machthaber bedeuteten ihm kurzweg, „er sei dem Rang nach an d Tour, habe auch als Commandirender selbstverständlich die erste Verpflichtung, ein Angriff abzuwehren.“ So brüsk wurde das Princip der Anciennität wohl noch n betont. Wenn Graf Gyulay sich als Feldherr gänzlich ungenügend bewies, fällt das Verschulden nach den Worten des Prinzen Eugen auf jene Herren d Militär-Central-Kanzlei, die ihn durchaus dazu machten, obwohl er keiner war.

Als Generalstabs-Chef stand Gyulay einer der tüchtigsten Officiere, Ober Franz Kuhn, der spätere Kriegs-Minister und Reorganisator der Armee zur Seit Kuhn's Vorschlag, möglichst rasch sich auf die Piemontesen zu stürzen und dieselb



Ludwig Ritter von Benedek. (Seite 1379.)

noch vor dem Eintreffen der Franzosen zu werfen, scheiterte theilweise an poli Rücksichten, und weil die Concentrirung der Armee sich nicht mit wünschens Raschheit vollzog, hauptsächlich aber an der Unentschlossenheit Gyulay's, der Selbstvertrauen fehlte.

Am 28. April erfloß das österreichische Kriegs-Manifest und am nächste überschritt die Spitze der Armee den Tessin. Der gleichzeitige Ausbruch von Au in Toskana und den Herzogthümern bewies, daß die italienische Frage in ihre sich wieder aufrollte.

Die französische Kriegserklärung erfolgte erst am 4. Mai, während der T der Truppen von Toulon nach Genua und die Ueberschreitung der Alpen vollen Zuge war. Ende April kamen die ersten schwachen Abtheilungen in S so daß ein energischer Vorstoß Gyulay's nur die piemontesische Armee getro

Aber schon der Uebergang über den Tessin vollzog sich äußerst lan Geist Radetzky's war von der österreichischen Heeresleitung gewichen. Von

bis an die Sesia — eine Strecke, welche man 1849 mittelst des bekannten Flankenmarsches in 5 Tagen zurücklegte — brauchte das von Gyulay geführte Heer volle drei Wochen!

Die Franzosen hatten also reichlich Zeit, sich mit ihren sardinischen Verbündeten zu vereinigen. Trotzdem waren die Schwierigkeiten des Seetransportes und des Ueberganges über die damals noch nicht mit einem Schienenweg durchbohrten Alpen so groß, daß Mitte Mai erst eine französische Division in die Stellung der Verbündeten eingerückt war.

Diese Division unter General Forey entschied durch ihr Eingreifen auch das am 20. Mai vorfallende Treffen bei Montebello, das von Seite der Oesterreicher mit ganz ungenügenden Kräften eingeleitet worden war. Es fehlte an jenem Zusammenwirken, das zehn Jahre früher so herrliche Resultate ergeben hatte, das aber in gleichem



Prinz Friedrich Karl von Preußen. (Seite 1382.)

Maße ein Product tüchtiger und umsichtiger Leitung, wie selbstständigen Denkens und Handelns der Untercommandanten ist.

Auch das am 30. Mai bei Palestro vorfallende Gefecht schlug trotz aller Tapferkeit der österreichischen Truppen, unter welchen sich besonders das 7. Jägerbataillon auszeichnete, zum Nachtheile der kaiserlichen Waffen aus. Mit dem strategischen Aufmarsch der Franzosen sah es noch immer so schlimm aus, daß sie bei Palestro nur ein Zuaven-Regiment in das Feuer bringen konnten. Militärische Kritiker wissen an der Heerführung der Verbündeten, deren Obercommando nominell Kaiser Napoleon III. selbst führte, sehr viel zu bemängeln, natürlich lautet aber das Urtheil, da trotzdem der Erfolg auf ihrer Seite blieb, noch viel härter über die Operationen der Österreicher.

Ohne eigentlich geschlagen zu sein, aber durch Demonstrationen in seinen Flanken beunruhigt, ging Gyulay wieder zurück — und zwar viel rascher, als der Vormarsch erfolgt war. Anfangs Juni war die Armee wieder über den Tessin und am 4. Juni kam es zur blutigen Schlacht bei Magenta.

Den österreichischen Soldaten darf es nicht zur Last gelegt werden, wenn dieselbe nicht zu einem Sieg führte. Sie bewiesen jene alte Tapferkeit und Ausdauer, welche in so vielen Schlachten den Erfolg an die kaiserlichen Fahnen geknüpft hatten. Die Kämpfe bei Ponte di Magenta und Buffalora legen Zeugniß davon ab. Siebenmal stürmte das deutschböhmische Regiment Hannover Nr. 42, das sich schon in der Schlacht bei Wagram besonders ausgezeichnet hatte, Magenta, und räumte dasselbe erst nach hartnäckiger Vertheidigung vor einer erdrückenden Uebermacht. In ähnlicher Weise zeichneten sich die Regimenter Nr. 9 und 45 und viele andere Truppenkörper aus. Auch die österreichische Artillerie bewährte ihren alten Ruf, so daß Kaiser Napoleon gesagt haben soll: „Wir dürfen uns den Oesterreichern gegenüber auf das Feuergefecht nicht einlassen, darin sind sie uns überlegen; wir müssen uns an das Bajonet, die französische Nationalwaffe, halten."

Daß sich desselben auch die Oesterreicher zu bedienen wußten, bewiesen sie auch diesesmal in manchem hartnäckigen Kampf, der Brust an Brust, Aug' in Aug' ausgefochten wurde. Aber alle Tapferkeit der Truppen blieb vergeblich der schwankenden, geradezu confusen Schlachtleitung gegenüber. So kam zum Beispiel ein großer Theil der Cavallerie, für welche ausnahmsweise dieser Theil Ober-Italiens die Möglichkeit des Manövrirens bietet, gar nicht in das Gefecht, sondern stand einen halben Tagemarsch vom Schlachtfeld vollkommen unthätig und ohne alle Ordre.

Trotzdem schwankte das Schicksal des Tages lange und erst das Eintreffen des Marschalls Mac-Mahon mit einem frischen Corps zwang die Oesterreicher zum Aufgeben des Schlachtfeldes.

Nun mußte Mailand ziemlich übereilt geräumt werden, wobei sich eine komische Episode ereignete, welche abermals beweist, daß ein sogenannter guter Einfall oft mehr werth ist als manche hochgepriesene Eigenschaften des Geistes und Charakters.

Noch während des Abzuges der Oesterreicher brach in Mailand der nationale Enthusiasmus aus. Ungescheut schmückte man die Straßen mit dreifärbigen Fahnen in französischen und italienischen Farben, der kaiserliche Adler wurde überall entfernt und durch das savoische Kreuz ersetzt, rothweißgrün schmückte die Hüte der Männer, die Locken und den Busen der Damen. Schon erwartet man die einrückenden Italiener und Franzosen, da ertönt Trommelschlag und es erscheint eine kleine Abtheilung von Grenzsoldaten, die auf einem exponirten Posten vergessen worden waren und nun die unfreiwillige Nachhut der abziehenden Armee bildeten. An ihrer Spitze schreitet mit gezogenem Säbel ein Militärarzt, der sich im Spital bei Erfüllung seiner Pflicht verspätet und die Führung übernommen hatte, um sich und die Soldaten aus der fatalen Klemme zu retten.

Denn die Situation des kleinen Häufleins wurde von Minute zu Minute unbehaglicher. Die Hohnreden und Schimpfworte, welche man ihnen zurief, beirrten die wackeren Grenzer bei ihrer Unkenntniß der Sprache wenig; aber es flogen bald auch derbere Dinge, wie Steine, Blumentöpfe u. s. w. auf sie herab, und nur mit Mühe konnte der Arzt die Soldaten abhalten, Repressalien zu üben und einen Kampf zu beginnen, der ohne Zweifel zu ihrem Nachtheile ausschlagen mußte.

Nur Schritt für Schritt kam man durch die tosende Menge weiter, welche den kleinen Trupp immer enger umkreiste. Aus einzelnen Fenstern blinken schon Gewehrläufe, und der Moment rückt immer näher, wo man sich entschließen muß, die Waffen zu strecken oder sich den Weg mit Gewalt durch das fanatisirte Volk zu bahnen. Da

stürmt aus einem Schulhause ein Trupp lachender und jubelnder Mädchen, die schäckernd und spielend an den Soldaten vorbeilaufen, und es kommt dem Arzt der „gute Einfall". Er ruft den Croaten einige Worte zu und im Nu hat fast jeder eines der Kinder auf dem Arm, die sich zwar anfangs sträuben, aber sich bald durch das Zureden und die Liebkosungen der schwarzbärtigen Grenzer beruhigen lassen, ja offenbar es recht hübsch finden, so durch die Straßen getragen zu werden.

Die Volksmenge mochte anfangs eine Gewaltthat befürchten, denn als die Soldaten der Kinder sich bemächtigten, gellten laute Angstrufe durch die Straßen; aber bald erkannte man die Situation und konnte sich nicht enthalten, der guten Idee seinen Beifall zu zollen. Natürlich war weiter von keinem Angriff mehr die Rede, im besten Einvernehmen und begleitet von zahlreichen Neugierigen setzten die Grenzer ihren Weg fort, noch immer kosend und tändelnd mit den rosigen Kindern, deren Unschuld vielleicht einen grausamen Kampf verhütet hatte. Im Freien angelangt, setzt jeder Soldat mit einem Kuß das Kind nieder, der Arzt bittet die Anwesenden, die Kleinen nun in ihre Obhut zu nehmen, und setzt mit den Soldaten unangefochten seinen Weg fort.

Der Rückzug ging bis zur Minciolinie und wurde nur durch ziemlich blutige Gefechte bei Melegnano und Pozzolengo unterbrochen. Der Kaiser übernahm nun persönlich den Oberbefehl und berief Heß sowie andere militärische Berather an seine Seite. Aber das Schicksal des Feldzuges war nicht mehr zu wenden. Auch in der Schlacht bei Solferino (24. Juni) kämpfte die Armee mit Tapferkeit und Hingebung. Feldmarschallieutenant Benedek (Bild S. 1376) bewies sich als Führer des linken Flügels noch immer in der alten Schneidigkeit, als tüchtiger Corpsführer. Er warf bei San Martino die ihm gegenüberstehenden Piemontesen vollkommen über den Haufen und führte im entscheidenden Augenblick das Debrecziner Regiment Nr. 39 mit dem Rufe: „Vorwärts, Ungarn! Auch ich bin ein Ungar, und kein Ungar läßt seinen Landsmann im Stich!" in das Feuer.

Aber namentlich im Centrum machte sich die französische Uebermacht geltend. Da eine Durchbrechung desselben drohte, mußte spät am Abend die Schlacht abgebrochen und der Rückzug gegen Verona angetreten werden. Gestützt auf das Festungsviereck wäre eine Fortsetzung des Kampfes noch immer nicht aussichtslos gewesen, aber Kaiser Franz Josef wollte seinem Staat die Leiden und Lasten des aufgedrungenen Krieges nicht weiter aufbürden; Napoleon aber glaubte für Italien genug gethan zu haben, um sich dafür Savoyen und Nizza abzutreten zu lassen; auch fürchtete er eine Verwicklung mit Deutschland, das zu rüsten begann

Am 8. Juli erfolgte der Abschluß eines Waffenstillstandes; kurz darauf kamen die beiden Kaiser in Villafranca zusammen, und am 11. Juli wurde der Präliminarfriede abgeschlossen, in Folge dessen Oesterreich die Lombardei an Frankreich abtrat, das sie dem König Victor Emanuel cedirte. Der erste Schritt zur nationalen Einigung Italiens war geschehen.

* * *

Der Systemwechsel, welcher sich in Folge der Ereignisse des Jahres 1859 anbahnte, blieb natürlich auch nicht ganz ohne Einwirkung auf die Armee. Der vorherrschende Einfluß, welchen einzelne Persönlichkeiten ausgeübt hatten, trat mehr und mehr zurück, da man nicht blos in der öffentlichen Meinung, sondern auch nach dem Urtheil maß-

gebender militärischer Kreise diesen übel angewendeten Einfluß zum Theile für die Mißerfolge des letzten Feldzuges verantwortlich machte.

Die energische Weiterführung der Armeereformen wäre um so dringender gewesen, als voraussichtlich der Friede keine lange Dauer hatte. Die Entwicklung der Verhältnisse in Italien, wo ganz Mittelitalien und endlich auch Neapel und Sicilien dem mächtigen Zuge der nationalen Einheit folgten, ließ voraussehen, daß der Rest der italienischen Besitzungen Oesterreichs nicht unangetastet bleiben würde. Leider hinderten aber gerade die Unsicherheit der allgemeinen politischen Lage, nicht zum wenigsten aber auch die inneren Wirren und die wieder auf dem Tiefstande stehenden Finanzen, daß der Armee Zeit und Mittel in nöthigem Ausmaße gegönnt werden konnten, um sich den Anforderungen entsprechend entwickeln zu können. Denn es ward immer klarer und an den Maßregeln anderer Staaten ersichtlich, daß das Conscriptions-System der Armee nicht für den Bedarfsfall die ganze Volkskraft zur Verfügung stellte, und daß dies nur durch einen radicalen Umschwung der ganzen Heeresergänzung, durch die gesetzliche Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erreicht werden könne. Von der Anbahnung so weit reichender und einschneidender Maßregeln konnte aber bei der Constellation der europäischen Verhältnisse, welche alle Tage zu einem Kriege führen konnten, und wohl auch der Unklarheit der Verhältnisse im Innern keine Rede sein.

Man mußte sich also damit begnügen, so weit es in Kürze und mit geringen Mitteln möglich war, die Schlagfertigkeit der Armee zu erhöhen. Ein naheliegender Behelf bot sich in jenen Freiwilligencorps, welche von einzelnen Provinzen und Städten beim Ausbruch des Krieges errichtet worden, aber beim raschen Verlauf desselben nicht mehr zur Verwendung vor dem Feind gekommen waren. Auf diese Art entstanden noch 1859 die Jägerbataillone Nr. 26 bis 32, von welchen die letzten zwei aus den von der Stadt Wien errichteten Freiwilligencorps, die Hußarenregimenter Nr. 13 und 14; aus dem freiwilligen Ulanenregiment wurde das heutige Ulanenregiment Nr. 13 gebildet.

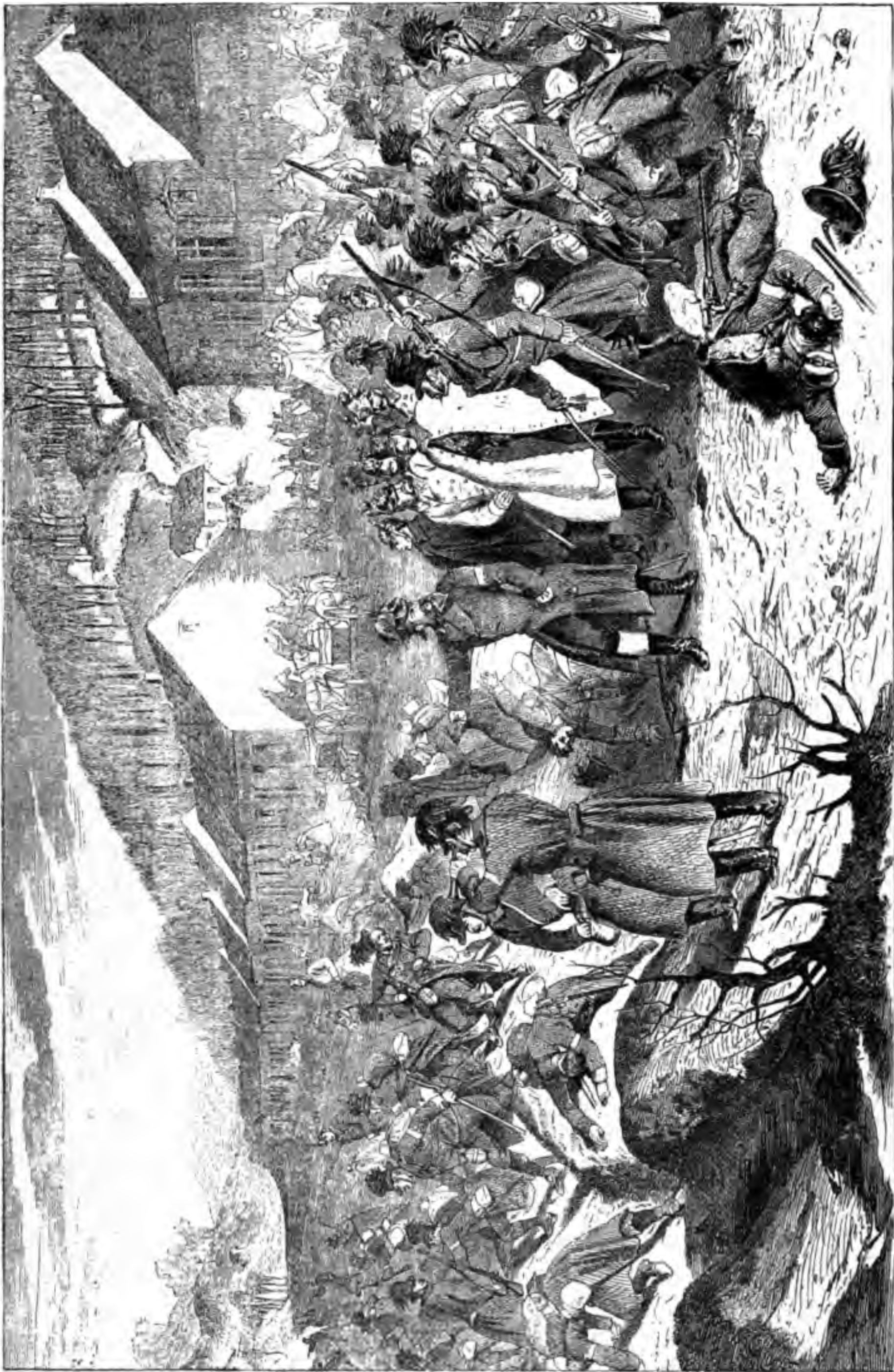
In das Jahr 1860 fällt dann die Errichtung der Infanterieregimenter Nr. 63 bis 80, für welche durch Verkleinerung der bestehenden neue Ergänzungsbezirke geschaffen wurden.

Der Einführung des constitutionellen Regierungssystems entsprach die Umwandlung des Armee-Obercommandos in ein Kriegsministerium, an dessen Spitze Feldmarschallieutenant Graf August Degenfeld trat. Graf Degenfeld war ein eben so kenntnißreicher Officier als concilianter Weltmann und wußte die militärischen Interessen zu wahren, ohne in Reibungen mit den Vertretungskörpern zu gerathen. Als er im Februar 1864 zurücktrat, wurde Feldmarschallieutenant Ritter von Frank sein Nachfolger.

Bezüglich der Marine trat an Stelle des Marine-Obercommandos ein Ende 1861 errichtetes Marineministerium, welches auch die Agenden der Handelsschifffahrt übernahm. Dessen Verwaltung übernahm Baron Friedrich Burger, früher Statthalter von Triest.

Der im Jahre 1863 ausbrechende Aufstand in Russisch-Polen erforderte militärische Vorsichtsmaßregeln, um den internationalen Pflichten zu genügen. Der Dienst am Grenzcordon war eben so anstrengend als peinlich. Die Pflicht gebot, jeden Zuzug und jede Unterstützung des Aufstandes zu verhindern, und doch konnte man beim Vor-

gehen der Russen, die unter Murawiew ein Schreckensregiment sondergleichen einführten, die Sympathien nicht mißbilligen, mit welchen man in Galizien den Aufstand



FML. Gablenz im Gefecht bei Veile, 1864. (Seite 1388.)

begleitete. Oesterreich erfüllte übrigens die ihm als Nachbar zukommenden Pflichten mit rigoroser Pünktlichkeit und internirte die auf sein Gebiet gedrängten Insurgenten-

schaaren in einer Weise, daß deren weitere Theilnahme am Kampfe unmöglich war. Dem tollen Versuch, den schon niedergeworfenen Aufstand nochmals durch einen Einfall von Galizien aus zu entflammen, folgte im Februar 1864 die Verhängung des Belagerungszustandes über diese Provinz.

So nach mehreren Seiten durch die Umwälzungen in den Nachbarstaaten in Mitleidenschaft gezogen, wurde Oesterreich durch das Wiederauftauchen der schleswig-holsteinschen Frage sogar zu einem Waffengang genöthigt.

Der Versuch Königs Christian IX. von Dänemark, die Herzogthümer ihrer alten Sonderstellung zu berauben und einer bedingungslosen Danisirung zu unterwerfen, regte den sonst ziemlich schläfrigen deutschen Bundestag zu neuem Leben an, und nachdem das von Oesterreich und Preußen im Jänner 1864 gestellte Verlangen der sofortigen Aufhebung der octroyirten Verfassung für die Herzogthümer von Dänemark ziemlich schroff abgelehnt worden war, nahmen die beiden Mächte es auf sich, das Ansehen Deutschlands zu wahren.

Das österreichische Corps — ungefähr 25.000 Mann stark — wurde unter das Commando des Feldmarschallieutenants Ludwig Baron Gablenz gestellt, das preußische commandirte Prinz Friedrich Karl (Bild S. 1377), der Oberbefehl lag in den Händen des preußischen Feldmarschalls Graf Wrangel.

Baron Gablenz, einer der bekanntesten Namen und eine der glänzendsten Erscheinungen der Armee, wurde 1814 als Sohn eines sächsischen Generals geboren, erhielt seine Ausbildung in der militärischen Ritterakademie in Dresden und trat auch in die sächsische Armee. Aber dem Ehrgeiz des jungen Mannes entsprach diese enggbegrenzte Laufbahn nicht; 1833 trat Gablenz in österreichische Dienste, war abwechselnd — um nach seinem eigenen Wunsche eine allseitige militärische Ausbildung zu erlangen — bei verschiedenen Waffengattungen zugetheilt und auch als Generalstabs-Officier zeitweilig thätig. Längere Zeit war er auch dem Stabe Radetzky's zugetheilt und wohnte den berühmten Herbstmanövern in Oberitalien bei. Der Ausbruch der Revolution traf ihn als Rittmeister bei Wallmoden-Kürassieren. Vom Juni 1848 an diente Gablenz im Generalstab von Radetzky's Armee, avancirte zum Major und war unter jenen Officieren, welche über Ersuchen des Fürsten Windischgrätz zu der gegen Ungarn operirenden Armee abgegeben wurden. Hier wirkte er als Generalstabs-Chef des Schlick'schen Corps und hatte an dessen Erfolgen großen Antheil. Wiederholt verwundet, erhielt Gablenz, der wesentlich zum Siege bei Kaschau am 4. Jänner 1849 beitrug, das Maria Theresienkreuz und die Ernennung zum Oberstlieutenant und Regimentscommandanten von Savoyen-Dragoner. Den weiteren Feldzug machte Gablenz als österreichischer Commissär im Hauptquartier des russischen Generals Grabbe mit.

Kaum hatte Gablenz als Oberst das Commando seines Regimentes übernommen, so wurde er beim drohenden Conflict mit Preußen dem Generalstab und dann dem Ministerpräsidenten Fürst Schwarzenberg zugetheilt, der ihn wiederholt zu diplomatischen Missionen an deutsche Höfe verwendete, für welche Gablenz außer einer tüchtigen allgemeinen Bildung den feinen Schliff des Salonmannes und eine glänzende äußere Erscheinung mitbrachte. Schon 1852 urtheilt ein Biograph über Gablenz: „In den Feldzügen von 1848 und 1849 bewies sich Gablenz als tapferer und kühner Soldat; sein Unternehmungsgeist wuchs stets mit der Gefahr. Er wirkte durch Beharrlichkeit, Entschlossenheit und Kühnheit auf Andere; dabei besaß er die

Macht, bei Unfällen seine Mienen zu beherrschen und eine charakteristische Zurückgezogenheit zu beobachten, die das Vertrauen in seine Person erhöhte. Er verliert in kritischen Momenten nicht so leicht die ruhige Haltung, da er nicht unter den Eindrücken des Augenblickes steht."

Den Feldzug des Jahres 1859 machte Gablenz an der Spitze einer Cavalleriebrigade mit. Die Wahl zum Commandanten des nach Schleswig-Holstein bestimmten Corps traf ihn nicht nur, weil er als einer der tüchtigsten Generäle galt, sondern auch, weil er eine in Deutschland bekannte und angesehene Persönlichkeit war.

Gablenz rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen. Dem österreichischen Corps fiel der Vortritt im Kampfe mit den Dänen zu, welche sich sehr tapfer schlugen. Durch die am 3. Februar 1864 erfolgende Erstürmung des Dorfes Zagel, welche die Brigade des Generalmajors Graf Leopold Gondrecourt ausführte, wurde die erste jener formidablen Stellungen durchbrochen, welche die Dänen mit trefflicher Benützung der eigenartigen Natur des Landes geschaffen hatten. Am gleichen Tage fiel noch der stark befestigte Königsberg in die Hände der Oesterreicher, und die Einnahme der Dörfer Ober- und Niederselk zwang den dänischen General de Mega zum Verlassen des „Danewirk", auf welches man in Kopenhagen so große Hoffnungen gesetzt hatte. Am 6. Februar schon wurden die Dänen im Treffen von Oeversee so empfindlich geschlagen, daß sie über Flensburg hinaus flohen; unablässig bedrängt von der österreichischen Cavallerie. Das Treffen bei Apenrade säuberte den deutschen Theil Schleswigs von den dänischen Truppen, welche sich hinter Düppel erst wieder sammelten, wo sich die zweite, noch stärker befestigte Vertheidigungslinie befand.

Nun trat eine Pause ein, da diplomatische Unterhandlungen zur Einstellung des Kampfes führen sollten. Aber Dänemark, nicht ohne Hoffnung auf fremde Einmischung, blieb hartnäckig, und anfangs März begannen die Operationen wieder.

Das österreichische Corps überschritt am 8. März im Angesicht des Gegners die Königsau und erfocht am gleichen Tage noch bei Veile einen glänzenden Sieg (Bild S. 1381), der aber bei der tapferen Haltung der Dänen empfindliche Opfer kostete. Nun wendete sich Gablenz gegen Fridericia, das am 26. April durch Capitulation in seine Hände kam, nachdem die Preußen am 18. nach mühevoller Belagerung die berühmten Düppeler Schanzen erstürmt hatten.

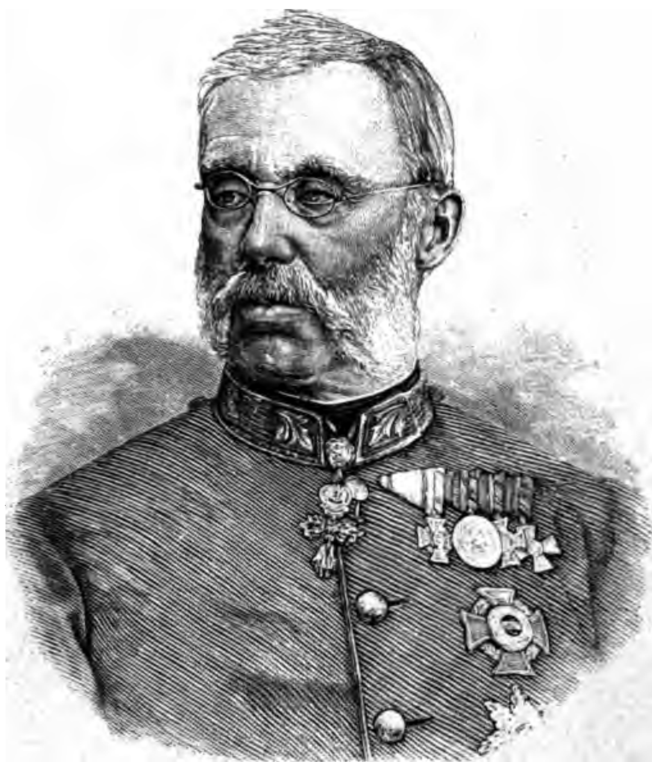
Aber noch war der dänische Trotz nicht gebrochen, und die neuerdings eingeleiteten Unterhandlungen drohten resultatlos zu verlaufen.

Während die Waffen zu Land ruhten, hatte die junge österreichische Marine Gelegenheit, durch eine glänzende Waffenthat die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wobei der größte Seeheld unserer Zeit, Wilhelm von Tegetthoff, engeren Kreisen schon lange als hochgebildeter Seemann bekannt, zuerst sich auch als tapfer und kühn bewährte. Noch war das für die Nordsee bestimmte, von Admiral Wüllerstorf befehligte Geschwader nicht vollkommen gesammelt, als am 9. Mai der Linienschiffscapitän Tegetthoff bei Helgoland mit Fregatte „Schwarzenberg" und zwei kleineren Schiffen die bedeutend überlegene dänische Seemacht angriff. Durch eben so kühn gedachte als präcis ausgeführte Manöver ersetzte Tegetthoff seine geringere Kraft, und richtete die dänischen Schiffe so übel zu, daß sie das Weite suchen mußten. Nur weil Tegetthoff's Flaggenschiff in Brand geschossen war, konnte dieser seinen Sieg nicht weiter verfolgen. Schon bei dieser Gelegenheit bewies sich Tegetthoff als Meister der Flottentaktik;

einer beispiellosen Kühnheit des Angriffes standen vollkommene Beherrschung aller technischen Behelfe der Marinewissenschaft und eine unerschütterliche Kaltblütigkeit zur Seite.

Um einen Druck auf die dänische Regieruug auszuüben, nahm man Ende Juni die Feindseligkeiten wieder auf. Die Preußen besetzten am 29. die Insel Alsen, und am 10. Juli überschritten die Verbündeten den Limfjord. Nun drohte der Krieg dem eigentlichen Dänemark, und da die Hoffnungen auf ein Eingreifen Englands oder Frankreichs sich nicht erfüllen wollten, gaben die Dänen klein bei.

Nach abermaligen langen Unterhandlungen erfolgte nun am 30. October der Friedensschluß zu Wien, durch welchen Holstein und Südschleswig von Dänemark



Erzherzog Albrecht. (Seite 1386.)

abgetrennt und unter die gemeinsame Verwaltung (Condominium) von Oesterreich und Preußen gestellt wurden. Scharfsinnige Beobachter ahnten schon damals, daß dieser gemeinsam erstrittene Siegespreis zum Erisapfel zwischen den Verbündeten werden würde.

Die aus Schleswig-Holstein zurückkehrenden Truppen hielten am 30. November 1864 ihren Einzug in Wien, wo sie vom Jubel der Bevölkerung umbraust wurden.

An die Spitze des Marineministeriums trat 1865, als durch das Ministerium Belcredi die Verfassung sistirt wurde, Admiral Wüllerstorf. Er konnte noch die letzte Hand an die Ausrüstung der Flotte legen, bevor dieselbe vor eine eben so schwere als ehrenvolle Aufgabe gestellt wurde.

Das Jahr 1866.

Das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen, von dem Preußens großer Staatsmann schon 1862 mit der ihm eigenen Offenheit sagte, daß „es so schlecht sei, um nur entweder noch schlechter oder besser werden zu müssen", wurde durch den gemeinsamen Besitz noch schwieriger. Schon 1865 drohte ein Bruch, der durch den Gasteiner Vertrag nur nothdürftig überkleistert wurde. Aber schon im Beginn des nächsten Jahres standen sich die beiden Regierungen wieder feindselig gegenüber, die diplomatische Sprache wurde immer gereizter, und es war klar, daß man von preußischer Seite entschlossen war, den Conflict auf die Spitze zu treiben.



Franz Freiherr von John. (Seite 1387.)

Diese Aussicht war um so bedenklicher, als kein Zweifel darüber sein konnte, daß das neugeschaffene Königreich Italien eine kriegerische Verwicklung im Norden sofort zu einem Angriff auf Venedig benützen würde. In der Denkschrift des österreichischen Generalstabes über den Feldzug von 1866 heißt es wörtlich: „Offenbar wäre es Sache der auswärtigen Politik gewesen, den Staat vor einer Lage zu bewahren, in der er sich mit Erfolg kaum zu behaupten vermochte." Deutlicher kann die so oft gehörte und leider häufig berechtigte Klage des Soldaten über die Diplomatie kaum mehr ausgedrückt werden.

Die Situation wurde bald so schwierig, daß Anfangs März in Wien unter Vorsitz des Kaisers ein sogenannter Marschallsrath zusammentrat, um die militärischen Maßregeln vorzubereiten. Als die zwischen Oesterreich und Preußen schwebenden Diffe-

renzen am Bundestag zur Sprache kamen, entschied sich derselbe allerdings in seiner großen Mehrheit für den Standpunkt Oesterreichs, aber es wurde bald klar, daß nur Baiern, Sachsen und Hannover sich fest an dasselbe anschlossen und dem Wort auch die That folgen zu lassen bereit waren.

Am 28. März wurde in Preußen die Kriegsbereitschaft der Armee angeordnet und ähnliche Maßregeln erfolgten in Italien; der Zweck derselben wurde jedermann, der noch zweifeln konnte, klar durch die am 8. April abgeschlossene Allianz der beiden Staaten.

Nun wurde auch die österreichische Armee auf den Kriegsfuß gesetzt. Das Obercommando in Italien erhielt Erzherzog Albrecht (Bild S. 1384), jenes der in Böhmen zusammengezogenen Nordarmee Feldzeugmeister Ludwig Ritter von Benedek (Bild S. 1376).

Der Letztere gehörte damals zu den in der Bevölkerung bekanntesten und beliebtesten Generälen. An seinen Namen knüpften sich sogar aus dem unglücklichen Feldzug von 1859 rühmliche Erinnerungen. Seine gerade, wenn auch etwas derbe Soldatennatur hatte sich auch unter schwierigen Verhältnissen im Anfang der Sechzigerjahre auf dem Posten eines Civil- und Militärgouverneurs von Ungarn glücklich bewährt, er galt als der Typus eines schneidigen, kühnen Soldaten. Das öffentliche Urtheil bedachte freilich nicht, daß alle diese höchst schätzbaren Eigenschaften nicht hinreichen, um einen modernen Feldherrn zu schaffen, es konnte auch nicht wissen, daß Benedek der übrigen dazu nöthigen Qualitäten ermangle. Gewiß ist, daß seine Ernennung in jenen Kreisen der Armee, welche in der Lage waren, seine guten Seiten zu würdigen, aber auch seine Fähigkeit richtig zu beurtheilen, nicht mit jenem Enthusiasmus aufgenommen wurde, wie in der Bevölkerung. Es scheint sogar, daß Benedek selbst — ähnlich wie sieben Jahre früher Gyulay — gegen die Verleihung des Obercommandos an ihn Einwendungen erhoben und Bedingungen gestellt hat; schließlich fügte er sich aber als strammer Soldat und treuer Diener seines Monarchen dem Befehl, der ihm eine Last übertrug, von welcher er ahnen mochte, daß sie für seine Schultern zu schwer ist. Die inneren Vorgänge jener Zeit wurden, so weit sie sich um Benedek's Commando drehten, nie ganz klargestellt, da er selbst in höchst ehrenhafter Weise jede Aeußerung darüber ängstlich vermied und der Versuchung, Memoiren zu schreiben, beharrlich widerstand.

Das Einrücken der Preußen unter Manteuffel in das von der österreichischen Brigade Mondel besetzte Holstein eröffnete am 7. Juni die Feindseligkeiten und veranlaßte den Bundestag, auf Antrag Oesterreichs die Mobilmachung der Bundesarmee zu beschließen. Das kaiserliche Kriegsmanifest vom 18. Juni enthält die erschütternde Stelle: „So ist der unheilvolle Krieg, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche, unvermeidlich geworden! Zur Verantwortung all des Unglücks, das er über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen wird, rufe ich diejenigen, welche ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes!"

Am 20. Juni erfolgte die Kriegserklärung Italiens und drei Tage später ging das Hauptheer über den Mincio. Es war 120.000 Mann stark und unter Beirath des Generals Alphons Marchese La Marmora von König Victor Emanuel selbst befehligt. Eine zweite 80.000 Mann zählende Armee unter dem aus dem Krimkrieg bekannten General Cialdini rückte mittelst einer Schwenkung über den Po vor, um die Flanke der österreichischen Stellung zu gewinnen.



Die Sieger von Custozza, durch Wien ziehend, 1866.

Diese selbst war gegeben. Die schon so oft mit Blut getränkte Umgegend Veronas nahm auch diesesmal die mit der Front nach Westen formirte Armee des Erzherzogs Albrecht auf, welche aus den drei Armeecorps Hartung, Maroicic und Rodich und der Reservedivision Rupprecht bestand, zusammen aber kaum 90.000 Mann zählte. Als Generalstabs-Chef stand dem Erzherzog der Feldmarschall-lieutenant Franz Ritter von John (Bild S. 1385) zur Seite, der die Feldzüge der Jahre 1848 und 1849 auf demselben Boden mitgefochten hatte und für sein Benehmen im Gefechte bei Volta das Theresienkreuz erhielt. John galt für einen der tüchtigsten Generalstabs-Officiere der Armee und war mit den Eigenthümlichkeiten des Landes bis in das Detail vertraut.

Das letztere war auch bei Erzherzog Albrecht der Fall, der die guten Principien der Schule Radetzky's bewährte. Rasch die Etsch überschreitend, griff er die Armee des Königs an, bevor dieselbe ihre Vereinigung mit Cialdini vollzogen hatte. Auf den Gefilden zwischen Verona und Peschiera, welche schon wiederholt Schauplatz herrlicher Waffenthaten der kaiserlichen Armee gewesen waren, kam es am 24. Juni bei glühendem Sonnenbrand zur Schlacht von Custozza. Die italienische Armee focht ausdauernd und tapfer, mußte aber schließlich doch das Feld räumen. In blutigen Kämpfen — meist Brust an Brust — wurde um die beherrschenden Stellungen am Monte Vento, Monte della Croce und Monte Cricol gerungen; nacheinander wurden sie den Italienern abgenommen, Oliosi und Santa Lucia erstürmt und spät am Abend der Angriff auf Custozza selbst eingeleitet. Das rechtzeitige Eingreifen der Brigade Scudier, eine brillante Attaque des Ulanenregimentes Nr. 13 unter dem tapferen Oberst Pulz, entschieden die Schlacht. General Durando, ein alter tapferer Gegner, mußte Custozza aufgeben, die italienische Armee ging über den Mincio zurück. Nach der ganzen Lage der Dinge und dem beiderseitigen Kraftverhältniß konnte Erzherzog Albrecht nicht daran denken, nun selbst die Offensive zu ergreifen. Die erhebliche Uebermacht des Gegners konnte nur durch den Vortheil der Stellung mit dem Stützpunkt Verona ausgeglichen werden.

Die Nachricht vom Siege bei Custozza erweckte beispiellosen Enthusiasmus in der Bevölkerung. Ueber den Verlauf des Krieges im Norden glaubte man beruhigt sein zu können; bei der geringen Streitmacht aber, die in Italien verwendet werden konnte, war man auf Hiobsposten von dort gefaßt. Als nun die frohe Siegeskunde aus dem Süden kam, da glaubte man aller Sorge überhoben zu sein.

Diese Selbsttäuschung, welche in der Hauptsache auf einer Unterschätzung des nördlichen Gegners beruhte, darf dem großen Publicum nicht gar so übel genommen werden, denn sie wurde auch von einem großen Theil der Armee gehegt. In den leitenden Kreisen derselben hätte man allerdings durch das Zusammenwirken in Schleswig-Holstein bezüglich der Qualität der preußischen Armee, über die eigenthümliche Fechtweise derselben und namentlich über die weit überlegene Bewaffnung besser unterrichtet sein sollen.

Von vorneherein zeigte sich die Führung der preußischen Armee weit überlegen. Schon die Concentrirung der Oesterreicher um Olmütz vollzog sich viel zu langsam. Politische Rücksichten wirkten allerdings auch mit, daß man sich des Vortheiles begab, welcher in jeder Hinsicht darin gelegen wäre, wenn man, aus Böhmen vorgebrochen, die Vereinigung mit der sächsischen Armee gesucht und sich der Elbelinie versichert hätte.

Dagegen vollzogen sich die Operationen der Preußen mit einer Raschheit, welche verblüffte und Anlaß zu allerlei voreiligen Witzen war. Am 16. Juni rückten sie in Sachsen ein, besetzten zwei Tage später Dresden, drückten die sächsische Armee gegen Böhmen zurück, vor dessen Grenze sie schon am 21. standen. Wenn man im großen Publicum viel vom geheimen Kriegsplan Benedek's sprach, der die Preußen in den Pässen der Grenzgebirge vernichten werde, so wußte man eben nicht, daß zu jener Zeit der strategische Aufmarsch der kaiserlichen Armee noch gar nicht vollzogen war.

Uebrigens war auch die Nordarmee der Zahl nach den Gegnern nicht ebenbürtig. Die in drei gewaltigen Heersäulen unter Commando des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Steinmetz in Böhmen einbrechende preußische Armee zählte nahezu 260.000 Mann. Dagegen hatte Benedek sieben Armeecorps (Clam, Gablenz, Ramming, Erzherzog Josef, Erzherzog Leopold, Festetits und Weber) zur Verfügung, welche mit Einschluß der Cavallerie- und Artilleriereserven und der sächsischen Armee kaum die Zahl von 225.000 Mann erreichten. Allerdings ist diese Ueberlegenheit keine solche, daß sie nicht durch die Vortheile der Stellung und andere Umstände ausgeglichen werden konnte. Da aber dem stärkeren Gegner auch noch die weit überlegene Bewaffnung und unbestritten auch die tüchtigere Führung zugute kam, so konnte eigentlich der Ausgang nicht überraschen.

Fast unbehindert brachen die Preußen über die Grenzgebirge in Böhmen ein. Wenn man ein für den Gang des Krieges vollkommen bedeutungsloses Rencontre bei Oswiecim abrechnet, so kam es erst am 26. Juni bei Turnau und Podol zu ernsteren Gefechten. Nun schlug man sich allerdings fast jeden Tag. In den Gefechten bei Nachod, Skalitz, Schweinschädel, Weißwasser, Gitschin kamen nach und nach die einzelnen österreichischen Corps in das Gefecht. Aber sie waren so zusammenhanglos disponirt, daß sie stets der Uebermacht entgegenstanden und sich gegenseitig nicht unterstützen konnten. Nur Gablenz wies am 28. Juni bei Trautenau den Angriff der Preußen zurück, aber schon am nächsten Tage mußte auch er, um den Zusammenhang mit den übrigen weichenden Corps nicht zu verlieren, seinen Erfolg aufgeben und gleichfalls zurückgehen.

In diesen Kämpfen, welche theilweise sehr bedeutende Opfer kosteten, bewiesen die Truppen ihre alte Tapferkeit. Man sah die Bataillone geschlossen und wie auf dem Exercierplatz zum Sturm vorgehen. Aber die alte Stoßtaktik hatte sich überlebt und schlug dem mörderischen Feuer der preußischen Zündnadelgewehre gegenüber geradezu zum Unheil aus. Trotz aller Bravour waren die Verluste der in tiefen Colonnen und oft ungedeckt anstürmenden Oesterreicher stets so groß, daß die Reihen lange bevor erschüttert waren, ehe man an den Gegner herankam. Den alten hohen Ruf bewährte die kaiserliche Artillerie, welche sich durch Sicherheit des Schusses und zweckmäßige Führung der preußischen mindestens ebenbürtig zeigte.

Durch die vorausgehenden Kämpfe geschwächt, im Vertrauen auf die Führung und die eigene Waffe erschüttert, concentrirte sich Benedek's Armee am 2. Juli um Königgrätz, wo es am nächsten Morgen zur entscheidenden Schlacht kam. Der Verlauf derselben ist bekannt. Nochmals flammte der Kampfesmuth der Oesterreicher in seiner vollen Höhe empor. Wir wissen aus Kampfberichten des Gegners, daß der Gang der Schlacht bis Mittags sich entschieden zu dessen Ungunsten kehrte und die beiden Armeen des Prinzen Friedrich Karl und Generals Steinmetz nur mit äußerster Anstrengung Stand zu halten vermochten. Auf österreichischer Seite wurden unter Anderem die Erz-

herzoge Josef und Wilhelm verwundet, Corpscommandant Feldmarschalllieutenant Graf Festetits verlor einen Fuß.

Erst das Erscheinen der von den Preußen mit banger Sorge erwarteten Armee des Kronprinzen, durch welche die Flanke und sogar der Rückzug der Oesterreicher bedroht wurde, gab der Schlacht ihre entscheidende, für die kaiserlichen Waffen unheilvolle Wendung. Nun rächte sich die Unfähigkeit der Heeresleitung bitter. Es waren keine Dispositionen für den Rückzug getroffen, ja selbst, obwohl die Schlacht in der an sich gewagten Stellung mit der Elbe im Rücken geschlagen wurde, die erforderlichen Uebergänge über diesen Fluß waren nicht vorbereitet. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht Wunder nehmen, wenn sich der Rückzug unter dem Eindruck einer Panik vollzog, welche nur durch das feste Gefüge der Armee nicht in eine Auflösung ausartete.

Mit ungeminderter Energie setzten die Preußen ihre Operationen fort. Sie rückten am 8. Juli in Prag ein und drückten so rasch auf die weichende österreichische Armee, daß am 12. schon Brünn in ihre Hände fiel. Am 15. schlug man sich bei Dub, am gleichen Tage gab es bei Tobitschau ein glänzendes Reitergefecht, in dem die österreichische Cavallerie sich wacker hielt. Die nächsten Tage brachten die Preußen bis Hollabrunn, ihr linker Flügel drang bei Preßburg bis an die Donau vor, welche auch bei Krems von einzelnen preußischen Abtheilungen überschritten wurde.

Um die in Italien verwendete Armee nach Norden werfen zu können, hatte man sich nach dem Tage von Königgrätz zur Abtretung Venetiens an Frankreich entschlossen und zugleich diese Provinz bis gegen Palmanuova geräumt. Das Gros der Armee wurde nordwärts disponirt, nur ein schwaches Corps unter Maroicic blieb im Süden, das bei Visco und Versa noch kleinere Treffen gegen die Italiener bestand.

Der Plan vor Wien, gestützt auf die von Bisamberg gegen die Lobau laufenden in Eile aufgeworfenen Schanzen, welche als „Floridsdorfer Lager" bezeichnet wurden, den Preußen nochmals eine Schlacht anzubieten, wurde durch die Operationen derselben durchkreuzt. Das am 25. Juli sich entspinnende Treffen bei Blumenau (gegenüber von Preßburg) bewies, daß sie auf einfachere Weise auf das rechte Donauufer zu kommen suchten. Indessen wurde dieses Rencontre schon durch die Kunde von einem vereinbarten Waffenstillstand unterbrochen, der sich auch auf den südlichen Kriegsschauplatz erstreckte.

Nicht glücklicher als in Böhmen hatten sich die Dinge in Deutschland entwickelt. Das hannoveranische Heer wurde bei Langensalza am 28. Juni zur Capitulation gezwungen. Auch hier bewährte sich die zielbewußte energische Führung der Preußen, welche in den Händen des Generals Vogel von Falkenstein lag. Aus Rücksichten der Courtoisie war der Oberbefehl der Bundestruppen, zu welchen auch ein österreichisches Corps unter General Neipperg gehörte, dem Prinzen Karl von Baiern gegeben worden, der über siebzig Jahre alt, körperlich hinfällig und an sich kein militärisches Genie war. Dazu kam, daß ein Theil der süddeutschen Contingente, namentlich Badener und Württemberger, mit offener Unlust in den Bruderkampf zogen. Nach einigen Gefechten standen die Preußen auch hier Anfangs Juli bei Würzburg auf baierischem Boden und erzwangen die Einstellung des Kampfes.

Von diesen unerfreulichen Erinnerungen weg wenden wir uns zu einem Ereigniß, das mit seinen Ruhmesstrahlen der einzige Trost jener trüben Zeit war und heute noch, wo der Kummer, welcher damals alle patriotischen Herzen füllte, längst verflogen ist, seinen vollen Glanz bewahrt.

Der Tag von Lissa.

Erst als Erzherzog Ferdinand Max schon seine Kraft an einer unfruchtbaren Aufgabe im fernen Mexiko erschöpfte, erwies die von ihm geschaffene österreichischen Flotte ihren vollen Werth für das Vaterland. Man wird das Verdienst dieses Prinzen und der ihn umgebenden Männer aber erst ganz voll zu würdigen wissen, wenn man erwägt, wie gering verhältnißmäßig die Mittel waren, welche ihnen zu Gebote standen. Dessenungeachtet enstand das See-Arsenal zu Pola als Musteranstalt. Dort schuf man aus den alten Holzschiffen, die man zersägte, umbaute und mit Panzern bekleidete, im Laufe weniger Jahre eine neue Flotte. Und was derselben an Zahl und Umfang der Schiffe, an Größe und Wirkungsfähigkeit der Geschütze mangelte, das ersetzte die wissenschaftliche und technische Ausbildung der Officiere und Mannschaften, der echt seemännische Geist, welchen man zu wecken und zu beleben wußte.

Beim Ausbruch des Krieges von 1866 bestand die österreichische Kriegsflotte aus sieben Panzer- und zwanzig Holzschiffen; unter den letzteren waren noch vier Raddampfer. Zusammen hatten diese Schiffe 55.250 Tonnen Gehalt und verfügten über 10.960 Pferdekräfte der Maschinen. Die Zahl der Kanonen betrug 537, die Bemannung zählte 8164 Köpfe.

Wie imposant nehmen sich dagegen die Daten über die italienische Flotte aus, für welche seit 1859 riesige Summen verwendet worden waren! Dreihundert Millionen Francs wurden ausgegeben, die Werften von Amerika, England und Frankreich herangezogen, um dem jungen Staat mit seiner weitgedehnten Küstenentwicklung eine entsprechende Flotte zu schaffen. Im Frühjahr 1866 bestand die italienische Flotte aus zwölf Panzerschiffen und einundzwanzig hölzernen Fahrzeugen mit 14.950 Pferdekräften der Maschinen, einem Tonnendeplacement von 88.381 Tonnen, 706 Kanonen und 11.765 Köpfen Bemannung.

Diese Ueberlegenheit kann aber erst voll gewürdigt werden, wenn man erwägt, daß die italienische Flotte durchwegs mit gezogenen Geschützen neuester Construction armirt war, welche theilweise Geschosse im Gewichte von 300 Pfund schleuderten. Dagegen gab es auf der österreichischen Flotte kaum ein Dutzend gezogener Rohre, die überwiegende Mehrzahl hatte glatte Geschütze alten Systems, deren größtes Caliber 30 Kilogramm betrug, also gegen die starken italienischen Panzer nahezu wirkungslos bleiben mußten.

Bei diesen Verhältnissen war es kein Wunder, daß man auf der italienischen Flotte des Erfolges sicher war, und deren Befehlshaber Admiral Persano sich vermaß, „die österreichischen Fischerboote aus der Adria zu jagen". Man war der Präponderanz zur See so sicher, daß man die Besetzung aller Küstenplätze in Aussicht nahm, die Contributionen im voraus festsetzte, welche eingehoben werden sollten, und sogar die Rollen vertheilte, wenn man erst festen Fuß in Istrien und Dalmatien gefaßt habe. Auf dem kolossalen Panzerschiff „Re d'Italia", dem Flaggenschiff Persano's, hatten sich ein Marinemaler und der Deputirte Boggio, ein enragirter Gegner Oesterreichs, eingeschifft, um im Parlament als Augenzeugen über die Triumphe der Flotte berichten zu können. Welch eitle Prahlerei! Die Selbstüberhebung rächte sich nicht bald so empfindlich, wie in diesem Falle.

Graf Persano goß übrigens sehr viel Wasser in seinen Wein, als es anfing Ernst zu werden. Er scheint nicht nur allein kein tüchtig geschulter Seemann gewesen

zu sein, sondern auch der gewöhnlichsten kriegerischen Tugenden: des Muthes und der Besonnenheit ermangelt zu haben.

Unthätig blieb die italienische Flotte unter den Kanonen vor Ancona liegen, obwohl Tegetthoff Anfangs Juli herausfordernd vor Ancona erschien. Es sei hier erwähnt, daß man in Oesterreich selbst der Ansicht war, die Flotte sei zu schwach und zu gering armirt, um gegenüber der italienischen offensiv auftreten zu können. Die bei Krupp bestellten und auch schon bezahlten Gußstahlgeschütze schweren Calibers wurden ja von der preußischen Regierung mit Beschlag belegt. Für Tegetthoff aber gab die Minderzahl an Schiffen und deren geringere Ausrüstung nicht den Ausschlag; er sagte mit dem amerikanischen Admiral Farragut: „Wenn wir auch nur hölzerne Schiffe haben, so sind doch unsere Herzen von Eisen; der Feind aber hat eiserne Schiffe und hölzerne Herzen.“

Und dieser Gesinnung entsprach die von ihm angewendete Kampfweise, welche der Flottentaktik ganz neue Bahnen wies.

Schon wurde man in Italien ungeduldig über die Unthätigkeit Persano's, als derselbe, verstärkt durch das Thurmschiff „Affondatore“ (der Versenker), endlich mit der ganzen Flotte von Ancona aus aufbrach. Am 18. Juli erschien er vor der Insel Lissa, welche in neun Forts und zehn Batterien 88 Positionsgeschütze besaß und von ungefähr 1800 Mann besetzt war. Die Hoffnung Persano's, sich dieses wichtigen Punktes durch einen Handstreich bemächtigen zu können, scheiterte an der tüchtigen Haltung dieser kleinen Besatzung. Aus mehr als 600 schweren Schiffsgeschützen begann nun die Beschießung, welche mit kurzen Unterbrechungen zwei volle Tage währte. Ein Theil der Werke wurde demolirt, die am Hafen liegende Batterie Schmidt flog in die Luft, aber noch immer erwiderte man von Lissa aus nach Kräften das Feuer. Am Morgen des 20. Juli wurde die Beschießung mit neuer Kraft aufgenommen und Vorbereitung für eine Landung getroffen, als die Italiener durch das Erscheinen der österreichischen Flotte überrascht wurden.

Auf der Rhede zu Fasana hatte Tegetthoff die Bewegungen Persano's abgewartet. Von dem Angriff auf Lissa unterrichtet, telegraphirt er zurück: „Ausharren! ich komme zum Entsatz!“ und sofort traf er alle Maßregeln, um dieses Versprechen einzulösen.

In voller Schlachtordnung ging am 19. Juli die Flotte von Fasana ab, mit dem Curs Südost, gerade auf Lissa zu. Die erste Linie bildeten die sieben Panzerschiffe, mit dem Flaggenschiff „Max“ an der Spitze, in der zweiten Linie kamen die schweren Holzschiffe, geführt vom Linienschiff „Kaiser“, in der dritten endlich kamen die leichteren Holzschiffe. Jede Linie formirte einen Winkel, dessen Spitze gegen den Feind gerichtet war. In dieser Formation fuhr man die ganze Nacht durch, bis man in den ersten Vormittagsstunden des 20. Juli auf die Höhe von Lissa kam. Regen und hochgehende See verhinderten den Ausblick, erst nach 9 Uhr heiterte sich der Himmel aus, die See wurde ruhiger und man sah nun die imposante Linie der italienischen Panzerkolosse sich ziemlich rasch nähern.

„Klarschiff zum Gefecht! Distanzen schließen! Mit ganzer Kraft fahren! Panzerschiffe den Feind anrennen und zum Sinken bringen!“ so lauteten nacheinander die Signale, welche Tegetthoff ergehen ließ. Ihr stolzer, hoffnungsfreudiger Schluß lautete: „Muß Sieg von Lissa werden!“

Tegetthoff's scharfer Blick ließ ihn schon aus der Formation des Gegners



Maximilian Baron Sterneck,
k. k. Vice-Admiral.



tthoff,

Anton Freiherr von Petz,

k. k. Contre-Admiral.

die Hoffnung schöpfen, daß diese Worte mehr als eine bloße Phrase sein würden. In weit gedehnter, leicht zu durchbrechender Linie kamen Persano's Schiffe heran, und gegen sie los brauste der scharfe Keil der österreichischen Flotte. Auf Tegetthoff's Geheiß war der Mannschaft ein echter Seemannsgrog verabreicht worden, der allerdings den letzten Trunk vieler Tapferer bilden sollte. Er selbst lehnte rauchend auf der Commandobrücke, unverwandt den Blick auf den Gegner gerichtet.

Um 10 Uhr ungefähr fielen die ersten Schüsse, die jedoch wenig Schaden thaten. Man beantwortete sie zwar, aber die mächtigen Panzer der italienischen Schiffe spotteten dieser kleinen Geschosse. Indessen war der Rauch so dicht, daß man sich verfehlte und Tegetthoff's Angriff insofern mißlang, als seine Schiffe durch die Zwischenräume der feindlichen Schiffe fuhren.

Der eigentliche Kampf entspann sich nun zwischen der italienischen Panzerdivision und den österreichischen Holzschiffen (Bild S. 1397). Gleich im Beginn desselben wurde der Commandant der „Novara", Linienschiffscapitän Erik of Klint, einer der tüchtigsten Marineofficiere, thatsächlich von einer Kanonenkugel entzweigerissen.

Die Holzschiffe nahmen den ungleichen Kampf mit den italienischen Panzerschiffen entschlossen auf. Namentlich gegen den „Kaiser", auf welchem Commodore Anton v. Petz (Bild S. 1393) befehligte, richteten sich die Angriffe der letzteren. Nur durch meisterhafte Manöver konnten die wiederholten Rammversuche des „Affondatore" vereitelt werden, und concentrirte Breitseiten mußten ersetzen, was den kaiserlichen Geschützen an Caliber fehlte. Wiederholt kam man sich so nahe, daß von beiden Seiten ein lebhaftes Kleingewehrfeuer unterhalten wurde, und von einer solchen Kugel in die Stirne getroffen, stürzte der Schiffsfähnrich Proch von der Marssegelstange todt auf Deck herab. Schwer beschädigt ließ endlich der „Affondatore" vom Kampf ab, aber seine dreihundertpfündigen Geschosse hatten auch furchtbar auf dem „Kaiser" gehaust.

Kaum von diesem Gegner befreit, entstand dem Linienschiff in der Panzerfregatte „Re di Portogallo" ein noch gefährlicherer.

Mit voller Kraft brauste dieses prächtige Schiff gegen die Flanke des „Kaiser" heran. Eine rasche Steuerwendung mußte diesen allerdings vor dem Stoß bewahren, aber die nur wenig dahinter stehenden Schiffe „Friedrich" und „Elisabeth" wären der höchsten Gefahr ausgesetzt gewesen. Mit beispielloser Kühnheit wendete Petz sein Schiff und setzte es — im Vertrauen auf die gewaltige Wucht des Holzkörpers — gegen das Panzerschiff in Bewegung. Nur durch ein rasches Wendungsmanöver wich der „Re di Portogallo" zum Theil dem Stoß aus, der ihn aber trotzdem auf die Seite warf. Natürlich hatte auch der Angreifer schwere Beschädigungen erlitten, fast die ganze Takelage des „Kaiser" fiel auf Deck herab und entzündete sich. Dies hinderte aber Petz nicht, dem Gegner, als die ungepanzerte Seite durch den Stoß sichtbar wurde, eine tüchtige Salve in den Rumpf zu jagen und ihm Breitseiten nachzusenden, als der „Re di Portogallo" endlich schwer beschädigt das Weite suchte.

Tegetthoff hatte nicht sobald den ungleichen Kampf bemerkt, in welchen seine Holzschiffe verwickelt, als er seine Panzerdivision wenden ließ. Er verschmähte es, wohlfeile Triumphe über die ungepanzerten Schiffe des Gegners davonzutragen. Nun ward die Situation der italienischen Panzerschiffe ungemüthlich, da sie zwischen zwei Feuer kamen. Von dem furchtbaren Getöse in dieser Periode kann man sich dadurch eine Vorstellung machen, daß man den Kanonendonner in dem siebenzehn deutsche Meilen entfernten Zara vernahm. Trotz der vollen Flaggengala konnte man im dichten Pulver-

qualm kaum Freund und Feind unterscheiden. Nur der Anstrich, welcher bei den Oesterreichern schwarz, bei den Italienern hellgrau war, konnte als Erkennungszeichen gelten, und Tegetthoff selbst erzählte später in seiner trockenen Weise: „Ich schoß und stieß auf Alles, was blau war."

Zweimal schon war das Admiralschiff „Ferdinand Max" auf feindliche Schiffe losgerannt. Aber der „Re d'Italia" und „Palestro" hatten sich durch rasche Wendungen der vollen Gewalt des Stoßes entzogen. Das letztere Schiff verlor indessen einen Theil der Takelage, welche sammt der dreifarbigen Tricolore auf das Verdeck des „Ferdinand Max" fiel. Da die letztere an einer Leine befestigt war, so wäre sie vom davoneilenden „Palestro" nachgezogen worden, wenn nicht der Steuermann Corcovich sie trotz des auf ihn gerichteten Kleingewehrfeuers losgemacht und als Trophäe zurückbehalten hätte. Nicht lange danach stand der „Palestro", ein schönes stolzes Schiff, in Folge des concentrirten Feuers zweier österreichischer Schiffe in hellen Flammen.

Gegen 2 Uhr war das „Melée" der Schlacht im vollen Gange. Da nahte der entscheidende Moment. Das Hauptschiff der italienischen Flotte, der „Re d'Italia" war schon hart mitgenommen worden und hatte durch eine Beschädigung des Steuerruders zum Theile seine Manöverirfähigkeit verloren. Dessenungeachtet wurde das Feuer fortgesetzt, und man bereitete sich vor, eine allfällige Enterung abzuweisen. Aber dem stolzen Schiff war ein anderes, viel schlimmeres Schicksal vorbehalten.

Noch einmal führte sein Verhängniß es vor den Bug des „Ferdinand Max". „Admiral soll ich rammen?" fragt der oben auf den Wanten (Strickleitern) stehende Flaggencapitän Maximilian von Sterneck (Bild S. 1392).

„Versuch's," entgegnete Tegetthoff kurz. Die Maschinisten erhalten den Befehl, vollen Dampf zu geben und auf ein Zeichen zu stoppen und mit aller Kraft rückwärts zu fahren. — Mit schwindelnder Eile fährt der „Ferdinand Max" auf den Gegner los — (Bild S. 1400), ein furchtbarer Krach, ein Stoß, welcher Alles zu Boden schleudert, das Vordertheil des kaiserlichen Schiffes bohrt sich — Panzer, Verkleidung, Fütterung in einem Umfang von 16 Quadratmetern zermalmend, tief in den Bauch des Gegners ein — um sofort nach rückwärts weichend, aus der gefährlichen Nähe des zu Tode verwundeten Schiffes zu kommen.

Beim Zusammenstoß neigte sich der „Re d'Italia" auf die entgegengesetzte Seite, aber kaum hatte der „Ferdinand Max" sich losgemacht, als das italienische Schiff sich wieder aufrichtete, und von den durch die klaffende Bresche eindringenden Fluthen gefüllt, nach der zerstörten Seite neigte und in weniger als zwei Minuten in der Tiefe versank. Nur wenige von der 400 Mann starken Schiffsbesatzung konnten sich retten; unter den Opfern der Katastrophe befanden sich auch der erwähnte Abgeordnete Boggio und der Maler. Sie waren nicht so vorsichtig gewesen wie Persano, der beim Beginne des Kampfes sein Admiralschiff verlassen und sich auf das Thurmschiff „Affondatore" zurückgezogen hatte.

Wenig bekannt ist, daß unmittelbar nach dem Untergang des „Re d'Italia" dem „Ferdinand Max" dasselbe Schicksal drohte. Noch war er bemüht, mit voller Kraft rückwärts fahrend, aus der gefährlichen Nähe des sinkenden Schiffes zu kommen, als im rechten Winkel die italienische Panzerfregatte „Maria Pia" gegen seine Steuerbordseite anfuhr.

Der „Ferdinand Max" selbst hätte sich nicht retten können und wäre sammt Tegetthoff und Sterneck dem „Re d'Italia" auf den Grund des Meeres gefolgt,

wenn nicht durch ein glückliches Eingreifen diese Gefahr abgewendet worden wäre. Kaum erkannte der Commandant der österreichischen Panzerfregatte „Prinz Eugen“, Linienschiffscapitän Alfred Barry, die Situation, als er seinerseits mit voller Dampfkraft auf die „Maria Pia“ losstürzte, um ihr zuvorzukommen. Doch deren Commandant Marchese del Carreto entzieht sich dem Stoß durch eine rasche Wendung, muß aber natürlich den Angriff auf das österreichische Admiralschiff aufgeben. „Eugen“ und „Maria Pia“ brausen so knapp aneinander hin, daß die überhängenden Boote abgestreift wurden und die beiden Commandanten, auf den Schiffsbrüstungen stehend, einen ritterlichen Gruß wechseln können. Während des Begegnens donnert eine volle Breitseite der „Maria Pia“ aus nächster Nähe auf den „Eugen“, welche diesem wohl verhängnißvoll geworden wäre, wenn — die italienischen Kanoniere in der Aufregung nicht vergessen hätten, die Stahlgeschosse aufzusetzen.

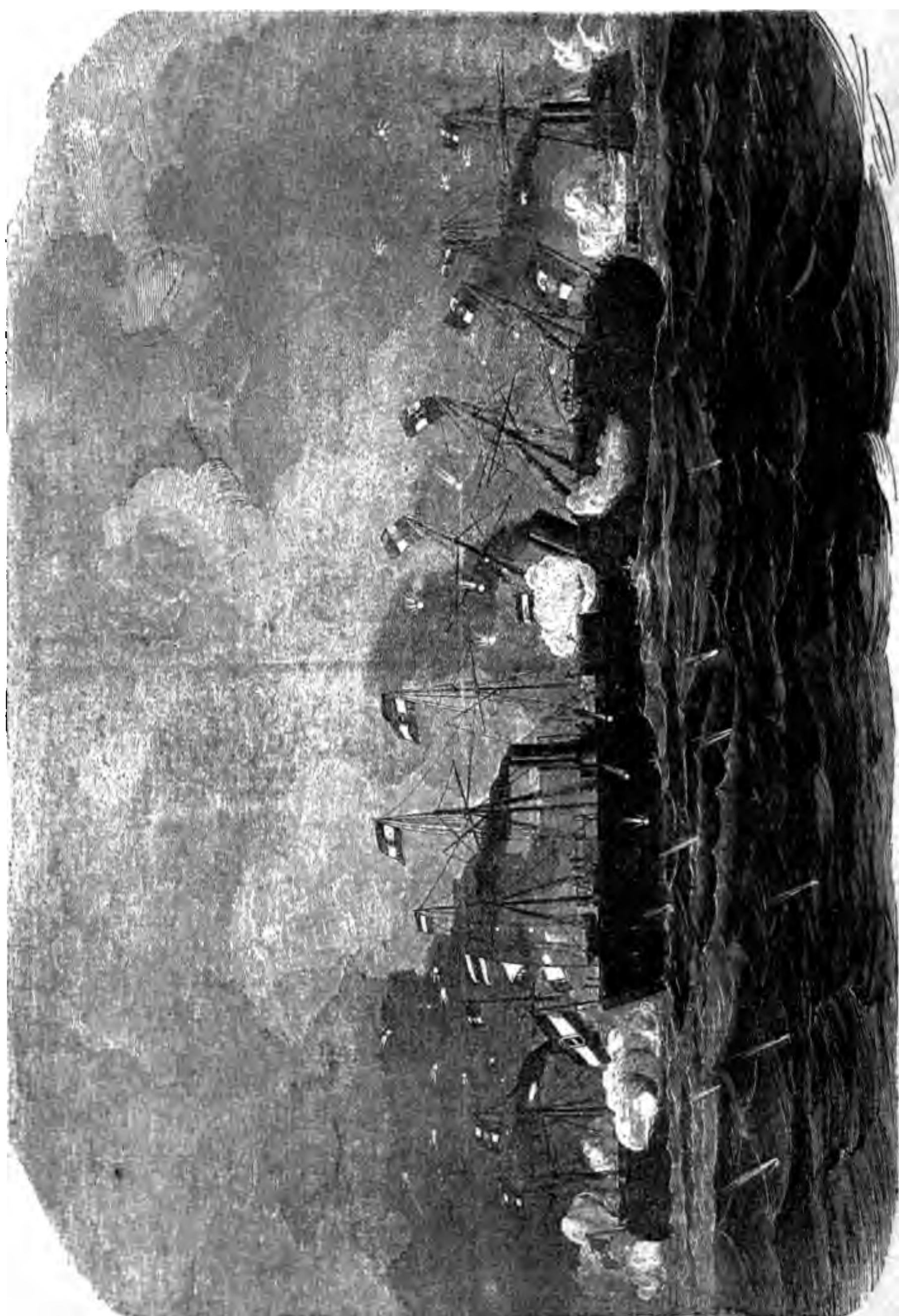
Der „Kaiser“ hatte unterdessen noch einen harten Strauß bestanden. Von italienischen Panzern wiederholt angegriffen, war schon ein Theil seiner Geschütze demontirt, das Dampfrohr beschädigt, die Bordwand in Brand geschossen und durch eine Beschädigung des Steuerruders die Manövrirfähigkeit behindert. Unter solchen Umständen, da zudem der Erfolg der Schlacht schon gesichert war, entschloß sich Contre-Admiral Petz, gegen Lissa zu dampfen. Da kommt ihm nochmals der mit Vorliebe mit Holzschiffen anbindende „Affondatore“ in den Weg. Sofort nimmt Petz den Kampf wieder auf, in dessen Verlauf die Mehrzahl der österreichischen Holzschiffe und die Panzerfregatten „Don Juan“ und „Prinz Eugen“ herbeikommen, so daß 274 Geschütze ihr Feuer auf das italienische Thurmschiff concentrirten. Wenn auch die Mehrzahl der Geschosse von dessen starkem Panzer abprallten, so ward dem Admiral Persano so unbehaglich, daß er dem Schiffscommandanten Martini befahl, das Weite zu suchen. Uebrigens hatte der „Affondatore“ so schwere Beschädigungen erlitten, daß er, kaum auf der Rhede von Ancona angelangt, versank.

Nach und nach verstummte der Kanonendonner, die italienischen Panzerschiffe suchten die offene See auf, während die österreichische Flotte an der Nordküste von Lissa wieder die Formation in drei Linien herstellte. Da erfolgte der grandiose Schluß des furchtbaren Schlachtenbildes, indem der in Brand geschossene „Palestro“ mit weithin hörbarem Getöse, und eine thurmhohe Feuergarbe zum Himmel sendend, in die Luft flog.

So hatte die junge österreichische Flotte einen glänzenden Sieg über den so gewaltig überlegenen Gegner errungen. Mit Recht heißt es in einer Besprechung der Schlacht bei Lissa: „Bei der österreichischen Flotte wirkte Alles zusammen; mit einer Opferwilligkeit sich für einander exponirend, die wirklich jeden Commandanten von Tegetthoff's Flotte zum Helden machte, nahmen Alle gleichen Antheil am Siege. Die kleinen Kanonenboote sogar drängten sich mit ihren ganz schwachen Geschützen mit beispielloser Kühnheit an die großen Panzerfregatten heran, sie beständig umkreisend und beschießend, um deren Action von den großen Holzschiffen ab und auf sich zu lenken.“

Tegetthoff's Name gehört für alle Zeiten nicht nur zu den gefeiertsten in der österreichischen Monarchie, sondern er zählt zu den bedeutendsten Seehelden aller Länder. Leider war seinem ferneren Wirken nur mehr eine kurze Spanne Zeit gegönnt. Nachdem er 1868 die Leiche des in Mexiko als Opfer eines aussichtslosen Unternehmens gefallenen Kaisers Maximilian I. (Ferdinand) in die Heimat zurückgebracht hatte und 1870 an die Spitze des Marinewesens getreten war, erlag er schon

am 7. April 1871 einer tückischen Krankheit. Sein Andenken aber bewahren seine Thaten und das herrliche in Wien errichtete Denkmal am Praterstern, zu dem



Kampf der Schiffe bei Lissa. (Seite 1394.)

künftige Geschlechter emporblicken mögen, auf daß auch in ihrer Brust das heilige Feuer jener Tapferkeit und Römertugend entzündet werde, wie sie am Tage von Lissa geübt wurde.

* * *

Der am 23. September 1866 zu Prag abgeschlossene Friede beendete den unglücklichen Krieg dieses Jahres. Die durch denselben auferlegten directen Opfer konnten gering genannt werden. Die Abtretung Venetiens war schon früher stipulirt gewesen, die von Holstein war selbstverständlich und von der an sich nieder bemessenen Kriegsentschädigung von 40 Millionen kam die Hälfte als Ersatz der Kosten des Feldzuges in Schleswig-Holstein in Abrechnung.

Schwerer fielen die politischen Folgen dieses Friedens in das Gewicht; der deutsche Bund wurde aufgelöst, Oesterreich schied aus jedem unmittelbaren Zusammenhang mit Deutschland, eine tausendjährige Verbindung, welche sich im Bewußtsein des Volkes eingelebt hatte, wurde mit einem Schlage zerrissen. Die mit so vielen Opfern, auf hundert blutigen Schlachtfeldern vertheidigten Machtsphären in Deutschland und Italien mußten zugleich aufgegeben werden. Allerdings waren jene Stimmen nicht ganz unberechtigt, welche in dieser Wendung mehr einen idealen als thatsächlichen Verlust erkennen wollten und betonten, daß Oesterreich, blos auf sich selbst angewiesen, ohne beirrende Rücksichtnahme an die Consolidirung des Reiches im Innern, an die Einhaltung einer den thatsächlichen Bedürfnissen Oesterreichs entsprechenden Politik schreiten könne.

Die Reformen im Innern, welche den Staat auf eine ganz neue, verfassungsmäßige Basis stellten, haben für unseren Zweck nur insoferne Bedeutung, als durch den sogenannten „Ausgleich" mit Ungarn auch die Wehrverhältnisse berührt wurden.

Daß ein theilweise so unglücklich verlaufender Feldzug manche Uebelstände aufgedeckt hatte, war ganz selbstverständlich; vor Allem hatte sich wieder gezeigt, daß der Staat im entscheidenden Augenblick nicht über jene Machtmittel gebieten könne, welche in der Bevölkerung vorhanden waren. Diesem Uebelstand konnte nur eine vollkommene Umänderung des Wehrsystems, eine Umgestaltung der Heeresbildung und Ergänzung abhelfen. Ein neuer Schritt nach dem schon von Radetzky angedeuteten Ziele, zum wirklichen Volksheer, mußte gemacht werden, und man näherte sich damit — eine auch auf anderen Gebieten beobachtete historische Erscheinung — dem Ausgangspunkt der uralten Wehrverhältnisse.

Zur Durchführung der vielseitigen militärischen Reformen mußte eine neue Kraft berufen werden. Die Wahl fiel auf Feldmarschalllieutenant John (Bild S. 1385), der sich als Generalstabschef in Italien bewährt hatte und als ebenso energisch als kenntnißreich galt. Einer der ersten von ihm ausgehenden Kriegsministerial-Erlässe bewies, daß John die vorhandenen Mängel und Wege zur Abhilfe richtig erkannte. Mit lobenswerther Offenheit betonte diese Kundgebung John's, daß sich die höchste Sorge der Militärbehörden jetzt dem geistigen Zustande der Armee zuwenden müsse, „denn der Geist ist die wirksamste Waffe des Heeres und daher mit allen Mitteln anzustreben".

Leider stand den vielen vorzüglichen Eigenschaften John's nicht jene Charakterglätte zur Seite, welche bei den damaligen schwierigen Verhältnissen nöthig geworden wäre. Eine gewisse Schroffheit und Starre, die allerdings im echt soldatischen Wesen des Mannes begründet war, schädigte John's Wirken oft und ließ kein recht freundliches Verhältniß zu den Mitarbeitern im Cabinet und zu den Vertretungskörpern aufkommen. Das am 31. December 1866 erlassene Wehrgesetz erwies sich als ein politischer Fehler, indem es die eben mit Ungarn schwebenden Verhandlungen empfindlich

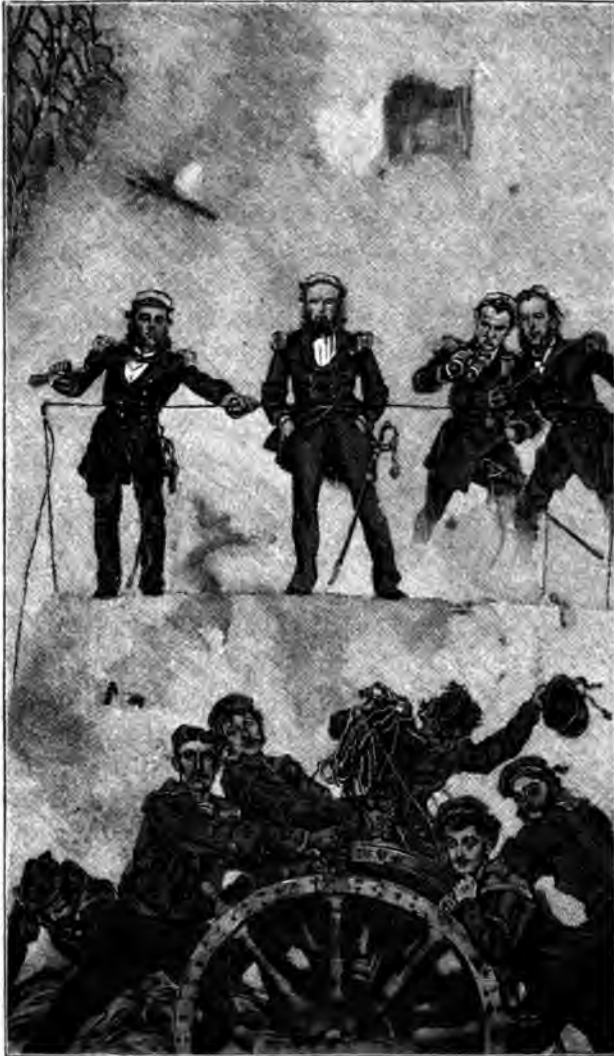
störte. Eine vom Reichstag angenommene ziemlich scharfe Adresse verlangte geradezu die Rücknahme dieser Verordnung, welcher mindestens in Ungarn keine Gesetzeskraft zuerkannt werden könne. Das kaiserliche Rescript vom 17. Februar 1876, durch welches die Verfassung des Jahres 1848 als Rechtsbasis in Ungarn anerkannt wurde, suspendirte denn auch in der That das octroyirte Wehrgesetz wieder.

Es wäre aber ungerecht, nicht anzuerkennen, was unter John's Kriegsverwaltung geleistet wurde. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man betont, daß kein Zweig der Kriegsverwaltung nicht reformbedürftig war und daher auch einer zweckentsprechenden Umgestaltung unterzogen wurde. Mag auch manche Maßregel erst in einer späteren Zeit durchgeführt worden sein, so lagen ihre Wurzeln und ihre Vorbereitungen fast ausnahmslos in der unmittelbar auf das Jahr 1866 folgenden Epoche. Ohne näher auf das Detail einzugehen, sei erwähnt, daß die Taktik der einzelnen Waffengattungen in einer die leichtere Beweglichkeit der Unterabtheilungen erzielenden Weise umgestaltet wurde, wozu neue Reglements erlassen werden mußten; einschneidende Aenderungen erfuhren Uniformirung und Ausrüstung. In der ersteren Richtung verschwand manches, was nur der Zier diente, aber ohne Zweck, ja sogar zweckwidrig war. Hieher gehörten in erster Linie der weiße Rock der Infanterie und die weißen Mäntel der Cavallerie, die allerdings höchst elegant, aber kostspielig waren und im Felde den einzelnen Mann zu einer leuchtenden Zielscheibe machten. Die Neubewaffnung der Infanterie wurde angebahnt, indem die Vorderlader des alten Systems durch eine Verkürzung des Laufes in Hinterlader umgewandelt wurden. Gleichzeitig aber begann die Erzeugung ganz neuer Gewehre und Carabiner nach dem Systeme Werndl, mit welchen successive im Laufe der nächsten Jahre die ganze Armee ausgerüstet wurde. Auch zur Umgestaltung des Artilleriemateriales, dessen Ausführung allerdings in eine spätere Zeit fällt, begannen damals schon die Vorarbeiten und Versuche.

Vollkommen organisirt wurde der Rechnungs- und Verpflegsdienst, namentlich der letztere hatte ja 1866 so mangelhaft functionirt, daß davon auch die Operationen beeinflußt wurden. Die Kriegscommissariate, bekannt als Zuchtstätten bureaukratischer Vielschreiberei und Schimmelreiterei, wurden aufgelöst, der Verpflegsdienst von der Controle getrennt und für den ersteren die Militärintendanz geschaffen. Dieses System wurde bis zu den Unterabtheilungen durchgebildet, wodurch die Regiments- und besonders die Compagniecommanden von einer Last ökonomischer Geschäfte befreit wurden und nun die volle Kraft auf die Ausbildung der Mannschaft verwenden konnten.

Das Bestreben, den Geist der Armee zu heben, machte sich in verschiedener Richtung bemerkbar. Die jüngeren Officiere erhielten in Brigade- oder Corpsschulen Weiterbildung und geistige Anregung, die Errichtung von Regimentsbibliotheken wurde gefördert, es entstanden Militärcasinos, welche zugleich Mittelpunkte geselliger Vereinigung wie geistiger Regsamkeit wurden. Hieher muß auch die kaiserliche Verordnung vom 26. Jänner 1867 gezählt werden, durch welche die körperliche Züchtigung als Disciplinarstrafe aufgehoben wurde, so daß derselben kein Mann unterzogen werden konnte, der nicht in Folge eines kriegsrechtlichen Urtheils die Befreiung von der körperlichen Züchtigung verwirkt hatte. Die sogenannten alten Praktiker, die nur praktisch fanden, was alt und in ihrem verknöcherten Ideenkreis gelegen ist, weissagten allerlei schlimme Folgen für Disciplin und Subordination. Als aber diese nicht eintraten, erfolgte schon 1869 die gänzliche Abschaffung

der körperlichen Züchtigung — einer Strafe, welche vielmehr der Bequemli
und Derbheit der Befehlenden diente, als sie thatsächlich ihren Zweck erfüllt
Daß irgend jemand durch Prügel gebessert worden wäre, das wird wohl nieman
behaupten wagen, eher wäre nachzuweisen, daß durch eine so entehrend wirkende S
einer der wichtigsten Hebel kriegerischer Tugend, das Ehrgefühl, absolut vern

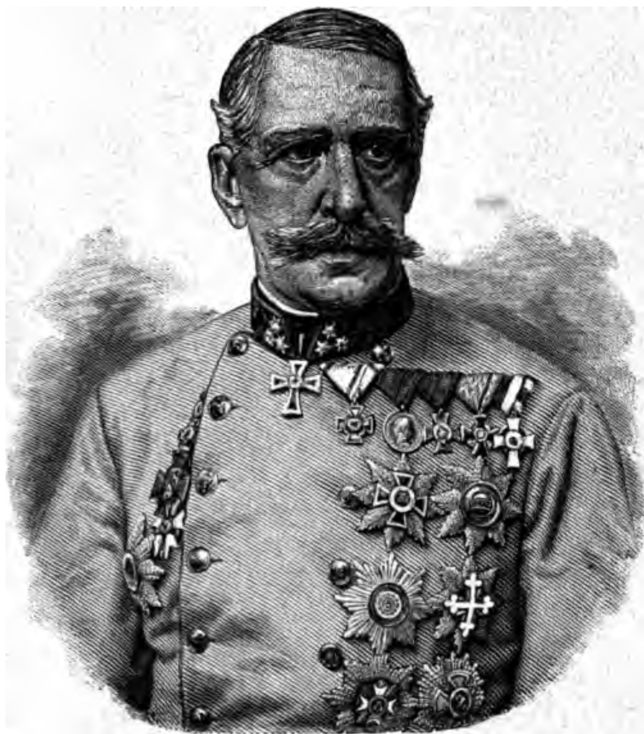


Tegetthoff auf dem Schiffe „Ferdinand Max“. (Seite 1395.)

werden mußte; daß die Abschreckungstheorie wie im Allgemeinen so auch hier
Besonderen nicht stichhältig war, beweisen die zahlreichen, jedem älteren Sol
geläufigen Beispiele von Leuten, deren Strafextract eine fürchterliche Länge ent
weil sie es in der Abhärtung gegen die Prügel zu einer unglaublichen Virtu
gebracht hatten. Nur nebenbei sei erwähnt, daß wiederholte körperliche Abstrafu
unter Umständen auch von dem schwersten Nachtheil für die Gesundheit waren,
doch gewiß nicht im Zweck einer Strafe gelegen sein kann.

Dem gleichen Streben, das moralische Niveau der Armee zu heben und solche Zustände zu schaffen, wie sie als Vorbedingung der allgemeinen Wehrpflicht anzusehen sind, entsprangen die Verordnungen, durch welche der allgemeine Gebrauch der Ansprache „Sie“ gegen alle Soldaten aufgetragen und die Bezeichnung „Gemeiner“ aufgehoben wurde. Statt des letzteren ist je nach dem Truppenkörper der Mann als „Infanterist“, „Jäger“, „Hußar“ u. s. w. zu bezeichnen.

Die am 22. December 1867 sanctionirten Gesetze über das nunmehrige Verhältniß zu Ungarn und die demselben mit der anderen Hälfte der Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten waren natürlich auch nicht ohne Einfluß auf die militärischen Verhältnisse. In den Wirkungskreis des Reichs-Kriegsministeriums, respective



Graf Bylandt-Rheidt, Reichs-Kriegsminister. (Seite 1408.)

der Bewilligung der Delegationen beider Reichshälften unterliegend, gehörten die Angelegenheiten der Armee und Marine sowie die darauf Bezug habenden Finanzgeschäfte. Recrutenbewilligung und Wehrverfassung sollen zwar in beiden Reichshälften nach gemeinsamen Grundsätzen behandelt werden, unterliegen aber der Berathung und Beschlußfassung des österreichischen Reichsrathes und des ungarischen Reichstages. Zur Bearbeitung und Vertretung dieser Angelegenheiten wurden in beiden Reichshälften Landesvertheidigungs-Ministerien errichtet, welchen auch die schon früher ganz reorganisirte, wesentlich reducirte und ihres ausschließlich militärischen Charakters entkleidete Gendarmerie zugewiesen wurde. Der erste Landesvertheidigungs-Minister in Cisleithanien war Graf Eduard Taaffe, der spätere Ministerpräsident.

Als Reichs-Kriegsminister wurde John 1868 durch Feldzeugmeister Franz Baron Kuhn ersetzt, der zwar auch manch harten Strauß mit den Delegationen aus-

gefochten hatte, dessen Geradheit und Heftigkeit aber von so viel Bonhomie durchtränkt war, daß er selbst mit den „Streichquartetten“, welche jede Post des Kriegsbudgets rigoros prüften, auf dem besten Fuße stand.

Am 5. December 1868 erhielt das von beiden Vertretungen angenommene Wehrgesetz die kaiserliche Sanction. Es steht in seiner Wesenheit noch heute in Kraft und stellte das Princip der allgemeinen Wehrpflicht als Fundament der Heeresbildung und Ergänzung auf. Die Präsenz-Dienstzeit wurde auf drei Jahre festgesetzt, daran schließen sich acht Jahre Reserve und zwei Jahre Landwehrpflicht. Der Ueberschuß der Wehrpflichtigen über das für den systemisirten Friedensstand erforderliche Jahrescontingent wird unmittelbar in die Landwehr eingereiht und hat sich einer mehrwöchentlichen Abrichtung zu unterziehen. Zur Ausbildung und Evidenzhaltung unterliegt die Reserve und Landwehr der Verpflichtung, bei Waffenübungen oder Controlsversammlungen zu erscheinen.

Vom gleichen Datum war auch das Gesetz für die ungarische Honved-Armee, welche eine besondere Uniformirung und das ungarische Commando erhielt. Zum Honved-Obercommandanten wurde Erzherzog Josef, der Sohn und Bruder der beiden letzten Palatine, ernannt und unter ihm fungirten als Landwehr-Districtscommandanten auch die ehemaligen Revolutions-Generäle Klapka, Vetter und Perczel. Darin lag ein eben so verständlicher Hinweis, daß man an entscheidender Stelle voll und ganz mit der Vergangenheit abgerechnet und manche leichtbegreifliche Empfindlichkeit unterdrückt habe. Es war darin nun eine neue Bethätigung jenes versöhnlichen Sinnes zu erkennen, welcher den hochherzigen Entschluß dictirt hatte, das Krönungsgeschenk von hunderttausend Ducaten den Invaliden, Witwen und Waisen der Honved-Armee des Jahres 1848 und 1849 zu widmen. Gewiß war man nun zu der Erwartung berechtigt, daß auch das Land über eine traurige Periode des Irrens, deren Schuld niemand allein zu tragen hat, von welcher aber auch niemand ganz zu entlasten ist, den Schleier der Vergangenheit ziehen und — so wie der eigenen Empfindlichkeit vollauf Rechnung getragen wurde, auch die des anderen Theiles schonen werde. Und der loyal denkende, besonnene Theil der Bevölkerung Ungarns hat dieser Erwartung auch entsprochen.

Das ungarische Honvedgesetz enthielt auch Bestimmungen über einen Landsturm, welche in dem im März 1869 sanctionirten österreichischen Landwehrgesetz fehlten. Diese Frage wurde erst viel später in einer von der gewöhnlich mit dem Worte „Landsturm“ verbundenen Vorstellung sehr verschiedenen Weise gelöst. An die Spitze der Landwehr trat als Obercommandant Erzherzog Rainer. Die Landwehr besteht in Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Krain und dem Küstenlande aus Landwehrschützen-Bataillons und Landwehrdragonern. In Böhmen, Mähren, Schlesien und Bukowina gibt es Landwehrinfanterie-Bataillone und Landwehr-Dragoner, in Galizien statt der letzteren Landwehr-Ulanen. In Tirol, dessen Wehrverfassung noch immer auf gewissen localen Eigenthümlichkeiten basirt, gibt es Landesschützen zu Fuß und zu Pferd, welche sich ebenso wie die gleichen Truppen in Dalmatien durch besondere Adjustirung kennzeichnen. Die Landwehrschützen-Bataillone haben im Wesentlichen die Jägeruniform, die Infanterie trägt blaue Röcke mit scharlachrother Egalisirung, die Dragoner gleichen jenen des stehenden Heeres.

Von der eigentlichen Heeresreorganisation können wir hier nur einige Grundzüge mittheilen. Noch gibt es in dieser Beziehung keinen Ruhepunkt; politische Erwägungen,

die Erfahrungen neuerer Kriege, die immer fortschreitende Waffentechnik u. s. w. halten diese Frage in stetem Fluß, so daß die Schöpfungen eines Jahres oft im nächsten wieder verschwinden und durch neue Einrichtungen ersetzt werden.

Die Unterscheidung zwischen leichter und schwerer Cavallerie ließ man endgiltig fallen. Mit der gesteigerten Feuerwirkung der modernen Gewehre wurde die Möglichkeit, durch Cavallerieangriffe die Entscheidung der Schlachten zu erzwingen, sehr verringert. Dagegen fiel dieser Waffe durch den Kundschafterdienst, welcher die Bewegungen des Feindes erspähen und nach einem treffenden Ausdruck einen „Schleier" bilden soll, hinter welchem sich jene der eigenen Armee verbergen, eine neue Aufgabe von großer Wichtigkeit zu. In geradezu vorzüglicher Weise wurde diese Rolle von der deutschen Cavallerie im Feldzug von 1870 ausgefüllt; stets dem Gegner auf dem Fuß folgend, hielt sie das Hauptquartier in Kenntniß von allen Bewegungen desselben und bildete zugleich eine förmliche Wolke um das deutsche Heer, durch welche der allerdings nicht besonders scharfe Blick der französischen Generäle fast nie zu dringen vermochte.

Durch diese Verschiebung im Gebrauch der Cavallerie wurde auch eine andere Organisation bedungen. Wallenstein und noch Prinz Eugen entschieden gerne ihre Schlachten durch einen vehementen Angriff der Reiterei, darum waren die Kürassiere ihre Lieblingswaffe, deren Choc schon durch das Massige der Pferde, Reiter und der ganzen Ausrüstung eine furchtbare Kraft erhielt. Gerade dieser Vorzug von früher verwandelte sich aber der neueren Aufgabe gegenüber in einen Nachtheil. Nun waren Schnelligkeit und Leichtigkeit der Bewegung in erster Linie erforderlich. Diesen Gesichtspunkten entsprach die noch 1867 vollzogene Umgestaltung sämmtlicher Kürassierregimenter, welche sich ja ohnehin in der letzten Zeit fast nur mehr durch die weißen Collete unterschieden hatten. Die Kürassiere wurden durchaus in Dragoner umgewandelt, welche bei diesem Anlaß lichtblaue Waffenröcke mit verschiedenfärbiger Egalisirung, krapprothe Stiefelhosen und braune Mäntel erhielten. Dagegen wurden die Hußarenregimenter Nr. 15 und 16 aus früheren Dragonerregimentern errichtet. Gleichzeitig erhielten die Ulanen statt der früheren dunkelgrünen Uniformen licht- ~~oder dunkelblaue~~ Ulankas mit krapprother Egalisirung und gleichfalls rothe Stiefelhosen und braune Mäntel. Als Kopfbedeckung kehrte man nach einigen Versuchen bei den Ulanen wieder zu einer niederen, mit Roßbusch geschmückten Czapka, bei den Hußaren zum Czako mit aufrechtstehendem Roßbusch zurück. Die Regimenter unterschieden sich bei den letzten beiden Truppen durch die Farbe der Kopfbedeckungen.

Schon 1864 war das Raketeurregiment aufgelöst worden. Die fortschreitende Technik hatte diese Waffe entbehrlich gemacht, da das Geschoß jedes Feldgeschützes so ziemlich alle Wirkungen erzielte, welche früher nur den Raketen eigen gewesen waren. Nach 1867 erfolgte die Aufstellung der Festungsartillerie-Bataillone Nr. 1—9, im folgenden Jahre wurden die Nr. 10—12 aus dem 1854 errichteten Küstenartillerie-Regiment formirt. Der erweiterten Ordre de bataille entsprechend erfolgte 1872 die Errichtung eines dreizehnten Feldartillerie-Regimentes.

Besonders eingreifend war die Thätigkeit der Kriegsverwaltung in Bezug auf die militärischen Studien. Wir greifen in Nachstehendem allerdings der Zeit noch etwas vor, weil es zweckmäßiger erscheint, ein Gesammtbild aller Maßregeln auf dem Gebiete des Militärstudienwesens zu geben, wie es sich seit 1867 entwickelt hat.

Aus den bestandenen Akademien für Artillerie und Genie wurde 1869 die „Technische Militärakademie" in Wien gebildet, deren Zweck die Heranbildung

von Officieren für die Artillerie, das Geniecorps und das Pionnierregiment ist. Für jene Officiere, welche nach ihrem Uebertritt in den Truppendienst noch eine höhere, allgemein militärische oder wissenschaftliche Ausbildung in ihrer Specialwaffe zu erlangen wünschen, schied man schon 1867 aus den beiden Akademien den höheren Artillerie- und Geniecurs aus. Jeder derselben besteht aus zwei Jahrgängen, welche von Hauptleuten und Subalternofficieren der betreffenden Waffengattungen besucht werden können; die Leitung beider Curse liegt in der Hand des Präsidenten des technischen und administrativen Militärcomités. Innerhalb dieser Stellung nahm besonders der derzeitige Reichs-Kriegsminister, Feldzeugmeister Arthur Graf Bylandt-Rheidt (Bild S. 1401) fördernden Einfluß auf die Studien in den höheren technisch-militärischen Fächern. An den höheren Artilleriecurs schließt sich dann der 1873 ins Leben gerufene Curs für Stabsofficiers-Aspiranten der Artillerie.

Gleichfalls dem technisch-administrativen Militärcomité untersteht auch der 1869 eröffnete Intendanzcurs; derselbe wird in zwei Jahrgängen von jenen Truppenofficieren besucht, welche eine Verwendung im Intendanzwesen anstreben, und bietet außer den einschlägigen militärischen Fächern auch noch, so weit es erforderlich ist, Ausbildung in kaufmännischer und technologischer Richtung.

Im Jahre 1870 trat der Central-Infanteriecurs in das Leben, welcher jenen älteren Officieren der Fußtruppen, die auf ein Avancement in die höheren Rangsstufen aspiriren, Gelegenheit zur Ausbildung geben sollte. Im Jahre 1876 erfolgte eine Reorganisation und Erweiterung als Stabsofficierscurs für Infanterie und Cavallerie; derselbe muß von jenen rangsältesten Hauptleuten und Rittmeistern absolvirt werden, welche die Charge eines Stabsofficiers anstreben. Die Ernennung dazu ist im Frieden künftig in der Regel nur nach mit günstigem Erfolg abgelegter Prüfung möglich.

An Stelle der Central-Equitation wurde 1875 der Militär-Reitlehrercurs errichtet, welcher Officieren der Cavallerie, der Artillerie und des Trains die entsprechenden höheren Kenntnisse in den hippologischen Fächern verleiht. Daran schließt sich endlich der 1881 errichtete Curs für Militär-Fecht- und Turnlehrer in Wiener-Neustadt. Die beiden letzteren Institute sind als Stammschulen für die ganze Armee gedacht, aus welcher die gründlich gebildeten Instructoren für die Truppenkörper hervorgehen.

Die Militärakademie in Wiener-Neustadt, welche noch immer die Heranbildung von Officieren für die Infanterie und Cavallerie als Endziel hat, wurde 1878 einer ziemlich eingehenden Reorganisirung unterzogen.

An niedereren Militär-Bildungsanstalten entstanden im Laufe der Jahre die Militär-Unterrealschulen in Güns, St. Pölten, Eisenstadt und Kaschau, dann die Militär-Oberrealschule in Weißkirchen und endlich das Militär-Waisenhaus in Fischau.

Das 1850 vom Frauenverein in Oedenburg errichtete Institut für Erziehung verwaister mittelloser Officierstöchter wurde 1877 von der Staatsverwaltung übernommen. Das schon erwähnte Officierstöchter-Erziehungsinstitut in Hernals wurde 1876 einer Reorganisation und Erweiterung unterzogen, deren Kosten von einem unter Aegide der Kaiserin Elisabeth stehenden Damen-Comité aufgebracht wurden.

In das Jahr 1872 fällt die Errichtung einer besonderen Militär-Straf-

anstalt in Möllersdorf, durch welche die Abgabe der wegen leichterer Verbrechen Verurtheilten auf die Festungen vermieden wurde.

Die Durchführung des neuen Wehrgesetzes, von allen intelligenten Kreisen der Bevölkerung freudig als ein wirklich im Geiste der Zeit gelegener Fortschritt begrüßt, stieß im äußersten Südosten der Monarchie auf erbitterten Widerstand. Die Bewohner der sogenannten Bocche di Cattaro, des an Montenegro grenzenden wilden Gebirgslandes, griffen, als auch sie sich gleich allen übrigen Staatsangehörigen der Wehrpflicht unterwerfen sollten, zu den Waffen. Unkriegerischer Sinn war es also nicht, was dieses halbwilde Bergvolk zum Widerstand trieb, im Gegentheile weiß dasselbe mit Büchse und Handschar trefflich umzugehen und macht davon bei den Grenzfehden oder gelegentlichen Beutezügen auch öfter Gebrauch, als es gerade im Interesse staatlicher Ordnung wünschenswerth ist.

In Wahrheit wußten die Bocchesen allerdings sehr wenig vom Staat, den Rechten und Pflichten, welche ihnen aus der Zusammengehörigkeit mit demselben erwuchsen. Sie erfreuten sich beinahe gänzlicher Steuerbefreiung und wurden auch in anderer Beziehung so zart, ja vielleicht gar zu rücksichtsvoll behandelt, um nicht in ihnen den Gedanken an gänzliche Unabhängigkeit zu wecken.

Aus diesem Traum, in dem die Zurückhaltung der kaiserlichen Behörden sie seit Jahrzehnten gelassen hatte, deren Gewalt thatsächlich in der Bocche sehr wenig bedeutete, wurden nun diese Natur- und Kraftmenschen durch die Anstalten zur Durchführung des Wehrgesetzes aufgestört. Mit dem Argwohn aller solcher kaum halbcivilisirter Völker ahnten sie hinter diesen Vorbereitungen nur einen Anschlag gegen das bisherige, von keiner staatlichen Autorität gestörte Stillleben, und um nicht Kriegsdienste für den Staat, dem sie angehörten, leisten zu müssen, inscenirten sie sich auf eigene Faust einen kleinen Krieg, in dem sie von ihren Nachbarn und Stammesgenossen, den Montenegrinern, welche die Bocche ja stets mit lüsternen Augen betrachtet hatten, wirksame Unterstützung fanden.

Mit der ganzen Anlage dieses Volkes, dem ungebändigte Kraft und ein allerdings oft bedenkliche Seiten annehmender kriegerischer Sinn nicht abzusprechen ist, war der anfängliche passive Widerstand gegen die Durchführung des Wehrgesetzes nicht vereinbar. Als die Regierung ihrerseits Vorbereitungen traf, diesen Widerstand mit Gewalt niederzuhalten, schlug der Aufstand in hellen Flammen empor. Am 7. October 1869 wurde eine für das Fort Dragalj bestimmte Proviantcolonne von den Bocchesen angegriffen, die Bedeckung zersprengt und der größte Theil des Transportes erbeutet. Dieser Erfolg, welcher den nicht immer auf den geraden Bahnen des Rechtsgefühles wandelnden Erwerbssinn der Herren Bocchesen und ihrer Helfer aus Montenegro und der Herzegowina beträchtlich aufstachelte, machte sie natürlich nur noch unternehmender. Sie blockirten das Dorf Dragalj, den einzigen von den Truppen besetzten Punkt in der Crivoscie, dem eigentlichen Hochland der Bocche, ganz förmlich und schickten sich an, regelrecht Krieg zu führen.

Es muß unumwunden zugestanden werden, daß man die Schwierigkeiten der Situation sehr unterschätzte und besonders anfänglich ebensowenig in den militärischen als politischen Maßregeln glücklich war. Der Verhängung des Belagerungszustandes über den Bezirk von Cattaro folgte eine mit ganz unzulänglichen Streitkräften unternommene Expedition. Der vom Statthalter und Commandirenden Dalmatiens, Feldmarschallieutenant Wagner, einem sonst sehr kenntnißreichen und tüchtigen Soldaten,

am 18. October unternommene Versuch, nach Dragalj vorzudringen, mißlang vollständig. Wenige Tage darauf setzten sich die Bocchesen in den Besitz dieses Punktes durch eine gelungene Ueberrumpelung.

Die Pforte, welche bekanntlich alle Ursache hatte, jeden Funken, der in diesen Gegenden zum Glimmen kam, möglichst rasch auszutreten, stellte in der Herzegowina einen Grenzcordon auf und war auch bemüht, auf Montenegro einzuwirken, um dieses Land von der fast offenen Begünstigung des Aufstandes abzuhalten. Nach und nach nahmen auch die militärischen Maßregeln gegen die Bocchesen größeren Umfang an, ein Theil der Kriegsescadre wurde in die Bucht von Cattaro gesendet und 18 Bataillone in Risano, Perasta und den anderen Küstenorten gesammelt. Die Unterwerfung der Zuppa, der äußersten Südspitze Dalmatiens, und des schmalen Küstenstriches an der Bocche, gelang allerdings ohne besondere Anstrengung. Aber ein von General Gottfried Graf Auersperg vom 16. bis 21. November unternommener Zug gegen die Crivoscie endete mit einem unleugbaren Mißerfolg. Die Insurgenten, vertraut mit der Natur ihres rauhen Berglandes, wußten dasselbe wirksam gegen die österreichischen Truppen zu vertheidigen, welche im Erklimmen der steil aufwärts führenden Felsensteige ihre Kräfte erschöpften, ohne des Gegners ansichtig zu werden, der aus gesichertem Versteck die tödtlichen Kugeln sendete.

Daß die gestellte Aufgabe nicht unerfüllbar war, sollte ja eine nicht allzuferne Zukunft unwiderleglich beweisen. An diesen Mißerfolgen mußte also — da man schließlich auch eine ganz ausreichende Truppenmacht zusammenzog — doch die Unbekanntschaft mit dem Terrain und die demselben nicht angepaßte Führung Schuld tragen. Ein weiterer Beweis hiefür liegt darin, daß der einzige Erfolg dieser traurigen Episode, die endliche Wiederbezwingung Dragaljs, das Verdienst eines durch lange Dienstleistung und kartographische Arbeiten vollkommen mit dem Lande vertrauten Officiers, des damaligen Obersten (nachmaligen Feldmarschalllieutenant) Stefan von Jovanovich (Bild S. 1409) war, welcher später auf dem gleichen Kampffelde eine noch glänzendere Rolle zu spielen berufen war.

Der nahende Winter machte den Operationen gegen die Crivoscie ein Ende. Aber man empfand mit Recht das Andauern dieses Zustandes für längere Zeit als eine Demüthigung des Staates. Da vorderhand der Weg der Gewalt ausgeschlossen war, entschloß man sich, einen anderen einzuschlagen, zu dessen Aufsuchung der als Militärcommandant an Stelle Auersperg's tretende Feldmarschalllieutenant Rodich betraut wurde, welcher bald darauf auch Wagner als Statthalter ersetzte.

Rodich, der jedenfalls Land und Leute auch genau kannte, knüpfte Unterhandlungen mit den Führern der Crivoscianer an. Sehr reell klingende Motive — man sprach von zweimalhunderttausend Gulden — machten diesen Biedermännern die Vortheile der Unterwerfung klar. Außerdem wurden einzelnen Ortschaften, welche durch den Aufstand gelitten hatten, Entschädigungen zugesprochen und eine allgemeine Amnestie in Aussicht gestellt. Unter diesen Umständen mochte die Unterwerfung den Herren Insurgenten eben' nicht schwer werden, da sie überdies nach einem stillschweigenden Uebereinkommen im vollen Genuß ihrer früheren Privilegien verbleiben, namentlich mit der Wehrpflicht verschont bleiben sollten.

Thatsächlich fehlte es nicht an Stimmen, welche meinten, die Unterwerfung sei nicht auf Seite der Insurgenten gewesen; so viel ist sicher, daß, wenn die vorausgegangenen militärischen Operationen keine Meisterstücke waren, der sogenannte „Friede

von Knezlac", welchen Rodich mit den Crivoscianern schloß, auch in politischer Beziehung nicht als gelungen anzusehen ist. Der beste Beweis dafür liegt abermals in der Zukunft, welche den Staat denn doch dazu zwang, auch diese Handvoll ungeberdiger Leute den allgemeinen Pflichten der Staatsbürgerschaft mit Gewalt zu unterwerfen. Klugheit und Milde sind vortreffliche Dinge, welche auch dem Feldherrn nicht fehlen sollen, aber sie dürfen nie jene Grenzlinie überschreiten, wo sie von dem Gegner als Schwäche gedeutet werden können und eine Eigenschaft der Person auf die von derselben vertretene Sache zurückwirkt.

Die neue staatsrechtliche Gestaltung der Monarchie machte auch die gänzliche Aufhebung der Militärgrenze nothwendig, zu welcher durch die Auflösung der Siebenbürger Grenze schon der erste Schritt geschehen war; das Grenzinstitut war seinerzeit unter Bedingungen geschaffen worden, welche schon lange nicht mehr zutrafen. Das militärisch-patriarchalische Verwaltungssystem war in unserer Zeit ein Anachronismus, welcher den materiellen Aufschwung lähmte und zum Theil auch der Deckmantel für manche Willkür war; der ursprüngliche Zweck des Grenzinstitutes — ein Schutzwall gegen die Türkei zu sein — entbehrte, seit diese einst so gefürchtete Macht altersschwach und friedfertig geworden war, jeder thatsächlichen Begründung, so daß die Umgestaltung der Grenze auch in militärischer Beziehung wünschenswerth war.

Aber solche durch Jahrhunderte eingelebte Verhältnisse, mit welchen die Menschen durch Gewohnheit, Eigennutz u. s. w. eng verknüpft sind, werden selten ohne große Schwierigkeiten umgestaltet. Der unleugbare Nutzen für die Allgemeinheit tritt dann sehr leicht vor den ungestüm geltend gemachten Interessen Einzelner, welche allerdings nicht immer zu schonen sind, zurück. So geschah es auch in Croatien, wo eine in den Mitteln nicht wählerische politische Partei das schwierige Uebergangsstadium dazu benützte, um der Regierung Verlegenheiten zu bereiten. Man verwirrte das ohnehin erregte Volk durch die albernsten Gerüchte; die Grenze werde gegen den Willen des Kaisers von der ungarischen Regierung eigenmächtig aufgehoben, wurde ausgestreut, und was sonst der wissentlichen Verhetzungen mehr waren.

Im Oguliner Grenzbezirk kam es in der That unter dem Einfluß einiger ultracroatischer Politiker, welche durch wüstes Treiben noch heute dem Landtag in Agram zu einer wenig neidenswerthen Berühmtheit verhelfen, zu einem förmlichen Aufstand. Die Grenzer verweigerten die Ablieferung der Waffen, nahmen die Officiere und königlichen Commissäre gefangen, verwüstelen ärarischen Besitz und schickten sich an, einen bewaffneten Widerstand gegen die Entmilitarisirung der Grenze zu organisiren. Zum Glück fehlte es nicht an der energischen und klugen Hand, welche durch Gewalt, wo es nöthig, durch Beschwichtigung und Belehrung, wo es möglich war, dem Unwesen ein Ende machte. Von Agram her erschien General Mollinary mit Truppen und zersprengte nach einem Zusammenstoß am 11. October 1871 die zusammengelaufenen Banden.

Mit 1. October 1873 war die Auflösung der bestandenen 14 Grenz-Infanterieregimenter und des Titler Bataillons, welche 1871 begonnen hatte, endlich vollständig vollzogen. Aus denselben wurden die Infanterieregimenter Nr. 70 und 79 neu formirt und einzelne Bezirke den Regimentern Nr. 6, 16, 29, 43, 46, 50, 53, 61 und 78 zugetheilt. Außerdem erhielten die Feldjäger-Bataillons Nr. 19 und 31, das Husarenregiment Nr. 6, die Ulanenregimenter Nr. 5 und 12 und das Artillerieregiment Nr. 12 ihre Ersatzmannschaften aus croatischen Ergänzungsbezirken.

An die Spitze des Landesvertheidigungs-Ministeriums in Wien trat 1871 als Nachfolger der Generäle Wagner und Scholl Oberst Julius Horst, welcher schon bisher an der Berathung und Durchführung des neuen Wehrgesetzes hervorragenden Antheil genommen hatte. In Ungarn lag das gleiche Portefeuille in den Händen von Bela Szende, der seinerzeit als Honved-Stabsofficier wegen seiner Theilnahme an der Revolution auf der Festung war. Daran nahm niemand Anstoß, war ja doch der erste Minister-Präsident und spätere Minister des Aeußern, Graf Julius Andrassy, der als Oberst in der Honvedarmee diente und von Kossuth zu diplomatischen Sendungen gebraucht wurde, von den Kriegsgerichten Haynau's 1849 in contumaciam zum



Josef Baron Philippovich. (Seite 1412 u. ff.)

Tode verurtheilt worden. Für Ungarn lag darin eine Art Empfehlung und anderwärts war man vorurtheilslos genug, um die traurigen Irrthümer einer wirren Zeit nicht auf die Gegenwart zu übertragen.

Als Reichs-Kriegsminister wurde Baron Kuhn durch den Feldzeugmeister Alexander Baron Koller ersetzt, welcher als Statthalter und Commandirender in Böhmen unter den schwierigsten Verhältnissen großes administratives Talent bewiesen hatte und durch sein persönliches Einschreiten bei den verheerenden Ueberschwemmungen der Jahre 1869 und 1872 sich sogar die Achtung jenes Theiles der Bevölkerung erzwang, welcher seinem politischen Wirken nicht eben günstig gesinnt war. Im Jahre 1875 trat an Koller's Stelle Feldmarschallieutenant Arthur Graf Bylandt-Rheidt, geb. 1821 (Bild S. 1401), dessen Verdienste um das militärische Studien-

wesen schon erwähnt und unter dessen Verwaltung eine Reihe der wichtigsten Heeres-Reformen inaugurirt wurden.

In erster Linie ist hier wohl die Umgestaltung des gesammten Artillerie-materiales der Armee zu nennen. In dieser Maßregel dürfte, da Graf Bylandt-Rheidt seine Carrière in der Artillerie gemacht hatte und als Präsident des technisch-administrativen Militärcomités an den Vorarbeiten in hervorragender Weise betheiligt war, wohl auch der eigentliche Anlaß seiner Berufung in das Ministerium gelegen sein. Graf Bylandt-Rheidt bewies sich aber auch in allen anderen Fragen der Heeres-Organisation als Fachmann ersten Ranges; diesem reichen Wissen und seiner



Stefan Baron Jovanovich. (Seite 1406 u. ff.)

gewinnenden Weise gelang es auch, die volle Sympathie und das Vertrauen der Vertretungskörper zu erlangen, vor welchen er die schwierige Aufgabe hatte, die steigenden Ansprüche der Kriegsverwaltung zu begründen und zu vertreten.

Das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Monarchen, welches am 2. December 1873 im ganzen Reich, besonders aber in Wien glanzvoll gefeiert wurde, sollte nicht vorüber gehen, ohne daß der Kaiser der Armee, mit welcher er sich seit jeher auf das engste verbunden fühlte, ein Zeichen seiner dankbaren Erinnerung gab. Die Kriegsmedaille, welche jedermann tragen kann, der an einem unter der Regierung des Kaisers Franz Josef I. geführten Kriege theilgenommen hat, ehrt die ganze Armee, indem dadurch deren Opfermuth und Tapferkeit anerkannt wird, welche sich selbst unter widrigen Verhältnissen nicht verleugneten.

Durch die im Jahre 1874 zwischen Montenegro und der Pforte ausbrechenden Streitigkeiten, welchen 1875 ein Aufstand in der Herzegowina folgte, wurde die orientalische Frage, dieses große Räthsel der europäischen Politik, wieder auf die Tagesordnung gesetzt.

Auch wenn durch die Ausbreitung des Aufstandes über Bosnien Oesterreich in Folge der massenhaft über die Grenze flüchtenden Christen nicht direct ins Mitleid gezogen worden wäre, hätte das Reich sich kaum völlig fern von dem heiklen Thema halten können, welches durch die Vorgänge im Orient wieder angeschlagen worden war. Die ganze Kläglichkeit der Verwaltungszustände in der Türkei trat gar zu offen an den Tag, als daß man nicht — schon im eigenen Interesse, das unter den ewigen Unruhen im angrenzenden Gebiet litt — nach einer Aenderung und Besserung dieser Zustände streben sollte.

Dieser Standpunkt wurde von der österreichischen Regierung im Vereine mit den anderen Mächten der Pforte gegenüber vertreten, als durch die Niederlage Serbiens, das 1876 die Waffen ergriffen hatte, die Dinge sich viel ernster gestalteten. Man lehnte, als die Pforte die Reformvorschläge der Botschafter-Conferenz in Konstantinopel zurückwies, das Drängen Rußlands nach einer gemeinsamen militärischen Intervention ab. Nur zu oft hatte Rußland bewiesen, daß seine Einmischung in die inneren Verhältnisse der Türkei nur Vorwand für die Ausdehnung der eigenen Machtsphäre waren; einer solchen aber keinen Vorschub zu leisten, hatte Oesterreich bei seinen geographischen und nationalen Verhältnissen alle Ursache. Sagte doch schon Kaiser Josef II., „es sei an der Zeit, zu erwägen, ob nicht die Nachbarschaft des ‚Turbans‘ für Oesterreich bequemer ist als jene der ‚Pelzmütze‘.“

Rußland trat im Frühjahre 1877 allein in den Kampf ein, in welchem die Pforte eine überraschende Lebens- und Widerstandskraft verrieth, obwohl die inneren Zustände furchtbar zerrüttet waren. Das Schicksal des Feldzuges schwankte wiederholt sehr bedenklich. Die vom Großfürst Nikolaus geführte russische Armee erlitt durch die türkischen Feldherren Mehemed Ali, Osman- und Suliman-Pascha wiederholt sehr ernste Niederlagen. Erst als Serbien und Rumänien gleichfalls gegen die Türkei auftraten, machten die Russen entschiedene Fortschritte, der Balkan wurde überstiegen und anfangs 1878 standen sie vor Adrianopel — beinahe im Angesichte des goldenen Hornes.

In dieser verzweifelten Lage schloß die Türkei am 3. März den Frieden von San Stefano, welcher sie selbst und die ganzen Balkanländer der Suprematie Rußlands unterworfen hätte. Das konnte Oesterreich nicht zugeben; eine Note erklärte, daß man keinen Frieden anerkennen werde, welcher allgemein europäische oder speciell österreichische Interessen verletze. Der daran geknüpfte Vorschlag zum Zusammentritt eines europäischen Congresses fand bei allen übrigen Mächten so bereitwillige Aufnahme, daß auch Rußland ihn nicht ablehnen konnte. In militärischer und finanzieller Beziehung hatten sich während des Krieges die furchtbaren Schäden gezeigt, von welchen der Riesenkörper des russischen Staates unter dem doppelten Druck des Autokratismus und einer feilen bestechlichen Verwaltung litt.

Schon im Februar 1878 war an die beiderseitigen Delegationen eine Creditforderung von sechzig Millionen Gulden gestellt worden, als deren Zweck der Minister des Aeußern, Graf Andrassy, angab, es solle dadurch nur ein Druck auf Rußland ausgeübt und Oesterreichs Stellung auf dem bevorstehenden Congresse verstärkt werden.

Nicht ohne Widerspruch — namentlich in der österreichischen Delegation — erfolgte die Bewilligung dieses Credites, mit welchem ausgerüstet Graf Andrassy zu dem am 13. Juni unter Bismarck's Vorsitz eröffneten Berliner Congresse ging.

Die jüngste Zeit hat uns gelehrt, wie wenig verläßlich auch die Bestimmungen dieses Staatsvertrages sind, durch welchen man einen sicheren Rechtsboden für die Verhältnisse der Balkanhalbinsel geschaffen zu haben glaubte. In dieser allerdings für die Herren der diplomatischen Zunft und für die Vertragstreue einzelner Mächte nicht eben schmeichelhaften Wahrnehmung liegt ein Grund mehr, daß wir uns nur mit jener Bestimmung des Berliner Vertrages befassen, welche unmittelbar für Oesterreich von Bedeutung war.

Als Grenz-Arrondirung erhielt Oesterreich den an der Adria gelegenen Hafen von Spizza und die Donauinsel Ada-Kaleh bei Orsova, welche nach dem Abzug der Türken schon im Vorjahre von kaiserlichen Truppen besetzt worden war. Viel wichtiger jedoch war das vom Congreß zwar einstimmig, aber nicht ohne vorhergehende Einwendungen einzelner Mächte an Oesterreich ertheilte Mandat zur militärischen Occupation Bosniens und der Herzegowina, um in diesen Ländern — jedoch unter Aufrechthaltung des türkischen Besitztitels — geordnete Zustände herbeizuführen. Daß diese Maßregel schon lange in Aussicht genommen und zwischen einem Theil der Mächte vereinbart war, ist seither unzweifelhaft klar geworden, ebenso wird heute kaum jemand mehr daran denken, daß diese Länder jemals wieder in die Hand der Pforte zurückgelangen könnten. Die dafür gebrachten Opfer und die so oft und laut betonte Wichtigkeit Bosniens und der Herzegowina, welche sich als Keil zwischen das schmale dalmatinische Küstenland und Croatien einschoben, müssen jeden solchen Gedanken unterdrücken, wenn auch heute noch die Occupation nicht zur Annexion geworden ist.

Der Occupations-Feldzug des Jahres 1878.

Ueber die zur Besetzung von Bosnien und der Herzegowina erforderlichen Truppenkräfte herrschte nicht voller Einklang. Von Seite des Ministeriums des Aeußern, welchem doch verläßliche Berichte hätten vorliegen sollen über die Verhältnisse und die Stimmung in den Occupationsländern, widerstrebte man jedem größeren Truppenaufgebot, und von Graf Andrassy wurde sogar erzählt, daß er sich anheischig gemacht habe, die Occupation mit einer „Musikbande und einer Compagnie Infanterie" durchzuführen. Von militärischer Seite jedoch betonte man, daß mindestens eine solche Truppenmacht aufgeboten werden müsse, welche von vorneherein jeden, auch nur theilweisen Mißerfolg ausschließe, welcher unter einer kampflustigen, zum größten Theil bewaffneten und seit Jahren tief erregten Bevölkerung von den übelsten Consequenzen sein könnte.

Schon in der ersten Hälfte Juli waren die zur Occupation bestimmten Truppen mehr und mehr gegen die Save herangezogen worden. Es waren dies die Truppen-Divisionen Nr. VI (Feldmarschalllieutenant von Tegetthoff, ein Bruder des berühmten Seehelden), Nr. VII (Feldmarschalllieutenant Wilhelm Herzog von Württemberg), Nr. XX (Feldmarschalllieutenant Graf Szapary) und die Corpsreserven, zusammen 13 Infanterieregimenter, 4 Jägerbataillone, 2 Cavallerieregimenter, 13 Batterien und die erforderlichen technischen Truppen und Armee-Anstalten.

Zum Einmarsch in die Herzegowina stand dem Feldmarschalllieutenant Stefan Baron Jovanović (Bild S. 1409) die XVIII. Truppendivision, bestehend aus 3 Infanterieregimentern, 4 Jägerbataillonen und 5 Batterien, zur Verfügung. Alle Truppen befanden sich auf dem Friedensstand; bei der XVIII. Truppendivision waren einige Abtheilungen berittener dalmatinischer Landesschützen eingetheilt.

Die zur Besetzung Bosniens bestimmten Truppen mochten ungefähr 30.000 Mann zählen und führten die Bezeichnung XIII. Armeecorps. Das Commando desselben wurde in die Hände des Feldzeugmeisters Josef Baron Philippović (Bild S. 1408) gelegt, welcher bisher an der Spitze des Generalcommandos in Böhmen gestanden war. Baron Philippović war als kenntnißreicher, energischer General bekannt, welchem eine genaue Kenntniß der Landessprache und Verhältnisse in den unteren Donauländern zu Gebote stand. Wie von gut unterrichteter Seite behauptet wird, bezeichnete Baron Philippović von vorneherein die ihm zur Verfügung stehende Truppenzahl als ungenügend.

Die in der zweiten Hälfte Juli aus Bosnien eintreffenden Nachrichten mußten allerdings zur Vorsicht mahnen. Man darf es schließlich den von der Cultur noch so wenig beleckten Bosniern, welche stets gewohnt waren, in jeder Obrigkeit einen Bedrücker zu sehen, nicht gar so übel nehmen, daß sie das subtile staatsrechtliche Verhältniß, in welches ihr Land zu Oesterreich trat, nicht ganz begriffen. Gerade die unruhigsten Elemente mochten auch ahnen, daß es nun mit der Ungebundenheit zu Ende sei, kurz, es gab Gründe genug, um eine den Oesterreichern mißgünstige Stimmung wachzurufen.

Die vollkommen ohnmächtigen türkischen Behörden konnten dieser von Tag zu Tag mächtiger werdenden Strömung nicht entgegentreten, obwohl sie den besten Willen hatten, dem Berliner Vertrage zu entsprechen. Die türkischen Truppen wurden successive aus dem Lande gezogen und in einem Lager bei Mitrovitza vereinigt.

In Serajevo hatte ein fanatischer Derwisch, Hadschi Loja, ein Mann von wilder, packender Beredsamkeit und persönlicher Tapferkeit, alle Gewalt an sich gerissen. Er setzte Behörden aus und ein und zwang endlich den Civilgouverneur und den Militärcommandanten, vor einem Pöbelaufstand das Weite zu suchen. Die noch im Lande befindlichen türkischen Truppen wurden entweder durch Ueberredung oder mit Gewalt bewogen, sich der Insurrection anzuschließen. Im weiteren Verlaufe kam es wiederholt vor, daß sich Officiere der türkischen Armee bei den Oesterreichern mit der Meldung einfanden, sie seien von den Insurgenten zur Uebernahme eines Commandos gezwungen worden. Auf jeden Fall konnte man jetzt schon voraussehen, daß die Dinge nicht so glatt verlaufen würden, als man von mancher Seite gehofft hatte.

Am 27. Juli erließ Baron Philippović eine Proclamation an die Bewohner Bosniens und der Herzegowina, welche betonte, daß „Seine Majestät der Sultan, von dem Wunsch für ihr Wohl beseelt, sich entschlossen habe, sie dem Schutze seines mächtigen Freundes, des Kaisers und Königs, anzuvertrauen“.

Weiter hieß es: „So werden denn die kaiserlichen und königlichen Truppen in Eurer Mitte erscheinen. Sie bringen Euch nicht den Krieg, sondern den Frieden. Unsere Waffen sollen Jeden schützen und Keinen unterdrücken. Der Kaiser und König befiehlt, daß alle Söhne dieses Landes gleiches Recht nach dem Gesetze genießen, daß sie Alle geschützt werden in ihrem Leben, ihrem Glauben, ihrem Hab und Gut. Eure Gesetze und Einrichtungen sollen nicht willkürlich umgestoßen, Eure Sitten und Ge-

bräuche sollen geschont werden. Nichts soll gewaltsam verändert werden ohne reifliche Erwägung dessen, was Euch noththut. Die alten Gesetze sollen gelten, bis neue erlassen werden, die Einkünfte dieses Landes sollen ausschließlich für die Bedürfnisse desselben verwendet werden. Die rückständigen Steuern der letzten Jahre sollen nicht eingehoben werden. Die Truppen des Kaisers sollen das Land nicht drücken noch belästigen. Sie werden mit Geld bezahlen, was sie von den Einwohnern bedürfen."

Gleichzeitig erfloß ein Armeebefehl an die Truppen und eine Instruction an alle Commandanten, welche denselben ihr Verhalten in großen Zügen vorzeichnet.

Am 29. Juli überschritten die ersten Abtheilungen der VI. Truppendivision bei Brood die Save; sie wurden ohne alle Feindseligkeiten empfangen und die türkischen Behörden erklärten sich bereit, unter Leitung des österreichischen Truppencommandos ihre Amtsgeschäfte ordnungsmäßig weiterzuführen.

Am 30. Juli hatte diese Colonne, bei welcher sich Feldzeugmeister Philippovich mit dem Stab befand, den Uebergang vollendet und sogleich den Marsch nach Dervent angetreten, das am Abend desselben Tages besetzt wurde.

Gleichzeitig mit der VI. Division überschritt die VII. bei Gradiska die Save, um die Richtung gegen Banjaluka einzuschlagen. Die schwachen türkischen Truppenabtheilungen zogen sich stets beim Nahen der Oesterreicher ohne Widerstand zurück. Nur die bei Kostajnicza über die Unna gehenden und gegen Novi bestimmten Abtheilungen dieser Division wurden bei Dobrljen mit Schüssen empfangen, ohne aber handgemein zu werden mit den Gegnern, welche vor den recognoscirenden Ulanenpatrouillen das Weite suchten. Der weitere Marsch über Novi und Prjdor vollzog sich unbelästigt, und am 1. August stießen die beiden Colonnen dieser Divisionen bei Banjaluka wieder zusammen.

Ebenso überschritt — vollkommen unbelästigt — die XX. Division unter Feldmarschallieutenant Ladislaus Graf Szapary (Bild S. 1415) am 29. Juli bei Schamaz die Save. Aus den Uebergangspunkten ist der den Operationen zu Grunde liegende Gedanke klar zu erkennen.

Die VI. Truppendivision hatte auf der von Brood nach Serajevo führenden Straße vorzurücken, wobei ihr die über Gradacac und Gračanica marschirende XX. Division die linke Flanke deckte und sich eventuell dort, wo beide Straßen sich der Bosna nähern, mit ihr in Verbindung zu setzen hatte. Die weiteste Route fiel der VII. Division zu, welche auf der südöstlich ziehenden Straße über Jaicze und Travnik vorzudringen und sich bei Vitez, wo die Straßen zusammenstoßen, mit der VI. Division zu vereinigen hatte.

Furchtbare Schwierigkeiten machte gleich anfangs der vollkommen vernachlässigte Zustand der Straßen, der durch vorhergehende starke Regengüsse noch schlimmer gemacht wurde. Wir wissen aus dem Munde von Theilnehmern an diesem Feldzug, daß es nicht bloße Phrase war, wenn davon gesprochen wurde, daß der Koth bis über die Knöchel reichte. Die Hauptcolonne, bei welcher sich der Stab befand, war schon am 31. Juli zu einem Rasttag genöthigt, um den technischen Truppen Zeit zu geben zur nothdürftigen Herstellung der Straße über Kotorsko gegen Doboj.

Am 1. August wurde der Marsch in dieser Richtung wieder aufgenommen und ohne Zwischenfall fortgesetzt. Schon glaubte man thatsächlich, auf keinen ernsten Widerstand zu stoßen, als die Vorgänge des 3. August diese Illusionen zerstörten. Um sich Gewißheit über den Zustand der Straße zu verschaffen, hatte Baron Philippovich

den Hauptmann des Generalstabes, Millinković, einen genauen Kenner des Land der früher beim General-Consulat in Serajevo in Verwendung war, mit einer Escadr des 7. Hußarenregimentes vorausgesendet. In Doboj und Maglaj wurde Colonne mit Versicherungen bedingungsloser Unterwerfung empfangen und die Lieferu von Fourage zugesagt. Dunkle Gerüchte jedoch über größere bewaffnete Abtheilung welche sich bei Zepče sammeln, bestimmten Hauptmann Millinković, se Recognoscirung bis dorthin auszudehnen. Schon vor diesem Orte wurde von beiderseitigen Höhen das Feuer auf die Colonne eröffnet und nach kurzer Gefec dauer hatte Millinković die Ueberzeugung, es wirklich mit einer ziemlich star



Wilhelm Herzog von Württemberg. (Seite 1416.)

Insurgenten-Abtheilung zu thun zu haben. Es wurde daher der Rückmarsch ge Maglaj angetreten. Aber bei diesem Ort, wo die Straße durch die hart an Bosnafluß herantretenden Höhen vollkommen den Charakter eines Defilées hat, f man nun gleichfalls auf Hindernisse.

Die Straße war an mehreren Stellen durch Verhaue und Barricaden gesp und aus den Häusern wie von den Höhen schlug ein wohlunterhaltenes Gewehrfe in das Hußaren-Detachement ein. Die Hindernisse mußten theils mit Verlu erstürmt, theils übersprungen werden. Man ließ 2 Officiere und 46 Mann auf Platze, gegen 30 Mann wurden versprengt, kehrten jedoch meist in den nächsten Ta wieder zur Truppe zurück. Gleich diese erste Affaire gestattete aber einen Sch

darauf, mit welchem Gegner man es zu thun habe und welchem Krieg man entgegengehe. Dem durch eine Kugel vom Pferd geworfenen Lieutenant Graf Chorinsky wurde sofort, so daß seine Leute es noch sahen, der Kopf abgeschnitten. Und so erging es auch den übrigen Todten oder Verwundeten, welche an diesem Tage den Insurgenten in die Hände fielen.

Auf die Kunde von diesem Ueberfall, welche durch die Meldung ergänzt wurde, daß auch die XX. Division bei ihrem Vorrücken im Sprečathal auf deutliche Anzeichen des Uebelwollens stieß, wurde sofort das Standrecht verkündet. Von nun an erfolgte auch der Vormarsch stets in mehreren Colonnen und mit allen gebotenen Vorsichtsmaßregeln. Schon am 4. August kam es bei Kosna zwischen der



Ladislaus Graf Szapary. (Seite 1413.)

rechten Flankencolonne und beträchtlichen Insurgenten-Abtheilungen zu einem Kugelwechsel, und am 5. wurde nach halbstündigem, aber lebhaftem Gefecht das fast ganz geräumte Maglaj besetzt. Man fand eine Anzahl furchtbar verstümmelter Leichen von Husaren, und es entsprach nur der begreiflichen Erbitterung unserer Soldaten, wenn man mit den bewaffnet aufgegriffenen Insurgenten nicht viel Federlesens machte.

Schon diese erste Woche des Feldzuges ließ die volle Schwierigkeit des begonnenen Unternehmens erkennen. Ueber die Nothwendigkeit einer ausgiebigen Verstärkung der Occupationstruppen konnte kein Zweifel mehr sein. Mit möglichster Beschleunigung wurde daher die II., IV. und XXVI. Truppendivision an die Save dirigirt.

Während sich die Mittelcolonne den Weg öffnen mußte und Feldmarschall-lieutenant Graf Szapary nur mit Mühe die turbulente Bevölkerung niederhielt und

namentlich in Gračanica mit Strenge einschreiten mußte, stieß nun auch die linke Colonne der VII. Division unter dem Herzog Wilhelm von Württemberg (Bild S. 1414) auf Widerstand.

Bis zum 5. August ging der Marsch ungefährdet und rasch von Statten. An diesem Tage kam es aber bei Vacar-Vakuf zu einem Gefecht, das sich am 7. bei Jaicze noch heftiger erneuerte. Die Insurgenten kämpften so hartnäckig, daß die Besetzung von Jaicze erst nach einem glücklichen Bajonetangriff und dem überlegenen Artilleriefeuer möglich war. Durch diese Niederlage schien aber die Kraft der hier stehenden Insurgenten gebrochen, denn ohne weiteren Widerstand erreichte die VII. Division am 11. August Travnik und sofort wurden die Vortruppen bis Vitez vorgeschoben, um die Verbindung mit der VI. Division herzustellen.

Deren Vormarsch vollzog sich indessen langsamer, als es vorhergesehen war, ja einige Zeit erwog man den Gedanken, denselben ganz einzustellen und die Verstärkungen abzuwarten. Zur Bezwingung des offenen Widerstandes war man zweifelsohne stark genug, aber es ist nicht zu vergessen, daß die Sicherung der Verbindungen und die Rücksicht auf den Zweck einer dauernden Occupation zu Besetzungen und Detachirungen nöthigte. Und diese durften bei der Stimmung der Bevölkerung, welche mit wenigen Ausnahmen dem bewaffneten Widerstand zuneigte, nicht zu schwach sein, wenn man solche isolirte Abtheilungen, wie wir an dem Beispiel Banjalukas sehen werden, nicht schweren Gefahren aussetzen wollte. Feldzeugmeister Philippovich fürchtete aber, dem Aufstand durch ein Unterbrechen seiner Vorrückung einen mächtigen Impuls zu verleihen, und entschloß sich zur Fortsetzung des Marsches auf Serajevo, die XX. Division aber erhielt den Auftrag, an der bei Doboj in die Bosna mündenden Spreča abwärts zu ziehen, um die Verbindung auf der von Brood führenden Straße zu sichern.

Am 7. August bestand die Hauptcolonne ein mehrstündiges Gefecht bei Zepče, an dem auch zwei Bataillone Redifs (türkischer Landwehr) theilnahmen, wahrscheinlich aber nur mehr oder weniger gezwungen, denn sie ließen sich ohne besonderen Widerstand und in größeren Abtheilungen gefangen nehmen. Am 9. August fanden sich sogar zwei türkische Stabsofficiere bei der österreichischen Vorhut ein, welche von den Insurgenten gezwungen worden waren, ein Commando zu führen, und sich nur unter Gefahr flüchten konnten.

Ohne Widerstand wurde das gefürchtete von einem Castell beherrschte Defilé bei Vranduk passirt, am 11. August langte das Gros der Division in Zenica an und am 13. vollzog sich bei Vitez die Vereinigung mit den Vortruppen der VI. Division.

Obwohl der türkische Gouverneur Bosniens in einer Zusammenkunft mit Feldzeugmeister Philippovich versprochen hatte, seinen Einfluß dahin zu verwenden, daß der Widerstand aufhöre, kam es doch schon beim weiteren Vormarsch auf Serajevo, bei Han Belatovač, am 16. August zu einem längeren Treffen. Der arme Hafis Pascha hatte eben keinen Einfluß und war — so friedfertig er auch persönlich sein mochte — doch nur eine Puppe, welche von Hadschi Loja dirigirt wurde, den man die eigentliche Seele des Widerstandes nennen konnte.

Unter fortwährenden Gefechten bei Kakanj, Vysoka, Kiseljak, Blazuy vollzog sich nun der Anmarsch der vereinigten zwei Divisionen gegen Serajevo. Je näher man der Hauptstadt Bosniens kam, desto energischer wurde der Widerstand der Insurgenten, so daß nicht schwer vorauszusehen war, daß die Einnahme der



Die Aufpflanzung der kaiserlichen Flagge auf dem Castell in Serajevo. (Seite 1418.)

Hauptstadt nicht ohne Opfer gelingen werde. Mit großer Zähigkeit vertheidigte Insurgenten ihre Positionen und konnten meist nur durch umfassende Bewegunge Verlassen derselben gezwungen werden.

Am 18. August stand man im Angesichte Serajevos, das theilweise mit Geschützen besetzte Erdwerke gedeckt war. Nur weil die Insurgenten es ver hatten, die dominirenden Höhen der Kobilaglava und Kosarsko brdo zu be war der VI. Division unter Feldmarschalllieutenant Tegetthoff die Annäh an Serajevo ohne schwere Opfer möglich. Wurde dadurch auch die Aufgab Truppen erleichtert, so kostete der 19. August noch immer einen harten Strauß.

Am frühen Morgen erfolgte der Angriff, der von mehreren Seiten zugleic unter dem Schutze eines gewaltigen Geschützfeuers unternommen wurde. Gegen 1(verstummten nach und nach die feindlichen Geschütze, die Stadt brannte an meh Punkten und die Bataillone der Infanterieregimenter Nr. 52, 38 und 46 gingen Sturm vor.

Sie drangen auch in die Stadt ein, aber nun entspann sich durch mehr eine Stunde ein wilder Straßenkampf; aus den Häusern wurde auf die Tr geschossen, viele festere Gebäude mußten einzeln gestürmt werden, besonders um Spital, wo selbst die verwundeten und kranken Insurgenten zu den Waffen gr wurde hartnäckig gerungen. Endlich erlahmte der Widerstand, in wilder Flucht die Insurgenten gegen Gorazda und Rogatica; die nachrückenden Tr begannen sofort mit der Durchsuchung der Häuser und Confiscation der W Um 4 Uhr wurde, von Kanonenschüssen salutirt, die kaiserliche Flagge auf Citadelle aufgezogen (Bild S. 1417) und Feldzeugmeister Philippovich seinen Einzug, mit Freuden begrüßt von der ruhigen Bevölkerung aller fessionen.

Unterdessen hatte die XX. Division einen schweren Stand gehabt. Das dringen gegen Zwornik und Dolnj Tuzla war nur unter fortwährenden Gefe möglich gewesen; der steigende Widerstand und Verpflegsschwierigkeiten nöthigten Szapary sogar am 11. August, nach Gračanica zurückzugehen. Dabei br sich die Insurrection in östlichen Bezirken Bosniens immer mehr aus, und das mühen der türkischen Behörden um Erhaltung der Ruhe erwies sich ganz vergel

Nicht besser stand es im Nordwesten Bosniens, der sogenannten Krai Dort hatte man sich zwar ruhig gehalten, so lange die VII. Truppendivision in Nähe war. Wie heikel die Situation war, zeigt die Affaire von Banjaluka, wo Herzog von Württemberg ungefähr fünf Compagnien Infanterie unter Gen major Sametz zurückgelassen hatte. Bald nach dem Abmarsch der Division ze sich in der Umgegend starke Insurgentenbanden, welche am 14. August in der N zu einem Angriff schritten. Die schwache Besatzung kam in die übelste Lage; namen um das mit zahlreichen Patienten belegte Spital wurde erbittert gerungen, wobei selbst die Aerzte und Verpflegsbeamten am Kampfe betheiligten. Nur der Entschlossen eines Artillerieofficiers, der, auf dem Marsch begriffen, die Kunde vom Angriff Banjaluka erhielt und rasch mit zwei Geschützen herbeieilte, verdankte wahrschein die tapfere Garnison ihre Rettung. Einige wohlgezielte Shrapnel- und aus gr Nähe abgegebene Kartätschenschüsse jagten die Insurgenten in die Flucht. Es hohe Zeit, daß ausgiebige Verstärkungen solche Vorfälle unmöglich und eine genüge Besetzung der wichtigen Punkte die Verbindungen sicher machten.

Viel weniger schwierig vollzog sich die Besetzung der Herzegowina. In zwei Colonnen überschritt Feldmarschalllieutenant Jovanovich am 31. Juli und 1. August die dalmatinische Grenze bei Vrgorač und Imoschi. Man war beim Stab der XVIII. Division vortrefflich unterrichtet von den Absichten der Gegner, welche an mehreren Punkten alle Anstalten zu einem energischen Widerstand getroffen und auf den Höhen sogenannte Steinbatterien errichtet hatten. Zum Theil auf Saumwegen, aber auch über Stock und Stein ließ Jovanovich diese Stellungen umgehen, nöthigte dadurch die Insurgenten zum Verlassen derselben und vereinigte am 2. August seine drei Brigaden bei Ljubuski.

In Mostar, der Hauptstadt der Herzegowina, war es unterdessen noch zu schlimmeren Scenen als in Serajevo gekommen. Alle höheren türkischen Functionäre wurden ermordet, ein Theil der Truppen schloß sich dem fanatisirten Volke an, drei Bataillone aber zogen der österreichischen Grenze zu und stellten sich in Metković zur Verfügung.

Von den Vorgängen in Mostar unterrichtet, beschleunigte Jovanovich seinen Marsch. Schon am Morgen des 4. August bestand Oberst Klimburg bei Citluk ein Gefecht, das die Insurgenten so zu ernüchtern schien, daß Tags darauf Generalmajor Theodorovich die Stadt Mostar besetzen konnte, ohne Widerstand zu finden. Von dieser Stadt aus wurden nun fliegende Colonnen entsendet, welche die Verbindung mit Dalmatien sicherten, am 11. August nach kurzem Kampf den für die Communication nach Bosnien wichtigen Ort Stolac einnahmen und die von verschiedenen Orten auftauchenden Insurgentenbanden zersprengten. Am 13. August erlag bei Ravnice eine von Stolac ausgesendete Compagnie des 32. Infanterieregiments einem überlegenen Angriff der Insurgenten fast ganz, und auch um Stolac sammelten sich so starke Banden, daß die Besatzung die Stadt räumen und sich auf Vertheidigung des Castells beschränken mußte. Die von Mostar aus sofort zum Entsatz von Stolac vorgesendete Brigade des Generalmajors Schluderer stieß am 17. August bei Cerniči auf Insurgenten in so bedeutender Stärke, daß sie zwar aus ihren Stellungen vertrieben werden konnten, zum Weitermarsch aber Verstärkungen herangezogen werden mußten.

Nun brach Feldmarschalllieutenant Jovanovich selbst mit der Brigade Oberst Klimburg von Mostar auf und brachte bei Pašić-Han, Domanovic und Cerniči den Insurgenten so wuchtige Schläge bei, daß sie bis Stolac zurückwichen. Bei Kremenac und der Erstürmung von Stolac am 21. August kam es noch zu hartnäckigen Kämpfen, welche für die Insurgenten sehr verlustreich waren. An denselben betheiligte sich auch ein vom Wojwoden Mussič geführtes Freicorps, das den kaiserlichen Truppen werthvolle Dienste leistete.

In der Herzegowina war die Kraft des Aufstandes gebrochen. Die regulären Truppen ergaben sich, die Insurgenten liefen auseinander, und nur mehr im Südosten des Landes wurde, angefeuert durch montenegrinische Einflüsse, der Widerstand fortgesetzt. Trebinje, dessen Citadelle noch von den Türken besetzt war, wurde mit Hilfe derselben unterworfen, dann erfolgte die Besetzung von Bilek und Gačko, die Gefechte bei Gorica und Jasen (15. und 18. September) erschütterten die Insurrection vollends, und nachdem nach einer dreitägigen Beschießung am 28. September die Bergfestung Klobuk genommen und zerstört war, konnte die Besetzung und Pacificirung der Herzegowina als vollzogen angesehen werden.

Die Situation der XX. Truppendivision war noch immer eine sehr beden
Namentlich die Schwierigkeiten der Verpflegung waren es, welche Graf Sza
zwangen, sich von dem in hellem Aufruhr stehenden Sprecathal an die Etappen
zu ziehen. Sogar bei dem Grenzorte Türkisch-Schamac mußte sich die Ga
gegen Angriffe der Insurgenten wehren, und unter fortwährenden Kämpfen er
das Gros der Division Mitte August Doboj.

Dieser Punkt mußte um jeden Preis gehalten werden, weil durch den V
desselben die Verbindung mit der Monarchie und die einzige Nachschubs- und
pflegslinie für die gegen Serajevo marschirenden zwei Divisionen unterbrochen g



Franz von Uchatius. (Seite 1423.)

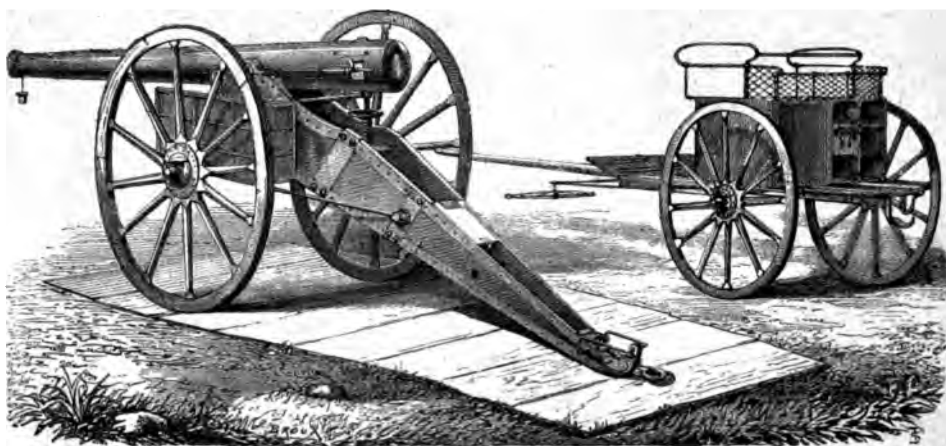
wäre. Auch die Insurgenten erkannten die Wichtigkeit dieser Stellung; sie concen
ihre ganze Kraft und griffen mit derselben bei Doboj am 16., 19., 23., 26
30. August an. Mit unerschütterlicher Zähigkeit aber hielt Graf Szapary S
auch nicht an einem Punkte vermochten die Insurgenten den Uebergang übe
Bosna zu forciren, obwohl sie über bedeutende Uebermacht geboten und
Geschütze verwendeten. Dieses tapfere Aushalten der XX. Truppendivision ist
rühmend genug anzuerkennen, denn ohne dasselbe wäre das Gros des
pationscorps in die schlimmste Lage gekommen und der Kampf bedeutend verl
worden.

Gegen Ende August trafen nach und nach die Verstärkungen ein un
22. erfolgte mit kaiserlichem Befehlschreiben eine Neuformirung der Occupa

truppen. Dieselben erhielten die Bezeichnung II. Armee und theilten sich in die Armeecorps Nr. 3 (Szapary), Nr. 4 (Feldmarschalllieutenant Baron Bienerth), Nr. 5 (Feldmarschalllieutenant Ramberg), Nr. 13 (Feldzeugmeister Herzog von Württemberg). Unter den Verstärkungen befanden sich abermals mehrere Reserveregimenter und auch Abtheilungen der ungarischen und croatischen Landwehr.

Während man sich in Serajevo begnügte, Vorstöße in südöstlicher Richtung zu machen, um die Neubildung der ziemlich erschütterten Insurgentenbanden zu verhindern, nahmen die Dinge an der unteren Bosna eine entschiedene Wendung zum Besseren. Anfangs September konnte Graf Szapary die Offensive ergreifen und in den Gefechten vom 4., 5. und 6. September zersprengte er seine bisher so aufdringlichen Gegner.

Ebenso wurde im Nordwesten Bosniens durch das 13. Armeecorps die Unterwerfung vollzogen, das feste und hartnäckig vertheidigte Bihač und Livno genommen und die Kraina von Insurgenten gesäubert. Von Serajevo aus wurden Zwornik



Stahlbronze-Kanone. (Seite 1423.)

und Rogatica besetzt und nach den Gefechten bei Senkovic und Bandin-Ogiak wurden die letzten Widerstandsversuche der Insurgenten rasch unterdrückt. Mit der Besetzung von Gorazda, Visegrad, Cojnica-Foca und Konjica stand man an der türkischen Grenze Bosniens, wodurch die Verbindung mit den Truppen in der Herzegowina hergestellt war. In der Nähe von Rogatica fiel einem Streifcorps auch der verwundete Hadschi Loja in die Hände, der aber sehr glimpflich behandelt wurde und sich in der Gefangenschaft sehr zahm und fügsam erwies.

Auch der Nordosten Bosniens wurde Ende September durch die combinirten Operationen des III. und IV. Armeecorps unterworfen, Tuzla, Bjelina und Zwornik ausreichend besetzt und auch von dieser Seite die Verbindung der einzelnen Corps gesichert.

Am 1. October konnte Feldzeugmeister Philippovich melden, daß er seine Aufgabe — die Occupation Bosniens und der Herzegowina — vollzogen und den Widerstand niedergeschlagen habe. Ein Armeebefehl des Kaisers vom 19. October sprach die Anerkennung und den Dank des Monarchen aus.

Mit 14. October wurden alle Occupationstruppen auf den Friedensstand ve[...] etzt und ein Theil derselben aus dem Lande gezogen, aber sofort durch frische Truppe[...] ersetzt. Am 16. und 19. November trafen die von Bosnien zurückkehrenden tapfere[...] Regimenter Nr. 32 und 38 in Wien ein, wo sie Gegenstand eben so rauschender al[...] verdienter Ovationen waren.

Der Gesammtverlust war nicht unbedeutend. Er betrug an Todten 868 Mann[...] an Verwundeten 3664 und an Vermißten 268 Mann.

Uebrigens war mit dem Kampf die Aufgabe der Armee noch nicht gelöst. Da[...] Land war besetzt, aber es mußte auch für die Monarchie gewonnen, ein gese[...] mäßiger Zustand herbeigeführt, die Bevölkerung an Ordnung un[...] friedliche Thätigkeit gewöhnt werden. Die ersten Maßregeln traf na[...] Feldzeugmeister Philippovich, der besonders in Serajevo die besseren Elemente d[...] Bevölkerung zur Gemeindeverwaltung heranzog. In ähnlicher Weise verfuhr man au[...] in den anderen größeren Orten, in welchen man sich bald mit der Thatsache der Oc[...] pation aussöhnte und den Maßregeln der Militärbehörde willige Unterstützung li[...]

Eine am 11. November erlassene General-Amnestie sicherte für alle während d[...] Occupation begangenen und noch nicht gesühnten politischen Verbrechen Verzeihu[...] zu. Nun kehrten auch jene Leute meist wieder in ihre Heimstätten zurück, welche [...] bisher noch wegen ihrer Theilnahme am Kampf verborgen hielten. Huldigungs-De[...] tationen aus der Herzegowina stellten sich in Wien ein, welchen die Versicherung[...] der Proclamation erneuert wurden. Im Allgemeinen wurden die bestandenen Form[...] der türkischen Administration aufrechterhalten, nur dort, wo es an Organen dersel[...] fehlte oder sie nicht vertrauenswerth erschienen, versahen die Stationscommandan[...] deren Functionen.

Mitte December verließ Baron Philippovich Bosnien. An seine Stelle t[...] Herzog Wilhelm von Württemberg, der 1880 vom Feldzeugmeister Ba[...] Dahlen abgelöst wurde.

Schon der Artikel 25 des Berliner Vertrages bestimmte: „Da die österreichi[...] ungarische Regierung nicht wünscht, sich mit der Verwaltung des Sandschaks [...] Novibazar zu befassen, welches sich zwischen Serbien und Montenegro in südöstlic[...] Richtung bis über Mitrovitza erstreckt, so wird die ottomanische Verwaltung fortfahr[...] dort zu functioniren. Nichtsdestoweniger behält sich Oesterreich-Ungarn, um die A[...] rechthaltung des neuen politischen Zustandes ebenso wie die Freiheit und Sicherh[...] der Communicationswege zu sichern, das Recht vor, Garnisonen zu halten und m[...] tärische Handelsstraßen im ganzen Umfange dieses Theiles des alten Vilajets Bosn[...] zu besetzen."

Kaum war die Occupation vollendet, als man auch von diesem Punkte [...] Berliner Vertrages Gebrauch machte. Das Limgebiet und Sandschakat wurden bes[...] Wenn man darin ein sicheres Zeichen weitaussehender Pläne Oesterreichs auf ein V[...] dringen bis zum Aegäischen Meer sehen wollte, so lag darin wohl ein Irrthum. [...] erster Linie sollte durch diese Besetzung ein Keil in die südslavischen Länder getrie[...] und Bosnien von der directen Nachbarschaft derselben abgeschlossen werden. [...] dieser Rücksicht war die Besetzung des Sandschakats auch während der Unruhen [...] Jahres 1882 von unleugbarem Nutzen. Zwischen den österreichischen Truppen [...] den türkischen Behörden und dort, wo gemischte Besatzungen liegen, auch zwisc[...] diesen, herrscht das beste Einvernehmen, wodurch die nicht sehr angenehme Situa[...]

der in diesen unwirthlichen Gegenden stationirten kaiserlichen Truppen wesentlich erleichtert wird.

Die Occupation hat unbedingte Lobredner und ebenso eifrige Gegner gefunden. Für Bosnien und die Herzegowina war dieselbe entschieden ein Glück, da diese Länder dadurch zu geordneten Zuständen kamen. Ob auch die Monarchie einen Ersatz für die gebrachten großen Opfer finden wird, ob der neue Besitz nicht zu einer Quelle von Schwierigkeiten werden kann, das vermag heute niemand zu sagen. Wir können nur darauf vertrauen, daß unsere tapfere Armee festzuhalten wissen wird, was sie mit Opfern und Mühen errungen hat.

* * *

Während ein Theil der Armee in blutigen Kämpfen das von den Staatsmännern Vereinbarte zur Wirklichkeit machte, ruhten auch die großen Reformationen nicht. Namentlich die Neubewaffnung der ganzen Feldartillerie mit Hinterladern ist in dieser Beziehung zu erwähnen. Entgegen der allgemeinen Annahme, daß für gezogene Geschütze nur Gußstahl alle Vorzüge vereinige, kam die vom Generalmajor Franz von Uchatius (Bild S. 1420) nach einem eigenen Gußverfahren hergestellte Stahlbronze-Kanone (Bild S. 1421) zur Verwendung. Dieselbe soll dem Gußstahl in keiner Weise nachstehen, ja sogar noch elastischer als dieser sein. Ein Hauptvortheil lag aber darin, daß sich die Kosten, welche immerhin noch 16 Millionen Gulden betrugen, bedeutend geringer stellten, als wenn Gußstahl zur Verwendung gekommen wäre.

Als unmittelbare Folge der Occupation erscheint die noch 1878 erfolgende Errichtung eines besonderen Gendarmeriecorps für Bosnien und die Herzegowina, welches, dem vorwiegend militärischen Charakter der Verwaltung entsprechend, dem Kriegsministerium unterstellt wurde. Die Adjustirung dieses Corps ist jener der übrigen Gendarmerie gleich.

Wenn auch nicht streng in den militärischen Pflichtenkreis fallend, soll doch die Theilnahme der Truppen an dem Rettungswerke bei der Ueberschwemmung Szegedins im Frühjahre 1879 nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Auch hier wurde ein zäher, erbitterter Kampf gegen das entfesselte Element geführt, welcher vielleicht mehr Aufopferung verlangte als mancher Gefechtstag; bis zum letzten Moment arbeiteten die Soldaten an den Dämmen, welche schon an hundert Stellen von der durch den Wind gepeitschten Fluth unterwühlt und benagt waren. Und als endlich trotz aller Mühen die zerstörenden Wassermassen doch die Uebermacht behielten, die so hartnäckig vertheidigten Dämme durchbrachen und sich über die unglückliche Stadt ergossen, da waren wieder die kaiserlichen Truppen die ersten beim Rettungswerke und leisteten auch durch Aufrechthaltung der Ordnung unschätzbare Dienste. Allen diesen Wackeren leuchtete Feldmarschalllieutenant von Pulz, der 1866 in der Schlacht bei Königgrätz das Ulanenregiment Graf Trani bei der berühmten Attaque führte, als Beispiel voran. Er bezahlte diese Aufopferung mit dem Leben; durch Tage und Nächte der eisigen Kälte und Nässe ausgesetzt, erlag er bald darauf — ein Ende, das zwar anscheinend nicht so heldenhaft ist wie der Tod auf dem Schlachtfelde, den tapferen, pflichttreuen Soldaten aber gewiß nicht weniger ehrt.

Im Jahre 1880 erfolgte eine Reorganisation der Traintruppe, welche in drei Trainregimenter formirt wurde.

Hatte man sich von mancher Seite über die Schwierigkeiten der Occupation Bosniens und der Herzegowina getäuscht, so zeigte sich bald, daß dasselbe auch bezüglich der Verwaltung dieser Länder der Fall war. Das einfache Uebertragen der Administrations-Schablone eines modernen Staates paßte nicht für ein Land, das bisher zwar an die Willkür türkischer Paschas, an blutige Selbsthilfe, Räuberunwesen und allerlei sonstigen landesüblichen Unfug gewöhnt war, aber keine Spur von staatlicher Ordnung kannte. Als man ihm nun das, was eine anfänglich nicht sehr glücklich gewählte Beamtenschaft dafür hielt, was aber schließlich nichts war als ein national und theilweise auch confessionell gefärbter Bureaukratismus, auferlegen wollte, da lehnte sich die Bevölkerung dagegen auf.

Als im Laufe des Jahres 1881 sich beunruhigende Symptome zeigten, das Auftauchen bewaffneter Banden, die Ueberfälle einzelner kleinerer Militärposten immer häufiger wurden, entgegnete die Regierung auf Anfragen in den Vertretungskörpern, es handle sich dabei nur um das in jenen Gegenden fast unvermeidliche Räuberunwesen.

Schon im ersten Beginne des Jahres 1882 konnte aber kein Zweifel darüber sein, daß man es mit einem regelrechten und nicht ungefährlichen Aufstand zu thun habe, welcher sich über einen Theil der Occupationsländer ausdehnte und auch nach Dalmatien übergriff.

Dort war wieder die Crivoscie der Aufstandsherd und auch der Anlaß war derselbe wie im Jahre 1869. Nach zwölf Jahren ging man wieder daran, auch in diesem weltvergessenen Winkel der Monarchie das Wehrgesetz zur Durchführung zu bringen, wobei wir es allerdings dahingestellt lassen wollen, ob der Moment gerade glücklich gewählt war. Ein Theil der Ortsältesten (Glavari) gab sofort die Erklärung ab, man werde sich der Durchführung des Wehrgesetzes nicht fügen; ein anderer, aber kleinerer Theil dieser Herren drückte seine Bereitwilligkeit aus, gegen entsprechende Geldbelohnungen dieselbe zu dulden, ja sogar gnädigst zu unterstützen. Im Volke selbst aber war die erstere Stimmung überwiegend, und sie wurde noch angefacht durch die aus der Herzegowina kommenden Insurgentenchefs, unter welchen Stefan Kovačević wohl der bedeutendste war.

Feldzeugmeister Baron Rodich glaubte noch immer das 1869 angewendete System verfolgen zu können. Aber die Rücksicht auf die Occupationsländer mußte die Regierung diesesmal zu größerer Energie bestimmen. Während Rodich noch immer unterhandelte, war der Aufstand in der Crivoscie und den angrenzenden Gegenden schon in hellen Flammen ausgebrochen. Nun gab man das Unterhandeln ganz auf und Baron Rodich erhielt in Feldmarschallieutenant Stefan Baron Jovanović (Bild S. 1409) einen energischen Nachfolger.

Aber auch in den Occupationsländern hatten sich die Dinge so verschlimmert, daß man die Fiction, es handle sich um bloße Räubereien, nicht mehr aufrechthalten konnte. Im Beginne des Jahres 1882 wurden die Delegationen zu einer außerordentlichen Session einberufen, um die für die Bekämpfung des Aufstandes erforderlichen Geldmittel zu bewilligen. Die Regierung, namentlich das mit der Verwaltung der Occupationsländer betraute Reichsfinanzministerium, hatte allerdings keinen leichten Stand. Wenn von den Delegationen auch anerkannt wurde, daß man „ohne die geringste Verschiedenheit der Meinungen darin einig war, daß der Aufstand so energisch und so rasch wie möglich niederzuwerfen sei", so sprach man doch die allerdings nicht

anzufechtende Rüge aus: „daß die Regierung sich über die Erfolge der Verwaltung in Rücksicht auf die Stimmung des Landes in vollkommenem Irrthum befunden habe." Der angesprochene Credit von acht Millionen Gulden wurde einstimmig, aber mit dem Bemerken bewilligt, daß derselbe voraussichtlich nicht genügen wird, da die militärische Action nicht allein in ihren nächsten Erfolgen, sondern auch in der Dauer ungewiß ist.

Neben der Crivoscie waren noch besonders die östlichen Bezirke der Herzegowina: Trebinje, Gacko und Bilek vom Aufstande ergriffen. Es war dies jener Landstrich, welchen Montenegro 1877 und 1878 besetzt und nur sehr ungern wieder geräumt hatte. Obwohl auf Drängen Oesterreichs ein Grenzcordon aufgestellt



Kaiser Franz Josef I. (Seite 1432.)

wurde, fanden die Insurgenten doch notorisch von Montenegro aus Unterstützung, so daß der Minister des Aeußern, Graf Kalnoky, in der Delegation achselzuckend sagte, der Fürst von Montenegro komme seinen Nachbarpflichten so gut nach, als es ihm eben möglich sei. Ein drittes Centrum hatte der Aufstand in der rauhen, nur von Saumwegen durchzogenen Gebirgsgegend an der oberen Neretva, längs der nordöstlichen Grenze von Bosnien und der Herzegowina.

Die schwierigste Aufgabe bei Bewältigung des Aufstandes lag in den Händen des Barons Jovanovich. Gewitzigt durch die Erfahrungen des Jahres 1869, hütete er sich, dem Aufstand mit vereinzelten, ungenügend vorbereiteten Expeditionen auf den Leib zu rücken und etwa den Insurgenten Gelegenheit zu wohlfeilen Triumphen zu geben. Ein von ihm anfangs Februar erlassener Armeebefehl sagt darüber: „Die Ausdehnung, welche der Aufstand genommen, und der geringe Truppenstand zwingen

uns zunächst, Verstärkungen und auch die günstige Jahreszeit zu erwarten, bevor wir an die energische Unterwerfung des Gegners schreiten. Bis dahin haben alle Truppen an den ihnen zugewiesenen Positionen auf das zäheste auszuharren, dieselben im Falle des Angriffes energisch zu behaupten, sich aber in sonstige Unternehmungen nicht einzulassen, jene ausgenommen, welche nothwendig sind, um die erforderlichen Approvisionirungen durchzuführen und die Verbindung aufrecht zu erhalten. Solche Unternehmungen müssen jederzeit mit ganz ausreichender Kraft geführt werden, damit der Erfolg gewiß sei. Die zu diesem Zwecke noch erforderlichen Verstärkungen werden zugewiesen werden. Einem Feinde gegenüber, der mit Vorliebe kleinere Abtheilungen in schwierigem Terrain aus Hinterhalten und überraschend überfällt und die kleinsten Erfolge zu den größten Siegen aufbläht, muß jede Gelegenheit zu solchen sorgfältig benommen werden. Ich befehle daher ausdrücklich, daß überall, wo Entsendungen stattfinden müssen, dieselben mit ausreichender, den Erfolg verbürgender Kraft geschehen. Das Herumziehen kleinerer Abtheilungen und Patrouillen in insurgirten Landesstrichen darf durchaus nicht stattfinden. Aus dem oben erwähnten Grunde sowohl wie der Schonung der Truppen wegen sind unnütze, auf bloße Gerüchte hin veranlaßte Bewegungen und Verschiebungen sorgfältig zu vermeiden, da sie ohnehin belanglos, nur geeignet wären, die Truppen vorzeitig zu erschöpfen und das Gefühl der Unsicherheit einzuflößen. Ruhige zuversichtliche Auffassung und Haltung muß überall herrschen. Bei aller Vorsicht und Anwendung der gebotenen Sicherheitsmaßregeln darf ein Nachgeben an die täglich und stündlich wechselnden alarmirenden Gerüchte nicht stattfinden. Rücksichtslose Energie, gepaart mit Ausdauer und Umsicht im Gefechte, fordere ich von allen Truppen; aber auch Schonung des ohnehin an Ressourcen so armen Landes, deren wir uns bei schonungslosem Verfahren nur selbst berauben würden. Allen Officieren mache ich zur Pflicht, die Natur des Kampfes in dem hierlandigen Terrain sorgfältig zu studiren und zu beachten. Die Ausbildung der Truppen — namentlich für den Sicherheitsdienst und das Gefecht auf diesem Boden — ist überall, wo Gelegenheit hiezu geboten ist, sorgfältig zu pflegen und den Schießübungen ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, damit der Gegner, so oft er mit uns zusammentrifft, durch die Ueberlegenheit unserer militärischen Tüchtigkeit auch empfindlich getroffen wird."

Es ist von hohem Interesse, solche allgemeine Anordnungen näher zu beachten; sie beweisen, wie der Commandant seine Aufgabe erfaßt, mit welchen Mitteln er sie lösen will. Des Landes und der Kampfweise der Gegner kundig, zögerte Jovanovich mit der Offensive, bis er sicher war, dieselbe mit der Gewißheit des Erfolges ergreifen zu können.

Uebrigens war die Aufgabe der Truppen auch vor diesem Zeitpunkt schon eine sehr schwierige. Abgesehen davon, daß die Insurgenten wiederholte Angriffe auf die in den Wachthäusern (Karaulen) detachirten kleineren Posten machten, bereitete die Verpflegung große Schwierigkeiten.

Namentlich in den östlichen Bezirken der Herzegowina mußten die Proviant-Convois stets mit starker Bedeckung versehen werden, die sich nicht selten den Weg in blutigem Kampf zu erzwingen hatte. Am 17. Jänner 1882 wurde sogar ein von Bilek nach Korito bestimmter, und von zwei Compagnien begleiteter Transport im Engpaß von Preklanica von überlegenen Insurgentenschaaren angegriffen und nach schweren Verlusten zum Rückzug gezwungen. Erst am zweiten Tage darnach konnten sich zwei

Bataillone den Durchmarsch erzwingen. Zu besonders harten Kämpfen kam es auch zwischen Trebinje und Bilek, wo erst Ruhe wurde, nachdem der dort hausende Insurgenten-Chef Osman Beg am 28. Jänner beim Dorfe Most an der Trebinjška eine schwere Niederlage erlitten hatte. Nur mit Mühe hielten sich die schwachen Posten in Foca, Goriczda, und Kalinovic mußte sogar vor dem Angriff einer 1000 Mann starken Insurgenten-Bande am 24. Jänner geräumt werden.

Das stärkere Auftreten solcher Schaaren in den Grenzgebirgen der oberen Narenta machte um die Verbindung zwischen Mostar und Serajewo besorgt. Ende Jänner wurden daher zwei Colonnen unter Generalmajor Czveits und Oberst Hotze in jene rauhen Gebirgsgegenden disponirt. Die erstere rückte von Mostar und Nevesinje gegen das Plateau von Zimje-Polje und zersprengte am 27. Jänner 1882 bei Glavatičevo einen starken Insurgentenhaufen; Oberst Hotze, der in Mexico den Gebirgskrieg kennen gelernt hatte, drang von Serajevo aus südwärts vor, überschritt unter furchtbaren Schwierigkeiten den Rogojsattel, bestand am 1. Februar bei Ustikolina ein siegreiches Gefecht und traf Tags darauf in Foca ein, dessen kleine Besatzung schon hart von den Insurgenten bedroht wurde. Am 3. und 4. Februar wurde in der Umgegend von Foca gekämpft, am 9. und 10. warf Oberst Hotze bei Budan und Diničić die Insurgenten, und an den gleichen Tagen säuberte Oberst Arlow von Trnovo aus die Trskovica-Planja und Horjen-Planja an der bosnisch-herzegowinischen Grenze.

Der Mangel an Communicationen, die wilde, unwirthliche Natur des Landes erschwerte den wackeren Soldaten ihre Aufgabe furchtbar. Namentlich die Colonne des Obersten Hotze hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche sich kaum von der Ueberschreitung der größten Alpenhöhen unterschieden. In eine lange Kette aufgelöst, mußten die Soldaten die steilen Saumwege erklimmen, in welche oft erst, da sie vollkommen vereist waren, Stufen gehauen werden mußten. Dazu kam noch die Kampfweise des Gegners, welche in mehrfacher Beziehung an die Tapferkeit und Disciplin die höchsten Anforderungen stellte. Die Massacrirung oder Verstümmlung von Gefangenen oder Verwundeten, welche den Insurgenten in die Hände fielen, kamen nicht selten vor, und machten es begreiflich, wenn der Kampf auch von Seite der Truppen mit einer gewissen Erbitterung geführt wurde.

Nur in der Crivoscie war es bisher noch zu keinen Kämpfen gekommen und die ungeberdigen Helden dieser Berge mochten sich schon in dem Wahn wiegen, daß sie diesesmal noch auf billigere Weise ihren Willen durchsetzen würden, als im Jahre 1869. Ja, sie wurden sogar übermüthig, griffen die Küstenorte der Bocche an, belästigten Perasto wiederholt, brannten Bogovac nieder und schickten von den unnahbaren Felsschroffen sogar Schüsse gegen die Citadelle von Cattaro herab.

Ihre Sicherheit wird begreiflich, wenn man das Terrain kennt. Hinter dem schmalen Küstensaum der Bocche steigen steile Felswände auf, welche westlich zur Crivoscie, östlich gegen Cattaro zu Montenegro führen. In vielfachen Windungen ziehen sich die Wege an diesen Kalkfelsen hinauf, oft so schmal, daß kaum zwei Menschen einander ausweichen können, meist steil, daß nur von einem Klimmen, nicht von einem Gehen die Rede sein kann, dabei ist der Fels hart und zu scharfen Formen verwittert, welche den Ruin jeder Beschuhung verursachen, und nur mit den landesüblichen Opanken sicher und ungefährdet zu beschreiten sind.

Um den überhandnehmenden Angriffen der Crivoscianer ein Ende zu machen,

entschloß sich Feldmarschallieutenant Jovanovich dazu, ihnen eine empfindliche Lection zu ertheilen. Hiezu wurde der 9. Februar bestimmt; die Leitung lag in den Händen des Generalmajors Winterhalder, der auf diesem Kampffeld kein Neuling war, unter ihm commandirten die Obersten Hostinec und Scharinger.

Zwei Bataillone des Infanterieregimentes Nr. 14 waren zum Angriff auf Orahovac bestimmt; das 10. Jägerbataillon und ein Bataillon von Nr. 43 gingen im Centrum von Perasto gegen Stepen vor; auf dem besonders mühevollen Serpentinenweg gegen Ledenice klomm das 3. Jägerbataillon empor und am äußersten linken Flügel waren das 1. Bataillon Kaiserjäger und ein Bataillon von Nr. 43 zu einem Flankenangriff auf die Stellung der Insurgenten bestimmt, deren Stützpunkte Ledenice und Orahovac waren.

Unter furchtbaren Schwierigkeiten begann am frühen Morgen des 9. Februar der Aufstieg. Obzwar schwer belästigt von dem immer intensiver werdenden Feuer der Insurgenten, das kaum erwidert werden konnte, klettern die braven Soldaten immer höher. Da beginnen die in der Bocche zusammengezogenen Kriegsschiffe ihr Feuer gegen die Höhen. Das Casematschiff „Albrecht", die Corvette „Fasana", die Kanonenboote „Nautilus", „Sansego" und „Möve" senden ihre zerstörenden Geschosse gegen Orahovac und Ledenice, so daß der erstere Ort bald in Flammen steht und die Insurgenten ihre Stellungen meist verlassen müssen. Die engen Buchten zwischen den steilen Felsschroffen füllen sich mit dichten Rauchwolken und in endlosem Echo wiederholen sich die dumpfen Kanonenschläge der schweren Schiffsgeschütze.

Rascher geht es nun aufwärts. Zuerst erreicht das 3. Jägerbataillon die Anhöhe und wirft nach einem verlustreichen Feuergefecht die Gegner aus Ledenice. Leichter wurde dem Centrum seine Aufgabe, denn es fand Stepen schon in Folge des Feuers der Schiffe geräumt. Am hartnäckigsten war der Kampf um Orahovac. Nur unter schweren Verlusten konnten die zwei Bataillone von Nr. 14 vordringen, gegen Mittag erst wird Orahovac genommen und der Gegner über Klarici hinaus bis gegen Veljeselo gejagt.

Sofort ging man daran, die genommenen Positionen möglichst zu befestigen, um sie gegen Handstreiche der Insurgenten zu sichern und einen Stützpunkt für weitere Operationen zu haben. Ebenso wurde unverzüglich an den Bau ordentlicher Straßen gegangen, zu welchem man billigerweise auch die Bevölkerung von Risano und anderen Orten heranzog, welche in nicht ungegründetem Verdachte standen, der Insurrection hold zu sein.

Der Tag von Ledenice versetzte dem Aufstand in der Crivoscie den Todesstoß. Zwar kam es im Verlaufe des Februar noch zu wiederholten Kämpfen, da die Insurgenten die verlorenen Positionen wieder zu nehmen trachteten. Aber stets mit blutigen Köpfen zurückgewiesen und sogar immer mehr eingeschränkt in den Bewegungen, war man bald vor die Wahl zwischen Unterwerfung oder Uebertritt nach Montenegro gestellt. Anfänglich wählte man das letztere, aber unter Einwirkung der montenegrinischen Regierung, welche es zu kostspielig fand, die „Stammesbrüder" zu füttern, entschloß man sich, als Straflosigkeit zugesichert war, zur Rückkehr.

In kluger Weise erleichterte man dieselbe so viel als möglich, nahm aber keine Rücksicht auf gewisse Passionen der Herren Crivoscianer. Im Sinne des am 13. Februar verkündeten Standrechtes wurde in der ganzen Crivoscie und auch den Küsten-

orten die Entwaffnung durchgeführt und Anstalten getroffen, das Wehrgesetz, dem sich die ganze Monarchie fügt, auch dort zur Wahrheit werden zu lassen.

Die Pacificirung der Crivoscie blieb nicht ohne Einfluß auf den weiteren Gang der Dinge in der Herzegowina. Die anfänglich hochgespannten Erwartungen der Insurgenten machten einer Ernüchterung Platz, viele legten die Waffen nieder und erschienen wieder als harmlose Landbewohner in den Ortschaften. Einzelne Banden setzten allerdings noch den Kampf fort und kosteten beschwerliche Märsche, da es kaum möglich war, sie festzuhalten. Aber durch combinirte, zwischen Jovanovich und dem in Serajevo commandirenden Feldzeugmeister Baron Dahlen vereinbarte Operationen gelang es, die Insurrection immer mehr einzuschränken. Um Foca, Ulok, Cajnica und in den Grenzgebirgen wurde noch bis in den März gekämpft, aber der Widerstand erlahmte immer mehr. Die Banden zerstreuten sich und die Insurrection nahm endlich den Charakter von Räubereien an, welche ja dort zu Lande als ganz normaler Zustand angesehen werden.

Schwieriger war die Herstellung der Ordnung an der Ostgrenze der Herzegowina, wo die Insurgenten in der Nähe der montenegrinischen Grenze eine stets bereite Zufluchtsstätte, welche Zeit zur Sammlung, Verstärkung und Unterstützung bot, zur Verfügung hatten. Der eigenen Unbequemlichkeiten müde und einem mehrseitigen Drucke weichend, erinnerte sich die Regierung dieses Duodezlandes seiner völkerrechtlichen Pflichten gegen einen mächtigen Nachbar, von dem man stets nur Wohlthaten empfangen hatte; die Grenze wurde schärfer bewacht, die übertretenden Insurgenten im Innern des Landes internirt, der Rücktritt bewaffneter Banden in die Herzegowina nach Möglichkeit verhindert. Damit war dem Aufstande auch in dieser Gegend der Lebensfaden abgeschnitten und er erlosch bald völlig. Um die Mitte März konnte man die Ruhe als wiederhergestellt ansehen, soweit dies eben in einem seit Jahrhunderten verwilderten Lande und nach so schweren Erschütterungen möglich war.

Als sich anfangs April die Delegationen abermals versammelten, um den Conto der Regierung zu begutachten, welcher als wahrscheinliches Bedürfniß der durch die Insurrection verursachten gesteigerten Heeresauslagen 13,733.000 Gulden auswies, befaßte man sich natürlich auch wieder mit der Verwaltung der Occupationsländer. Daß die bisherigen Resultate derselben nicht sehr erfreulich waren, lag ja offen zu Tage und wurde auch vom Reichsfinanzminister Josef Szlavy nicht ernstlich bestritten.

Im Allgemeinen standen sich zwei Strömungen gegenüber; von der einen Seite betonte man, eine Consolidirung der Verhältnisse in den Occupationsländern könne nur durch eine Regelung der Grundbesitzverhältnisse und vorsichtige, den bisherigen Gewohnheiten und Anschauungen der Bewohner möglichst angepaßte Reformen erzielt werden; nach einem zweiten Project, das in Militärkreisen viel Anklang fand, sollte die Verwaltung vollkommen militärisch organisirt und aus Bosnien und der Herzegowina eine Art „Militärgrenze“ geschaffen werden. Der letztere Plan stieß namentlich in der ungarischen Delegation auf entschiedenen Widerspruch, den man thatsächlich nicht ganz unbegründet nennen konnte. Kaum hatte man unter Schwierigkeiten aller Art die militärische Verwaltung der alten Militärgrenze, welche eine gewisse historische Berechtigung gehabt hatte, umgewandelt, und schon sollte dasselbe Experiment in einem Lande gemacht werden, dessen Bevölkerung durchaus nicht so vertrauenswürdig war, um ihr ohne Wahl Waffen in die Hand geben zu können.

Als Hauptvertreter dieses Projectes galt der auch die Functionen eines Civilchefs versehende Commandirende in den Occupationsländern, Baron Dahlen, und die Ablehnung desselben führte seinen Rücktritt herbei. Er wurde durch den General der Cavallerie Johann Freiherr von Appel ersetzt, welchem in der Person des Baron Theodor Nikolics ein Civiladlatus beigegeben wurde.

Die Mißstimmung mit den Resultaten der bosnischen Verwaltung kam in dem von der ungarischen Delegation gemachten Abstrich von 2,033.000 Gulden vom beanspruchten Credit zum Ausdrucke, welcher auch in einer gemeinsamen Abstimmung aufrechterhalten wurde. Damit war auch der äußere Anlaß zum Rücktritt des Reichsfinanzministers Szlavy gegeben, an dessen Stelle der bisherige Sectionschef des auswärtigen Amtes, Benjamin von Kallay, trat. Dieser verschaffte sich, obwohl ohnehin ein genauer Kenner des Orients, in wiederholten Bereisungen unmittelbare Aufschlüsse über die Lage und Bedürfnisse des Landes, das sich unleugbar unter seiner vorsichtigen aber zielbewußten Verwaltung zusehends entwickelt und den Culturverhältnissen des übrigen Europa mehr und mehr nähert. Wenn auch im Allgemeinen Ruhe herrscht und selbst die früher alltäglichen Raubzüge einzelner Banden immer seltener werden, so hat die Armee in den Occupationsländern noch immer eine wichtige und schwierige Aufgabe zu erfüllen. Sie ist in diesen so lange vernachlässigten Ländern in mehr als einer Beziehung der wichtigste Culturträger. Die beiden Bahnlinien, welche bisher entstanden sind, wurden fast ausschließlich vom Militär gebaut, und Genieofficiere fungiren noch heute als Bauleiter. Ebenso ist es mit den Straßen, welche das auch in dieser Beziehung arg vernachlässigte Land erst dem Verkehre erschließen sollen. In kleineren Garnisonen liegt die politische Verwaltung in den Händen der Officiere, sie fungiren als Richter, beaufsichtigen die nach und nach entstehenden Schulen u. s. w. Auf diese Art tragen die dort stehenden Truppen zum Wohle des Landes bei, ohne daß die Verwaltung thatsächlich eine einseitige militärische wäre.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit consolidirten sich die Verhältnisse des Landes so, daß man — allerdings in sehr bescheidenem Umfange — einen Versuch mit der Organisirung der Wehrkraft machen konnte. Schon 1883 konnten vier Compagnien (in Serajevo, Banjaluka, Dolnja-Tuzla und Mostar) aufgestellt werden, und es zeigt sich bei Ergänzung derselben der erfreuliche Erfolg, daß sich von Jahr zu Jahr die Zahl derjenigen mindert, welche sich der Erfüllung dieser Wehrpflicht entziehen. Die Adjustirung dieser bosnisch-herzegowinischen Truppen besteht aus lichtblauem Waffenrock mit alizarinrother Egalisirung, ebensolchen Beinkleidern, blaugrauem Mantel und dem landesüblichen Fez.

Mit 1. Jänner 1883 trat eine schon wiederholt als nothwendig erkannte und auch theilweise bereits durchgeführte Maßregel, das Territorialsystem, in das Leben. Dasselbe besteht darin, daß schon im Frieden eine solche Gliederung und Dislocirung der Truppen stattfindet, wie sie nach der Territorialeintheilung für den Kriegsfall nöthig ist. Die zu einem Armeecorps gehörigen Truppen, Armeeanstalten u. s. w. werden stets im Amtsbereiche des betreffenden Corpscommandos dislocirt, so daß allerdings eine Mobilisirung in viel kürzerer Zeit geschehen kann. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Territorialsystem eine fast nicht zu umgehende Consequenz des modernen Princips der allgemeinen Wehrpflicht ist; indessen fehlte es auch nicht an Gegnern, welche zwar nicht den Vortheil des Territorialsystems an sich, wohl aber

dessen Anwendbarkeit auf die speciellen Verhältnisse Oesterreichs in nationaler und administrativer Beziehung bezweifelten. In seiner ganzen Consequenz wurde dasselbe auch in der That nicht durchgeführt; schon die Nothwendigkeit, in einzelnen Städten größere Garnisonen zu sammeln, welcher man in Preußen und Frankreich durch das Vorhandensein eigener Gardecorps zu entsprechen vermag, zwingt zu einer Durchbrechung des reinen Territorialsystems, und das Gleiche ist bezüglich jener Truppen der Fall, welche in den Occupationsländern stehen.

Die kaiserliche Armee zerfällt nach der Territorialeintheilung in fünfzehn Armeecorps, deren Commanden nach der Nummernreihe in Krakau, Wien, Graz, Budapest, Preßburg, Kaschau, Temesvar, Prag, Josefstadt, Brünn, Lemberg, Hermannstadt, Agram, Innsbruck und Serajevo dislocirt sind. Für Dalmatien ist in Zara ein außerhalb des Corpsverbandes stehendes Militärcommando installirt.

Jedes dieser Corps hat jene Truppen, Armeeanstalten und Behörden unter sich, mit welchen es im Kriegsfalle in das Feld rücken würde.

Eine Consequenz dieser Neuformation war die Aufstellung der Infanterieregimenter Nr. 81 bis 102, für welche durch Verkleinerung der bestehenden neue Ergänzungsbezirke geschaffen wurden. Gleichfalls im Jahre 1883 entstand das Eisenbahn- und Telegraphenregiment, dessen Errichtung durch die Wichtigkeit bedungen wurde, welche die modernen Verkehrsmittel für die Kriegführung erlangt haben. Dasselbe besteht aus zwei Bataillonen und unterscheidet sich vom Pionnierregiment nur durch die Achselklappen und die geflügelten Räder auf den Krägen.

Immer unabweisbarer wurde den angestrengten Rüstungen anderer Staaten gegenüber die Nothwendigkeit, dafür vorzusorgen, daß der kaiserlichen Armee im Nothfalle die volle Kraft des Volkes zugeführt werden könne. Rücksichten auf den Kostenpunkt und auf die Schwierigkeit, in politisch so bewegten Zeiten die kaum begründete Organisation der Armee durch eine Umgestaltung in Frage zu stellen, nöthigten dazu, einen Ausweg zu suchen, um eine solche Vermehrung der Streitkräfte derart herbeizuführen, daß sich dieselben von selbst in den Rahmen der gegenwärtigen Organisation einfügen lassen. Endlich mußte auch Bedacht darauf genommen werden, daß die tüchtigsten Kreise der männlichen Bevölkerung nicht ohne Noth ihrem Erwerb und den Familien entzogen werden. All diesen Gesichtspunkten suchte das 1886 in beiden Reichshälften angenommene Gesetz über den Landsturm gerecht zu werden. Der letztere Ausdruck deckt aber nach dem bisher üblichen Sprachgebrauch nicht ganz jenen Begriff, welchem das neue Gesetz entspricht. Unter „Landsturm“ verstand man bisher ein Aufgebot der ganzen waffenfähigen männlichen Bevölkerung, um den schon in das Land gedrungenen Feind zu bekämpfen. In dieser Form fehlt es nicht an Beispielen der Aufbietung eines Landsturmes, obwohl derselbe nur sehr selten gegenüber einem Heer, das schon die reguläre Armee des Landes besiegt hatte, etwas Erhebliches auszurichten vermochte.

Der künftige österreichisch-ungarische Landsturm hat ein wesentlich anderes Gepräge. In erster Linie gestattet er der Kriegsverwaltung, zur Ergänzung der Abgänge bei der im Felde stehenden Armee, auf jene schon gedienten Leute zurückzugreifen, welche nach dem bestehenden Wehrgesetz ihrer Dienstpflicht in der Reserve und Landwehr bereits genügt haben. Darin ist, wie die Erklärungen der Minister in den Parlamenten von Wien und Pest erkennen lassen, wohl der Schwerpunkt des Landsturmgesetzes zu suchen, welches übrigens auch die Aufbietung der ganzen waffen-

fähigen Bevölkerung bis zum vollstreckten 42. Jahre in Aussicht nimmt. Ob dieselbe in ganzer Ausdehnung und ohne bestimmte Cautelen wegen Uniformirung, Ausrüstung, Verwendung und namentlich wegen Anerkennung einer solchen Truppe als völkerrechtlich zulässig, möglich sein wird, ist heute sehr fraglich. Den beiden Parlamenten wurde ihre schwere Pflicht, einem solchen Gesetze zuzustimmen, das unter Umständen thatsächlich die ganze vollkräftige männliche Bevölkerung zu den Waffen zu rufen gestattet, nur durch die Erwägung erleichtert, daß Oesterreich-Ungarn nie einen Eroberungskrieg führen wird, durch welchen die öffentliche Rechtsordnung und der Friede des Welttheiles in Frage gestellt werden könnte, sondern daß es nur sein Schwert ziehen wird, wenn es die Vertheidigung des Staates, seiner wichtigsten Lebensinteressen, seiner Ehre oder jener allgemeinen Grundsätze des Rechtes gilt, ohne welche der Welttheil nur der Spielball muthwilliger, von verwerflicher Eroberungssucht eingegebener Gewaltthaten wäre. Diesen Zwecken aber muß die ganze Volkskraft dienen, kein Opfer darf im Dienste derselben gescheut werden!

Dieselben Erwägungen beeinflußten gewiß auch die Mitglieder beider Delegationen, als die Kriegsverwaltung in der Herbstsession 1886 mit erheblichen Anforderungen für die Neubewaffnung der Fußtruppen mit einem Repetirgewehr herantrat. Nach sorgfältiger Prüfung entschloß man sich, der Bevölkerung auch dieses Opfer aufzuerlegen, um die Schlagfertigkeit der Armee nicht hinter jener der anderen großen Militärmächte zurückstehen zu lassen. Zu schwer lastete einmal schon auf unserer tapferen Armee die Ueberlegenheit der gegnerischen Waffe, als daß dieselbe noch einmal einem solchen ungleichen Kampfe ausgesetzt werden dürfte.

Die unermüdliche Sorgfalt, welche Kaiser Franz Josef I. (Bild S. 1425) während seiner ganzen Regierungszeit der Wehrkraft des Reiches widmete, ist eine Gewähr dafür, daß dieselbe künftig ihre Aufgabe voll und ganz erfüllen wird. Und Kronprinz Rudolf (Bild S. 1433), der geistvolle und vielseitig gebildete Erbe der Monarchie, wird gewiß in gleicher Weise für die Armee wirken, da er ja nach seinem Bildungsgang mit allen militärischen Wissensfächern vollkommen vertraut und — nach seinen eigenen Worten — „mit Leib und Seele Soldat ist".

Kronprinz Rudolf (Bild S. 1433), geboren am 21. August 1858 zu Laxenburg bei Mödling, wurde schon wenige Tage nach der Geburt von seinem kaiserlichen Vater zum Oberstinhaber des Linienregiments Nr. 19 ernannt, damit er sich von Kindheit an als Mitglied der kaiserlichen Armee fühlen lerne. Von 1864 an lag die Oberleitung der Erziehung, auf welche Kaiser Franz Josef trotz der erdrückenden Last der Regierungsgeschäfte stets Einfluß übte, anfänglich in den Händen des Generals Graf Gondrecourt, welcher jedoch bald durch den damaligen Oberstlieutenant Josef Latour von Thurmburg ersetzt wurde. Dieser ausgezeichnete Officier versah das verantwortungsvolle Amt als Erzieher dann bis zur Großjährigkeitserklärung des Kronprinzen.

Die Studien des Kronprinzen umfaßten, entsprechend dem verantwortungsvollen Wirkungskreis, der seiner wartet, ein sehr weitgedehntes Gebiet. Außer den allgemeinen Wissenszweigen und den staatswissenschaftlichen Fächern wurden auch jene Zweige nicht vernachlässigt, welche gerade in unserer Zeit von hoher Wichtigkeit sind, und es ist ja allgemein bekannt, daß Kronprinz Rudolf tüchtige naturwissenschaftliche Kennt-

nisse besitzt, alle Fortschritte der Physik und Technik mit regem Antheil verfolgt und in der Beherrschung der Sprache in Wort und Schrift seltene Meisterschaft besitzt.

Sobald die geistige und körperliche Entwicklung des Kronprinzen es erlaubte, wurden die militärischen Fächer in den Kreis der Studien einbezogen. Gleich seinem kaiserlichen Vater wurde er nach und nach mit dem Dienst der verschiedenen Waffengattungen vertraut gemacht. Als Instructoren wirkten besonders tüchtige Officiere, die höheren Kriegswissenschaften trug der jetzige Feldmarschallieutenant Wilhelm Freiherr von Rheinländer vor.

So ausgerüstet trat Kronprinz Rudolf nach seiner Großjährigkeitserklärung in den praktischen Dienst ein, indem er am 1. August 1878 das Commando des



Kronprinz Rudolf. (Seite 1432.)

Infanterieregiments Nr. 36 (Freiherr von Ziemięcki) in Prag übernahm. Strenge Pünktlichkeit im Dienste, Sorgfalt für die Mannschaft und Pflege militärischen Geistes und Wissens waren die Merkmale seines Wirkens, welche er auch als Brigadier in Prag und später als Commandant der 25. Truppendivision in Wien bethätigte.

Diese Seite seiner so umfassenden Begabung wird nicht blos von der Armee vollkommen gewürdigt, sondern sie wirkt auch mit, wenn die ganze Bevölkerung mit Liebe und Verehrung zu ihm als würdigen Sohn seines erhabenen Vaters aufblickt und für die Zukunft die schönsten Hoffnungen auf ihn setzt. Kann es doch nichts Ehrenvolleres geben, als wenn ein Volk dem, in dessen Hand seine Zukunft liegt, so ungetheiltes Vertrauen entgegenbringt, wie es dem Kronprinzen Rudolf gegenüber der Fall ist, obwohl sich schon heute sagen läßt, daß derselbe künftig nicht minder großen und schwierigen Aufgaben gegenüber stehen wird, wie sein kaiserlicher Vater.

Zur Zeit, wo wir diese Zeilen schreiben (April 1887), ist der poli
Horizont mit drohenden Wolken verdüstert, bange Furcht vor dem Ausbruch
Krieges, dessen Umfang und Dauer kaum zu bemessen ist, lähmt die friedliche Th
keit der Völker und läßt Millionen Herzen angstvoll schlagen. Nicht ohne Grund,
der moderne Krieg bietet wieder, sowie es einst war, das Volk selbst auf, sendet d
männliche Blüthe auf die Schlachtfelder und reißt furchtbare Lücken in die Fami
vernichtet Werthe, die in langer mühsamer Arbeit geschaffen wurden. Auch ein glü
geführter Krieg bringt namenlosen Kummer über das siegreiche Volk, der Weg
zur Triumphpforte, durch die der Sieger einzieht, ist in Wahrheit eine Strecke
Jammers und der Thränen.

Und so wollen wir denn wünschen, daß unserem Staat und dem Welttheil
solche Prüfung erspart werde. In diesem Wunsche liegt kein Kleinmuth,
zugleich blicken wir vertrauensvoll auf die kaiserliche Armee, d
wechselvolle, aber immer ehrenreiche Geschichte wir auf diesen Blättern verfolgt ha
wir wissen die Ehre und das Schicksal der Monarchie wohl geborg
und wenn die Stunde der Gefahr kommt, werden sich unter ih
Fahnen die Söhne aller Theile des Staates sammeln, um für
Ehre und Macht desselben zu kämpfen, unter dem segensvollen Rufe
obersten Kriegsherrn, Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I.:

„Viribus unitis!“ — „Mit vereinten Kräften!“

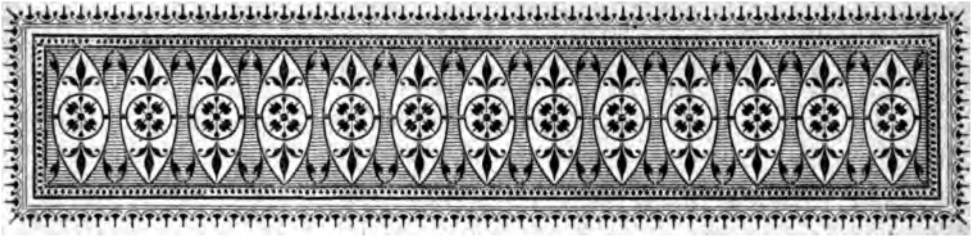


Die

Uniformirung der k. k. Armee

vom 17. Jahrhundert an.





Die Uniformirung der k. k. Armee

vom 17. Jahrhundert an.



Von einer gleichmäßigen und geregelten Uniformirung und Ausrüstung kann im Großen und Ganzen bei der österreichischen Armee erst nach dem dreißigjährigen Kriege die Rede sein. Allerdings mag für manche Truppen schon früher eine gewisse Gleichartigkeit festgesetzt gewesen sein, allein dieselbe erstreckte sich meist nur auf die Armatur, bestenfalls auf die Schutzwaffen, wie Helme, Küraſſe, Arm- und Beinschienen u. s. w. Dies war z. B. bei den „Kyrissern" (Kürassieren) des Kaisers Maximilian I. der Fall, deren Ausrüstung im Bestallungsbrief von 1498 ziemlich genau vorgeschrieben wird.

Diese Gleichartigkeit erstreckte sich jedoch nicht auf die eigentliche Kleidung, in welcher sich die Mittel, der Stand und die momentanen Verhältnisse jedes einzelnen Kriegsmannes der bunt zusammengewürfelten Söldnerheere jener Tage aussprechen. Namentlich von den Lanzknechten wissen wir, daß deren Kleidung sehr verschieden war. Die Art und die Dauer eines Feldzuges kam in der Kleidung vor Allem zum Ausdruck. Gab es reiche Beute, so wollte jeder möglichst glänzend geschmückt sein; gewöhnliche Lanzknechte schimmerten von Sammt, Seide und Tressen, kostbare Federn nickten vom breiten Barett und um den Hals schlangen sich schwere Goldketten. Aber diese Pracht dauerte selten lange; die so oft stockenden Soldzahlungen, die Armuth der durch den Krieg ausgesogenen Länder machten ihr bald ein Ende, und man konnte in Wahrheit von den „elenden und nackten Lanzknechten" reden.

Schon die Art der Heeresaufstellung und Ergänzung machte eine gleichförmige Kleidung nahezu unmöglich. Wenn die Werbetrommel erscholl, so drängte sich alles abenteuerlustige und nach Beute lüsterne Volk herbei; sowie es an einer einheitlichen militärischen Ausbildung mangelte und jeder die Gewohnheiten seines früheren Standes, mochte er Edelmann, Bürger, Bauer, ein verunglückter Student oder arbeitsscheuer Handwerker sein, im Feldlager beibehielt, so war es auch bezüglich der Kleidung und jeder kam in der Tracht, die seinem Stand oder seinen Mitteln

entsprach, und ergänzte sie, so gut es eben gehen mochte. Nur bezüglich der Bewaffnung sah man zeitlich auf eine gewisse Gleichartigkeit, was schon durch die ganz besondere Kampfweise der Lanzknechte erfordert wurde. Namentlich die charakteristische Waffe derselben — der Spieß — mußte von gleicher Länge und Stärke sein, und wurde jenen Geworbenen, welche ihn nicht entsprechend besaßen, vom Kriegsherrn gegen Abzüge am Monatssold beigestellt.

Diese Verhältnisse dauerten bis zum dreißigjährigen Krieg, ja theilweise noch während desselben fort. Das Werbesystem und die schlimme Finanzwirthschaft verboten es gleicherweise, an eine einheitliche Uniformirung zu denken. An einzelnen Beispielen für eine solche fehlte es allerdings nicht; die besonderen Leibtruppen, welche theils die Herrscher um ihre Person hatten, theils zur unmittelbaren Begleitung der Feldherren bestimmt waren, besaßen eine einheitliche Kleidung. Auf die Hofgarden kommen wir noch zurück, im Felde aber besaßen Erzherzog Mathias, der spätere Kaiser, im Krieg gegen die Türken, dann Waldstein und Erzherzog Leopold im dreißigjährigen Krieg, besondere Leibwachen, von welchen wir wissen, daß sie gleichartig gekleidet waren.

In der Bewaffnung drängten schon die Fortschritte, welche das Feuergewehr aller Caliber machte, zu einer Einheitlichkeit, welche nicht ohne Einfluß auf die ganze Ausrüstung und das äußere Ansehen der Truppen bleiben konnte. Die fast ganz in Eisen gehüllten schweren deutschen Reiter sahen natürlich gleichförmig aus, wenn auch die Joppen und anderen Kleider unter den Kürassen und Beinschienen noch so verschieden waren. Waldstein, der als Organisator mindestens ebenso bedeutend war, wie als Feldherr, machte auch die ersten Versuche mit einer vollkommen gleichmäßigen Adjustirung, indem er auf seinen böhmischen Gütern die erforderlichen Kleidungsstücke im Großen herstellen und gegen Soldabzüge an die Truppen vertheilen ließ. Auch in der schwedischen Armee gab es schon eine bestimmte Adjustirung, wie die Bezeichnung einzelner Truppenkörper als „gelbes, blaues oder grünes Regiment“ schließen läßt.

Für Oesterreich lag ein charakteristischer Zug, der auf die spätere Uniformirung einwirkte und sich noch heutzutage geltend macht, in der Verschiedenheit der Nationalitäten, aus welchen die Armee bestand. Die während des dreißigjährigen Krieges vielgenannten „Croaten“, zu welchen auch die von Ungarn beigestellten irregulären Reiter gezählt werden, machten die bunte, halborientalische Tracht in Europa bekannt, deren Ausläufer noch heute erkennbar und von Oesterreich-Ungarn aus auf alle Militärstaaten übergegangen sind. Unter den „Hilfsvölkern“ des kaiserlichen Heeres, welche von den östlichen Nachbarn gemiethet wurden, erscheinen während des dreißigjährigen Krieges auch schon Ulanen und Kosaken.

Wenn wir aber auch, wie bei mancher anderen Seite des modernen Heerwesens, den Ursprung der einheitlichen Uniformirung im dreißigjährigen Krieg zu suchen haben, so kam dieselbe doch während desselben durchaus nicht zur allgemeinen Durchführung. Ja während der zweiten Hälfte dieses furchtbaren Kampfes, in welcher die Cultur und der Wohlstand Mittel-Europas unterzugehen drohten, aber auch Zucht und Sitte in den Heeren in beispielloser Weise verwilderten, gingen auch die zweckmäßigen Einführungen Waldstein's und Gustav Adolf's fast ganz wieder verloren. Jahrelang wurde der Krieg nur wegen der Erhaltung der Heere geführt, der Soldat nahm, was er fand, lebte im Ueberfluß und üppig, wenn es Sold und

Beute gab, schlimmer als ein geächteter Räuber oder Bettler aber, wenn das Land rundherum ausgesogen, verbrannt und ruinirt war, und die verzweifelten Bewohner sich gegen die Bedrücker kehrten. Im Großen und Ganzen stand es also während des dreißigjährigen Krieges mit der einheitlichen Bekleidung der Truppen kaum besser, als zur Zeit der Lanzknechte; Perioden des Glanzes, wo jedermann sich mit der leicht errungenen Beute glänzend herausstaffirte, wechselten mit solchen der bittersten Noth, wo nur schmutzstarrende, bunt zusammengesetzte Fetzen die Bekleidung des Soldaten waren.

Indessen bildete sich doch eine gewisse militärische Tracht heraus, auf welche selbstverständlich die damals schon mächtige und verhältnißmäßig rasch wechselnde Mode der Zeit nicht ohne Einfluß blieb. Auch abgesehen von den Schutz- und Trutzwaffen, konnte man den Kriegsmann an gewissen Einzelheiten, am Schnitt seiner Kleidung, der Schärpe, dem Hutschmuck u. s. w. erkennen. Allgemeine charakteristische Typen der soldatischen Kleidung jener Zeit, welcher man malerische Wirkung nicht absprechen kann, sind auf Tafel I (Serie I) dargestellt, mit welcher die Abbildungen der wechselnden Uniformirungen der k. k. Armee eingeleitet werden. Es bedarf wohl keiner Hinweisung darauf, daß die hier gegebenen Typen kaum die Regel bildeten und in den erwähnten Zeiten der Noth ein ganz anderes, vielleicht ebenso malerisches, aber gewiß nicht so stattliches Aussehen boten.

Erwähnenswerth ist, daß aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges die ersten festgesetzten Rangsabzeichen stammen; sie bestanden aus der von Waldstein eingeführten rothen Schärpe, zu welcher als Kennzeichen der einzelnen Rangsstufen noch Halsketten, verschiedenartige Federn, Tressen u. s. w. kamen.

* * *

Wir beginnen die Besprechung der einzelnen Abbildungen mit Tafel IV der Serie I, welche uns die Uniformirung der obersten leitenden Chargen zeigt, für welche schon im dreißigjährigen Krieg die Bezeichnung „Generalität“ ziemlich allgemein üblich war. Der Einfluß der zeitgenössischen Mode ist in dieser chronologischen Nebeneinanderstellung nicht zu verkennen, und insofern wohnt allen diesen Bildern nicht blos eine rein militärische, sondern auch eine allgemeine culturhistorische Bedeutung inne, insoferne nämlich ältere Nationaltrachten, wie sie sich in der Uniformirung abspiegeln, zur Darstellung kommen.

Bezüglich der ersten Figur links, welche einen Feldherrn aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges darstellt, muß die Bemerkung eingeschaltet werden, daß als Vorbild derselben eines der zahlreichen Porträts aus jener Zeit diente, auf welchem alle kriegerischen Embleme angebracht waren. Als solches ist auch der Helm mit verstellbarem Visir aufzufassen, der zwar in etwas anderer Form von der schweren Reiterei getragen wurde, sonst aber nicht mehr üblich war. Fast alle Officiere trugen breitkrempige Filzhüte mit Federn, Goldschnüren u. s. w., wie sie auf zahlreichen Abbildungen (von Callot und Anderen) zu sehen sind, und wie im Hut des Johann von Aldringen das k. k. Hof-Waffenmuseum ein Beispiel bewahrt.

Die nächstfolgende Figur versinnlicht uns die Zeit der großen Kriege mit der Türkei und Frankreich, in welcher Prinz Eugen von Savoyen seine Siege erfocht. Die Allongeperücke, der gestickte Rock, Spitzenjabot und Manschetten deuten darauf hin, daß die gezierte französische Mode, wie sie unter Ludwig XIV. ihren Triumphzug durch

die Welt antrat, auch auf die militärische Kleidung nicht ohne Einfluß blieb. Uebrigens darf nicht angenommen werden, daß für die obersten Chargen überhaupt eine normirte Adjustirung im heutigen Sinne bestand. Nur die Schärpe und der Tressenhut waren allgemein übliche Kennzeichen des Ranges, im Uebrigen blieb dem persönlichen Ermessen ein weiter Spielraum, je nachdem Eitelkeit und Freude an glänzender Außenseite mehr oder weniger mächtig waren. Von Prinz Eugen wissen wir, daß er höchst einfach gekleidet war, sein brauner Leibrock — der, nebst seiner Enthaltsamkeit von allen Vergnügungen, ihm bei seinen Soldaten die Scherzbezeichnung „der kleine Kapuziner" aufgebracht hatte — wurde zu einer Art Berühmtheit, und ebenso einfach sind das Koller, die Tuchweste u. s. w., welche im k. k. Hof-Waffenmuseum aufbewahrt werden.

Erst unter Maria Theresia erfloß eine allgemeine Adjustirungs-Vorschrift, welche auch die obersten Chargen umfaßte. Durch dieselbe wurde Farbe, Schnitt und Borten an den Hüten, Röcken und Westen je nach den Rangsstufen geregelt, Feldbinden und Degenquasten eingeführt, und alle willkürlichen Ausschmückungen, wie Tressen, das Ausnähen der Knopflöcher u. s. w. untersagt. Die zwei Mittelfiguren auf Tafel IV bezeichnen den Uebergang zur modernen Uniform, welche im Beginn unseres Jahrhunderts sich in ihrer unschönsten, allzu nüchternen Form präsentirte, um endlich in unserer Zeit sich so elegant und reich auszugestalten, wie es bei einer so häufig zur Repräsentation berufenen Charge unerläßlich ist, welcher Gala aber in der kleidsamen und zweckmäßigen Campagne-Uniform der Generäle die entsprechende Ergänzung gegeben ist. (Tafel XXVIII.)

Der große Werth, welchen Maria Theresia auf die Hilfe der Ungarn im Erbfolge- und schlesischen Kriege legte, fand ihren Ausdruck auch darin, daß für die ungarischen Generäle eine besondere Uniform systemisirt wurde, welche der Nationaltracht angepaßt und ebenso prunkvoll als gefällig erscheint. Die ersten drei Figuren von Tafel IV*a* zeigen die Umgestaltungen der ungarischen Generalsuniform, welche zeitweilig nur für die Generäle der Cavallerie systemisirt war, derzeit aber für alle Chargengrade gilt. (Tafel XXVIII.)

Dasselbe Blatt zeigt uns die ältere Uniformirung des Adjutantencorps. Besondere Officiere, welche als Hilfsorgane des Feldherrn fungirten, und dessen Befehle im Detail auszuarbeiten, an die Unterabtheilungen zu bringen hatten, kommen schon im siebzehnten Jahrhundert vor. Systemisirt erscheinen dieselben um 1680, scheinen jedoch den Truppen entnommen und dementsprechend uniformirt gewesen zu sein. Zu einem besonderen Corps zusammengezogen und eigens equipirt wurden die General- und Flügeladjutanten erst 1763; die beiden letzten Figuren von Tafel IV*a* zeigen schon die Annäherung an die heutige Uniformirung.

Als Vorläufer des jetzigen Generalstabes entstand im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts auf Anregung des Prinzen Eugen der „Generalquartiermeisterstab", als dessen ersten Chef wir 1705 den Generalmajor Philipp Anton Freiherr von Ried finden' Eine besondere Uniformirung erhielt diese höchstwichtige Armeebehörde erst unter Kaiser Josef II., wie die erste Figur von Tafel XVII zeigt. Die beiden nächsten Figuren von 1815 und 1840 vermitteln gleichfalls den Uebergang zu der jetzigen Uniformirung des Generalstabes.

Schon unter Kaiser Maximilian I. taucht das Project einer besonderen Garde auf, welche den Dienst um die Person des Monarchen versehen sollte. Unter

Ferdinand I. bestanden auch schon berittene „Hatschiere" für den Hofdienst, deren Bezeichnung aus einer Verdrehung des Wortes „Arcier" (Bogenschütze) entstand. Auch diese Garde war aber nicht von Bestand und wurde unter Ferdinand II. neuerrichtet und zur Begleitung des Kaisers auf Reisen sowie zum Hofdienst bestimmt. Ihre Kleidung war entsprechend reich, mit Flügelröcken und langen Mänteln, die Bewaffnung bestand aus der Couse, einer Lanze mit messerförmiger, aufrechter Klinge. Unter Leopold I. entstand auch die Trabantengarde, welche sich von den Hatschieren nur durch die Bewaffnung, die noch heute übliche Hellebarde, unterschied. Die zwei ersten Figuren von Tafel XV zeigen „Hatschiere"; Figur 1 von Tafel XIII einen Trabanten aus dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts.

Unter Maria Theresia wurden die Hofgarden reorganisirt. Schon 1748 erfolgte nach dem Muster der französischen die Errichtung einer „Schweizergarde", deren Wachstube dem „Schweizerhof" der k. k. Burg in Wien seinen Namen gab. Sie hatte ein reiches mittelalterliches Kostüm, wurde aber schon 1767 wieder in die noch bestehende Trabanten-Leibgarde umgestaltet, deren wechselnde Equipirung die Figuren 2, 3 und 4 auf Tafel XIII zeigen.

Aus den „Hatschierern" entstand 1763 die „adelige deutsche Arcieren-Leibgarde", in welche nur verdiente Officiere aufzunehmen waren. Sie trugen anfänglich, wie die vier rechtsseitigen Figuren auf Tafel XV zeigen, noch die ärmellosen Flügelröcke, näherten sich aber dann der heutigen Gala-Adjustirung, welche in der Hauptsache nur durch den Silberhelm mit weißem Büffelhaarbusch abweicht.

Besonders kleidsam ist die Adjustirung der 1760 errichteten ungarischen adeligen Leibgarde — Tafel XIV — welche in der Wesenheit sich ganz gleich geblieben ist. Die 1782 errichtete, aber schon 1791 wieder aufgelöste adelige polnische Leibgarde trug das auf Tafel XIV dargestellte reiche Nationalkostüm. Die nächste Figur stellt die 1813 und 1814 zur Begleitung des Monarchen im Krieg aufgestellte böhmische Adelsgarde dar, die beiden nächsten Figuren zeigen die 1838 von Kaiser Ferdinand I. anläßlich seiner Krönung ins Leben gerufene lombardisch-venetianische Leibgarde, welcher die Ereignisse des Jahres 1848 ein Ende machten.

Die beiden letzten Figuren von Tafel XIII zeigen die zur Besorgung des inneren Wachdienstes in der k. k. Hofburg schon unter Maria Theresia errichtete Hofgarde, aus welcher 1802 die Hofburgwache hervorging, die in viel gefälligerer Adjustirung noch heute besteht. Die hechtgraue Hofburgwache ist älteren Wienern noch als „Staberlwache" erinnerlich — vom Volkswitz so genannt, weil jeder Mann einen Corporalstock führte.

Auf die einzelnen Waffengattungen übergehend, zeigen uns die Tafeln II, III und VII der Serie I die hauptsächlichen Veränderungen, welche in der Ausrüstung der Infanterie vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts bis in unsere Tage vorkamen. Bis 1767 trug die ganze Infanterie aufgestülpte Filzhüte, später die ledernen Casquets mit Messingschild, um 1800 wurde versuchsweise — wohl als Ausfluß der antikisirenden Richtung in der Kunst — der Helm eingeführt, der jedoch sehr bald dem Czako weichen mußte, welcher seither im Gebrauch blieb, wenn auch unter sehr wechselnder Form. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Uniform der deutschen Fußtruppen von einem lichten Grau, das dann dem zwar schmucken, aber unzweckmäßigen Weiß weichen mußte, welches bis 1868 herrschte. (Taf. XXIX.)

Die Grenadiere — Tafeln II, III und XXI — welche ursprünglich zum Werfen von Handgranaten bestimmt waren und in der österreichischen Armee 1664 entstanden, aber sich 1750 in eine Elitetruppe umwandelten, waren zuerst als Compagnien bei jedem Regiment eingetheilt, formirten aber später besondere Bataillons, welche im Krieg in Divisionen zusammengezogen wurden und als Reservetruppen zur besonderen Verwendung des Feldherrn standen. Da sie aus ausgesuchten großen Leuten bestanden und die martialischen Bärenmützen trugen, bildeten sie in der That ein Elitecorps. Die Granate auf dem Riemenzeug kennzeichnete sie auch dann noch, als man schon lange vom Werfen der Handgranaten abgekommen war. Die Officiere der Grenadiere trugen bis 1760 die Bajonetflinte, im Gegensatz zur übrigen Infanterie, deren Officiere mit der Partisane bewaffnet waren; erst von jener Zeit an ward allgemein der Degen und später der Säbel eingeführt.

Die ungarische Infanterie, welche durch die sogenannte „Insurrection" — eine Art von Aufgebot der Stände — aufgebracht wurde, war bis zur Einführung einer geordneten Conscription auch in Ungarn sehr ungleich und wechselnd uniformirt, wie die ersten drei Figuren auf Tafel VII zeigen. Der Rest dieses Blattes stellt dann die Umgestaltungen bis auf die neueste Zeit vor, welche sich mit Ausnahme der engen Beinkleider und der Litzen — Bärentatzen — am Aermelaufschlag, ganz an die jeweilige Adjustirung der Fußtruppen überhaupt anschlossen. Besonders einschneidend war die Neuuniformirung von 1851, durch welche der unschöne und unzweckmäßige Frack entfiel, und jene von 1868, welche dunkelblaue statt der weißen Waffenröcke einführte. (Tafel XXX.)

Von vielseitigem Interesse ist die in Form und Farbe so sehr contrastirende Uniformirung der Grenztruppen, wie Tafel XII sie uns aus den ersten Jahren der theresianischen Kriege zeigt. Neben manchen landes- und ortsüblichen Zügen, welche sich entdecken lassen, dürften bei diesen wunderlichen Kostümen aber auch die nicht immer sehr geläuterten Geschmacksrichtungen jener Gutsbesitzer maßgebend gewesen sein, welche die Aufstellung und Ausrüstung der damals zum erstenmale in großen Massen aufgebotenen Grenztruppen besorgten. Nur die Karlstädter Grenzer erinnern an die späteren Szeressaner, die Abenteuerlichkeit der anderen Uniformen verschwand mit der Reorganisirung der Grenze unter Maria Theresia, anläßlich welcher die auf Tafel III ersichtliche Uniformirung eingeführt wurde.

Ein Versuch, die Grenztruppen durch Beigabe von Cavallerie und Artillerie zu ganz selbstständigen Armeen zusammenzufassen — Tafel XVI — wurde bald wieder aufgegeben; man beschränkte sich auf Infanterie, deren Adjustirung (Figuren 5 und 6 auf Tafel XVI) sich bis auf die braunen Fracks oder Röcke von jener der Linieninfanterie nicht unterschied.

Als Gegensatz zu den Grenadieren wurde 1758 auf Anregung des damaligen Generalquartiermeisters Franz Moriz Graf Lascy als leichte Fußtruppe ein Jägercorps errichtet, das jedoch nach dem Feldzug wieder der Auflösung verfiel. Erst in den französischen Feldzügen entstanden am Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere Jägerfreicorps, aus welchen 1808 die ersten regulären und noch jetzt bestehenden Jägerbataillone formirt wurden. Die Veränderungen in der Adjustirung dieser Truppen zeigt uns Tafel V und XXXI.

Eine eigenthümliche Erscheinung in der k. k. Armee waren die obenerwähnten Freicorps, welche, zu Kriegszeiten von einzelnen Notablen, Corporationen oder

ndständen errichtet, nach dem Feldzug aufgelöst oder auch in reguläre Truppen ıgewandelt wurden. Auf Tafel XXI und XXII ist die Ausrüstung von einzelnen 'ser Freicorps dargestellt, welche sich zwar im Allgemeinen an die herrschende militä- che Mode anschloß, nach Nationalität und Geschmack des Gründers aber doch charak- istische Besonderheiten aufwies. Oft genannt werden die „Panzerstecher", eine eguläre ungarische Reiterei, welche schon im dreißigjährigen Kriege vorkommt, aber t um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch die Errichtung ständiger natio- ler Reitertruppen ganz verdrängt wurde. Sie hatten ihren Namen von der Waffe, lche sie führten, einem langen dünnen Degen, welcher geeignet war, auch zwischen schmalsten Fugen und Schraubenlöcher eines Harnisches zu dringen. Außerdem)rten die „Panzerstecher" einen runden Schild und eine eiserne Stirnhaube, von lcher ein Kettenpanzer auf den in gleicher Weise geschützten Oberkörper herabfiel.

Unter den Freicorps waren wohl am berühmtesten und berüchtigsten die :enk'schen Panduren, welche 1742 errichtet und später in ein Infanterieregiment ıgewandelt wurden. Einen Officier dieses merkwürdigen Corps sehen wir auf Tafel XXI gebildet. Andere Typen aus den vielen während der theresianischen und den späteren ınzösischen Kriegen errichteten Freicorps bringen die Tafeln XXI und XXII. Hier ließt sich auch Tafel XXXI an, die gleichfalls Figuren von einzelnen während der ınzösischen Kriege entstandenen localen Vertheidigungscorps darstellt, welche schließlich der auf Grund der Armeereform des Erzherzogs Karl geschaffenen Landwehr eine reguläre Form gebracht wurden. Diese Landwehr ist zwar ein Vorläufer, aber)r verschieden von jener, welche jetzt besteht.

Der auf Tafel XXI dargestellte Stabsinfanterist gehörte einem während ; siebenjährigen Krieges errichteten Corps an, das für den inneren Dienst und die corte des Hauptquartiers bestimmt und dem Generalquartiermeisterstab unterstellt ır. Es gab auch Stabsdragoner, welche jedoch, sowie die Stabs-Infanterie, bald eder aufgelöst und so wie heute noch im Bedarfsfalle aus den Truppen für den ldzug neu formirt werden.

Auf Tafel XX werden uns die Spielleute der Infanterie vorgeführt. Schon : Lanzknechte besaßen deren, und der schon bei ihnen übliche Gebrauch der Trommeln derlegt die Annahme, daß der Gleichschritt erst am Beginn des achtzehnten ıhrhunderts von Fürst Leopold von Anhalt-Dessau in der preußischen Armee einge-)rt worden sei. Wenn die Trommel nicht den Zweck hatte, den Schritt zu markiren, wäre kaum ein anderer Grund für ihren Gebrauch zu entdecken; größere Marsch- stungen und complicirte Bewegungen, wie sie schon vor dem dreißigjährigen Kriege sgeführt wurden, sind aber ohne Gleichschritt kaum zu denken.

Neben der Trommel war aber auch die Pfeife, eine Art Flöte ohne Klappen, Verwendung, welche erst gegen Anfang unseres Jahrhunderts ganz verschwand und rch das Signalhorn seinen Ersatz fand.

In einem „Armeestand" vom Jahre 1602 werden als besondere Arten von :iterei schon aufgezählt: „Curazier, Arkebusiere, Draconen." — Die ersteren, deren :sprung sich, wie schon erwähnt, auf Kaiser Maximilian I. zurückführen läßt, ıren vollkommen gerüstet und bildeten die schwere Reiterei, durch welche noch der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges die österreichischen Heerführer gerne : Entscheidung der Schlachten erzwangen. Zum Unterschiede von den um 1600 nach ınzösischem Muster errichteten Arkebusieren und Dragonern wurden die schwer

gerüsteten Reiter als „*Deutsche Reiterei*“ bezeichnet, obwohl mehrere Regimenter derselben fast ganz aus Wallonen bestanden.

Der älteste heute noch bestehende Truppenkörper der k. k. Armee ist das *Dragonerregiment* Nr. 8, das 1618 als Kürassierregiment errichtet wurde. Die erste Figur von Tafel VI zeigt einen Officier der *Kürassiere* aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Der schweren Rüstung entsprach die Bewaffnung. Sie bestand aus einem wuchtigen, geraden *Pallasch* (vom lateinischen Balasardus, eine Art Degen), und großen *Sattelpistolen* (sogenannten „Fäustlingen“); entsprechend stark waren die Pferde, die einen unförmlichen Bocksattel trugen. Ein Theil der schweren Reiterei bestand aus „*Lanzierern*“, die mit dem Rennspieß bewaffnet waren, im Verlauf des dreißigjährigen Krieges jedoch als selbstständige Truppen verschwanden und nur mehr vermischt mit den Kürassieren vorkamen.

Die Tafel VI zeigt uns die fortschreitende Tendenz der Erleichterung der Rüstung. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts entfielen schon Arm- und Beinschienen, der *Visirhelm* war schon früher dem bloßen *Sturmhut* mit verstellbarer Nasenberge gewichen, und im weiteren Verlaufe bleibt von der schweren Rüstung nur mehr der Küraß zurück, welcher 1852 verschwand, worauf 1868 die Umwandlung in *Dragoner* erfolgte. Fast durch das ganze achtzehnte Jahrhundert trugen die Kürassiere sogar keine andere Kopfbedeckung als den verschieden aufgestülpten *Filzhut* mit *Federstutz*, welcher erst um 1800 durch den noch heute üblichen *Helm* ersetzt wurde. Schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts erfolgte die Bewaffnung der Kürassiere mit *Carabinern*, woraus später die Umwandlung in *Carabinierregimenter* resultirte, welche jedoch 1798 als *Kürassiere* reorganisirt wurden. (Tafel XXXIV.)

Die Tafel IX zeigt uns eine Gattung Reiterei, welche heute gar nicht mehr besteht. Die erste Figur stellt den *Arkebusier* vor, der nebst Degen und Sattelpistolen die *Arkebuse* (Hakenbüchse) führte, welche zweilöthige Kugeln schoß und ein Mittelding zwischen Muskete und Carabiner war. Die Bezeichnung als „Chevaux-legers“ (leichte Reiterei) entstand erst nach dem siebenjährigen Krieg und verschwand für diese Art der leichten Reiterei erst 1852, wo die Umwandlung in *Dragoner* und *Ulanen* erfolgte. (Tafeln XXX und XXXIV.) Kurze Zeit bestanden auch bei den leichten Cavallerieregimentern im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts besondere *Grenadiercompagnien*, welche die *Bärenmütze* trugen und mit der Muskete bewaffnet waren.

Die Bezeichnung „*Dragoner*“ kommt schon um 1600 für einige nach französischem Muster errichtete Reitercorps vor, zur vollen Bedeutung kam diese Truppe jedoch erst im dreißigjährigen Krieg. Im Jahre 1633 wurde das erste (nicht mehr bestehende) reguläre *Dragonerregiment* errichtet und trotz vielfacher Reorganisirungen kehrte man doch immer wieder zu diesem Reitertypus zurück. Der Dragoner entbehrte von jeher aller Schutzwaffen und war ebenso zum Kampf zu Fuß wie zu Pferd bestimmt. Dem entsprach auch seine Bewaffnung, welche nebst dem *Pallasch* aus einer *Bajonetflinte* bestand, die später durch den *Carabiner* ersetzt wurde. Tafel XI zeigt die wechselnde Uniformirung dieser Truppe, welche sich in den letzten Jahren vor der Reorganisirung des Jahres 1868 kaum mehr von den Kürassieren unterschied.

Die Bezeichnung „*Hußar*“ für ungarische Reiterei reicht bis auf König *Matthias*

Corvin zurück. Als irreguläre Corps kommen sie auch um 1600 vor, verschwanden aber während des dreißigjährigen Krieges unter der allgemeinen Bezeichnung „Croaten", worunter man die flüchtigen, besonders als Plünderer gefürchteten Reiterschaaren begriff, welche unter Isolani und namentlich Johann von Werth der Schrecken der Feinde waren. Erst unter Kaiser Leopold I. taucht der Name für die von kriegslustigen Magnaten und höheren Officieren errichteten Freicorps wieder auf, und aus dem 1683 von Graf Adam Czobor ausgerüsteten entstand fünf Jahre später das erste reguläre Hußarenregiment, heute Nr. 9, welchem 1696 das von dem berühmten Reiterführer Paul Deak von Mihaly errichtete Nr. 8 folgte.

Den Namen leitet man von dem Umstande ab, daß in den Tagen Corvin's für die zu stellenden Banderien von den Gutsherren jeder zwanzigste Mann ausgehoben und ausgerüstet werden mußte, weshalb auch dieser gestellte zwanzigste Mann Huszár — vom ungarischen Zahlworte husz (zwanzig) und ár (Löhnung, Sold) — genannt wurde. In neuester Zeit ist aber urkundlich erwiesen, daß es schon 1449 — also vor Matthias Corvin — Hußaren gegeben, und so leitet man die Bezeichnung von dem etymologisch verwandten Worte Corsar (von Cursus, Lauf, Zug, also Durchstreifung) her. Wieder andere halten das Wort für türkischen Ursprungs, indem unter den türkischen Hofbeamten ein Kem Huszar Aga (Hofgarderobier) vorkomme, und sich der Name also wahrscheinlich auf ihre eigenthümlich kurze, enge Kleidung, gegensätzlich mit der gewöhnlich magyarischen, welche nach orientalischer Sitte weit, lang und gemächlich ist, beziehe.

Die Adjustirung der Hußarenregimenter blieb, wenn sie auch manchen Aenderungen unterlag, immer eine der nationalen ungarischen Galakleidung ähnelnde, und gerade dieser Prunk, die reiche Verschnürung (Vitez-Kötez), Kalpak, Säbeltasche u. s. w., mögen Anlaß gewesen sein, daß fast in allen europäischen Armeen dieser Reitertypus nachgeahmt wurde. Tafel X und XXXV zeigen die hauptsächlichsten Variationen in der Adjustirung der kaiserlichen Hußaren, welche in der Neuzeit nach Wegfall alles überflüssigen Prunkes, z. B. der Säbeltasche u. s. w., wohl als Muster zweckmäßiger und gefälliger nationaler Uniformirung gelten kann.

Wie schon erwähnt, kamen bereits unter den von Polen während des dreißigjährigen Krieges entlehnten Hilfsvölkern Ulanen vor. Als reguläre Truppe entstanden sie jedoch erst nach der Erwerbung von Galizien in der österreichischen Armee, und zwar wurde 1784 ein Ulanencorps errichtet, das später in Divisionen den Chevauxlegersregimentern zugetheilt und 1791 in das Uhlanenregiment Nr. 1 formirt wurde, dem sich gleichzeitig das aus einem galizischen Freicorps entstandene Nr. 2 zugesellte. Die Adjustirung der Ulanen schloß sich anfänglich, wie Tafel XVIII zeigt, an die polnische Nationaltracht, an welche jedoch bald nur mehr die wechselnde Kopfbedeckung — Czapka oder Tatarka — erinnerte. Die früher von allen Ulanen geführten Piken sind jetzt nur mehr auf das erste Glied beschränkt, bei der übrigen Mannschaft durch den Carabiner ersetzt. (Tafel XXXIII.)

Die Spielleute der Cavallerie bestanden aus Trompetern und Heerpaukern. Bis zur Adjustirungsvorschrift, welche Maria Theresia erließ, lag die Adjustirung der Spielleute bei der Reiterei ganz in dem Belieben der Regimentsinhaber, für die als Ehrenpunkt galt, die Trompeter und Pauker recht reich und geschmackvoll auszurüsten. Die Normen von 1748 machten diesem Wettstreit ein Ende, dessen Resultate in den drei linksseitigen Figuren von Tafel XIX zu ersehen sind.

Namentlich die Flügeltücher der Trompeten und die Paukendecken waren oft höchst kostbar, und das Hof-Waffenmuseum enthält noch ein Paar der letzteren, deren rother Sammt von der Hand der Kaiserin Maria Theresia selbst mit reicher Goldstickerei versehen ist. Die Dragoner und die erwähnten Grenadiercompagnien führten Trommeln, welche erst 1768, gleichzeitig mit den Pauken, abgeschafft wurden, wodurch die Trompete als einziges Spiel der Cavallerie verblieb.

Die Artillerie blieb lange außerhalb des eigentlichen militärischen Verbandes und wurde als eine Art besonderer Kunst — der Arkeley — von Büchsenmeistern (Constablern) besorgt, welche nicht eigentlich zu den Soldaten zählten, bestimmte große Vorrechte hatten und mit ihren Gehilfen und Lehrlingen wechselnd Dienste nahmen. Von einer eigentlichen Uniformirung kann daher bei der Artillerie erst in noch späterer Zeit die Rede sein, wie bei den übrigen Waffengattungen.

Die ersten Spuren einer solchen lassen sich erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts nachweisen, wo auch die bei den Truppen überhaupt üblichen Bezeichnungen für die Chargengrade sich auch bei der Artillerie einbürgerten. Die Veränderungen in der Adjustirung der Artillerie sind auf den Tafeln VIII und VIII *a*, dann XXXII ersichtlich; sie drehten sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts namentlich um die Form der Kopfbedeckung und um die Farbe der Kapute, welche rehbraun, wolfsgrau war, um endlich in das noch heute übliche dunkelbraun überzugehen. Die drei rechtsseitigen Figuren auf Tafel XXVIII zeigen die Uniformirung des 1815 entstandenen, als wissenschaftliche Pflanzschule der Artillerie bekannten Bombardiercorps (Feuerwerkercorps). Die Jahreszahl der Mittelfigur soll 1830 (statt irrthümlich 1813) lauten.

Die technischen Truppen waren bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit der Artillerie vereinigt, und wenn auch schon im Stabe des Erzherzogs Matthias um 1600 besondere Ingenieure vorkamen, so blieb das Kriegsbauwesen in seinen verschiedenen Zweigen doch den Artilleriedirectoren untergeordnet, welche es schon sehr früh gab. Erst 1756 erfolgte die Errichtung einer eigenen General-Geniedirection mit einem besonderen Stabe, dessen Officiere die auf Tafel XVII rechts ersichtliche Adjustirung hatten.

Für die einzelnen Zweige des Militär-Geniedienstes wurden dann im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts eine Reihe besonderer Corps errichtet, wie die Mineure, Sappeure, Pionniere und Pontonniere, deren Uniformirung auf den Tafeln XXII, XXIII und XXIV ersichtlich ist. Im Jahre 1851 erfolgte die Errichtung des Geniecorps in zwei Regimentern, wodurch die Mineure und Sappeure entfielen, und das gleichzeitig entstandene Pionnierregiment nahm die früheren Pionniere und Pontonniers auf. (Tafel XXXI.) Eine besondere Art der letzteren waren die „Tschaikisten" — Tafel XXIV rechts und XXX zweite Figur rechts — welche als Theil des Grenzmilitärs den Dienst auf der unteren Donau und der Save versahen, ihren Namen von den dort üblichen Flußfahrzeugen, „Tschaiken" genannt, hatten und als „Titler Grenzbataillon" erst bei der Entmilitarisirung der Grenze verschwanden.

Ein eigentliches Militärfuhrwesen gab es sehr lange nicht, und nur für die Bespannung der Artillerie bestand die sogenannte „Roßpartei". Erst anläßlich der 1772 erfolgenden Reorganisation der Artillerie wurde auch ein in Divisionen eingetheiltes, militärisch organisirtes und uniformirtes Fuhrwesencorps eingerichtet,

welches nicht blos die Geschützbespannung, sondern auch das ganze Militär-Transportwesen besorgte. Die wechselnde Adjustirung dieses Corps macht Tafel XXV und XXXII ersichtlich. Im Jahre 1852 erfolgte die Trennung der Geschützbespannung, welche mit der Artillerie verschmolzen wurde, während dem Fuhrwesencorps nur mehr der Transportdienst oblag.

Die Tafel XXVI zeigt die Uniformirung des Beschäl- und Remontirungsdepartements, in neuester Zeit Gestütsbranche, welches unter Kaiser Josef II. in das Leben gerufen wurde. Die bei den ungarischen Staats-Hengstendepots verwendeten Individuen trugen, wie die Mittelfigur zeigt, zeitweilig eine nationale Uniform. Tafel XXXV zeigt in der ersten Figur den Csikos der Gestütsbranche.

An Anläufen zur Schaffung einer österreichischen Flotte fehlte es im achtzehnten Jahrhundert nicht, aber die von Karl VI. und Josef II. gemachten Bestrebungen blieben in Folge widriger politischer Verhältnisse resultatlos. Erst der Anfall von Venedig im Frieden von Campo-Formio setzte Oesterreich in den Besitz der allerdings nicht mehr sehr bedeutenden Flotte dieser einst die Meere beherrschenden Republik. In den ungünstigen Friedensschlüssen von 1805 und 1809 ging aber nebst den Küstengebieten auch die Flotte wieder verloren und kam erst nach 1814, ansehnlich vermehrt, durch die Franzosen wieder in österreichischen Besitz. Zuerst in geringerem Maße, seit vierzig Jahren aber mit Energie und Anwendung bedeutender Mittel, wird seitdem daran gearbeitet, die österreichische Seemacht auf eine achtunggebietende Höhe zu erheben. Tafel XXVII und XXXIV zeigen die verschiedenen Branchen des See-Officierscorps und der Marinetruppen, die ersten drei Figuren von Tafel XXVIII die Marineartillerie.

Erst unter Maria Theresia erhielten jene Militärärzte, welche das gesammte medicinische Studium absolvirt hatten, eine entsprechende Stellung und den Officiersrang (siehe Tafel XXIX). Indessen traten nur sehr wenige von solchen in die Armee ein, und der ärztliche Dienst lag in der Hauptsache noch immer in den Händen der sogenannten „Feldscherer", mit deren Kenntnissen es selten gut bestellt war. Thatsächlich schuf erst 1785 Kaiser Josef II. durch Errichtung der medicinisch-chirurgischen Josefs-Akademie bessere Verhältnisse und die Grundlage für die Heranbildung eines tüchtigen militärärztlichen Corps. Anreger der Idee, Mitbegründer und erster Director des Institutes war Josef's II. Leibchirurg, der berühmte Arzt Johann Alexander Ritter von Brambilla (geb. 1728, gest. 1800). Tafel XXXI enthält in den zwei Figuren der Rechtsseite den Officier und die Mannschaft des Sanitätscorps.

Zur Besorgung der administrativen Geschäfte bei den Truppen gab es schon zur Zeit der Lanzknechte vom Kriegsherrn bestellte Commissarien. Dieses Amt wurde natürlich desto wichtiger, je complicirter sich die Heeresverhältnisse gestalteten, so daß die ganze Armeeverwaltung schon um 1600 in die Hände eines einzigen General-Kriegscommissarius, meist eines höheren Generals, gelegt wurde. Nach dem siebenjährigen Krieg erfolgte eine Organisirung, welche alle Armee-Verwaltungsbehörden dem Hofkriegsrath unterordnete; die verschiedenen Branchen (Tafel XXIX) unterscheiden sich durch die Farbe der Aufschläge, welche für die eigentlichen Beamten des Hofkriegsrathes schwarz, für jene der Justizabtheilung und Kriegscassa dunkelblau, für die Verpflegsbeamten strohgelb und für die Controlsbehörden himmelblau waren.

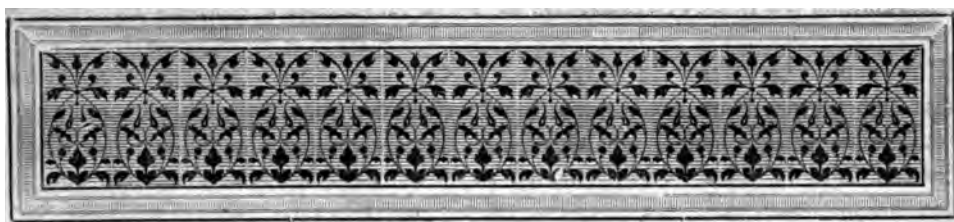
Es ist ein Verdienst des Prinzen Eugen, in Oesterreich die erste höhere Unterrichtsanstalt für militärische Fächer 1715 in das Leben gerufen zu haben, aus welcher sich später die Ingenieurakademie entwickelte, welche heute noch als technische Militärakademie fortbesteht. Tafel XXIII zeigt die Adjustirung der Zöglinge dieser Anstalt sowie der 1752 von Maria Theresia gegründeten Militärakademie in Wiener-Neustadt.

Als Bestandtheile der Kriegsmacht galten bis in die neueste Zeit auch jene militärisch organisirten Abtheilungen, welche der Aufrechthaltung der Ordnung dienten, heute aber mit Recht nach dem officiellen Ausdruck als „dem Heeresverband nicht einverleibte Militärabtheilungen" bezeichnet werden. Die Sicherheitspolizei lag meist in den Händen der Städte, welche ihre eigenen, oft unzulänglichen Organe dafür besaßen. Nur in Wien bestand schon seit dem siebzehnten Jahrhundert eine landesfürstliche Rumorwache, zur Steuerung von „Rumor", das heißt Lärm, Händel und dergleichen, die aus älteren Soldaten ergänzt und nach und nach auf andere Städte ausgedehnt wurde. Erst 1775 wurde die Rumorwache in die Militärpolizeiwache umgewandelt, deren wechselnde Adjustirung Tafel XXX zeigt.

Für einzelne Provinzialhauptstädte besteht dieses Corps noch, in Wien ist es seit 1869 durch die Civilsicherheitswache ersetzt. Als 1815 das lombardisch-venetianische Königreich an Oesterreich kam, ließ man die dort nach französischem Muster errichtete Gendarmerie als Sicherheitstruppe bestehen, welche in ein Regiment formirt war (Tafel XXX rechts). Im Jahre 1852 erfolgte die Errichtung von zwölf Gendarmerieregimentern, welche ihre Thätigkeit über das ganze Reich erstreckten, nach 1860 aber vollkommen reorganisirt wurden und heute in Cisleithanien (14 Commanden) als Landesgendarmerie, in Ungarn (7 Commanden) als königlich ungarische Gendarmerie den Sicherheitsdienst auf dem Lande besorgen. (Tafel XXXIII.)

Hiemit schließt die Serie I unserer Abbildungen, welche ein retrospectives historisches Interesse hat; die nun folgende Serie II, welche in ihrem Beginne die verschiedenen Truppen und Branchen der k. k. Armee in der Gegenwart darstellt, bedarf keiner weiteren Erläuterung.





Fahnen und Feldzeichen.

as die Fahnen des k. k. Heeres betrifft (Serie II, Tafel XIII), wird von jedem Infanterieregiment eine Leibfahne aus weißer Seide geführt, nur die Infanterieregimenter 4, 39, 41 und 57 haben statt derselben eine gelbe Fahne, an welche sich die Erinnerung an ruhmreiche Waffenthaten knüpft. Das Fahnenblatt enthält bei der weißen Leibfahne das Bildniß der unbefleckten Mutter Gottes (von Kaiser Ferdinand III. als Patronin des Heeres erklärt) in Gold, Silber und Seide eingewebt; auf der anderen Seite den k. k. Reichsadler mit den Wappen sämmtlicher Königreiche und Länder. Die gelbe Fahne auf beiden Seiten den k. k. Reichsadler. Die Flagge der k. k. Marine ist roth mit weißen Mittelstreifen und enthält in Farben das österreichische Wappen und die Kaiserkrone.

Hier muß auch noch der Feldzeichen gedacht werden, die im Sommer aus Eichenlaub, im Winter aus Tannen-, bei der Marine aus Lorbeer- oder Buxbaumreisern bestehen und an den Kopfbedeckungen zur Parade, im Felde, oder bei sonstigen besonders anbefohlenen Gelegenheitsausrückungen getragen werden.

Die Orden und Ehrenzeichen

der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Orden werden jene äußeren Auszeichnungen genannt, die in fast allen civilisirten Staaten für militärisches oder bürgerliches Verdienst ertheilt werden. Der Einsetzung liegt die Schöpfung der mittelalterlichen Ritterorden zu Grunde, welche geistlich-lehnsrechtliche Verbindungen waren, die zu irgend einem kriegerischen oder religiösen Zweck gestiftet wurden und auf strenger Genossenschaft der Mitglieder mit bestimmten Gelübden und Pflichten beruhten. Daraus entstanden die von Monarchen gestifteten Ordensverbindungen,

denen die Idee einer ritterlichen Gemeinschaft auch heute noch nicht verwischt ist, aber doch zugleich schon der Gedanke des Dienstes, der einem bestimmten Landesfürsten oder Staate geleistet wird, als Grundlage zur Ordenseinsetzung dient. Die älteste Ordensstiftung in diesem Sinne ist die des englischen Hosenbandordens (1350), welchem der burgundische Orden des goldenen Vließes folgte (1430), der nicht lange Zeit darnach auf die Abkömmlinge des burgundischen Hauses — die Dynastien in Oesterreich und Spanien — überging. Sie bilden den Uebergang vom mittelalterlichen zu dem modernen monarchischen Ordenswesen.

Der älteste und höchste Orden der Monarchie ist somit der

Orden vom goldenen Vließe oder Toison-Orden

(Serie II, Tafel XIII)

er wurde von Philipp dem Gütigen von Burgund im Jahre 1429 gestiftet, gelangte aber durch die Heirat des nachmaligen Kaisers Maximilian mit Maria von Burgund, Erbin der Niederlande und Belgiens, an das österreichische Regentenhaus. Derselbe wird an verdienstvolle, hohe adelige Würdenträger, ausschließlich von katholischer Religion verliehen. Die Decoration, welche an scharlachrothem Bande getragen wird, ist aus Gold und stellt ein an einer Agraffe hängendes Widderfell dar; an dem unteren Theile derselben befindet sich der Kampf Jasons mit dem Drachen eingravirt, der übrige Theil enthält auf blauem Email die goldene Inschrift: „Pretium laborum non vile“ (Lohn der Mühen). Zwischen der Agraffe und dem Toison (Widderfell) ist ein goldrother, flammenspeiender Feuerstein eingeschaltet. Die Collane (Kette), welche bei festlichen Anlässen getragen wird, enthält nur das goldene Widderfell allein und besteht abwechselnd aus einem von goldenen Flammen umgebenen Feuerstein und zwei zusammengesetzten goldenen Feuerstählen. Dieser Orden hat nur eine Classe.

Der aus drei Classen — Großkreuz, Commandeur und Ritter — bestehende

Militär-Maria-Theresien-Orden

(Tafel XIV)

ist der höchste militärische Orden der Monarchie. Er wurde am 18. Juni 1757 — dem Tage des ruhmvollen Sieges bei Kollin im siebenjährigen Kriege unter Feldmarschall Graf Leopold Daun — von der Kaiserin Maria Theresia gestiftet und wird dieser Orden an Generale, Stabs- und Oberofficiere verliehen, welche besonders herzhafte, kluge und ausgezeichnete Waffenthaten auf dem Schlachtfelde vollführen und durch erfolgreiches Eingreifen in unvorhergesehenen Kriegslagen zur günstigen Entscheidung beitragen. Die Decoration besteht aus einem goldenen, weiß emaillirten, achteckigen, ausgeschweiften Kreuze, dessen Mittelschild bildet auf dem Avers (Vorder- oder Hauptseite) das erzherzoglich österreichische Wappen, der weiße Querbalken im rothen Felde, mit der Umschrift „Fortitudini“ (für Tapferkeit), auf dem Revers (Kehr- oder Rückseite) die Namenschiffern der Stifterin und deren Gemahls Franz I.: „M. T. F.“ verschlungen, mit einem grünen Lorbeerkranz eingefaßt. Der Orden wird an einem ponceaurothen, mit einem breiten weißen Mittelstreifen versehenen Bande getragen. Der Stern zum Großkreuz ist aus goldgeränderten Silber mit einem unterlegten, breiten, grün emaillirten Lorbeerkranz.

Der St. Stefans-Orden

(Tafel XIV)

— ebenfalls dreiclassig (Großkreuz, Commandeure und Ritter) — wurde gleichfalls von der Kaiserin Maria Theresia, und zwar als königlich ungarischer Orden am 5. Mai 1764 gestiftet; derselbe wird im Gegensatz zum Theresien-Orden an verdienst- und talentvolle Civilpersonen verliehen, aber auch Officiere erhalten denselben für Verdienste, die nicht rein militärischer Art sind. Die Ordensmitglieder haben Anspruch auf die taxfreie Erhebung in den Freiherrn-, ja selbst in den Grafenstand. Die Decoration, aus einem goldenen, grün emaillirten, achteckigen Kreuze bestehend, trägt auf dem Mittelschilde, dem roth emaillirten Avers, das bekannte auf grünem Fels stehende apostolische Kreuz und die Anfangsbuchstaben des Namens der Stifterin „M. T.“ mit der Umschrift auf weiß emaillirtem Ring „Publicum meritorum praemium“ (Lohn öffentlicher Verdienste); auf dem Revers befindet sich, von einem grünen Eichenkranz eingefaßt, die Inschrift: „Sto. St. R. Ap.“ (St. Stefan, Apostel des Königreichs.) Ueber dem Kreuze befindet sich die ungarische Königskrone. Das Band ist carmoisinroth, mit dunkelgrünen Randstreifen; der Stern zum Großkreuz ist ein achtstrahliger brillantirter, Silberstern mit dem Aversschild des apostolischen Kreuzes, aber statt der Umschrift mit einem Eichenkranz umgeben.

Der Leopolds-Orden

(Tafel XV)

gestiftet von Kaiser Franz I. am 8. Jänner 1808, aus den bekannten drei Classen bestehend, wird mit oder ohne Kriegsdecoration verliehen, und zwar an das Civil und an Officiere, welche sich besondere Verdienste — beim Militär, speciell vor dem Feinde — erworben haben, und werden die Ordensmitglieder über ihr Ansuchen taxfrei in den Adelsstand erhoben, die Ritter in den Ritterstand, die Commandeure in den Freiherrnstand. Die Decoration ist aus einem goldenen, roth emaillirten, achteckigen Kreuze mit weiß-emaillirter Einfassung gebildet, das Mittelschild enthält auf dem roth emaillirten Avers die verschlungenen Buchstaben „F. T. A.“, mit der Umschrift „Integritati et merito“ (der Rechtschaffenheit und dem Verdienste) in weiß emaillirtem Ring und „Opes regum subditorum“ (dem Wirken für Fürst und Volk) mit grünem Eichenkranz eingefaßt, auf dem weiß emaillirten Revers. Ueber dem Kreuze befindet sich die österreichische Kaiserkrone in Gold, deren sichtbare innere Theile roth emaillirt sind. Der Stern zum Großkreuz ist aus Silber achtstrahlig und brillantirt mit dem beschriebenen darauf ruhenden Kreuze, aber ohne die Kaiserkrone. Die Kriegsdecoration besteht in blaßgrün legirten, goldenen Lorbeerkränzen unter der Krone oder um den Mittelschild. Das Band ist ponceauroth mit weißen Randstreifen.

Der Orden der eisernen Krone

(Tafel XV)

ursprünglich von Kaiser Napoleon I. als König von Italien zu Mailand gestiftet, bei Einverleibung der Lombardie in das österreichische Kaiserthum am 12. Februar 1816 von Kaiser Franz I. wiederhergestellt, wird ebenfalls mit und ohne Kriegsdecoration verliehen, und zwar an Civilpersonen und Officiere unter den gleichen Bedingungen

wie beim Leopoldsorden. Dieser Orden hat drei Classen (1., 2. und 3.) und werden über ihr Ansuchen die Ritter 2. Classe in den Freiherrn-, die 3. Classe in den Ritterstand erhoben. Die Decoration aus Gold besteht aus der sogenannten eisernen Krone. Es ist dieselbe ein drei Finger breiter Goldstreifen ohne Zacken und mit Edelsteinen besetzt, inwendig ein schmaler Streifen von Eisen (woher sie den Namen hat), der nach der Legende aus einem der Nägel geschmiedet ist, womit Christus ans Kreuz geschlagen wurde. Ueber dieser Krone befindet sich der gekrönte kaiserliche Doppeladler mit Schwert und Reichsapfel in den Fängen. Auf dessen Brust ist ein blauemaillirter Herzschild, der auf dem Avers ein „F.“ (Franz), auf dem Revers „1815“ (die Jahreszahl der Uebernahme des lombardischen Königreiches) trägt. Ueber dem Adler ist die österreichische Kaiserkrone angebracht, deren sichtbare innere Theile roth emaillirt und. Der Stern für die erste Classe ist aus Silber, achtstrahlig brillantirt; der kreisrunde goldene Mittelschild trägt die eiserne Krone und im blau emaillirten Ring die Inschrift „Avita et aucta“ (Ererbt und vermehrt). Die Kriegsdecoration zu diesem Ordenszeichen besteht in goldenen, grün emaillirten Lorbeerkränzen. Das Ordensband ist kaisergelb mit himmelblauen Randstreifen.

Der Franz Josef-Orden

(Tafel XVI)

aus drei Classen — Großkreuz, Comthur mit und ohne Stern und Ritter bestehend — wurde von Seiner jetzt regierenden Majestät Kaiser Franz Josef I. am 2. December 1849, als am ersten Jahrestage seiner Thronbesteigung, gestiftet und wird dieser Orden an die Staatsbürger aller Berufsclassen ohne Ausnahme für deren Verdienste um Kaiser und Vaterland im Kriege und Frieden verliehen. Gemachte wichtige Erfindungen, erfolgreiche Hebung von Industrie, Handel und Bodencultur, hervorragende Leistungen in Kunst und Wissenschaft, aufopferndes Wirken für die leidende Menschheit u. s. w. befähigen den Verdienstvollen zu der Ordensverleihung. Militärs müssen den Officiersrang haben, die Mitglieder haben jedoch, nicht wie bei den übrigen Orden, Anspruch auf Standeserhebung.

Die Decoration besteht aus einem achteckigen Kreuze, das mit Ausnahme der Ränder roth emaillirt ist, der weiß emaillirte Mittelschild ist mit einem goldenen Ring umgeben, trägt auf dem Avers die Buchstaben „F. J.“ (Franciscus Josephus) und auf dem Revers die Jahreszahl 1849. Das Kreuz ruht auf dem goldenen, theilweise schwarz emaillirten gekrönten k. k. Doppeladler, der in seinen Schnäbeln eine herabhängende Kette hält; zwischen den Gliedern des unteren Theiles derselben befinden sich die Buchstaben der kaiserlichen Devise (Wahlspruch) Viribus unitis (mit vereinten Kräften). Der Stern für Comthure ist kleiner und wird zum Unterschiede an der rechten Brustseite an hochrothem Bande getragen.

Von „Ehrenzeichen“ in der k. k. Armee ist die Decoration der Elisabeth-Theresien-Militär-Stiftung (Tafel XVI) das älteste; es wurde von der Gemahlin Kaisers Carl VI., Kaiserin Elisabeth Christine, im Jahre 1750 gestiftet und von deren Tochter Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1771 erneuert. Die Decoration, an welche ein für 21 Mitglieder normirter Stiftungsgenuß zu 1000 fl., 800 fl. oder 500 fl. geknüpft ist, wird an Officiere des Ruhestandes vom Obersten aufwärts für treue und belobte 30jährige Militärdienstzeit verliehen. Dieselbe

besteht aus einem goldenen, achtstrahligen, ovalen Sterne, die Strahlen sind halb weiß, halb roth emaillirt. Das ovale, weiß emaillirte Mittelschild hat auf dem Avers die Buchstaben „E. C.“ und „M. T.“ (Namensschiffres der Stifterinnen), ober denselben die Kaiserkrone und führt die Umschrift: „Maria Theresia parentis gratiam perennem voluit“ (Maria Theresia setzt die Gunst ihrer Ahnen fort). Ueber dem Sterne befindet sich schwebend die goldene Kaiserkrone; das Band ist schwarz und dreieckig gelegt.

Das Militärverdienstkreuz

mit oder ohne Kriegsdecoration (Tafel XVI) wurde von Kaiser Franz Josef I. am 22. October 1849 gestiftet, hat nur eine Classe und wird an wirkliche Officiere im Frieden für besonders ersprießliche Dienste, im Kriege (mit der diesbezüglichen Decoration) für bewiesene höhere Einsicht, Muth oder Entschlossenheit verliehen. Die Decoration, ein silbernes, achteckiges Kreuz, dessen Arme weiß mit roth emaillirten Rändern, hat einen weiß emaillirten, roth geränderten Mittelschild mit der Inschrift: „Verdienst“. Die Kriegsdecoration dieses Ehrenzeichens bildet ein unter dem Mittelschild befindlicher geschoppter, goldener, blaßgrün legirter Lorbeerkranz. Das Ordensband ist in der Quere roth-weiß gestreift und mit rothen und weißen Randstreifen eingefaßt.

Die Tafel XVIII zeigt noch die beiden Classen des goldenen und silbernen Geistlichen Verdienstkreuzes, welches Kaiser Franz I. am 26. November 1804 für verdienstliche Militärgeistliche stiftete. Die an roth und weiß gestreiftem Bande getragen werdende Decoration erster Classe besteht aus einem goldenen Kreuze mit in Kleeblattform auslaufenden Armen; im weißemaillirten Mittelschild befindet sich die Inschrift: „piis Meritis“ (frommen Verdienste). Die zweite Classe besteht aus demselben, jedoch silbernen Kreuze und ist der Mittelschild blau emaillirt. Es können beide Decorationen erworben und gleichzeitig getragen werden.

Die Tapferkeitsmedaille

(Tafel XVII)

ist das zweitälteste militärische Ehrenzeichen und wurde von Kaiser Josef II. im Jahre 1789 gegründet. Im Jahre 1848 führte Kaiser Ferdinand I. zur vorerwähnten Classe der goldenen Tapferkeitsmedaille noch die erste und zweite Classe der silbernen bei. Die Medaille wird an Unterofficiere und Soldaten für hervorragende Tapferkeit, Unerschrockenheit und Muth vor dem Feinde verliehen, welche Verleihung sich nach dem Grade der verübten That richtet und keine Rücksicht bezüglich der Charge genommen wird; auch schließt der Besitz einer Classe bei wiederholten Waffenthaten nicht die Verleihung der beiden übrigen aus, so daß alle drei Gattungen getragen werden können. Es sind mit dem Besitze der goldenen und ersten Classe der silbernen Tapferkeitsmedaille auch Zulagen verbunden (je nach der Charge von 40 Kreuzer bis 5 Kreuzer täglich). Die Decoration besteht aus einer geprägten Medaille von Gold, respective von Silber, welche auf dem Avers das Brustbild Sr. Majestät des Kaisers mit der Namensunterschrift, auf dem Revers Waffentrophäen und die von einem Lorbeerkranz umschlungene Inschrift: „Der Tapferkeit“ trägt. Das Band ist jenem des Militärverdienstkreuzes gleich, in der Quere roth-weiß gestreift, mit rothen und weißen Randstreifen eingefaßt.

Das Verdienstkreuz

(Tafel XVII)

vier Classen enthaltend, wurde von Kaiser Franz Josef I. am 16. Februar 1850 gestiftet, und wird an Staatsbürger jeder Berufsclasse, zur Belohnung treuer und thätig bewährter Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland, wegen vieljähriger, anerkannt ersprießlicher Verwendung im öffentlichen Dienste oder sonstiger Verdienste um das allgemeine Beste verliehen. Die vier Classen sind: 1. goldenes Kreuz mit der Krone; 2. goldenes; 3. silbernes mit der Krone; 4. silbernes Verdienstkreuz, wobei bei Verleihung höherer Classen die minderen nicht abgelegt, sondern alle verliehenen Classen getragen werden. Die Decoration der beiden ersten Classen besteht aus einem goldenen, achteckigen, ausgeschweiften Kreuze, mit roth emaillirten Armen. Der weiß emaillirte gold-geränderte Mittelschild trägt auf dem Avers die Initialen: „F. J.“, im weißen Ringe die Umschrift „Viribus unitis“ (mit vereinten Kräften), und zwei verschlungene Hände; auf dem Revers die Jahreszahl „1849“. Bei der ersten Classe überragt die goldene Kaiserkrone, bei der dritten die silberne Kaiserkrone das Kreuz; die dritte und vierte Classe besteht aus einem silbernen Kreuze mit roth emaillirten Armen in gleicher Form wie das Vorbeschriebene, mit gleicher In- und Umschrift; der Mittelschild ist silbern, nicht emaillirt. Das Kreuz wird an hochrothem Bande getragen.

Erwähnt muß hier noch werden, daß Kaiser Franz I. im Jahre 1815 das Armeekreuz stiftete, welches für die Kriege von 1813 und 1814 verliehen wurde, und zwar als ein eigenes Zeichen für alle jene Krieger, welche in den bekannten zwei Jahren an den Kämpfen Antheil genommen hatten. Dieses Ehrenzeichen wurde aus dem Metalle des eroberten Geschützes in der Gestalt eines mit einem Lorbeerkranze umwundenen Kreuzes geprägt, auf dessen Vorderseite die Worte: „Libertate Europae asserta“ (für Wahrung der europäischen Freiheit) mit den Jahreszahlen 1813 und 1814 und auf der Rückseite die Worte: „Grati Princeps et Patria Franciscus Imp. Aug.“ (Dank von Fürst und Vaterland, Franz, Kaiser) zu lesen sind. Es war für alle Krieger ohne Unterschied des Ranges gleich und wurde an einem gelben, auf beiden Seiten schwarz gestreiften, seidenen Bande im Knopfloche getragen.

Die Tafel XVII. zeigt auch die Souveränen Orden — den Deutschen Orden mit dem Marianer-Kreuz und den Johanniter- oder Malthéser-Orden, welche zwar unter einem eigenen souveränen Oberhaupte — einerseits dem „Hoch- und Deutschmeister“, anderseits dem „Ordens-Magisterium“ — stehen, aber in der österreichischen Armee von jeher ziemlich stark verbreitet waren.

Der Deutsche Orden

wurde von Herzog Friedrich von Schwaben im Jahre 1190 als geistlich ritterlicher Orden gestiftet und 1840 von Kaiser Ferdinand I. in Oesterreich aufgenommen; seine Tendenz ist die Vertheidigung des Christenthums und die Pflege Kranker und Verwundeter. Dessen Oberhaupt führt den Titel: Hoch- und Deutschmeister.

Es wurden aber schon im Jahre 1210 die deutschen Herren durch den Herzog Leopold VII. dem Glorreichen, aus dem Hause Babenberg, nach Oesterreich gebracht, wo sich dieselben stets dem Herrscherhause treu ergeben zeigten und ihm wichtige

Dienste leisteten. Der Preßburger Friede vom 26. December 1805 hob aber in seinem Artikel 12 den Deutschen Orden als solchen auf und der Hoch- und Deutschmeister ward ein weltlicher Erbfürst, nicht mehr vom Großcapitel, sondern von dem Kaiser von Oesterreich zu ernennen. Das Regiment „Hoch- und Deutschmeister" Nr. 4 wurde 1683 errichtet und ist seitdem im Namen unverändert geblieben.

Die Ordensmitglieder sind Groß-Capitulare, Profeß und Ehrenrichter, Geistliche und Ordensschwestern. Als „Marianer" werden seit 1871 alle adeligen katholischen Personen Oesterreich-Ungarns in den Orden aufgenommen, welche einen Jahresbeitrag von mindestens 25 Gulden an den Ordens-Spitalsfond entrichten und sich im Krieg der freiwilligen Sanitätspflege weihen. Die Decorationen der Deutsch-Ordens-Ritter sind verschieden; wie auf Tafel XVII. ersichtlich; die Decoration der Marianer besteht aus einem silbernen, schwarz emaillirten, achteckigen sogenannten Marianer-Kreuz mit weiß emaillirten Rändern und trägt der weiß emaillirte Mittelschild auf der Vorderseite das rothe Kreuz und in schwarz emaillirtem Ringe die Inschrift „Ordo dent humanitati" (Der Orden widmet sich der Menschheit). Die Rückseite trägt die Jahreszahl 1871. Das Ordensband ist schwarz.

Der Johanniter- oder Malthreser-Orden.

wurde im Jahre 1118 von Raimond de Puy als geistlicher Orden zur Vertheidigung des Christenthums und Pflege der Kranken und Verwundeten gestiftet. Das Ordens-Magisterium hat seinen Sitz in Rom, für Oesterreich ist in Böhmen ein Groß-Priorat. Die Decorationen der Ordensritter sind wohl nicht gleich, aber im Allgemeinen weichen sie nur wenig von dem auf Tafel XVII. abgebildeten Kreuze ab.

Eine schöne Stiftung des Kaisers Franz Josef I. ist die

Kriegsmedaille

(Tafel XVIII)

(Tafel XVIII.), welche am 2 December 1873 anläßlich des allerhöchsten 25jährigen Regierungs-Jubiläums ins Leben trat. Diese Medaille wurde an Militär-Personen ohne Unterschied verliehen, welche einen oder mehrere Feldzüge der Jahre 1848, 1849, 1859, 1864, 1866 und 1869 mitgemacht hatten und die Anrechnung eines Feldzugsjahres zuerkannt erhielten. Die Statuten wurden später dahin erweitert, daß auch die an der Occupation von Bosnien (1878) und an der Bekämpfung der Insurrection in Bosnien und der Herzegowina (1882) betheiligten Militärs und Civilpersonen, wenn letztere im Interesse der militärischen Operation gewirkt, diese Medaille erhielten. Die Decoration besteht aus einer geprägten, bronzenen Medaille, welche auf dem Avers das Bildniß Sr. Maj. des Kaisers mit der Umschrift des allerhöchsten Namens, auf dem Revers die von einem Lorbeer- und einem Eichenkranze umschlungene Inschrift: „2. December 1873" trägt. Das Band ist nach der Quere schwarzgelb gestreift und mit schwarzen und gelben Randstreifen eingefaßt.

Die Erinnerungs-Medaille an den Feldzug 1864 gegen Dänemark

(Tafel XVIII)

wurde am 10. November 1864 im Einvernehmen mit König Wilhelm von Preußen (nachmals deutscher Kaiser) zur Erinnerung an den ruhm- und siegreich von den

alliirten Armeen geführten Feldzug gegen Dänemark gestiftet und an alle Militär-Personen verliehen, welche diesen Feldzug mitgemacht hatten, desgleichen auch an die bei den Kriegsoperationen mitgewirkt habenden Beamten. Die Decoration ist eine aus Kanonenmetall geprägte Medaille, die auf dem Avers die Kronen und allerhöchsten Namenszüge der Stifter „F. J." und „W." und auf dem Revers die von Lorbeerblättern bekränzte Inschrift trägt: „Unseren tapferen Kriegern 1864". Auf dem Rande stehen die Worte: „Aus erobertem Geschütze". Das Band ist gelb, schwarz, weiß.

Die Denkmünzen an die Tiroler Landesvertheidigung der Jahre 1848 und 1866 (Tafel XVIII) wurden vom Kaiser Franz Josef I. am 10. Jänner 1849 und am 17. September 1866 gestiftet. Erstere wurde an die bei der Tiroler Landesvertheidigung im Jahre 1848 Betheiligten, Letztere an die bei der Vertheidigung Südtirols im Jahre 1866 Betheiligten verliehen. Beide Decorationen sind geprägte Medaillen aus Silber, welche auf dem Avers das Brustbild Sr. Majestät des Kaisers mit der Namensumschrift tragen. Auf der Rückseite hat die Medaille von 1848 die Inschrift: „Dem Tiroler Landesvertheidiger 1848" und die Umschrift: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland", welche Decoration an halb grün, halb weißem Bande getragen wird; die Medaille von 1866 trägt auf dem Revers von Eichenkranz umgeben die Inschrift: „Meinem treuen Volke von Tirol", und ist das Band halb roth, halb weiß.

Was die schließlichen Abbildungen auf Tafel XVIII betrifft, sind es die Militärdienstzeichen zweiter und erster Classe, gestiftet von Kaiser Franz Josef I. am 18. Mai 1849. Das Officiers-Dienstzeichen wird für langjährige, treue, active Dienstzeit verliehen, und zwar die erste Classe für 25, die zweite für 50 effective Dienstjahre, und ist bei Erhalt der höheren Classe die mindere abzulegen und zurückzugeben. Die Decoration besteht aus einem gelbmetallenen Kreuze, bei der ersten Classe mit silbernem, bei der zweiten mit goldenem gekrönten k. k. Doppeladler als Schild. Das Band ist kaisergelb, mit schwarzgelben Randstreifen eingefaßt. Das Mannschaftsdienstzeichen wird ebenfalls für längere, treue, active Dienstzeit verliehen, die erste Classe für 12, die zweite Classe für 24 effective Dienstjahre und ist ebenfalls bei Erhalt der höheren Classe die mindere zurückzustellen.

Die Decoration besteht aus einem gleichen Kreuze, wie bei den Officieren, der Mittelschild ist bei der ersten Classe von dem Metalle des Kreuzes und enthält die Ziffer „XII", bei der zweiten Classe aus Silber und enthält, von einem Eichenkranz umgeben, die Ziffer „XXIV". Das Band ist ebenfalls wie bei den Officieren.

Die Tafeln XIX und XX, welche die Distinctions-Abzeichen in den Uniformirungstheilen, als Aufschlägen, Achselbändern, Schärpen, Mützen u. dgl. enthalten, bedürfen keiner näheren Erörterungen.



Inhalt des dritten Bandes.

Siebentes Buch.

Die Armee von 1815 bis 1847.

	Seite
Die Revolutionsjahre 1848 und 1849	1300
Der Feldzug von 1848 in Italien	1306
Der Feldzug des Jahres 1849 in Italien	1341
Die Armee unter der Regierung des Kaisers Franz Josef I.	1364
Das Jahr 1859	1375
Das Jahr 1866	1385
Der Tag von Lissa	1390
Heeres-Reformen	1398 u. 1421
Der Aufstand in der Crivoscie	1405
Der Occupations-Feldzug des Jahres 1878	1411
Die Uniformirung der k. k. Armee vom 17. Jahrhundert an	1438
Fahnen und Feldzeichen	1449
Die Orden und Ehrenzeichen der österreichisch-ungarischen Monarchie	1449

Verzeichniß

der im dritten Bande enthaltenen ganzseitigen Illustrationen.

	Seite
Der Sieg bei Novara, 1849	1348
General Hentzi's Heldentod bei der Vertheidigung von Ofen	1363
Die Sieger von Custozza, durch Wien ziehend	1387

Berichtigungen.

Durch ein unliebsames Versehen wurden im Texte zu der „Uniformirung der k. k. A die Tafeln nicht richtig angegeben, was, wie nachstehend, zu verbessern ist.

Seite 1440, Zeile 22 und Seite 29 von oben lese man statt Tafel 28 Tafel XV.
„ 1441, „ 1 von unten lese man statt Tafel 29 Tafel XXXVI.
„ 1442, „ 22 von oben „ „ „ „ 30 „ XXXVII
„ 1442, „ 3 von unten „ „ „ „ 31 „ XXXVIII.
„ 1444, „ 24 von oben „ „ „ „ 34 „ XLI.
„ 1444, „ 31 von oben „ „ „ „ 30 u. 39 Tafel XLI u. XL.
„ 1445, „ 7 von unten „ „ „ „ 33 Tafel XL.
„ 1447, „ 3 von oben „ „ „ „ 32 „ XXXIX.
„ 1447, „ 10 von oben „ „ „ „ 35 „ XLII
„ 1447, „ 21 von oben „ „ „ „ 34 „ XLI.
„ 1448, „ 5 von unten „ „ „ „ 33 „ XL.

Ebenso ist auf dem Vollbilde „Schlacht bei Aspern“ die irrige Bezeichnung „Fürst Schw berg“ zu eliminiren (siehe Erklärungsblatt Seite 1205).

